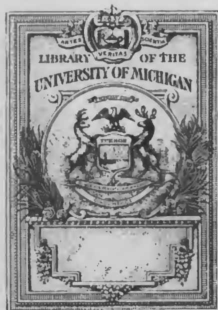


Globus


ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN

GLOBUS

LXXVII. Band

GLOBUS

Illustrierte
Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

Vereinigt mit den Zeitschriften „Das Ausland“ und „Aus allen Weltteilen“

Begründet 1862 von Karl Andree

Herausgegeben von

Richard Andree

Siebenundsiebzigster Band

Braunschweig

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn

1900

Inhaltsverzeichnis des LXXVII. Bandes.

Europa.

Asien.

Afrika.

Amerika.

Australien u. Oceanien.

Polargebiete.

Hydrographie, Meteorologie, Geophysik.

Geologie.

Botanisches und Zoologisches.

Urgeschichte.

Anthropologie.

Ethnographie nebst Volkskunde.

Biographieen. Nekrologe.

Von Prof. W. Wolkenhauer.

Karten und Pläne.

Sprachliches.

Abbildungen.

Bücherschau.

Mitarbeiter (Bd. LXXVII).

Andree, R., Dr. phil., Braunschweig.
Andersson, G., Dr., Stockholm.
Anutschin, D. N., Professor in Moskau.
Behrens, W., Dr., Göttingen.
Birkner, F., Dr., München.
v. Buchwald, G., Dr., Archivar, Neu-Strelitz.
v. Bülow, W., Matapoo, Insel Sawaii, Samoa.
Carlsen, F., Dr. phil., London.
Cleve, G. L., Pastor, Freiburg i. B.
Ehrenreich, P., Dr. med. et phil., Privatdocent, Berlin.
Endlich, Rud., Dr., Leipzig.
Finsch, O., Dr., Leiden (Holland).
Förster, Brix, Oberstleutnant a. D., München.
Friederichsen, M., Dr., Hamburg.
Fritsch, G., Geh. Rat, Prof., Berlin.
Gatschet, A. S., Bureau of Ethnology, Washington.
Gebhardt, A., Dr. phil., Oberlehrer, Nürnberg.
Gessert, F., Inachab (Südwest-Afrika).
Goetze, A., Dr. phil., Direktorialassistent, Berlin.
Grabowsky, F., Museumsinspekt., Braunschweig.
Greim, G., Dr. phil., Privatdocent, Darmstadt.
Grünwedel, A., Dr. phil., Prof., Berlin.
Halbfafs, W., Dr. phil., Oberlehrer, Neuhaldensleben.
Hansen, R., Dr., Oberlehrer, Oldesloe.
Hauthal, R., Dr., Chefgeologe, La Plata.
Henning, Ch. L., Philadelphia.
Hupfeld, Fr., Bergassessor a. D., Berlin.
Jansen, H., Dr. phil., Friedrichshagen.
Jellinghaus, H., Dr., Oberlehrer, Segeberg.
Kahle, P., Ingenieur, Braunschweig.
Kobelt, W., Dr. phil., Schwanheim.
Kortüm, F. W., Hannover.
Krause, E. H. L., Dr., Regimentsarzt, Saarlouis.
Krebs, W., Gymnasiallehrer, Hagenau.
Lamprecht, G., Kaufmann in Papeete (Tahiti).
Lasch, R., Dr., Horn (N.-Österr.).
Lehmann-Filhés, M., Fräul., Berlin.
v. Luschan, F., Prof., Berlin.
Mayr, A., Dr., München.
Meyer, J. G., Dr., Steglitz.
Neef, G. A., Dr., Yutan (Nebraska).
Nehring, A., Prof. Dr., Berlin.
Nörrenberg, C., Dr., Bibliothekar, Kiel.
Oppert, G., Prof., Berlin.
Palleske, R., Oberlehrer, Kattowitz.
Passarge, S., Dr., Berlin.
Reinecke, Dr., Breslau.
Rhamm, K., Privatgelehrter, Braunschweig.
Roth, E., Dr. phil., Bibliothekar, Halle an der Saale.
Sapper, Karl, Dr., Cóban.
Schlüter, O., Dr., Berlin.
Schmidt, E., Dr., Prof., Leipzig.
Schott, G., Dr. phil., Seewarte Hamburg.
Schumacher, K., Prof., Karlsruhe.
Schurtz, H., Dr., Bremen.
Seidel, H., Rektor, Berlin.
Seler, Ed., Dr. phil., Prof., Steglitz.
Singer, H., Redakteur, Bromberg.
v. Stenin, P., Oberlehrer, St. Petersburg.
Struck, Ad., Salonik.
Tetzner, F., Dr., Oberlehrer, Leipzig.
Thilenius, G., Dr., Berlin.
Vierkandt, A., Dr. phil., Privatdocent, Berlin.
v. Vincenz, Fr., Smyrna.
Weigand, G., Prof., Leipzig.
Weifsenberg, S., Dr. med., Elisabethgrad.
Weule, K., Direktorialassistent, Leipzig.
Wilser, L., Dr. med., Heidelberg.
Winter, A. C., Libau.
Winternitz, M., Dr. phil., Weinberge-Prag.
Wolkenhauer, W., Prof., Bremen.
Zemmrich, J., Dr., Oberlehrer, Plauen im Vogtlande.
Zimmermann, F. W. R., Dr., Finanzrat, Braunschweig.

Druckfehler im LXXVII. Bande.

S. 47, Sp. 1, Z. 26 von unten lies Handbreite statt Handarbeit.
„ 48, „ 1, „ 23 „ oben „ ganz „ ganze.
„ 262, „ 1, „ 7 „ „ „ Standpunkt „ Stoff.

Berichtigungen zu Band LXXVI.

S. 298, Sp. 2, Z. 12 von oben lies ebener statt oberer.
„ 298, „ 2, „ 28 „ unten „ 1 : 3000 „ 1 : 2000.
„ 299, „ 1, „ 19 „ „ „ Aufsenränder statt Aufsenwände.
S. 299, Sp. 2, Z. 26 von oben lies Onohippidium statt Orohippidium.
„ 300, „ 2, „ 9 „ „ „ Cardita statt Cardiia.
„ 300, „ 2, „ 25 „ „ „ Sandschicht statt Sonderschicht.

Anmerk. S. = Seite. Sp. = Spalte. Z. = Zeile.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEBER: DR. RICHARD ANDREE. VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXVII. Nr. 1. BRAUNSCHWEIG. 6. Januar 1900.

Ein Besuch bei den Chirripó- und Talamanca-Indianern von Costarica.

Von K. Sapper. Cóban.

I.

Nach einem einmonatlichen Aufenthalte auf dem dicht bevölkerten centralen Hochlande von Costarica, das durch seine hochentwickelte Agrikultur und die verhältnismäfsig weit vorgeschrittene Civilisation seiner Bewohner ebensosehr wie durch seine landschaftliche Schönheit und seine grossartigen Vulkane einen tiefen Eindruck auf mich gemacht hatte, drängte es mich, den schwach besiedelten Süden des Landes mit seinen gewaltigen Gebirgen und Urwäldern und seinen von der europäischen Civilisation bisher wenig berührten Indianerstämmen kennen zu lernen. Da der grösste Teil dieses bis vor kurzem fast unbekannten Gebietes in den letzten Jahren durch meinen verehrten Freund, Herrn Prof. H. Pittier, bereist und eingehend untersucht worden war, so war es für mich gar nicht leicht, einen Weg auszukundschaften, der einesteils mir einen allgemeinen Einblick in die Beschaffenheit der Gebirge und Wälder und in die Eigentümlichkeiten der abgeschieden lebenden Ureinwohner des Landes bieten konnte, andererseits aber noch nicht aufgenommen war, so dafs seine Begehung die bisherige Kenntnis über Costarica fördern konnte. Pittier selbst riet mir zu dem einst viel begangenen, jetzt fast ganz verlassenen Landwege von Turrialba (Angostura) nach Talamanca, der auch auf Friederichsens Karte von Costarica (Hamburg 1876) schematisch eingetragen ist. Dieser Weg war von dem mutigen und glaubenseifrigen Bischof von Costarica, Dr. Bernhard Thiel, auf einer Missionsreise unter grossen Strapazen und Gefahren in der Regenzeit (Dezember 1889 bis Januar 1890) begangen worden; da Dr. Thiel aber keine Wegaufnahmen gemacht hat, so verbreitet seine Reisebeschreibung [1]) nur wenig Licht über die topographischen Verhältnisse jener Gegend, so dafs eine erneute Begehung des Weges nutzbringend erscheinen mufste.

Ich verliefs S. José de Costarica mit meinem von Guatemala mitgebrachten indianischen Träger Sebastian Ical am 18. März 1899, fuhr mit der Bahn über Cartago nach der Station Tucurrique, welche von dem auf einer Gebirgsterrasse reizend gelegenen Indianerdorfe gleichen Namens durch die tiefe Thalschlucht des Rio Reventazon getrennt ist und ging von dort ab zu Fuss auf der Bahnlinie bis zur Station Turrialba, um (in Ergänzung einer früheren Begehung der Eisenbahnstrecke La Junta-Turrialba) die geologischen Aufschlüsse dieser Teilstrecke kennen zu lernen. Nachdem ich mich in Turrialba für die Reise hinreichend mit Nahrung versehen hatte, trat ich am folgenden Tage von der Kaffee- und Zuckerrohrpflanzung Aragon aus (660 m) die Reise nach Talamanca an. Ein gut gehaltener Karrenweg führt zunächst in das tiefe Thal des Rio Reventazon hinab, dessen schäumende und brausende Gewässer man auf einer guten Brücke überschreitet (530 m). Der Weg steigt nun zu den zerstreuten Häusern von Angostura (580 m) hinan und führt von hier in das schöne Thal des Rio Tuis hinein, in welchem seit der Eröffnung der Bahnlinie eine ganze Anzahl vielversprechender Kaffeepflanzungen erstanden ist, die meistens im Besitz von Ausländern (Engländern, Amerikanern und Schweizern) sind. Ich übernachtete in der in der Nähe des Weilers Tuis (700 m) gelegenen Kaffeeplantage La Suiza und verschaffte mir daselbst einen Führer für die erste Strecke meiner Reise, bis zu den ersten Indianeransiedelungen Moravia und Arenal.

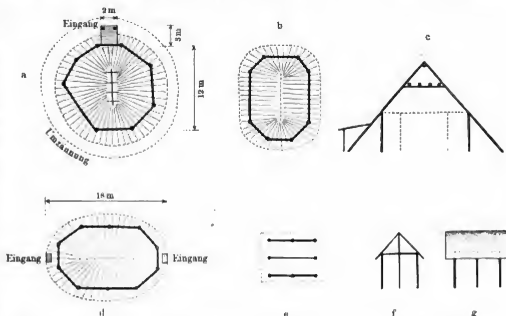
Kaum hatte ich mit meinem Führer und meinem Träger den Weiler Tuis erreicht, so bogen wir von dem Karrenwege in einen schmalen, aber vielbegangenen Fufspfad ein, der sofort in den dichten Urwald hineinführte, welcher die ganze atlantische Abdachung der grossen costaricensischen Gebirgskette bedeckt und bei der ausserordentlich dünnen Besiedelung dieses Gebietes nur an sehr wenigen Stellen von Lichtungen unterbrochen ist. Obgleich dieser Urwald in seinem Gesamtcharakter mit seinen mannigfaltigen, mächtigen Laubbäumen, seinen wuchernden Schlingpflanzen und üppigem Unterholz, mit seinen Epiphyten, Palmen und Farnbäumen ganz an die gleichartigen regenfeuchten Wälder von Guatemala, Honduras oder Nicaragua erinnert, so machte er auf mich doch einen fremden Eindruck, da die Pflanzenarten von denjenigen meiner guatemaltekischen Adoptivheimat fast durchgängig verschieden sind, wie denn überhaupt in Costarica das Gebiet der südamerikanischen Flora beginnt. Unser Weg war wegen der zuweilen ausserordentlich starken Steigungen da und dort recht mühsam, aber nach der langen Zeit, die ich soeben in den offenen, sonnendurchglühten Gegenden von Guanacaste und Nicoya und auf den staubigen Landstrassen des Hochlandes gewandert war, freute ich mich, endlich wieder einmal im Schatten des Waldes wandern zu können und mein Indianer vollends fühlte sich hier erst recht wieder in seinem Elemente, da der Wald ihn an seine Heimat in der Alta Verapaz erinnerte. So gingen wir denn ganz vergnügt unseres Weges über die Ausläufer der grossen Centralkette hin, die hier zunächst

[1]) Viajes á varias partes de la República de Costa Rica por el Dr. Bernardo A. Thiel, Obispo de Costa Rica. S. José 1896, p. 36 bis 51.



Fig. 1. Oval-Palenque der Talamanca-Indianer.

Am 21. März setzten wir unsere Reise fort und hatten zunächst den Rio S. Rafael, einen Nebenfluss des Pacuare, zu überschreiten. Während ich bei gröfseren Flüssen mich zu entkleiden pflege, um selbst durchzuwaten, lasse ich mich bei kleineren von meinem Indianer auf dessen Rücken hinübertragen. Mein Führer erbot sich nun hier, mich über diesen kleinen Flufs zu tragen, und ich nahm es an, um den kleinen Aufenthalt zu ersparen, welcher dadurch zu entstehen pflegt, dafs mein Indianer erst sein Gepäck übersetzt, ehe er umkehren kann, um mich abzuholen. Als ich mich nun auf den Rücken des Führers schwingen wollte, fühlte ich plötzlich einen heftigen Schmerz auf der rechten Seite: Mein Führer hatte vergessen, sein auf den Rücken geschnalltes Buschmesser abzunehmen, und indem ich gegen dessen Wehrstange stiefs, hatte ich mir eine Rippe der rechten Seite verletzt, was mir während der nächsten drei Wochen viele Schmerzen verursachte und meine Beweglichkeit stark herabminderte. Trotzdem setzten wir unsere Reisę rüstig fort und stiegen auf einem schmalen Grat steil hinan durch prächtigen Wald, in welchem reizende kleine Palmen freundlich das Wirrsal der Bäume, der Lianen und des Unterholzes beleben. Indem man allmählich höher steigt, werden die Palmen spärlicher und an ihre Stelle beginnen Farnbäume zu treten. Bei El Surtubal (980 m) befindet sich am Wege ein länglicher Stein (von etwa 120 cm Länge, 25 cm Dicke und 21 cm Breite), in welchen einige rohe Figuren eingekritzelt sind. Die Chirripó-Indianer keine bedeutende Höhen erreichen: wir stiegen zu 970 m an („Gracias á Dios“), dann zu dem Bache Cabeza del Buey (590 m) hinunter, nochmals zu 730 m hinan und endlich zu dem Rio Pacuare hinab (490 m), den wir ohne grofse Schwierigkeit durchwateten. Am jenseitigen Ufer bezogen wir unter einem wohlerhaltenen, hinlänglich geräumigen Schutzdache schon frühzeitig unser Lager und ergaben une der Ruhe mit all der beschaulichen Behaglichkeit, die bei schönem Wetter die Biwaks in dem stillen, einsamen Urwalde auszuzeichnen pflegt. Eine Schlange, welche während unserer Mahlzeit ihren Weg zwischen mir und meinem Indianer genommen hatte, störte eine Weile unsere Ruhe, wurde aber sofort von ihrem Schicksal ereilt.



a Palenque von El Arenal; b Palenque von Moravia; c Durchschnitt durch den Palenque von Arenal; d Palenque in Xiquiari; e, f, g Grundrifs, Seitenrifs und Aufrifs einer Einzelhütte in Xiquiari.

nennen diesen Stein (nach Angabe meines Führers) „Christobal“ und pflegen beim Vorbeigehen mit ihm zu spielen, indem sie ihn auf die Schulter nehmen und wieder abstellen u. s. w. Dafs der Stein in der That absichtlich bis an diesen Platz von weit her geschleppt worden sein mufs, erkannte ich daran, dafs auf dem ganzen Grat, den ich hier begangen habe, nirgends unzersetztes, anstehendes Gestein zu finden ist.

Von El Surtubal ab wird die Steigung schwächer und nach Überschreitung einer Höhe von 1180 m erreicht man eine stellenweise sumpfige Hochfläche, auf welcher die ersten Palenques (Häuser) der Chirripó-Indianer liegen, nämlich Moravia und El Arenal (1100 m). Der letztgenannte Palenque ist die Wohnung des Friedensrichters Nicolas Moya, welchem ich meine offiziellen Empfehlungsschreiben vorlegen sollte, um einen Führer für die Weiterreise zu dingen. Da der Herr Friedensrichter aber keine Ahnung vom Lesen und Schreiben hat, ja nicht einmal vollständig Spanisch versteht, so pflegen Reisende, die keine amtlichen Empfehlungsschreiben haben, ein beliebiges Stück Papier als obrigkeitlichen Befehl vorzuweisen, um Führer oder sonstige Hülfe zu erlangen. Als wir in Arenal ankamen, war Nicolas Moya gerade abwesend, da er, wie viele Chirripó-Indianer seit neuerer Zeit thun, für einige Zeit nach Tuis gegangen war, um durch Arbeit auf den dortigen Pflanzungen etwas Geld zu verdienen, sowie um einige Hühner, Schweine und andere Dinge zu verkaufen und dafür Salz, Baumwollstoffe, Pulver und Blei einzuhandeln, denn obgleich die Chirripó-Indianer noch immer Bogen und Pfeile zu benutzen pflegen, fangen sie doch an, auch Gewehre anzuwenden, da deren Vorzüge auf der Jagd sehr in die Augen fallen. Da aber Pulver und Blei (Schrot) verhältnismäfsig teuer sind, so trifft man zuweilen Indianer, die neben ihrer Flinte auch noch den Bogen und ein Bündel Pfeile mit sich tragen, um vorkommenden Falles die eine oder die andere Waffe in Anwendung bringen zu können.

Da wir schon um die Mittagszeit in El Arenal eingetroffen waren, so hatte ich Mufse, mir die Wohnung, Einrichtung, Kleidung und Waffen der Chirripó-Indianer genau anzusehen, sowie manches über ihre Gebräuche zu erfahren, und indem ich meine späteren Beobachtungen der Einfachheit halber vorwegnehme und mit einflechte, will ich versuchen, eine Skizze ihres gegenwärtigen Kulturzustandes zu geben, wobei einige von der Art Gallery (in S. José de Costarica) aufgenommene Photographieen zur näheren Veranschaulichung dienen können. Dieselben sind allerdings in Talamanca aufgenommen, aber da die Chirripó-Indianer mit den in Talamanca wohnenden, ihnen sprachlich sehr nahe stehenden Bribri-Indianern ethnologisch gleichartig sind, so sind sie doch für unsere Zwecke vollständig geeignet.



Fig. 2. Talamanca-Indianerinnen auf der Tumba mahlend.

Das typische Wohnhaus der Chirripó- und Talamanca-Indianer (Fig. 1) ist eine Rundhütte von bedeutender Grösse (12 bis 20 m Durchmesser am Grunde), dessen Dach bis auf den Boden herabreicht und steil geneigt ist (40 bis 45°). Ein einzelner oder zwei einander gegenüberliegende niedrige, oft durch ein flaches Dächlein geschützte Eingänge führen ins Innere und sind zugleich die einzigen Lichtquellen, da Fenster oder anderweitige Öffnungen fehlen. Im Inneren herrscht infolge dessen den ganzen Tag über Halbdunkel. Das mächtige Dach ruht auf acht, in ziemlich unregelmäfsigem Achteck angeordneten Pfeilern, die oben durch Querbalken miteinander verbunden sind. Auf diesen

Querbalken ruhen die starken Stangen, an welchen das Blätterdach (von Palmblättern) angebracht ist; diese Stangen treffen sich an der Spitze des Daches und sind zu einem kurzen, oft etwas gewölbten First zusammengezogen, welcher wieder mit Palmblättern überdeckt ist. In drei Viertel der Gesamthöhe sind zur Erhöhung der Festigkeit des Gebäudes einige horizontale Querstützen aus Rundholz im Innenraume angebracht. Der Fufsboden ist festgestampfte Erde; der Eingang ist zuweilen durch eine Brücke von quergelegten Rundhölzern gegen Schmutz geschützt. Vieh wird entweder durch eingeschobene Querhölzer am Eingange selbst oder durch eine Einfriedigung um das ganze Haus vor dem Eindringen ins Innere abgehalten. Öfters sind die Palenques auch länglich, wie in Xiquiari, und ruhen dann auch wohl auf zehn Pfeilern. — Als eine Neuerung ist es wohl zu betrachten, wenn bei länglichen Rundhäusern (eigentlich Ovalhäusern) das Dach nicht mehr bis zum Boden fortgeführt ist, sondern bereits in Manneshöhe aufhört; dann ist einige Fufs über die Tragpfeiler vorgeschoben eine



Fig. 3. Fischender Talamanca-Indianer.



Fig. 5. Talamanca-Indianerinnen, Lasten tragend.

niedrige, aus aufrecht gestellten Rundholzpfählen gebildete Wand vorhanden. Jeder dieser Palenques ist für mehrere Familien berechnet, deren jede sich um ihre eigene Feuerstelle lagert. Einzelfamilien bauen sich nur offene Hütten ohne Wand, mit einfachem, zweiflächigem Dache (vgl. die beistehenden Pläne Seite 2).

Zum Hausbau pflegen alle Bewohner des betreffenden Weilers zusammen zu helfen; zum Ausbessern des Daches braucht man nur zwei Männer, von denen der eine innen, der andere aufsen zu arbeiten hat.

Betrachten wir die innere Einrichtung, so fallen aufser den ziemlich weit auseinander liegenden Feuerstellen die Bettstellen auf, über deren Rohrstäbe gewöhnlich eine Decke aus Rindenstoff gebreitet ist. Hängematten, meist aus festem Stoff, seltener aus geknüpften oder geflochtenen Stricken gebildet, dienen nur zum Ausruhen, nicht zum Schlafen. An einer Schnur, die von dem Dache herunterhängt, sieht man wohl einige schöne Vogelbälge oder Federn, während vielfach lange, farbige Vogelfedern in das Blätterdach hineingesteckt sind. An einigen starken Stricken sitzt ein aus Stäben zusammengebundenes Gestell, auf welchem Speisen und andere Gegenstände aufbewahrt und gegen zudringliche Ameisen geschützt werden. Aufserdem sind einige Schnüre festgebunden, auf denen Kleider oder Bananen hängen. In die Wand sind oberhalb der Bettgestelle horizontale

Stäbe hineingesteckt, auf denen die Indianer ihre Bogen, Pfeile und Blasrohre liegen haben. Häufig bemerkt man auch, an den Pfeilern angebracht, eigenartige, aus lockerem Korbgeflecht gebildete Gefäfse, welche oben durch einen starken Reifen zusammengehalten werden („jabae“ auf Spanisch). Aufserdem bemerkt man niedrige, auf vier Füfsen stehende Schemel und lange, niedrige Holzbänke, welche letztere den Gästen auch wohl zum Schlafen angeboten werden. Aufser Thontöpfen sieht man bereits emaillirtes Eisengeschirr. Ferner bemerkt man die gewohnten, in ganz Mittelamerika üblichen Flaschenkürbisse (Tecomates) und hölzerne Trinkschalen (Guacales oder Jicaras), von welchen einzelne mit zahlreichen Löchern durchbohrt sind, um bei der Chichabereitung als Sieb zu dienen. Die aus Mais, Bananen oder Yuca hergestellte Chicha ist ein gegorenes, schwach berauschendes Getränk, das in grossen Holztrögen hergestellt wird und von den Indianern, welche Kaffee nur ganz ausnahmsweise trinken, in grofsen Mengen täglich vertilgt wird.



Fig. 4. Flufsscenerie in Talamanca.

Die Chirripó- und Talamanca-Indianer haben als Hauptnahrungsmittel die unter dem Namen Plátanos in Mittelamerika bekannten grofsen Bananen, welche sie in grofsen Pflanzungen anbauen. Dieselben werden noch grün, ehe sich ihr Stärkegehalt in Zucker verwandelt hat, nach dem Enthülsen entweder geröstet oder in Wasser gekocht, oder auch zerschnitten in Wasser zugesetzt und weich gekocht, dann in kaltem Wasser mit der Hand zerdrückt und als eine Art Brei getrunken. Mais wird nur in kleinem Mafsstabe angebaut und meist für Bereitung von Chicha verwendet; die im nördlichen Mittelamerika gebräuchlichen Mahlsteine, auf welchen die Indianerin die gekochten Maiskörner mittels einer flachen, länglichen Steinwalze zerdrückt und mahlt, sind hier unbekannt; hier wird der gekochte Mais auf einem grofsen, platten Steine oder Holzbrett mittels eines schweren, länglich gerundeten Steines durch das Gewicht des letzteren, der hin- und hergewälzt wird, zerdrückt und zerkleinert (Fig. 2). Die Ladinos nennen diese Art Mahlsteine „La Tumba“. Einmal sah ich (in Xiquiari) allerdings auch einen kleinen Mahlstein, der aber im Gegensatz zu der flachen Reibfläche der übrigen Mahlsteine eine trogförmige Einbuchtung besafs, also mörserähnlich benutzt werden mufs. Die Tumbas befinden sich meistens nicht im Hause selbst, sondern am Ufer eines benachbarten Baches. Die als Tortillas bezeichneten, in ganz Mittelamerika üblichen Maiskuchen waren den costaricensischen Indianern bis vor kurzem unbekannt und haben sich auch jetzt noch nicht bei ihnen eingebürgert.

Neben Bananen und Mais sind noch Yucas (ari in Bribri, Manihot utilissima) und die Früchte der Pejivalle-Palme (diká in Chirripó, dikó in Bribri, Guilielma utilis Oerd.) als Nahrungsmittel, roter Pfeffer oder Chile



Fig. 6. Talamanca-Indianerinnen, Kinder tragend.

(dipá in Bribri) = Capsicum annuum, als Gewürzmittel zu nennen.

Jagd und Fischfang tragen ferner ihren Anteil zum Lebensunterhalt der Indianer bei. Für die Jagd werden jetzt bei den Chirripó-Indianern schon häufig, bei den Talamanca-Indianern aber bereits vorwiegend Gewehre (Vorderlader) verwendet. Daneben aber sind für kleine Vögel noch Blasrohre gebräuchlich, für anderes Wild aber Bogen und Pfeile. Die Bogen sind aus dem Holze der Pejivalle-Palme geschnitzt, von rundem Durchschnitt, gegen beide Enden hin sich verjüngend, meist etwa $1^1/_2$ m lang oder wenig länger; sie sind gerade, wenn sie nicht gespannt sind. Die Pfeile bestehen mit Ausnahme der wenigen, für grofse Tiere berechneten, mit Stahlspitze versehenen Exemplare, durchweg aus zwei Stücken: einem leichten Rohre und einem aus Pejivalleholz geschnitzten schwereren Einsatz, der meistens in eine dreikantige Spitze ausläuft, zuweilen aber auch rundlich und mit ein oder zwei Widerhakenreihen versehen ist. Da der Einsatz mit dem Buschmesser immer von neuem gespitzt wird, so ist seine Länge ziemlich wechselnd. Zur Ausführung der Jagd vereinigen sich gewöhnlich mehrere Indianer, schon darum, weil grofses Wild (z. B. Tapire) von einem einzelnen Mann nicht nach Hause geschafft werden kann. Auch Hunde werden für die Jagd benutzt; durch sie werden z. B. Jaguare auf einen Baum getrieben und dort durch einen Pfeil mit Eisenspitze getötet; nötigenfalls steigt ein Mann auch wohl auf einen benachbarten Baum, um dem Jaguar nahe genug zu kommen, dafs der Erfolg als sicher erscheinen kann. Der Fischfang geschieht ebenfalls mit Pfeilen (Fig. 3). Dieselben besitzen einen sehr langen Rohrschaft (bis $1^3/_4$ m lang), in welchen der oft $^1/_2$ m lange runde, wohlgespitzte Pejivalle-Einsatz erst im Augenblicke des Gebrauches hineingesteckt wird. Wird ein Fisch nur verwundet, so verfolgt man ihn, bis er müde wird und in irgend einem der ruhigeren Wassertümpel zum Vorschein kommt.

Die Zucht von Schweinen und Federvieh ist allgemein betrieben, reichere Indianer beschäftigen sich auch mit Viehzucht. Durch Verkauf des überschüssigen Viehes erwirbt sich der Indianer dann die Mittel zum Ankauf von Baumwollstoffen und anderen Dingen, die er sich nicht selbst schaffen kann. In Talamanca verdienen sie auch durch Lastenbeförderung in ihren flachen Booten (Pitpantes) ein gutes Stück Geld; in ruhigem Wasser geschieht die Fortbewegung durch frei geführte Ruder, welche den Kanaletes der mittelamerikanischen Kariben fast vollständig gleichen; in seichtem Wasser wird das Boot mit langen Stangen fortgeschoben, welche bei Stromschnellen auch dazu dienen, durch Entgegenstemmen die Geschwindigkeit des Bootes zu vermindern (Fig. 4). Lasten tragen die Indianer Costaricas in Netzen, welche mittels eines Rindenbandes mit dem Kopfe getragen werden, man sieht aber daneben auch öfters ein zweites Band, das über die Brust gelegt wird und tragen hilft (Fig. 5). Frauen tragen hier ebenso gut Lasten, wie die Männer, und manchmal kann man sehen, dafs der Mann nur Bogen und Pfeile oder die Flinte und Jagdtasche trägt, während sein Weib die ganze Last nachschleppt. Kinder werden von den Frauen auf dem Rücken getragen und mit einem breiten, über die Brust geschlungenen Tuche festgehalten (Fig. 6).

Die ursprüngliche Kleidung der Chirripó- und Talamanca-Indianer bestand bei den Männern aus einer Schambinde, bei den Frauen aus einem um die Lenden geschlungenen breiten Streifen aus Rindenstoff, der dem Mastatebaum entnommen ist. Die Rinde dieses Baumes wird gekocht, dann vorsichtig abgelöst, auf einer hölzernen Unterlage mit gerieften Holzkeulen bearbeitet, schliefslich in Wasser gelegt, damit die Rindensäfte, welche den Stoff brüchig machen würden, ausgezogen werden, und an der Sonne getrocknet. Der Mastatestoff (detzí) ist nun ziemlich weich und geschmeidig. Er wird aber jetzt für Kleider nur noch selten verwendet und findet nur noch als Bettdecke allgemeine Verwendung. Im übrigen schliefst sich die Kleidung der Männer wie der Weiber allmählich immer mehr der europäischen an (Fig. 7), zur Verwendung kommt dabei Baumwollstoff, den sie aber selbst nicht zu weben verstehen, ob-



Fig. 7. Antonio Saldaña, der Talamanca-Häuptling.

gleich man da und dort einige Baumwollstanden angepflanzt sieht.

Die Haare tragen die Männer meistens halblang und wenn sie, wie häufig die Nackenhaare, ziemlich hoch herauf abrasiert sind, so bekommt ihr Haarbusch fast das Ansehen einer Mütze. Hüte gehören nicht zur ursprünglichen Tracht der Indianer. Die Frauen tragen die Haare aufgelöst oder lose geknotet; sehr häufig machen sie aber auch schon Zöpfe nach europäischer Sitte. Bei Festlichkeiten tragen die Männer noch ihren Federschmuck, den man zuweilen in den Hütten in Aufbewahrung sieht. Ein grofser Stock vervollständigt ihre Kleidung (Fig. 8).



Fig. 8. William Gabb und zwei andere Talamanca-Indianer im Staatsschmuck.

Über die Gemeinde- und Staatsverfassung ist nur wenig bekannt. Die Bribri-Indianer besitzen noch einen König, Don Antonio Zaldaño, der in Túnsula, nahe Sipurio, seinen Wohnsitz hat; da sie ihm willig gehorchen, so regiert die Obrigkeit von Talamanca durch seine Vermittelung. Don Rafael Iglesias, der gegenwärtige Präsident von Costarica, hat den König zum Sergeanten ernannt und läfst ihm ein Gehalt von 40 Dollars monatlich ausbezahlen. Ob die Chirripó-Indianer noch ein besonderes politisches Oberhaupt haben, ist mir nicht bekannt.

Über manche Sitten und Gebräuche der Bribri-Indianer hat Pittier in seiner „Einleitung zur Sprache der Bribri-Indianer" (Sitzungsber. d. kais. Akad. d. Wissensch. in Wien, phil. hist. Klasse, Bd. CXXXVIII, Wien 1898) ausführlich berichtet, so dafs ich hier darauf verweisen kann.

Äufserlich ist die Mehrzahl der Indianer zum Christentum übergetreten; wie es aber thatsächlich mit ihrem Glauben bestellt ist und wie der Glaube ihrer Väter beschaffen war, darüber weifs ich keine Auskunft zu geben.

Die Toten sollen, nicht weit vom Wohnhause entfernt, in einer Art Gestell im Freien der Verwesung überlassen werden; danach werden die Gebeine im Hause selbst über dem Feuer geräuchert und schliefslich in den (geheim gehaltenen) Begräbnisstellen beigesetzt. Eine dieser Begräbnisstellen soll in einer Höhle des Chirripó-Thales sein, fünf andere sich in Talamanca befinden. Die Beisetzung geschieht unter grofsen Trinkgelagen, bei denen die Indianer, in Reihen aufgestellt und auf ihre schmalen, einseitig mit Iguana-Fellen überzogenen Trommeln schlagend, bestimmte Gesänge vortragen, über deren Inhalt ich leider nichts erfahren konnte.
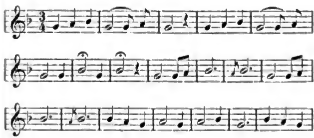
Aufser den genannten Trommeln lernte ich nur noch eine Art Schneckenflöte kennen, welche zwar nur einen Umfang von wenigen Tönen, aber einen sehr wohl-

lautenden Klang besitzt. Es ist eine marine Schnecke von etwa 6 cm Durchmesser, an welcher seitlich eine kleine Öffnung angebracht ist; indem man in die Mündung wie in eine Flöte hineinbläst, kann man einige wenige Töne erzeugen, von welchen aber von dem einzigen Spieler, den ich hörte, nur drei, einer Molltonart zugehörige Töne angewendet wurden, jedoch so, dass die kurzen Weisen mit ihren gehaltenen Tönen und ihrem Wohllaut auf mich einen sehr angenehmen Eindruck machten; da ein gewisser bescheidener musikalischer Kunstwert nicht zu verkennen war, so hätte ich gröfseren Produktionen mit vielem Interesse entgegengesehen, aber leider sollte sich meine Hoffnung nicht erfüllen. Ich kann daher hier nur einige wenige kurze Beispiele anführen, deren Schlufskadenzen manchmal fast an die bei Recitativen gebräuchlichen Schlufsformeln erinnern und mir daher eine Menge von Erinnerungen auslösten, die mich im Verlauf meiner weiteren einsamen Urwaldwanderungen angenehm begleiteten.

Nebenstehend eine Probe der Schneckenflötenweise der Chirripó-Indianer, beziehungsweise der Schlüsse solcher Weisen:

Im höchsten Mafse fiel mir übrigens auch die singende Sprachweise der Chirripó-Indianer auf, und die Frau des Friedensrichters in El Arenal, ein altes Weib, zeichnete sich in dieser Hinsicht ganz besonders aus; meist begann sie in sehr hohen Tönen und bewegte sich im Laufe der Rede im Umfange einer Septime; besonders auffällig war dabei, dafs sie häufig Sprünge von fast reinen Terzen und Quarten machte und dann oft längere Zeit auf einem bestimmten Ton beim Sprechen ausharrte. Die Söhne des Friedensrichters sprechen weniger singend, bewegten sich aber auch im Umfange einer Quinte beim Sprechen.

1.



2. Schluss.



3. Schluss.



4. Schluss.



Die Zustände an der Sprachgrenze in Westböhmen.

Von Dr. J. Zemmrich. Plauen i. Vogtl.

Mit einer Karte als Sonderbeilage.

In dem vielsprachigen Donaureiche wogt bereits seit mehreren Jahrzehnten mit wechselndem Erfolge der nationale Kampf. Seit fast drei Jahren ist derselbe so erbittert geworden, dafs durch ihn nicht nur die inneren Verhältnisse Österreichs fast ausschliefslich bestimmt werden, sondern auch die Machtstellung der gesamten Monarchie ernstlich bedroht wird. Der Angelpunkt des Nationalitätenstreites ist Böhmen, hier ist der Kampf entbrannt, hier wird er entschieden werden. Auf fast allen Seiten von deutschem Sprachgebiete umklammert, vom übrigen Slaventume durch natürliche und politische Grenzen abgeschnitten, hegen die Tschechen die beständige Furcht, vom Deutschtume erdrückt zu werden. Daher das fieberhafte Streben, das eigene Sprachgebiet zu vergröfsern, die Herrschaft ihrer Sprache bis an die natürlichen Grenzen des Landes vorzuschieben, sie auch den rein deutschen Gegenden aufzuzwingen, denn das versteht der Tscheche unter dem äufserlich so harmlosen Ausdrucke „nationale Gleichberechtigung“.

Je heftigere Formen der nationale Kampf in Österreich angenommen hat, desto mehr Beachtung hat er auch im Deutschen Reiche gefunden. Leider würdigt man bei uns recht oft noch viel zu wenig die Bedeutung des tschechischen Angriffes auf das deutsche Sprachgebiet; und doch sollte ein Blick auf die östlichen Grenzprovinzen des Reiches genügen, um die unersetzbare Schutzmauer, welche die deutschen Randgebiete Böhmens mit ihren $2^1/_4$ Millionen Deutschen gegen ein Eindringen des Slaventums in das Innerste des Reiches bilden, richtig einzuschätzen. Weit entfernt vom Kampfplatze, ist es den meisten nicht möglich, die einzelnen Phasen des Kampfes auf der langgestreckten Schlachtlinie zu verfolgen, nur die grofsen Redeschlachten im Reichsrate und Landtage und die leider nur zu häufigen gewaltsamen Zusammenstöfse in Böhmen selbst werden durch die Tagespresse allseitig bekannt; der nationale Kleinkrieg, der ununterbrochen von Ort zu Ort ausgefochten wird, findet nur selten in weiteren Kreisen Beachtung. Und doch ist es vor allem der von den parlamentarischen Stürmen meist unabhängige beständige Kampf an der Sprachgrenze, der langsame, aber nachhaltige Wirkungen zeitigt, der schliefslich den Ausschlag im nationalen Ringen giebt. Durch blofse Regierungsverordnungen vermag wohl eine Sprache im amtlichen Verkehr zur Herrschaft gebracht zu werden, aber auch nicht das kleinste Dorf kann seinem Volkstume plötzlich durch einen Federstrich entfremdet werden. Das haben früher die Tschechen, in jüngster Zeit die Deutschen bewiesen. Sobald aber in einem Orte die fremde Einwanderung eindringt, sefshaft wird und schliefslich die Gemeindeverwaltung in ihre Hände bringt, ist er für den nationalen Besitzstand meist endgültig verloren. Um die Gemeinde ist daher auch immer der zäheste und anhaltendste Kampf geführt worden.

Die Zahl der im nationalen Kampfe bedrohten Gemeinden ist infolge der grofsen Ausdehnung und des unregelmäfsigen Verlaufes der Sprachgrenze in Böhmen recht grofs. Es ist daher auch dem Einzelnen nicht leicht, einen genauen Überblick über die so verschiedenartigen örtlichen Verhältnisse an allen Punkten der Sprachgrenze zu gewinnen. In den folgenden Zeilen sollen zunächst die Zustände an der westlichen Sprachgrenze und die Veränderungen, die sich seit etwa einem

halben Jahrhnndert dort im nationalen Besitzstande vollzogen haben, geschildert werden. Späteren Aufsätzen wird vorbehalten bleiben, die Zustände an den übrigen Teilen der Sprachgrenze und in den Sprachinseln darzulegen [1]).

Der Stoff zu den nachstehenden und später noch folgenden Ausführungen ist zum gröfsten Teile durch Fragebogen gesammelt worden, die ich im Sommer des Jahres 1899 in grofser Anzahl nach allen wichtigen Pnnkten der Sprachgrenze an Deutsche von bewährter nationaler Gesinnung gesandt habe. Wenn auch, wie bei allen Umfragen, von einzelnen Stellen trotz wiederholter Anfrage keine Antwort zu erlangen war, so ist mir doch in den weitaus meisten Fällen in bereitwilligster Weise Auskunft erteilt worden, wofür ich an dieser Stelle nochmals meinen Dank ausspreche. Über die wichtigsten Punkte der Sprachgrenze vermag ich aus eigener Anschauung zu berichten, die umstrittensten Posten habe ich im Herbst 1899 nochmals besucht. Die im Laufe der letzten 50 Jahre eingetretenen Veränderungen der Sprachgrenze lassen sich mit Hülfe der älteren Litteratur, vor allem der ältesten speciellen Sprachkarte [2]) feststellen. Für die ältere Zeit fehlt eine genauere Geschichte der Sprachgrenze, wie sie Zimmerli für die Schweiz von Ort zu Ort durchgeführt hat; eine Aufgabe, die höchst lohnend, in Böhmen allerdings für einen einzelnen kaum durchführbar wäre.

Es mag überflüssig und selbstverständlich erscheinen, wenn ich noch vorausschicke, dafs meine Ausführungen sich streng sachlich auf die vorliegenden Thatsachen begründen und Schönfärberei wie Schwarzseherei in gleichem Mafse ausgeschlossen sind. Indessen hat die Erfahrung gezeigt, dafs von manchen Seiten in nationalen Dingen nur der Pessimismus Anerkennung findet, mitunter in der wohlmeinenden Absicht, den deutschen Michel aufzurütteln, aber ohne zu bedenken, dafs nur zu leicht die Unterstützungsfreudigkeit erlahmt, wenn alle Opfer vergeblich scheinen.

Wir beginnen unsere Übersicht da, wo das tschechische Gebiet bis auf eine halbe Wegstunde an die bayerische Grenze heranreicht und gleichzeitig den westlichsten Posten des gesamten Slaventums bildet. Wo die Sprachgrenze den Bezirk Bischofteinitz erreicht, biegt sie scharf nach Osten um und scheidet zunächst rein deutsche von rein tschechischen Dörfern. Sobald die Bahn Pilsen — Furth erreicht ist, weicht die Sprachscheide nach Norden aus und wird von einer Anzahl stark gemischter Orte begleitet. Äufserst gefährdet ist die Gemeinde Blisowa, aus den drei Orten Blisowa, Weirowa und Nahoschitz bestehend. Während diese Gemeinde nach der letzten Volkszählung von 1890 noch 489 Deutsche und nur 167 Tschechen aufweist, ist seitdem das tschechische Element so verstärkt worden, dafs es bei den letzten Gemeinderatswahlen (Januar 1899) sechs von den neun Sitzen eroberte. Eine tschechische Schulvereinsschule wurde bereits vor mehreren Jahren errichtet und wird sicher von der Gemeinde übernommen werden, wenn die Deutschen nicht bei den nächsten Wahlen die Herrschaft in der Gemeinde zurückerobern.

Der zweite umstrittene Posten im Bischofteinitzer Bezirke ist Schekarschen, wo durch beide Zählungen (1880 und 1890) [3]) eine starke tschechische Mehrheit ermittelt wurde (63 Deutsche, 210 Tschechen), die öffentliche Schule, in die auch deutsche Orte eingeschult sind, aber noch deutsch ist und die Deutschen den ersten Wahlkörper [4]) noch behaupten, nachdem sie die Mehrheit im Gemeinderate verloren haben. Die Gemeindeverwaltung in dem jetzt fast ganz tschechischen Nahomirschen ist schon vor langer Zeit in tschechischen Besitz übergegangen, dagegen das früher gemischte Třehnitz ganz deutsch geworden.

Im ganzen rückt östlich von Bischofteinitz die tschechische Sprache vor. Sie wird begünstigt durch die von jeher bestehende Zweisprachigkeit eines sehr grofsen Teiles der dortigen Bevölkerung, die es den tschechischen Staats- und Herrschaftsbeamten, deren Zahl in letzter Zeit gewachsen ist, leicht macht, ihren Einflufs auch auf viele Personen deutscher Abstammung geltend zu machen. Die deutsche Landbevölkerung steht aufserdem unter dem Einflusse der durchweg tschechischen Geistlichkeit, die überall in tschechisch-nationalem Sinne wirkt. Von den zwei deutschen Lokalblättern des Bezirkes ist das eine ganz, das andere halb socialistisch. Der Grofsgrundbesitz verhält sich gleichgültig. Günstig für die deutsche Stellung ist, dafs keine Bauerngüter in tschechischen Besitz übergehen. Rein deutsch hat sich auch das von tschechischer Gemeindeflur umgebene Autschowa erhalten, das in der gut besuchten deutschen Schule und der deutschen Glasfabrik im Dorfe Stankau einen Rückhalt hat.

Im anstofsenden Gerichtsbezirke Staab betreten wir ein Gebiet, das erst vor 200 Jahren deutsch geworden, jetzt aber durch die starke Einwanderung tschechischer Bergarbeiter an nicht wenigen Punkten stark gefährdet ist. 1890 bildeten die Tschechen bereits mehr als ein Viertel der Bevölkerung. Ob seitdem eine weitere relative Zunahme stattgefunden hat, wird erst die nächste Zählung (Ende 1900) ergeben. Jedenfalls ist die Kopfzahl der Tschechen weiter angewachsen, eine mir zugegangene Schätzung der gegenwärtigen Bevölkerung läfst die Bewegung derselben, wie folgt, erscheinen:

1880:	18 028	Deutsche,	5 255	Tschechen
1890:	20 397	„	7 760	„
1899:	25 000	„	10 000	„ (?)

Zunahme der Tschechen durch Einwanderung wird besonders für Nürschan, Chotieschau, Holleischen, Wittuna, Stich, Dobrzan, Lihn, Neudorf, Hrobschitz und Littitz gemeldet. Tschechische Schulen bestehen in Dobrzan, Nürschan, Neudorf, Honositz, Sekerschan und am Sulkowschachte. Die letztgenannte wird vom Westböhmischen Bergbau-Aktienvereine unterhalten. Diese deutsche Gesellschaft erweist damit, so sonderbar es klingen mag, der deutschen Gemeinde Lihn einen Dienst, da diese sonst gesetzlich gezwungen wäre, aus eigenen Mitteln eine tschechische Schule zu unterhalten. Von

[1]) Zum Überblick über die nationalen Verhältnisse in ganz Böhmen vergl. meinen Aufsatz „Deutsches und tschechisches Sprachgebiet“ (mit Karte) in der Geogr. Zeitschrift 1898.

[2]) Jireček, Kralovstvi české, Karte 1 : 560000 mit (tschechischem) Text. Prag 1850. Leider ist es mir trotz persönlichen Suchens auf den Prager Bibliotheken und in den tschechischen Antiquariaten Prags nicht möglich gewesen, ein Exemplar dieser Karte zu erhalten. Anastasia Prochaska stellt jedoch gewissenhaft auf Grund von Jirečeks Karte in den Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen (1876, Bd. 14) alle bis dahin erfolgten Verschiebungen fest. Die Karte würde ich jederzeit gern kaufen oder leihen. Die von Langhans in seiner statistisch den Gegenstand erschöpfenden Arbeit über die Sprachgrenze in Böhmen (Petermanns Mitteilungen 1899, Heft 4 bis 6) angeführte tschechische Karte von Erben ist mir nicht bekannt, aber nach allem dort Mitgeteilten höchst unzuverlässig und bestrebt, die (vor etwa 30 Jahren) gemischten Orte alle als tschechisch hinzustellen.

[3]) Bei den früheren Zählungen wurde die Sprache nicht ermittelt.

[4]) Die Wahlberechtigten sind überall nach Steuerleistung, Grundbesitz und Bildung in drei Wahlkörper geteilt, von denen jeder gleich viel Mitglieder des Gemeinderates wählt.

grofser Bedeutung sind anch die Kindergärten, die in Nürschan, Blattnitz und Steinaujezd den deutschen Nachwuchs für die deutsche Schule vorbereiten und erhalten. In Nürschan und Dobrzan haben auch die Tschechen gut besuchte Kindergärten errichtet.

Da die meisten Pfarren vom deutschen Prämonstratenserstift Tepl bei Marienbad besetzt werden, giebt es im ganzen Bezirke nur sechs tschechische Priester. Seit es den Bemühungen der Deutschen in Nürschan gelungen ist, den früher dort wirkenden äufserst deutschfeindlichen tschechischen Pfarrer durch einen deutschen zu ersetzen, sind nur noch die nach dem tschechischen Dorfe Dneschitz eingepfarrten Orte Pratawlk und Tschernotin von geistlicher Seite ungünstig beeinflufst.

Das Verhältnis zwischen der deutschen und tschechischen Bevölkerung wird immer gespannter und feindseliger. Die Tschechen werden von den Tschechisierungsvereinen mit reichen Mitteln unterstützt und gehen angriffsweise vor. Selbst in der fast ganz deutschen Stadt Staab werden von ihnen deutsch-nationale Ankündigungen heruntergerissen oder beschmutzt und Drohbriefe an einflufsreiche Deutsche geschrieben. Tschechische Agitatoren und Zeitungen, sowie je zwei nationale Vereine in Nürschan und Dobrzan werben beständig für die Tschechisierung des Bezirkes. Auf deutscher Seite ist die Masse der Bevölkerung nur zu leicht geneigt, dem Vordringen der Tschechen ruhig zuzusehen. Jedoch ist in letzter Zeit durch die Thätigkeit der deutschen Schutzvereine eine sichtliche Besserung erzielt worden. Leider ermangelt den deutschen Bauern vielfach noch das Verständnis für die drohende Gefahr und den Nutzen der deutschen Vereine, deren Geldmittel auch hinter denen der tschechischen zurückstehen, da der Tscheche in nationalen Dingen viel opferfreudiger ist als der Deutsche.

Der einzige Grofsgrundbesitzer des Bezirkes, Fürst Thurn und Taxis, hat seine Meierhöfe an drei Tschechen und vier Deutsche verpachtet. Das Forstpersonal ist fast ganz tschechisch. Ebenso sind die landwirtschaftlichen Arbeiter meist Tschechen, da die Deutschen besser bezahlten Erwerb suchen und finden. Doch bleiben auch hier die Bauerngüter in deutschen Händen.

Von so grofsem Segen der Bergbau für die wirtschaftlichen Verhältnisse im Staaber Bezirke ist, von so grofsem Nachteile ist er in nationaler Beziehung. Obwohl die Bergwerke fast ganz in deutschem Besitze sind, werden zum gröfsten Teile tschechische Arbeiter beschäftigt, auch zum gröfsten Teile tschechische Ingenieure und Beamte angestellt. Vielfach dürften allerdings deutsche Bergarbeiter gar nicht in genügender Zahl zu erhalten sein. Die Industrie ist ganz in deutschen Händen, besonders wird das Deutschtum durch die Prager Eisenindustrie-Aktiengesellschaft und die Glasfabrik in Wittuna gefördert. Letztere liegt auf dem Gebiete der rein tschechischen Stadt Merklin, bildet aber eine Ortschaft für sich, die mit dem deutschen Sprachgebiete zusammenhängt und eine eigene deutsche Fabrikschule hat. Die Brauereien beschäftigen deutsche und tschechische Arbeitskräfte. Für die deutschen Orte bildet die tschechische Arbeiterschaft eine grofse Gefahr. Zuerst wird eine tschechische Minderheitsschule errichtet, die einen Stützpunkt für die tschechische Bewegung bildet und nach dem Gesetze nach sechsjährigem Bestande bei einem Besuche von mindestens 40 Kindern von der Gemeinde übernommen werden mufs. Die tschechischen Arbeiter und Beamten ziehen dann tschechische Gewerbetreibende und Kaufleute nach sich, so dafs z. B. in Nürschan unter 22 Gastwirten nur drei Deutsche, unter etwa 40 Schneidern und Schuhmachern nur noch sechs Deutsche sind.

Die Ärzte sind (abgesehen von der Irrenanstalt in Dobrzan), mit einer Ausnahme (in Nürschan) noch alle deutsch. Unter den Juristen findet sich noch kein Tscheche, dagegen sind unter den Gerichts- und Steuerbeamten in Staab bereits mehr Tschechen als Deutsche. In Dobrzan bilden die meist tschechischen Ärzte und Beamten der Landesirrenanstalt die Hauptstütze des dortigen Tschechisierungsvereins.

Die Gemeindevertretungen sind in allen Gemeinden des Staaber Bezirkes in deutschen Händen. Nur in Mantau gehören zwei, in Dobrzan und Neudorf je ein Tscheche dem Gemeindeausschufs an.

Die Verschiebungen in der Bevölkerung sind an der Westgrenze des Bezirkes zu Gunsten der Deutschen, im Osten dagegen zu Gunsten der Tschechen erfolgt. In der westlichen Ecke des Staaber Bezirkes ist Honositz, der nördlichste Ausläufer der tschechischen Sprachzunge um Stankau, für die Deutschen gewonnen worden. Der nach den älteren Angaben tschechische Ort wird vor 30 Jahren als gemischt bezeichnet, 1880 wurden 269 Tschechen und 177 Deutsche ermittelt, 1890 aber schon 310 Deutsche und nur 158 Tschechen. Da die Bevölkerung fast durchaus beide Sprachen spricht, erklären sich solche Sprünge leicht. Wichtiger ist, dafs die Gemeindeverwaltung von den Deutschen, nachdem sie dieselbe schon früher einmal besessen, wieder erobert worden ist und dafs die deutsche Schule auf Kosten der tschechischen wächst. Durch den Übergang von vier Bauerngütern in deutschen Besitz ist die deutsche Stellung wesentlich gestärkt worden; ein deutscher Kindergarten soll demnächst errichtet werden. Die benachbarten Dörfer Hradzen und Holleischen sind gleichfalls deutsche Eroberungen. Beide Orte waren nach den Zählungen rein deutsch, während sie noch vor wenigen Jahrzehnten starke tschechische Beimischung hatten. Auch durch die Glasfabrik Wittuna ist ein neuer vorgeschobener Posten des deutschen Sprachgebietes entstanden.

Höchst gefährdet ist hingegen der östlichste, auf drei Seiten von tschechischem Gebiete umklammerte Teil des Bezirkes. In Dobrzan wuchsen von 1880 bis 1890 die Deutschen von 2579 auf 2989, die Tschechen aber von 345 auf 1902 Köpfe. In Neudorf standen 1890 den 325 Tschechen nur noch 89 Deutsche gegenüber. In Elhotten (192 Deutsche, 102 Tschechen) hatten sich die Tschechen fast verzehnfacht. In Lihn war durch starke deutsche Zuwanderung das numerische Übergewicht den Deutschen wieder zugefallen (826 Deutsche, 702 Tschechen), aber auch das tschechische Element gewachsen. Der vorgeschobenste Posten ist, bereits im Pilsener Bezirk, Littitz, dessen Einwohner (956 Deutsche, 1142 Tschechen) schon 1880 überwiegend tschechisch waren, das aber die deutsche Gemeindeverwaltung erfolgreich wahrt. Besonders gefährdet ist gegenwärtig Hrobschitz, wo 1880 neben 230 Deutschen nur 8 Tschechen, 1890 aber nur 174 Deutsche und 67 Tschechen ermittelt wurden. Der Unterschied erklärt sich wohl durch die Zweisprachigkeit aller Bewohner. Seitdem hat sich das Verhältnis für die Deutschen noch verschlechtert, denn die schulpflichtigen Kinder sind bereits zur Hälfte Tschechen, Grundbesitz ist in tschechische Hände übergegangen und ein Tschechisierungsverein gegründet worden. Noch ist die Gemeindevertretung deutsch, aber die Gefahr des Überganges an die Tschechen ist drohend. Durch den Ankauf eines Hauses für 10000 fl. könnte, wie mir versichert wird, die Gefahr abgewendet werden.



Verlag von Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

Ein strategischer Punkt ersten Ranges im nationalen Kampfe an der Sprachgrenze ist Nürschan. Dort schiebt sich das rein tschechische Gebiet des Pilsener Bezirkes am weitesten in das deutsche Sprachgebiet vor und nähert sich bis auf 11 km dem Reste der tschechischen Sprachinsel bei Mies. Nürschan zählte 1890 neben 2063 Deutschen schon 3088 Tschechen. Seitdem sind die letzteren auf etwa 4000 Köpfe angewachsen, während die Zahl der Deutschen sich nicht gehoben hat. Der Gemeindebesitz ist noch gröfstenteils in deutschen Händen. Die Tschechen werden meist auf den vier Schächten beschäftigt. Der Gemeindeausschufs ist auch aus den letzten Wahlen im Juni 1899 rein deutsch hervorgegangen. Dies zu erreichen war aber nur durch ausgiebigste Arbeit aller verfügbaren Kräfte und Geldmittel möglich. Neben dem Besitze der Gemeindevertretung ist die unveränderte Erhaltung des Nürschaner deutschen Kindergartens unbedingt notwendig. Er wird wie der tschechische von 500 Kindern besucht, besitzt aber kein so schönes Heim wie jener, für den die Pilsener Tschechen über 8000 fl. Baukosten aufbrachten. Drei deutsche Schutzvereine sind bemüht, die grofse Gefahr und die Notwendigkeit der Abwehr den weitesten Volksschichten vor Augen zu führen, und arbeiten mit Hochdruck für die deutsche Sache. Da aber zur Erhaltung des Kindergartens jährlich fast 2000 fl. benötigt werden und aufserdem an vielen anderen Stellen Hülfe notthut, ist es den Deutschen Nürschans unmöglich, für die nötigen Mittel allein aufzukommen. Zwar wird bereits beständige Beihülfe von auswärts gewährt, aber reichere Unterstützungen sind dringend nötig. Wenn Nürschan, der wirtschaftliche Mittelpunkt des Kohlenreviers, in tschechische Hände fällt, gehen alle umliegenden Orte in wenigen Jahren verloren. Der südliche Teil des Staaber Bezirkes würde dann vom deutschen Gebiete abgeschnitten und in wenigen Jahrzehnten tschechisiert sein, die bei Mies erzielten Fortschritte drohten dann gleichfalls verloren zu gehen. Nürschan kann trotz der tschechischen Mehrheit bei genügender Unterstützung sehr gut gehalten werden, da der Bauernstand noch ganz deutsch ist und mit der Erschöpfung der Kohlengruben, die in etwa 15 Jahren eintreten wird, ein grofser Teil der Tschechen sich anderwärts ansiedeln mufs, und zumeist nur die deutschen Grundbesitzer zurückbleiben werden. Aus allen diesen Gründen ist es ein grofses und dankbares nationales Werk, diesen Boden deutsch zu erhalten. Mögen diese Zeilen dazu beitragen, den wackeren Deutschen in Nürschan neue opferwillige Freunde zu gewinnen [5]).

Im Tuschkauer Bezirke haben nur Malesitz und Kottiken, die beiden vorgeschobensten Posten, eine gröfsere Zahl Tschechen. Malesitz hat von jeher starke tschechische Beimischung gehabt, jedoch zeigten bei der letzten Zählung beide Orte für die Deutschen günstigere Verhältnisse als 1880. Sonst sind alle Orte rein deutsch, auch die einst gemischtsprachige Stadt Wscherau.

Die Stadt Pilsen bildete früher den äufsersten Punkt des deutschen Sprachgebietes in Westböhmen. Vor 50 Jahren soll Pilsen unter etwa 14 000 Einwohnern nur 3000 bis 4000 Tschechen gezählt haben. Ämter und Schulen waren ausschliefslich deutsch. Der Umschwung trat infolge der starken Bevölkerungszunahme ein. 1890 zählte Pilsen schon über 50 000 Einwohner. Die Zuwanderung erfolgte fast ausschliefslich aus dem tschechischen Gebiete, und die Stadt erfuhr das Schicksal aller vereinzelten Städte im fremden Sprachgebiete, sie fiel der neu einströmenden Bevölkerung anheim. 1867 eroberten die Tschechen die Mehrheit in der Stadtvertretung und richteten damit ihre Herrschaft auf. 1878 wurden die alten deutschen Strafsennamen durch tschechische ersetzt. 1897 verloren die Deutschen auch den ersten Wahlkörper und sind seitdem ganz aus der Stadtvertretung ausgeschlossen. Die deutschen Schulen unterrichteten 1875 noch über ein Drittel der Kinder, 1890 nur noch ein Viertel. Ziffernmäfsig hat sich zwar von 1880 bis 1890 die Zahl der Deutschen von 6827 auf 8071 gehoben, ihr Anteil an der Einwohnerzahl sank aber von 17,8 auf 16,2 Proz. Wenn auch durch tschechische Beeinflussung mancher Deutsche bestimmt worden sein mag, sich zur tschechischen Umgangssprache zu bekennen, wie die Zahl der deutschen Schulkinder vermuten läfst, so ist doch die Ziffer für die Deutschen noch beträchtlich genug, um zu zeigen, dafs Pilsen noch keine rein tschechische Stadt ist. Immer noch stellen die Deutschen Pilsens geistig und finanziell eine grofse Macht dar, da sie zum gröfsten Teile den oberen Schichten der Bevölkerung angehören. Die deutschen Schulen jeder Gattung bilden noch für einen grofsen Teil des deutschen Sprachgebietes die höheren Bildungsstätten. Leider fehlt es ihnen meist an geeigneten Räumen, da die Stadt wohl für die tschechischen Schulen wahre Paläste baut, die deutschen aber in jeder Weise zurücksetzt und bekämpft und nur ganz ungenügende alte Gebäude für sie bereitstellt. Die deutsche Schulvereinsschule mufs gegenwärtig leider aus Geldmangel von fünf auf drei Klassen vermindert werden.

Im geschäftlichen Leben ist die deutsche Sprache noch unentbehrlich, das zeigen schon die zweisprachigen Aufschriften aller gröfseren Geschäfte. Aus Geschäftsrücksichten wurde auch kürzlich ein Antrag auf Einführung rein tschechischer Strafsentafeln von der Gemeindevertretung abgelehnt, man fürchtete eine weitere Ausdehnung des Boykotts, der anläfslich der feindseligen tschechischen Haltung in vielen Gegenden Deutsch-Österreichs und des Deutschen Reiches über das Bürgerliche Bräuhaus verhängt worden ist und die meist in Pilsen ansässigen Aktionäre recht empfindlich geschädigt hat. Die Tschechen selbst sehen diese Brauerei als ein durchaus tschechisch-nationales Unternehmen im Gegensatze zu der ganz deutschen Ersten Pilsener Aktienbrauerei an.

Die Staatsbeamten und Geistlichen sind fast alle Tschechen, nur Ärzte und Anwälte sind auch auf deutscher Seite in genügender Zahl vorhanden. Die Spannung zwischen den beiden Nationalitäten ist sehr grofs. Die Ausschreitungen des tschechischen Pöbels gegen die Deutschen sind in den letzten zwei Jahren bekanntlich wiederholt erfolgt und nur durch militärisches Aufgebot zu unterdrücken gewesen [6]). Werden auch die Deutschen die Oberhand in Pilsen nicht wiedergewinnen, so üben sie von dort aus doch noch einen nicht unwesentlichen Einflufs auf Westböhmen aus.

Eine deutsche Kolonie besitzt der 8 km nördlich von Pilsen gelegene Industrieort Tschemoschna. 1890 wurden 309 Deutsche neben 1426 Tschechen gezählt. Infolge Erweiterung der industriellen Unternehmungen sind beide Volksstämme in gleichem Ver-

[5]) Nähere Auskunft zu geben bin ich jederzeit gern erbötig.

[6]) Den beliebtesten Angriffspunkt bildeten die grofsen Fensterscheiben des „Pilsener Hofes", des einzigen ganz deutschen Gasthauses Pilsens, das übrigens mit aller Bequemlichkeit eines feinen, grofsstädtischen Gasthofes vorzügliche Verpflegung und sehr billige Preise verbindet.

hältnis weiter gewachsen, so dafs die deutsche Schule bereits von 127 nur deutschen Kindern besucht wird und seit 1. November 1898 von der Gemeinde übernommen worden ist. Ein deutscher Kindergarten, der sehr beliebt ist, wird von weiteren 64 Kindern fleifsig besucht. Die deutsche Ansiedelung schliefst sich an die Glasfabrik an, sie liegt ziemlich abgeschlossen aufserhalb des Ortes. Die Fabrikbeamten und der weitaus gröfste Teil der Arbeiter sind stramme Deutsche und durch einen deutsch-nationalen, sowie einen Gesangverein organisiert.

Über 600 Deutsche mit eigener Schule finden sich noch im Radnitzer Kohlenreviere, nordöstlich von Pilsen, in den Dörfern Heiligenkreuz, Krschisch und Wranow.

Nur etwa zwei Wegstunden von der Sprachgrenze entfernt liegt im Gerichtsbezirke Mies der letzte Rest der einstigen tschechischen Sprachinsel in Böhmen. Erst nach dem 30jährigen Kriege erfolgte die Besiedelung dieser damals verödeten Gegend durch deutsche Bauern. Um die Stadt Mies blieb jedoch eine Anzahl tschechischer Dörfer erhalten, welche die deutsche Bergstadt wie ein Kranz umgaben. Vor 50 Jahren wurden noch neun Dörfer zu dieser Sprachinsel gezählt, allerdings wurden damals schon alle von Jireček als gemischtsprachig bezeichnet. Die vier westlich von Mies gelegenen: Techlowitz, Otrotschin, Milikau und Wrbitz, sind jedenfalls schon zu jener Zeit in der Germanisierung begriffen gewesen, denn die erste Sprachenzählung von 1880 zeigte sie bereits als rein deutsche Orte. Dagegen besafsen die fünf anderen, östlich von Mies gelegenen Dörfer 1880 noch durchweg tschechische Mehrheiten, im Durchschnitt waren noch zwei Drittel der Bewohner Tschechen. 1890 aber wiesen nur noch zwei Dörfer, Sittna und Solislau, tschechische Mehrheiten auf, in den drei anderen hatten die Deutschen die Überzahl erlangt. Im ganzen Bezirke Mies waren die Tschechen von 1680 auf 1018 Köpfe zurückgegangen. Folgende Tabelle zeigt die Veränderungen:

	1880		1890	
	Deutsche	Tschechen	Deutsche	Tschechen
Solislau	122	175	102	190
Sittna	75	153	66	154
Swina	29	73	110	20
Wrunowa	68	113	147	40
Wuttau	33	35	49	8
Sprachinsel . . .	327	549	474	412

Bei einem Besuche der Sprachinsel im September 1899 bot sich mir folgendes Bild. Im Besitze der Tschechen ist nur noch Solislau, dessen Gewinnung für die Deutschen auch in absehbarer Zeit nicht zu erwarten ist. Bis vor 20 Jahren waren nationale Reibungen hier und in den benachbarten Dörfern so gut wie unbekannt, erst mit dem Auftreten tschechischer Agitatoren von auswärts trat die nationale Spaltung ein, die heute Solislau in zwei getrennte, sich scharf befehdende Lager teilt. Schon äufserlich lassen viele Häuser an der Aufschrift der Hausnummer erkennen, welcher Nationalität sein Besitzer angehört. Die Gemeindeverwaltung befand sich früher einmal in deutschen Händen, ist gegenwärtig aber ganz tschechisch. Durch einen deutschen Überläufer ging der zweite Wahlkörper verloren; der Versuch, denselben durch Aufteilung von Feldern an Deutsche wiederzugewinnen — jeder Grundbesitz verleiht das Wahlrecht im zweiten Körper — mifslang, da die Tschechen die Wahl zu verzögern wufsten und indessen die gleiche Mafsregel in noch ausgedehnterem Mafse sich zu Nutze machten. So ziemlich alle Wahlmanöver, die bei Gemeindewahlen in national umstrittenen Orten ins Werk gesetzt werden, lassen sich in Solislau studieren. Dafs dieselben auf Gesinnung und Charakter namentlich der ärmeren abhängigen Wähler einen sehr ungünstigen Einflufs ausüben, ist nicht zu verwundern. Die Macht des Geldes giebt den Ausschlag, und für Geld wird von den Tschechisierungsvereinen in reichstem Mafse gesorgt. Im ersten Wahlkörper ist auch hier wie an vielen Orten der Sprachgrenze ein sehr beliebtes Mittel angewendet worden, um die Deutschen in demselben nicht siegen zu lassen. Da nämlich dem ersten Körper nur sehr wenige und unabhängige Wähler, auf dem Lande meist die Besitzer der gröfseren Güter, angehören und die Deutschen auch in überwiegend tschechischen Orten häufig infolge ihres Wohlstandes die Mehrheit im ersten Wahlkörper haben, so werden nach Bedarf auswärtige Ehrenbürger ernannt, die als solche von Steuern befreit, aber im ersten Körper wahlberechtigt sind. Am Tage der Wahl erscheinen sie nach Bedarf im Orte und überstimmen die einheimische Mehrheit. Solislau hat gegenwärtig bei etwa 300 Einwohnern gegen 50 tschechische Ehrenbürger, so dafs immer genügend tschechische Stimmen für den ersten Wahlkörper beschafft werden können.

Solislau bildet mit Sittna, das nur 20 Minuten entfernt ist und gleichfalls an der Heerstrafse von Mies nach Pilsen liegt, eine Schulgemeinde. Die beiden Schulen derselben befinden sich in Solislau. Die deutsche wird von 57 Kindern besucht, die tschechische ist etwa ebenso stark, hat aber nur 24 Kinder aus Solislau selbst; die übrigen kommen aus den umliegenden Dörfern, in denen nirgends eine tschechische Schule besteht. Am Beginn des Schuljahres, wenn die Neueinschreibungen stattfinden, kommen häufige Wechsel der Schule vor; denn die Kinder sind fast alle zweisprachig, und für die tschechische Schule wird eifrig geworben. Ein wesentliches Anziehungsmittel bildet auch die jährliche Christbescherung, deren Ausfall leider mitunter ausschlaggebend für die Wahl der Schule ist.

Keines der genannten Dörfer hat einen ständigen Geistlichen. Der Gottesdienst wird von den Geistlichen in Mies versehen. Früher wurde in der dortigen Stadtkirche noch von alter Zeit her in regelmäfsigen Zwischenräumen tschechischer Gottesdienst abgehalten, jetzt ist dies als Antwort auf tschechische Angriffe eingestellt. In Solislau findet bis jetzt nur tschechischer Gottesdienst statt, da aber vor kurzem der tschechische Stadtpfarrer von Mies durch einen deutschen ersetzt worden ist, hofft man auf Einführung auch deutschen Gottesdienstes. Dafür suchen die Tschechen eine eigene Pfarre für Solislau zu erhalten, 16000 fl. sind zu diesem Zwecke bereits schon durch öffentliche Sammlungen aufgebracht worden.

Eine sehr wesentliche Stütze finden die Tschechen an dem Grofsgrundbesitzer im benachbarten Piwana. Derselbe bildet den Mittelpunkt der tschechischen Organisation und hat im eigenen Orte schon viele Tschechen angesiedelt [7]). Auch als Pächter fast aller Jagden der Umgegend besitzt er Einflufs, die Jagden werden als Tschechisierungsmittel betrachtet. Die deutsche Gemeindeverwaltung in Piwana und ebenso die von Wranowa haben jedoch bei der letzten Verpachtung ihre Gemeindejagd ihm entzogen und an Deutsche vergeben. In Klein-Chotieschau hat derselbe als Schlofsbesitzer viele landwirtschaftliche tschechische Arbeiter ange-

[7]) Piwana 1880: 501 Deutsche, 44 Tschechen; 1890: 453 Deutsche, 115 Tschechen.

siedelt[8]), die jedoch in der Gemeinde (Ullitz) einflufslos sind.

Sittna ist trotz der grofsen tschechischen Mehrheit bei der letzten Zählung gegenwärtig in voller Germanisierung begriffen. Neun Jahre war die Gemeinde tschechisch-national verwaltet. Aus jener Zeit stammen noch die älteren Gemeindetafeln, die an erster Stelle den tschechischen Wortlaut tragen und die einzige rein tschechische Inschrift an der Kapelle. Die neueren Tafeln und die Wegweiser tragen schon nur deutsche Aufschriften. Ganz tschechisch ist noch die Frauentracht, in den Familien wird auch noch vorwiegend tschechisch gesprochen, aber das tschechische Nationalgefühl ist erstorben, und die Kinder gehen meist in die deutsche Schule. Der Gemeindeausschufs ist jetzt ganz deutsch und wird es bleiben, denn Sittna bildet mit Swina zusammen eine Gemeinde, und Swina ist bereits völlig deutsch. Dasselbe gilt von Wranowa und Wuttau. Diese drei Dörfer haben eine gemeinsame Schule in Wranowa, die erst 1882 vom Wiener Schulvereine errichtet wurde. Die Gegenschule des tschechischen Schulvereins hat wegen Schülermangels aufgegeben werden müssen. Harter Kämpfe bedurfte es, um die Gemeindevertretung in Wranowa den Tschechen zu entwinden. Dieser Erfolg wurde erst vor wenigen Jahren durch einen Sieg im zweiten und dritten Wahlkörper errungen, im ersten verhinderten die vielen tschechischen Ehrenbürger die Wahl deutscher Bewerber. Wer will es den Deutschen verdenken, dafs sie nun den Spiefs umgekehrt und durch Ernennung von doppelt so viel deutschen Ehrenbürgern sich auch den ersten Wahlkörper gesichert haben! Das ist Kriegsrecht an der Sprachgrenze.

Zum Nürschaner Kohlenreviere gehört im Mieser Bezirke noch Wilkischen. Die Tschechen sind dort dank der gut deutschen Prager Eisenindustrie-Gesellschaft im Rückgange[9]). Die tschechische Schule gedeiht nicht.

Im Vorstehenden ist eines der für den Sprachenkampf wichtigsten Gebiete geschildert worden, nur mit wenigen anderen Punkten werden wir uns gleich ausführlich zu beschäftigen haben. Günstiges und Ungünstiges war zu berichten. Die Ergebnisse möchte ich kurz dahin zusammenfassen: Die Verhältnisse an der Sprachgrenze sind äufserst mannigfaltig und oft von Ort zu Ort ins Gegenteil umschlagend. Sie zeigen, dafs es nicht angeht, aus Durchschnittszahlen für grofse Gebiete auf Veränderungen an der Sprachgrenze zu schliefsen, dort kann nur die Einzelbetrachtung ein richtiges Bild liefern. Ob die Bevölkerung im geschlossenen, reinen Sprachgebiete ab- oder zunimmt, ob der eine oder der andere Volksstamm im Landesdurchschnitt sich stärker vermehrt[10]), hat auf die Sprachgrenze keinen direkten Einflufs. Hier entscheiden örtliche Verhältnisse. Die von allen Seiten von deutschem Gebiete umschlossene Mieser Sprachinsel ist immer mehr verringert worden und jetzt auf ein Dorf beschränkt. Auch die Nordspitze der tschechischen Sprachzunge von Stankau ist gewonnen worden, an verschiedenen Punkten der Sprachgrenze ist die tschechische Beimischung verschwunden oder verringert. Dagegen ist Pilsen infolge seiner slavischen Umgebung durch tschechische Zuwanderung verloren gegangen. Sehr bedroht sind durch Einwanderung slavischer Arbeiter die deutschen Orte im Kohlenreviere. Planmäfsig gehen die tschechischen Bestrebungen dahin, den Ost- und Nordrand des Staaber Bezirkes zu gewinnen und dann die Reste der Mieser Sprachinsel der tschechischen Sprache zurückzugewinnen und dem geschlossenen Sprachgebiete anzugliedern. Zu letzterem Zwecke ist auch bereits aller Grofsgrundbesitz zwischen Solislau und Nürschan in einer tschechischen Hand vereinigt. Diese Gefahr abzuwehren ist die hervorragendste Aufgabe an der westböhmischen Sprachgrenze. Dafs dieselbe wegen der absehbaren Erschöpfung der Kohlenflötze mit Erfolg durchzuführen ist, habe ich oben dargelegt. Es gilt, die Gemeindeverwaltungen und die Schule, die beiden wichtigsten Schutzwehren an der Sprachgrenze, deutsch zu erhalten. Viel kommt auch darauf an, dafs sich thatkräftige Männer der Leitung der Verteidigung annehmen. An solchen fehlt es glücklicherweise nicht; sie thun, was in ihren Kräften steht. Was sie bedürfen, ist materielle Unterstützung; denn ohne Geld läfst sich auch der nationale Kleinkrieg nicht siegreich zu Ende führen. Möchten hierfür recht viele Helfer erstehen.

Die beigegebene Karte stützt sich in erster Linie auf die letzte Volkszählung vom 31. Dezember 1890. Nur an einigen wenigen Punkten, wo mir zuverlässige Angaben für 1899 vorlagen, ist von den Zählungsergebnissen abgewichen worden.

---

[8]) Klein-Chotieschau: 1880 noch kein Tscheche, 1890: 65 Deutsche (— 24), 64 Tschechen.

[9]) 1880: 1503 Deutsche, 958 Tschechen; 1890: 1909 Deutsche, 224 Tschechen.

[10]) In Böhmen betrug 1880 bis 1890 die Zunahme der Deutschen 5,10, die der Tschechen 5,01 Proz.

Der Name der Paumotu-Inseln.

In Band 75 des Globus, Seite 307, findet sich eine Mitteilung über die Nomenklatur der pacifischen Inseln und speciell über den Namen der Paumotu-Inseln, der mir dort nicht richtig gedeutet erscheint.

Zunächst sind die Paumotu durchaus nicht die „Inseln unter dem Winde“ von Tahiti, sondern im Gegenteil die Inseln im Winde (Passat). Die „Iles sous le vent“, wie sie auf den französischen Karten heifsen, sind die westlich von Tahiti gelegenen Inseln Raiatea, Huahini, Borabora, Maupiti und einige kleinere, während die im Osten sich über eine grofse Fläche ausbreitenden Koralleninseln — soviel mir bekannt — nur zwei Namen haben, „Paumotu“ oder „Tuamotu“; „Paumutu“ und „Pamutu“ kommt nicht vor; auf englischen Karten sieht man manchmal: „Low Archipelago“ oder „Dangerous Islands“, doch kennt man diese Namen hier nicht.

Zur Erklärung der beiden Worte „Pau“ und „Tua“ (motu = Insel) möchte ich sagen: Pāū heifst „erobert“. Danach wären also die Pāūmotu die von den Tahitiern unterworfenen Inseln, was sich mit der Thatsache deckt, dafs sie unter der Botmäfsigkeit von Tahiti standen, bis die französische Herrschaft sich auf Tahiti etc. festsetzte, und zwar war zunächst Anaa, die bedeutendste Koralleninsel, die eine Art Vorherrschaft über die übrigen hatte, erobert worden und dann alle übrigen. Den Pomare, dem letzten tahitischen Königsgeschlechte, waren die Pāūmotu tributpflichtig und deshalb hören die Bewohner diesen Namen durchaus nicht gern. Wer mit diesen Leuten zu rechnen hat, nennt sie Pāūmotu, wodurch die Bedeutung der Unterwerfung schwindet und sich ändert in „Schwarm“, „Haufen“ oder „Menge“ von Inseln.

Das gleiche bedeutet Tuamotu, nämlich eine „Gesellschaft“ von Inseln; oder aber, da Tua aufser „Gesellschaft“ auch „hohes Meer“ bedeutet, könnte der Name auch heifsen: „Inseln, die weit draufsen im hohen Meere liegen“.

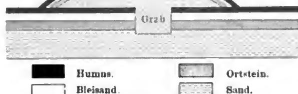
Pau kann allerdings auch „zu Ende“, „fertig“, „acheré“ heifsen, aber den Sinn, scheint mir, kann man nicht auf den Namen Paumotu anwenden, da ja die Inseln nach Osten mit den Paumotu zu Ende sind; denn die Gambier-Inseln liegen ja noch weiter nach Osten, ferner auch Pitcairn.

Obige Erklärungen stützen sich auf Mitteilungen hiesiger Sprachkundiger und auf Angaben des tahitisch-französischen Wörterbuches des Mgr. Tepano, früheren Bischofs von Tahiti, der seiner Zeit als erste Autorität für die tahitische Sprache galt.

Papeete (Tahiti). G. Lamprecht.

Das Alter der Heidefelder in den Ostseeländern[1]).

Die Heidefelder Norddeutschlands und Dänemarks werden gegenwärtig durch Aufforstung stetig verringert. Viele von ihnen, die hochgelegenen wahrscheinlich alle, hatten, auch ehe sie verheideten, Wald getragen, manche noch in historischer Zeit. Manche dieser Heiden sind aber schon seit früher vorhistorischer Vergangenheit offene Felder gewesen. Vermuten[2]) mufste man dies schon deshalb, weil auf ihnen uralte Grabmäler, die sogenannten Hünengräber, liegen, welche ihrer ganzen Anlage nach zu der Annahme berechtigen, dafs sie nicht im Walde versteckt, sondern als Denkmäler weithin sichtbar aufgerichtet wurden. Georg F. L. Sarauw hat nun versucht, durch Untersuchung solcher Grabstätten die Frage zu lösen, ob dieselben ursprünglich auf Heidefeldern angelegt worden sind. Schon Emeis hatte 1875 in Holstein, und später P. E. Müller in Jütland festgestellt, dafs unter den Hünengräbern Humus, Bleisand und Ortstein in derselben Weise lagern, wie auf den Heiden ihrer Umgebung. Sarauw hat über Material und Untergrund von 48 Gräbern und Gräbergruppen der jütischen Heiden Untersuchungen angestellt und folgendes ermittelt: Der Aufbau der Hügel aus Plaggen ist sicher bis in die Bronzezeit zurück zu verfolgen. Und bis in die jüngere Steinzeit hinein kann man nachweisen, dafs bei der Anlage der Gräber Humus, Bleisand und Ortstein durchgegraben sind, also dieselben Schichten und in derselben Reihenfolge, wie man sie heute auf den Heidefeldern allgemein antrifft und von denen man glaubt, dafs sie sich in dieser Regelmäfsigkeit nur auf Heidefeldern bilden. Auf den Grabhügeln selbst hat sich später wieder dieselbe Schichtfolge gebildet, so dafs der ideale Durchschnitt eines Heidegrabes folgendes Bild gewährt:



Hieraus ist zu schliefsen, dafs die Hünengräber unserer Heiden schon bei ihrer Errichtung von einer ganz ähnlichen Landschaft umgeben waren wie heute.

Ernst H. L. Krause (Saarlouis).

[1]) Nach Georg F. L. Sarauw, Die Baltische Calluna-Heide im Altertum in Aarböger for Nord. Oldk. og Hist. 1898, Dänisch; — dasselbe in französischer Übersetzung von Beauvois in Mém. de la Soc. Roy. des antiqu. du nord. 1898.

[2]) Ernst H. L. Krause in Englers Botan. Jahrb. XIV., 1892, p. 517 ff.

Die Seen im Flufsgebiet der Kolyma.

Aus Anlafs seiner Forschungen über die Fischereiverhältnisse im Gebiete der Kolyma im nordöstlichen Sibirien kommt W. Jochelson auch auf die Seen dieses Landes zu sprechen[1]). Sie sind zwischen der Alaseja und der Kolyma so zahlreich, dafs das ganze Land, von der Vogelperspektive aus, wie ein Sieb mit unregelmäfsigen Öffnungen aussieht. Die Seen sind nämlich der Gröfse nach sehr verschieden: von 100 Werst im Umfange bis herab zu Mooren und Lachen, die im Sommer verdunsten.

[1]) Zemlevěděnije, 1898, Heft 3 bis 4.

Alle Seen sind mit der Kolyma, Tschukotscha, Alaseja oder unter sich durch beständige oder zeitweilige Arme, Wiski (Bäche) genannt, verbunden. Die Bildung dieser Seen mufs sowohl den reichen Niederschlägen im Winter als dem Bodenrelief zugeschrieben werden. Der Schnee erlangt dort nicht selten eine Dicke von $1\frac{1}{2}$ m. Wegen Mangel an Abflufs im Frühling füllt das Schneewasser alle Vertiefungen der Ebene aus, und bei dem langsamen Abflufs und der geringen Verdunstung während des kurzen Sommers halten sich die gröfseren Wasserbecken. Meist haben sie niedrige, sumpfige Ufer. Häufig sind zwei Seen nur durch einen Wall oder eine hügelige Stelle von einigen Metern Breite voneinander getrennt. Die Strömung ist in vielen Wiski so langsam, dafs sie sich vollständig mit Pflanzenwuchs bedecken und so von unvorsichtigen Reisenden oft gar nicht bemerkt werden. Andere Wiski nehmen aber wieder bei Frühlingshochwasser den Charakter grofser Ströme an.

In den Seen befinden sich verschiedene Fischarten, in einigen auch nur zwei, drei, ja selbst nur eine (z. B. nur Hechte). Eine sehr eigentümliche Erscheinung ist die oft beobachtete massenhafte Sterblichkeit der Fische in den Seen. Im Frühjahr, nach dem Auftauen des einen oder des anderen Sees, schwimmen die gestorbenen Fische auf der Oberfläche. Bald gehen alle Fische des Sees zu Grunde, bald nur ein Teil, oder auch nur eine der im See vorhandenen Fischarten. Die Ortsbevölkerung erklärt dies mit „Verpestung". Der wahre Grund ist aber die geringe Tiefe selbst der an Umfang gröfsten Seen; sie übersteigt an den tiefsten Stellen nicht 5 bis 6 m, und im Winter gefrieren die Seen bis reichlich 2 m Tiefe. Selbst in Seen, wo alle Fische untergegangen sind, stellt sich allmählich wieder ein Fischbestand ein; das ist leicht erklärlich bei solchen Seen, die in den Wiski einen Zuflufs oder Abflufs haben. Nach der Versicherung der Fischer sollen sich aber Fische auch in solchen Seen wieder einfinden, die weder Zuflufs noch Abflufs haben; es mufs also wohl befruchteter Rogen zurückgeblieben sein.

Die Sterblichkeit der Fische ist wahrscheinlich auch mit dem Sinken des Niveaus der Seen verbunden, wovon sich Spuren an den Ufern mehrerer Seen finden. Nach einer gewissen Anzahl von Jahren füllen sich solche Seen wieder, nicht selten fliefsen sie aber auch ganz ab. Es kommt vor, dafs bei starken Frösten die Landenge, die zwei Seen voneinander oder einen See von einem Flusse trennt, einen Querrifs erhält, der dann im Frühling von dem Schneewasser ausgewaschen wird, und der relativ etwa höher liegende See fliefst dann ohne weiteres in den anderen See oder den Flufs ab.

Südlich von Sredne-Kolymsk wird der Waldwuchs reicher und die Zahl der Seen geringer, wobei zugleich ihr Fischreichtum abnimmt. Um Werchne-Kolymsk beginnen sich Seen mit schlammigem und morastigem (statt moosigem) Grunde einzustellen, umgeben von hohen Gräsern, und noch weiter nach Süden zu, im Berglande, werden die Seen immer tiefer und kleiner.

Mit einigen Worten sei auch noch der speciellen Aufgabe des Verfassers gedacht. Er hat genaue Daten über die Zeiten der Wanderung der Fische in der Kolyma und ihren Nebenflüssen, wie auch anderer benachbarter Flüsse, wie Jana, Alaseja, ja sogar in einzelnen Fällen der Lena angegeben. Einige der vorkommenden Fische, meist Lachsarten, sind nach der Natur abgebildet, dabei auch das Gewicht und verschiedene Körpergröfsen der Originale angegeben. Erstaunlich ist die grofse Menge der Fische; so werden vom Omul zur Zeit seiner Wanderung in wenigen Tagen leicht mehrere 10 000 Stück an einer Stelle gefangen; und von einer Gattung kleinerer Heringe (an den Mündungen der Flüsse) sind mit einem einzigen Schleppnetze während der 14 tägigen Zugszeit bis 150 000 Stück gefangen worden.

P.

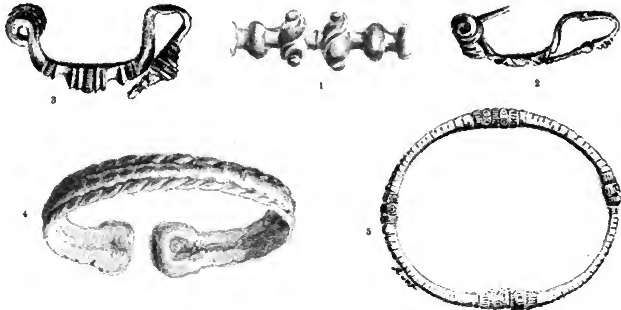
Bücherschau.

R. v. Weinzierl: Das La Tène-Grabfeld von Langugest bei Bilin in Böhmen. Mit 49 Abbildungen im Text, 1 Grabfeldplan und 13 Lichtdrucktafeln. 71 S. 4°. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn, 1899.

Ein gröfseres Skelettgräberfeld mit der daneben liegenden Ansiedelungsstätte ist es, welches Verfasser ausführlich Grab für Grab beschreibt und durch gute Abbildungen erläutert. Im ganzen sind bisher 75 Gräber und sechs Wohnstätten bezw. Kulturgruben untersucht worden. Die Gräber liegen in nicht ganz regelmäfsigen westöstlichen Reihen, meist mit dem Kopfende gegen Norden, in je einem Falle liegt der Kopf gegen Süden und Osten, in sechs Fällen nach Westen. Der lose Sandboden erforderte eine Verkleidung der Gräber mit Holz oder Reisig, deren Überreste sich als schmale dunkle Schicht markieren. 11 Gräber sind durch Beigabe von je einem eisernen Schwerte (mit eiserner Scheide und Ringen vom Wehrgehänge) als Kriegergräber gekennzeichnet. Sie enthalten regelmäfsig eine Lanzenspitze, aber

nur in zwei Fällen Beschläge vom Schilde. Mit Schmuck sind sie äufserst dürftig ausgestattet, so kommen nur in sechs Gräbern eiserne Fibeln und nur eine einzige Bronzefibel vor, im übrigen insgesamt ein Armring und ein Fingerring aus Bronze. Dagegen haben die übrigen Gräber, bei denen eine Trennung nach Männer- und Frauengräbern nicht durchgeführt ist, eine reichere Ausbeute an Schmucksachen, insbesondere bronzenen Fibeln und Armringen ergeben. Gold, schon in die Früh-La Tène-Zeit datiert, nur befremdet, dafs er hierfür die Zeit von 100 bis 50 v. Chr. angiebt, während sonst ganz allgemein der Beginn der Epoche in das 4. Jahrhundert v. Chr. heraufgerückt wird. Ob die beiden runden Mahlsteine mit centraler Vertiefung, Taf. 11, Fig. 1 und 2, bereits der La Tène-Zeit zugeschrieben werden dürfen, scheint Ref. zweifelhaft.

Der musterhaften Beschreibung des Gräberfeldes ist als



Beigaben aus den Gräbern von Langugest.

Fig. 1. Schlufsstück von einem bronzenen Fufsring. — Fig. 2 und 3. Bronzefibeln. — Fig. 4. Armreifen aus Bronze mit zopfartigem Bande. — Fig. 5. Ornamentierter Bronzering. Alles in natürlicher Gröfse.

Bernstein und Glas wurden nur in einem (Kinder-)Grabe, Thongefäfse überhaupt nicht gefunden.

Während das Gräberfeld eine so reiche Ausbeute geliefert hat, sind von der Ansiedelung bis jetzt nur sechs Stellen untersucht worden. Die Hauptmasse der Funde besteht hier aus handgemachten und auf der Scheibe gedrehten Gefäfsen, und zwar steht die Menge der ersteren zu letzteren in einem Verhältnis von etwa 2:1. Im übrigen enthielten die Ansiedelungsgruben Handmühlen, Reib- und Klopfsteine, Wandbewurfstücke, verschiedene eiserne und thönerne Geräte und einige Schmucksachen aus Bronze und Glas.

Die Fundstücke von Langugest zeigen den typischen La Tène-Charakter, und zwar kommen viele frühe Formen, aber auch Mittel- und sogar Spät-La Tène-Typen vor. Man mufs v. Weinzierl beipflichten, wenn er den Beginn des Gräberfeldes Einleitung eine Übersicht über die Vorzeit Böhmens vorausgeschickt, in welcher auch die wichtigsten böhmischen La Tène-Funde zusammengestellt sind.

Mit der vorliegenden Publikation führt sich das kürzlich eröffnete Teplitzer Museum in doppelter Hinsicht gut ein. Einmal ersieht man daraus, dafs die an ihm beteiligten Persönlichkeiten die Energie und die Fähigkeit haben, eine gröfsere Ausgrabung sachgemäfs durchzuführen. Dann aber ist es auch erfreulich, dafs seitens des Museums eine so ausführliche und schön ausgestattete Veröffentlichung eines wichtigen Teiles seiner Schäze veranlafst worden ist. Man ersieht daraus, dafs es ihm nicht um blofses Zusammenschleppen von Kuriositäten, sondern um ernsthafte Förderung der Wissenschaft zu thun ist.

Berlin. A. Götze.

G. Dütschke: Sprachliches zur Heimatkunde des Kreises Schwelm, sowie zur Einführung in Art und Ergebnisse der Ortsnamenforschung. Schwelm, Scherz, 1899. 8°. 35 S.

Die Schrift löst die Aufgabe, die sie sich gestellt hat, die Schule und das Publikum einer Landschaft mit dem, was die Forschung über ihre Flufs- und Siedelungsnamen ältester und mittelalterlicher Zeit gefunden hat, bekannt zu machen, in ansprechender Weise. Da alle Namen, die im Kreise vorkommen, berücksichtigt scheinen, so fällt auch Neues für das Studium der Ortsnamen ab.

Die Erklärung der 20 Ortsnamen auf -hausen (S. 16), nach welcher in Meiuing-, Severing-, Schwefling- etc. hausen die Silbe holt ausgefallen wäre, ist ganz unhaltbar. — Die Behauptung, dafs die Namen auf -husen erst vom 7. bis 9. Jahrhundert entstanden wären, steht doch noch zu sehr in der Luft, als dafs man daraus den Schlufs ziehen könnte, dafs „vor der Karolingerzeit unser Land arm an Siedelungen war". Auf derselben Seite taucht auch wieder der „Übergang der Germanen von der ausschliefslichen Weidewirtschaft zu stetigem Ackerbau" auf. Meines Wissens ist längst nachgewiesen, dafs der Ackerbau im Norden schon in der Steinzeit vorhanden war. Es ist auch gar nicht zu begreifen, warum sich die Menschen die aus demselben resultierenden Genüsse hätten entgehen lassen sollen. Die Dörfer auf -feld kommen aus verschiedenen Teilen Deutschlands schon in den ältesten Ortsverzeichnissen und Urkunden vor und sind gewifs älter als die auf -berg (S. 23).

S. 10 erscheint „das nach Meltzens Ansicht den Kelten von chattischen Stämmen abgerungene Westfalenland". Seit Müllenhoff das Ei von dem bis zur mittleren Weser reichenden Urkeltentume aus den angeblich nur bis zur Porta Westfalica (in Wirklichkeit bis zur Wümme, Aller und oberen Leine) vorkommenden Flüssen auf -apa herausholte, ist unter Meitzens Pflege ein gefährliches Tier daraus geworden, dem zu Leibe zu gehen hier nicht der Ort wäre.

Zum Schlusse folgen Flurnamen des Kreises. Die Anordnung (Feld, Haus, Berg, Thal u. s. w.) ist nicht zu empfehlen. H. Jellinghaus.

Richard Wossidlo: Mecklenburgische Volksüberlieferungen. Zweiter Band: Die Tiere im Munde des Volkes. Erster Teil. Wismar, Hinstorffsche Hofbuchhandlung. 1899.

Der erste Band der Mecklenburgischen Volksüberlieferungen, die Rätsel umfassend, erschien 1897. Setzte jener schon durch die Fülle des noch heute erhaltenen die Fachleute in Erstaunen, so wird dieses noch gesteigert beim Studium des neuen Bandes, denn dieser bringt uns nur einen Teil dessen, was der Volksmund über die Tiere aussagt. Freilich ist von allen Seiten dem Verfasser auf seine Fragen

hin der Stoff reich zugeströmt; aber das Beste hat er doch selbst geleistet durch eine mustergültige Anordnung und Verarbeitung des Rohmaterials. Ein gewaltiges Stück Arbeit liegt hier schon vor, und doch ist es nicht eigentlich abschliefsender Art, da die eigentlichen Schlüsse erst aus dem Gebotenen gezogen werden müssen. Das sogenannte Verwunderungslied (der Hahn auf der Freite) ist dem Verfasser in nicht weniger als 238 Fassungen aus Mecklenburg zugegangen, denen er 413 aus dem übrigen Europa gegenüberstellen konnte. Stets hat Wossidlo in den Anmerkungen in reichstem Mafse die Parallelen aus anderen deutschen Landschaften beigebracht und so einen allgemeinen Überblick über das, was der deutsche Volksmund von den Tieren sagt, ermöglicht. Der 500 Seiten starke Band handelt von den Tiergesprächen, von den Deutungen der Tierstimmen, von dem Anrufen der Tiere und den Reimen und Liedern, die sich auf die Tiere beziehen; fast alles in niederdeutscher Sprache und das meiste so vielfach aus verschiedenen Gegenden belegt, dafs über die Echtheit und Ursprünglichkeit nirgends Zweifel aufkommen können. Wir entdecken da, dafs bei erst in jüngerer Zeit eingeführten Tieren (Puter, Perlhuhn) auch schon, ganz nach der alten Art und in ihr fortarbeitend, der Volksmund die Stimmendeutung übernimmt. An Reichtum wird Mecklenburg, auf volkskundlichem Gebiete die Tiere betreffend, sicher von keiner deutschen Landschaft übertroffen werden. Für diese Erkenntnis mögen dem Verfasser seine Landsleute besonders dankbar sein, ihn ferner durch Rat und That unterstützen und sich nicht etwa an kleine Derbheiten stofsen, die hier und da vorkommen, aber ohne Fälschung der Sache nicht wegbleiben durften, oder die den niederdeutschen Humor in trefflicher Art zum Ausdruck bringen, wie z. B., wenn der Schuster den Bullen „Herr Oberledermeister“ tituliert. R. Andree.

E. A. Fitz Gerald: The highest Andes. A record of the first ascent of Aconcagua and Tupungato in Argentinia and the exploration of the surrounding valleys. With chapters by Stuart Vines and other contributors. Maps and illustrations. London, Methuen and Co., 1900.

Fitz Gerald, welcher sich durch seine Forschungen in den Alpen Neuseelands hervorgethan hat, hielt vor länger als Jahresfrist in der Londoner Geographischen Gesellschaft einen Vortrag über seine erfolgreiche Besteigung des südamerikanischen Bergriesen Aconcagua, welcher ihm die Bewunderung nicht nur der Geographen, sondern auch der Bergklimmer einbrachte, denen sich in den Anden ein vielversprechendes Feld eröffnet. Die ausgezeichnete Arbeit unseres Landsmannes P. Güfsfeld, welcher 1883 den Aconcagua von der Nordseite angriff, der aber infolge widriger Umstände nicht bis zum Gipfel gelangte, aber bis zu 6560 m Höhe bestieg, findet bei dem glücklichen englischen Nachfolger ihre volle Würdigung. Fitz Gerald hat den Bergriesen von der argentinischen Seite aus in Angriff genommen (1896). Aufser ihm und seinen Gefährten Vines, de Trafford und Gosse bestand die Reisegesellschaft aus dem Schweizer Führer Zurbriggen und fünf Trägern, die auch in der Schweiz angeworben worden waren. Später gesellte sich zu ihnen ein Ingenieur der transandinischen Eisenbahn, Lightbody. Besondere Aufmerksamkeit war der Ausrüstung gewidmet worden; denn an Ergänzung aus nahegelegenen Städten, wie bei unseren Alpensteigern, ist dort nicht zu denken, und wir empfehlen das Studium dieses praktischen Kapitels allen Bergsteigern. Die Erforschung der Thäler Vacas und Horcones ging voran, dann kam der in „Geheimnis und Ungewifsheit gehüllte Berg“ an die Reihe, der nach dem Glauben der Eingeborenen dem menschlichen Auge überhaupt nicht sichtbar ist. In die Einzelheiten der Besteigung einzugehen, ist hier nicht der Platz; das Buch ist überreich daran, und die Arbeiten am Aconcagua und in dem übrigen Andesgebiete umfafsten die ganze erste Hälfte des Jahres 1897. Es möge genügen, daran zu erinnern, dafs bei dieser Expedition der Aconcagua zweimal bestiegen wurde, das erste Mal im Januar von Matthias Zurbriggen und das zweite Mal im Februar von Vines und Lanti Nicola, einem der Träger. Auch der Tupungato und zwei weniger hohe Gipfel wurden bewältigt. Die ganze Gegend wurde sorgfältig in die Karte gebracht, und Hunderte von Photographieen wurden aufgenommen, welche das vorliegende Werk schmücken. Fitz Gerald selbst erreichte den Gipfel nicht, und man wird ihm sein Mitgefühl nicht versagen, wenn man die Schilderung liest, wie er about a thousend feet below the top zusammenbricht, und Zurbriggen den Gipfel erobert, auf dem er einen Eispickel aufpflanzt. Stuart Vines hat die Schilderung der zweiten Besteigung in einem Kapitel des Werkes geschildert und die Aussicht beschrieben, welche er über 80000 Squaremiles Gebirge, Meer und Land hatte. Eine Anzahl in den Anhang verwiesene Abhandlungen haben besonderen wissenschaftlichen Wert. Die mineralogischen Ergebnisse der Expedition behandelt Prof. Bonary, die Versteinerungen Crick, die Reptilien Boulanger, die Pflanzen Burkill, während die allgemeineren naturwissenschaftlichen Verhältnisse von Ph. Gosse besprochen werden.

London. Dr. F. Carlsen.

Hans Blum: Neu-Guinea und der Bismarckarchipel. Eine wirtschaftliche Studie. Mit Bildnis des Landeshauptmanns Kurt v. Hagen (gest. 14. August 1897). 16 Illustrationstafeln, 14 wirtschaftlichen Übersichtstabellen und 1 geographischen Specialkarte. Berlin, Schoenfeld & Co., 1900.

Zwar ist in letzter Zeit viel über unser ältestes Besitztum in der Südsee geschrieben worden, wodurch Land und Leute bekannter geworden sind, als dies vor etwa 10 Jahren der Fall war, aber ein Buch wie das vorliegende, welches den politischen und wirtschaftlichen Werdegang Neu-Guineas, seine und des Bismarckarchipels kulturelle und wirtschaftliche Bedeutung und die Ergebnisse der Forschungsthätigkeit in Neu-Guinea unter wirtschaftlicher Beleuchtung darstellt, fehlte uns bisher. Die Verwaltungsthätigkeit der Neu-Guinea-Kompanie unterzieht der Verfasser, der aus eigener Anschauung schildert, einer schonungslosen Kritik und macht für den Mifserfolg die oberste Leitung in Berlin verantwortlich. Für die geographische Erschliefsung hat die Neu-Guinea-Kompanie so wenig gethan, dafs auch heute noch aufser der Küstenlinie und den Läufen des Kaiserin Augusta-Flusses und Ramu-Flusses nichts sicher festgestellt ist, im Gegensatze zu dem englischen Gebiete, wo durch die vielen Reisen Sir William Mc Gregors, dem der Verfasser verdientes Lob für seine Verwaltung spendet, schon recht viel bekannt ist. Es ist diese Unterlassungssünde der Neu-Guinea-Kompanie sehr zu bedauern, da Ausgaben für die Wissenschaft sich auch wirtschaftlich bezahlt machen, indem sie wertvolle Grundlagen für Untersuchungen aller Art liefern und vor Fehlgriffen und wirtschaftlichen Verlusten bewahren. Nicht einmal die Meteorologie hat die Beachtung gefunden, die ihr schon aus rein wirtschaftlichen Rücksichten zukommt. Die Übernahme der Verwaltung durch das Reich bezeichnet hoffentlich einen endgültigen Wendepunkt zum Besseren für die Geschicke der jungen Kolonie, die sich trotz der bisherigen mangelhaften Verwaltung, wie aus den Tabellen ersichtlich, auf einer fortschreitenden Bahn der Entwickelung befindet. Eine Parallele mit den Briten und Holländern können wir schon jetzt im ganzen getrost aufnehmen, wenn auch die englische Kolonie durch die Ausfuhr von Gold, die im letzten Jahre fast eine Million Mark betragen haben soll, eine gefährliche Wettstreiterin geworden ist. Da der billige Preis des mit grofser Sachkenntnis geschriebenen Buches seiner Verbreitung nicht im Wege ist, so möge dasselbe diese im ausgebreitetsten Mafse finden; es wird jeden — aufser etwa die Mitglieder der Neu-Guinea-Kompanie — befriedigen und diejenigen, die sich bisher weniger mit diesem Gebiete befafst haben, werden klar erkennen, welchen grofsen Wert dasselbe für unser Vaterland hat. F. Grabowsky.

Dr. J. Schwerdfeger: Bernhard Varenius und die morphologischen Kapitel seiner „Geographia generalis“ (Amsterdam 1650). Ein Beitrag zur Geschichte der Geographie. Separatabdruck aus d. Jahresberichte des k. k. Staatsgymnasiums in Troppau. 1897/98, 1898/99.

Ohne wesentlich Neues zu bringen, giebt die Arbeit eine lesenswerte Zusammenstellung von Varenius' Ansichten über die Morphologie der Erdoberfläche, nach den heute geltenden Gesichtspunkten geordnet, indem möglichst die einzelnen Bemerkungen mit dem Originaltext belegt und mit den Stellen in den von anderen veranstalteten späteren, wie sich herausstellt, in manchem recht verschlechterten Ausgaben verglichen werden. Nur das von Rohrbach früher schon übersetzte Kapitel über die Flüsse entbehrt der lateinischen Belege. In dem ersten Kapitel finden sich übersichtliche Notizen über das Leben und die Werke Varenius'.

Eugen Oberhummer: Constantinopolis. Abrifs der Topographie und Geschichte (Sonderabdruck aus Pauly-Wissowas Realencyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft, Bd. 4). Mit einem Plan und einem Querschnitt. Stuttgart, J. B. Metzler. 1899.

In einer staunenerregenden Weise hat es der Herr Verfasser verstanden, den weitschichtigen Stoff, die unendlich vielen zerstreuten Einzelheiten zu einer Gesamtdarstellung zu vereinigen. Die Arbeit mufs auch entsagungsvoll gewesen sein, denn bei jedem Satze, der aus einem gründlichen Studium und aus der vollsten Beherrschung des Stoffes her-

ausgeschrieben wurde, mufste der Verfasser, der Raumverhältnisse wegen, sich die gröfste Beschränkung auferlegen, und er hätte wohl leichter einen dicken Band über das antike Konstantinopel schreiben können, als diesen, 26 sehr eng gedruckte doppelspaltige Seiten umfassenden Abrifs. An der Hand der mit der gröfsten Sorgfalt aufgeführten Litteraturbelege wird es aber nun leicht, alles kurz angedeutete tiefer studieren zu können. Die Anordnung des Stoffes ist klar; behandelt werden: Gründung, Name, Lage und Klima, Ausdehnung, Vorstädte, Einteilung, Befestigung, Thore, Häfen, Leuchttürme, Brücken, Strafsen, Plätze, Paläste, Kirchen und Klöster, öffentliche Gebäude, Wasserversorgung, Privatbauten, Brände und Erdbeben, Bevölkerung, Quellen und Hülfsmittel, Pläne und Ansichten. Oberhummer hat das alte Konstantinopel, soweit es an der Hand der Quellen und Ruinen möglich war, vollständig wieder aufgebaut.

John Mathew: Eaglehawk and Crow. A Study of the Australian Aborigines including an inquiry into their origin and a survey of Australian languages. London, David Nutt, 1899.

Der Verfasser hat schon im Jahre 1889 eine von der Royal Society von Neusüdwales preisgekrönte Abhandlung geliefert, welche dem vorliegenden Werke zu Grunde liegt. Speciellere Forschungen hat er unter den Kabistämmen in Queensland angestellt, dann aber seine Studien auf alle Eingeborenen Australiens ausgedehnt und vor allem die sämtlichen Sprachen und Dialekte studiert und verglichen. So beruht denn dieses Werk, das namentlich auch den Ursprung der Australier ins Auge fafst, wesentlich auf sprachlicher Grundlage. Eine Karte, welche die Verbreitung der Sprachgruppen darstellt, und 70 Seiten sprachvergleichende Tabellen sind beigegeben. Nach Mathew ist die Sprache der ausgestorbenen Tasmanier das Substratum aller australischen Sprachen; die Tasmanier waren die ersten Bewohner Australiens, welche, nach den sprachlichen Untersuchungen, ursprünglich von Nordosten kamen und bis zu der südlich vorgelagerten Insel gelangten. Übrigens vermischten sich zwei verschiedene Rassen auf dem Festlande und dadurch entstanden zunächst zwei primäre exogame Klassen (die der Titel als Habicht und Krähe bezeichnet). Die Beweise werden stets auf sprachlicher Grundlage versucht. Die sprachliche Einteilung des Buches ist eine neue. Beigefügt ist eine Anzahl Abbildungen, darunter eine Wiedergabe des zu Launceston befindlichen Gemäldes, welches eine Gruppe von Tasmaniern darstellt.

Prof. Karl Knortz: Folkloristische Streifzüge. Erster Band. Oppeln, Georg Maske, 1899.

Der Verfasser, Schulsuperintendent in Evansville in den Vereinigten Staaten, hat sich schon früher durch Arbeiten über die Indianer Nordamerikas vorteilhaft bekannt gemacht. Hier giebt er uns eine Anzahl kleinerer Artikel, die er noch mit der bei uns wieder abgekommenen Bezeichnung „folkloristisch" benennt. Es sind zum Teil Themata (der erste April, Salz, Speichel, Vorbedeutungen, böser Blick u. s. w.), die schon oft und auch erschöpfender als hier behandelt wurden, zumal mit weiteren Ausblicken über alle Naturvölker hin. Aber unterhaltend sind die Darstellungen von Knortz stets zu lesen und eine gute Grundlage ermangelt ihnen auch nicht, wenn er auch im Nachweise seiner Quellen sparsam ist. Was aber dem Buche seinen Wert verleiht, das sind die Parallelen aus der nordamerikanischen Volkskunde. Hier zeigt sich neben dem, was die Einwanderer verschiedener Nationalität (z. B. bei den Aprilscherzen) mit in die neue Heimat hinübergenommen und dort bewahrt haben, dasjenige, was etwa dort neu entstanden, somit amerikanisch ist. Auch darauf möchten wir besonders aufmerksam machen, dafs Herr Knortz uns Berichte über die deutsche mundartliche Litteratur (pfälzisch, schwäbisch, niederdeutsch) in der Union bringt, welche nicht nur für den landsmannschaftlichen Zusammenhang drüben, sondern für die Erhaltung des Deutschtums im allgemeinen von Wichtigkeit ist.

R. Parkinson: Die Volksstämme Neu-Pommerns. Anmerkungen von W. Foy (Abhandl. d. zoologischen und anthropol.-ethnogr. Museums in Dresden. Festschrift 1899). Berlin, R. Friedländer u. Sohn, 1899.

Bekannte und Freunde des Dresdener anthropologisch-zoologischen Museums haben vereint eine Festschrift zum 25 jährigen Amtsjubiläum ihres verdienstvollen Direktors A. B. Meyer verfafst, zu deren ethnologischen Abhandlungen die vorliegende Parkinsons gehört. Er klassifiziert zum erstenmale die ethnographisch so verschiedenen Stämme Neu-Britanniens (Neu-Pommerns), wobei er annimmt, dafs die Insel ursprünglich von einem Volke bewohnt war, dafs aber vulkanische Ausbrüche und Verschüttung grofser Landmassen eine Differenzierung und Verteilung herbeiführten. Im Gebirge der Gazellenhalbinsel erwähnt er zuerst die nach Sprache und Sitten von den Nachbarstämmen verschiedenen Baining. Die Bewohner des nördlichen Teiles der Gazellenhalbinsel dagegen stimmen ethnographisch und sprachlich mit den Bewohnern Neu-Irlands (Neu-Mecklenburgs) und sind mit der Zwischenstation der Insel Duke of York eingewandert. Alle weiter westlich wohnenden Stämme zeigen weit mehr Verwandtschaft mit den Bewohnern Neu-Guineas; dafs Pfeil und Bogen im westlichen Teile Neu-Britanniens fehlen, während sie auf Neu-Guinea vorhanden sind, und sonst die ethnographischen Verhältnisse stimmen, erklärt Parkinson dadurch, dafs die Küstenbewohner des benachbarten Neu-Guinea ursprünglich ausgewanderte Neu-Britannier waren, die auf der grofsen Insel erst Pfeil und Bogen kennen lernten. Die beigegebene Karte ist sehr dürftig; sehr gründlich sind aber wieder die Anmerkungen von Dr. Foy, welche verschiedene ethnographische Gegenstände betreffen, die geeignet sind, Parkinsons Abhandlung zu beleuchten.

R. A.

Kleine Nachrichten.

Abdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

— Im Sommer 1899 war von Schweden nach Ostgrönland unter der Leitung Nathorsts eine Expedition auf die Suche nach Andrée ausgesandt worden, über die der Führer derselben (Geograph. Journal, November 1899) selbst berichtet. Wurden dabei auch nicht die geringsten Spuren des verschollenen Forschers aufgefunden, so war doch die Expedition infolge der aufserordentlich günstigen Verhältnisse des vergangenen Sommers von aufsergewöhnlichem Erfolge begleitet. So konnte eine auf Basismessung und Triangulation gegründete Aufnahme des inneren Franz Josefs-Fjords ausgeführt werden, die wesentliche Verbesserungen gegenüber der deutschen Karte aufweist, aufserdem wurde ein südlich an ihn anschliefsender noch unbekannter Fjord, als König Oskar-Fjord benannt, aufgefunden, seiner ganzen Länge nach — mehrere hundert Seemeilen — befahren und im Mafsstabe 1:200000 aufgenommen und anschliefsend daran eine Anzahl astronomischer Positionsbestimmungen ausgeführt. Weiterhin fand man Silur- und Devonablagerungen, die von der Ostküste Grönlands noch nicht bekannt waren, ein Fund von grofser Bedeutung, und aufser den hydrographischen Beobachtungsergebnissen der Hin- und Rückfahrt brachte man reiche zoologische, botanische und ethnographische Sammlungen mit, letztere Gegenstände früher dort wohnender Eskimos.

— Das Christentum in Japan nach der Neuordnung der Verhältnisse. Nachdem vor kurzem die Konsulargerichtsbarkeit in Japan abgeschafft worden ist, wodurch auch alle Fremden den japanischen Gesetzen unterstellt werden, entstanden manche wichtige Fragen, an die man vorher kaum gedacht hatte. Wie würde sich z. B. die japanische Regierung gegenüber der christlichen Religion verhalten? Die japanische Konstitution garantiert Gewissensfreiheit innerhalb der Grenzen von Gesetz und Ordnung, was eine gewisse Aufsicht voraussetzt, der die beiden Glaubenerichtungen, welcher die Japaner angehören, der Buddhismus und der Shintoismus, auch stets unterworfen gewesen sind. Dieselbe ist aber in keiner Weise lästig, sondern beschränkte sich darauf, dafs die Regierung sich die Bestätigung der Priester vorbehielt, über eine gewisse Ordnung in den Einnahmen und Ausgaben der Gemeinden wachte, und darauf drang, dafs die Tempelschätze, die die Kunstschätze der Nation in sich bergen, katalogisiert und ab und zu einer Besichtigung unterzogen werden.

Das Christentum stand bisher streng allein da. Es während der Dauer der Konsulargerichtsbarkeit ebenso zu behandeln, wie die genannten Religionen, ging nicht an, da die fremden Missionare, die das Rückgrat des Christentums in Japan bilden, den Landesgesetzen nicht unterstanden. Dies ist nun anders geworden, und es ist von Wichtigkeit, zu er-

fahren, wie die Regierung sich der fremden Religion gegenüber verhält, um so mehr, als ein Teil der buddhistischen Priester einerseits dafür zu wirken begann, dafs ihr Glaube Staatsreligion würde, und anderseits die Regierung angingen, eine Erklärung über ihre Politik gegenüber dem Christentume abzugeben.

Es würde schwierig sein, in der Weltgeschichte ein Beispiel dafür zu finden, dafs eine Regierung eine fremde, eindringende Religion so verschwenderisch unterstützt und geschützt hat, wie dies dem Buddhismus zu Teil wurde, als er in Japan Eingang fand. Dieses Verhältnis hat sich in verschiedenem Grade bis zum Rückgange des Buddhismus zur Zeit der Meiji-Revolution erhalten. Natürlich sehnen die Buddhisten in ihrer jetzigen verhältnismäfsigen Armseligkeit die früheren glänzenden Zeiten herbei. Dadurch, dafs sie sich mit politischen Kreisen in Verbindung gesetzt und diesen ihren Einflufs bei Wahlen zur Verfügung gestellt haben, schien ihre Idee, die Anerkennung des Buddhismus als Staatsreligion, an Boden zu gewinnen. Viele ihrer Priester machten kein Geheimnis daraus, dafs sie von der Regierung auch Hülfe verlangten, um das Christentum zu bekämpfen.

Die Regierung erliefs daraufhin zwei Bekanntmachungen. Zuerst erschien eine Verordnung, wodurch die Angelegenheiten des Christentums in den Rahmen der amtlichen Kenntnis gebracht wurden. Die dabei in Anwendung gebrachte Methode kann eine Art amtliche Eintragung genannt werden. Missionare müssen hinfort den Beamten den Namen ihres Glaubens und die Weise, wie sie für denselben wirken wollen, mitteilen und bei dem Gouverneur des Ortes die Erlaubnis einholen, wenn sie ein Gebäude errichten wollen, das zur Ausübung ihres Bekenntnisses dient. Alle diese Mafsnahmen bedeuten doch nur eine so geringfügige Einmischung der Regierung, dafs diese Verordnung unter den Christen grofse Genugthuung hervorgerufen hat. Zu gleicher Zeit lud die Regierung die Oberpriester des Buddhismus nach der Hauptstadt ein und machte ihnen amtlich bekannt, dafs die Konstitution den Beamten die Pflicht vorschreibt, allen Religionen absolut gleiche Behandlung und absolut gleichen Schutz zu Teil werden zu lassen. Sie ermahnte die Buddhisten, ihre ihnen untergebenen Priester und Gemeindemitglieder davor zu warnen, irgend einen Versuch zu machen, dem Christentum mit Gewalt gegenüber zu treten.

Es ist beachtenswert, dafs die japanische Zeitungspresse diese Mafsnahme der Regierung ohne Einschränkung gutheifst.

— Westliches Vordringen des Hamsters. Der Hamster ist ein aus dem Osten zu uns gekommenes Tier, worauf sein aus dem Slavischen entlehnter, aber schon im Althochdeutschen und Altsächsischen vorkommender Name deutet: russisch chomjak, wozu Miklosich noch chomĕstaru verzeichnet. Dafs er jetzt über einen Teil Belgiens und Frankreichs westlich vorrückt, haben französische Forscher mit der deutschen „Invasion" von 1870 in Zusammenhang bringen wollen! Thatsache ist, dafs der Hamster bis zum Jahre 1870 an den Vogesen, in Luxemburg und an der holländischen Grenze seine westlichste Verbreitung fand. Im Jahre 1874 schon zeigte der französische Naturforscher Eugen Gayet sein Vorkommen in Lothringen und der Champagne an; 1885 fing man die ersten Hamster nicht weit von Paris, wo die Leute glaubten, es sei eine Art Maulwurf. Seitdem dringt dieser Nager weiter und weiter in Frankreich vor. Von Limburg aus überschritten etwa um 1878 die Hamster Belgiens Grenze; 1889 entdeckte sie Herr Halen-Maurice, Bürgermeister von Haccourt am linken Maasufer, auf den Fluren seiner Gemeinde und verlangte vom belgischen Landwirtschaftsministerium die Aussetzung von Preisen für die Vertilgung des schädlichen Nagers. Er rückt aber weiter vor und überschwemmt Hesbaye, wie aus einer Abhandlung des Prof. E. Leplae in Löwen hervorgeht, welche in der Révue générale agronomique, Oktober 1898, erschienen ist.

— Über die letzten ägyptischen Forschungen Flinders Petries im vorigen Winter wurden in der Novembersitzung des Egyptian Exploration Fund Mitteilungen gemacht. Die Ausgrabungen fanden statt unterhalb Denderah bei Abadiyeh in der Nähe des grofsen Begräbnisplatzes von Semaineh und schliefslich bei Hu, dem alten Diospolis. Alle die dortigen ausgedehnten Gräberstätten lagen am Rande der Wüste. Im ganzen wurden 1250 Gräber aus prähistorischer Zeit und ebensoviel aus historischen Perioden, besonders aus der Zeit um die 12. Dynastie, geöffnet. Die Fundstücke — Gefäfse aus verschiedenem Stoff, Sachen aus Elfenbein, Feuerstein und Kupfer — wurden genau klassifiziert, und aus diesen Verzeichnissen ergab sich die Möglichkeit, jedem Gegenstande zunächst wenigstens sein relatives Alter in der ganzen Reihe sicher anzuweisen. Man bemerkte darin ferner unverkennbare Anzeichen der Invasion eines neuen Stammes: während das ältere Volk Zeichen anwandte, die man als Vorläufer des „mittelländischen Alphabetes" festgestellt hat, kannte sie das jüngere Volk nicht; das ältere Volk kannte im Gegensatze zum jüngeren keine Amulette; auch Stirngehänge und Gesichtsschleier scheinen ausschliefslich bei dem jüngeren Volke im Gebrauch gewesen zu sein, dessen Töpferkunst aufserdem mit der in historischer Zeit in Süd-Palästina üblichen nahezu identisch ist, während die Töpferwaren des älteren Volkes denen der heutigen Kabylen gleichen. Petrie schliefst daraus, dafs das ältere Volk libysch, das jüngere aus dem Osten eingewandert ist. Alles in allem ergab sich „eine geordnete Folge aus dem prähistorischen Wirrwarr". Als weitere Ergebnisse führt Prof. Petrie an: Die Begräbnisstätten aus der 6. bis 12. Dynastie ergaben eine Geschichte der Fabrikation von Alabastergefäfsen und -Perlen; die Töpferei liefs sich von der 13. bis zur 17. Dynastie verfolgen; kupferne Dolche und Beile gehörten der 14. Dynastie an; eine bisher unbekannte Invasion Ägyptens durch Libyer am Ende der 12. Dynastie wurde festgestellt; mehrere zwar schon früher bekannte, aber zeitlich unbestimmte Gegenstände erhielten ihren festen historischen Platz, und man gewann eine Anschauung von dem Stande der libyschen Kultur um 2000 v. Chr. In die römische Zeit endlich fällt ein ausführliches kleinasiatisches Alphabet, das sich aus einer im Lager von Diospolis aufgefundenen und von einem Legionssoldaten eingekratzten Inschrift ergiebt.

— Über erdmagnetische Untersuchungen im Zobtengebiet berichtet M. Zeisberg (Inaug.-Diss. Breslau). Der Serpentin des Geiersberges und der angrenzenden Hügelkette weist auf seiner gesamten Fläche starke magnetische Wirkungen auf, die sich in einer Verstärkung der Vertikalintensität und Inklination, wie einer Einwirkung der Horizontalintensität zeigen. Er ist polarmagnetisch und entsprechend der Induktionswirkung durch die Erde an seiner Oberfläche mit Südmagnetismus behaftet. Der Gabbro und Granit des Zobtens zeigen mit Ausnahme der Gipfelpunkte nur geringe magnetische Wirkungen. Die Horizontalintensität ist abhängig vom Gestein des Grundes und von der Höhe des Beobachtungsortes, und zwar nimmt sie im allgemeinen mit steigender Höhe ab. Die Horizontalisodynamen lassen Parallelismus zu den Niveaulinien einerseits und zu den Grenzen der geologischen Schichten anderseits erkennen. Der Grad der Verschiedenheit der magnetischen Wirkung zweier Gesteine findet seinen Ausdruck in der Häufung der Isodynamen beim Grenzübergange. Die exponierten Gipfelpunkte zeigen eine örtlich beschränkte, starke Variation der Horizontalkomponente, zugleich mit bedeutender Zunahme von Vertikalintensität und Inklination. Der Grund ist wahrscheinlich in der Anhäufung von Südmagnetismus zu suchen, die durch magnetische Spitzenwirkung oder vielleicht durch Blitzschlag verursacht ist.

— Die Ornamentik von Timor. Seit erkannt worden war, welche bedeutende Rolle die Tiere in der Ornamentik der Naturvölker spielen, haben sich die Belege dafür aufserordentlich gemehrt, und scheinbar willkürliche Ornamente und Arabesken haben sich auf Tierfiguren zurückführen lassen. Einen neuen Beitrag in dieser Richtung bieten W. Foy und O. Richter in ihrer Schrift „Zur Timorornamentik" (Abhandl. des zoologischen und anthropologischen Museums zu Dresden, Festschrift 1899, Nr. 9). Sie behandelt die Verzierungen an der reichen Sammlung von Sirihbüchsen aus Bambus, die beim Betelkauen auf der Insel Timor im Malayischen Archipel benutzt werden und die eine entwickelungsgeschichtliche Reihenfolge darboten. Das nähere Studium der Ornamente zeigte zunächst, dafs eine Stilharmonie bei den zahlreichen Büchsenverzierungen vorhanden war und durch Vergleich mit den Ornamenten anderer Gegenstände von Timor gelang es denn auch, mit grofser Wahrscheinlichkeit nachzuweisen, dafs die Verzierungen eine naturalistische Grundlage haben, dafs sie nämlich auf den Figuren von Eidechsen oder Krokodilen beruhen dürften.

— Geographie und Ansichtskarten. Die Ansichtspostkartenindustrie hat nach unzähligen hastenden Bestrebungen, mehr als ein beliebtes Sportmittel zu bieten, Kunst und Wissenschaft in weite Kreise zu tragen und Hervorragendes in gewissen Richtungen zu leisten, in einigen Gebieten wirkliche Erfolge erzielt. Nicht zum wenigsten hat sie der Landes- und Volkskunde, oder doch der Verbreitung geographischer Kenntnisse gedient. Von der Abbildung verschiedener Gebäude, Landschaften, Städte, Trachten ist man

auch zur Zeichnung von Stadtplänen und Landschaftskarten übergegangen. Glücklicherweise that gleich den ersten Vorstofs eine sachkundige geographische Anstalt (G. Sternkopf in Halle). Bis jetzt sind 50 solcher geographischen Karten erschienen. Sie bieten fast sämtlich je einen Plan und mehrere Ansichten. Der mehrfarbige Länder- und Terraindruck, die Ausführung, die Angabe des Mafsstabes, der Höhen, Meerestiefen, Entfernungen, die Einzeichnung der Eisenbahnen und Wege stempeln sie zugleich zu billigen Reisekarten.

Von den Länderkarten hat die zuerst erschienene, Kiautschou, sofort den wärmsten Beifall gefunden. Die von Kleinasien und Ägypten erschien anläfslich der Kaiserreise, zuletzt die des afrikanischen Kriegsschauplatzes (1 : 20 Million.) mit zwei Nebenkarten (Mafeking-Hopetown, Volksrust-Durban, 1 : 10 Million.). Sie ist ein kleines Meisterstück. Die Karten von Littauen und Masuren haben sich bei Vorträgen in der Hand der Hörer bereits als treff licher Führer bewährt. Von den Landschaftskarten seien noch hervorgehoben die des Siebengebirges, des Harzes, der sächsischen und böhmischen Schweiz, des Iser- und Riesengebirges, des Schwarzwaldes und Kaiserstuhles, des Niederwaldes (1 : 100 000), des Kyffhäusers, des Rudelsburger Saalethales, des Nordostseekanals etc. An Stadtkarten, die auch die nächste Umgebung mit bieten, sind hervorzuheben: Kassel (1 : 150 000), Berlin, Dresden, Leipzig, Halle, Breslau, Hamburg u. s. w. Der pädagogische Zweck, eine Karte in künstlerischer Ausführung, mit feingetöntem Landschaftsbilde vereint, den Angehörigen in der Ferne als Erinnerungszeichen schenken zu können, ist erfüllt.

Dr. F. Tetzner.

— In Betreff der Geradlinigkeit des obergermanischen Limes zwischen dem Haaghof und Walldürn urteilt E. Hammer (Württ. Jahrb. f. Stat. u. Landeskde. 1898/99), dafs sich bei der Untersuchung seine bereits früher ausgesprochene Vermutung, die Römer haben sich bei der Absteckung der Geraden zunächst einzelner Hauptpunkte bedient, sicher bestätigt hat. Diese Hauptpunkte werden wohl bei Nacht mit Hülfe von Fanalen ausgerichtet worden sein. Die Feststellung der Geraden mit der durch die Ausgleichungsergebnisse ergründeten Genauigkeit durch einfaches Ausfluchten, wäre zwar in der Ebene möglich, über Berg und Thal weg aber bei weitem nicht, besonders nicht über so breite und tiefe Thaleinschnitte hinüber, wie sie z. B. das Murrthal darstellt. Gerade, dafs hier eine verhältnismäfsig grobe und wohl nicht beabsichtigte Abweichung vorhanden ist, spricht für die Richtigkeit der obigen Ansicht. Die offenbar gewollten Ausbiegungen aus der Geraden auf der Welzheimer Hochebene sind vielleicht weniger beweiskräftig. Immerhin mufs man sagen, dafs die zu erwartenden Ergebnisse sicher auch fernerhin die aufzuwendenden Kosten und Mühen lohnen werden.

— Der trockenste Ort auf der Erde dürfte Payta in Peru sein, unter etwa 5° südl. Breite an einer Küste gelegen, die sich in historischer Zeit gegen 12 m gehoben hat. Der durchschnittliche Zwischenraum zwischen zwei Regenschauern beträgt dort sieben Jahre. Als Prof. Fairchild im Februar 1899 den Ort besuchte, hatte es kurz vorher von 10 Uhr abends bis zum nächsten Nachmittage geregnet, der erste Regen, der in den letzten acht Jahren gefallen war. Seenebel sind dagegen häufig. Die Flora der Gegend setzt sich aus etwa neun Arten zusammen. Sieben davon sind jährliche, deren Samen also acht Jahre im Boden geruht haben mufsten. Trotz der geringen Regenmenge findet die Bevölkerung ihren Unterhalt durch Anpflanzen der langwurzeligen Perubaumwolle, die in den ausgetrockneten Flufsbetten sieben Jahre lang ohne Regen gedeiht und gute Ernten einer farbigen, kurzfaserigen Baumwolle liefert, die zur Verfälschung von Wolle benutzt wird. (Nature, 26. Oktober 1899.)

— Das Öffnen des Mundes bei der Überraschung und im Erstaunen. Darwin schreibt das Öffnen des Mundes bei der Überraschung und im Erstaunen verschiedenen Ursachen, z. B. der Wirksamkeit des Atemholens und blofser Erschlaffung der Muskeln zu. Hiram M. Stanley meint jedoch in einer Zuschrift an „Science" (Bd. 10, S. 219), dafs die Erscheinung auf tiefere organische Ursachen zurückzuführen, dafs der offene Mund ursprünglich ein Zeichen der Erwartung sei. Die Jungen von Tieren öffnen den Mund, wenn sie spüren, dafs sie Nahrung bekommen sollen; so die jungen Vögel ihren Schnabel, wenn sie ein Geräusch hören. Es sei auch beobachtet worden, dafs ganz junge Kinder bei jeder Einwirkung auf den Gehörs- oder Gesichtssinn den Mund aufmachen, und zwar in saugender Form, offenbar, um etwas entgegenzunehmen. Diese Neigung vererbe sich auf die späteren Jahre und gebe sich dann bei Reizen von gröfserer Stärke und ungewohnter Art kund, und so werde der offene Mund zum Kennzeichen des Erstaunens und der Überraschung. Eine genauere Beobachtung von Säuglingen und jungen Tieren würde hierüber vielleicht nähere Aufschlüsse liefern.

— Nach zweiundeinhalbjähriger Reise in Centralasien ist Kapitän H. H. P. Deasy Anfang Dezember 1899 nach England zurückgekehrt. Er hat in dieser Zeit Forschungen in der Gegend von Yarkand, Sarikol, in der Takla Mukanwüste, Nordtibet, im Kwen-Lun und am Mustagh Ata gemacht, sorgfältige Karten aufgenommen und eine Anzahl Gipfel gemessen. Die Ergebnisse sollen sehr bedeutend sein.

— Über die Seen des Böhmerwaldes veröffentlicht P. Wagner (in Wissenschaftl. Veröffentl. d. Ver. f. Erdk. zu Leipzig, 4. Band) eine gehaltvolle Arbeit, die sich, soweit möglich, mit allen Verhältnissen der acht untersuchten Seen (Schwarzer See, Teufelssee, Grofser und Kleiner Arbersee, Lakkasee, Stubachersee, Rachelsee, Plöckensteinsee) beschäftigt. Nach einigen einleitenden Bemerkungen über die ältere Litteratur, die Grundlagen und Methoden (der Hauptsache nach die bekannten Uleschen) der Untersuchung, werden von jedem See einzeln besprochen die Geologie und Topographie, die Tiefenverhältnisse, die durch neue Auslothung der Seen festgestellt wurden, die Temperaturverhältnisse, welche die meisten Lücken aufweisen, die Ab- und Zuflüsse des Sees, die chemische Zusammensetzung der Seewässer etc. nach älteren Analysen, sowie die biologischen Verhältnisse. Der Entstehung der Seen ist ein längerer zusammenfassender Abschnitt gewidmet, in dem unter reichlicher Benutzung der Litteratur die verschiedenen Ansichten über die Entstehung der Karseen zusammengestellt und die der Böhmerwaldseen unter Anlehnung an Richter erklärt werden.

— Der Calaveras-Schädel. Die Authenticität des in dem goldführenden Kies von Bald Hill in Calaveras City, Kalifornien, 120 Fufs unter der Oberfläche einer Lavamasse gefundenen Menschenschädels ist neuerdings wieder angezweifelt. Die Wichtigkeit des Fundes für die Frage nach der Existenz des Menschen in der Tertiärperiode veranlafst den bekannten Geologen Dall im ersten Hefte der Proc. Acad. Philadelphia noch einmal auf die Frage zurückzukommen. Dall ist fast der einzige noch lebende Naturforscher, welcher den Schädel gesehen und untersucht hat, ehe er behufs genauerer Untersuchung von Hülle und Inhalt befreit wurde; er konnte sich überzeugen, dafs er von demselben Kies erfüllt und umhüllt wurde, welcher die bergmännisch ausgebeuteten goldführenden Schichten unter der Lava bildet, verkittet durch ein eisenhaltiges Bindemittel. Bruchstücke anderer Menschenknochen, der Gröfse nach von einem anderen Individuum herrührend, waren mit verkittet und teilweise in den Schädel hineingedrückt. Der Schädel gelangte nun durch einen glücklichen Zufall und als Geschenk in die Hände des Staatsgeologen, und erst dieser erkannte die Wichtigkeit des Fundes und stellte alsbald die genauesten Nachforschungen an (cfr. Whitney, in Bull. Mus. Comp. Zoology, Cambridge VI, 1879, p. 267 bis 273). Jeder Zweifel an der Authenticität ist ausgeschlossen, es kann höchstens über das Alter der Kiesbank und der sie überlagernden Lavamasse gestritten werden. Ko.

— Die einheimischen amerikanischen Pferdearten. Freiherr v. Fabrice hat mit ziemlicher Sicherheit die Behauptung aufgestellt, dafs die heutigen amerikanischen Steppenpferde (Mustangs, Broncos u. s. w.) wenigstens noch teilweise von den altamerikanischen Pferden abstammten, welche vor der Zeit des Columbus existiert haben. Jedem mit der Geschichte Amerikas Vertrauten kann aber eine solche Behauptung nur als ungeheuerlich erscheinen, da keine Spur von einem gezähmten Pferde im vorcolumbischen Amerika vorhanden ist. Jetzt nimmt vom naturhistorischen Standpunkte aus auch Professor A. Nehring (Illustrierte landwirtschaftliche Zeitung, 21. Oktober 1899) dagegen Stellung. Er führt zunächst die bei den Mexikanern und Peruanern gezüchteten wenigen Haustiere auf und fährt dann fort: „Dafs einstmals vor vielen Jahrtausenden pferdeartige Tiere (Protohippus, Pliohippus, Hippidion), auch solche der Gattung Equus, sowohl in Nord- als auch in Südamerika existiert haben, steht ja längst fest. Wir kennen speciell aus Südamerika mehrere fossile Equusarten, wie Equus curvidens, Equus argentinus, Equus andium, Equus rectidens, und der Fund des Herrn Dr. Nordenskjöld bestätigt ja das ehemalige Vorkommen einer Equusspecies für Süd-Patagonien; aber

hiermit ist doch durchaus nicht bewiesen, dafs einheimische Pferde bis zur Zeit des Columbus in Amerika gelebt haben, geschweige denn, dafs die Indianer „schon lange vor Ankunft der Europäer in der neuen Welt eine ursprünglich in Amerika heimische Pferderasse benutzt" haben, wie Herr Freiherr v. Fabrice mit ziemlicher Sicherheit annimmt. Wir müssen vielmehr annehmen, dafs die ursprünglich in Amerika einheimischen wilden Pferdespecies durch irgend welche Ursachen dort während der sogenannten Pleistocän- oder Diluvial-Periode ausgestorben sind. Es erscheint ja dieses völlige Aussterben einer Säugetiergattung in einem langgestreckten Erdteile, wie Amerika ist, sehr auffällig; aber an der Thatsache selbst kann man kaum zweifeln."

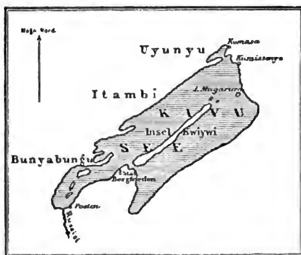
— Über den **Eichener See**, einen periodisch wiederkehrenden See bei Schopfheim im südlichsten Schwarzwalde, liefert der Forstpraktikant Knierer in Schopfheim in den Monatsblättern des Badischen Schwarzwaldvereins (2. Jahrg., Heft 11) einen mit Karten versehenen sehr instruktiven Bericht. Dieser See erscheint oft erst nach mehreren Jahren wieder, oft aber auch mehrmals in einem Jahre. Bei höchstem Wasserstande, zuletzt 1882 und 1883, wird er 3,5 m tief und erreicht eine Gröfse von 2,62 ha. Im Jahre 1772 ertranken im See fünf Personen, 1876 ein Mann. Ein Zusammenhang mit der bekannten Erdmannshöhle bei Hasel existiert nur insofern, als beide Erscheinungen ihre gleiche Ursache in der eigenartigen Formation des hier dem Rotliegenden aufgelagerten Muschelkalkes haben. Das Niederschlagswasser, das immer Kohlensäure absorbiert enthält, versinkt in die Spalten des Gesteins, dieselben dabei vergröfsernd und sucht sich unterirdisch seinen Weg. Bei übergrofsem Wasserandrange vermag das unterirdische Bachbett allein die bedeutenden Wassermassen nicht mehr zu fassen, die dann nicht rasch genug abfliefsen können, sondern nach dem Gesetze der kommunizierenden Röhren durch die Risse und Fugen des Gesteines zu Tage treten und dann den Eichener See bilden. Diese Bewegung des Wassers geschieht hier sehr langsam, der See tritt nie unmittelbar nach den Wassergüssen zu Tage, sondern erst nach geraumer Zeit. Das Maximum der Höhe erreicht der See erst nach zwei bis fünf Wochen und bleibt dann gewöhnlich einige Zeit in gleichem Stande. Später fliefst das Wasser nicht blofs durch jenen unterirdischen Bach ab, sondern auch durch zwei oberirdische Wasseradern. In diesem Jahre war der See nur ganz kurze Zeit im Frühjahre vorhanden, so dafs die Wiesen, welche seine Stelle einnehmen und ein sehr gutes Gras liefern, ausgenutzt werden konnten.

Es wäre sehr zu wünschen, wenn über dieses merkwürdige Naturspiel, einen Zirknitzer See im Kleinen, das in Deutschland so ziemlich einzig dasteht, während es ja in Ländern mit vielem Karstboden, wie in den südöstlichen Alpen und Italien, häufiger vorkommt (vergl. Geogr. Zeitschrift V, 228), während eines längeren Zeitraumes genaue Beobachtungen angestellt würden, namentlich auch in Zusammenhang mit der meteorologischen Station in dem benachbarten etwa 300 m höheren Schweigmatt. **Halbfafs.**

— Über **Höhenmessungen und Höhenänderungen** hat Dr. **Messerschmidt** einen auch für Geographen interessanten kurzen Aufsatz in der Schweizer Bauzeitung (Bd. 34, Nr. 8 bis 10) veröffentlicht, in dem er nach Behandlung der verschiedenen Arten der Höhenmessung auch die Frage der Niveaugleichheit der Europa umgebenden Meere, der Höhenänderung durch Abrutschung und der tektonischen Höhenänderungen streift. Von demselben stammt auch ein Vortrag über die „Gestalt der Erde in der modernen Geodäsie" (Jahresber. d. physik. Gesellsch in Zürich für 1898), in dem besonders die Geoidfrage in sehr anschaulicher Weise behandelt wird und auf den hier deshalb ausdrücklich aufmerksam gemacht werden möge.

— **Australische Salzgräser in Kalifornien.** Während einer längeren Reihe von Jahren hat man auf der Kalifornischen landwirtschaftlichen Versuchsstation einige Versuche über die Anpassungsfähigkeit der australischen Salzmelde (Atriplex semibaccata) an das Klima und den Boden Kaliforniens vorgenommen. Es scheint, dafs die Pflanze auf streng alkalischem Boden gedeiht, dafs sie sich zu Weidezwecken und zur Futtergewinnung gut eignet und dafs sie sogar auf nicht alkalischem, hochgelegenem Boden fortkommt, wo Brunnen erst in 60 m Tiefe Wasser geben und die jährliche Regenhöhe weniger als 125 mm beträgt. Das Salzgras kann zu schwere Sommerregen nicht vertragen, ebensowenig feuchte Luft; es dürfte sich daher besonders zur Anpflanzung in Wüsten und Einöden mit alkalischem Boden eignen.

— **Dr. R. Kandts Reisen am Kivusee. Sharpe am Albert-Edward.** Wer die älteren Karten Afrikas mit den heutigen vergleicht, wird über die grofsen Änderungen staunen, welche die Umrifsformen der grofsen Seen zeigen. Das betrifft namentlich den Tanganika-, den Viktoria-Ukerewe- und den Albert-Nyanzasee. Jetzt ist auch der Kivusee an der nordwestlichen Grenze des deutsch-ostafrikanischen Schutzgebietes gegen den Kongostaat in seiner Form völlig verändert. Seine bisherige Darstellung beruhte auf den Forschungen des Grafen v. Götzen, welcher 1894 den nördlichen Teil des Sees befuhr und die Vulkane in seinem Norden entdeckte. Durch den Zoologen Dr. R. **Kandt**, welcher seit längerer Zeit mit Erfolg in Deutsch-Ostafrika thätig ist, erfahren wir jetzt, dafs der Kivusee die wesentlich andere Gestalt besitzt, welche in dem beifolgenden Kärtchen dargestellt ist, das wir den „Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten", 1899, Heft 4, S. 237 entnehmen. Ende März 1899 gelangte Dr. Kandt, von Süden kommend, zum Ausflusse des Rusisi aus dem Kivusee. Er verfolgte darauf das Westufer des Sees bis Kumasa und erforschte nun die Landschaft im Norden des Kivu bis nahe an den Albert-Edwardsee (Ngesi) heran, wobei er den 1. südlichen Breitengrad überschritt. Aus Mangel an Tauschwaren mufste er zurückkehren und gelangte nun nach Kumissenye am Nordufer des Kivu, von wo aus er das ganze Ostufer des Sees beging bis wieder zum Ausflusse des Rusisi, somit seine Umkreisung des Sees beschliefsend. Auf der in das Südende des Kivu hineinragenden Landzunge erbaute sich Kandt in 300 m Höhe eine zoologische Station, die er „Bergfrieden" taufte. Die kartographische Aufnahme erfolgte unter grofsen Schwierigkeiten durch Schrittzählen; dabei hatte der Reisende mit Hunger, Unwetter und Krankheit seiner Begleiter zu kämpfen. Im Norden der Vulkane, welche nördlich vom Kivu liegen, entdeckte Kandt die Reste eines alten Seebeckens, das sich bis zum Albert-Edwardsee hin erstreckt; überhaupt wird dieses Zwischenseengebiet durch ihn zum erstenmale näher bekannt; Hauptergebnis der Reise ist aber zunächst die ganz veränderte Gestalt des Kivu, der durch Kandts Aufnahmen aufserdem mehr nach Osten, als bei v. Götzen, gerückt wird.



Der Kivusee nach Dr. Kandt.

Bald nachdem Dr. Kandt seine Rundreise um den Kivusee vollendet hatte, trafen dort auch zwei Engländer, **Sharpe** und **Grogan**, ein, welche 1898 von der Mündung des Zambesi aus über den Nyassa- und Tanganikasee durch das Rusisithal vorgedrungen waren. Sie schildern (Times, 9. Dezember 1899) die deutsche Herrschaft am Tanganika als sehr geordnet und von wohlthätiger Wirkung. Am Kivusee fanden sie nach Kandts Vorarbeiten nicht viel mehr zu thun; sie besuchten daher die Vulkane nördlich des Sees und drangen dann durch das „fürchterliche und fast unwegsame" Lavaland bis zum **Albert-Edwardsee** vor, dessen Ufer gleichfalls in der Karte falsch verzeichnet sind. Das alte Seebett liefs sich ostwärts von dem heutigen noch weit verfolgen, und hier fanden die Engländer zahlreiche **blasende Geyser**. Sharpe kehrte über Britisch-Ostafrika zurück, während Grogan **nilabwärts** gehen wollte.

Verantwortl. Redakteur: Dr. R. Andree, Braunschweig, Fallersleberthor-Promenade 13. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEBER: DR. RICHARD ANDREE. VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXVII. Nr. 2. BRAUNSCHWEIG. 13. Januar 1900.

Die Entstehung der südafrikanischen Freistaaten.

Von Gustav Fritsch.

I.

Das entsetzliche Völkerdrama, welches sich augenblicklich unter dem lebhaftesten Bedauern der ganzen gesitteten Welt, mit Ausnahme Englands, abspielt und wie ein Hohn auf die kaum beendete Haager Friedenskonferenz erscheint, ist keineswegs so jungen Datums, als unsere, mit auffallend kurzem Gedächtnis ausgestattete Generation vielfach anzunehmen geneigt scheint. Die Tagesblätter sind erfüllt mit Berichten und Artikeln von Sachverständigen, wenn dieselben auch vielfach diesen Namen zu Unrecht führen. Ja, man kann sagen, dafs aus inneren Gründen auch bei wirklich Sachverständigen zur Zeit sich ein Bestreben geltend macht, die Verhältnisse in gewissem Sinne zu entstellen. Den richtigen Standpunkt kann nur eine sachgemäfse Würdigung der historischen Entwickelung ergeben; aus dieser vergangenen Zeit ergiebt sich unmittelbar die Beurteilung der Gegenwart und der Ausblick in die noch in Dunkel gehüllte Zukunft.

Ohne solche Einsicht fragt man mit berechtigtem Staunen und Entrüstung: Wie ist es möglich, dafs ein Reich, welches sich für das mächtigste auf dieser Erde hält, das friedfertigste, nur wenige Hunderttausend Seelen zählende Volk mit einem Vernichtungskriege überzieht? Wie kann es geschehen, dafs die rächende Nemesis dem brutalen Angreifer von Seiten dieser Handvoll Leute die empfindlichsten Niederlagen bereitet?

Nur gelegentlich und verstohlen erscheint der rote Faden, welcher sich durch die ganze verhängnisvolle Verkettung der Ereignisse hindurchzieht, und kaum irgendwo ist der unsterbliche Gedanke, den todt zu schlagen das stolze England leichtsinniger Weise unternommen hat, klar und deutlich ausgesprochen worden.

Was sind denn die Boeren Transvaals? und wie kommen sie dazu, sich so ablehnend gegen die liebevolle Fürsorge der englischen Regierung zu verhalten?

Mehr und mehr dringt die Wahrheit an das Licht des Tages, dafs es sich an erster Stelle gar nicht um die Boeren Transvaals handelt, und dafs die Erfahrungen, welche den Südafrikanern die Waffen in die Hand drückten, nicht von heute und gestern stammen. Ja, man kann sagen, dafs, die Vorspiele mit inbegriffen, das Drama zurückdatiert bis zu dem Zeitpunkte, wo England sich widerrechtlich in den Besitz dieser Landstriche setzte.

Das warme Interesse, die lebhaften Sympathieen, welche gerade unsere Landsleute in weitesten Kreisen dem angegriffenen, kleinen, aber tapferen Volke zuwenden, sie sind auf das natürliche Gefühl zurückzuführen, dafs hier ein schweres Unrecht begangen wird, wenn auch die genügende Einsicht in die Würdigung desselben fehlt. Sind doch Viele noch nicht weit genug in der Erkenntnis vorgedrungen, um zu begreifen, dafs in der holländischen Sprache „oe“ ein „u“ bedeutet und einen doppelten Sprachfehler begehen, indem sie allen Belehrungen zum Trotz noch heute von „Börs“ sprechen.

Freilich fehlt es auch nicht an solchen, die achselzuckend erklären: Transvaal ist uns Hekuba; was hat Deutschland sich darum zu kümmern, wenn England für gut findet, einem unabhängigen „fremden“ (?) Volke die Kehle abzuschneiden?

Es ist wohl angezeigt, dafs gegenüber den verschlungenen, vielfach unkontrollierbaren Wegen der Diplomatie die öffentliche Meinung endlich einmal offen und ehrlich erklärt: Allerdings hat die gesamte civilisierte Welt ein eigenes Interesse daran, dafs Widerspruch dagegen erhoben wird, wenn eine Regierung im berechtigten oder auch unberechtigten Gefühl ihrer Übermacht es für zulässig und erlaubt erachtet, jeden ihr im Wege stehenden Volksstamm rücksichtslos unter die Füfse zu treten. Solche Politik kann unter keinen Umständen zu einem guten Ende führen und mufs allgemeinere Verwickelungen zeitigen.

Ich sage ausdrücklich „Regierung“ und nicht „Volk“; denn das englische Volk, dem ich durchaus sympathisch gegenüber stehe, ist in weitesten Schichten der Bevölkerung den dort unten begangenen und noch vor sich gehenden Vergewaltigungen thatsächlich fremd; aber ihr unglückseliges Anklammern an die geographische Isolierung, welches sogar den kleinen verbindenden Strang mit der übrigen civilisierten Welt durch den geplanten Kanaltunnel ablehnte, läfst nur das Afterbild einer öffentlichen Meinung in England entstehen als den Ausdruck der persönlichen Interessen weniger zur Zeit leitender Geister. Gleichwohl mehren sich nun täglich auch in Grofsbritannien die Stimmen, welche mit Abscheu auf den ungerechten Krieg blicken.

Aber die englische Regierung, welche sich ja stets durch Wohlwollen und Nachsicht gegen schwache Nationen ausgezeichnet hat, behauptet doch in ihrem Rechte zu sein und mit dem gröfsten Bedauern gegen die „übermütigen, gewaltthätigen Transvaalboeren“ zum Schwerte gegriffen zu haben. Sehen wir zu, was an dieser Behauptung Wahres ist.

Auf einem Vorsprunge des südlichen Afrika, Kap der guten Hoffnung genannt, dessen isolierte Lage einen besonderen Schutz versprach, gründete 1652 ein holländischer Arzt, von Riebeck, in dem Thalkessel des Tafel-

berges eine Erfrischungsstation für die nach Indien fahrenden Kauffahrteischiffe der Oostindischen Maatschappij, welche auch die Verwaltung dieser Niederlassung hatte.

Mit kühnem Sinn und der zähen Ausdauer, welche die bemerkenswerteste Charaktereigentümlichkeit der Kolonisten werden sollte, traten die ersten Ansiedler einer grofsartig schönen, aber grausamen Natur gegenüber, mit welcher sie einen harten Kampf ums Dasein unter wechselnden Erfolgen auszufechten hatten. Damit ihnen dabei die holde Weiblichkeit nicht fehlte, wurden von Holland Mädchen als Frauen für die Bewohner des Kaps gesandt, die zunächst den Waisenhäusern entnommen wurden, bald wurden auch, wie in jüngster Zeit für Deutsch-Südwestafrika, freiwillige Mädchen angeworben, die grofsenteils aus Deutschland stammten. Sehr bald zeigte sich, dafs die Niederlassung der weifsen Rasse durchaus nicht ungünstig war; denn schon im Jahre 1655 meldet von Riebeck in seinem interessanten Tagebuch, „dafs von der Frau des Kaplans der zweite Sohn geboren sei, und dafs alle Damen der Stadt baldigst ihrem Beispiel schienen folgen zu wollen“.

In der That wurde der grofse Kinderreichtum der Ansiedler sehr bald ein weiteres Moment für die unabweisbare Notwendigkeit der Ausbreitung, da Not und Mangel die einsamen Bewohner der abgeschlossenen Halbinsel zu drücken begann. Mufsten sie sich auf der einen Seite von dem unsicheren Schiffsverkehr unabhängig machen, so führte sie der Zwang der Verhältnisse dazu, beim Vordringen im Lande sich auch von der Küstenstadt zu emancipieren.

Dazu bildete sich sehr bald das charakteristischste Verkehrselement Südafrikas, der Ochsenwagen, richtiger wohl als „Zeltwagen“ bezeichnet, aus, welcher das bewegliche Haus einer ganzen Familie darstellte und für die Insassen jeden Ausspannplatz (Uitspan im Holländischen), der Trinkwasser und Weide für die Zugtiere gewährte, zeitweise zur Heimat machte.

An langem, vorn an der Deichsel befestigtem Tau, dem Trektouw, reihten sich paarweise die Ochsen, 12 bis 20 an der Zahl, und schleppten den schweren Wagen durch die weglose Buschsteppe einem unbekannten Ziele zu. Nachdem die etwas später erfolgte Einführung der Pferde den Männern auch ein schnelleres Beförderungsmittel neben dem langsamen Ochsenwagen gewährt hatte, begannen sich die Ansiedler frei und unabhängig im Lande zu fühlen, das sie sich durch ihr zähes, ausdauerndes Vordringen unter vielen Mühen und mancherlei Gefahren unterworfen hatten.

Von dieser Zeit an gab es „Boeren“ in Südafrika, die das Land ihrer Geburt lieben und schätzen gelernt hatten und die sich mit Stolz „Afrikander“ nannten, gleichviel welcher Nation ihre Eltern oder Grofseltern ursprünglich angehört hatten. Darüber können nur die Eigennamen einige Auskunft geben; aufser den selbstverständlich vorwiegenden holländischen Namen finden wir zahlreiche deutschen Ursprungs, wie Schneider, Krüger, Hartmann, Schumann, Brand u. s. w. Trug doch der erste in den Berichten erwähnte Erforscher der Nachbarschaft des Kapvorgebirges den ungewöhnlichen Namen Müller.

Nachdem in den Jahren 1685—88 eine ausgiebige Einwanderung aus Frankreich vertriebener Hugenotten stattgefunden hatte, mischten sich den erwähnten auch französische Namen besten Klanges bei. Es verdient rühmend hervorgehoben zu werden, dafs hier wie in anderen Ländern diese Emigranten Frankreichs sich als ebenso nützliche wie treue Anhänger ihrer Adoptivheimat erwiesen haben, was sich leider von den Engländern nicht sagen läfst. In dieser frühen Zeit der Kolonie kommen aber letztere überhaupt nicht in Frage; kaum dafs ein oder der andere englische Eigenname zwischen denen der anderen Nationen auftaucht, während sich die Franzosen so rückhaltlos ihrer neuen Heimat anschlossen, dafs sie sogar ihre Namen dem herrschenden holländisch-deutschen Idiom anpassten und ihre eigene Sprache völlig ablegten. Solche Namen sind beispielsweise: Wewije (Vivier), Foesse (Fouché), Filije (Villier), Duplessis (de Pelissier), Detoi (du Toit), Viljoen (Viljoins) u. s. w.; andere blieben unverändert, wie Joubert, Marais, Visage, Cilliers. An der Gründung und Ausbreitung der Kolonie hatten die Engländer keinen nennenswerten Anteil, wohl aber fing die steigende Wohlhabenheit der Kolonie an, ihre Habgier zu reizen.

In dem entstehenden Völkergemisch triumphierte als das im Kampf ums Dasein ausdauerndste ein holländisch-deutsches Element, aber es ist wohl zu beherzigen, dafs sich dasselbe durchaus mit dem Boden, auf dem es entstanden war, verwachsen fühlte, wie es noch heutigen Tages der Fall ist und in aller Zukunft sein wird, so lange noch Menschen in Südafrika wohnen. Dem eingeborenen Afrikaner gegenüber sind alle Nationen immer „Uitlanders“ gewesen, also auch die Holländer, wenn auch in neuerer Zeit das begreifliche Streben, eine Anlehnung an eine europäische Macht zu gewinnen, sie veranlafste, ihre holländische Abkunft stärker zu betonen, als es sonst jemals geschehen war.

Als nach dem Verfall der ursprünglich souveränen „Oostindischen maatschappij“ die holländische Krone die Kolonie übernahm, war sie schon zu machtlos, um dieselbe wirksam zu schützen, und als 1795 die aus Frankreich sich ausbreitenden revolutionären Ideen auch nach Südafrika vordrangen, thaten sich Distrikte in der westlichen Kolonie zusammen und erklärten sich zu Swellendam als „Republik der sieben vereinigten Provinzen“ (!).

Diese so vorzeitig emporgesprossene Blume knickte sehr bald der Frost; denn liebevoll und opferwillig wie immer, landete England unter Admiral Elphinstone und General Craig Truppen in der falschen Bay und bemächtigte sich ohne ernsten Widerstand, nach dem unblutigen Gefecht beim Muizenberg, des Landes, „um es dem Hause Oranien zu erhalten“. Nachdem die Kolonie 1802 auf kurze Zeit an Holland zurückgegeben war, wurde sie 1806 neuerdings von den Engländern besetzt und im Pariser Frieden 1815 definitiv dem englischen Reiche einverleibt.

Wie ich, nicht ohne Widerspruch zu finden, seiner Zeit in meinem Reisewerk eingehend erörtert habe, war diese kraftvolle, mit reichen Mitteln arbeitende, ordnungsliebende englische Regierung hier wie anderwärts zunächst nicht ohne Nutzen für die weitere Entwickelung des ohne dieselbe geschaffenen Wohlstandes. Sehr bald änderten sich aber die Verhältnisse und es fand ein steigender Druck auf die weifse Bevölkerung der Kolonie statt, welcher ein unerträgliches Mafs erreichen sollte.

Wir stehen hier offenbar vor dem Kernpunkte der ganzen Frage, die bis in unsere Tage hinein für den Unkundigen wie ein unlösbares Rätsel erscheint. Über was hatten sich denn die Undankbaren zu beklagen, dafs sie so unverständig waren, ihre mit blutigem Schweifs erworbene und ausgebaute heimatliche Scholle aufzugeben und lieber hinauszuziehen in die heulende Wildnis, als länger unter so wohl geordneten Verhältnissen zu leben?

Der erste und letzte Grund dieser betrübenden Erscheinung lag und liegt noch heute in einer von persönlichen Interessen geleiteten, aber unter dem heuchlerischen Deckmantel der Humanität und Gerechtigkeit arbeitenden, verhängnisvollen Nebenregierung im Stiefmutterlande. Sie war die Medea der Mythe, welche stets irgend einen Jason der Kolonie als Gouverneur derselben zwang, die Drachenzähne auszusäen, aus denen die wilden, sich gegenseitig zerfleischenden Krieger hervorgingen.

Es ist peinlich zu sehen, dafs damals wie jetzt kleinliche, materielle Rücksichten genügten, um blutige Entscheidungen zwischen Völkern herbeizuführen, die in der Kulturarbeit aufeinander angewiesen schienen.

Die Beschwerden der kapländischen Bauern ordneten sich wesentlich unter drei Kapitel: 1. Die Sklavenfrage, 2. die Kafferfrage, 3. die Hottentottenfrage.

Mit der Übernahme der Kolonie durch England war die Sklaverei abgeschafft worden. Die frei werdenden Sklaven sollten ihren früheren Herren noch drei Jahre ohne Entgelt als „Lehrlinge" dienen, dann aber gegen eine festgesetzte Entschädigung an die früheren Herren entlassen werden.

Hierbei wurde der erste schwere Rechtsbruch von Seiten der englischen Regierung begangen, da sie aus gemeinen Rücksichten auf den pekuniären Vorteil die Entschädigungen unvollständig oder gar nicht zahlte und so viele der Farmer, deren Reichtum wesentlich in den zur Bebauung der Farm nötigen Sklaven bestand, an den Bettelstab brachte. — Die nach Osten sich ausbreitenden Kolonisten waren in der Gegend des grofsen Fischflusses etwa zu dieser Zeit auf die abwärts drängenden Kaffern gestofsen und nach mannigfachen Grenzstreitigkeiten sowie kleinen Kämpfen wurde durch einen der verdienstvollsten und einsichtigsten Gouverneure der Kolonie, Sir Benjamin Durban, ein Zustand verhältnismäfsiger Sicherheit und Ruhe an der Grenze hergestellt. Das konnten die Pseudophilanthropen in England unmöglich ertragen: eine berüchtigte Depesche des Sekretärs der Kolonieen, Lord Glenelg, widerrief 1835 in brüsker Form die weisen Mafsnahmen des Gouverneurs, die „armen geschädigten Kaffern" wurden in die kaum gesicherten Grenzen hereingelassen, und ein blutiger Kafferkrieg war die unmittelbare Folge; der nächtliche Himmel rötete sich von dem Brand der Farmhäuser, deren Trümmer über den Leichen der erschlagenen Bewohner zusammenstürzten, ein hoffnungsvoller Anbau weiter Distrikte ging zu Grunde.

Auch in betreff der farbigen Diener, unter denen die Reste der Hottentottenstämme einen wesentlichen Teil bildeten, konnten sich die Frommen in der Heimat gar nicht genug thun durch willige Werkzeuge, welche ihnen die Missionare darboten (berüchtigt besonders van der Kemp), das faule Volk gegen ihre früheren Herren aufzuhetzen und so die Missionsschulen zu Pflanzstätten von Unbotmässigkeit und Rebellion zu machen; auch hier war ein blutiger Aufstand (Hottentot rebellion des Kat-River Settlement) die unmittelbare Folge.

So hatten die Farmer der Grenzdistrikte eben nicht mehr viel zu verlieren; sie erinnerten sich ihrer Wagen, der beweglichen Heimat, packten die Reste ihrer Habe auf und verliefsen den Boden, wo ihre Wiege gestanden, den sie auf ihre Kinder zu vererben gedachten: sie begannen zu „trekken".

Nach Überschreiten des Oranje-Rivier kamen sie in herrenloses Land, von vereinzelten Horden der Buschmänner und Korana durchstreift, die einen Besitztitel daran nie gehabt und beansprucht hatten. Die langen, friedlich dahinziehenden Reihen der Zeltwagen machten aber sehr bald die Erfahrung, dafs sich auch andere Eindringlinge in entgegengesetzter Richtung bewegten, nämlich die kriegerischen Schwärme der Matabele, welche regimenterweise auf Raub auszogen und die unvermutet überfallenen Züge der Boeren erbarmungslos niedermachten. Der Alarm belehrte die Nachfolgenden, sie vereinigten die Zeltwagen, indem die Deichsel des einen unter die Hinterräder des vorstehenden geschoben wurde, und verteidigten solche „Vechtlager" mit Erfolg gegen die stürmenden Feinde. Aus ihren langen „Roeren" schossen sie Ladungen von Rehposten auf die Andringenden, die Frauen hinter ihnen luden dieselben wieder oder schlugen auch wohl durchkriechende Feinde mit der Axt nieder.

Kühnen Mutes drang alsbald ein Zug der Rächer gegen des Matabelehäuptlings U'mselikazi Residenz Mosega vor und zerstörte dieselbe nach einem glücklichen, gänzlich unerwarteten Überfall, die Feinde nach Norden zurückdrängend (1837).

Obwohl siegreich, schwenkten die Züge der Ausgewanderten nun doch ostwärts ab, um nach dem ersehnten Natal, dem Lande ihrer Hoffnung, zu kommen, und stiegen die unwegsamen Pässe der Drakensberge hinab. Auch hier fanden sie ein unbesetztes, fast menschenleeres Land, da die Raubzüge des gefürchteten Zuluhäuptlings Chaka und seines Nachfolgers Dingaan schrecklich unter den eingeborenen Stämmen aufgeräumt hatten.

Vergeblich war der Versuch, auf friedlichem Wege eine Verständigung mit dem Häuptling zu erzielen. Die ihm arglos vertrauenden Führer mit einer erlesenen Mannschaft wurden nach Abschlufs des Vertrages waffenlos vor dem Häuptling durch seine Krieger überfallen und niedergemacht. Man vergegenwärtige sich die aufserordentlich dramatische Scene auf dem grofsen Ratsplatze der Hauptstadt Unkunginglowe, wohin der verräterische Häuptling Pieter Retief und seine Gefährten zum Abschiedstrunk in Kafferbier eingeladen hat. Mehrere Regimenter in ihrem phantastischen Kriegsschmuck führen vor den friedlich Dasitzenden wilde Kriegstänze zur Unterhaltung auf. Plötzlich ertönt aus des Häuptlings Munde das verhängnisvolle Losungswort: „Bulalani aba-takati" (Tod den Zauberern!), und wie ein Sturmwind stürzen sich die dunkeln Krieger auf die Überraschten, welche ihre einzige Waffe, die Jagdmesser ziehend, einen verzweifelten aber vergeblichen Kampf mit der Übermacht versuchen (4. Februar 1838). Noch bespritzt mit dem Blute der meuchlings Erschlagenen drangen die Zuluregimenter gegen die ahnungslos beim Buschmanns-Rivier Lagernden vor und wieder erfüllte die Luft das Wehklagen der hingemordeten Weiber und Kinder; der Ort des Überfalles heifst bis auf den heutigen Tag „Weenen".

Nachdem so durch Dingaans treulosen Verrat die bewährten Führer Pieter Retief, bald darauf auch durch einen Hinterhalt der Zulu Piet Uys gefallen waren, und das düstere Verhängnis über den Heimatlosen schwebte, trat ein Mann an ihre Spitze, in dem sich der unbeugsame Freiheitsdrang der Boeren, das unerschütterliche Festhalten an dem für Recht erkannten und ein bemerkenswertes Feldherrntalent in glänzendster Weise bethätigten, das war Andries Prätorius. Hochgewachsen, von sehnigem Gliederbau, mit markierten Zügen, denen ein militärisch gehaltener Schnauzbart ein kühnes Aussehen verlieh, das unterstützt wurde durch die kalten, aber fest und entschlossen blickenden Augen, war seine Persönlichkeit wohl geeignet, sich nach allen Seiten Respekt zu verschaffen; freilich sollte auch bald

kein Name den Engländern verhafster sein als der seinige.

Zunächst galt es aber, die entmutigten Auswanderer vor der durch die Zulue drohenden Vernichtung zu bewahren; nach einigen kleineren glücklichen Gefechten wurde 1838, am 6. Dezember[1]), in der Nähe des Umhlatosi-Rivier, das Lager der Boeren durch die gesamte Kriegsmacht beim Morgengrauen angegriffen. Nach dreistündigem Kampfe lagen gegen 3000 Zulu auf der Wahlstatt, von der die Überlebenden, durch einen geschickten Flankenangriff der Berittenen überrascht, in wilder Flucht das Weite suchten. So grofs war der Eindruck dieser furchtbaren Niederlage, dafs Dingaan nicht die siegreichen Boeren zu erwarten wagte: Die Vordringenden fanden seine Hauptstadt Unkunginglowe verlassen und in Flammen. Der flüchtige Tyrann wurde bei einem Nachbarstamme erschlagen.

Auf einem Hügel in der Nähe der Stadt lagen die traurigen Überreste Pieter Retiefs und seiner Genossen, in der Ledertasche des Führers fand sich, durch ein merkwürdiges Verhängnis unversehrt, der von Dingaan unterkrenzte Vertrag über die Abtretung des Nataldistriktes an die Boeren.

[1]) Also nicht am 16. Dezember 1837, wie neuerdings in den Zeitungen mehrfach zu lesen war.

Die Passionisten des Südwestens von Nordamerika.

Von Dr. G. A. Neef. Yutan (Nebraska).

Es war am Charfreitag des Jahres 1894, als der Schreiber dieser Zeilen zuerst mit den Gebräuchen der Passionisten, oder, wie sie allgemein genannt werden, der Penitentes, im südlichen Neu-Mexiko bekannt wurde. Bitter kalt war es in jener Märznacht, und die amerikanischen Zuschauer, die dort in ihre dicken Überzieher gehüllt standen, schüttelten sich vor Frost. Nichtsdestoweniger hatten die Büfsenden keine andere Bekleidung an als leinene Unterkleider. Der Oberkörper war nackt.

Aus einer „morada“, einem Lehmhause, wie alle anderen gebaut, nur dafs dort „die Disciplin“ geübt wird, kamen fünf oder sechs Gestalten heraus, die in ihren weifsen Beinkleidern und braunen, nackten Rücken, über das Haupt eine sackartige Umhüllung gezogen, eine gruselige Erscheinung bildeten, so viel man in dem fahlen Lichte des Mondes entdecken konnte. An der Aufsenwand jenes Hauses lehnten vier oder fünf Kreuze aus Fichtenholz, welche nach unserer Schätzung 200 bis 250 Pfd. einzeln wogen, denn sie bestanden aus Stämmen, die wohl 25 bis 30 cm im Durchmesser hatten und etwa 3 m lang waren.

Diese Büfsenden wurden von dem Oberbruder, der aus einem Gebetbuche laut vorlas, und einigen anderen „Brüdern des Lichts“ begleitet, die auf einer überaus eintönigen Rohrpfeife eine erschütternde Passionsmusik machten. Da diese Leute, wie alle geheimen Sekten, äufserst abergläubisch sind und keine Uneingeweihten herzulassen, so konnten wir nur von der Ferne den Zug verfolgen, der zur Kreuzigung schritt. Es war eine herzbewegliche Prozession, aus barhäuptigen Männern bestehend, aus wehklagenden Frauen und Kindern, die diesen mitternächtigen Gang nach Golgatha — einem unweit gelegenen prominenten Hügel — veranstalteten.

Da die Geberden der umstehenden Mexikaner immer drohender geworden, mehr noch aber, weil wir ganz durchfroren, suchten wir bei dem einzigen weifsen Einwohner des Ortes, einem jüdischen Händler, der sich ungemein furchtsam dieser „christlichen“ Demonstration gegenüber benahm, innere und äufsere Wärme. Bald qualmten die schlechten Cigarren, und man trank den fuseligen Schnaps, zwar mit Widerwillen, aber doch mit viel Gelächter über die komischen Gesten des Alten.

Zum Schlusse besuchten wir auch die „moradas“, denn es gab deren zwei an jenem Orte. Wir fanden



Fig. 1. Kreuzverehrung der Passionisten. Augenblicksaufnahme.



Fig. 2. Büfser vor dem Kreuze sich geifselnd. Nach einer Augenblicksaufnahme gezeichnet von W. v. d. Steinen.

dort ein unbeschreiblich drastisches Bild. An der Wand ein drapiertes Bild des Gekreuzigten, einen schwarzen, primitiven Altar, und vor demselben betende, gestikulierende Weiber im schwarzen „tapola" oder Frauenschleier, während etliche alte, etwa 80jährige Mexikanerinnen gemütlich ihre Cigaritos rauchten und verschiedene junge Frauen ihre Kinder säugten. Als eine amerikanische Weckeruhr in diesem Augenblicke 12 Uhr schlug, entfernte ich mich aus dem Raume, in welchem vorher die Penitentes gebüfst und gebetet hatten, mit dem Wunsche, ach wäre ich nur ein Maler, um diese Scene auf die Leinwand bannen zu können.

Obwohl es nun sehr gefährlich ist, von den „heiligen Brüdern" photographische Aufnahmen zu versuchen, und ein bekannter amerikanischer Schriftsteller, dem es einmal geglückt, in der Nacht darauf auf meuchelmörderische Weise zwei Flintenschüsse in den Rücken erhielt, so gelingt es doch zuweilen einem beherzten „Gringo", wie die Mexikaner den Weifsen verächtlich nennen, solche Bilder ihrer geheimsten Ceremonieen, die von den Franziskanern vor 300 Jahren in dem damals noch neuen Lande mit dem tertiären Orden des heiligen Franziskus eingeführt worden, zu erhaschen, wie folgende nicht weiter bekannt gewordenen Abbildungen beweisen.

Fig. 1 stellt eine Kreuzscene dar. Das Kreuz ist umringt von knieenden, reumütig dreinschauenden Männern, weinenden Weibern und etlichen andächtig die Hände faltenden Kindern, während abseits drei Offiziere des Ordens, auf den Knieen heranrutschend, Standarten hochheben. Ein alter Mann, der Krüppel zu sein scheint, kniet auf seinen Stock gestützt. Man sieht es an der Eintönigkeit der Gegend, dafs sie weitab von jeglicher Kulturstätte ist. Die Lokalität des Bildes versetzt uns nach dem nördlichen Teile von Neu-Mexiko. Man findet die Penitentes aber auch im südlichen Colorado und an der nördlichen Grenze von Texas. Von den Penitentes im letzteren Staate hat ein angesehener Viehherdenbesitzer folgendes ausgesagt nach Darley[1]): „Ich habe eine Herde von 3000 Stück Vieh in alle Winde stieben sehen inmitten eines argen Sturmes und dadurch enorme Verluste erlitten, weil beim ersten Donnerschlage alle Kuhjungen ohne Ausnahme auf die Kniee fielen und sich geifselten, bis das Blut flofs, des Himmels Gnade erflehend. Wenn der Gedanke an diese Zuchtmittel einen solchen Herdenjungen überfällt, sei es auf der Strafse oder mitten in der Wüste, so kennt er keine Rücksichten. Dann heult und schreit er so, während er sich kasteit, dafs die ganze Herde vor Schrecken davongaloppiert." Der Hauptversammlungsort der Passionisten jedoch ist jedenfalls in dem Territorium von Neu-Mexiko, wo sie noch ungestört ihr Wesen treiben, wenngleich gegen das erzbischöfliche Gebot ihrer Kirche, das aber umgangen werden kann, wenn die Brüder an die Priester einen Dollar pro Kopf bezahlen (Darley, Passionists of the South West, p. 30).

Fig. 2 zeigt uns ein halbes Dutzend Büfser, welche die aus Flachs geflochtene Geifsel schwingen. Aus ihren Wunden fliefst das Blut herab auf das einzige Kleidungsstück, das sie tragen, und besudelt dasselbe. Links von jenen, dem Kreuze am nächsten — die sechs bewegen sich im Kreise um das Marterholz —, läfst ein hemdärmlicher „Pitero" seine jämmerlich wehkla-

[1]) The Passionists of the South West. Der Verfasser des Büchleins hat mehr als 13 Jahre lang Dokumente aller Art gesammelt, die seinen Gegenstand beleuchten. Darunter sind die Regeln der geheimen Brüderschaft, die sich Confradia de Nuestro Padre Jesus nennt.



Fig. 3. Die mit Masken bedeckten Hermanos nähern sich dem Kreuze.
Nach einer Augenblicksaufnahme gezeichnet von W. v. d. Steinen.

genden Töne in die schauerliche Stille der Bergeinsamkeit hineinweinen.

Auf Fig. 3 sieht man die einzelnen „hermanos“ noch deutlicher; ihre Masken übers Gesicht gezogen; das Kreuz, wie es in der Erde befestigt wird; in einer über 1 m tiefen Höhlung soll es ruhen.

Fig. 4 zeigt das Schleppen von Kreuzen, hier acht an der Zahl. Die Umgebung deutet auf eine Ansiedelung von Mexikanern. Von hier aus geht es in die Berge, wo das Kreuz aufgerichtet wurde.

Unsere letzte Figur, die fünfte, stellt drei verschiedene Arten von geflochtenen Geifseln dar, „disciplinas“ genannt. Aufser diesem Marterinstrumente giebt es das „pedernal“, ein Stück Flintenstein. Man macht aber auch Flagellen aus der „entraña“, einer äufserst zähen Kaktusart, deren Dorn das Fleisch aufs schmerzhafteste ritzt. Ein „Picador“ oder piqueur hat nach Artikel 8 der von jedem „Hermano Rezador“ aufgezeichneten und ihm überlieferten „Ordnung“ die Brüder aufzufordern, ein Vaterunser oder „Heil dir, Maria“ zu beten.

Abgesehen von vielen Disciplinen und Exercitien kommt auch die Kreuzigung noch zuweilen vor, und oft stirbt dabei der arme Gemarterte. Doch der Verfasser dieses will sich ganz auf seinen Gewährsmann verlassen, den er im kurzen Auszuge selber reden läfst, obwohl Darley nur das anführt, was Chas. F. Lummis schon früher berichtet hat (derselbe Lummis, der nach einer photographischen Aufnahme der Scene, die er beschreibt, heimtückisch beschossen wurde):

„. . . Die Prozession der Frauen hatte sich gewendet und stand nun vor dem Haufen der Zuschauenden. Der Hermano Mayor und zwei seiner Gehülfen traten hervor mit ihrem Opfer, einem kräftigen jungen Manne in weifsen Unterhosen. Man hatte demselben einen schwarzen Sack über den Kopf gezogen. Sein Name war Santiago Jaramillo, ein Koch im Hause des Don Roman A. Roca, einer der bedeutendsten Viehbesitzer im Territorium (Neu-Mexiko). In seiner rechten Seite befand sich eine schreckliche Wunde, 4 Zoll lang, von welcher das Blut in Strahlen spritzte. Er hatte jedoch noch genug Kraft, um auf das Kreuz loszugehen und sich auf dasselbe hinzulegen. Die Brüder des Lichts nun, die Hermanos de Luz, banden ihn mit einem halbzölligen Stricke an dem Holze fest. Obwohl der Strick an mehreren Stellen der Arme und der Beine tief eingeschnitten hatte, so zogen die Hermanos denselben doch immer noch fester und zerrten an ihm, als ob sie ein Maultier zu bändigen hätten. Der Mensch weinte wie ein Kind, indem er in einem fort rief: „Ach, ich bin entehrt! Nicht mit dem Strick! Nicht mit dem Strick! Nagelt mich an! Nagelt mich!“ Der Hermano Mayor aber war unerbittlich, wenngleich in früheren Jahren das Opfer mit grossen Nägeln angenagelt worden war an Füfsen und an Händen. So waren im Jahre 1887 im südlichen Colorado allein vier Jünglinge gestorben in Penitente-Dörfern. Aber der neue Älteste verweigerte hartnäckig



Fig. 5.
Die „Disciplinas“, geflochtene Geifseln.
Nach einer Photographie.

trotz der flehentlichen Bitten des Penitente, man möge ihn nicht entehren mit der leichteren Strafe, den Gebrauch solcher Nägel.

Die harten Stricke schnitten so tief, dafs sie hemmend auf die Blutzirkulation wirkten. In drei Minuten war die Haut des Jaramillo so schwarz wie die eines Negers(?). Er wurde nun von einem weifsen Betttuche umwickelt, nur die Füfse blieben unbedeckt. Der Kopf war in einem schwarzen Schleier verborgen. Zwei reatas, 30 Fufs lang, wurden an den Armen des Kreuzes befestigt. Zwei Brüder des Lichts nahmen diese (Pferderiemen) in die Hand und richteten mit Hülfe noch vier anderer das Kreuz auf, indem sie es mit einem Ruck in die 4 Fufs tiefe Öffnung hineingleiten liefsen.

Das Opfer offenbarte keine Zeichen des Schmerzes. Die Gehülfen füllten das Loch mit Steinen und Erde. Hierauf schleppten sie einen grofsen Stein herbei, den sie etwa 5 Fufs vom Kreuze entfernt liegen liefsen. Dann brachten sie ein anderes Opfer, mit einer Last Entraña-Kaktus auf dem Rücken, so gebunden, dafs es seine Arme gar nicht bewegen konnte, und auch seine Beine nur wenig. Es legte sich vor dem Marterpfahle nieder, das Haupt auf den Stein, während ein Bündel Dornenpflanzen, das er hinten aufgeschnürt hatte, ihn einen halben Meter hoch in die Höhe hob. — — 31 Minuten lang, genau nach meiner Uhr, verblieben die beiden Opfer in der beschriebenen Stellung, einer auf dem Holze, der andere auf seinem Bette von Kaktuszweigen. Eine Grabesstille herrschte. Neben dem Kreuze war der Hermano Mayor, und bei ihm Manuel, Juan, Filomeno, Cuate, Cisto und Metito, jeder mit einer Krone wilder Rosenzweige auf der Stirne, und auf jedem Dorn, der durch die Haut drang, hing ein Blutstropfen. Auf ein Zeichen des Ältesten wurde endlich das Kreuz wieder hernieder gelassen. Nun lösten sie den Gekreuzigten und auch den anderen los und führten beide zur nächsten Morada oder Habitation." (S. 53 bis 55.)



Fig. 4. Das Schleppen der Kreuze. Nach einer Augenblicksaufnahme.

Ehe der Schreiber diese kurze Skizze schliefst, möchte er sagen, dafs er bei jahrelangem Beschauen dieser Penitente-Gebräuche lebhaft an eine Stelle im cervantischen Don Quichote erinnert wurde. Sagt doch der Ritter von der traurigen Gestalt zu einer eigentümlichen Schar, die eben an ihm vorbei will: „Haltet, Ihr dort, die Ihr Euer Angesicht wohl zu einem bösen Zwecke verhüllt habt, wie ich nicht zweifle. Haltet an — und höret mich!" Doch der Ecclesiasticus spricht: „Freund, habt Ihr was zu sagen, so sagt es schnell, denn diese unsere Brüder geifseln ihr Fleisch!" — Diese Brüder sollten für die Dürre büfsen, die über das herrliche Mancha gekommen war, und eher hätte Don Quichote de la Mancha den Kampf mit den Windmühlen siegreich bestehen können, als diese Bande auseinander sprengen. Aber so wie damals in Spanien, glaubt noch heute in Neu-Mexiko nicht blofs die Schar der Büfser an die wunderthätige Wirkung ihrer absolvierenden Exercitien, sondern auch das gemeine mexikanische Volk, und mehr als einmal ist dem Verfasser dieser Zeilen von Seiten der Eingeborenen bedeutet worden: „Nun kriegen wir ein fruchtbares Jahr, denn die Büfser haben ihre Sache gut gemacht!"

In ähnlichem Sinne denkt jenes gefallene weibliche Geschöpf, das, wenn es für die „heiligen Brüder" einen Topf mit Erbsen oder Bohnen (frijoles) kocht, dann getrost in Sünden weiter leben darf.

Der Verfasser des schon öfter citierten Buches erzählt, wie ihm ein glaubwürdiger Zeuge die Versicherung gegeben, er habe einmal gehört, wie ein Penitente gesungen habe, während die Geifsel ihm auf den Rücken niederklatschte:

Dies für die Kuh, die ich längst gestohlen,
Und dies für die, die ich noch will holen.

Indem sich Schreiber dieses, der sieben Jahre lang in Neu-Mexiko weilte, an die Aussagen eines Mannes anschliefst, der Gelegenheit genug gehabt hat, die Büfser kennen zu lernen, da viele derselben heute Protestanten geworden sind und williglich ihre Geheimnisse preisgegeben haben, so kann er doch nicht umhin, zu gleicher Zeit auf die etwas beschränkte Ansicht hinzuweisen, die sich kundthut, wenn Darley schreibt in wenig eleganter Sprache: „Hier findet man Schauspiele für Touristen mit starkem Magen bewaffnet, in unserem eigenen blutigen Oberammergau." Dieser Vergleich pafst nun ganz und gar nicht. Auch verfällt der Verfasser von „Die Passionisten des Südwestens" in einen lustigen Fehler, wenn er auf S. 28 seiner (englischen) Broschüre den Vers in dem Büfserliede: B l a s f e m a d o d e s a l o n e s so übersetzt ins Englische: B l a s p h e m e d b y s a l o o n s. S a l o n e s ist natürlich nicht gleichbedeutend mit s a l o o n s, oder Wirtschaften, und seine echt fanatisch-temperenzlerischen Bemerkungen zu dem Worte sind recht unnötig. Es heifst obige Stelle in dem Liede „Por Pasion" einfach: durch Stockschläge gelästert, oder entweiht, wie ja die Schläge, die Er von den Dienern des Hohenpriesters erhielt, ein charakteristischer Zug sind in den Passionsleiden des Erlösers; der Ausdruck s a l o n ist allerdings der Zigeunersprache entnommen, aber er bedeutet sicher nichts anderes als „Stock".

Immerhin ist das Büchlein von Wichtigkeit, indem es dem, was viele andere schon gesehen, Ausdruck verleiht und uns eine authentisch sein sollende Abschrift der geheimen Ordnung bietet. Sollte man wünschen, den Wortlaut derselben zu erfahren, so ist Verfasser dieser Skizze gern bereit, denselben zu veröffentlichen.

Es ist nicht nötig, über die Gebräuche der Selbstkasteiung oder Geifselung, wie sie einst von Kardinal Borromeo u. A. befürwortet wurden, noch über die mittelalterlichen Gewohnheiten der europäischen Flagellanten oder Geifsler hier weiter zu verhandeln. Man könnte an die Thatsache erinnern, dafs selbst im hochcivilisierten England, speciell in London, es heute Geschäfte giebt, die die ausgesuchtesten Kasteiungswerkzeuge feilbieten für Personen aus den höchsten Kreisen der hochkirchlichen Anglikanischen Kirche, deren Sucht nach geistlichem Raffinement nur auf diese Weise Befriedigung erlangen kann. Allerdings werden solche „disciplinas" mehr „Salondisciplinas" sein, das Wort im europäischen Sinne gemeint.

Ein Besuch bei den Chirripó- und Talamanca-Indianern von Costarica.

Von K. Sapper. Cóban.

II. (Schlufs.)

Doch ich will nach der langen Abschweifung zu meiner Reisebeschreibung selbst zurückkehren. In einem zufällig in Arenal anwesenden jüngeren Indianer, der tags darauf nach seiner Heimat Xiquiari zurückkehren wollte, fand ich unverhofft einen willigen Führer für die Weiterreise und nachdem ich meinen bisherigen Führer entlassen hatte, konnte ich in aller Ruhe mich in dem Palenque in meiner Hängematte wiegen, die ich neben der mir gastlicherweise eingeräumten Feuerstelle aufgehängt hatte. Am Feuer selbst bereitete mein Kekchi-Indianer unsere Mahlzeit, während die Familie des Friedensrichters sich um das andere Feuer gruppierte: ein malerischer Anblick, namentlich bei eingetretener Finsternis, wenn die flackernden Feuer den vorher halbdunkeln Innenraum der Rundhütte hell erleuchteten.

Am nächsten Morgen, den 22. März, setzte ich mit Sebastian Ical und meinem neugewonnenen Führer die Reise fort, auf der uns der älteste Sohn des Friedensrichters, mit Pfeil und Bogen bewaffnet, bis Chirripó begleitete. Wir stiegen ganz allmählich im Waldesschatten bis 1260 m Höhe hinan, stiegen dann zu dem Bache Tzipiri hinab (1110 m), um abermals bis 1390 m Höhe aufzusteigen. Dann aber senkt sich der Weg mit ganz ausserordentlicher Steilheit zum Bururí hinab, einem Nebenflufs des Chirripó (570 m); kurz bevor man dieses Flüfschen überschreitet, trifft man eine grofse Hütte von rechteckigem Grundrifs, deren Wände durch sorgfältig gefügte Rohrstäbe gebildet sind; ein Holzkreuz vorn deutet an, dafs dieses Gebäude eine Kirche ist, sie gehört zum Sprengel von Talamanca, wird aber vom Pfarrer des Sprengels nicht öfters als höchstens einmal im Jahre besucht. Östlich von Bururi, auf der anderen Seite des Chirripó-Thales, erhebt sich der Tabúbata oder „Berg der Beerdigung", wo die Indianer ihre Toten beisetzen sollen.

Nachdem wir den Bururi überschritten und in einem Palenque am Chirripó-Flusse längere Rast gehalten hatten, überschritten wir den genannten Flufs, der sich hier in drei Arme gespalten hat. Obgleich die Strömung stark war, fanden wir bei dem niedrigen Wasserstande doch keine Schwierigkeit beim Übergange; wir waren aber recht froh, den gefährlichen Flufs hinter uns zu haben, da ein einziger ergiebiger Regengufs ihn so sehr anschwellen lassen kann, dafs der Übergang sehr ge-

fährlich, wenn nicht unmöglich wird. Eine anschauliche Schilderung von der Schwierigkeit dieses Flufsüberganges in der Regenzeit giebt Bischof Thiel (a. a. O., p. 39 f.), der am 24. Dezember 1889 auf dem Rücken eines grofsen Indianers durch die schäumenden Wasser getragen wurde, während eine Anzahl Indianer eine Kette im Wasser bildeten und damit die Wucht der Strömung minderten.

Wir überschritten bald darauf den Ňari („Schmutziger Bach"), einen rechtsseitigen Nebenflufs des Chirripó, und stiegen dann auf aufserordentlich steilem Fufspfade an den Hängen eines Gebirgsausläufers hinan, dessen Rücken wir in 950 m Höhe erreichten, um auf der anderen Seite nach dem Palenque von Xiquiari oder Xitiali (720 m) fast ebenso steil wieder abzusteigen. Ich habe in ganz Mittelamerika noch keine so steilen Wege gesehen, wie hier, denn wenn auch unsere Verapaz-Indianer ebenfalls steile Pfade benutzen, so läfst sie doch schon die Rücksicht auf ihre schweren Lasten ein Maximum von Steigung möglichst vermeiden.

Wir kamen mit Einbruch der Nacht in dem von drei Familien bewohnten Palenque an, fanden auch hier sehr freundliche Aufnahme und wurden mit Chicha, gekochten Eiern und gerösteten Bananen bewirtet. Der Besitzer des Palenque ist ein Indianer von Tucurrique (José Dolores Martinez), der sich schon vor einer langen Reihe von Jahren hier niedergelassen hat, was für ihn um so leichter war, als die Sprache von Tucurrique nur geringe dialektische Verschiedenheiten gegenüber derjenigen von Chirripó zeigt.

Da mein Führer am nächsten Morgen zunächst seine abseits vom Wege in Kekébata („Weifser Stein") wohnende Mutter benachrichtigen und zugleich einen Begleiter suchen mufste, so ging José Dolores Martinez eine Strecke weit mit uns; wir überschritten den Xiquiari-Flufs (670 m) und stiegen nun wieder steil in dichten Urwaldbergen bis zur Höhe des Bergrückens (1310 m), wo der Weg von Kekébata wieder sich mit dem unseren vereinigte. Nach längerem Warten erschien mein Führer mit einem halbwüchsigen Begleiter, beide barhäuptig und mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, die sie unter dem Arm, zuweilen auch auf der Schulter zu tragen pflegten. Unser Wirt trug mir noch auf, nach einer ihm geraubten Tochter in Estrella zu fahnden und verabschiedete sich dann; wir aber gingen unseres Weges bis zu der kleinen Unterkunftshütte Kóskicha („Die Eiche"), 1380 m, wo wir trotz des frühen Nachmittages bereits unser Lager aufschlugen, da weiterhin keine Schutzhütte mehr vorhanden war. Nachdem wir unsere Mahlzeiten bereitet hatten, die für die Chirripó-Indianer aus grünen, gekochten Bananen bestand, beschäftigten sich letztere mit ihren Bogen und Pfeilen; sie rieben ihren Bogen mit Blättern ab, entfernten mit ihrem Buschmesser den Rost an der Eisenspitze ihrer Pfeile (jeder der Indianer besafs je einen Pfeil mit Eisenspitze), sie nahmen den Hartholzeinsatz der anderen Pfeile heraus, hielten ihn übers Feuer, um ihn dann wieder ins Rohr hineinzustecken, sie spitzten die dreikantigen Holzspitzen, indem sie ihr Buschmesser wie einen Hobel verwendeten; sie machten auch einen neuen Pfeil, indem sie ein Rohr in der nötigen Länge abschnitten und mit Bindfaden umwickelten; hernach wärmten sie den schon fertigen Holzeinsatz im Feuer und steckten ihn in das Rohr hinein, ohne das Mark zu entfernen; darauf wird das obere wie das untere Rohrende nochmals stark mit Bindfaden umwickelt und der Pfeil ist fertig. Mit solchen, für mich interessanten Beschäftigungen verging der Nachmittag und am nächsten Morgen (den 24. März) setzten wir unseren Marsch fort.

Bis Kóskicha pflegen die Indianer auf ihren Jagden häufig zu kommen, so dafs der Weg verhältnismäfsig gut begangen ist; die Fortsetzung des Weges nach Estrella hin war aber seit Monaten nicht mehr begangen worden, so dafs der Pfad stark verwachsen war und wir uns häufig mit dem Buschmesser erst Durchgang verschaffen mufsten. Dazu war der Weg ganz aufserordentlich steil an vielen Stellen, auch die zu überwindenden Höhenunterschiede recht bedeutend, so dafs diese Reise für uns alle, namentlich aber für Sebastian Ical, meinen Träger, sehr anstrengend war. Zahlreiche, vollständig zerfallene oder nur in ihrem Holzgerüst erhaltene Schutzhütten zeigten uns aber, dafs dieser Weg einst stark begangen worden war. Auf der ganzen Strecke bis Estrella blieben wir ununterbrochen im Bereiche des dichtesten Urwaldes, dessen üppiges Unterholz, dessen zahllose epiphytische Orchideen, Blattpflanzen und Farne, dessen moosunterwachsene Stämme und Schlinggewächse darauf schliefsen lassen, dafs hier ein Gebiet sehr starken Regenfalles und hoher Luftfeuchtigkeit ist. Viele morsche Bäume sind über den Weg gefallen, so dafs der Wanderer über sie hinwegklettern oder unter ihnen hindurchkriechen mufs, dabei war der Boden oft locker und schlüpferig, so dafs Vorsicht fast immer von Nöten war. Trotzdem war ich nicht blind gegen die Schönheiten der Pflanzenwelt mit ihren stellenweise äufserst zahlreichen Farnbäumen und Palmen und ihren reizenden, kletternden Farnkräutern, die mit ihren zarten, hellgrünen Blättchen inmitten des massigen dunkeln Blattwerkes der Umgebung sich wie Filigranarbeit ausnehmen; aber bei der Fremdartigkeit der Arten fehlte für mich hier der Reiz der näheren Bekanntschaft und freundlicher Erinnerungen, der mich sonst so oft beim Anblick der einzelnen Waldscenen Mittelamerikas erfafst.

Nachdem wir bis zu einer Höhe von 1590 m emporgestiegen waren, folgte unser Weg einem jäh nach dem Thal des Estrella-Flusses absinkenden scharfen Grat; den Estrella-Flufs selbst erreichten wir in einer Höhe von 780 m bei einer durch etliche riesige Felsblöcke ausgezeichneten Stelle, welche Muiná heifst. Nachdem wir hier unsere Mittagsrast gehalten hatten, folgten wir für eine Strecke dem Laufe des Estrella (hier Tainá genannt), der in einer grofsartigen waldigen Gebirgsschlucht seine reifsenden Wasser schäumend zwischen den riesigen Felsblöcken hindurchzwängt oder brausend über die von Kalksteinbänken gebildeten Absätze herabstürzen läfst. In den ruhigen, tiefen Wassertümpeln, welche sich am Grunde der Wasserfälle befinden, pflegten meine Chirripó-Indianer zu fischen; es gelang ihnen aber nur einen einzigen Fisch zu schiefsen; meistens fehlten sie, was ja leicht begreiflich ist, und fangen ihren Pfeil sofort wieder mit der Hand, da derselbe infolge des leichten Rohres mit demselben Winkel wieder aus dem Wasser auftaucht, mit dem er hineingeschossen worden war. Auffallend war mir übrigens auf dem ganzen Wege die viel gröfsere Energie der Bewegungen bei den Chirripós gegenüber unseren gesetzteren Indianern in Guatemala. Die Chirripós springen über die Bäche, setzen kühn von Stein zu Stein und durchwaten die Flüsse mit grofser Geschwindigkeit und viel Geschick, während unsere Kekchi-Indianer alles dies sehr langsam und bedächtig ausführen und höchstens in der Aufregung der Jagd ein rascheres Tempo anschlagen.

Bei der zerfallenen Schutzhütte Cáriñac (720 m) verliefsen wir das grofsartige Thal des Tainá und folgten demselben in einiger Entfernung, wobei wir über die steilen Ausläufer des Gebirges in unaufhörlichem Auf-

und Absteigen auf elenden, schlüpferigen Pfaden hinwegklettern mufsten. Als gegen Abend meine Chirripó-Indianer einige Affen (Micos) erblickten, legten sie ohne weiteres ihr Gepäck wieder ab und liefsen, ohne sich um meine Anwesenheit zu bekümmern, davon. Die Affen hatten kaum die Indianer mit Bogen und Pfeilen erblickt, als sie ein fürchterliches Geschrei und Gekläffe anfingen und auf die Spitzen der höchsten Baumkronen flüchteten, wo sie verhältnismäfsig sicher waren, einmal wegen der Entfernung, und dann, weil sie dem heraufsliegenden Pfeil bei genügender Aufmerksamkeit mit ihrer bekannten Geschwindigkeit noch ausweichen konnten. So kam es, dafs die beiden Indianer im Laufe von 1½ Stunden nur einen einzigen Affen trafen, der, jämmerlich heulend, die Flucht ergriff und bei der einbrechenden Dunkelheit auch wirklich entrann. Der einzige Erfolg der Jagd war für uns alle der, dafs wir ohne Wasser und damit — da mein Mundvorrat nur aus Reis bestand — auch ohne Nahrungsmittel in einer benachbarten, längst unbenutzten Schutzhütte (Karígnicha, 920 m), die wir erst notdürftig frisch mit Blättern deckten, kampieren mufsten. Ein Gummituch und mein Regenschirm vervollständigten unser Obdach, in dem wir alle auf dem Boden schliefen. Mit vieler Mühe gelang es den Chirripó-Leuten, Feuer anzumachen, das sie sorgfältig die ganze Nacht hindurch unterhielten, um wilde Tiere abzuhalten, einmal weckten sie mich aber doch auf und erklärten mir, dafs ein Jaguar um unser Lager schleiche, worauf ich meinen Steinhammer und Revolver hervorsuchte und neben mich hinlegte, um gleich darauf wieder ruhig einzuschlafen.

Ohne Frühstück brachen wir am nächsten Morgen auf und fanden nach kaum einer Viertelstunde einen klaren Bach, an dem wir mit dem nassen Holze nur mit viel Mühe und Zeitverlust ein Feuer zustande brachten. Während wir dann unser Frühstück bereiteten, suchte ich das ganze Bachbett vergebens nach Versteinerungen ab, da der anstehende Kalkstein mir einige Hoffnung darauf eingeflöfst hatte. Freilich herrschte in dem engen, mit Büschen und Bäumen fast verdeckten Bachthälchen trotz der vorgeschrittenen Tageszeit immer noch Halbdunkel, so dafs mir möglicherweise etwas entgangen sein könnte. Es ist übrigens ein eigentümlicher Anblick, diese engen Thalschluchten im Halbdunkel zu sehen, während die Gipfel der Bäume von den Lichtfluten der Sonne gebadet werden, ein Anblick, der einigermafsen an die oberbayerischen oder salzburger Klammen erinnert.

Unser Pfad wurde weiterhin immer schlechter und verwachsener, manchmal verloren selbst meine Führer den Weg und wir mufsten dann so lange warten, bis sie ihn schliefslich wieder gefunden hatten; dabei mufsten wir die steilsten Hänge hinauf- und herunterklettern; mehrmals mafs ich dabei Neigungen von 40° und an solchen Stellen mufste mein Träger rückwärts den Berg hinuntergehen, da er sonst mit den Füfsen seines hölzernen Traggestelles (Cacaste) auf dem Boden anstiefs!

Wir waren unter solchen Umständen froh, als wir nach Überschreitung des Guanyavari-Flüfschens (750 m) und nach einem längeren Anstieg eine kleine Hochfläche (von 900 m) erreichten, auf der wir behaglich und ohne Anstrengung eine Strecke weit marschieren konnten; dann aber führte uns unser Weg wieder zum Rio Urén hinab (600 m), in dessen Nähe wir eine alte Lichtung trafen, deren Bananen und sonstige Fruchtbäume aber in einem wahren Meer krautiger Schlinggewächse baldigem Ersticken entgegensahen.

Vom Urén und dem nahen Rio Cuéudu (590 m) ab beginnt wieder der Weg über eine ansehnliche Zahl niedriger, aber sehr steiler Gebirgsausläufer und ebensoviel kleine Bäche zu passieren, so dafs wir wiederum nur langsam vorankommen konnten und bei Einbruch der Dunkelheit am Rande irgend eines kleinen Bächleins (540 m) biwakieren mufsten. Wohl hörten wir aus nächster Nähe die Hunde von Xicau bellen, wir konnten aber nicht daran denken, bei der Dunkelheit durch den Urwald weiterzugehen und mufsten uns bis zum nächsten Morgen gedulden, ehe wir die einsame Indianerhütte von Xicau oder Coquémata (620 m) erreichten. Hier verabschiedeten sich nun meine beiden Führer, um nach ihrer Heimat zurückzukehren; es waren tüchtige, sympathische Leute, vor denen ich ein gewisses Gefühl der Hochachtung empfand wegen ihrer Zuverlässigkeit und ihrer körperlichen Leistungen; leider verstand der jüngere kein Wort, der ältere nur einige Phrasen Spanisch, so dafs ich mich nicht recht mit ihnen verständlich machen konnte und stumm hinter ihnen drein gehen mufste.

Ein günstiger Zufall wollte es, dafs ich in Xicau einen Costaricenser traf, der in Geschäften diese Hütte aufgesucht hatte und nach Estrella zurückkehrte; ihn gewann ich mir nun als Führer und setzte sofort meine Reise weiter fort. War ich von Turrialba bisher hauptsächlich in südöstlicher Richtung gekommen, so schlugen wir nun eine ungefähr nordöstliche Richtung ein, wobei der Pfad in der Hauptsache dem Laufe des Rio Coen folgt, der 11 mal überschritten werden mufs. Nachdem wir schliefslich noch den grofsen, glücklicherweise nicht angeschwollenen Estrella-Flufs überschritten, gelangten wir zu einigen Indianerhütten (80 m), in deren einer wir gastliche Unterkunft fanden. Die **Estrella-Indianer** gehören sprachlich und ethnologisch zu demselben Stamm, wie die Chirripó-Indianer, sind aber noch weniger zahlreich als jene: Während Dr. Thiel die Zahl der Chirripós zu 148 Seelen gefunden hatte, konnte er von den Estrella-Indianern nur 46 Individuen zählen. Die Estrella-Indianer benutzen neben Flinten auch noch ihre Pfeile und Bogen; eigentümlich ist ihnen ein kleiner, leichter Bogen mit ebenso leichten Pfeilen ohne Spitze, den sie im Hause verwenden, um zudringliche Hunde und Schweine verscheuchen zu können, ohne sich von ihrem Sitze erheben zu müssen.

Am 27. März war nach einer sehr regnerischen Nacht wieder ein klarer Tag angebrochen, so dafs wir ohne Aufenthalt unsere Reise fortsetzen konnten. Unser Führer begleitete uns nach der Flufsinsel Mome und der kleinen Indianeransiedelung Xuregrí (40 m), verliefs uns aber bei dem letzten Übergang über den Estrella-Flufs mit dem Bemerken, dafs wir von nun ab den Weg allein finden würden. Das war in der That der Fall und wohlbehalten trafen wir — in östlicher Richtung wandernd — abends in Duruy (10 m) ein, wo wir im Hause eines Moskito-Indianers freundlich aufgenommen und gut bewirtet wurden. Wir fanden hier eine recht gemischte Gesellschaft vor, einen italienischen Händler, einen Spanier, einen riesenhaften Jamaikaneger, einige Costaricenser und etliche Bribri-Indianer und -Indianerinnen, die alle mehr oder weniger angetrunken waren, da eben ein Velorio, ein Erinnerungsfest eines Verstorbenen, gefeiert wurde. Bei der Verschiedenheit der vertretenen Idiome und der gehobenen Stimmung der Anwesenden herrschte in dem Hause ein Sprachenwirrwarr, wie man es nicht so leicht zusammentrifft. An Schlafen war hier nicht zu denken, umsoweniger, als schliefslich noch das Tanzen losging: teils europäische Rundtänze, teils Fandango, und andere Tänze spanischer Herkunft in sehr anstöfsiger Wiedergabe. Die Tanzmusik wurde durch eine

Ziehharmonika und eine Trommel dargestellt, welche in dem kleinen Raume einen entsetzlichen Lärm verursachten. Glücklicherweise war der Jamaikaneger, welcher meistens die Trommel handhabte, ein wahrer Meister auf seinem Instrument und dabei ein Improvisator rhythmischer Weisen, welche bei der Mannigfaltigkeit der dynamischen Schattierungen mein Interesse so sehr erregten, dafs ich die elende Harmonikamusik daneben fast ganz vergafs. Dabei besafs der Neger glücklicherweise soviel Stilgefühl, dafs er nur das Trommelfell bearbeitete und die in Mittelamerika vielfach gebräuchliche Unsitte, zur Abwechselung auch auf den Holzteil der Trommel zu schlagen, stets vermied. Obgleich der Branntwein längst ausgegangen war und die Leute nur noch Kakao tranken, blieb die Stimmung doch eine so erregte, dafs schliefslich die Indianerweiber handgemein wurden und von den Männern auseinander gerissen werden mufsten. Damit trat dann lange nach Mitternacht Ruhe ein, so dafs ich endlich der Ruhe pflegen konnte.

Am nächsten Morgen gingen wir — in südlicher Richtung — in dem schönen Durui-Thal aufwärts bis zu der Stelle, wo der Moin sich mit dem Durui vereinigt; hier verläfst der Weg den Flufs und führt steil einen ansehnlichen Bergzug hinan, auf dessen Rücken (490 m) sich ein prächtiger Blick auf die grofse Ebene von Talamanca eröffnet mit ihren Urwäldern und Strömen, und den schönen hellgrünen Viehweiden einzelner Haciendas, die wie freundliche Inseln aus dem Dunkel der Wälder hervorleuchten; die gewaltigen Berge im Hintergrunde waren leider zum gröfsten Teile durch Wolken verschleiert, welche die Formen nur ahnen, nicht deutlich erkennen liefsen, die Gipfel aber ganz verdeckten. Rasch stiegen wir nun nach der Ebene hinab und erreichten (nachdem wir in Xirores übernachtet hatten) kurz vor Mittag am 29. März den Hauptort der Gegend, Sipurio (etwa 35 m). Wer glauben würde, dafs Sipurio eine Stadt oder wenigstens ein richtiges Dorf sei, wäre in grofsem Irrtum befangen, denn Sipurio ist nicht mehr als eine als Viehweide benutzte hübsche Grasflur, auf welcher einige ansehnliche Strohhütten stehen; eine derselben ist die Comandancia, in der der Reisende Unterkunft findet, eine zweite ist die Kirche mit den Wohnungen des Pfarrers, seines Kaplans und seines Dieners, eine dritte das einzige Privathaus des „Dorfes“.

Nachdem ich mit dem stellvertretenden Kommandanten alles Nötige besprochen und durch seine diensteifrige Vermittelung sogleich für den nächsten Morgen ein Boot zugesichert erhalten hatte, stattete ich dem Pfarrer und seinem Kaplan einen Besuch ab, da ich gehört hatte, dafs sie Deutsche wären. Ich fand eine sehr freundliche Aufnahme im Pfarrhause und fühlte mich dort bald ganz heimisch, umsomehr, als der Pfarrer, Herr A. Blessing, sogar ein engerer württembergischer Landsmann von mir ist.

Am nächsten Morgen, den 31. März, schiffte ich mich mit meinem Kekchi-Indianer auf einem mit drei Leuten bemannten Pitpan ein, das eine reizende Bribri-Indianerin bereits als Passagier eingenommen hatte. Einer der Bootsleute war William Gabb, der Sohn einer Bribri-Indianerin und des bekannten Geologen W. Gabb, welcher Talamanca in den Jahren 1873 und 1874 erforscht hatte. Der Junge war auf Staatskosten im Lyceum von S. José erzogen worden, hatte sich aber nach Erwerbung des Baccalaureats wieder in seine Heimat zurückgezogen und lebt hier ganz nach Art der Indianer, unter denen er sogar das Ehrenamt des Bicácara, des Verteilers der Speisen bei den grofsen Gelagen, erhalten hat. Er spricht und schreibt aufser dem Bribri auch fliefsend Spanisch und Englisch, ist aber, wie ich mich überzeugen konnte, auch ein kühner und geschickter Bootsmann.

Die Fahrt auf dem Rio Urén hinunter bis zum Rio Teliri (der im Unterlaufe Sicsaola heifst) ist sehr schön und interessant: bald fliefst der Strom still und ruhig dahin, bald aber geht er auch in reifsendem Laufe über Stromschnellen hinweg, so dafs es der ganzen Aufmerksamkeit der Bootsleute bedarf, um das kleine, flache Fahrzeug, das oft den Untergrund streift, ungefährdet zwischen Baumstämmen hindurch über Steine und Untiefen hinweg und an scharfen Flufssteinen vorbei zu lenken. Manchmal brausen und schäumen die Wellen der Stromschnellen fast wie Meereswogen und schon manchesmal ist an solchen Stellen ein Boot umgekippt oder zerschellt, wenn es auf irgend einen Stein oder Baumstamm aufgefahren ist. Wir aber kamen wohlbehalten über alle Stromschnellen hinweg und landeten gegen $11^1/_2$ Uhr morgens bei den Häusern von Cuabre, von wo aus ein Weg über das niedrige Küstengebirge hinweg nach dem kleinen Hafenplatz Old Harbour führt (Pafshöhe 190 m). Während ich an diesem stillen Platze auf die Ankunft des elektrischen Postbootes wartete, welches den Verkehr zwischen Puerto Limon und Bocas del Toro aufrecht erhält, hatte ich Zeit, die herrliche Flufsfahrt auf dem Rio Urén und Sicsaola in der Erinnerung nochmals an meinem Auge vorüberziehen zu lassen und nochmals schwelgte ich hier in Gedanken an die herrlichen Scenerieen, die sich zu den Seiten des Flusses zeigen: bald sieht man herrliche Wälder auf beiden Seiten, bald hohe Schilfgräser weithin den Ufern entlang; hier mündet ein wasserreicher Zuflufs ein und dort teilt sich der Flufs in verschiedene Arme, die sich nach längerem oder kürzerem Laufe wieder verbinden; hier ragen die Ufer steil empor und geben in waldige Hügelketten über, dort sind sie flach und sandig oder mit Geröllbänken umsäumt; weithin sind die Ufer einsam und wild, da und dort aber erblickt das Auge auch freundliche Lichtungen mit Indianerhütten darin. Dieselben liegen sämtlich auf der rechten (colombianischen) Seite des Flusses, da die Bribri-Indianer in den letzten Jahren vielfach nach Columbien ausgewandert sind, wo sie ein freieres Leben führen können, als in Costarica.

Am 1. April gegen Abend traf endlich das Postboot vor Old Harbour ein; da uns aber der Kapitän nach einer mir unbekannt gebliebenen Vorschrift die Aufnahme verweigerte, so mufsten wir unverrichteter Sache ans Land zurückkehren und ein Segelboot mieten, das uns auch in rascher Fahrt in der Nacht vom 1. zum 2. April nach meinem nächsten Reiseziel, Bocas del Toro, brachte. Ehe ich aber Costarica verliefs, hatte ich noch das Vergnügen, den König der Bribri-Indianer, Don Antonio Zaldaño, einen ruhigen, intelligent aussehenden Mann, kennen zu lernen, der eben mit dem Postboote von einer Reise nach der Hauptstadt zurückgekehrt war.

Eismeerfischerei und Walfang.

Über dieses Thema bringt der nne vorliegende vierte Band der Abhandlungen des Deutschen Seefischereivereins [1]) eine sehr eingehende Arbeit aus der Feder des Dr. Moritz Lindeman, der bereits vor 30 Jahren eine Geschichte der arktischen Fischerei der deutschen Seestädte geschrieben und auch in seiner Darstellnng der Seefischereien der Welt, welche ans Anlafs der Berliner Internationalen Fischerei-Ausstellung 1880 als Ergänznngsheft zn „Petermanne Mitteilnngen" herausgegeben wurde, den damaligen Stand dieser einst bedeutenden Fischerei beleuchtet hat. Dieses Mal handelt es sich daher um eine Darstellung jetziger Verhältnisse, beziehungsweise der Veränderungen, welche in den letzten 20 Jahren eingetreten sind. Der Verfasser behandelt zuerst die Fischerei der Norweger, Schotten und Rnssen im europäischen Eismeere, sodann wendet er sich zu der Fischerei der die Westküste von Grönland und ferner die Halbinsel Labrador bewohnenden Eskimostämme, wobei zugleich die auf dem Treibeise, das aus der Baffinsbai im zeitigen Frühjahr herabtreibt, namentlich anch im St. Lorenzgolf seitens der amerikanischen und Neu-Fundländer Fischer betriebenen, oft — z. B. anch in diesem Jahre — sehr ertragreichen Seehundsfänge ausführlich beschrieben werden. Der Walfang im Atlantischen Ocean und in den Gewässern des Stillen Weltmeeres, ehedem durch Hunderte von Fahrzeugen, namentlich der Amerikaner, aber auch der Engländer, Franzosen und der deutschen Seestädte betrieben, ist, so weit es sich um den allein in den tropischen und snbtropischen Gebieten zu verfolgenden Pottwal handelt, nahezu vorüber, da dieser Wal infolge der Vernichtnngsjagden der fünfziger und sechziger Jahre dieses Jahrhunderts selten geworden ist. Von den verschiedenen Arten des Bartenwals ist der Grönlands- oder Polarwal, welcher das wertvollste Fischbein liefert, wenigstens im europäischen Eismeere und in den Sunden, Baien und Meeresstrafsen, welche sich zwischen dem arktischen Amerika und Grönland erstrecken, ebenfalls sehr selten geworden, so dafs die kleine Walfängerflotte, welche bisher im Frühjahre von schottischen Häfen, hauptsächlich Dundee und Peterhead, ausging, auf einige wenige Dampfer zusammengeschmolzen ist, und wenn auch in diesem Jahre der Fang ausnahmsweise nach den Berichten der rückkehrenden Schiffe ein günstiger war, so dürfte der Betrieb doch wohl nicht mehr lange aufrecht erhalten werden. Günstiger stand es bisher mit der von den Amerikanern, und zwar von San Francisco aus im Beringsmeere, im Ochotskischen Meerbusen, anf dem Kodiak nnd aus einigen anderen Gründen nahe der amerikanischen Küste betriebenen Jagd auf den Polar- und den sogenannten Rechtwal; beide Arten werden hauptsächlich wegen der allenthalben jetzt hoch im Preise stehenden Barten, nnd erst in zweiter Linie des aus dem Speck auszukochenden Thranes wegen verfolgt. Der ganze Betrieb mit all seinen Einzelheiten, die Entbehrnngen, Gefahren und Abenteuer, welche er mit sich bringt, werden von Lindeman mit statistischer Darlegung der letztjährigen Ergebnisse nach Menge und Wert des Fanges, so wie solche ihm von der Vereinigten Staaten-Fisch-Kommisson mitgeteilt wurden, näher geschildert. Von besonderem Interesse erscheinen dabei die tagebuchartigen Aufzeichnungen von deutschen nnd amerikanischen Seeleuten aus früherer Zeit wie aus der Gegenwart, welche uns in das Leben nnd Treiben an Bord dieser Walfangschiffe einführen und dieses grofsartigste aller Fischereigewerbe in seinem Verlaufe mit dramatischer Lebendigkeit veranschaulichen.

Im Frühjahre geht die Flotte — zehn bis zwölf Dampfer — von San Francisco aus; jedoch ist die Zahl der ausgehenden Dampfer immer eine geringere, da einige Schiffe an der Eismeerküste zu überwintern pflegen, um im Frühjahre zu rechter Zeit, wenn die Wale oft in Scharen in Küstennähe, namentlich vor der Mündung des Mackenziestromes, erscheinen, zur Stelle zu sein. Auch eine Anzahl Segelschiffe geht aus, teils, um Proviant für die Flotte heranzuführen, teils, um bei reicherem Fange die eigentlichen Fangschiffe in ihren Ränmen zu entlasten, d. h. Speck oder ausgekochten Thran und vor allem das Wertvollste, die Barten, aufzunehmen und nach San Francisco zn führen, wo letztere teuer bezahlt werden. Es hat sich sogar hier nnd da der einer Raubwirtschaft gleiche Mifsbrauch eingeschlichen, dafs man, wenn Wale reichlich vorhanden, nnr die Barten ausschneidet und in dem Laderaum aufnimmt, während man sich der allerdings mühevollen Arbeit des Abspeckens enthebt. Durch Tötung einer gröfseren Anzahl Wale, als des Geschäftes wegen erforderlich, treibt man so mit Sicherheit der Ausrottnng dieser wertvollen Fangtiere, die sich bekanntlich nur in geringer Anzahl vermehren, entgegen, ein Verfahren, welches uns deutlich an die Massenschlächtereien erinnert, welche amerikanische nnd englische Jäger nnter den Büffeln der Prairie angestellt haben[2]). Über die Biologie der Polarwale könnten diese alljährlich an der kanadischen nnd anch an der sibirischen Nordküste stattfindenden amerikanischen Waljagden nns viele wertvolle Aufschlüsse vermitteln, wenn sich jnnge Naturforscher den Beschwerden und Strapazen nnterziehen wollten, welche eine Teilnahme an einer solchen Fangreise notwendig mit sich bringen dürfte. Zur Zeit brachten uns neuere Bobachtungen und Studien nur die Finnwalfänge an der norwegischen Nordküste, sowie gelegentliche Strandungen von Walen an mitteleuropäischen Küsten, mit Ausnahme dessen, was die Zoologie des Meeres bezüglich der Cetaceen z. B. den Nordmeerreisen des Prof. W. Kükenthal verdankt. Bekanntlich hat dieser Gelehrte als Freiwilliger seiner Zeit auf einem norwegischen Fangschiffe dessen Jagdreisen mitgemacht nnd so seine Studien an eben gefangenen Tieren, dem „Bottlenose" oder Schnabelwal und dem Weifswal bereichern können. Da die amerikanischen Walfangkapitäne mitunter ihre Franen mitnehmen und diese, die Beschwerden nicht scheuend, mit überwintern, so sollte man meinen, dafs um der Bereicherung der Wissenschaft willen junge Gelehrte in ähnlicher Weise, wie es Kükenthal gethan hat, sich leicht entschliefsen könnten, sich an Bord eines der Walfänger zur Überwinterung an der Eismeerküste einzuschiffen. Vor einer Reihe von Jahren waren es zwei deutsche Gelehrte, die Gebrüder Professor Krause aus Berlin, welche im Auftrage der Bremer Geographischen Gesellschaft eine Reise nach Alaska und den Küsten des Beringsmeeres unternahmen und u. a. längere Zeit hindurch, gestützt nur auf ein Zelt und ein

[1]) Berlin, Otto Salle, 1899.

[2]) Die im Herbst 1899 von der Eismeerküste in San Francisco eingetroffenen Nachrichten ergeben in der That, dafs die Winterstation der Walfangschiffe an der Herschel-Insel, unweit der Makenziemündungen, aufgegeben wurde, weil sich dort keine Wale mehr zeigten.

offenes Boot, Aufnahmen und naturwissenschaftliche Untersuchungen an den Küsten der Tschuktschen-Halbinsel anstellten, wohin sie von San Francisco aus in einem Transportschiffe der amerikanischen Walfängerflotte gelangt waren.

Von nicht geringerem Interesse erscheinen in der Arbeit Lindemans die Mitteilungen über den Walfang an den Küsten Japans. Vor einiger Zeit wurde man darüber zuerst durch Auffindung eines japanischen illustrierten Walfangbuches unterrichtet, welches ein deutscher Gelehrter, Professor Hilgendorf-Berlin, aus Japan mitbrachte und dessen Inhalt, unter Wiedergabe der seltsamen, aber doch ganz anschaulichen Illustrationen, mit erläuternden Bemerkungen des Geh. Rats Professor Möbius, Direktors der naturwissenschaftlichen Sammlungen der königl. Universität in Berlin, in Übersetzung des Herrn Lange, Lehrers am orientalischen Seminare in Berlin, in den „Mitteilungen des Deutschen Seefischereivereins“ veröffentlicht wurde. Schon der leider lange vergessene deutsche Reisende Engelbert Kämpfer aus Lemgo, dessen Werk über seinen zweijährigen Aufenthalt auf Japan in den Jahren 1690 bis 1692, zuerst in englischer Sprache, viel später erst, 1777, deutsch erschien, erzählt Näheres über den Walfang, welchen die Japaner unmittelbar von ihren Küsten aus betrieben, in ähnlicher Weise, wie im 16. Jahrhundert die Spanier an der Küste des Biscayischen Meerbusens und im vorigen Jahrhundert die Ansiedler der nordamerikanischen Küste von Nantucket aus. Noch heute also findet dieser Fang, und zwar nicht blofs mittels Harpunen, sondern auch mit Hülfe eigenartiger Netze statt; es kommen, wie Lindeman nach den mündlichen Mitteilungen des japanischen Fischerei-Kommissars Kischinouye berichtet, hauptsächlich drei Walarten in Betracht. An der Küste sind bestimmte Fangstationen, man hält Ausschau nach dem Erscheinen von Walen, welche auf ihren Süd-, beziehungsweise Nordwanderungen zu bestimmten Zeiten des Jahres erscheinen, dann gehen die Leute in offenen Böten auf die mitunter recht gefährliche, aber in der Regel sehr lohnende Jagd aus. Nicht blofs Thran und Barten, sondern auch das in Japan sehr beliebte Walfleisch bilden den Ertrag.

In ganz ähnlicher Weise wird noch heute von den Azoren aus der Pottwalfang seitens der dortigen Insulaner betrieben. Auf verschiedenen dieser glücklichen, von der Natur reich bedachten Inseln sind eine Reihe von Fangstationen; es wird Auslug von erhöhten Punkten der Küste aus gehalten, und auf erfolgtes Signal stechen eine Reihe von Böten, die, verschiedenen Fischerkompanieen gehörend, ganz nach amerikanischer Art erbaut sind, in See. Zunächst wird der Wal mit der Handharpune angegriffen, es kommen aber auch, wie bei den Amerikanern und Norwegern, allgemein Explosivgeschosse zur Anwendung. Der Ertrag wird unter den Bootsinsassen geteilt.

Schliefslich läfst Lindeman ausführliche Mitteilungen über die Fischerei in den antarktischen Gewässern folgen. Der Raum gestattet uns nicht, auch darauf, wie wir wohl wünschten, hier jetzt näher einzugehen. Da aber die Antarktik angesichts der in Vorbereitung begriffenen Expedition des Professors v. Drygalski bei uns auf der Tagesordnung für längere Zeit steht, so wird sich wohl Gelegenheit bieten, auf diesen Teil der Eismeerfischerei in dieser Zeitschrift zurückzukommen.

Die erdmagnetischen und meteorologischen Arbeiten der Deutschen Südpolarexpedition.

Vielleicht das wichtigste Ergebnis der Beratungen des VII. Internationalen Geographenkongresses ist die Förderung der antarktischen Forschung durch Anbahnung einer deutsch-englischen Kooperation. Um ein solches Zusammenwirken einzuleiten, sollte nach Übereinkunft der berufenen Vertreter beider Länder, zunächst von deutscher Seite aus, das Programm für die erdmagnetischen und meteorologischen Arbeiten der Expedition in seinen Grundzügen festgestellt werden. Mit dieser Aufgabe beschäftigte sich die aus dem „Wissenschaftlichen Beirat“ gebildete „Subkommission für Meteorologie und Erdmagnetismus“ in einer Sitzung vom 24. November. Von den Beschlüssen der Kommission sei hier das Hauptsächliche kurz mitgeteilt.

Bezüglich der erdmagnetischen Arbeiten einigte sich die Kommission dahin, dafs während der Seefahrt nach Möglichkeit einmal täglich Beobachtungen aller drei magnetischen Elemente anzustellen seien. Es ist indes noch nicht entschieden, ob sich die Intensitätsbeobachtungen auf die Vertikal- oder auf die Totalintensität erstrecken sollen. Von Bestimmungen der Horizontalintensität wird abgesehen, weil die Genauigkeit, die hierbei voraussichtlich zu erzielen ist, für weitere Schlufsfolgerungen nicht ausreicht. Während der Fahrt im Eise sollen die Beobachtungen wo möglich auf dem Eise stattfinden, damit der störende Einflufs des Schiffskörpers gänzlich ausgeschaltet wird. Die Messungen auf dem Lande liegen in erster Linie der antarktischen Hauptstation und der auf den Kergueleninseln zu errichtenden Nebenstation ob. Diese letztere würde freilich ein Überschreiten des Voranschlages um 80000 Mk. nötig machen; sie ist aber nach dem übereinstimmenden Urteile aller Teilnehmer an der Beratung aus Gründen der erdmagnetischen wie der meteorologischen Forschung unumgänglich notwendig, so dafs die Kommission deren Errichtung dringend empfahl. Der geeignetste Platz zur Anlage der Station würde der Royal Sound auf den Kergueleninseln sein. Zur weiteren Unterstützung der von der Expedition im Südpolargebiete angestellten Beobachtungen sollen magnetische Stationen in Deutsch-Südwestafrika und auf Samoa eingerichtet werden. Auch andere Staaten gedenkt man zur Anlage von Beobachtungsstellen — z. B. in Puntas Arenas und auf der Stateninsel — zu veranlassen.

Für die meteorologischen Erscheinungen sind auf der Ausreise Beobachtungen aller Elemente in vierstündigen Zwischenräumen vorgesehen. Die Zeitpunkte der Beobachtung können erst nach Vereinbarung mit der englischen Expedition festgesetzt werden. Auf den Beobachtungsstationen sollen, wie auf meteorologischen Stationen zweiter Ordnung, die Instrumentalablesungen an drei festen Terminen erfolgen, welche gleichfalls noch verabredet werden müssen. Von der Kommission werden die Termine 7^h vorm., 2^h nachm. und 9^h nachm. empfohlen. Zur Entlastung der Beobachter ist eine besonders reichliche Ausrüstung der Expedition mit Registrierapparaten in Aussicht genommen.

Aufser diesen Beobachtungen, die unter allen Umständen anzustreben sein werden, empfiehlt die Kommission noch eine Reihe weiterer „fakultativer“ Arbeiten. So wird es u. a. als wünschenswert erklärt, dafs auf See die Lufttemperatur an jedem Tage in der Zeit von $11\frac{1}{2}^h$ vorm. bis 1^h nachm. alle zehn Minuten abgelesen werde, um weiteres Material zur Klärung der Frage beizubringen, wann auf dem offenen Meere das Maximum der Lufttemperatur eintritt.

Die Kommission ging noch auf die Besprechung der Luftelektricitäts- und Südlichterbeobachtungen ein und bestimmte weiterhin das Genauere über die mitzunehmenden Instrumente. Wie bereits erwähnt, sollen selbstregistrierende Apparate — für Luftdruck, Wind, Temperatur, Feuchtigkeit und Sonnenscheindauer — zur Verwendung kommen. Für die magnetischen Messungen werden die Apparate von Töpfer in Potsdam benutzt werden. An Stelle der früher in Aussicht genommenen Theodolithe sind jetzt Reiseinstrumente getreten, die man für den vorliegenden Zweck für völlig ausreichend hält.

Dieses von deutscher Seite aufgestellte Programm wird demnächst einer internationalen Kommission vorgelegt werden, die in Berlin oder vielleicht auch in Brüssel zusammentreten soll. Als Delegierte zu dieser Kommission sind gewählt worden: für Meteorologie Geheime Rat Hellmann (Berlin) und der Expeditionsführer Prof. E. v. Drygalski, für Erdmagnetismus Prof. Eschenhagen (Potsdam) und Prof. Ad. Schmidt (Gotha).

Schliefslich sei noch erwähnt, dafs vor kurzem die Bestellung des Expeditionsschiffes erfolgt ist. Die Ausführung ist auf Grund des eingereichten, allen Anforderungen durchaus entsprechenden Planes den Howaldtwerken in Kiel übertragen worden.

O. Schlüter.

Kleine Nachrichten.

— **Blundells Reise durch Abessinien.** Der Engländer Blundell, der im Frühjahre 1898 im Gefolge der englischen Mission unter Sir Rennell Rodd Adis Abeba besucht und von Menelik die Erlaubnis zu Reisen im Lande erhalten hatte, hat, wie nach den ersten Berichten bereits im 76. Bande des Globus (S. 163) mitgeteilt, von Dezember 1898 bis Mai 1899 Abessinien in ostwestlicher Richtung zum oberen Blauen Nil durchquert. Aus seinem Berichte vor der Londoner geographischen Gesellschaft sei noch das Folgende mitgeteilt: Zusammen mit Lord Lovat, Dr. Koettlitz und dem Naturforscher Harword brach Blundell am 7. Dezember von Berbera auf und ging mit einem Umwege durch das unbekannte Land im Nordwesten von Hargeisa nach Adis Abeba. Von hier reiste die Expedition über Bilo, einen wichtigen Handelsplatz der Provinz Leka (wohl identisch mit dem Orte Biru, den die Überlebenden der Böttegoschen Expedition 1897 im Lande der Walega-Galla berührt hatten), nach Westen zum Didessaflufs, den sie bei einer Stadt Gatama erreichten. Die Stelle dürfte westlich von Antoine d'Abbadies altem Reisewege liegen, in einer Gegend, die noch kein Europäer betreten hat. Von dort ging die Reise nach Norden am Didessa entlang bis zu dessen Mündung in den Abai (Blauen Nil), wobei die Reisenden eine 40000 Einwohner zählende Stadt Lekemti berührten. Man fand hier grofse Massen von einheimischem und amerikanischem Baumwollenzeug vor, sowie Eisen und Kupfer aus dem Westen. Die Mündung des Didessa in den Abai soll nach Blundell um etwa 35 km südlicher liegen, als unsere Karten angeben, was immerhin möglich, da der Abai dort zwar mehrfach von älteren Reisenden von Norden her berührt, aber astronomisch nicht festgelegt ist. Am 6. Mai kam man nach Famaka am Blauen Nil, wo man einen englischen Sudanesenposten vorfand, und ging über Sennar und Chartum in die Heimat. Die Routen am Didessa durchziehen, wie schon angedeutet, unbekanntes Gebiet, und darin beruht die geographische Bedeutung der Wanderung.

— **Über den Einflufs des Mondes auf die Polarlichter und Gewitter** stellten N. Ekholm und S. Arrhenius (Svenska Vet. Ak. Handling, Bd. 31) Zusammenstellungen auf. Überall, wo Polarlichter beobachtet worden sind, von den Wendekreisen bis zu 80° nördl. Br. und 70° südl. Br., herrscht, so weit die Beobachtungen gehen, dieselbe gesetzmäfsige Periodicität dieser rätselhaften Naturerscheinung, indem die mittlere Intensität derselben von der einen zur anderen Mondwende (Lunistitium) im Verhältnis 1:2 schwankt, ihren gröfsten Wert in nördlichen Breiten bei der südlichen, und in südlichen bei der nördlichen Mondwende erreichend. Durch diesen Gegensatz der beiden Erdhalbkugeln unterscheidet sich der Einflufs des Mondes ganz bestimmt von dem der Sonne auf die Polarlichter. In der letzteren, die sowohl in einer täglichen und jährlichen, wie in einer alljährlichen, mit den Sonnenflecken verknüpften Periode hervortritt, zeigt sich kein solcher ausgesprochener Gegensatz der beiden Halbkugeln; nicht einmal, wie es scheint, in der jährlichen Periode, wenn man von der Einwirkung der Sonnenbeleuchtung auf die Sichtbarkeit der Erscheinungen absieht. Statt dessen tritt in den Sonnenperioden ein bestimmter Unterschied zwischen den niedrigeren und höheren Breiten derselben Halbkugel hervor. Die Einwirkungen des Mondes und der Sonne sind etwa von derselben Gröfsenordnung; aber die Art dieser Einwirkungen ist, wie es scheint, gänzlich verschieden. Die Mondstellung ändert nämlich das elektrische Potentialgefälle, die Sonne wirkt aber auf das Leitungsvermögen der Luft, wahrscheinlich durch ultraviolette Strahlung und vielleicht auch durch ihre übrige Licht- und Wärmestrahlung ein. Dafs die Sonne auch eine besondere elektromagnetische Einwirkung ausübt, ist bis jetzt nur eine unbewiesene und unwahrscheinliche Hypothese.

— **Gletscher im nördlichen Felsengebirge.** Durch die Canadian Pacific-Eisenbahn ist ein grofsartiges Gletschergebiet aufgeschlossen worden, das bis in das letzte Jahrzehnt hinein so gut wie völlig unzugänglich war. Heute kann man von der Station Glacier House, die im Herzen der Selkirk-Berge bei 1256 m Meereshöhe liegt, ungefähr ein Dutzend Gletscher bequem erreichen. Sie sind 1887 von den Herren Vaux, ein Jahr später von W. S. Green untersucht und von letzterem in einem eigenen Werke (Among the Selkirk Glaciers, Macmillan and Co., 1890) beschrieben worden. Ueber einen neuen Besuch im August 1898 berichten die Herren Vaux in Proc. Acad. Philad. (1899, p. 121). Der interessanteste und am leichtesten zugängliche Gletscher ist der grosse oder Illecellewaët-Gletscher, dessen mächtige Firnmulde bis zur Wasserscheide emporreicht und mehrere kleinere Gletscher speist. Er erwies sich als in entschiedenem Rückgange begriffen, seit 1890 um 138 m; Erlengebüsch, das 1887 etwa 6 m vom Gletscherfufse lustig grünte, war dem rückweichenden Eise noch nicht nachgerückt. Ein starkes Vorschreiten der Gletscher scheint seit geraumer Zeit nicht stattgefunden zu haben, denn an dem durch dasselbe Firnfeld gespeisten Asulkan-Gletscher findet sich etwa eine Viertelmeile vom Gletscherfufse ein Cañon, in dem nicht die geringste Gletscherwirkung nachweisbar ist; seit der Bildung der Schlucht ist also der Gletscher nicht wesentlich vorgeschritten. Die Herren Vaux haben übrigens von einem genau bestimmten Standpunkte aus eine Anzahl photographischer Aufnahmen gemacht und veröffentlichen dieselben in den Proc. Acad. Philad.; sie werden eine feste Grundlage bilden, mit denen spätere Aufnahmen verglichen werden können. Ko.

— **Die Tiefsee-Expedition des „Albatrofs" im Stillen Ocean,** über deren Plan im Globus, Bd. 75, S. 375 berichtet wurde, hat inzwischen ihre erste Teilstrecke San Francisco—Marquesas—Paumotu—Tahiti zurückgelegt, nachdem sie am 23. August vorigen Jahres San Francisco verlassen hatte. Wie der Leiter, Professor Alexander Agassiz, unter dem 30. September von Papeete mitteilt, begannen die Lotungen unter 31° 10′ n. Br. und 125° w. L., sie wurden auf 26 Stationen fortgesetzt, bis man das nördliche Ende des unterseeischen Sockels erreichte, von dem die Marquesasinseln aufsteigen. Die Tiefen wuchsen allmählich von 3580 m bis auf 5600 m an einer Stelle unter 16° 38′ n. Br. und 130° 14′ w. L. (etwa südwestlich von Kap San Lucas, der Südspitze Kaliforniens). Weiter südwestlich schwankten die Tiefen zwischen 4460 m und 5270 m, bis man in der Nähe der Marquesas wieder auf geringere Tiefen stiefs: 3530 m, 3300 m und 1900 m — die letzte 30 Seemeilen von Nukuhiva entfernt. Auf dem Wege von den Marquesas nach den nordwestlichen Paumotuinseln fand man 9 Seemeilen südlich von Nukuhiva eine Tiefe von 2340 m, dann solche von 4480 m, 4630 m und schliefslich 2200 m, und ähnliche Zahlen ergaben auch die Messungen zwischen den Paumotu und Tahiti. Im ganzen wurden bis zur Ankunft auf Tahiti 72 Messungen ausgeführt.

Die Messungen in dem insellosen Teile zwischen San Francisco und den Marquesas, die sich auf einem durchschnittlich 3860 m tief liegenden Plateau aufbauen, ergaben in ihrer Gesamtheit die Existenz eines Beckens von 4575 bis 5600 m Tiefe, was schon infolge zweier älterer Lotungen östlich der „Albatrofs"-Route wahrscheinlich gewesen war. Agassiz schlägt für das Becken den Namen „Moserbecken" vor. Die Bodenbeschaffenheit dieses Beckens bezeichnet Agassiz als interessant. Man förderte im Norden aus einer Tiefe von 4350 m roten Lehm und Braunsteinnieren mit Haifischzähnen und Walfischknochen zu Tage, und die Braunsteinnieren wiederholen sich auch später auf fast allen Lotungsstationen bis nach Tahiti. Jene Braunsteinnieren, so hatte Sir John Murray aus den Ergebnissen der Challengerexpedition geschlossen, kämen im Pacific an sehr weit von den Kontinenten entfernten Stellen vor; Agassiz kommt zu dem weiteren Schlufs, dafs sie die tieferen Stellen des Stillen Oceans überall dort charakterisieren, wo der Boden durch Ablagerungen des Schlammes von Wurzelfüfsern, Globigerinen und Flossenfüfsern nicht beeinflufst wird, wo also der rote Lehm vorkommt. Professor Agassiz giebt ferner vorläufige Mitteilungen über Temperaturmessungen, Tierleben und die Untersuchung einzelner Koralleninseln. (Science vom 8. Dezember 1899.)

— **Mit dem archäologischen Problem der Calchaqui** beschäftigt sich die letzte Arbeit des am 31. Juli 1899 verstorbenen Amerikanisten Dr. Daniel G. Brinton (Americ. Anthropologist 1899). Er fafst darin die wichtigsten Ergebnisse über dieses auf der argentinischen Seite der Anden (Tucuman, Catamacca u. s. w.) einst ansässige Volk zusammen, das einzige östliche, welches eine Kultur besafs, welche jener der alten Inkaperuaner etwa gleich kam. Ihr Nachlafs in den Thälern von Yocavil, Famaifil, Andalgalá u. s. w.

zeigt in der That eine nicht geringe Kulturentwickelung. Wir kennen hier Festungen mit Steinmauern, runde Ziegeltürme, befestigte Lager von 23 km Länge mit 3 m hohen Mauern. Überall mufs das Land dicht bevölkert gewesen sein, wie die Ruinen der Banten, die Friedhöfe, die zahlreichen Töpferwaren, Stein- und Knochengeräte, Zierate von Kupfer, Instrumente von Silber und Bronze, Idole aus Holz und Thon u. s. w. beweisen. Nach Garcilasso de la Vega soll das einst hier lebende Volk sich freiwillig den Inkas unterworfen haben, was nach H. v. Ihering um 1300 stattfand. Als die Spanier 1536 ins Land kamen, fanden sie die Quichuasprache wenigstens von den Häuptlingen verstanden. Aber die „Calchaqui“ (d. h. die Bösartigen), die damals dort wohnten, trugen ihren Namen als Revolutionäre bis zu ihrer Ausrottung im Jahre 1664 nach spanischer Ansicht mit Recht. Waren nun die Vorfahren dieser von den Spaniern noch angetroffenen Indianer die Schöpfer der merkwürdigen Altertümer und mit welchem Volke waren sie verwandt? Kein Rest ihrer Sprache ist auf uns gekommen und so läfst uns die Linguistik bezüglich der Zugehörigkeit der Calchaqui zu anderen Indianern im Stiche. Nur Mutmafsungen, die aber sehr untereinander abweichen, sind in dieser Beziehung aufgestellt worden. Aber auch in Bezug darauf, dafs die Altertümer der ostandinischen Thäler von den Vorfahren der noch den Spaniern bekannten Calchaqui abstammen, sind starke Zweifel am Platze. Die frühesten Besucher des Landes fanden dort schon Ruinen und kein civilisiertes Volk. Daher wird angenommen, dafs damals schon das Kulturvolk verschwunden und durch wilde Barbaren ersetzt war. Die Altertümer selbst aber zeigen die gröfste Verwandtschaft mit denjenigen der Inkas im Westen und auf den Hochebenen der Anden, oft bis in kleine Einzelheiten. Ein Zusammenhang ist klar; aber die Frage ist, trugen die Inkas diese Kultur nach Osten über die Anden oder umgekehrt die „Calchaqui“ nach Westen? Diese Frage steht noch offen. Weder die grofsen Sammlungen von Calchaqui-Altertümern im Museum zu La Plata, noch die Schädel, welche Ten Kate bearbeitete, haben zu ihrer Beantwortung Anhalt gegeben.

— Abschlufs von Kapitän Deasys Reisen in Centralasien. Kapitän Deasy hat seine zweijährigen Reisen in Centralasien beendet und ist Ende 1899 nach London zurückgekehrt. Räumlich hat er unsere Kenntnis des westlichen Kwenlun und der Gegenden am Oberlauf des Jarkand, Khotan und Kerija Darja zwar nicht wesentlich erweitern können, wohl aber werden sich seine genauen Aufnahmen, vielfach die ersten in jenen Gebieten, als sehr wertvoll herausstellen. Deasy verliefs, begleitet von dem indischen Punditen Ram Singh, Anfang September 1897 Srinagar und ging über Gilgit und Hunza nach der Landschaft Raskam, um an den von dort ab noch unbekannten Oberlauf des Jarkand Darja nach Jarkand vorzudringen. Dieser Plan scheiterte fürs erste an dem Widerstande der chinesischen Behörden, worauf sich Deasy auf direktem Wege über den Sandalpafs nach Jarkand begab. Einige Wochen später versuchte Deasy seine Aufgabe in umgekehrter Richtung, d. h. von Jarkand aus, zu lösen; diesmal aber scheiterte er daran, dafs ein Vordringen am Ufer entlang nicht möglich war, weil es überall steil abstürzt, und auch das Eis, das ein Vorwärtskommen auf dem Flusse selber gestattet hätte, schon verschwunden war. Er ging also wieder nach Jarkand zurück und von da über Khotan nach Polu, das im Kwenlun, am oberen Kerija, liegt. Deasy durchforschte nun die Landschaft Aksai Tschin, bestimmte die Lage von über 90 Bergspitzen und entdeckte die Quelle des Khotanflusses. Nach Jarkand zurückgekehrt, machte Deasy einen dritten Versuch, den Jarkand Darja bis nach Raskam hinauf zu erforschen, und diesmal hatte er Glück. Unter gewaltigen Schwierigkeiten, wobei er in 14 Tagen 11 Pässe von 4480 bis 5200 m Höhe überstieg, gelang es ihm, bis auf einige Kilometer den unbekannten Jarkandlauf festzulegen. Schliefslich unternahm Deasy noch eine zweite Reise nach Polu, die jedoch des passiven Widerstandes der vom Amban von Kerija beeinflufsten Bevölkerung wegen zu keinem Ergebnis führte; vielmehr mufste Deasy, der ebenso wie sein indischer Begleiter erkrankt war, nach Indien zurückkehren, wo er noch zwei Monate im Hospital darniederlag. Deasys Resultate, seine trigonometrischen Messungen und Aufnahmen, sind um so wertvoller, als sie sich an das indische Dreiecksnetz oder an die von Deasy auf seiner ersten Reise von 1896 durchgeführte Triangulation anschliefsen; sie sollen von der indischen Landesaufnahme bearbeitet werden. Deasy hat allen Grund, über das feindselige Verhalten aller chinesischen Behörden bis zum Statthalter aufwärts zu klagen; sie legten ihm, zum Teil mit Erfolg, die gröfstmöglichen Schwierigkeiten in den Weg, trotz der Pässe des Tsungliyamen und der Bemühungen des britischen Vertreters in Kaschgar, während Hedin seinerzeit jede Förderung erfuhr. Allein Hedin reiste mit russischen Empfehlungen, und die sind in Ost-Turkestan wirksamer als englische Recriminationen; verfügt doch der russische Generalkonsul in Kaschgar über 100 Kosaken, der britische Vertreter aber nicht über einen einzigen indischen Sepoy.

— Erst vor wenigen Wochen hat sich das Grab über dem Wiener Afrikaforscher Oskar Baumann geschlossen, und schon wieder mufs der „Globus“ den Tod eines anderen Afrikaforschers aus Wien anzeigen: am 11. Dezember 1899 starb dort im besten Mannesalter Prof. Dr. Philipp Paulitschke, eben 45 Jahre alt. Der Verstorbene wurde am 24. September 1856 zu Cermakowitz in Mähren geboren und studierte zu Graz und Wien Natur- und Sprachwissenschaften, Geographie und Orientalia, wurde 1877 Gymnasiallehrer in Znaim und kam 1880 als Gymnasialprofessor nach Wien; seit 1883 war er zugleich als Privatdocent für Völkerkunde an der Wiener Universität thätig. Paulitschke bereiste im Jahre 1880 Ägypten und Nubien und von 1884 bis 1885 nahm er mit Dr. K. v. Hardegger an einer österreichischen Expedition in die Somal- und Gallaländer von Harar teil, von der er ein aufserordentlich wertvolles und umfassendes Material mitbrachte. Mit grofsem Fleifs hat Paulitschke dann dies Material wissenschaftlich bearbeitet und wichtige und sehr wertvolle Arbeiten darüber veröffentlicht; genannt seien hier nur: „Harar. Forschungsreise nach den Somal- und Gallaländern Ostafrikas“ (Leipzig 1888) und seine „Ethnographie Nordost-Afrikas“ (zwei Bände. Mit Tafeln und Karte. Berlin 1893/96). Von seinen übrigen Werken sind noch zu nennen: „Die geographische Erforschung des afrikanischen Kontinents von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage“ (2. Auflage. Wien 1880); „Die Afrikalitteratur von 1500 bis 1750“ (Wien 1881); „Die Sudanländer nach dem gegenwärtigen Stande der Kenntnis“ (Freiburg 1885). Auch sein kleiner „Leitfaden der geographischen Verkehrslehre“ (Breslau 1881 und später) verdient noch Erwähnung. Für die „Mitteilungen“ der geographischen Gesellschaft in Wien, für Umlaufts „Rundschau“, für Petermanns Mitteilungen und andere wissenschaftliche Zeitschriften hat der Verstorbene aufserdem noch zahlreiche Aufsätze geschrieben. Ein Leberleiden hat dem verdienten Manne für seine Familie und die Wissenschaft leider ein zu frühes Ende gebracht. W. W.

— Am 3. Dezember 1899 starb zu Berlin, erst 56 Jahre alt, der kartographische Dirigent im Reichsmarineamt, Emil Mayr, geboren am 18. September 1843 zu München. Der Verstorbene hat an einer Reihe bekannter kartographischer Werke mit gearbeitet, z. B. an Mayr's Alpenatlas, Spruner-Menkes historischem Atlas, an Guido Coras Kosmos und an Andree's Handatlas; seit August 1888 hatte er im Reichsmarineamte die Redaktion und technische Leitung der Herstellung sämtlicher deutscher Admiralitätskarten in Zeichnung, Stich und Druck zu führen. Noch am Berliner Internationalen Geographen-Kongrefs nahm Mayr in vollster Rüstigkeit und Lebensfreude teil; ein Schlaganfall schnitt plötzlich den Lebensfaden ab. W. W.

Am 1. Dezember 1899 starb in Breslau Prof. Dr. Berthold Volz, Direktor des Kgl. Friedrichs-Gymnasiums daselbst, im 61. Lebensjahre. Geboren am 30. Juli 1839 zu Rügenwalde in Pommern, studierte er in Berlin und Greifswald Philologie und war dann nacheinander in Cöslin, Schwerin, Mühlhausen i. Th., Halle a. d. S. als Lehrer, seit 1872 in Wittstock, Potsdam und Breslau als Gymnasialdirektor thätig. Neben einer langen Reihe geschichtlicher Aufsätze und Bücher hat der Verstorbene auch eine gröfsere Zahl geographischer Werke veröffentlicht, von denen hier hervorgehoben seien: „Lehrbuch der Erdkunde“ (1876); „Stanley's Reise durch den dunkeln Erdteil“ (1881); „Geographische Charakterbilder“ (5 Teile, 1886/88); „Unsere Kolonieen“ (1891); „Emin Pascha's Entsatz“ (1891). In den weitesten Kreisen ist der Verstorbene bekannt geworden durch die Besorgung der neuen Auflage von Daniel's „Leitfaden“ und „Lehrbuch der Geographie“, die er nach A. Kirchhoff's Rücktritt übernahm; auch das grofse Daniel'sche Handbuch der Geographie ist von ihm in einer neuen Auflage herausgegeben. W. W.

— In einem Aufsatze: Über die Pflanzenwanderungen im Tertiär und Quartär und ihre Ursachen schildert F. Döhle (Abhdlgn. u. 44. Bericht d. Vereins f. Naturkde. zu Kassel 1899) auch die orographischen Verhältnisse der norddeutschen Tiefebene am Schlusse des Diluviums. Die mit dem Rückzuge der Gletscher entstehenden stärkeren Schmelzwasser bildeten, indem sie Erdreich abschwemmten, an dem jeweiligen Gletscherrande tiefe Rinnen, die sich zu

Strombetten verbreiterten und in westöstlicher Richtung verliefen. Sie bildeten während des Rückzuges des Eises das stetig wechselnde Stromsystem. Die älteste dieser Stromrinnen ist die südlichste, von Ostrowo am Bartsch hinauf in südöstlicher Richtung nach Glogau; sie nimmt hier die Oder auf, führt durch den Spreewald und das Baruther-Luckenwalder Thal längs des Flämming in die Elbe. Bei der Abschmelzung der zweiten Vergletscherung bildet sich weiter nördlich eine sehr grofse und wichtige Stromrinne. Der Weichsellauf ergofs sich durch Netze und Warthe wie Oderbruch in die untere Oder, um sich von hier über die Havelseen zur unteren Elbe zu wenden. Diese Stromrinne verlegte in einer letzten Periode der Abschmelzung ihren Lauf durch Netze und Warthe in die Oder und dann durch den jetzigen Finow-Ruppiner-Kanal in die Elbe. Beide Stromrinnen konnten von den Steppenpflanzen aus dem südwestlichen Rufsland als willkommene Wanderungslinie benutzt werden, und sie drangen dann auch weichselabwärts teilweise bis in die Mark. Nach dem Abschmelzen des Eises brachen die Stromläufe diese Verbindungen ab und nahmen als Weichsel und Oder nördliche Richtung zur Ostsee. Der Nachschub der Steppenflora hörte somit nach Westen auf und wurde nach Norden geleitet, wo Pommern, Posen und Preufsen teilweise erobert werden konnten. In die von den russischen Steppenpflanzen eingenommenen westlichen Gebiete folgten nun andere aus Böhmen und der Donauebene nach, und hartnäckig halten diese ihre Standorte im Oderbruche wie im Thale der Warthe und Netze fest. Ihre Standorte in Süddeutschland legen aber auch die Vermutung nahe, dafs sie die Donau aufwärts bis zur Rheinmoräne und dann den Rhein weiter abwärts wanderten; ebenso lehrt das Vorkommen einzelner solcher Steppenpflanzen im Wallis und Tessin, wie in Südfrankreich, dafs sie die langgezogenen Alpenthäler, wahrscheinlich durch Ostwinde begünstigt, durchquert haben.

— **Rachepuppen.** In der bayerischen Oberpfalz haben von ihren Geliebten betrogene Mädchen ein eigentümliches Verfahren, um sich zu rächen, über das uns Schönwerth (I, 127) aufklärt. Zur Mitternachtszeit zünden sie nämlich unter allerlei Beschwörungen eine Kerze an und stechen nun mit Nadeln in dieselbe hinein, wobei sie sprechen: „Ich stech' das Licht, ich stech' das Licht, ich stech' das Herz, das ich liebe." Dann mufs der Ungetreue sterben. Die von ihrem Gatten hintergangene Japanerin heftet dessen Bildnis an einen Baum im Tempelgarten und durchbohrt es mit Nägeln; wo diese einschlagen, empfindet der Treulose Schmerzen (Zeitschr. f. Ethnol. 1877, S. 334). Eine Anzahl ähnlicher Fälle aus den verschiedensten Gegenden sind in meinen Ethnographischen Parallelen, Neue Folge, S. 8 ff. dargestellt, auf die ich verweise. Heute liegt mir nun die Photographie einer mit Nägeln bespickten schottischen Rachefigur vor, zu der ich im Folklore Journal (Vol. II, January-December 1884), p. 220 die erwünschte Erklärung finde. Den Tod eines Verhafsten durch ein Thonbildnis, corp creadh genannt, herbeiführen zu können, ist bei der ländlichen Bevölkerung der schottischen Hochlande noch weit verbreitet. Man macht ein Thonbildnis der Person, die man vernichten will, und stellt es in einen nach Osten fliefsenden Flufs, der das Bildnis wegwäscht. In gleicher Art mufs dann auch das Original vergehen. Soll der Feind langsam an schmerzhafter Krankheit sterben, so schlägt man der Figur verrostete Nägel ein oder durchbohrt sie mit Nadeln. Dann stellt man sie in ein langsam fliefsendes Wasser.



Corp creadh, schottische Rachefigur aus Thon. Nach einer Photographie.

Ein weiteres Beispiel, das zur Vervollständigung dienen mag, teilt uns der englische Missionar Arthur Cornaby (in den „The Wide World Magazine", Oktober 1899, p. 71) nebst der hier wiedergegebenen Abbildung mit. Er hatte in Hanyang, seiner Station, bemerkt, dafs die chinesischen Nachbarn oft unter sich in Streit gerieten, namentlich wenn Hühner von dem gemeinsamen Hofraume gestohlen werden. Zumal die Weiber zeichneten sich alsdann in Verwünschungen gegeneinander aus, und als alles in einem wiederholten Falle nicht genügt hatte, griff die Bestohlene zum Zauber. Auf dem die Häuser trennenden Staket wurde in der Nacht eine Strohpuppe errichtet, den Kopf stellte man aus Baumwolle her und um den Rumpf war ein mit Blut beflecktes Papier gewickelt. Hinter der Figur stand die Bestohlene, Verwünschungen ausstofsend, zu denen sie mit einem Hackemesser den Takt schlug: „Hühner stehlender Schurke! Hühner stehlender Räuber; du hast eines gestohlen; du hast viele gestohlen! Wisse, sie sind ungeniefsbar, wisse, sie sind giftig. Es giebt ein Gericht für die Verbrecher, es giebt Flüche für die Diebe" u. s. w. So ging es drei Stunden lang fort. Dann aber ergriff das Weib eine Nadel und stach mit derselben an verschiedenen Stellen in die Strohpuppe und sprach dabei: „Wie ich dich hier und hier und hier durchbohre, so soll auch der Dieb in gleicher Weise durchbohrt werden. Was ich dir (der Puppe) thue, möge auch ihm oder ihr widerfahren. Willst du es thun? Thust du es, dann will ich dir viel Weihrauch opfern und dich als Gott verehren. Hörst du?" R. A.



Chinesische Rachepuppe, photographiert vom Missionar Arthur Cornaby in Hanyang.

— Nach den Untersuchungen über die **Naturschilderung bei den geographischen Reisebeschreibungen der Deutschen im 18. Jahrhundert** kommt Karl Oertel (Diss. phil. Leipzig 1898) zu dem Urteile, dafs Alexander v. Humboldt auf der höchsten Entwickelungsstufe seines Säculums stand. Dafs die Naturschilderung bei aller Regellosigkeit, mit der eine fast übergrofse Zahl von Reisebeschreibern arbeiteten, sich dennoch in rascher Zeit von der Darstellung von Bruchstücken zu Einzelschilderungen und von da zu Gesamtbildern erhob, ist fast zu verwundern. Eine eigentümliche Verirrung, welche den Ausbau der Naturschilderung sehr störte, war die auf das Gebiet der Landschaftsmalerei, welche eben nur Einzelscenen giebt. Als die Naturschilderung Gesamtbilder entwerfen lernte, sah man, dafs sie gegen die Malerei im Vorteile sei, zumal als sich mit dem wissenschaftlichen Naturinteresse ein ausgeprägtes Naturgefühl verband. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts trat die Person des Reisenden in den Schilderungen zum Vorteile der letzteren sehr zurück, und die Natur kam dafür ganz zur Geltung. An den Darstellungen ausgeprägter Naturindividuen: von Wüsten, Steppen etc. suchte man sich immer tiefer in die Natur einzuleben.

Verantwortl. Redakteur: Dr. R. Andree, Braunschweig, Fallersleberthor-Promenade 13. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEBER: DR. RICHARD ANDREE. VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXVII. Nr. 3. BRAUNSCHWEIG. 20. Januar 1900.

Ein Besuch der Schlammsprudel von Sassuolo.

Von Dr. G. Greim.

Bei einem Ausfluge nach Oberitalien im Frühlinge des Jahres 1899 bot sich mir Gelegenheit, eine Anzahl von Schlammsprudeln in der Nähe von Modena zu besichtigen. Erreichen dieselben auch bei weitem nicht die Gröfse derjenigen Südrufslands, so sind sie doch relativ bequem zu erreichen und bieten dafür eine grofse Anzahl Öffnungen mit zum Teil abwechselnden Formen und Erscheinungen, so dafs sich bei einem Besuche die aufgewandte Mühe hinreichend lohnt. Zu einem solchen anzuregen, soll auch ein Zweck der folgenden Zeilen sein.

Die äufsere Gestalt eines Schlammsprudels ist meist die eines kleinen Vulkans. Er besteht aus einem mehr oder weniger flachen Kegel aus thonigem Schlamm, der oben eine kraterähnliche Öffnung besitzt, welche gewöhnlich mit schlammigem Wasser gefüllt ist. Die Höhe bleibt infolge des wenig widerstandsfähigen Materials gering, die höchsten bekannten finden sich in der Umgegend von Baku. Dort tritt überhaupt die stärkste Entwickelung dieses Phänomens auf; über hundert kleinere Eruptionspunkte sind von dorther bekannt, darunter zwischen Baku und der Mündung der Kura etwa dreifsig gröfsere Schlammhügel. Unter diesen erhebt sich nach Abich [1]) der Toragai 286 m über seine Umgebung, sein Krater besitzt einen Durchmesser von über 400 m und sein Umfang beträgt etwa 18 km.

Bekanntlich wurden die Schlammsprudel früher sämtlich zu den vulkanischen Erscheinungen gestellt und mit ihnen in ursächlichen Zusammenhang gebracht. Sie wurden deshalb auch „Schlammvulkane“ genannt, während die passendere, weil allgemeinere und keinen genetischen Sinn besitzende Bezeichnung „Schlammsprudel“ von Gümbel herrührt. In einer grundlegenden Arbeit [2]) hat er auf Grund eingehender chemischer und mikroskopischer Untersuchungen einer Reihe von Schlammproben aus Schlammvulkanen die vollständige Abwesenheit vulkanischen Materials, dagegen das häufige Vorhandensein von organischen Resten feststellen können. Daneben scheinen jedoch immerhin auch orographisch ganz gleiche, aber genetisch verschiedene Bildungen vorzukommen, die Supan [3]) als „warme Schlammsprudel“ bezeichnet. Sie werden durch eine beständig hohe Temperatur und reichliches Ausströmen von Wasserdampf charakterisiert, und sind nichts weiter als Solfataren in der Umgebung von Vulkanen, die neben dem Wasserdampfe bezw. erhitztem Wasser das erweichte Tuffmaterial des Untergrundes zu Tage fördern.

Dagegen besteht zwischen den „kalten Schlammsprudeln“ Supans, den auch „Salsen“ genannten Erscheinungen und dem Vulkanismus kein nachweisbarer Zusammenhang. Eine gröfsere Anzahl derartiger Schlammsprudel, die gewöhnlich Wasser von nicht erhöhter Temperatur führen, das nach einigen Angaben bei stärkeren Eruptionen eine gröfsere Wärme besitzen soll, begleitet den Nordabhang des Apenuins. Gümbel zählt nach Mitteilungen des Bergdirektors E. Stöhr allein in der Provinz Modena sechs Punkte auf, wo sich solche finden, die nicht nur Kohlenwasserstoffe fördern, sondern auch Schlammströme ausfliefsen lassen oder Gesteinsfragmente ausschleudern.

Von den dort aufgeführten Punkten wurden die zwei bedeutendsten in der Umgebung von Sassuolo besucht, einem kleinen Landstädtchen, das man in ungefähr dreiviertel Stunden Fahrens auf einer Kleinbahn von Modena aus erreicht. Von dort liegt ziemlich genau nach Süden in einer Entfernung von ungefähr $2\frac{1}{2}$ km die Salsa di Montegibbio und etwa $4\frac{1}{2}$ km nach Südosten das Salsenterrain von Nirano, beide auf den steil abfallenden Pliocänvorhügeln des Apennins, an deren Fufse in der Poebene Sassuolo liegt. Um zu ersterer zu gelangen, folgt man von Sassuolo der Landstrafse, die südwärts in die breite Bucht hineinführt, die die Secchia in den Nordrand des Apennins gerissen hat. Man folgt der Richtung des Thales des charakteristischen Apenninenflusses, dessen Bett überall fast die ganze Thalsohle einnimmt und als eine wüste Schutt- und Sandfläche erscheint, in der sich schwach bewachsene Inseln und gewöhnlich nur ein relativ kleiner Wasserfaden finden, bis dahin, wo die Landstrafse an die Vorhügel der Apenninen herantritt. Dort führt eine Fahrstrafse links ab, auf der man in einigen Windungen ziemlich steil den Abhang hinauf in kurzer Zeit an die von Fuchs [4]) besuchte und beschriebene Salse von Montegibbio gelangt. Sie befindet sich nach den Angaben der italienischen Specialkarte (Tavolette rilevate 1:25000; 86. I. SO.) 270 m über dem Meere und ungefähr 125 m über dem Strafsenniveau. In guter Übereinstimmung mit der Fuchsschen Beschreibung und Zeichnung fanden wir ringsum einen gut erhaltenen Kraterwall als Zeugen

[1]) Mém. de l'Académie des Sciences. St. Pétersbourg (7). VII, Nr. 5, 1863.

[2]) Sitzungsberichte der kgl. bayer. Akad. d. Wissensch. München. Mathem.-physik. Klasse. IX, 1879, S. 217.

[3]) Grundzüge der physischen Erdkunde. 2. Aufl., S. 320.

[4]) Sitzungsberichte der k. k. Akademie der Wissensch. Wien, 1877, LXXVI, 1, S. 231.

einer ehemaligen starken Eruption, der einen nach Westen offenen Cirkus mit einem Durchmesser von ungefähr 25 bis 30 Schritten bildet. Er ist im Osten am höchsten (etwa 5 m hoch), und fällt nach innen steil, nach aufsen sanfter ab. Nach der offenen Westseite nimmt die Höhe allmählich etwas ab, und dort schliefsen sich an den Kraterwall zwei niedrigere, ebenfalls innen steile, aufsen flachere Wälle an, die, die convexen Seiten nach innen kehrend, im schwachen Bogen westlich ziehen, und zwischen sich den weiter unten genannten Schlammstrom einfassen. Der Wall besteht aus einer Anhäufung von eckigen Scherben von Flyschgestein, die aus der Tiefe mit heraufgebracht worden sind, ebenso wie der Boden des Kraters mit vielen eckigen Scherben von überzogen. Ein grofser Teil wurde von Sumpfpflanzen eingenommen, was neben dem trübgrau und schlammig aussehenden Wasser die Beobachtungen sehr erschwerte. Fortwährend stiegen sehr kleine Gasblasen auf, die man zwar nicht sehen, aber an einem eigentümlich knisternden Geräusche erkennen konnte.

Der untere, kleinere Tümpel war vollständig kreisrund und besafs einen Durchmesser von ungefähr drei Schritten. Auf seinem flachen Boden in der Mitte lagen ein paar gröfsere Steinbrocken, die zum Teil über den Wasserspiegel herausragten, der wie bei dem gröfseren Tümpel etwa 2 bis 3 cm unter dem oberen Rande stand. Das Wasser besafs eine Temperatur von 14,7° C., bei einer Lufttemperatur von 13,7° C., während zu derselben



Fig. 1. Grofse Salse von Sassuolo.
Blick in das Innere des Kraters von einem Punkt auf dem südlichen Teile des Kraterwalles. Im Hintergrunde links das Gehöft Salsa di sotto. (Originalaufnahme von Dr. G. Greim.)

Flysch bedeckt ist, die in gelblichem bis grauem Lehm eingebettet liegen.

Auf dem Kraterboden, der mir gegenüber der Trockenheit der Umgebung an vielen Stellen relativ feucht schien, befanden sich zwei Wassertümpel, ein gröfserer, mehr in der Mitte des Kraters, und ein kleinerer davon nach Westen, ungefähr an der Stelle, wo die Kraterwände auf beiden Seiten der westlichen Öffnung sich am meisten nähern. Der gröfsere von unregelmäfsigem Umrifs besafs eine Länge von etwa 16, bei einer Breite von 8 Schritten, und zerfiel in mehrere kleinere Becken. Die tiefsten waren die im Osten, die von steilen Rändern eingeschlossen bis zu einigen Decimetern sich senkten, sonst war der gröfste Teil des Bodens flach, nur wenig unter dem Wasserspiegel, so dafs das Wasser manche Stellen überhaupt kaum bedeckte. Soweit man den Boden sehen konnte, war er vollständig mit einem aufserordentlich feinen Schlamm Zeit (1. April 1899, 3¾ Uhr nachmittags) das Wasser des grofsen Tümpels 13,5° C. aufwies. Der Himmel war den Tag über bedeckt geblieben, und nur manchmal kam ein ganz kurzer und schwacher Sonnenblick durch die Wolken. Auch bei dem kleinen Tümpel fand eine fortwährende Entwickelung von Gasblasen statt, wie man sich im Gegensatz zu dem gröfseren auch durch den Augenschein überzeugen konnte, indem sich vom Boden Schlammsäulchen erhoben, die oben nach den Seiten auseinanderwichen, worauf daraus die Bläschen auftauchten und an dem Wasserspiegel platzten. Diese geringe Thätigkeit steht im auffallenden Gegensatze zu derjenigen zur Zeit gröfserer Eruptionen, von deren letzter 1835 Brignoli di Brunhof eine Schilderung gab[1]).

Aus dem Krater nach Westen ist ein riesiger Schlammstrom ausgebrochen, der sich in mehreren Ab-

[1]) Gümbel l. c., S. 238.

sätzen bis zum Fufse des Hügels zieht, und schon beim letzten Teile des Aufstieges neben dem Wege deutlich zu erkennen ist. Das ganze Eruptionsgebiet ist nämlich mit einer eigentümlich dünnen, nur lückenhaften Grasnarbe überzogen und fällt daher sofort in die Augen. Auch der Strom besteht zum gröfsten Teile aus Scherben und kleineren Blöcken von Flysch, die in einer bläulichgrauen mergeligen Masse eingebettet liegen. In Anrissen und insbesondere in den schmalen, tief eingerissenen Regenrinnen kann man sich, wie schon Fuchs bemerkt, sehr gut davon überzeugen, dafs nie Schichtung, sondern eine vollständig unregelmäfsig gepackte Struktur vorhanden ist. Spuren eines neuerlichen Ausbruches seit der Anwesenheit von Fuchs waren nirgends zu erkennen.

des Flusses und den Hügeln auf der linken Seite desselben.

Auf den Feldern rings um den Kraterwall finden sich Pliocänsande, von denen Fuchs angiebt, dafs sie fossilreich sein sollen. Es gelang uns jedoch nicht, irgend etwas Wesentliches zu finden. Dagegen fand sich östlich davon in der zum Teil ausserordentlich steilwandigen und wilden Schlucht östlich von Salsa di sotto eine, wie es schien, ziemlich reichliche marine Fauna, wenn auch in schlecht erhaltenen Stücken. In ganz kurzer Zeit konnten wir dort Reste von Natica, Turritella, Fusus (2 sp.), Dentalium (2 sp.), Vermetus, Ostrea, Cardium, Pecten, letztere als Schalenstücke etc., sammeln.

Zu dem zweiten und viel bedeutenderen Salsen-



Fig. 2. Grofse Salse von Sassuolo.
Blick vom östlichen (höchsten) Teil des Kraterwalles gegen die durch den Schlammstrom geöffnete (westliche) Seite des Kraters. Im Hintergrund das Secchiathal und die Berge westlich desselben. (Originalaufnahme von Dr. G. Greim.)

Die beiden ersten Abbildungen geben Ansichten von diesem Schlammsprudel, und zwar Abbildung 1 einen Blick auf den höchsten Teil des Kraterwalles, von einem etwas niedrigen Punkte des Walles von Südwesten her gesehen, mit dem Kraterboden und den beiden Wassertümpeln, rechts dem östlichen, gröfseren, links dem kleineren, im Hintergrunde das Gehöft Salsa di sotto. Abbildung 2 giebt den Ausblick vom höchsten Punkte des Kraterwalles nach Westen. Im Vordergrunde liegt wieder der grofse, dahinter links von der menschlichen Figur der kleine Tümpel. Nach dem kleinen Häuschen im Mittelgrunde und noch weiter abwärts zieht sich die etwas unebene Oberfläche des Schuttstromes, von einem Wege quer durchzogen und rechts von der Fortsetzung des nördlichen Teiles des Kraterwalles eingefafst, der auf der linken Seite ein gleicher, aber auf dem Bilde nicht sichtbarer Wall entspricht. Im Hintergrunde zeigt sich das Secchiathal mit dem breiten hellen Schuttbett

terrain bei Sassuolo, dem von Nirano, gelangt man am bequemsten, indem man die östlich am Fufse des Apennins herziehende Strafse nach Maranello-Vignola bis hinter Fiorano benutzt, und dann südlich nach Nirano abbiegt, das man mit Wagen von Sassuolo in ungefähr einer Stunde erreicht. Von der bei Nirano gelegenen Villa liegt das Salsenterrain ungefähr 1 km nach Nordosten.

Das Gebiet, das als Salsa di Nirano bezeichnet wird, ist ein etwa 200 m über dem Meere gelegenes, annähernd rechteckiges Hochplateau von ungefähr 400 m Länge und 200 m Breite, wie man aus der schon oben genannten Karte entnehmen kann. Es öffnet sich breit nach Südwesten, ist sonst aber ringsum von nicht allzu steil ansteigenden Hügelrücken umgeben, die sich 40 bis 70 m über dem Boden des Plateaus erheben, und an ihrer Aufsenseite teilweise von den wildesten Schluchten zerfurcht sind. Das Ganze zeigt übrigens nicht die

geringste Ähnlichkeit mit einem Krater, worauf schon Stöhr Gümbel aufmerksam machte [6]); es dürfte deshalb angebracht sein, ausdrücklich darauf hinzuweisen, weil eine Darstellung davon, die geeignet ist, in Bezug auf Grössen- und Formverhältnisse ein möglichst falsches Bild zu geben, in Gümbels weit verbreitete „Grundzüge der Geologie" [7]) sich eingeschlichen hat. In Wirklichkeit ist weder das Salsenterrain so klein, wie es sich aus dem Vergleiche mit den a. a. O. mit dargestellten menschlichen Figuren ergiebt, noch rund und von einem steil abfallenden Kraterwall umgeben — die das Plateau umgebenden Höhenzüge bestehen aus Pliocänmergeln — und aufserdem ist nichts von dem dargestellten aufsteigenden Dampfe zu sehen.

Der Boden der Hochfläche wird vollständig von demselben grauen Schlamm gebildet, der aus den Sprudeln selbst ausfliefst. Jedoch sind diejenigen Teile, die nicht in der allerletzten Zeit von Schlamm frisch überschüttet wurden, bewachsen, wenn auch nach dem Aussehen nicht gerade auf besondere Fruchtbarkeit des Bodens geschlossen werden kann.

Der auslaufende Schlamm ist an den meisten Eruptionspunkten sehr dünnflüssig und wässerig, und darauf sind gewifs auch die im allgemeinen aufserordentlich flachen Formen der daraus gebildeten Kegel zurückzuführen. Nur wenige förderten dickflüssigere Schlammmassen und dies waren, wie ich zu bemerken glaubte, vor allem die höheren und steileren Kegel.



Fig. 3. Grofser Krater im Salsenterrain von Nirano.

Die Figur steht links hinter einem kleinen stumpf kegelförmigen Krater, links etwas weiter vorn die grofse, hier dunkel erscheinende Wasserfläche im Kraterloch des grofsen hellen Schlammkegels, der rechts und links über den Bildrand hinausragt. Dahinter zwei grofse, miteinander verschmolzene Kegel einer anderen Gruppe von Kratern. Im Hintergrund die das Salsenplateau einschliefsenden, zum Teil mit Bäumen bepflanzten Höhen. (Originalaufnahme von Dr. G. Greim.)

Schon von den umgebenden Höhen treten auf der Hochfläche sofort die thätigen Sprudel durch ihre weifsgraue Farbe aus dem Grün und Braun der Felder deutlich hervor. Sie sind in einzelne Gruppen verteilt, die an Ausdehnung, Anzahl der Öffnungen u. s. w. verschieden sind und wechseln mögen. Bei unserer Anwesenheit konnten wir acht Gruppen zählen, die im ganzen etwa 20 gut ausgebildete und unterscheidbare thätige Kegel umfafsten. Zählt man dagegen die Eruptionsöffnungen, die keine Kegel aufgebaut haben, und zum Teil aufserhalb der sofort in die Augen fallenden Gruppen liegen, mit, so erhält man eine viel gröfsere Zahl, die nach Schätzung 50 bis 80 betragen mag.

Wenn man die Kegel vom rein morphologischen Standpunkte aus betrachtet, könnte man sich thatsächlich in ein echt vulkanisches Gebiet versetzt glauben. Neben erloschenen, noch deutlich sichtbaren Kratern, in denen der Kraterboden durch eingetrockneten Schlamm ausgefüllt war, fanden sich, nur in kleinerem Mafsstabe, eine Anzahl von Formen thätiger Krater, die uns im grofsen auch an den echten Vulkanen entgegentreten. Da war bei manchen der Kraterrand durch den ausgeflossenen Schlammstrom an der einen Seite vollständig eingerissen, bei einem anderen fand sich ein gröfserer Krater mit innen etwa 5 cm hoch steil abfallenden Wänden, in dessen flachem Boden sich drei sekundäre Kraterlöcher als voneinander getrennte kreisrunde Teiche von etwa 40, 15 und 10 cm Durchmesser zeigten, an anderer Stelle lag eine gröfsere Gruppe von 20 bis

[6]) Siehe Gümbel l. c., S. 233, Fufsnote.
[7]) Kassel 1888, S. 355, Abbildung 239.

25 m Durchmesser am untersten flachsten Teile des das ganze Salsenterrain umgebenden Berghanges mit zwei zu oberst befindlichen Hauptkratern, die auch den gröfsten Teil der im grofsen ziemlich gleichmäfsig abgeböschten Schlammmasse geliefert haben mögen. Einer von ihnen, etwa 2 m hoch, war verstopft und unthätig, der andere ebenso hohe lieferte noch Schlamm und abwärts von ihnen, auf dem Schlammfelde, safsen, wie Lateralkegel aussehend, einzelne kleinere Kegel bis zur Höhe von etwa einem halben bis dreiviertel Meter. An einer anderen Stelle erhob sich ein sehr schöner kleiner, oben abgestumpfter, steilwandiger Kegel, und davor, so dafs die Schlammmassen beider vollständig zusammenrandigen Kraterwall, aus dem durch eine Öffnung nach vorn fortwährend langsam dicker blaugrauer Schlamm ausflofs. Neben diesen Kegeln sind noch eine gröfsere Anzahl Eruptionspunkte vorhanden, die nur aus einem einfachen, meist kreisrunden Loche mit steilen Wänden bestehen von Bleistiftdicke bis zu 10 bis 30 cm Durchmesser, der gewöhnlichen Gröfse der übrigen Krateröffnungen. Sie beteiligen sich nicht an der Schlammförderung und liegen zum Teil mitten in den übrigen schon beschriebenen Gruppen, zum Teil auch aufserhalb derselben im freien Felde, wo wir sie besonders häufig am unteren Ende des das Hochplateau im Südwesten begrenzenden Abhanges als wassergefüllte runde Löcher



Fig. 4. Kegelförmiger Krater im nordöstlichen Teile des Salsenterrains von Nirano.
Im Hintergrunde die Höhen, welche das Plateau (im Vordergrund) einschliefsen, in dem sich die Salsen befinden. Ganz vorn die äufsersten Ausläufer eines Schlammstromes einer anderen Kratergruppe, auf dem gerade die Vegetation wieder Fufs zu fassen beginnt. (Originalaufnahme von Dr. G. Greim.)

flossen, der gröfste vorgefundene mit einem Durchmesser des zum Überlaufen gefüllten Kraters von 2 m, der excentrisch in einem aufserordentlich flach geneigten Schlammfelde von etwa 15 bis 20 m Durchmesser lag. Die Abbildung 3 zeigt diese beiden im Vordergrunde, dahinter ragen die beiden gröfseren Kegel der vorher beschriebenen Gruppe auf. Der höchste von allen war ein einzeln liegender grofser Schlammkegel mit Strom von etwa 3 m Höhe und 15 m Durchmesser, während den schönst geformten Abbildung 4 vorführen soll. Er bestand aus einer Anzahl hintereinander in einer Reihe sitzender und vollständig zusammenhängender Einzelkegel von beinahe 2 m Höhe, von denen wohl infolge Wanderns des Eruptionspunktes die hinteren erloschen waren. Der vorderste, südliche, allein noch thätige safs in einer Art Somma von älterem, erhärtetem Schlamm. Der eigentliche, nicht vollständig bis zum oberen Rande gefüllte Krater hatte noch einen besonderen scharfmit Gasentwickelung, manchmal fast ganz unter dem Grün versteckt, antrafen.

Die aus den Kratern ausfliefsenden Schlammströme waren im Vergleich mit dem vom Montegibbio nicht besonders lang, im Durchschnitt etwa 5 bis 6, ausnahmsweise auch bis zu 20 und 30 m. Dafs trotzdem die ganze Oberfläche des Plateaus mit Schlamm bedeckt ist, kommt wohl von dem öfteren Wechsel in der Lage der Eruptionsstellen. Der Schlamm besteht in flüssigem Zustande aus einem mehr oder weniger dicken weifsgrauen bis bläulichgrauen thonigen Brei, der beim Trocknen von den für thonige Ablagerungen charakteristischen Austrocknungssprüngen durchzogen wird, worauf sich allmählich eine zuerst sehr spärliche Vegetation ansiedelt.

Derselbe Schlamm bildet die Füllung der Krater, die eine etwas geringere Temperatur wie die Luft hatte. Wir mafsen bei bedecktem Himmel 10,2°; 9,8°; 10,4° in

drei verschiedenen Kratern bei einer Lufttemperatur von 15,3°. Manche Krater waren zum Überlaufen voll, bei anderen stand das Wasser einige Centimeter unter dem oberen Rande. Es besafs einen etwas salzigen und petroligen Geschmack, auch liefs genaueres Zusehen manchmal einen naphthahaltigen Schaum erkennen, der sich insbesondere um die Ränder mancher kleinerer Löcher als bräunlicher, aromatisch riechender Überzug abgeschieden hatte, während im allgemeinen nur rein grauer feinster Schlamm gefördert wurde. Dabei war überall eine sehr lebhafte Gasentwickelung zu beobachten, die fortwährend in grofsen oder kleinen Blasen vor sich ging. Im Gegensatze zu Stöhrs Beobachtungen [*]) konnten wir an einem engen Loche, das nur Gas förderte, aber kein schlammiges Wasser enthielt, das Gas leicht entzünden, so dafs es mit gleichmäfsiger, fast ganz farbloser Flamme brannte, die bei stärkerem Aufkollern des Sprudels etwas gröfser aus dem Loche hervorschlug und einen roten Saum hatte.

Wie aus dem Mitgeteilten hervorgeht, fehlten bei unserem Besuche lebhaftere Eruptionen vollständig. Stöhr konnte dagegen seiner Zeit beobachten, dafs sich in Pausen von 30 Sekunden bis 40 Minuten springbrunnenartig eine Schlammsäule 1/3 bis 2/3 m hoch senkrecht in die Luft erhob, um dann rasch zurückzufallen. Trotzdem wir uns beinahe drei Stunden in dem Kraterterrain aufhielten, konnte ich nichts derart bemerken, obgleich ich meine besondere Aufmerksamkeit gerade darauf gerichtet hatte. Auch Rühren im Krater mit Baumzweigen, sowie Einwerfen von Schlammbrocken blieb ohne Wirkung.

[*]) Gümbel, l. c. S. 233.

Was die Entstehung der besuchten Salsen betrifft, so dürfte nach meiner Ansicht ihre vollständige Unabhängigkeit von vulkanischen Erscheinungen aufser Zweifel stehen. Ihre orographischen Verhältnisse ähneln zwar aufserordentlich den echten Vulkanen, jedoch spricht gegen einen Zusammenhang mit ihnen vor allem die niedrige Temperatur des Kraterinhalts [*]), welche bei Stöhrs Besuch während der lebhafteren Eruptionsepoche auch nicht höher war, und vor allem die Zusammensetzung des geförderten Materials. Der Schlamm entbehrt nämlich, wie Gümbel für Nirano durch eingehende chemische und mikroskopische Untersuchung nachgewiesen hat, jedes vulkanischen Materials und zeigt dagegen makroskopisch und mikroskopisch genau dieselbe Zusammensetzung, wie die unterlagernden Thone des Astien. Mitgebrachte Proben von dem Schlamme der Salse von Sassuolo konnten dieses Ergebnis nur bestätigen, denn auch in dem makroskopisch grauen, etwas schwierig brüchigen, mit Wasser leicht zu einer plastischen Masse knetbaren Schlamm, der zwischen den Flyschscherben entnommen wurde, konnten durch das Mikroskop nur Thonteilchen, Quarzsplitter, Glimmerschuppen und ähnliches erkannt werden, während vulkanische Beimengungen nicht darin gefunden wurden. Ihre Bildung ist daher, wie es schon Gümbel dargethan hat, lediglich durch die Entwickelung der Kohlenwasserstoffe in den unterlagernden Thonen zu erklären, die sich zusammen mit dem ebenfalls vorkommenden Naphtha, den flüssigen Kohlenwasserstoffen, aus in den Thonen aufgespeicherten Massen organischer Stoffe gebildet haben.

[*]) Danach berichtigt sich auch die in S. Günther, Lehrbuch der Geophysik, Bd. 1, S. 377 darüber gemachte Bemerkung.

Die Entstehung der südafrikanischen Freistaaten.

Von Gustav Fritsch.

II. (Schlufs.)

Es erschien notwendig, auf diese Kämpfe hinzuweisen, um zu zeigen, dafs den Ausgewanderten auch hier im bittersten Kampfe um das Leben die Waffen in die Hand gedrückt wurden, und ihnen das Land wahrlich nicht ohne weiteres als reife Frucht in den Schofs fiel, sondern mit teurem Blute der Ihrigen erkauft werden mufste. Erst im Jahre 1840 war die Organisation der neuen Niederlassung so weit fortgeschritten, dafs Prätorius Natal als Eigentum des südafrikanischen Volksrates erklären konnte.

Wohl hatten zu dieser Zeit die Engländer an der Bai selbst eine kleine, von dem Schiffsverkehr abhängige Niederlassung gehabt, deren Ansiedler sich den Boeren gegenüber nicht nur nicht feindlich stellten, sondern sogar 1838, als Piet Uys seinen unglücklichen Zug gegen Dingaan unternahm, unter der Führung von Biggar eine Seitenunternehmung zu ihrer Unterstützung gegen die Ama-Zulu versuchten, aber, ungeschickt geführt, fast völlig von denselben aufgerieben wurden, so dafs der Rest der Kolonisten an der Bai sich auf das zufällig anwesende Schiff „Comet“ flüchten mufste.

Vor Prätorius' Besitzergreifung wurde alsdann die englische Garnison aus Natal zurückgezogen.

Gleichwohl stehen wir nunmehr vor dem Zeitpunkt, wo der Vorhang zu dem ersten Akte des blutigen Völkerdramas sich heben soll, welches im Augenblick in seiner fortdauernden Entwickelung die ganze civilisierte Welt in atemloser Spannung hält: Alles Bisherige war nur das Vorspiel dazu gewesen.

Nach den schweren Geburtswehen ging der Freistaat Natal einer hoffnungsvollen Zukunft entgegen, dies durften die Pseudophilanthropen in England nicht zulassen. Es galt, die lieben Kaffern gegen die Unterdrückungsgelüste der gewaltthätigen Bauern zu beschützen, dazu wurde ein englisches Fort am Umgazi gebaut (1841), dazu kam 1842 ein englisches Kommando unter dem damaligen Kapitän Harry Smith in kühnem Gewaltmarsch über Land nach der Bai von Natal, um den neuen Freistaat zu vergewaltigen. Dieser Offizier, der mit einem aufserordentlichen persönlichen Mute und grofser körperlicher Leistungsfähigkeit begabt war, kann bis auf den heutigen Tag als der charakteristische Typus der englischen Truppenführer in Südafrika gelten. Als er später Gouverneur der Kolonie war und Sir Harry Smith hiefs, besangen ihn kapsche Zeitungen durch den scherzhaften Vers:

„Who in the course of one revolving moon
Was bishop, statesman, warrior and — buffoon“.

Zu deutsch etwa: „Er trat in eines Monats kurzem Lauf als Bischof, Staatsmann, Krieger — Hanswurst auf“.

Es ist bezeichnend, dafs der erste Waffengang zwischen den Engländern und den Bauern des Freistaates ein unzweifelhafter Mifserfolg auf Seiten Englands war. Smiths Versuch, durch einen nächtlichen Angriff das Lager der Boeren bei Congella zu überrumpeln, schlug

kläglich fehl, und von den dazu ausgezogenen 140 Mann kehrten nur 37 in das Lager zurück (1842, Schlacht bei Congella). Mit rührender Naivetät hatte der Führer für diese Unternehmung Ebbe und Flut gleichzeitig in Berechnung gestellt: Die Mannschaft sollte auf dem entblöfsten Meeresufer marschieren, die Flut sollte ihm das Boot, mit einer Haubitze armiert, heranführen; natürlich kam das Boot im ebbenden Wasser nicht heran, und die Zurückweichenden mufsten bis zur Brust in der steigenden Flut waten.

Gleichwohl vermochten die Boeren von dem Erfolge keinen rechten Vorteil zu ziehen; wie noch heute, hielt der Rest der Truppe zähe in den Verschanzungen aus, bis ein schleunigst herbeigerufenes indisches Truppenschiff Verstärkungen ausschiffte und das Kriegsglück durch Übermacht gegen die Freistaatler wendete.

Dabei spielte schon damals eine leider unberechtigte Hoffnung auf Unterstützung vom Mutterlande her, die natürlich ausblieb, eine verhängnisvolle Rolle. Des aussichtslosen Kampfes müde, unterwarf sich ein Teil der Boeren dem die Verhandlungen sehr geschickt leitenden Richter Henry Cloete, welcher persönlich offenbar im besten Sinne die Streitigkeiten zu schlichten suchte und den zur Unterwerfung Geneigten alles Mögliche an zukünftiger Selbstregierung in Aussicht stellte.

Es kam so zur ersten Konvention in der nach den verdienstvollen Führern benannten Stadt Pietermaritzburg, unter welcher von Seiten des Natalfreistaates folgende Namen stehen: Maritz (Präsident), J. Potgieter, Otto, Zietsman, Poortman, W. J. Pretorius, Cilliers, van Rooijen, Nande, Rotman, Meyer, F. Potgieter, Nel, Spies, G. Human, Kriel, van Aarndt, Viljoen, Snijman, van den Berg, Visage, Prinsloo, Ruthman, Basson, Bodenstein, d. h. es finden sich hier zwölf holländische, neun deutsche und vier französische Namen und charakterisieren die damalige Zusammensetzung der ausgewanderten Boeren als Bevölkerung; ein englischer Name ist nicht darunter.

Aber auch der Name des unbeugsamen Andries Pretorius fehlt: Er wufste, was er von den englischen Versprechungen zu halten hatte; zähneknirschend wich er der Übermacht, sammelte aufs neue seine treuen Scharen, führte sie zurück über die Pässe der Drakensberge und gründete in dem herrenlosen Gebiete einen neuen Staat mit der Hauptstadt Bloemfontein, den Oranje-Rivier-Frijstaat. Nachdem anfänglich den Boeren die geforderte Unabhängigkeit durch den Vertreter der britischen Regierung, Warren, zugesichert worden war, änderte sich das politische Bild in wenigen Jahren. Gerade die Behandlung dieses Gebietes durch die englische Regierung zeigt für jeden Unbefangenen in unzweideutigster Weise, dafs nur materielle Interessen die leitenden Motive der herrschenden Staatsmänner waren, wie sie es noch heute sind.

Günstige Berichte über den steigenden Wohlstand und Reichtum des Landes gelangten nach London und weckten die Ländergier der dortigen Jingoes. Ein Vorwand war leicht gefunden: „Es galt, die armen Griquas, einen gemischten Stamm, der den trekkenden Boeren beutegierig nachgezogen war, wie die Aasgeier und Hyänen hinter einer Karawane, gegen die Boeren zu beschützen, und der berühmte Feldherr von Congella, jetzt Major Harry Smith, war schnell bei der Hand, um aufs neue seine Unfähigkeit als Führer zu beweisen.

Ohne jede Sicherheitsmafsregel, ohne einen Schufs im Laufe, wie ich von Mitkämpfern auf englischer Seite weifs, marschierte Harry Smith in das Defilé am Kromme Elbok und fand sich plötzlich in einem verheerenden Kreuzfeuer der Boeren auf der anderen Seite des Flüfschens (1848, Schlacht bei Boomplaats). Aber noch hatten die friedliebenden, damals natürlich nur mit Vorderladern bewaffneten Boeren nicht die Nerven, um einen Bajonettangriff der stürmenden Engländer auszuhalten. Ohne schwere Verluste räumten sie fliehend ihre Positionen und wurden weiter rückwärts von A. Pretorius mit leichter Mühe gesammelt.

Dieser verständige Führer überschätzte nicht die Leistungsfähigkeit seiner Krieger im Felde; er sah ein, dafs ein weiterer Widerstand nutzloses Blutvergiefsen veranlassen würde, und zog mit seinen Getreuen, die eben gewonnene Heimat so bald wieder verlassend, über den Vaal-Rivier, wo er zum drittenmale sich und den Seinen die Unabhängigkeit und Freiheit zu sichern hoffte: so wurde die Republik Transvaal gegründet."

Auf den Kopf von Andries Prätorius, dieses wunderbaren Mannes, der in hingebendster Weise für die unveräufserlichen Rechte seines Volkes eintrat, wagte die englische Regierung, zu ihrer unauslöschlichen Schande sei es gesagt, einen Preis von 1000 Pfd. Sterl. zu setzen wie auf den eines gemeinen Räubers!

Wenn wir heute erleben müssen, dafs dieselbe Regierung unter Chamberlain und Genossen die Stirn hat, die materiellen Gesichtspunkte abzuleugnen, welche die Haupttriebfedern ihrer Handlungsweise sind, so mufs auf eine andere wenig rühmliche That aus der damaligen Zeit hingewiesen werden, welche meines Wissens einzig in der Geschichte dasteht: Als sich herausstellte, dafs die Reichtümer des mit der Gewalt der Waffen unterworfenen und unter der Bezeichnung „Sovereignty" dem Reiche einverleibten Gebietes nicht so grofs waren, wie man erhofft hatte, und als die menschenfreundlichen Beschützer (?) der Eingeborenen alsbald in einen kostspieligen, wenig glücklichen Krieg mit den Basutos (Schlacht bei Berea 1852) verwickelt wurden, warf England das Land wieder von sich wie ein altes Kleidungsstück, das die Ausbesserung nicht mehr lohnt, und so wurde der Oranje-Frijstaat zum zweitenmale unabhängig durch den freiwilligen Verzicht von Seiten des Eroberers (15. März 1854). Selbstverständlich wurden dabei mit Rücksicht auf das liebe Geld die unter der Zeit im Vertrauen auf die heimische Regierung vorgehenden englischen Elemente der Bevölkerung ohne Gnade preisgegeben.

Um diese Leidensgeschichte des Oranje-Frijstaates alsbald zu Ende zu führen, möge vorgreifend hier erwähnt werden, dafs dieser freiwillige Verzicht Englands es natürlich nicht hinderte, als später die Diamanten daselbst entdeckt waren, ohne jeden Vorwand, lediglich gestützt auf das Recht des Stärkeren, die Diamantenfelder dem Frijstaat wieder wegzunehmen (1871).

Wie hatten sich die politischen Verhältnisse seitdem in Transvaal gestaltet?

Noch bevor den Engländern der Besitz des Oranje-Frijstaates leid geworden war, hatten sie in der irrtümlichen Meinung, dafs im Transvaal nichts zu holen sei, grofsmütig wie immer mit der Regierung des Landes die hochwichtige Zand-Rivier-Konvention abgeschlossen (1852 am 16. Januar). Der §. 1 dieser Konvention lautet folgendermafsen: „Die Assistant-Commissioners (Vertreter der englischen Regierung) garantieren im vollsten Mafse von Seiten der englischen Regierung den jenseits des Vaal-Rivier ausgewanderten Boeren das Recht, ihre Angelegenheiten selbst zu verwalten und sich selbst nach eigenen Gesetzen zu regieren, ohne

irgend ein Eingreifen der britischen Regierung und dafs keine Überschreitung von derselben Regierung in das Gebiet jenseits des Vaal unternommen werden soll."

Wer hätte dieser feierlichen, bindenden Erklärung gegenüber annehmen können, dafs sich England wenige Jahre später (1877) den frevelhaften Rechtsbruch erlauben würde, diese Konvention zu brechen, und zwar allein gestützt auf den fadenscheinigen Vorwand, „die Mehrzahl der Bevölkerung wünsche die Annexion?!"

Es schliefst sich hier die zweite Frage an, deren Erörterung allein die Tagesereignisse zu erklären vermag. Was ist denn die „Bevölkerung" des Landes?

In der Beantwortung dieser scheinbar so harmlosen Frage liegt das traurige Verhängnis Südafrikas, welches Ströme von Blut in der Vergangenheit fliefsen machte und zweifellos auch in der Zukunft fliefsen lassen wird, bis eine glückliche Lösung derselben zum Heile des Landes von der gütigen Vorsehung gewährt wird. Hier erscheint wieder der „rote Faden", welcher sich durch das ganze Drama hindurchzieht, in schrecklicher Deutlichkeit. Das Verhängnis schreitet rücksichtslos über Schuldige und Unschuldige dahin.

Sobald die Freistaaten sich einigermafsen organisiert hatten, folgte den Spuren der vordringenden opferfreudigen Pioniere der Kultur der Handel in Südafrika wie anderwärts; Landwirtschaft und Handel, die so unzertrennlich aufeinander angewiesen sind, unterstützten sich in vorteilhafter Weise für das Land, indem der Farmer seine Erzeugnisse zum nächsten „Winkel" (Laden) brachte und dafür die ihm fehlenden Erzeugnisse der Industrie in Empfang nahm. Der unglückselige Unterschied aber zwischen Südafrika und anderen Ländern beruht darin, dafs Farmhaus und Winkel sich dauernd in völliger Absonderung voneinander hielten; deshalb hat es zur Bildung einer einheitlichen, von der gleichen Liebe zum heimatlichen Boden beseelten Bevölkerung gar nicht kommen können.

Der Boer liebt das Land, in dem er geboren ist, und in dem er einst wünscht begraben zu werden, der Winkelier (Shopkeeper) hafst und verachtet es; Geld will er darin machen, aber zugleich sind seine Gedanken nur auf den Tag gerichtet, wo er es mit den gesammelten Schätzen möglichst schleunig verlassen kann. Wie könnten diese beiden Parteien, so lange sie in ihrer Isoliertheit verharren, gemeinsame Interessen verfolgen? Das frivole Feilschen Englands um die Bedingungen der Erlangung des Bürgerrechtes für seine Staatsangehörigen in Transvaal ist ja nur ein leerer Vorwand, um die eingeborene Bevölkerung möglichst schnell niederzustimmen, so lange daran festgehalten wird, dafs die Personen, welche so sehr darauf dringen, das Bürgerrecht in Transvaal zu erringen, gar nicht daran denken, ihr englisches Bürgerrecht aufzugeben.

Erst wenn die Kandidaten sich bereit erklären, für die neue Heimat ihrer Wahl mit ganzer Person einzutreten, können sie verlangen, mit offenen Armen aufgenommen zu werden, und unter diesen Bedingungen würde ihnen der Boer ganz gewifs den freundlichsten Empfang bereiten. Dann könnten sie auch ihre höhere Kultur zum Besten des Landes mit Erfolg verwerten.

War der feindselige Gegensatz zwischen Farmhaus und Winkel schon grofs genug, als die Hauptstapelartikel Wolle, Felle und Vieh waren, so wurde er riesengrofs, als die Entdeckung abbauwürdiger Goldminen in Transvaal Scharen beutegieriger Goldsucher nach dem Lande brachte, und die gewaltige Minenindustrie von Johannesburg sich gleichsam über Nacht entwickelte. Was ging diese Leute Südafrika an! Reich werden wollten sie, und zwar möglichst schnell, daher vereinigten sich ihre Interessen ganz solidarisch mit den vornehmen Kapitalisten in England, die von ihren Minenpapieren hohe Dividenden sehen wollten.

Diese Minenarbeiter und Shopkeeper von Johannesburg, das war „die Mehrzahl der Bevölkerung", welche die Annexion wünschte; denn dadurch wurden ihre habgierigen Bestrebungen gefördert, die eingeborene Bevölkerung, um deren Ausbeutung es sich handelte, sah mit tiefem Kummer das Verhängnis nahen, welches sie nicht stark genug war, abzuwenden. Nach der im Jahre 1874 erfolgten Annexion legte die einheimische Regierung gegen Englands Vorgehen feierlichen Protest ein, und ihre Abgesandten durchstreiften ganz Europa in der stillen Hoffnung, Schutz und Beistand in ihrer bedrängten Lage zu finden. Vergeblich boten sie damals auch in Berlin Deutschland das Protektorat über Transvaal an, man war zur damaligen Zeit allen kolonialen Abenteuern leider durchaus abgeneigt.

Von der ganzen civilisierten Welt verlassen, fafste das bewunderungswürdige Völkchen den kühnen Entschlufs, sich selbst zu helfen. Noch ein letzter von demselben unternommener Schritt charakterisierte die ausgesprochene Friedensliebe der tapferen Bewohner Transvaals: Die Vertreter des Volkes erliefsen 1880 das viel zu wenig beachtete Heidelberger Manifest, in welchem sie ihren berechtigten Wünschen Ausdruck verliehen und fast die nämlichen Bedingungen stellten, welche sie auch heute noch der englischen Regierung als das bescheidenste Mafs ihrer Forderungen unterbreiteten.

Das Manifest enthielt an erster Stelle die Wiederherstellung der Republik, während §. 32 bis 38 die Verständigung mit England anbahnen sollten; diese Paragraphen enthielten die Gleichberechtigung aller weifsen Nationen im Transvaal; Anerkennung der in gutem Glauben kontrahierten Staatsschulden, Eingeborenenpolitik in Übereinstimmung mit den anderen Gebieten Südafrikas, Erledigung aller internationalen Streitigkeiten durch Schiedsgerichte. Schliefslich wurde bereits in diesem höchst bemerkenswerten Schriftstücke eine Confederation sämtlicher Kolonieen Südafrikas als dringend erwünscht empfohlen.

Mit gewohnter Brutalität ging die englische Regierung alsbald dazu über, das einige hunderttausend Seelen zählende Völkchen mit Gewalt der Waffen zu unterdrücken; es wurde der Krieg von 1881 in Scene gesetzt mit dem überraschenden Erfolge, dafs dies undisciplinierte, für seine Existenz kämpfende Volksheer die Söldnerscharen Englands in drei blutigen Gefechten bei Bronkers Spruit, Langsnek und am Majubaberge gründlich aufs Haupt schlug, worauf letzteres, grofsmütig wie immer, unbesorgt um die geschädigte Waffenehre, Frieden schlofs.

Die verachteten Gegner, deren gutes Recht ihre stärkste Waffe, deren Heimatsland selbst ihr bester Schild ist, waren den unbehülflichen englischen Soldaten besonders durch die Feuerwirkung so überlegen, dafs nur eine erdrückende Übermacht Aussicht auf Erfolg versprach. Am Majubaberge kletterten die Boeren wie Katzen die vom Gegner für unersteiglich gehaltenen Wände empor und erschienen zur gröfsten Überraschung plötzlich auf dem Plateau, wo sie Tod und Verderben in die Reihen der bestürzten Feinde trugen.

Es wurde also nun wieder einmal eine Konvention geschlossen, die zunächst in Prätoria, der Hauptstadt

Transvaals, aufgesetzt, dann aber in London revidiert wurde. §. 4 dieser unglückseligen Konvention ist das Kuckucksei, welches die im Trüben fischende Jingopartei Englands in die Abmachungen gelegt hat. Gewifs hatten die Sieger von Majuba keine Veranlassung, freiwillig aus der Hand zu geben, was sie so tapfer mit dem Blute der Ihrigen in offener Feldschlacht erkämpft hatten; so wurde denn auch in der Konvention die Unabhängigkeit Transvaals ausdrücklich anerkannt, der Wunsch der Gegenpartei, auch hier die Souzeränität Englands hineinzubringen, abgelehnt und schliefslich bei der Londoner Fassung der Konvention von Salisbury endgültig fallen gelassen. Es war nur ein Versuch, England die Pille zu versüfsen, wenn in dem berüchtigten Paragraphen festgesetzt wurde, „dafs bei Verträgen mit fremden Mächten, ausgenommen mit dem Oranje-Frijstaat, England um seine Zustimmung gefragt werden sollte."

Dies bedeutete ersichtlich nur eine freundnachbarliche Rücksicht und ein Bestreben, gleiche Wege der äufseren Politik zu gehen; nirgends ist gesagt, dafs die etwa verweigerte Zustimmung für Transvaal ein absolutes Veto bedeuten sollte, und die Anführung des Oranje-Frijstaates als Ausnahme unter den „fremden Mächten" hinsichtlich der Vertragsfähigkeit läfst doch nur die eine Auffassung zu, dafs Transvaal selbst als unabhängige Macht, ebenso wie die Schwesterrepublik, anerkannt wurde.

Und da wagt das England von heute, die um ihr gutes Recht kämpfenden Boeren solchen Verträgen gegenüber als Rebellen hinzustellen und wünschte die Regierenden Transvaals wie leibeigene Vasallen persönlich zu bestrafen!

Wie die Verhältnisse sich in unseren Tagen mehr und mehr zuspitzten, um schliefslich zu erneutem Ausbruche des Krieges zu führen, gehört der Tagesgeschichte an und ist hier nicht zu erörtern. Es ist bekannt, wie die Unterschätzung des Gegners, die Hast, nur ja die Gelegenheit zum Ergreifen der Waffen sich nicht entgehen zu lassen, die englischen Truppen auf allen Seiten in eine unglückliche Lage gebracht hat, und eine empfindliche Niederlage sich an die andere anreihte.

Um diese auszugleichen, werden Divisionen auf Divisionen in England mobil gemacht, und die Nation, welche sich prahlerisch als die mächtigste auf dieser Erde bezeichnete, schämt sich nicht, in der ganzen Welt, sei es in Kanada oder Australien, in Ägypten oder in Indien, Truppen zusammenzukratzen, um ein kleines Volksheer von wenigen Zehntausenden zu erdrücken. Wahrlich, die Art und Weise der Rüstungen, um die erlittenen Schlappen wett zu machen, ist fast beschämender, als diese Niederlagen selbst. Und was wird durch die Ströme vergossenen Blutes, die Aufwendung ungezählter Millionen, die Verwüstung eines hoffnungsvoll aufstrebenden Landes erreicht werden? Die Antwort lautet: Nichts, gar nichts!

Wie immer auch der Krieg sich gestalten möge, die heimliche Absicht Englands, nur gelegentlich neuerdings in der „Times" zum deutlichen Ausdruck gelangt, „es müsse ein für allemal das Phantom einer afrikanischen Nation zerstört werden", es wird sie nicht erreichen. Sollte auch Südafrika darüber völlig zur Wüste werden und nur drei Bewohner übrig bleiben, so werden diese drei erklären: „Wir sind Afrikaner!"

Täglich machen sich auf allen Seiten die Männer des „Afrikanerbundes" mehr bemerkbar, und die Engländer selbst überläuft unverkennbar ein steigendes Grauen vor den allseitig aus den gesäeten Drachenzähnen emporwachsenden geharnischten Kriegern, die nun bereits in der Kapkolonie im Rücken der kämpfenden Armeen allseitig emporspriefsen.

England sollte auch nicht vergessen, dafs, je mehr fremde Truppen es zur Bewältigung der unwiderstehlichen Volksbewegung in das Land hineinwirft, um so fremder und abstofsender wird es selbst für die einheimische Bevölkerung.

Wenn man die Listen der allseitig herbeiströmenden Scharen überblickt, so erfüllt den unparteiischen Menschenfreund ein tiefes Bedauern und inniges Mitleid mit der Handvoll tapferer Vaterlandsverteidiger, auf deren Untergang mit derartig ungeheurem Apparat und einer Erbitterung, die nur durch das schlechte Gewissen erklärbar ist, losgearbeitet wird. Leider, leider ist jeder der tapferen Kämpfer des Volksheeres ein wichtiger Teil seiner Familie, sein vorzeitiger Tod reifst eine empfindliche Lücke, und so mufs bei lange andauerndem Kriege der Nachschub zur Ergänzung der kämpfenden Reihen ausbleiben.

Aber noch lebt in den so mutwillig Angegriffenen das Vertrauen auf die Vorsehung und ihre gerechte Sache; grausige Bundesgenossen kämpfen auf ihrer Seite und könnten leicht die Übermacht der Zahlen auf Seite der Gegner illusorisch machen: das sind die apokalyptischen Reiter Tod, Pestilenz und Hunger. Drohend hat sich bereits an der Küste das schreckliche Gespenst der Pest gezeigt; auch wenn diese Krankheit nicht zu gröfserer Ausbreitung gelangen sollte, so sind jetzt bereits andere, kaum weniger gefährliche im Gange und schwingen unbarmherzig ihre Geifsel über den eng zusammengedrängten, und vielfach schlecht verpflegten Truppen, besonders Typhus und Dysenterie, welch letztere stets in Südafrika den englischen Truppen eine unerwünschte Begleiterin gewesen ist.

Alle Nachschübe der Truppen kommen durch verwüstete und verseuchte Gegenden; des Landes ungewohnt, sollen sie so schnell als möglich vorwärts geschoben werden und dürften sicher das Innere des Landes nicht ohne grofse Verluste erreichen, während der leicht bewegliche, acclimatisierte und bedürfnislose Boer vorsichtig in die ihm vertrauten Einöden seiner Heimat zurückweicht.

Je mehr sich der Krieg hinzieht, rückt die Jahreszeit heran, der südafrikanische Spätsommer, in welchem auch die Pferde eine verheerende Krankheit, die südafrikanische „Paardeziekte", befällt und bei Tausenden vernichtet.

Somit kann man den Engländern ganz gewifs keine rosige Zukunft in Aussicht stellen, und es wäre auch von ihrem Standpunkte dringend zu wünschen, dafs dem frevelhaften Beginnen, die Nation der Afrikaner als solche vom Erdboden zu vertilgen, ein Ende gemacht würde.

Näher und näher rückt, wenn auch noch verschwommen im Nebel der Zukunft verhüllt, das Bild der Vereinigten Staaten von Südafrika, wie ich es bereits vor zwei Jahrzehnten als die glücklichste und im Interesse des Landes beste Lösung der Schwierigkeiten angedeutet habe.

Diese Vereinigten Staaten von Südafrika müssen aber bewohnt sein von einer Bevölkerung, welche, ebenso wie die heutigen Boeren, mit Liebe und Hingebung an der Heimat hängt und nicht ihre angebliche Heimat als Dienstmagd unter die Füfse tritt oder rücksichtslos ausbeutet, wie es von der herrschenden Partei in England heute geschieht.

Ein Besuch auf der Insel Telos.

Von Friedrich v. Vincenz. Smyrna.

Abseits der Postdampferlinie Rhodus—Smyrna, etwa 80 km westlich der Stadt Rhodus, liegt die Insel Telos, heute Tilos oder italienisch Piscopi, einsam und verlassen in der blauen Flut des Ägäischen Meeres. Kein Postdampfer, kein Handelsdampfer läfst je seinen Anker vor Telos fallen, und selbst die Verbindung durch Segler nach Symi oder Rhodus hin ist spärlich, nur dem dringendsten Bedürfnisse angemessen.



Frauen von Telos in alter Tracht.
Originalphotographie des Verfassers.

Das Eiland selbst ist stark gebirgig und, wie die meisten Inseln des Ägäischen Meeres, kahl, von jener bemitleidenswerten Kahlheit, die den aufmerksamen und naturliebenden Reisenden in diesen Gegenden — die Küste nicht ausgeschlossen — auf die Dauer zur Verzweiflung bringt. Man sucht den täglich sich immer wieder aufdrängenden Vergleich: was mufs dieses Land im Altertume bei reicher Bewaldung für ein wahres Paradies gewesen sein, und was ist es heute? Vor uns steht ein kahles Eiland, eine kahle Küste, zeugend von stets wachsender Verwahrlosung und orientalischer Indolenz.

Ein gröfseres und ein kleineres Thal bieten allein Gelegenheit und Möglichkeit zur Bodenkultur, sonst ist Berg und Hang und Halde kahl, und nur im Frühjahre von Herden von Bergziegen bevölkert, deren orientalischer „Gaisbub" sich die Zeit mit der Rohrpfeife vertreibt, die heute noch dieselbe Form aufweist, wie sie im klassischen Altertume als Attribut des Pan verbildlicht wurde (mehrere Rohrstücke von verschiedener Länge, durch ein Querholz festgehalten).

Die beiden Thäler zeugen von einer sehr tiefgehenden Bodenkultur, bei der auch das kleinste benutzbare Fleckchen nicht vergessen wurde. Gerste, Feigen, Mandeln und Nüsse sind die Hauptkulturen, dazwischen Ölbäume, Aprikosen und Pfirsiche. Gerste und Oliven dienen dem Hausbedarfe für Brot und Öl, während in Mandeln und Nüssen eine kleine Ausfuhr besteht. Jüdische Händler kaufen alljährlich für Spottpreise die geernteten Mandeln und Nüsse auf. Mühe und Arbeit verbleibt den armen, fleifsigen Tiloten, der Gewinn den spaniolischen Juden von Rhodus.

Die Bevölkerung der Insel ist durchaus griechisch, und aufser dem Memour (kleiner Regierungsbeamter) dürfte sich wohl kein zweiter Muselmann auf der ganzen Insel befinden. Die Bevölkerungsziffer erreicht nicht 1000. An Ortschaften ist nur der eigentliche Flecken Telos im Nordwesten und noch ein kleiner Weiler im Westen der Insel zu nennen. Das Städtchen Telos liegt gute 20 Minuten vom Meere am Berghange, das fruchtbare Thal zu seinen Füfsen. Der Flecken ist ärmlich und ganz orientalisch mit flachen Dächern gebaut. Die Strafsen sind so eng, dafs man dieselben sehr bequem von Dach zu Dach mit einem Brette überbrücken kann. Will man also vom Dache aus zu seinem Nachbar über die Strafse, so legt man einfach das Brett zum Nachbardache und spart sich so doppelt das Treppensteigen.

Hinter dem Städtchen steigt der Fels jäh zu einem einsamen Bergkegel auf, dessen enger Gipfel von den Resten eines genuesischen Kastells gekrönt ist.

Da die Bodenkultur der Insel zu beschränkt ist, um die ganze Bevölkerung zu ernähren, so geht im Frühjahre ein grofser Teil der männlichen Bevölkerung nach der anatolischen Küste hinüber, um dort als Feldarbeiter dürftigen Erwerb zu finden. Ist im Herbste die Ernte eingebracht, so kehren die Leute in die Heimat zurück, um den Winter bei den eigenen Penaten zu verträumen. Auch ein Teil der weiblichen Bevölkerung folgt dem Beispiele der Männer. So findet man auf den benach-

barten gröfseren Inseln Symi und Rhodus häufig Frauen von Telos, die als Tagelöhnerinnen die mannigfachsten Arbeiten verrichten.

Das Abgelegensein und die fehlenden Verbindungen haben auf Telos Trachten und Gebräuche in wunderbarer Treue bewahrt. Wie es vor 100 Jahren und noch viel früher dort war, so ist es auch heute noch. Die Männer tragen die durch nichts hervorstechende Tracht der heutigen Inselgriechen, aber schon beginnt bei ihnen leider das Jacket à la franca die kurze gestickte orientalische Jacke zu verdrängen. Zu meinem Bedauern mufste ich auch schon auf Telos das Vorhandensein einer fränkischen Jacke feststellen. —

Die den Frauen von Telos eigentümliche Tracht ist noch von keinem fränkischen Schnitte durchbrochen. Grofs wie Klein hält fest an dem Althergebrachten, und wie sehr bei uns dem Frauengemüte der Wechsel der Mode als etwas hoch Erquickliches erscheint, so fest bewahrt die Tilotin die alte Tracht, die sie mit vier Jahren zu tragen beginnt und mit der sie in den Sarg gelegt wird.

Wenig vorteilhaft und ansprechend ist die Werktagstracht der Frauen. Lange Stiefel und eine bis zum Knie reichende, dunkelbraune Kutte mit Kapuze gegen Sonne und Kälte, das ist alles! Ganz anders zeigen sich aber die Tilotinnen an Sonn- und Festtagen, deren es bei den Griechen eine Unmenge giebt. Verschwunden ist die unschöne, braune Kutte, um einer reizenden, aufserordentlich schmucken und kleidsamen Tracht Platz zu machen. Man könnte meinen, dafs über Nacht aus den unscheinbaren braunen Puppen ebenso viele schöne Schmetterlinge ausgekrochen seien.

Der lange Stiefel ist bei der Sonntagstracht beibehalten, es ist aber eben ein Sonntagsstiefel von weichem gelblichem Leder mit derber Sohle und niedrigem Absatze (sogen. Kretenserstiefel).

Die Grundfarbe der Tracht ist weifs, der Stoff Leinwand oder Baumwolle; sie besteht aus einem einfachen faltigen Rocke, der bis zum Knie reicht, und unter dem der ebenfalls weifse Unterrock, eine gute Handarbeit, hervorsieht. Im Gegensatze zu dem ganz einfachen Oberrocke ist der Unterrock unten mit einer sehr gefälligen dunkelroten Borde besetzt und aufserdem noch bunt gestickt. Die blousenartige Taille ist von demselben weifsen Stoffe wie der Rock und hat weite Ärmel bis zum Handgelenk, deren Bund wieder durch einen dunkelroten Besatz gebildet wird. Auf der Brust befindet sich ein vom Halse mehr oder weniger tief herabreichender Ausschnitt, der durch bunte, kunstreiche Stickerei, meist in Schwarz, Rot und Grün, ausgefüllt ist, auf dem die mit grofser Vorliebe getragenen Schaumünzen, sowie bunten Halsgehänge in Glas und Bernstein hängen. Auf dem Rücken der Taille befindet sich ein zweiter viereckiger, bis zum halben Rücken reichender Ausschnitt, der durch ein Stück hellfarbiger Seide ausgefüllt ist. Um diesen Rückenausschnitt laufen zwei bis drei Finger breite Handstickereien in der Art der Stickerei des Brusteinsatzes, welche an der Achsel ansetzen. Die dunkelrote, den Halsabschlufs bildende Kragenborde stimmt im Muster mit der Borde des Unterrockes und der Ärmel. Grofsen Reiz trotz seiner Einfachheit verleiht dieser Tracht der Taillenschlufs, der in einem weichen, dunkelroten, mehrfach um den Leib geschlungenen Wollgürtel besteht.

Aufserordentlich originell und kleidsam ist die Kopftracht. Der Vorderkopf wird bedeckt durch ein dunkelrotes oder braunes, gemustertes Tuch, hinter dem sich eine steife Spitzhaube aus Plüsch aufbaut. Über Kopftuch und Spitzhaube wird ein grofses weifses Tuch getragen, welches stets mehr oder weniger reich mit bunter Stickerei verziert ist. Das Tuch ist entweder offen, über den Rücken herabhängend, oder wird mit unter dem Halse verknüpften Enden getragen.

Das Gesamtbild der Tracht ist ein überaus freundliches, ohne im geringsten schreiend zu sein, oder den Eindruck des Zusammengewürfelten zu machen; es ist graziös und beeinträchtigt durch nichts die Körperform. Die Tracht ist übrigens nur der Insel Telos eigentümlich, denn auf all meinen Fahrten habe ich weder in der Nachbarschaft, noch im weiteren Umkreise Kleidungen gefunden, die denen von Telos auch nur ähnelten.



Alter Inselgrieche von Telos.
Originalphotographie des Verfassers.

An Festtagen und des öfteren auch an Sonntagen versammelt sich die Frauenwelt von Telos am Abend bei der Kirche, um mit seltener Ausdauer, bis zum frühen Morgen, einem höchst originellen und uralten Tanze obzuliegen. Der Tanzboden ist ein freier, mit hübschem Kieselmosaik gepflasterter Platz gleich neben der Kirche, die Beleuchtung liefern zwei grofse, auf Stöcken befestigte Prozessionslaternen der Kirche, die der „Papas" seinen Pfarrkindern gerne zu ihrer Lustbarkeit zur Verfügung stellt.

Der Tanz ist ein Ringelreigen, bei dem die Tänzerinnen, 40 bis 80 an der Zahl, sich derart anfassen,

dafs jede Tänzerin ihre rechte Hand über die Brust hin ihrer linken, ihre linke Hand ebenso ihrer rechten Nachbarin reicht u. s. w. Die Spitze des Zuges wird durch zwei bis drei männliche Vortänzer gebildet. Die sehr einfache Musik befindet sich in der Mitte des Platzes.

Zu Beginn des Tanzes ordnen sich die Tänzerinnen wie oben angegeben, verkettet, um den freien Platz, Gesicht nach der Mitte. Die Musik fällt ein, und der erste der Vortänzer beginnt seine grotesken Wendungen, Schritte und Sprünge, indem er sich langsam und seinen Nachbar, den zweiten Vortänzer, nie loslassend, nach rechts im grofsen Kreise des Ringelreigens bewegt. Ihm folgen die beiden anderen Vortänzer und die Frauen. Die Tanzbewegung der Frauen besteht nun aus folgenden, mit tadellosester Genauigkeit ausgeführten Schritten: $^1/_2$ Schritt vorwärts, 1 Schritt rechts zur Seite, $^1/_2$ Schritt rückwärts u. s. w. u. s. w.

Vier Stunden lang ohne andere Abwechslung diesen Tanz zu tanzen, mufs ein absonderliches Vergnügen sein! Thatsache ist es aber, dafs sich die Tänzerinnen herrlich dabei unterhalten, denn ungemischte Freude strahlt aus aller Augen. Der ganze aufser Frage stehende aufserordentliche Reiz des Tanzes für den Zuschauer liegt neben der Tracht in folgendem:

Die Bewegung des Tanzes ist eine doppelte. Der ganze Schritt rechts zur Seite sorgt für die Weiterbewegung der Tänzerinnen im Reigen, während die halben Schritte vor- und rückwärts gleichzeitig eine sehr regelmäfsige, anmutige, wogende Bewegung in die Tanzenden bringen. Die lange Reihe der Tänzerinnen scheint bei längerem Zuschauen völlig zu schweben. Es ist höchst unterhaltend zu sehen, mit welcher Genauigkeit die Schritte ausgeführt werden, und wie nie eines der vielen Kretenserstiefelchen aus dem Takte kommt.

Plötzlich schweigt die Musik, und zum Tanze gesellt sich der Gesang. Während der Tanz in etwas verlangsamtem Tempo ohne Musik weitergeht, singen sich dabei die einander gegenüberstehenden Tänzerinnen Trutzreime zu, alt hergebrachte wie improvisierte. Der Kehrreim wird von allen Tänzerinnen mitgesungen.

Als ich in später Nacht über steinige Pfade nach dem Anlegeplatze des Dampfers zurückkehrte, glaubte ich zu träumen, noch unter dem Banne des letzten Aktes einer grofsen Feenoper zu stehen, so reizvoll, lieblich und natürlich war das Bild, welches ich zu ewig freundlicher Erinnerung mitnahm. Armes, aber glückliches Inselvölkchen in deiner Abgeschiedenheit, fern vom Hader und Hasten der grofsen Welt!

Zum Schlusse verbleiben mir noch zwei Beobachtungen von Telos nachzutragen.

Wie schon erwähnt, ist in den beiden wenig umfangreichen Thälern jeder Zoll breit Erde zur Bodenkultur herangezogen. Aus diesem Grunde hat man es auch für eine Verschwendung des kostbaren Bodens gehalten, einen Kirchhof anzulegen. Als Ersatz hat man einige einfache Hohlräume in Mauerwerk aufgeführt, in welche die Leichen bei der Bestattung gebracht werden. Dort verbleiben sie, bis kein Platz mehr vorhanden ist, worauf die Angehörigen aufgefordert werden, die Reste abzuholen und bei sich unterzubringen.

Auf Telos ist es ferner uralt hergebrachte Sitte, dafs die älteste Tochter das ganze Vermögen erbt, ohne dafs auch nur eine Abfindung der übrigen Geschwister stattfände. Infolge dieses Brauches verheiratet sich allermeist auch nur die älteste Tochter, denn im Orient ist die Heirat bei weitem mehr Geschäfts- wie Herzenssache. Hat nun z. B. die sich verheiratende älteste Tochter und zukünftige Erbin noch drei bis vier andere Schwestern, so folgen ihr diese gleich oder später beim Tode der Eltern ins Haus, um der älteren, allein begüterten Schwester als Mägde zu dienen, und dem Manne — also ihrem Schwager — als — Kebsweiber zur Verfügung zu stehen!

Wohl läutet die Glocke allsonntäglich vom Kirchturm und Kloster, wohl müht sich der Priester, dem Mifsbrauch zu steuern, es thut Bischof und Patriarch sein Bestes, hierin Wandel zu schaffen, und selbst die türkische Regierung hat sich ins Mittel zu legen versucht. Zur Kirche gehen Tilot und Tilotin regelmäfsig und fromm; der alte Brauch aber bleibt.

Ein Urstierhorn aus Hinterpommern.

Von Prof. Dr. A. Nehring. Berlin.

Nachdem ich in dieser Zeitschrift schon mehrere Mitteilungen über die historische Existenz des Urs oder Urrindes (Bos primigenius Boj.) und über bildliche Darstellungen desselben veröffentlicht habe [1]), erlaube ich mir, hier die Beschreibung eines in Hinterpommern ausgegrabenen Urstierhornes nebst einer Abbildung desselben zur Kenntnis der Leser zu bringen. Und zwar handelt es sich hier um eine Seltenheit ersten Ranges, wie die nachfolgende Darlegung ergeben wird.

Bekanntlich besteht das Horn eines Rindes (sowie aller sogenannten Cavicornia) einerseits aus dem Hornzapfen, welcher mit dem Stirnbeine zusammenhängt und aus Knochensubstanz besteht, anderseits aus der Hornscheide oder dem eigentlichen Horne, welches jenen Knochenzapfen als Hülle umgiebt und aus Hornsubstanz besteht. Wenn der Schädel eines Rindes in einer Erdschicht zur Ablagerung gelangt, so fallen die Hornscheiden der beiden Hörner regelmäfsig der Verwesung anheim; nur die knöchernen Hornzapfen pflegen sich zu erhalten. So ist es auch in den meisten Torfmooren; die Knochensubstanz erhält sich, die zu den Eiweifskörpern gehörige Hornsubstanz verwest. In manchen Torfmooren ist es aber gerade umgekehrt: die Knochensubstanz vergeht, die Hornsubstanz erhält sich. Es sind dieses die sogenannten sauren Moore, welche sehr kalkarm sind und einen starken Gehalt an Humussäuren haben. Nach einer Mitteilung des bekannten Moorforschers, Herrn Geh. Regierungs-Rates Prof. Dr. Fleischer hierselbst, mit dem ich den vorliegenden Fall besprechen konnte, finden sich solche sauren Moore vorzugsweise unter den sogenannten Hochmooren. Der starke Gehalt an Humussäuren in denselben (nebst der Armut an Kalksalzen) hat die Folge, dafs Knochen aufgelöst, Hörner aber mehr oder weniger gut erhalten werden.

Um ein solches saures Moor scheint es sich auch im vorliegenden Falle zu handeln, wenngleich dieses bisher nicht mit Genauigkeit festgestellt worden ist. Man kann es aber aus dem Zustande, in welchem das hier zu besprechende Horn und sein Knochenzapfen gefunden sind, mit einer gewissen Sicherheit schliefsen.

Dieses Horn ist vor einigen Jahren in einem Torf-

[1]) Siehe „Globus", Bd. 71, Nr. 6; Bd. 74, Nr. 3 u. Nr. 5.

moore der Oberförsterei Treten im Kreise Rummelsburg (Regierungsbezirk Köslin) etwa 8 Fufs tief gefunden worden. Dasselbe gelangte durch den damals in Treten stationierten Herrn Oberförster v. Nathusius in den Besitz des Herrn Dr. Simon v. Nathusius (Privatdocent an der Universität Breslau) und wurde von letzterem kürzlich der mir unterstellten zoologischen Sammlung der Königl. Landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin als Geschenk überlassen. Dasselbe gehört der rechten Seite des Kopfes an. Wie unsere Abbildung zeigt, ist es im wesentlichen gut erhalten; nur auf der Unterseite des basalen Teiles fehlt ein gröfseres Stück, das wahrscheinlich durch den Spaten des Finders abgetrennt worden ist. Von dem zugehörigen Knochenzapfen ist nur die Spitze erhalten, während der gröfsere Teil durch Säuren aufgelöst worden ist. Unsere Abbildung zeigt jenen Überrest des Hornzapfens neben dem Horne liegend [2]), als Stütze des vorderen Hornteiles, und man erkennt an ersterem die schräg verlaufende Fläche, bis zu welcher die zersetzende Wirkung der Humussäuren vorgedrungen ist. Das Horn selbst ist etwas rissig und spröde, aber sonst gut erhalten, von bräunlicher Farbe, und zwar an der Basis und an der Spitze dunkelbraun, übrigens mehr hellbraun.

Als dieses interessante Fundstück in meine Hände kam, war ich zunächst noch unsicher, ob ich dasselbe einem Ur (Bos primigenius Boj.) zuschreiben dürfte, wenngleich Gröfse und Form diesen Gedanken nahelegten. Auf Grund eines genaueren Studiums bin ich aber zu der Überzeugung gekommen, dafs hier thatsächlich das Horn eines Bos primigenius vorliegt. Bei der Vergleichung mit den Hörnern zahlreicher Exemplare des europäischen Hausrindes, sowie des Wisent (Bison europaeus) fand ich deutliche Abweichungen teils in der Stärke, teils in der Form; dagegen harmoniert dieses subfossile Horn in Gröfse und Form sehr gut mit den Knochenzapfen schwächerer Exemplare des Bos primigenius.

Die mir unterstellte Sammlung besitzt ein verhältnismäfsig reiches Material von Schädeln, sowie auch von Hornzapfen dieser Species, welche zeigen, dafs letztere hinsichtlich der Stärke des Gehörns recht ansehnliche Schwankungen aufweist; insbesondere scheinen diejenigen Hornzapfen, welche aus Fundstätten jüngeren Datums stammen, durchweg etwas schwächer zu sein, als die aus älteren Fundstätten [3]). Nach den Beobachtungen, welche ich an Grunzochsen (Bos grunniens) und Sundarindern (Bos sondaicus) des hiesigen zoologischen Gartens gemacht habe, nimmt die Gröfse und Stärke der Bovidenhörner durch Inzucht ab; zuweilen entsteht sogar Hornlosigkeit. Man wird es daher ganz begreiflich finden, wenn bei denjenigen Exemplaren des Bos primigenius, welche aus den letzten Zeiten seiner Existenz stammen, eine gewisse Abnahme der Horngröfse festzustellen ist; denn die letzten Herden dieser interessanten Species haben zweifellos in einer gewissen Isolierung gelebt, so dafs bei ihnen eine mehr oder weniger ausgeprägte Inzucht sich geltend machen mufste.

Übrigens ist das subfossile Horn von Treten keineswegs schwach in seinen Dimensionen, verglichen mit den Hörnern unserer europäischen Hausrinder oder mit denen des Bison europaeus. Ersteres hat, seiner äufseren Krümmung nach gemessen, die stattliche Länge von 76 cm; seine Basis, welche leider an der Unterseite verletzt ist, zeigt einen Umfang von 35 cm. Seine Höhlung hat am basalen Rande, wo sie einen ovalen Querschnitt erkennen läfst, einen Umfang von etwa 27 cm, und zwar beträgt der gröfsere Durchmesser derselben 10, der kleinere etwa 7 cm. Die mir unterstellte Sammlung besitzt mehrere Hornzapfen von Bos primigenius, welche nach Gröfse und Form sehr gut in diese innere Höhlung jenes Hornes aus dem Tretener Torfmoore passen würden. So z. B. haben wir zwei zusammengehörige Hornzapfen aus einem Torfmoore von Zossen, welche an der Basis einen Umfang von je 26 cm und an der äufseren Krümmung eine Länge von



Das rechte Horn eines Urstiers (Bos primigenius Boj.) aus einem Torfmoor bei Treten in Hinterpommern.
Daneben die Spitze des zugehörigen Hornzapfens.
Etwa $1/5$ natürlicher Gröfse. — Nach einer Photographie.

[2]) Als das Horn ausgegraben wurde, steckte die Spitze des Hornzapfens in der inneren Höhlung desselben, befand sich also noch in ihrer natürlichen Lage.

[3]) Ich bemerke, dafs wir ein montiertes und ein unmontiertes Skelett von Bos primigenius, sowie aufserdem vier Schädel desselben (mit Hornzapfen) besitzen, abgesehen von einer Anzahl isolierter Hornzapfen.

59 cm haben. Ein von Hitcher beschriebener Schädel einer Urkuh aus einem Moore Ostpreufsens zeigt noch schwächere Hornzapfen; dieselben haben an der Basis nur einen Umfang von $23^{1}/_{2}$ cm und an ihrer äufseren Krümmung nur eine Länge von 52 cm[4]).

Der ovale Querschnitt der basalen Partie des Hornes von Treten ist sehr deutlich ausgeprägt und entspricht durchaus dem ovalen Querschnitte, welchen wir am basalen Teile der knöchernen Hornzapfen des Bos primigenius regelmäfsig beobachten[5]). Sie ist charakteristisch für diese Species. Bei dem Wisent (Bison europaeus) haben die Hörner resp. die Hornzapfen einen kreisförmigen Querschnitt, sind aber aufserdem viel kleiner als beim Ur. Charakteristisch ist auch die Richtung oder Biegung des Hornes von Treten. Wenn man es in seine natürliche Lage bringt, wie es ungefähr in unserer Abbildung geschehen ist, so steigt es zunächst schräg seitwärts, vorwärts und aufwärts an, um dann mit der ziemlich stark aufwärts gerichteten Spitze sich etwas medialwärts zu biegen. Diese Richtung des Hornes harmoniert sehr gut mit den Hornzapfen vieler Schädel von Bos primigenius, welche ich untersuchen konnte. Auch harmoniert das vorliegende subfossile Horn in seiner Form fast genau mit dem allerdings schwächeren Gehörn eines von verwilderten Hausrindern abstammenden wilden Pampasrindes, welches ich durch meinen Vetter, Herrn Konsul Chr. Sommer in Braunschweig, aus Argentinien erhalten habe. Dieses Gehörn eines Pampasrindes zeigt (nebst dem zugehörigen Stirnbeine) trotz seiner geringeren Gröfse den Typus des Bos primigenius in ausgeprägtester Weise; man kann an ihm aufs deutlichste einen Rückschlag auf die wilde Stammart beobachten, einen Rückschlag, welcher wohl durch die wilde, ungebundene Lebensweise in den Pampas gefördert worden ist.

Vielleicht könnte jemand den Einwand erheben, dafs das Horn von Treten möglicherweise nur einem verwilderten Hausochsen, nicht einem Ur zuzuschreiben sei; aber ich glaube, dafs dieser Einwand beim Anblicke des Originals und der in unserer Sammlung vorhandenen, sehr zahlreichen Schädel von europäischen Hausrindern verstummen würde. Unter den letzteren ist nicht ein einziger, der solche Hörner trüge, wie das Horn von Treten, und obgleich ich annehme, dafs alle europäischen Rassen des Hausrindes (Bos taurus) von Bos primigenius und dessen Varietäten abstammen, so finde ich doch, dafs im allgemeinen die Reste der domesticirten und sogar der verwilderten Haustiere sich deutlich von denen der wirklich wilden Exemplare unterscheiden. Jedenfalls ist die Existenz von Hausrindern mit solchen Hörnern, welche sich dem Horn von Treten in Gröfse und Form vergleichen liefsen, aus Deutschland noch niemals nachgewiesen worden. Die prähistorischen und frühhistorischen Schädel von Hausrindern, welche aus Hinterpommern und Westpreufsen bisher bekannt sind, zeigen durchweg sehr schwach entwickelte Hornzapfen, haben also nur kleine Hörner getragen.

Nach meiner Ansicht, welche sich auf ein sehr reiches und mannigfaltiges Material an Urschädeln und Urhornzapfen stützt[6]), handelt es sich bei dem Horn von Treten thatsächlich um ein Horn des wilden Ur (Bos primigenius), und zwar wahrscheinlich um das eines Stieres mittleren Alters. Es dürfte vorläufig in seinem fast vollständigen Erhaltungszustande einzig dastehen. So weit meine Litteraturkenntnis reicht, sind aus Europa bisher nur zwei Bruchstücke von subfossilen Urhörnern bekannt; dieselben stammen aus einem oldenburgischen Moore und werden im Grofsherzogl. Naturhist. Museum zu Oldenburg aufbewahrt. Wiepken hat sie 1883 kurz beschrieben[7]); er sagt darüber folgendes:

„Auch in unseren Urwäldern, die jetzt von Moor bedeckt sind, hat der Ur gehaust; wir besitzen Hornstücke davon, welche im Heller und Torsholter Moore gefunden sind. Das gröfste Stück, etwa die vordere Hälfte, ist der Krümmung nach gemessen 44,5 cm (die kompakte Hornspitze 22,3 cm) lang, und der gröfste Durchmesser 8,6 cm. An der Bruchstelle sieht man deutlich, dafs die Wandung der Hörner aus zehn Schichten gebildet wird, von denen jede 1 mm dick ist. Die Hornzapfen, von denen nur wenige Überbleibsel vorhanden, sind in Torf umgewandelt, jedoch ist die Knochenstruktur noch zu erkennen. Die Hörner haben regelrecht, wie sie am Kopfe sitzen, nebeneinander gelegen; aber vom Schädel oder anderen Knochen ist keine Spur gefunden, obgleich sorgfältig danach gesucht ist. Unser Moor scheint Säuren zu enthalten, welche im Laufe der Zeit Knochen völlig auflösen, dagegen auf Hörner weniger einwirken; denn ich habe eine grofse Anzahl Hörner von Bos taurus (Hausrind) aus dem Moore bekommen, die mehr oder weniger gut erhalten waren, dagegen waren alle Knochenreste, die ich bis jetzt im Moore gefunden, butterweich, indem aller Kalk darin aufgelöst zu sein schien."

Auch das Moor von Treten, aus dem unser Urhorn stammt, hat bisher aufser der oben besprochenen Spitze des Hornzapfens keine Knochen geliefert; wahrscheinlich sind dieselben durch Säuren aufgelöst worden. Ob von dem zugehörigen linken Horne Überreste gefunden sind, konnte ich nicht erfahren. Man darf vermuten, dafs auch dieses Horn am Fundorte vorhanden war, dafs es aber durch den Spaten der Torfgräber bis zur Unkenntlichkeit zerstochen wurde. In dem betreffenden Moore ist der Wasserandrang sehr bedeutend, so dafs nur bis 3 m Tiefe gearbeitet werden kann; daher können solche Objekte, wie die im feuchten Zustande jedenfalls weichen subfossilen Hörner, leicht übersehen werden, da sie dem Spaten kaum einen nennenswerten Widerstand bieten.

Indem ich mir vorbehalte, unser Urhorn in einer paläontologischen Zeitschrift noch genauer, als es hier geschehen ist, zu beschreiben und von mehreren Seiten abzubilden, möchte ich hier noch darauf hinweisen, dafs dieser Fund sich denjenigen Funden anreiht, bei welchen ausnahmsweise die Konservierung von verweslichen animalischen Stoffen beobachtet worden ist. Ich erinnere an die sogenannten Moorleichen aus gewissen norddeutschen Mooren, an die Mammut- und Rhinoceroskadaver aus dem eisigen Boden Nordsibiriens, an die mumifizierten Kadaver altägyptischer Hunde, an die Lemmingsmumien aus der Höhle von Athougnia in Portugal[8]),

[4]) K. Hittcher, Untersuchungen von Schädeln der Gattung Bos etc. Inaug.-Diss., Königsberg 1888.

[5]) Weiter nach der Spitze hin, also in der vorderen Hälfte, ist der Querschnitt sowohl des Hornes von Treten, als auch der knöchernen Hornzapfen unzweifelhafter Urschädel mehr kreisförmig.

[6]) Ich habe ungefähr 30 wohlerhaltene Schädel des Bos primigenius aus verschiedenen Museen gemessen und aufserdem viele isolierte Hornzapfen dieser Species in Händen gehabt.

[7]) Wiepken, Über Säugetiere der Vorzeit etc., S. 4 f., Oldenburg 1883. — Nachträglich erhielt ich von dem jetzigen Direktor des Naturhist. Museums in Oldenburg, Herrn Dr. Martin, eine Photographie des besterhaltenen jener Urhörner, welche zeigt, dafs letzteres an Vollständigkeit mit dem Horne von Treten nicht zu vergleichen ist. Nhrg.

[8]) A. Nehring, Über Myodes lemmus crassidens aus Portugal. Archiv f. Naturgeschichte 1899, Bd. 1, S. 175 ff.

an die neuerdings so vielbesprochenen Funde aus der Grypotheriumhöhle in Südpatagonien [*]).

In dem einen Falle hat das reichliche Vorhandensein gewisser Säuren, in dem zweiten der Einflufs fortwährender Kälte, in dem dritten und vierten Falle die ausdörrende Wirkung gröfster Trockenheit konservierend gewirkt. In der Grypotheriumhöhle scheinen verschiedene Momente zusammengewirkt zu haben, um gewisse tierische Überreste, welche sonst zu verwesen pflegen, zu konservieren.

Wie alt das Urhorn von Treten ist, läfst sich kaum mit einiger Sicherheit sagen. Ich vermute, dafs es dem frühen Mittelalter angehört; doch kann es auch älter sein. Da man bisher in dem betreffenden Moore keine sonstigen Funde gemacht hat, welche eine Altersschätzung der Fundschicht des Urhornes erlauben, mufs man auf eine bestimmte Datierung des letzteren vorläufig verzichten. Jedenfalls ist dieses Horn schon an und für sich von grofsem wissenschaftlichem Interesse; darüber kann kein Zweifel herrschen.

Es ist bekannt, dafs die Hörner des Urrindes sowohl von den alten Germanen der tacitëischen Zeit, als auch von den polnischen Fürsten des Mittelalters zur Herstellung von Trinkhörnern benutzt und als solche hochgeschätzt wurden. Bei dem Anblicke des vorliegenden subfossilen Urhornes wird jedem sofort klar, dafs die Hörner des Urs nach ihrer Gröfse und ihrer Form zu jenem Zwecke vorzüglich geeignet waren. Man darf annehmen, dafs die noch heute in studentischen Verbindungen und sonstigen Vereinen übliche Sitte, bei feierlichen Gelegenheiten aus dem Trinkhorne zu trinken und es im Kreise der Zecher herumzureichen, aus jener alten Zeit stammt, in welcher der Ur noch unser Vaterland bewohnte und seine Hörner eine vielbegehrte Trophäe bildeten.

[*]) R. Hauthal, Erforschung der Grypotheriumhöhle bei Ultima Esperanza, Globus, Bd. 76, Nr. 19, S. 297 ff.

Bücherschau.

Karl Baedecker: The Dominion of Canada with Newfoundland and an excursion to Alaska. With 10 maps and 7 plans. Leipsic, Karl Baedecker, 1900.

Es ist eine eigentümliche Erscheinung, dafs von Deutschland aus für fremde Völker in deren Sprache Reisehandbücher geliefert werden. Das Umgekehrte ist einfach undenkbar und hierin schon liegt ein grofses Übergewicht, welches wir in vielen Stücken über andere Nationen besitzen. Murray läfst in London keine Reisehandbücher in deutscher Sprache für Deutsche verfassen und drucken, aber Baedecker in Leipzig giebt genug englische Guide Books heraus, die selbst für britisches Gebiet von Briten englischen Handbüchern vorgezogen werden. Dahin gehört das vorliegende Reisehandbuch für Kanada, ein Seitenstück zu demjenigen für die Vereinigten Staaten und von dem gleichen Verfasser Muirhead. Dafs alles, was Reisepraxis betrifft, in der vorzüglichsten Weise in diesem Führer vorhanden, bedarf keines Hinweises; für uns gilt es, auf den geographischen Wert des Werkes hinzuweisen, und dieser ist bei der Mitwirkung der besten Kenner Kanadas kein geringer. Die geographische und geologische Skizze des Landes rührt von Dawson her, die Karten sind unter Mitwirkung des Surveyor General Deville entstanden. Soweit das Land der Kultur erschlossen ist und ein Reiseziel ausmacht, ist es ausführlich behandelt, während Alaska und seine Goldminen nur anhangsweise geschildert sind. Wir haben nichts Zusammenfassendes über das im Aufschwunge begriffene Kanada in deutscher Sprache; gewissermafsen ersetzt das vorliegende Buch mit seinen reichen Litteraturangaben ein solches.

Bernhard Schmidt: Die Insel Zakynthos. Erlebtes und Erforschtes. Freiburg i. B., F. E. Fehsenfeld, 1899.

Desselben Verfassers Werk über das Volksleben der Neugriechen erschien 1871. Er zeigte damals in schlagender Weise, wie viel heidnische Elemente im christlichen Glauben und Kultus der heutigen Griechen noch vorhanden waren und trat gegenüber der Lehre, welche die modernen Hellenen zu Slavenabkömmlingen machte, für deren echten Stammbaum ein. Bei seinen Forschungsreisen, die er zu solchen Zwecken unternahm, ist der Verfasser, heute Professor in Freiburg i. B., auch vor einem Menschenalter nach der ionischen Insel Zakynthos gekommen, welche man gemeinhin Zante nennt. Mit ihrer Natur und der recht ursprünglich gebliebenen Bevölkerung scheint es das Eiland dem Verfasser angethan zu haben, denn er hat fleifsig weiter über dasselbe studiert und die Ergebnisse seiner Studien mit den alten Erinnerungen schliefslich zu dem vorliegenden vortrefflichen Büchlein verknüpft, das auch durch eine anmutige Verbindung von Gelehrsamkeit und gemeinfafslicher Schilderung sich auszeichnet. Den geschichtlichen und politischen Verhältnissen ist ein breiter Raum gewidmet, aber auch Geographie, Ethnographie, die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse werden eingehend besprochen. Trotz aller hellenischen, venetianischen und britischen Einwirkungen geht es auf Zante doch noch recht urwüchsig her und der Leser fühlt sich bereits in den Orient versetzt. Wir erfahren da manche merkwürdige Dinge, z. B. über die Abgeschlossenheit der Frauen, über die vielen Meuchelmorde und die Unsicherheit auf der Insel, über die Geistlichkeit, die zur sittlichen Hebung und Veredlung des Volkes so gut wie nichts beiträgt. Vom heiligen Dionysius, der 1624 auf Zakynthos starb und Schutzpatron der Insel ist, wird recht viel Erbauliches erzählt. Dafs sein Kadaver nicht stank, sondern Wohlgerüche verbreitete, teilt der Heilige wohl mit anderen seiner Art; dafs aber die gefräfsig über die Insel herfallenden Heuschrecken vor seinen Reliquien sich ins Meer stürzen und die Ernte gerettet wird, kann als ein besonderer Vorzug dieses Heiligen gerühmt werden. Er erhält, d. h. seine Leiche, alle Jahre ein Paar neue prächtige Schuhe — die alten aber zerschneidet man und die Priester verkaufen die Lederstücke als Amulette. A.

Dr. R. F. Scharff: The History of the European Fauna. With Illustrations. London, Walter Scott, 1899.

Die vorliegende Arbeit ist die Erweiterung einer kleineren, welche in den Proceedings der Dubliner Akademie, Ser. 3, Vol. 4 erschien und, wenn wir uns recht erinnern, von dem Internationalen Kongresse in Leiden mit einem Preise gekrönt wurde. Der Autor geht von der Zusammensetzung der britischen Fauna aus, welche nach ihm den Schlüssel für die Erklärung der Entstehung der ganzen europäischen Fauna enthält, und er erkennt in ihr arktische Elemente, sibirische, orientalische und solche, welche aus verschiedenen kleineren Entwickelungscentren stammen, lusitanische, alpine und dergl. In England sind die lusitanischen Elemente die ältesten, die sibirischen die jüngsten. Letztere erreichten England erst zur Zeit der Forest Beds, welche unserer Löfsperiode entspricht, also noch während der Eiszeit. Die arktische, die alpine und die orientalische sind älter, wahrscheinlich präglacial, die lusitanische ist sicher präglacial. Scharff kommt also bezüglich der Eiszeit zu der Ansicht, dafs sie nur einen geringen und vorübergehenden Einflufs auf die europäische Fauna ausgeübt hat, und er erkennt an, dafs unsere heutige Fauna ein Gemisch von Bestandteilen sehr verschiedenen Alters ist. In besonderen Kapiteln werden die arktische, die sibirische, die orientalische Einwanderung, die lusitanische und die alpine Fauna besprochen. Die Unterscheidung zwischen Wanderung und Fauna in den Kapitelüberschriften hat ihre gute Bedeutung. Die arktische Einwanderung begann schon sehr früh; Pflanzen und Süfswasserschwämme sind von den ersten Einwanderern übrig geblieben. Das Renntier ist nur so weit der arktischen Fauna zuzurechnen, als es sich um die Form der Barren Grounds handelt, die altweltliche Form kam mit den sibirischen Einwanderern und erreichte wohl noch England, aber nicht mehr Irland. Auch der veränderliche Hase kam von Norden, ehe der gemeine Hase England erreicht hatte. Scharff vertritt entschieden die Ansicht, dafs der Boulder clay nicht von einem zusammenhängenden Landeise erzeugt wurde, sondern von schwimmenden Eisbergen, und bringt dafür beachtenswerte Thatsachen bei. Auch die sibirische Einwanderung spricht ihm dafür; sie hat offenbar erst in einer Interglacialperiode stattgefunden, in welcher auch Si-

birien ein gemäfsigtes Klima hatte wie Europa, und namentlich erheblich feuchter war als heute. Dafs die grofsen sibirischen Säugetiere nicht früher nach Westen vordrangen, wird durch die Existenz einer Meerverbindung zwischen dem Aralo-Kaspischen Becken und dem Polarmeere erklärt, die allerdings in vieler Hinsicht höchst problematisch erscheint. Hätte wirklich eine solche Verbindung noch in der Interglacialperiode stattgefunden, so würde die Molluskenfauna des Kaspi wohl eine Spur davon aufweisen. Jedenfalls treten die sibirischen Formen im englischen Forest bed auf, in Deutschland in den interglacialen Ablagerungen, welche über dem Blocklehm liegen; das Forest bed ist also diesen gleichalterig und gehört demnach nicht mehr zum Pliocän, sondern zum Pleistocän.

Die orientalische Einwanderung ist nach Scharff die bedeutendste und wichtigste; sie erfolgte über das heutige Ägäische Meer (das aber nach der Verbreitung der Mollusken erheblich älter sein dürfte, als der Verfasser annimmt). Er rechnet dazu in erster Linie den Hirsch, dessen Verbreitung ausführlich erörtert wird; er soll in zwei Zügen zu verschiedenen Zeiten eingewandert sein, einmal südlich, das andere Mal nördlich der Alpen, das letzte Mal ohne Irland zu erreichen. Dann fast sämtliche Säugetiere der heutigen Fauna. Auf die zahlreichen Einzelheiten über die Wanderungen der verschiedenen Tierklassen nach Osten hier einzugehen, verbietet der Raum. Ob sie ausreichen, um die auch hier angenommene doppelte Einwanderung auf zwei verschiedenen Wegen und zu zwei verschiedenen Zeiten zu beweisen, lassen wir dahin gestellt. Sobald wir bei irgend einer Tierklasse ins Detail gehen, finden wir eine solche Mannigfaltigkeit der Verhältnisse und so viele unerklärliche Widersprüche, dafs es kaum möglich erscheint, sie mit unseren heutigen Kenntnissen von einem Standpunkte aus zu erklären. Die Fossilen erweisen durch viele der Säugetiertypen sich als seit dem mittleren Miocän in Westeuropa heimatberechtigt.

Die lusitanische Fauna fafst Scharff im weiteren Sinne, als gewöhnlich geschieht; er bezeichnet als lusitanisch alle südlichen Formen, welche nicht aus dem Orient gekommen sind, gewissermafsen die Urbevölkerung Westeuropas. Es sind, wenn wir von den Zugvögeln absehen, vorwiegend niedere Tiere, und ihre Einwanderung mufs die ganze Tertiärzeit hindurch stattgefunden haben. Scharff rechnet von Säugetieren das Kaninchen hierher, von Reptilien Blonus cinerius, Psammodromus hispanicus, vielleicht noch Tropidonotus viperinus, von Amphibien Pelobates, Pelodytes, vielleicht auch die Alytesarten und Discoglossus pictus, von den Landschnecken Torquilla, Gonostoma und Geomolacus.

Die alpine Fauna ist heterogenen Ursprungs. Die Säugetierfauna besteht zum grofsen Teile aus Einwanderern von Asien her: Wildziegen, Wildschafe, Murmeltier, Arvicola sind asiatische Gattungen, auch die Gemse, obschon endemisch, trägt asiatischen Typus. Der Alpenhase ist ein arktischer Einwanderer; die Alpenspitzmaus und die Haselmaus werden als in den Alpen heimatberechtigt bezeichnet, sind aber wohl richtiger alte germanische Formen; ein eigenes Entwickelungscentrum für Säugetiere haben die Alpen kaum gebildet. Ebenso wenig für Vögel, Reptilien und Amphibien. Wohl aber für Landschnecken (Campylaea, Zonites, Pomatias) und Insekten. Es ist von Interesse, dafs sich keinerlei Reste der sibirischen Einwanderung in den Alpen erhalten haben.

Scharff hat nach unserer Ansicht bei seiner dankenswerten Arbeit einen Fehler begangen: er hat die Bedeutung der endemischen Fauna des westlichen Waldlandes unterschätzt. Neben seinen fünf Kapiteln hätte ein sechstes über die mitteleuropäische Fauna recht gut seinen Platz und seine Berechtigung gehabt. Im übrigen ist sein Buch reich an interessanten Thatsachen, und seine Schlufsfolgerungen können den Zoogeographen zur gründlichen Prüfung empfohlen werden. W. Kobelt.

Kleine Nachrichten.

Abdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

— Dem englischen Blaubuch über die Fidschiinseln für das Jahr 1898 seien folgende Angaben entnommen: Die Einnahmen betrugen 94 164 Lstrl., d. h. 20 000 Lstrl. mehr als im Vorjahre, und zwar infolge Mehrertrages der Zölle; die Ausgaben 72 574 Lstrl. Die Mehreinnahmen aus den Zöllen werden zum Teil auf einen neuen Tarif, zum Teil auf die Zunahme des Handelsverkehrs zurückgeführt. Die Schuld der Kolonie betrug Ende vorigen Jahres 209 000 Lstrl., die Einfuhr hatte einen Wert von 234 850 Lstrl., die Ausfuhr einen Wert von 534 105 Lstrl. Die Einfuhr betrifft namentlich Nahrungsmittel, Kleider, Kurzwaren und Maschinen; die Ausfuhr Zucker (im Werte von zwei Dritteln der Summe), Kopra und frisches Obst. Die beiden zuletzt genannten Artikel werden in Zukunft in gröfserem Umfange zur Ausfuhr kommen, da die Eingeborenen jetzt umfangreichere Flächen mit Kokospalmen und Obstbäumen bepflanzt haben. Die Einwohnerzahl wird auf 121 738 angegeben; darunter waren 3927 Europäer, 12 320 Inder und 98 000 Eingeborene. Die Zahl der letzteren hat sich sehr erheblich vermindert, und im verflossenen Jahre überstieg die Zahl der Sterbefälle die der Geburten ganz bedeutend. Man hofft jedoch, durch Mafsnahmen zur Besserung der Lage der Eingeborenen der Sterblichkeit Einhalt thun zu können (?). Die Sterblichkeitsziffer der Europäer ist sehr gering, und der Bericht meint, dafs die Kolonie „vielleicht das gesundeste tropische Klima der Erde“ habe. Aufserhalb des Regierungsgebietes von Suva und Levuka giebt es nur wenig fahrbare Strafsen, dagegen überall Reitwege. Eine Chaussee ist von Suva nach Rewa (beides Küstenorte auf Viti Levu, 21 km voneinander entfernt) im Bau. Im übrigen vollzieht sich der Verkehr überall auf dem Wasserwege. Der Bericht bemerkt, dafs der Anbau von Kaffee, Kakao, Vanille, Ingwer und Limonen, d. h. von Produkten, die auf dem australischen Festlande guten Absatz finden, noch sehr ausdehnungsfähig sei.

— Das alphabetische Verzeichnis der europäischen und aufsereuropäischen Hafen-Anlege- und Küstenplätze, herausgegeben vom preufsischen statistischen Bureau, ist vor kurzem in 3. Auflage erschienen. Die 2. Auflage datierte vom Jahre 1879; sie enthielt 5221 Nummern. Seitdem ist viel neues Material gesammelt und das alte überprüft worden, und es ergab sich nun diese 8266 Namen — darunter 1677 Doppelbezeichnungen — umfassende Zusammenstellung, die zu Nachschlagezwecken Wert hat. Das Verzeichnis enthält die Häfen etc., die je von deutschen Seeschiffen angelaufen worden sind, ihre politisch-geographische Lage nach Ländern oder Küstenstrecken und ihre geographische Breite. Hierbei sind die etwa in den aufgezählten ausländischen Häfen vorhandenen deutschen Konsularvertretungen und ihre rechtlichen Befugnisse durch verschiedene Zeichen hervorgehoben. Im Anhang findet sich ein Verzeichnis der für die deutschen Seehäfen zuständigen Konsularbehörden.

— Den Flufs in seiner Bedeutung als Grenze zwischen Kultur- und Naturvölkern schildert Emil Junghans (Diss. phil., Leipzig 1899), wobei er hervorhebt, dafs die Forderungen, welche ein Kulturnachbar an eine gut geartete Grenze stellen mufs, sich dahin festlegen lassen: Die Grenze mufs den Grenzbegriff unmittelbar und typisch scharf zur Anschauung bringen. Sie mufs gegen die kleinen Reibungen, zu denen Wilde beständig reiche Veranlassung geben, eine wirksame Schranke bilden. Sie mufs eine gute Kulturbasis gewähren und reiche Beziehungen zu den Barbaren gestatten. Daraus ergiebt sich dann, dafs Flüsse der schärfste Ausdruck des Grenzbegriffes sind. Grenzflüsse werden daher auch von den Naturvölkern als Länder-, Völker- und Rechtsscheiden aufgefafst. Wilde Völker erkennen darum auch ihnen zudiktierte Flufsgrenzen stets ohne grofsen Widerstand an. Ausgebildete, wasserreiche Ströme bilden eine natürliche Sicherung gegen die beständigen räuberischen Übergriffe benachbarter friedloser Barbaren. Wasseradern wurden und werden stets zu einem Machtmittel der höheren Strategie. Der reiferen Kultur sind fliefsende Gewässer keine Schranke, sondern eine vorzügliche Grundlage und darum eine gute Basis zur Kulturverpflanzung. Die Flufsgrenze gewährt fast die gleichen Vorteile gegen benachbarte Naturvölker, wie das Meer gegen andere Kulturmächte. Im Gegensatze ist dazu das Gebirge nur ein plastisches Hemmnis, und die Sicherheit, welche es als solches gewähren kann, wird durch die kriegerischen Gebirgsbewohner illusorisch, denen es Schutz gegen jede feindliche Kulturmacht zu gewähren im stande ist. Ferner ist das Gebirge der Kultur sehr schwer zu erschliefsen, und tritt daher der Verpflanzung der Kultur als Schranke entgegen.

Verantwortl. Redakteur: Dr. R. Andree, Braunschweig, Fallersleberthor-Promenade 13. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEBER: DR. RICHARD ANDREE. VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXVII. Nr. 4. BRAUNSCHWEIG. 27. Januar 1900.

Schnitzereien der Maori.

(Aus dem Städtischen Museum in Bremen.)

Die Versuche, der Bedeutung von Ornamenten auf den Grund zu kommen und die Rätsel, die in den anscheinend rein phantastischen Punkten und Linien liegen, mit Hülfe der verschiedenen Hülfsmittel der Forschung zu lösen, haben einen grofsen Reiz; aber nirgends ist ein Irrtum leichter als hier, denn die Ornamente sind keine starren, in bestimmte Formen festgebannten Gebilde, sondern ändern unter den Händen derer, die sie immer aufs neue hervorbringen, beständig ihre Gestalt, ja auch oft ihren Inhalt und ihre Bedeutung. Dieser Unsicherheit gegenüber ist es von höchster Wichtigkeit, wenn es einmal gelingt, von den Verfertigern der Ornamente selbst zu hören, was sie eigentlich mit ihnen darstellen wollen. Entscheidend freilich sind auch diese Angaben keineswegs, denn der ursprüngliche Sinn einer Verzierung gerät fast regelmäfsig nach und nach in Vergessenheit, und was dann später als ihre Bedeutung angegeben zu werden pflegt, ist erst nachträglich ersonnen und von zweifelhaftem Wert. So kann aus einem Tierornament ein pflanzliches werden, das dann mit Bewufstsein in diesem neuen Sinne weiter fortgebildet wird, aus einer Menschengestalt eine rein geometrische Figur u. dergl. Es sind also alle Angaben dieser Art mit Vorsicht zu benutzen, aber ihr Wert ist doch unbestreitbar: Sie sind die einzigen Mittel, die Beziehungen des Ornamentes zur Anschauungsweise des Volkes unmittelbar zu erkennen, und wenn auch jedes Volk und damit auch seine Kunst eine Geschichte von Jahrtausenden hinter sich hat, so ist doch das Alter der einzelnen Ornamentfiguren nicht immer sehr grofs und die Kenntnis ihres wirklichen, ursprünglichen Sinnes ist oft noch nicht erloschen. Am meisten gilt das von Kunstwerken, die erst in der Stilisierung begriffen sind und in der Hauptsache noch ihre anfängliche Form bewahrt haben.

Um solche Kunstwerke handelt es sich auch bei den geschnitzten Figuren, die als Schmuck an den Häusern der Maori, besonders den grofsen Versammlungshäusern, angebracht sind: Eine Erklärung dieser Figuren, die von dem Verfertiger selbst gegeben ist, verdient unbedingt Glauben, obwohl auch hier gegenüber den Einzelheiten eine gewisse Vorsicht zu empfehlen ist. Das Bremer Museum ist gegenwärtig in der glücklichen Lage, eine Anzahl von Schnitzwerken zu besitzen, die Herr Professor Dr. H. Schauinsland während seiner Weltumsegelung in Neuseeland selbst bei dem letzten noch thätigen Künstler, Te Tuhi, bestellt hat und deren Sinn von diesem wenigstens teilweise erläutert worden ist. Diese Erklärung löst freilich durchaus noch nicht alle Rätsel. Ein günstiger Zufall will es, dafs gegenwärtig ein vorzügliches Werk über die Kunst der Maori erscheint (A. Hamilton, The Art Workmanship of the Maori Race in New Zealand), das leider noch nicht vollendet ist, aber doch schon gestattet, wichtige Vergleiche zu ziehen und die Angaben des Schnitzers einigermafsen zu kontrollieren. Auch dann bleibt freilich noch immer ein unerklärter Rest, der den Hypothesen freien Spielraum gewährt.

Zunächst dürften einige allgemeine Bemerkungen über die Kunst der Maori erforderlich sein. Das Hauptkennzeichen dieser Kunst ist das Überwuchern der Ornamentik über die figürliche Darstellung: Wo wir menschliche und ausnahmsweise einmal tierische oder Fabelgestalten dargestellt sehen, sind sie fast immer von Ornamentik bedeckt und in ihrer Haltung und ihrem Bau mehr oder weniger der Stilisierung verfallen, verzerrt, verdreht und verstümmelt. Zweifellos steht dieser Zug in einem gewissen Zusammenhang mit der Tättowierung, die ja das Gesicht und teilweise den Körper auch des lebenden Menschen mit Ornamentik verziert. In der That ist die Verzierungsart der Schnitzwerke den Tättowiermustern sehr ähnlich: Die Neigung zu Spiralen und konzentrischen gekrümmten Linien, die als das wichtigste Hülfsmittel stilisierender Umbildung in der Maorikunst erscheint, ist beiden gemeinsam.

Da ist es nun merkwürdig, dafs weder die Malerei noch die Flechtkunst diese Art der Ornamentik kennen, sondern scheinbar ganz ihre eigenen Wege gehen. Von den Flechtmotiven, die sich zum guten Teil aus dem Einflufs des Stoffes erklären, mag hier abgesehen sein. Dafs man dagegen bei der Bemalung der Hausthüren, Fensterläden, Dachbalken u. dergl. (auf diese Leistungen beschränkt sich die „Malerei“) andere Motive als in der Schnitzkunst oder vielmehr im Grunde ein einziges, in verschiedenster Weise variiertes Motiv anwendet, verdient besondere Aufmerksamkeit. Als Urmotiv ist, wie sich dies aus den von Hamilton massenhaft gegebenen Mustern ergiebt, eine sehr einfache, auf den ersten Blick etwas an einen Schiffsanker erinnernde Figur zu betrachten, über deren wahren Sinn indes niemand, der sich eingehender mit primitiver Ornamentik beschäftigt hat, lange in Zweifel sein kann: Es ist nichts anderes als die rohe Zeichnung eines Gesichtes mit Nase, Mund und Umrifs der Wangen, ganz an Zeichnungen unserer

Kinder und an zahlreiche, ganz ähnliche Motive anderer Naturvölker erinnernd [1]). Wie kommt es aber, dafs in der Malerei gerade dieser Vorwurf weiter ausgebildet worden ist, während in der Schnitzerei die Auflösung der Figuren in Spiralen und konzentrische Linien durchaus vorherrscht? Hat hier nur die Technik ihren Einflufs geltend gemacht oder sind andere Ursachen mafsgebend gewesen?

Eine wenigstens einigermafsen befriedigende Antwort finden wir, wenn wir einen Blick auf die älteren Formen der Ornamentik werfen, die namentlich Robleys Werk „Moko", das die Tättowierung der Maori behandelt und viele Zeichnnngen aus früher Zeit enthält, erkennen läfst. Da zeigt sich denn, dafs die älteren Tättowiermuster ganz mit denen der heutigen Malkunst übereinstimmen, mit anderen Worten, dafs einfach in der Malerei eine frühere Mode oder Verzierungsart noch festgehalten wird, die in der Holzschnitzerei und der Tättowierung mit einer nenen vertauscht worden ist. Diese „neue Mode" zeigt freilich wieder so viel Verwandtschaft mit gewissen Formen melanesischer Knnst, dafs sie schwerlich als ganz selbständige Erfindung gelten darf; vielleicht gehört sie den melanesischen Elementen der neuseeländischen Bevölkerung an und ist durch einen Zufall nach langer Nichtachtung in neuerer Zeit einmal „modern" geworden. Diese Hypothese mag auf sich beruhen bleiben; jedenfalls ist der Umschwung in der Ornamentik der Maori vor verhältnismäfsig nicht langer Zeit geschehen und unbestreitbar. Wie dieser Umschwung eigentlich erfolgt ist, läfst sich mit Hülfe des vorhandenen Materials noch nicht genau nachweisen. Der Gedanke liegt nahe, dafs zuerst der Geschmack in der Tättowierung gewechselt hat, worauf denn auch die geschnitzten Figuren, die Verstorbene darstellten, ähnlich verziert werden mufsten, bis dann die ganze Schnitzkunst ihren Stil veränderte; die Malkunst, die sich niemals mit der Herstellung von Ahnenbildern beschäftigt, sondern rein dekorativer Art ist, behält dagegen den alten Stil ruhig bei. Manche ältere Tättowiermuster scheinen in der That Übergangsformen zwischen der früheren und späteren Ornamentik zu sein, indes ist, wie gesagt, eine sichere Entscheidung noch nicht möglich.



Fig. 1.



Fig. 2.



Fig. 3.



Fig. 4.

[1]) Vergl. z. B. die von Sibree abgebildeten madagassischen Ornamente im Journal Anthrop. Inst. 21, T. 17, Fig. 9, 11, 13.

Die Schnitzer Neuseelands haben trotz der alles überwuchernden Ornamentik durchaus nicht das Bewufstsein verloren, dafs sie in ihren Werken bestimmte Gestalten darstellen, obwohl Naturwahrheit oder gar Porträtähnlichkeit kaum angestrebt werden. Höchstens die Köpfe, die zur Verzierung der Giebel dienen, scheinen zuweilen gröfsere Lebenswahrheit zu zeigen, namentlich die Frauengesichter mit ihrer geringfügigen Tättowierung am Kinn (Fig. 11). Die Bretter dagegen, die zur Verzierung der Vorhalle gröfserer Häuser dienen und von denen hier hauptsächlich die Rede sein soll, sind mit Figuren beschnitzt, deren natürliche Gestalt durch die Stilisierung gründlich verändert und oft für den ersten flüchtigen Blick kaum kenntlich ist. Es ist bemerkenswert, dafs der gröfste Teil dieser geschnitzten Bretter mehr als Verzierung dient und nicht einen unentbehrlichen Bestandteil des Hauses bildet; bei den kleineren Wohnhäusern, die im übrigen ganz im Stile der gröfseren Gebäude errichtet sind, fehlen sie denn auch in der Regel.


Fig. 5.


Fig. 6.


Fig. 7.


Fig. 8.

Der Grundplan des Maorihauses ist rechteckig. An der einen Schmalseite des von einem grofsen Satteldach bedeckten Gebäudes befindet sich der Eingang. Man gelangt zunächst in eine offene Vorhalle (Whakamahau), die nur durch ein etwa fufshohes, geschnitztes Brett am Boden nach aufsen hin abgeschlossen ist; dann folgt eine mit Thür und Fenster versehene Wand, die den eigentlichen Wohnraum von der Vorhalle trennt. Auch dieser ziemlich dunkle Innenraum ist zuweilen mit Schnitzereien und Bemalung verziert, aber die Hauptmasse der Kunstwerke befindet sich an bestimmten Stellen der Vorderseite und Vorhalle. Da sind zunächst die Maihi, die Dachbretter (Fig. 8), die den Vorderrand des Daches abschliefsen und rechts und links unten noch weit über diesen hinausragen; sie sind in der Regel nur an diesen beiden Enden beschnitzt, im übrigen nur mit Ornamentik bemalt oder am häufigsten, wie

überhaupt alle Holzteile des Gebäudes, einfach mit rotem Ocker bestrichen. Dort, wo die Seitenwände des Hauses vorn abschliefsen, stehen zwei senkrecht starke Bretter mit Schnitzereien, die Tau-tiaki (Fig. 5 u. 6); sie sind so hoch, dafs sie das untere Stück der Maihi zum Teil verdecken, nur deren geschnitztes Ende ragt noch über sie seitlich hinaus. Im Innern der Vorhalle stehen an jeder Seite einige (in unserem Falle je zwei) geschnitzte, mit der verzierten Seite nach innen gekehrte Pfosten oder Bretter, die Poupou (Fig. 1 bis 4), die je einen Dachbalken tragen. Oben läuft innerhalb der Halle den First entlang ein anderes geschnitztes Brett, Tahu oder Tahuhu (Fig. 7). Es stützt sich vorn auf einen senkrechten Mittelpfeiler, welcher indes nicht bei allen Häusern vorhanden und also kein notwendiges Stück des Bauwerkes ist. Am oberen Ende des Pfeilers, dort, wo die Maihi zusammenstofsen, befindet sich stets eine Schnitzerei, oft nur ein Kopf oder zwei Köpfe (Mann und Weib) übereinander (Fig. 11). Auch am Fufse des Pfeilers ist oft ein Schnitzwerk angebracht (Fig. 12). Endlich enthält die Vorderseite der Wand, die den Wohnraum von der Vorhalle trennt, noch einige Zieraten: Die Umrahmungen der Thür (Fig. 13) und des Fensters (Fig. 14) sind mit Schnitzereien geschmückt, und über der Thür befindet sich ein geschnitztes Brett (Pare, Fig. 10). Bemalt endlich sind die Dachbalken, die Thür und die Fensterläden. Bei sehr grofsen und gut ausgeführten Häusern kommt gelegentlich noch etwas mehr künstlerischer Schmuck hinzu, aber die angegebenen Stücke sind weitaus die wichtigsten und fehlen bei keinem der „grofsen“ oder „geschnitzten Häuser“, die zu Versammlungen dienten. Eine weitere Schilderung der Bauweise würde hier zu weit führen; in Hamiltons Werk oder in der Abhandlung H. W. Williams: „The Maori Whare“ (Journal of the Polynesian Society 1896) ist darüber näheres zu finden.



Fig. 9.

Von den geschnitzten Stücken, die dem Bremer Museum zugegangen und hier zum Aufbau eines Maorihauses verwendet worden sind, sind mehrere von dem Künstler selbst erklärt worden. Diese Erläuterungen werden durch die Angaben Hamiltons und anderer Quellen teilweise bestätigt und ergänzt; die beifolgenden Abbildungen geben uns ein treues Bild der Schnitzereien.

Fig. 1 stellt den ersten der vier Poupous dar. Das Gesicht der Figur mit den zwei grofsen, runden Augen ist leicht zu erkennen; die Lippen des Mundes sind ungeheuer breit und ganz ornamental behandelt. Auch die Arme, deren Gelenke hier wie bei fast allen figürlichen Darstellungen des neueren Stils durch spiralige oder kreisförmige Liniengruppen angedeutet sind, und die vierfingerigen Hände treten deutlich hervor. Die eine Hand erfafst ein aus dem Munde hervorragendes Gebilde, das man wegen des am äufseren Ende befindlichen Fischkopfes für einen Aal halten könnte. Der untere Teil des Körpers zeigt keine menschliche Form mehr, sondern ist in spiralige Windungen aufgelöst. Nach der Erklärung des Schnitzers soll die Figur einen seiner Vorfahren versinnlichen, den Te Tahi o te Rangi, der sich nach seinem Tode in einen Seedämon, einen Marakihau, verwandelt hat. Diese Dämonen besitzen eine lange, röhrenförmige Zunge, mit der sie ihre Nahrung, Fische u. dergl., einsaugen, aber auch gelegentlich Boote in die Tiefe ziehen; so erklärt sich denn auch der aus dem Munde hervorragende längliche Gegenstand als die Zunge des Ungeheuers, die eben einen Fisch einschluckt. Darstellungen derartiger Seedämonen sind in Neuseeland ziemlich häufig, doch erwähnt Hamilton, der einen von ihnen abbildet, nichts davon, dafs man sie unmittelbar mit verstorbenen Vorfahren identifiziert, wie das bei dem Bremer Exemplar der Fall ist.

In Fig. 2 erblicken wir eine ganz ähnliche Gestalt, ebenfalls ohne menschlichen Unterkörper, mit grofsen Augen, breit umrandetem, aber abweichend stilisiertem Munde, der in diesem Falle auch einige Zähne enthält, und mit Händen, deren eine fünf, die andere sogar sechs Finger zählt. Statt der Röhrenzunge erscheint eine Eidechse (Tuatara), deren Kopf eben im Munde verschwindet, während die eine Hand der Figur den Körper umfafst hält. Nach der Erklärung des Schnitzers haben wir hier den Stammvater seiner Familie, den berühmten Wharepakau vom Ngetinharestamm vor uns, der eine Tuatara verzehrt. Man scheint also anzunehmen, dafs sich dieser Geist nicht von Fischen, wie der Seedämon, sondern von Eidechsen nährt. Indes ist hier einer der Fälle, wo vielleicht eine nachträgliche Erklärung eines unverständlich gewordenen herkömmlichen Bildes vorliegt. Die Eidechse erscheint auf melanesischen und auch neuseeländischen Ahnenbildern sehr oft in enger Verbindung mit menschlichen Gestalten, offenbar deshalb, weil man annimmt, dafs die Seele des Toten oder doch ein Teil von ihr in eine Eidechse übergegangen ist; in Neuseeland galt gerade die Eidechse nachweislich als Seelentier. Die enge Verbindung zwischen dem Verstorbenen und dem Tiere drückt man gern dadurch aus, dafs die Eidechse dem Manne in den Mund läuft oder auch ihm auf dem Rücken sitzt; ein neuseeländisches Bildwerk, das Wilkes abgebildet hat, zeigt eine Eidechse, die an einem Baumstamm herabläuft und den Kopf des darunter befindlichen Ahnen mit dem Munde berührt. Alles das läfst wenigstens vermuten, dafs die älteren Muster der vorliegenden Schnitzerei einen anderen Sinn haben sollten, als man ihnen gegenwärtig beilegt.

Wenn die Poupous, Fig. 1 und 2, einander sehr ähnlich sind, so stehen ihnen die beiden anderen, Fig. 3 und 4, ebenfalls als einheitliche Gruppe gegenüber, obwohl sie in vielen Einzelheiten wieder voneinander abweichen. In beiden Figuren erkennen wir vollständige menschliche Gestalten, denen Unterleib und Beine nicht fehlen; möglicherweise soll der untere Rand die Füfse versinnlichen. Beide zeigen schrägliegende geschlitzte Augen, einen Mund mit dicken, stark stilisierten Lippen, Zähnen im Ober- und Unterkiefer und heraushängender, mit Ornamenten bedeckter Zunge. Gemeinsam ist ihnen auch, dafs an Stelle der Genitalien eine kleine menschliche Figur erscheint. Die Gelenke der Achsel und des Oberschenkels sind bei beiden durch Spiralornamente bezeichnet. Im übrigen aber ist Fig. 4 reicher ausgestaltet; der ganze Oberkörper ist mit Ornamenten bedeckt, über den Unterleib läuft ein Zierstreif, und selbst der Untergrund, auf dem die Figur erhaben geschnitzt ist, erscheint in den Ecken an Schultern und Oberschenkeln ornamentiert. Beide Figuren zeigen dagegen wieder ein deutliches Zahnornament als untersten Abschlufs des Ganzen. Die Hände der Gestalten sind bei beiden über der schmalen Mitte des Leibes verschränkt,

doch hat Fig. 3 nur vier, Fig. 4 dagegen alle fünf Finger; die abgespreizten Daumen sind beide Male deutlich erkennbar.

Nach der Erklärung des Schnitzers haben wir hier zwei Vorfahren des Tuhoestammes vor uns, nämlich Te Rangi mo waho und Tuariki.

Die beiden Tau-tiaki (Fig. 5 und 6) sind vom Schnitzer nicht gedeutet worden, also vielleicht herkömmliche Figuren, deren Sinn so gut wie vergessen ist. An ihnen ist ein neuer Stil der Kleinornamentik bemerkenswert: Statt der gebrochenen Linien oder Winkel, die bei den bisherigen Figuren die Zwischenräume zwischen den gröfseren Spiralen und Bogenlinien ausfüllen, erscheinen hier bogenförmige Gebilde, die wie Zähne die Hauptlinien umranden und vielleicht in der That ein Zahnornament sind, das aus dem Vorbilde der den Mund umgebenden Zähne hervorgegangen ist. Merkwürdig sind die bandartigen Streifen, die aus dem Munde von Fig. 6 herauslaufen und auch bei anderen Schnitzereien nicht selten vorkommen; wahrscheinlich handelt es sich um eine Stilisierung der Zunge (künstliche Symmetrie). Beide Figuren haben die vierfingerigen Hände über der Mitte des Leibes zusammengelegt.

Die gröfste und am besten ausgeführte aller Schnitzereien ist der Firstbalken (Tahu, Tahuhu, Fig. 7), dessen Figuren von oben auf die Besucher der Vorhalle herabblicken. Es sind hier zwei Gestalten zu erkennen, die einander mit den Füfsen berühren, so dafs sowohl der Hinausgehende, wie der Hereintretende wenigstens eine von ihnen in aufrechter Stellung erblickt. Die eine der Gestalten zeigt nicht das verzerrte und stilisierte Gesicht der bisherigen Figuren, sondern ein leidlich proportioniertes Antlitz mit sorgfältig eingeschnittener, feiner Tättowierung. Der Körper ist nur an den Seiten schwach ornamentiert; dafür läuft seitlich eine sehr interessante, sich mehrfach wiederholende Verzierung den ganzen Balken entlang. In der rechten Hand trägt die Gestalt die bekannte kleine neuseeländische Kriegskeule (Mere). Die andere, der ersten mit den Füfsen zugekehrte Figur erinnert mit dem stilisierten Gesicht, dem gezähnten Munde, der heraushängenden Zunge und den auf den Leib gelegten Händen sehr an die Poupous und Tau-tiakis, die wir eben kennen gelernt haben; das Geschlecht ist bei ihr durch nichts angedeutet. Bei beiden Figuren sind die Beine im Vergleich zum übrigen Körper sehr klein, die Köpfe unverhältnismäfsig grofs; auch das entspricht ganz der Art der bisher geschilderten Figuren.



Fig. 14. Fig. 13. Fig. 11. Fig. 10. Fig. 12. Fig. 13. Fig. 14.

Nach der Angabe des Verfertigers ist hier der berühmte Urahn und Häuptling der Matatoua dargestellt, Tovoa, einer der sagenhaften Einwanderer aus Hawaiki; die andere Figur ist die Frau des Häuptlings, Paharaunui. Williams sagt über den Firstpfosten nur, dafs auf ihm eine konventionelle Figur, Pane, angebracht werde, und Hamilton hat bis jetzt keine Abbildung eines solchen Pfostens gegeben.

In Fig. 8 erscheint das geschnitzte Ende eines der Maihi, also jener Bretter, die die Vorderkante des Daches abschliefsen. Die Schnitzerei zerfällt in drei deutlich getrennte Teile, deren oberster bei genauem Zusehen ein grofses Auge und eine Zahnreihe erkennen

läfst; der zweite besteht aus drei parallelen Stücken, die durch Ornamentik verziert und verbunden sind, der dritte, kleinste, zeigt ein Gewirr von kleinen Motiven, unter denen man eine Hand, stark stilisierte Vogelköpfe u. s. w. zur Not erkennen kann. Das Ganze soll nach dem Zeugnisse des Schnitzers einen Seedämon darstellen; möglicherweise bezieht sich allerdings die etwas lunklare Angabe nur auf das unterste kleinste Stück. In diesem Falle würden die beiden Hauptstücke ganz unerklärt bleiben, obwohl sie doch sicher irgend einen Sinn haben. Vielleicht ist eine Vermutung, die sich mir bei der Durchsicht zahlreicher Abbildungen neuseeländischer Schnitzereien aufgedrängt hat, wenigstens einiger Erwägung wert. Das ganze Ornament der Maihi gleicht überraschend den stilisierten Händen mancher Figuren (vgl. Fig. 9), bei denen ebenfalls auf der Handfläche ein Auge erscheint, während die Finger parallel zu dreien oder vieren nebeneinander liegen. Es kommen in der That auch Maihiornamente vor, bei denen vier parallele langgestreckte Stücke statt der hier vorhandenen drei erscheinen. Deutet man aber die Enden der Dachbretter als Hände, die erst nach und nach stilisiert, mifsverstanden und umgedeutet worden sind, dann erscheint das ganze Haus mit seinem vorn am Giebel anbrachten Kopfe als ein belebtes Wesen mit ausgestreckten Armen — eine Vorstellung, die der Gedankenwelt der Maori nicht so ganz fernliegen dürfte. Wurden doch beim Bau grofser Häuser Sklaven unter den Pfosten lebendig begraben zur Beseelung des Gebäudes!

Die Thürumrahmungen (Fig. 13) zeigen je drei männliche Figuren übereinander, daneben ein ebenfalls je dreimal wiederholtes Ornament, wohl einen stilisierten Vogel, dessen Kopf sich deutlich erkennen läfst und dessen Flügel anscheinend zur Spirale aufgelöst ist. Bei den männlichen Figuren sind die Rippen angedeutet, ebenso wie bei Fig 12. Ursprünglich handelt es sich wohl auch hier um die über den Leib zusammengelegten Hände, die mit Bewufstsein zu Rippen ausgebildet worden sind. In Fig. 12 ist dann auch das Brustbein stark hervorgehoben. Die Umbildung ist nicht weiter auffallend, da es sich ja um Abbildungen verstorbener Ahnen handelt.

Die Fensterumrahmungen (Fig. 14) enthalten nur ein sehr einfaches Ornamentmotiv, das wohl, nach anderen Schnitzereien zu schliefsen, auf einen stilisierten Vogelkopf zurückgeht.

Einige allgemeine Bemerkungen mögen noch das über die Kunst der Maori Gesagte ergänzen. Das Herausstrecken der Zunge, das sich an vielen Figuren bemerken läfst, hat den Zweck, den Gestalten etwas Furchterweckendes zu geben, da sie ja zugleich als Beschützer der Häuser gedacht sind, die nicht nur gegen Menschen, sondern vor allem auch gegen feindselige Geister auf der Wache stehen. Man brachte deshalb auch in der Umzäunung eines Pa (befestigten Dorfes) gern Figuren mit herausgestreckter Zunge an. Allgemein ist ferner die Erscheinung, dafs oft nur das Geschlecht der Männer, aber nicht das der Frauen angedeutet wird; wo die Gesichter einigermafsen naturalistisch aufgefafst sind, zeigt indessen die Tättowierung den Unterschied. Namentlich die Brust der Frauen wird nach Hamiltons Zeugnis nie von der der Männer unterschieden. Hamilton weist auch darauf hin, dafs so häufig die Figuren nur drei Finger an den Händen haben, und scheint anzunehmen, dafs hier ein merkwürdiges Problem verborgen liegt; indes ist doch diese Erscheinung, wie auch die hier abgebildeten Stücke zeigen, nirgends die Regel oder gar ein unabänderliches Herkommen.

Viel interessanter, aber leider von Hamilton nicht näher untersucht ist die Thatsache, dafs gewisse ornamentale Muster ihre besonderen Namen haben. Diese Muster werden weniger an den Figuren angebracht, die vor und in den Häusern stehen, als an den Schnitzwerken der grofsen Kriegsboote, wohl auch an den oft überaus reich verzierten Vorratshäuschen für Kumera, an Waffen, Schöpfgefäfsen u. dergl. Auch die Schmuckbretter über den Thüren (Pave) zeigen oft diese herkömmlichen Muster. In Fig. 10, das ein mit den anderen Schnitzereien nach Bremen gelangtes, aber aus älterer Zeit stammendes Pave darstellt, erkennen wir an jedem Ende einen Seegeist (manaia) und in der Mitte eine menschliche Figur; das Pave enthält nach Angabe der Eingeborenen vier verschiedene Muster (Kuranetenete, Unaunehi, Pitau und Kiore), die leider in den nach Bremen gelangten Mitteilungen nicht näher bestimmt sind. Indes lehrt schon ein Blick auf die Schnitzerei, dafs es sich hier keinesfalls um rein geometrische, inhaltslose Ornamentik handeln kann: Eine Anzahl Vogelköpfe wenigstens sind deutlich zu erkennen, und dafs auch die beiden grofsen Spiralen rechts und links keine blofsen Zierstücke sind, läfst sich bei einer genaueren Prüfung der von Hamilton u. A. abgebildeten Thürbretter, die alle mit dem Bremer Stück in den Grundzügen übereinstimmen, feststellen; wahrscheinlich haben wir in ihnen stilisierte Vogelflügel zu erblicken. Auch in den herkömmlichen Schnitzereien der Boote erscheint die grofse Spirale, und hier erfahren wir auch ausnahmsweise von Hamilton, dafs sich der Name Pitau auf sie bezieht. Es sind stets zwei Spiralen, die in der Schnitzerei der Vorderspitze nebeneinander erscheinen, und zwischen ihnen befindet sich eine durch Stilisierung auf das Äufserste verzerrte Figur, möglicherweise irgend ein dämonisches Wesen, das als geflügelt gedacht wird.

Nach der Angabe des Schnitzers enthalten auch die beiden Tau-tiaki (Fig. 5 und 6) besondere Muster, nämlich Raro, Tapanui und Pakai. Eine genauere Bestimmung ist leider auch hier nicht möglich, doch ist zu hoffen, dafs in der Fortsetzung von Hamiltons Werk die einzelnen Muster bestimmt bezeichnet und beschrieben werden. Die weitere Untersuchung hat dann zwei Hülfsmittel: Sie kann die Ornamente selbst einer genauen Prüfung unterziehen und wird dann vermutlich schon im stande sein, sie teilweise in ihren Urmotiven zu erkennen, und sie kann die eigentliche Bedeutung der Namen feststellen und auch daraus nützliche Aufklärungen gewinnen. Möglicherweise deuten freilich die Namen auf nichts als oberflächliche Ähnlichkeiten hin. So heifst bei den Maori die Schnitzkunst nach der Angabe Tregears „Whakairo", wörtlich „wurmzerfressenes Aussehen verursachend"; wer aber daraus schliefsen wollte, dafs nun wirklich wurmzerfressenes Holz das erste Vorbild der Schnitzer gewesen sei, wäre vollkommen im Irrtume. Auch die Ornamentik der Maori ist, wie die der meisten Naturvölker, aus der Stilisierung menschlicher und tierischer Gestalten hervorgegangen.

H. Schurtz.

Durch die Karroo nach Kimberley.

Reisebriefe von Dr. S. Passarge.

I.

1. Die Karroo.

Da die Züge von der Kapstadt in das Innere des Landes nur einmal täglich, und zwar abends, abgehen, durchquert man gerade die interessantesten Gegenden bei Nacht, und wenn man gegen Morgen erwacht und neugierig zum Fenster hinausschaut, hat der Zug bereits die malerischen Felspartieen und Schluchten des Plateaurandes hinter sich; man befindet sich auf der Hochfläche. So ging es denn auch mir. Der Morgen graute, als ich erwachte, ich aber eilte schnell hinaus auf die Plattform des Wagens, um Ausschau zu halten. Wir fuhren durch eine Ebene, gleichsam ein mehrere Kilometer breites Thal, das im Norden und Süden von langgezogenen Bergrücken von 200 bis 300 m Höhe begrenzt wird. Der Boden der Ebene ist ein harter gelber bis rotbrauner Thon, mit zahllosen, bis kopfgrofsen Steinen übersäet, während aus den Bergketten die harten Schichten als lange, vorspringende Bänke herausgewittert sind. Berg und Thal sind ferner übersäet mit fufshohen Büschen von Heidekrautarten und anderen niedrigen Büschen, die zum Teil mit roten, gelben, weifsen Blüten bedeckt sind. Jeder Busch steht von dem anderen ein Stück entfernt, in unregelmäfsigen Abständen, nirgends tritt das Heidekraut zu dichten Teppichen zusammen, wie auf unseren Heiden. So ist die Karroo[1]) beschaffen, durch welche der Zug den ganzen Tag lang dahinfährt. Immer dasselbe Bild, immer dieselben mit Steinen übersäeten Ebenen, dieselben langgezogenen Bergrücken, deren Schichten fast durchweg mit geringer Neigung von Westen nach Osten streichen. Stundenlang immer dasselbe monotone Bild. Nur zuweilen unterbricht ein sandiges Flussbett, welches kaum in die Ebene eingeschnitten ist, die gleichförmige Landschaft. Am Ufer des Flusses entlang und mitten in seinem Bett treten Akaziensträucher und klägliche Bäumchen auf, schon von weitem den Lauf des flachen, breiten Bettes anzeigend. Hier finden sich auch zuweilen Niederlassungen von Hottentotten, kleine gelbe Lehmhütten in Würfelform. Das in Brunnen gewonnene Grundwasser des Flusses giebt das nötige Wasser ab für die Menschen und die kleine Ziegenherde. An anderen Orten verdanken die Brunnen und Quellen ihre Existenz vulkanischen Gängen, die schräg in die Erde einfallen und auf deren oberer Seite das eindringende Wasser herabläuft, um sich in der Tiefe anzusammeln. An solchen Quellen finden sich die wenigen europäischen Ansiedlungen und die Bahnstationen der Karroo. Selten unterbrechen lebende Wesen die tote Einöde, hier und da ein paar weifsgebänderte Krähen, die mit melancholischem Krächzen dahinfliegen, einige aufgescheuchte Trappen, eine in der Ferne weidende Schafherde, oder zerlumpte Hottentotten, mit einem Bündel auf dem Kopfe einhergehend.

Und doch hat die Karroo trotz all der Einsamkeit und Melancholie ihre grofsen Schönheiten. Entzückend ist vor allem die reine Luft, die man mit vollen Zügen einatmet, diese klare Durchsichtigkeit der völlig staubfreien Atmosphäre, die bunte Farbenpracht, ewig wechselnd in den verschiedenen Beleuchtungen der Sonne. Nachts aber dieser wunderbare Sternenhimmel, wie man ihn in Europa nur an kalten Winternächten hat. Wenn die Bergketten zurücktreten, wenn in der weiten, weiten Ferne im Süden die mächtigen Gebirgskämme auftauchen, an denen man jede Schlucht, jede Falte unterscheidet, und alles schimmert in herrlichsten blauen und violetten Tönen, dann zeigt auch die Karroo die wundervollsten Landschaftsbilder trotz der gleichförmigen Einsamkeit und Öde der nächsten Umgebung[2]). Freilich sehen wir jetzt die Karroo in der besten Jahreszeit. Noch waren alle Büsche von dem Regen frisch und grün und blühten zum Teil, noch war die Hitze nicht drückend und es wehte von Westen ein kühlender Wind. Im Sommer aber ist alles verdorrt, fast senkrecht fallen die Strahlen der Sonne auf die schattenlosen Ebenen, es flimmert die Luft von der aufsteigenden Hitze des Bodens, Luftspiegelungen täuschen dem durstigen Wanderer Seen und Bäume vor, und oft genug rasen Stürme und erfüllen die Luft mit rötlichen Staubmassen.

Einst war die Karroo der Schrecken der Reisenden, welche zu Fufs oder zu Wagen nach den ersehnten Gold- und Diamantenfeldern im Norden zogen. So mancher ist in den öden Ebenen elend verdurstet. Jetzt durchfährt man das Land mit der Eisenbahn und der verwöhnte, gelangweilte Reisende starrt in die öde Landschaft und blickt dann und wann nach der Uhr, ob nicht endlich die Dinerstation erreicht ist. Die Wagen sind zwar herzlich schlecht, eng und wenig komfortabel; wenn man aber bedenkt, mit welchen Schwierigkeiten der Bau der Eisenbahn in dem wasserarmen Lande verknüpft war, und wenn man an die Plagen früherer Reisenden denkt, so ist man auch mit dem Wagen zufrieden und mit der Langsamkeit des Zuges, dessen Maschine bei der geringsten Steigung asthmatisch pustet und langsam die Höhe hinaufschleicht.

Bevor man Matjesfontein erreicht, passiert man die geologisch interessanten Dwykaschichten. Dieselben bestehen aus den verschiedenartigsten Gesteinen von eckiger und runder Form, die unregelmäfsig zerstreut, ohne Spur von Schichtung und Ablagerung nach der Gröfse, in einer thonigen Grundmasse liegen. Diese Konglomerate bilden lange Wälle von 10 bis 18 m Höhe. Infolge der Verwitterung sind die einzelnen Blöcke herausgetreten und stehen wie Grabsteine aufrecht da. Diese Bergzüge haben daher ein stacheliges Aussehen. Die Buren nennen diese Steine Buschmannssteine — Bosjesmansklip —, weil hinter ihnen in früheren Zeiten der räuberische Buschmann mit seinen vergifteten Pfeilen lauerte. Diese Konglomerate, welche völlig den in Indien und Australien gefundenen carbonischen Ablagerungen gleichen, sind das Resultat von Eistransporten, auch führen sie eigentümliche Pflanzen, aus welchen sich das Alter des Konglomerats, als zur Steinkohlenzeit gehörig, bestimmen läfst. In Südafrika kommen noch jetzt dieselben Pflanzen vor, auch liefern die Gletscherschrammen

[1]) Karroo schreibt der Holländer; die richtige Aussprache ist daher Karró, nicht das englische Karru. Sparrmann, der alle Namen in deutscher Aussprache wiedergiebt, nennt die Steppe: der Karroo = Karró.

[2]) Dann versteht man wohl die unbezwingliche Sehnsucht, die so mancher, der in diesem wunderbaren Lande aufgewachsen, nach den weiten, weiten Ebenen empfindet, wo die Brust tiefer atmet, das Auge weiter und klarer schaut und eine unsagbar melancholische Stimmung den Geist gefangen nimmt.

und -furchen einen sicheren Beweis für ihre Entstehung durch Eis.

Die Dwykakonglomerate sind das älteste Glied der Karrooformation, die den gröfsten Teil der Karroo bildet. Sie bestehen aus Schiefern, Thonen, Quarziten, Kalken u. a., welche an einzelnen Stellen, z. B. bei Beaufortwest, eine reiche Fauna von Reptilien enthalten, und zwar sind es Dinosaurier, d. h. Tiere, die in ihrem Knochenbau den Übergang zwischen den Reptilien und den Vögeln bilden. Das geologische Alter ist ungefähr jungpaläozoisch bis triassisch.

Gegen halb neun Uhr erreichten wir Matjesfontein, wo das Frühstück eingenommen wurde. Die Voraussetzung für einen jeden Ort in Südafrika ist eine Fontein, d. h. natürliche Quelle. Das Wort Matjes bedeutet aber Matten. Eine Binsenart, die zur Herstellung von Matten benutzt wird und Matjesgoed heifst, hat also der Quelle den Namen gegeben. Matjesfontein besteht aus mehreren Häusern, darunter einer Kuranstalt für Brustkranke; denn die heilende Wirkung der Karrooluft ist überraschend. Andere Kurorte der Art sind in Südafrika das von Port Elisabeth leicht zu erreichende Cradock, Middelburg und Murraysburg. Ein Brunnen mit Windmühlenbetrieb ist der äufserlich hervorragendste Teil der Ansiedelung.

In Frasersburg wurde der Lunch eingenommen, spät abends in Victoria West das Diner. Der interessanteste Punkt ist das schon erwähnte Beaufort West. Daselbst befindet sich nämlich ein Damm, welcher einen Flufs aufstaut. Das so gebildete Wasserbecken dient zur Berieselung der Felder. Die Lage des Ortes ist sehr günstig. Im Norden zieht sich ein 200 bis 400 m hoher Gebirgswall hin, von dem aus sich nach Süden eine weite Ebene erstreckt. An der Stelle, wo Beaufort liegt, kommt von Süden eine plateauförmige Erhöhung heran, die sich dem Gebirgsrande bis auf 600 bis 800 m nähert. Den dadurch gebildeten Pafs durchströmt der Flufs und hier wird er auch durch den Damm angestaut. Da das Wasser aus einer weiten Ebene, ohne erhebliches Gefälle kommt, so bedurfte es nur eines schwachen Dammes von 200 bis 250 m Länge, 3 m Höhe und 5 m Breite.

Bald nachdem wir Beaufort passiert hatten, sank die Sonne unter. Es dunkelte rasch, und der Sternenhimmel strahlte in hellem Glanze. Es wurde aber auch empfindlich kalt. Nach dem Diner in Victoria ging man schlafen, und obwohl ich hart lag und unruhig schlief, erwachte ich doch erst gegen halb acht Uhr, als die Sonne schon hoch am Himmel stand. Weite Ebenen dehnten sich aus, mit Gras und niedrigen Kräutern bestanden; einzelne Bergketten durchzogen die Ebenen und bei der wunderbar klaren Luft schweifte der Blick weit in die endlose Ferne. Hinter uns lag der Oranjeflufs; soeben hatten wir den Modderflufs passiert, wir befanden uns also nahe der Grenze des Oranje-Freistaats.

Der Charakter der Landschaft hatte sich über Nacht geändert. Statt des hügeligen Karroolandes mit dem gelben Boden und den zerstreuten Büschen dehnten sich weite grasige Ebenen aus. Der Boden war rotbraun, und zahlreiche runde, zwei bis drei Fufs hohe Termitenhügel ragten über denselben hervor. Blaue Bergzüge in der Ferne und niedrige, aus abgerundeten Blöcken eines schwarzen Eruptivgesteins bestehende Hügel in der Nähe unterbrachen die weite Ebene. Dazu kamen hier und da eine Farm, eine weidende Rinderherde, einige zahme Straufse, die das einfache Bild belebten.

Gegen halb neun Uhr zeigten gelbgraue Lehmhalden, hochragende Maschinen und Schornsteine die Nähe der südafrikanischen Diamantenstadt an.

Nach Passieren von Beakonsfield, einer Vorstadt von Kimberley, liefen wir endlich nach 36stündiger Fahrt in den Bahnhof ein.

Das Zählen bei den Naturvölkern.

Nach einem Aufsatze von Mac Gee.

Die Aussagen der Völkerkunde haben uns schon mehrfach gezwungen, überkommene Darstellungen über den Ursprung und die Entwickelung von Kulturgütern zu berichtigen. Wir erinnern nur an die Umwälzungen, welche Eduard Hahns Untersuchungen in den herrschenden Anschauungen über den Ursprung der Viehzucht und die Reihenfolge der Wirtschaftsstufen hervorgerufen haben. Zu einer ähnlichen Umgestaltung unserer Anschauungen über den Ursprung und die Entwickelung des Zählens und der Zahlen nötigt uns eine kleine, aber gehaltvolle Arbeit von Mac Gee [1]), deren wesentlichen Inhalt wir im folgenden kurz wiedergeben wollen. Vorzüglich zwei Punkte sind es, auf die sich diese Umgestaltung bezieht. Erstens erblickt die herrschende Anschauung in praktischen Bedürfnissen den einzigen Grund für den Ursprung und die Entwickelung des Zählens, und zweitens schreibt sie den Fingern der menschlichen Hand für die Ausbildung der Zahlsysteme eine mafsgebende Rolle zu. Hinsichtlich des ersten Punktes weist Mac Gee neben den praktischen Bedürfnissen dem Aberglauben mit Recht eine wesentliche Rolle zu. Die Bedeutung mythologischer Einflüsse für die Entwickelung von Kulturgütern ist uns heute ja auch von anderen Gebieten her geläufig; so hat Eduard Hahn sie für die Frage des Ursprungs der Viehzucht, Schurtz sie für diejenige der Entstehung des Geldes und des Eigentums zu verwerten gesucht; und bei der aufserordentlichen Körperlichkeit und Wesenhaftigkeit, welche die übersinnliche Welt für die Naturvölker besitzt, kann die Bedeutung eines derartigen Einflusses gar nicht in Frage gestellt werden. Mit dem Zählen und der sich daran knüpfenden Wissenschaft der Mathematik steht es in dieser Beziehung ähnlich wie mit der Astronomie oder Chemie; sowie diese sich aus Trugwissenschaften entwickelt haben, die dem Aberglauben ihren Ursprung und ihre Ausbildung verdankten, so hat an der Ausgestaltung der Zahlvorstellungen und der Zahlsysteme das mythologische Denken einen wesentlichen Anteil gehabt.

Was den zweiten Punkt anbelangt, so wird die Vorstellung von dem mafsgebenden Einflufs der Finger der menschlichen Hände auf die Entwickelung des Zählens schon durch die Thatsache widerlegt, dafs viele tiefstehende Stämme überhaupt nicht mit einiger Sicherheit und Geläufigkeit bis 5 oder gar bis 10 zu zählen vermögen; häufig erwähnen die Berichte statt dessen, dafs z. B. australische oder brasilianische Stämme nur bis 2 oder 3 oder 4, oder in anderen Fällen bis 6 oder 7 mit einiger Gewandtheit zu zählen vermögen. Freilich giebt es anderseits Stämme, die sich geradewegs der Finger und Hände, bisweilen auch noch der Zehen der

[1]) The Beginning of Mathematic. In The American Anthropologist (N. S.) Vol. I, p. 646—674.

Füfse beim Zählen bedienen, aber sie treten an Menge vor den entgegengesetzten Fällen zurück. Die entscheidende Widerlegung der in Rede stehenden Anschauung besteht aber in der Thatsache, dafs das Zehner- und Zwanzigersystem bei den Naturvölkern, obwohl es bei ihm durchans nicht völlig fehlt, doch an Ansdehnung hinter drei anderen Zahlsystemen zurücksteht. Diese sind das Zweiersystem, das Vierersystem und das Sechsersystem. Bei der Einfügung der Zahlenvorstellungen der verschiedenen Naturvölker unter diese drei Systeme zieht Mac Gee übrigens nicht nur die sprachlichen Verhältnisse, sondern auch die in anderweitigen Kulturgütern, insbesondere in den socialen Einrichtungen und den mythologischen Vorstellungen sich bekundenden Neigungen zu bestimmten Zahlen zu Rate; und bei dem innigen Zusammenhange der verschiedenen Seiten der menschlichen Kultur untereinander ist dieses Verfahren gewifs nicht unstatthaft, obwohl man bei der Würdigung der ganzen Arbeit Mac Gees dieser Verschiedenheit seiner Quellen gebührend Rechnung tragen mufs. Für Mac Gee bilden die genannten drei Zahlsysteme die verschiedenen Stufen einer einzigen einheitlichen Entwickelung, die sich nach ihm gleichmäfsig auf allen Teilen der Erdoberfläche vollzogen hat. Dafs diese früher für sämtliche Kulturgüter beliebte Vorstellung sich auf verschiedenen Gebieten, wie z. B. demjenigen der Wirtschaftsstufen, als mit den Aussagen der Völkerkunde unvereinbar erwiesen hat, ist bekannt; thatsächlich kann sich bei verschiedenen Stämmen die Entwickelung desselben Kulturgutes auf ganz verschiedenen Wegen und durch verschiedene Zwischenstufen hindurch vollziehen. Insbesondere sind wir daher auch für das Gebiet der Zahlvorstellungen nicht zu der Voraussetzung einer einheitlichen Entwickelung berechtigt. Gleichwohl können wir von den genannten drei Systemen das Zweiersystem als das niedrigste bezeichnen, in dem Sinne, dafs bei den am tiefsten stehenden Stämmen gerade dieses viel häufiger als die beiden anderen vertreten ist. Bei den Eingeborenen Australiens bekundet sich dieses System schon in ihrer bekanntlich äufserst verwickelten socialen Gliederung. Mindestens vielfach beruht diese in letzter Linie darauf, dafs jeder Stamm sich in zwei exogame Gruppen teilt. Auch die australische Götterwelt könnte man versucht sein, von demselben Princip der Zweiteilung beherrscht zu finden, und dahin würde es auch gehören, dafs nach einer verbreiteten Anschauung jeder Mensch zwei Schatten oder Seelen besitzt. Vor allem aber zeigen die sprachlichen Verhältnisse die Herrschaft des Zweiersystems bei den Australiern. Sehr häufig finden wir überhaupt nur Zahlwörter für 1 und 2, während für alle höheren Zahlen Zusammensetzungen von diesen verwendet werden, und aufserdem nur noch Ausdrücke für „manche“ oder „viele“ vorhanden sind. Eine genauere Prüfung zeigt uns die wichtigen Thatsachen, dafs erstens keiner dieser Ausdrücke mit demjenigen für die Finger in Zusammenhang steht, und dafs zweitens nur sehr wenige davon den Wörtern für die Hand entsprechen, während drittens eine gröfsere Anzahl von ihnen mit den Ausdrücken für „Mann“ im Zusammenhang stehen, und viertens ebenfalls eine beträchtliche Anzahl von ihnen auf die Ausdrücke für „Stamm“, „ich“, „wilder Hund“ und dergleichen hinweist. Die geringe Bedeutung der menschlichen Hand für das Zählen bei diesen Stämmen wird auch durch die erwähnenswerte Thatsache erläutert, dafs bei einem Stamme in Queensland nach einer Quelle die Eingeborenen ihre Finger und Zehen nur zu zählen vermochten, indem sie sie in dem Sande abdrückten, und vielleicht verwertet es Mac Gee mit Recht in demselben Sinne, dafs die naturalistischen Zeichnungen der Australier so häufig die Anzahl der Finger der Hände unrichtig wiedergeben.

Die Herrschaft des Vierersystems läfst sich im Gegensatz zu dem vorigen weniger durch sprachliche Hülfsmittel als aus mythologischen Vorstellungen nachweisen. Die Zahl 4 spielt in der That in weiten Teilen von Amerika, Asien und Afrika im Kultus und der Mythologie eine grofse Rolle. Wir erinnern an das Hakenkreuz und andere Formen des Kreuzes, an die Vorstellung von der Vierzahl der Winde und der Himmelsrichtungen. Ähnlich steht es mit dem Nachweis des Sechsersystems, nur dafs seine Spuren viel verwischter sind. Immerhin finden sich in den orientalischen Kulturkreisen ebenso Andeutungen von ihm, wie sie das bekannte Hexagramm des Pythagoras enthält.

Wir berühren damit die Nachwirkungen dieser älteren Systeme, die sich bis auf die Gegenwart erhalten haben. Der Aberglaube klammert sich bis auf den heutigen Tag mit Vorliebe an die Zahlen 4 und 6 und einige andere, die aus ihnen, wie aus der 2, teils durch Hinzufügen einer Einheit, teils durch Verdoppelung oder anderweitige Vervielfachung hervorgehen. Wir erinnern nur an die drei Wünsche der Märchen oder die drei Flüche des Aberglaubens, an die vier Elemente der alten Philosophie, an die Heiligkeit der Zahl 7, sowie der Zahl 49 (7×7) u. s. w.

Fragen wir zum Schlufs nach dem Ursprung dieser drei Zahlsysteme, die nur in einem beschränkten Teile der Erdoberfläche dem viel zweckmäfsigeren Zehnersysteme Platz gemacht haben, so ist dieser schwerlich im Aberglauben allein zu erblicken. Für die Entwickelung des Zweiersystems bietet schon der menschliche Körper Anknüpfungspunkte in den Gegensätzen von rechts und links, vorn und hinten, oben und unten, die er enthält. Mac Gee neigt dazu, dem zweiten von ihnen eine besondere Bedeutung zuzuschreiben, die mit dem beim Kampfe zu beobachtenden Benehmen in einem naheliegenden Zusammenhange steht. Dafs aber auch der erstgenannte Gegensatz von Wichtigkeit ist, leitet er wohl mit Recht aus der überall verbreiteten Rechtshändigkeit des Menschen ab. Die Verknüpfung beider Gegensätze konnte dann leicht zu dem Vierersysteme führen. A. Vierkandt.

Einige Bemerkungen über die Haustierqualität des „Grypotherium domesticum“ aus Süd-Patagonien.

Von Prof. Dr. A. Nehring. Berlin.

Jeder Leser des „Globus“ wird den in Nr. 19 des vorigen Bandes veröffentlichten Aufsatz von R. Hauthal über die „Erforschung der Grypotherium-Höhle bei Ultima Esperanza“ mit Interesse gelesen haben. Giebt derselbe doch eine klare Darlegung über die Fundverhältnisse der merkwürdigen Tierreste aus der sogenannten Grypotherium-Höhle, sowie über die wissenschaftlichen Untersuchungen, welche sich an dieselben geknüpft haben. Ungefähr gleichzeitig erschien in spanischer Sprache eine Publikation des Museo de La Plata unter dem Titel: El Mamifero Misterioso de la Patagonia „Grypotherium Domesticum“ von R. Hauthal, Santjago Roth und R. Lehmann-Nitsche, in welcher die betreffenden Fundobjekte sehr eingehend besprochen und zum Teil abgebildet sind.

Hauthal und Roth kommen in obigen Publikationen zu dem Ergebnisse, dafs die in den letzten Jahren so viel besprochenen Tierreste, namentlich auch die Fellstücke aus der Höhle bei Ultima Esperanza der ausgestorbenen Gattung Grypotherium[1]) angehören und mit Gryp. Darwini der

[1]) Der Gattungsname Grypotherium wurde von Reinhardt aufgestellt und ist identisch mit dem Gattungsnamen Glossotherium. Die Grypotherien gehören zur Familie der Mylodontidae. Siehe Zittel, Handbuch der Paläontologie, Bd. 4, S. 139.

Species nach nahe verwandt sind. Aber wegen mancher osteologischen Unterschiede hat Roth die betreffende Art von Gryp. Darwini abgetrennt und als „Grypotherium domesticum" bezeichnet. Dieser Name soll andeuten, dafs die ehemaligen menschlichen Bewohner der grofsen Höhle von Ultima Esperanza das genannte Tier nach Ansicht von Hauthal und Roth als Haustier in einer besonderen stallartigen Abteilung der Höhle gehalten haben.

Diese Ansicht von der Haustierqualität des Grypotheriums stützt sich auf mehrere Beobachtungen, welche Hauthal am Fundorte selbst gemacht hat, nämlich:

1. darauf, dafs die sogenannte Mistschicht in der Höhle auf den Raum zwischen Hügel und Wall beschränkt war;

2. darauf, dafs am inneren Fufse des Hügels, ein wenig über der Mistschicht, eine ziemliche Menge getrockneter Gräser gefunden wurde, die nach Hauthal nur durch Menschenhand dort aufgehäuft sein konnte;

3. darauf, dafs die Art und Weise, wie die Mistschicht sich präsentierte, nach Ansicht Hauthals genau die eines alten Kraals war, d. h. eines Platzes, wo das Vieh zusammengetrieben wird.

Ob aus diesen Beobachtungen schon die wirkliche Haustierqualität der betreffenden Grypotherium-Art zu folgern ist, dürfte wohl manchem zweifelhaft erscheinen. Dafs jenes merkwürdige, plumpe Tier von den ehemaligen Bewohnern der Höhle in der Umgegend häufig erbeutet und in einer bestimmten Abteilung der Höhle selbst geschlachtet bezw. zerlegt worden ist, scheint mir durch die Funde Hauthals klar bewiesen zu sein. Es ist auch nicht unwahrscheinlich, dafs man zuweilen ein lebendes Exemplar, das man erbeutet hatte, für kurze Zeit (d. h. bis man sein Fleisch nötig hatte) in jener Abteilung der Höhle gefangen hielt; aber hieraus ergiebt sich noch keine Haustierqualität der betreffenden Species. Die von Hauthal beobachtete Mistschicht kann sehr wohl durch Aufhäufung des Darminhaltes der zerlegten Exemplare entstanden sein, wozu dann noch die Exkremente (Kotballen) der zuweilen gefangen gehaltenen Individuen hinzukamen. Ob die „getrockneten Gräser", die Hauthal am inneren Fufse des Hügels, ein wenig über der Mistschicht, vorfand, als Futtervorrat für die angeblich domesticierten Grypotherien zu deuten sind, kann mit Recht bezweifelt werden. Die Form der Zähne von Grypotherium domesticum, welche Roth in der oben citierten spanischen Publikation abgebildet hat, deutet keineswegs auf Grasnahrung hin; man möchte daraus eher schliefsen, dafs die Grypotherien sich von Blättern, Beeren und Früchten genährt haben. Grasnahrung erfordert Backenzähne, wie sie die Pferde oder die Rinder haben. Das trockene Gras, welches Hauthal „am Fufse des Hügels, ein wenig über der Mistschicht" vorfand, kann sehr wohl von der Schlafstelle einer Indianerfamilie herrühren.

Nach R. Hartmann (Darwinismus und Tierproduktion, München 1876) bezeichnet man als Haustiere „die in den Hausstand des Menschen übergeführten Tierarten, welche sich in diesem Lebenszustande fortpflanzen". Martin Wilckens sagt in seinen Grundzügen der Naturgeschichte der Haustiere, Dresden 1880, über den Begriff des Wortes Haustier folgendes: „Die dem Menschen nützlichen und wirtschaftlich verwendbaren Tiere, welche sich unter seinem Einflusse regelmäfsig fortpflanzen und der künstlichen Züchtung unterworfen werden können, sind Haustiere, oder sie können zu Haustieren werden."

Nach diesen Definitionen, in welchen namentlich die Fähigkeit der regelmäfsigen Fortpflanzung im Zustande der Domestikation als wichtig betont wird, kann man der in der Höhle von Ultima Esperanza nachgewiesenen Grypotheriumspecies kaum die Haustierqualität zuerkennen. Dazu würde es doch noch anderer triftigerer Beweisgründe bedürfen! Erst wenn bei weiteren sorgfältigen Ausgrabungen in der Höhle von Ultima Esperanza oder an sonstigen Fundstätten Patagoniens deutliche Beweise für eine dauernde Haltung und Züchtung der Grypotherien im domesticierten Zustande ans Tageslicht kommen sollten, wird man von einer Haustierqualität derselben zu sprechen berechtigt sein.

Bücherschau.

J. Hunziker: Das Schweizerhaus nach seinen landschaftlichen Formen und seiner geschichtlichen Entwickelung. Erster Abschnitt: Das Wallis (IX, 234 S. gr. 8°). Aarau, H. R. Sauerländer & Co., 1900.

Omen accipio kann man dem Genius der Hausforschung bei dem Anblick eines Werkes zurufen, das das neue Jahrhundert verheifsungsvoll eröffnet. Nach zwanzigjährigen Wanderungen und Studien beschenkt uns Hunziker mit einer umfassend angelegten Veröffentlichung, wie sie — das dürfen wir schon nach dieser ersten Probe getrost sagen — bisher in der Litteratur des Hausbaues ihresgleichen nicht hat und, wie zu befürchten, sobald nicht haben wird, wobei wir bei allen ihren Verdiensten selbst Werke wie die von Heikel[1]) und Mejborg nicht ausnehmen. Was die Arbeit des schweizerischen Gelehrten, abgesehen von ihrem Umfange, vor ihren Vorgängern auszeichnet, ist einmal die sichere Gleichmäfsigkeit in der Darlegung des Thatbestandes, ohne Unterschied in der Bewertung von Wohn- oder Wirtschaftsgebäuden und in ebenmäfsiger Berücksichtigung des baulichen Rüstzeuges, der inneren Einrichtung, sowie der äufseren Erscheinung samt ihrer Ausschmückung — dies alles, gestützt und erläutert durch eine schier verschwenderische Zahl von Lichtbildern und Rissen, letztere sämtlich auf einen einheitlichen Mafsstab zurückgeführt. Zum andern eine umsichtige Heranziehung der wissenschaftlichen Hülfsmittel für den letzten Zweck der ethnographischen und kulturgeschichtlichen Bewegungen, wobei wir neben der Aufzeichnung der sachlichen Namengebung auch eine sorgfältige Benutzung der urkundlichen Zeugnisse bemerken, die, wie der Aufsatz von Lauridsen für Schleswig gezeigt hat, unvermutete Aufschlüsse geben können, wenn man sie am rechten Orte zu suchen versteht. Die Behandlung des Stoffes ist klar und übersichtlich. Hunziker giebt zuerst einen „frei und ungezwungen sich ergehenden Reisebericht" (in dem vorliegenden Abschnitte 185 Seiten mit 103 photographischen Ansichten und 228 skizzierten Grundrissen), sodann eine „kurz zusammengefafste, streng wissenschaftliche Übersicht" (S. 187 bis 234), endlich „für die Geschichte des Hauses ein sorgfältig bearbeitetes Urkundenmaterial" (Anmerkungen S. 235 bis 240). Das ganze Werk ist auf drei Abschnitte berechnet, die folgende Gruppen umfassen: Wallis, Tessin, Graubünden nebst Sargans, Gaster und Glarus, die Nordostschweiz, die Innerschweiz, das Berner Oberland nebst dem Pays d'enhaut und den Ormonts und dem Jannthal, das jurassische Haus, das dreistöckige Haus. „Ein letzter, vierter Abschnitt wird, wesentlich in Bezug auf ethnologische und ethnographische Fragen, die Resultate der voraufgegangenen Untersuchung in einer Gesamtübersicht vereinigen, begleitet von einer kartographischen Darstellung der Verbreitungsgebiete der verschiedenen Hausformen in der Schweiz." Die Lorbeeren der schweizer Hausforschung lassen uns aufs neue bedauern, dafs wir in Deutschland in Bezug auf derartige erschöpfende Darstellungen zusammenhängender Gebiete noch immer gegen das Ausland im Rückstande sind und auch die von den Architektenvereinen Deutschlands und Österreichs in Angriff genommenen Veröffentlichungen in ihrer technisch beschränkten Eigenart können uns für den Mangel philologisch angelegter Arbeiten nicht entschädigen. Was Hunziker in seinem Vorworte über das Verhältnis seines Werkes zu der auch von ihm unterstützten Publikation des dortigen Ingenieur- und Architektenvereins sagt, gilt in gleicher Weise für uns und ist so zutreffend, dafs wir bedauern, es aus Raummangel nicht zum Abdruck bringen zu können.

Sehr gespannt darf man nach den bisher gelegentlich verlautbarten Auslassungen des Verfassers auf die Endergebnisse seiner Untersuchungen sein, die nicht nur für die Anlagen des alemannischen Stammes, sondern auch für die der bajuvarischen Ostalpen von einschneidender Bedeutung sind. Indem ich mir die Würdigung dieser Zusammenhänge bis zum Abschlusse des Ganzen vorbehalte, werde ich mich im übrigen auf eine kurze Betrachtung des vorliegenden Abschnittes beschränken, der eine besondere Rücksicht nicht nur als Erstling verdient, sondern auch deshalb, weil der Hausbau des Wallis ebenso eigentümlich, wie wenig bekannt ist.

Das Erste, was hervorgehoben werden mufs, ist die auffällige Thatsache, dafs die baulichen Anlagen in dem oberen deutschen und dem unteren romanischen Teile der Landschaft keinen wesentlichen Unterschied gewahren lassen, und selbst die bekannte Vorliebe der Romanen für den Steinbau

[1]) Heikel ist, um das gelegentlich zu bemerken, gerade über Finnland unzulänglich, und hat in dieser Beziehung in der finnischen Zeitschrift „Valvoja" von Schwind eine scharfe Beurteilung erfahren, und Mejborgs Zuverlässigkeit ist neuerdings von Lauridsen in der (dänischen) „Historisk Tidskrift" heftig angefochten.

erscheint hier weniger stark ausgeprägt. Zwei Besonderheiten nun sind es, welche die gemeinsame Bauart des Wallis vor allen übrigen nicht nur der Schweiz, sondern auch Deutschlands kennzeichnen: einmal für die Wohnung der Hochbau, der Grundsatz, alle ihrem Ursprunge nach einfachen Hausräume übereinander zu türmen — der Eindruck dieser Bauten, die stets den Giebel der Gasse zukehren (vergl. z. B. Fig. 52), würde noch auffälliger sein, wenn sie nicht durch die auch in der übrigen Schweiz sehr verbreitete Vereinigung mehrerer Haushaltungen unter einem Dache in die Breite gedrängt würden — und für die Wirtschaftsgebäude die weitgehende Anwendung von „Stützeln", d. h. von kurzen, sich nach oben verjüngenden und hier mit einer flachen Holz- oder Steinplatte bedeckten Stöcken, dazu bestimmt, die auf ihnen ruhenden Wände vor Feuchtigkeit und Ungeziefer zu schützen.

In seiner vollständigen Entwickelung besteht das Walliser Haus aus folgenden Stockwerken: 1. dem Keller (rom. cava, selli = cellarium, warum nicht cella?, d. chellar); 2. dem Saal (r. sala, d. Saal) als Vorratsraum, besonders für Brot und Fleisch, weshalb er auch unter dem Namen des Speichers, grenay, vorkommt; 3. dem eigentlichen Wohnstock (r. oto, nach Hunziker von hospitale (?), eher vielleicht noch von hospitium, das sich im Neugriechisch σπιτι und im Albanesischen štpi „Haus" wiederfindet; mezō = fr. maison, d. hūs). Die verschiedene und zuweilen verwickelte Einteilung der Wohnung, die sich auf die Abscheidung der Ofenstube (r. pelye vom lat. pensile, das deutsche Pisel, d. štuba) von dem ursprünglich einfachen Herdraume und späterhin die Zerlegung des letzteren in Küche (d. auch firhūs; der Herd d. trecha, von Hunziker nicht erklärt) und Flur gründet, hat kein weiteres Interesse, da sie auf örtlichen Zufälligkeiten beruht. Der Wohnstock schiefst im romanischen Wallis vorn über den Saalstock vor, so dafs vor der in letzterem angebrachten Hausthür ein geschützter Raum entsteht (r. šotō, das Hunziker in šo*e „Stall in Sennhütten etc." wiederfindet und für identisch hält mit einem gleichbedeutenden ital. sośta, lat. susta). Aber vgl. altnord. skot, „Laubengang zu ebener Erde", ein Wort, das sich auch im Wallis in „forènts" und „usuts" für den Vorsprung des Oberstockes und Daches findet; 4. dem Oberstock (r. šō-pelye = Oberstube, d. löüba); 5. dem Dachboden. Von diesen fünf Überschichtungen fehlt zuweilen der Saal, dafür tritt aber unter Umständen, wenigstens auf deutscher Seite, ein sechster Stock zwischen Wohnung und Löuba auf, die „Oberstube".

Die gleiche Neigung zum Hochbau läfst sich auch bei den Nebengebäuden wahrnehmen, ja sie wirkt hier noch auffälliger, da sie sich sogar die Stützel ihren Zwecken dienstbar macht, in deren weitgehender, eigenartiger Verwendung wir eine zweite Besonderheit der walliser Bauart erblicken. Während die Stützel — mit einer unten zu erwähnenden Ausnahme — sonst nur bei Speichern vorkommen, finden sie sich hier bei allen drei Nebengebäuden, bei der Kornscheune, der Heuscheune, dem Speicher — bei letzterem, eine weitere Besonderheit, am allerwenigsten. Die Kornscheune (r. rakar, älteste urk. Form aus d. 13. Jahrh. rascart, der von Hunziker angenommene Zusammenhang mit der Tessiner reskanna für Trockengerüst an der Scheunenwand, das wiederum im Wallis als rōsenna erscheint, ist mir unsicher; d. štadel) erhebt sich über einem halbunterirdischen Gemache, das verschiedentlich benutzt wird. Darüber auf Stützeln die eigentliche Scheune, in der Regel zweistöckig, mit der Dreschtenne (r. etrü, nach Hunziker = lat. atrium, d. tenn) in der Mitte, davor meist ein durch den vorragenden Oberstock gedeckter Freiplatz (šopf), auf den die Stadelthür führt — eine Einfahrt kommt nicht vor. Während das Wort „Stadel" nach Hunziker in der östlichen Schweiz (meines Wissens aber nicht im Appenzell) sowohl Kornscheune wie Heuscheune bezeichnet, führt letztere hier den Namen šir „Scheuer" (r. grādze = fr. grange), die gewöhnliche schweizerische Benennung für die Kornscheune. Auch sie befindet sich meist über einem Stalle. Wo dieser fehlt, wird er „ersetzt durch Stützel" (S. 220, nach S. 232 nur „bisweilen"). Endlich der Speicher (r. gōrna = fr. grenier, d. špicher), dadurch bemerkenswert, dafs er auf der romanischen und deutschen Seite verschiedene Bauart zeigt; im romanischen Wallis ein kleines, meist einstöckiges Gebäude auf dem Erdboden selbst, ist er im Oberwallis kaum von der Kornscheune zu unterscheiden; er ruht hier gleichfalls auf Stützeln, die einem Unterbau aufgesetzt ist, der sogar zweistöckig sein kann.

Zwei Hauptfragen sind zu beantworten: Ist der Hausbau des Wallis in seinen Grundlagen romanisch oder germanisch, bezw. welchem germanischen Stamme gehören die betreffenden Einflüsse an? Ohne den Untersuchungen Hunzikers, die im letzten Abschnitte zu erwarten sind, vorzugreifen, möchte ich auf einiges aufmerksam machen. Dafs die Neigung, die Stockwerke zu türmen, nicht germanischen Ursprungs sein kann, liegt auf der Hand, um so auffälliger ist es, dafs gerade die Einschiebung des germanischen „Saales"[2]) dem Hause das entscheidende Gepräge des Hochhauses verleiht. Die Verwendung von Stützeln bei Scheunenbauten scheint ohne Beispiel, indes bin ich in der Lage, auf das gleiche Vorkommen aus Norddeutschland hinzuweisen. In dem Gebiete des niedersächsischen Hauses, das bekanntermafsen die gesamte Ernte möglichst auf seinem Dachboden birgt, stiefs ich in den Heidegegenden auf beiden Seiten der Weser (also in der Nachbarschaft der alten **Longobardensitze**) auf vereinzelte Reste altertümlicher Hülfs- und Notscheunen, sogen. „Plockschünen", weil sie auf „Pflöcken" stehen, die genau so beschaffen sind wie die „Stützel" der Walliser Kornscheunen. Diese Scheunen stehen nie auf dem Hofe selbst, sondern stets aufserhalb, zuweilen sogar in einem benachbarten Gehölze — wegen Feuersgefahr. — Als entschieden germanisch und zunächst alemannisch mufs die Einrichtung des Stalles betrachtet werden, wobei derselbe durch „Unterschlachten" in Stände für je ein oder zwei Stück Vieh abgeteilt ist, da sich dieselbe Einrichtung mit der gleichen Benennung „Unterschlag" bis Vorarlberg verfolgen läfst[3]). — Für das deutsche firhūs, „Küche", giebt Hunziker als romanische Entsprechung das ital. ca da fök, rätorom. cha da fü, die aber im roman. Wallis fehlt, weshalb Hunziker zweifelhaft ist. Ich mache darauf aufmerksam, dafs „Feuerhaus" in den deutschen Gebirgen Kärntens als Bezeichnung des Wohnhauses gegenüber Wirtschaftsgebäuden gebraucht wird. (Vergl. das altnordische ildhūs, das ursprünglich, wie schon der Name besagt, vor dem Aufkommen der späteren stufa, die ja auch eine Feuerstätte hatte, ebenfalls als Wohnhaus bezeichnet sein mufs.) — Eine Dachöffnung mit kleinem Giebel darüber in der Mitte des Daches, die in erster Linie als Luftloch dient, führt im deutschen Wallis den Namen löye, und Hunziker führt dies Wort auf das gleichlautende romanische loye, „Laube", hin, obgleich er es in dieser Bedeutung im romanischen Wallis nicht angetroffen hat und, setze ich hinzu, obwohl sichere Entlehnungen aus dem walliser Romanischen kaum nachzuweisen sind. Ich habe in den Ostalpen ein Wort lie, lia gefunden, das nach seinen heutigen Anwendungen (näheres bei anderer Gelegenheit) ehedem ohne Zweifel das Luft- und Rauchloch im Dache des altbajuvarischen Hauses bedeutet haben mufs. Das Wort hat sich auch unter die benachbarten Slowenen in Kärnten und Krain verbreitet und zeigt hier Formen wie liua, liuwa, löwa, die auf ein altdeutsches lioal deuten können[4]). Ob daraus nach dem Gesetze des Walliser Dialektes ein löye werden kann, darüber habe ich kein Urteil. — Die älteste Stubendecke war nach des Verfassers Annahme nicht flach, sondern gewölbt oder wohl abgeschrägt, in der Weise, dafs der Unterzug bezw. die zwei Unterzüge um ein gewisses (5 bis 20 cm) höher gelegt waren als die Wandbalken der Langwand, auf welche die Bretter der Diele hinabliefen (vergl. Fig. 113e). Dieselbe Eigentümlichkeit wird von A. G.(ranfelt) (Om bostäder och folkliv i Finland, auch bei Heikel erwähnt, Seite 240, Anmerkung 1) für das alte finnische Wohnhaus in Anspruch genommen und genau beschrieben, ihre letzte Heimat wird jedenfalls in Deutschland zu suchen sein. — Ein Gebäude, das mehrere Haushaltungen (hūs) umfafst, heifst im deutschen Wallis štok. Damit erledigt sich das Bedenken Bezzenbergers, ob das littauische stukà für das Wohnhaus mit Kurschat von dem deutschen „Stock" herzuleiten sei. — Der Aufgang zu der Heuscheune wird gewöhnlich durch eine doppelte Stiege bewerkstelligt, die von einem gemeinsamen Ausgangspunkte nach rechts und links zu den beiden an den Ecken der Vorderwand angebrachten Thüren führt. Ebenso ausnahmsweise bei einem über der Kornscheune errichteten Speicher (S. 156 und Abb. 173). Genau dieselbe auffällige Treppenanlage sieht man auf der Abbildung eines schwedischen

---

[2]) Die Verwandlung des Saales, des altgermanischen Wohn- und Herdgemaches, in eine Vorratskammer hat zahlreiche Analogieen, z. B. in Krain ist čunata von lat. kemenata = čeodr „Keller"; das altslavische izba für Wohnstube hat im südslavischen Westen die gleiche Bedeutung „Keller" angenommen; pisel bezeichnet in einigen Gegenden Flanderns die Kornkammer auf dem Boden etc.

[3]) Wenn Hunziker die Benennung „Krippe" für den Stand selbst durch eine „Verschiebung der Nomenklatur" erklären will, so mufs ich dagegen anführen, dafs das Wort noch im tiroler Ötzthale in dieser Bedeutung gebraucht wird, nur dafs hier die „Kripfe" auch rückwärts durch ein Gatter geschlossen ist. Nun kommt aber das Wort in ähnlichen Anwendungen eines (ursprünglich) geflochtenen Behälters auch sonst vor, z. B. Vogelkrippe = Vogelbauer.

[4]) Das mitteld. liewe, althochd. hlija, kann seiner Bedeutung (Laube, Hütte) wegen nicht in Frage kommen.

Speichers bei Hildebrand, Sveriges medeltid (Fig. 69). — Der an der Stubendecke befestigte Lichthenkel (Fig. 16) findet sich wieder auf der Abbildung von dem Innern einer hessischen Bauernstube in den bekannten Aufsätzen von Landau im „Korrespondenzblatte des Gesamtvereins der deutschen Geschichtsvereine".

Braunschweig. K. Rhamm.

Das deutsche Kiautschou-Gebiet und seine Bevölkerung. Kartenkrokis und statistische Tabellen, entworfen und zusammengestellt von Offizieren des Gouvernements. Veröffentlicht auf Veranlassung des Reichsmarineamtes. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), 1899.

Diese Schrift ist ein rühmliches Zeugnis des Fleifses der deutschen in Kiautschou stationierten Offiziere, welche, wie ausdrücklich betont wird, den wirtschaftlichen Interessen des Pachtgebietes dienlich sein sollen. Diese sind es, welche die Regierung mit Recht voranstellt, und dazu giebt die hier vorliegende Statistik des Gebietes die Handhabe. Sie ist bei einer fluktuierenden Bevölkerung mit fremder Sprache und oft feindseliger Gesinnung mit grofsen Schwierigkeiten verknüpft gewesen, bietet auch im europäisch-statistischen Sinne keine vollkommene Aufnahme, aber immerhin eine höchst dankenswerte Grundlage. Das Gebiet von Kiautschou umfafst 515 qkm, ist also ungefähr doppelt so grofs wie der Staat Bremen; die Zahl der Einwohner in 284 Ortschaften und 310 Wohnplätzen beträgt 84 014, das stellt eine Bevölkerungsdichtigkeit dar, die ungefähr jener der Rheinlande gleichkommt. Die beigefügten statistischen Tabellen behandeln jedes einzelne Dorf nach Namen, Zahl der Gehöfte und der Bewohner; sie führen an, ob ein Tempel vorhanden, wie die Bewohner sich beschäftigen, wie die Trinkwasser- und Feuerungsmaterialverhältnisse und das Verhalten der Einwohner gegenüber den Fremden ist. Für die Aufnahme ist das Gebiet in sieben Abschnitte geteilt, von denen fünf auf den Hauptteil des Gouvernements entfallen, dargestellt in 1:25000, im gleichen Mafse ist auch die Insel Jintau gegeben, welche im Begriffe des Verlandens steht, denn da, wo sonst das seichte Meer sich ausdehnte, liegen heute schon sumpfige, zum Teil bestellte Ländereien. Das kleine, die Kiautschoubucht im Süden einschliefsende Gebiet mit dem Hauptorte Chuedjiada ist nur in 1:50000 krokiert. Zu jedem Abschnitte sind wertvolle geographische Bemerkungen beigegeben. G.

Dr. Robert Wuttke: Sächsische Volkskunde. Mit 260 Abbildungen, vier farbigen Tafeln und einer Karte vom Königreich Sachsen. Dresden, Schönfelds Buchhandlung, 1900.

Die Volkskunde des Königreichs Sachsen, welche nur wenig über dessen heutige politische Grenzen hinausgreift, ist von einer Anzahl Gelehrter verfafst, die alle in ihren Sondergebieten Tüchtiges leisten. Ist dadurch auch hier und da eine Wiederholung eingetreten, so gereicht doch die Teilung der Arbeit dem Ganzen zum Nutzen. Mag ein Einzelner auch volkskundlich ein kleines Gebiet beherrschen, bei einem Lande von 15000 qkm mit gegen 4 Millionen Einwohnern ist dieses nicht mehr möglich, falls auf eine gediegene Arbeit gesehen wird. Eine solche ist hier auch fast durchweg, und zwar meistens von Kräften ersten Ranges geleistet worden, so dafs man Sachsen zu dieser Volkskunde beglückwünschen darf.

So sehr auch berechtigterweise die Liebe zur engeren Heimat das Werk durchzieht, webt doch gut deutscher Geist durch dasselbe, und dieses zeigt sich in einem dem Ganzen innewohnenden Zuge, nämlich in der scharfen Betonung der deutschen Kolonisation und Kulturarbeit, welche auf ehemals slavischem Boden in der Mark Meifsen und den benachbarten Landstrichen geleistet wurde. Wie der Name des niederdeutschen Volksstammes sich in das Land der mittleren Elbe verschob, zeigt uns zunächst Sophus Ruge in seiner knappen, aber äufserst klaren geographischen Einleitung, welche der anthropogeographischen Gesichtspunkte nicht entbehrt. Ebenso schöpft Prof. Deichmüllers Arbeit über die vorgeschichtliche Zeit aus dem Vollen; auch hier setzt, nach der Schilderung der Perioden, die bis zur La Tène-Zeit reichen, die Betonung der nationalen Unterschiede ein. Spurlos ging die römische Kultur am heutigen Sachsen vorüber; die auf altgermanischem Boden auftretenden Wenden aber sind durch rohen Nachlafs und niedrige Kultur gekennzeichnet. Als Musterarbeiten will ich die von Prof. O. Schulze herrührenden Abschnitte über die Besiedelung des Landes kennzeichnen. Ob aber die Hauskommunion der Slaven auf sächsischem Boden so bestand, wie nach den südslavischen Verhältnissen ohne weiteres angenommen wird, ist doch zweifelhaft, und gerade jetzt herrscht darüber erbitterter Streit unter den slavischen Gelehrten. Scharf werden die deutschen Kolonisationsperioden geschieden und gezeigt, wie erst mit der bäuerlichen Besiedelung das eigentliche Germanisierungswerk beginnt, wobei die Klöster wesentlich helfen, während der ritterliche Grundherr auf Erhaltung sorbischer fronpflichtiger Hintersassen sah und somit dem Fortdauern des Wendentumes sich günstig erzeigte. Mehr Verdrängung der Slaven als Verschmelzung mit diesen war nach Schulze die Regel. Dorf- und Flurenlage behandelt derselbe Verfasser. Unzweifelhaft hat er Recht, wenn er, entgegen herrschender Meinung, den wendischen Rundling und das wendische Strafsendorf als grundsätzlich nicht verschieden annimmt, wie ich dieses auch schon bei den braunschweigischen Wendendörfern betonte; auch mag es richtig sein, dafs einzelne ursprünglich deutsche Rundlingsbauten vorkommen, aber bei der durch den ganzen deutschen Osten gehenden scharfen Trennung deutscher Haufen- und wendischer Rundlingdörfer (mit wendischen Flurnamen) darf nicht daran gerüttelt werden, dafs der Rundling echte und ursprüngliche slavische Dorfanlage vergegenwärtigt. Auch in dem vortrefflichen Abschnitte über die Anfänge des sächsischen Städtewesens von Dr. Ermisch zeigt sich die Kultur- und Kolonisationsarbeit des Deutschtumes: Planmäfsige deutsche Neugründungen, nicht auf wendischer Grundlage erwachsen, mag auch ein wendischer Ortsname an ihnen haften; alle Städte, von fast gleichem Ausmafse, mit gleicher Anlage der rechtwinkelig sich schneidenden Strafsen, ganz abgesehen von dem kulturellen Inhalte, dem deutschen Bürgertume.

Zur Bevölkerung übergehend, erörtert der Herausgeber R. Wuttke einige statistische Verhältnisse; es folgt ein Meister auf dem Gebiete der Volksdichtung, Hermann Dunger, dessen Abhandlung über dieses Thema man es sofort anmerkt, dafs der Stoff von ihm zum grofsen Teile im regen Verkehre mit dem Volke selbst gesammelt ist; den obersächsischen Dialekt mit seinen verschiedenen Unterabteilungen behandelt fachkundig Dr. K. Franke, die Sitten und Gebräuche des Volkes im Kreislaufe des Jahres Prof. Eugen Mogk. Dieses Hauptstück hätte wohl leicht zu einem besonderen Buche auswachsen können, wenn der Verfasser sich nicht beschränkt hätte, und so stellt er uns denn, mit voller Beherrschung des Gegenstandes, nur eine Reihe der wichtigsten Erscheinungen des sächsischen Volkslebens dar, „welche zugleich der Ausdruck der deutschen Volksseele sind". Zwei wendische Geistliche, Johannes Walther und Dr. Reutsch, berichten über die Sprache, Volksdichtung, Volkssitte und Brauch des dahin schwindenden Wendenrestes in der Oberlausitz, dessen Treue zum weiteren und engeren Vaterlande betont wird, dem panslavistische Gesinnung nachzusagen arge Verleumdung sei. Vortrefflich ist nach den Grundsätzen der neuen Hausforschung von O. Gruner Haus und Hof im sächsischen Dorfe mit zahlreichen Abbildungen behandelt. Was über Dorfkirchen und „bäuerliche" Kleinkunst in dem Buche gesagt wird, scheint uns nur teilweise in eine Volkskunde hineinzugehören. Die Kleidung der Bauern (mit wenig genügenden Farbendrucken) wird von O. Seyffert behandelt. Beherzigenswert und in jeder Zeile zu unterschreiben sind die Betrachtungen, welche Cornelius Gurlitt zum Schlusse über die Zukunft der Volkstrachten anstellt. Auch er hofft wenig vom Festhalten alter Volkstrachten, mehr von der Schaffung neuer.

Bei seinem reichen Stoffe giebt das schöne Werk wohl hier und da zur Kritik Anlafs — allein, es ist nicht viel, was der Unterzeichnete auszusetzen hat. Aber als Mängel will ich hervorheben: Der leibliche Mensch ist vollständig in dieser Volkskunde übergangen, und doch hat man in Sachsen die Anthropologie gepflegt, ja an der Leipziger Universität besteht sogar eine Professur für dieselbe. Es fehlt ferner das Leben des Bergmannes mit seinen Eigentümlichkeiten, der Bauer in seiner Thätigkeit als Besteller des Feldes mit allem, was daran hängt, wäre auch in einem besonderen Hauptstücke und nicht zerstreut nebenbin zu behandeln. Manches ist aufgenommen (Kunsttöpferei), was eigentlich nicht in eine Volkskunde gehört, die stets auf die eigentliche Landbevölkerung zu begründen ist.

Richard Andree.

J. W. v. Bebber: Wissenschaftliche Grundlage einer Wettervorhersage auf mehrere Tage voraus. Mit 16 Figuren im Text. Aus dem Archiv der Seewarte, XXII. Bd. Hamburg 1899.

v. Bebber hat nunmehr auch das Decennium 1876 bis 1885 nach seinen schon öfter und an anderen Orten dargestellten Hauptwettertypen verarbeitet, und giebt hier die vereinigten Resultate aus dem zwanzigjährigen Zeitraum 1876 bis 1895. Jedesmal durch ausführliche Tabellen und graphische

Darstellung erläutert, wird zuerst die Häufigkeit des Auftretens der einzelnen Wettertypen nach den Monaten und Lustren untersucht und zur Dauer des ununterbrochenen Herrschens eines Hauptwettertyps übergegangen. Es ergab sich dafür im Durchschnitt eine Zahl von drei Tagen, und nur zwölfmal in den 20 Jahren überschritt die Dauer einer Periode die Zeit von zwei Wochen. Daran schliefst sich ein statistischer Nachweis über die Aufeinanderfolge der einzelnen Wettertypen in den einzelnen Jahreszeiten und eine Übersicht des Witterungscharakters bei den einzelnen Hauptwetterlagen, sowie des vorherrschenden Witterungscharakters jedes einzelnen Monats der 20 untersuchten Jahre. Von besonderem Belang erschien uns das Schlufskapitel der fleifsigen Arbeit über die verschiedenen Arten der Wettervorhersage, die damit erzielten Erfolge und die weiteren Ziele und Hoffnungen dieses Zweiges der Meteorologie. Dr. G. Greim.

F. Max Müller: Beiträge zu einer wissenschaftlichen Mythologie. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Heinrich Lüders. Autorisierte, vom Verfasser durchgesehene Ausgabe. 2. Band. 8°. IV, 435 S. Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1899.

In diesem zweiten Bande zu dem Werke, auf dessen ersten Band wir bereits (Bd. 75, S. 16 f.) kurz hingewiesen haben, geht Max Müller fast das ganze vedische sowohl wie altgriechische Pantheon durch, um die Methode der vergleichenden Mythologie auf dieselben anzuwenden. Auch die lettische Mythologie wird in einem höchst interessanten Abschnitte (S. 4 ff.) zur Vergleichung herangezogen, sowie auch germanische und italienische Mythen gelegentlich (S. 303 ff., 269 ff.) Berücksichtigung finden. Dafs viele von den Aufstellungen des Verfassers, namentlich manche seiner Etymologieen, geeignet sind, den heftigsten Widerspruch hervorzurufen, unterliegt keinem Zweifel. Man müfste aber ein ganzes Buch schreiben, wollte man die Ausführungen des Verfassers im einzelnen zu widerlegen suchen. Doch kann es nicht scharf genug betont werden, dafs eine solche Widerlegung von den Gegnern der Max Müllerschen Theorieen in jedem einzelnen Falle gefordert werden mufs, und dafs es durchaus nicht genügt, über die vergleichende Mythologie im allgemeinen abzuurteilen oder sie in Bausch und Bogen zu verwerfen. Das ist Willkür und nicht Wissenschaft. Dafs Dyaush-pitâ, Zeus-patēr, Ju-piter und Tȳr identisch sind (S. 64 ff.), und dafs diese Gleichung allein die Realität von indogermanischen Göttern beweist, sollte nicht mehr bezweifelt werden. Dafs die Vergleichung von Indra und Thunar (Thôrr), trotzdem keine etymologische Verwandtschaft besteht, zur Annahme eines indogermanischen Gewittergottes berechtigt, scheint ebenso wahrscheinlich, wie dafs die indischen Açvinau und die griechischen Dioskouroi dieselben Gottheiten sind. Ob Varuṇa und Ouranos identisch sind, ob Saranyû und Erinys, Sârameya und Hermes, Pramantha und Prometheus, Jason und Vivasvân, Yavishtha (Agni) und Hephaistos u. a. dgl. mit Recht verglichen werden können, darüber läfst sich kräftig streiten. Aber der Streit mufs meines Erachtens geführt werden, es mufs versucht werden, festzustellen, welche Resultate der vergleichenden Mythologie sicher sind und welche nicht. Wenn wir aber die Berechtigung der vergleichenden Mythologie vollauf anerkennen, so müssen wir anderseits gegenüber Max Müller auch die vollste Gleichberechtigung der Ethnologie, welche in anderem Sinne eine vergleichende Wissenschaft ist, als eines Mittels zur Erforschung der ältesten mythischen Vorstellungen der indogermanischen Völker aufs Nachdrücklichste betonen. Max Müller räumt der Ethnologie allerdings auch eine gewisse, recht bescheidene Stelle als Forschungsmittel ein. Nachdem man versucht hat, einen indischen Mythos aus dem Veda selbst zu erklären, und nachdem man in den verwandten Sprachen und Mythologieen nach Aufklärung gesucht, „erst wenn das alles umsonst ist, wird es an der Zeit sein, einen liebevollen Blick auf das Folklore unverwandter und uncivilisierter Rassen zu werfen“ (S. 23). Das klingt doch, als ob diese Vergleichung eine Art Sport wäre und nicht vielmehr eine hochwichtige und geradezu notwendige Forschungsmethode, welche neben der vergleichenden Mythologie und unabhängig von derselben einhergeht. „So lange wir die Vergangenheit oder die Gründe oder den Zweck eines Gebrauches oder eines Glaubens nicht kennen“, sagt Max Müller (S. 166), „sind alle Vergleichungen und selbst Zusammenstellungen vergeblich und können sogar Unheil anrichten.“ Was ist denn aber der Zweck aller ethnologischen Vergleichungen und Zusammenstellungen? Doch eben das, dafs man mit Hülfe derselben die Ursachen, die Gründe eines Glaubens oder eines Brauches festzustellen sucht. Max Müller behauptet, man dürfe nicht glauben, dafs etwa „die alten Opfer in Indien dasselbe waren wie die Opfer, die wir bei den Juden, Griechen und Römern finden, oder vielleicht gar den Opfern und Orgien uncivilisierter und wilder Völker glichen“ (S. 27). Das ist es aber gerade, was die Ethnologen nachweisen, dafs die Opfer bei den verschiedensten Völkern der Erde die überraschendsten Ähnlichkeiten und Übereinstimmungen aufweisen. Max Müller selbst weist in einem schönen Kapitel (S. 34 ff.) nach, wie die mordwinischen und wotjakischen Opfer mit den indischen vielfach übereinstimmen. Wir haben es also mit Varietäten eines und desselben Phänomens zu thun; die letzte psychologische Erklärung desselben kann daher nur aus einer Vergleichung der Opfergebräuche bei allen Völkern gefunden werden. Es handelt sich um eine wichtige Principienfrage. Daher noch ein Beispiel. In der vedischen Mythologie begegnen uns die Schlangen als Mächte der Finsternis oder als die schwarzen Wolken, deren Feinde die Götter des lichten Himmels sind. Nun giebt es aber auch einen altindischen Schlangenkult, und Max Müller behauptet, dafs dieser Kult aus jenen mythischen Vorstellungen von Wolkenschlangen u. dgl. zu erklären sei. Man dürfe nur nicht glauben, dafs Schlangenkult in Afrika und Amerika dasselbe sei, wie Schlangenkult in Indien (S. 165 f.). Wie nun aber, wenn der Ethnologe doch dieselben Erscheinungen des Schlangenkults bei amerikanischen und afrikanischen Völkern nachweist, wie wir sie in Indien finden? Müssen wir dann nicht, sofern wir überhaupt an die Einheitlichkeit des Menschengeschlechtes und an die Notwendigkeit, gleiche Erscheinungen aus gleichen Ursachen zu erklären, glauben, die Frage aufwerfen, wie es sich mit dem Schlangenkult bei afrikanischen und amerikanischen Völkern verhält, ob auch bei diesen Völkern sich die Mythen von Wolkenschlangen und irgend welche Beziehungen zwischen Schlangenmythen und Schlangenkult nachweisen lassen? Ich glaube, erst nachdem wir den Schlangenkult bei allen Völkern studiert haben, bei denen er sich findet, können wir über den Ursprung desselben mit einiger Sicherheit urteilen. Nur wenn wir sehen, in welchen Punkten die Völker übereinstimmen und in welchen sie abweichen, können wir es wagen, Schlüsse auf das psychologisch Notwendige, d. h. auf die allgemeinen Gesetze zu ziehen, welche zu ähnlichen Erscheinungen bei verschiedenen Völkern geführt haben. Ich glaube also, ebenso wenig wie die Ethnologen berechtigt sind, hochmütig auf die Resultate der vergleichenden Mythologie herabzusehen, wie dieselbe von Männern wie Jakob Grimm, Adalbert Kuhn und Max Müller inauguriert wurde, und wie der letztere sie noch heute mit bewunderungswürdiger Frische und Jugendlichkeit verteidigt, ebenso wenig sind die Mythologen berechtigt, die Resultate der ethnologischen Forschung zu mifsachten, oder auch nur aufser Acht zu lassen. Ja, ich kann in der vergleichenden Mythologie nichts anderes sehen, als einen wichtigen Zweig der allgemeinen Völkerkunde, an dessen Blühen und Gedeihen sich Mythologen und Ethnologen gleichermafsen erfreuen sollten.

Prag. M. Winternitz.

Adolf Fischer: Streifzüge durch Formosa. Mit einer Karte und über 100 Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers. Berlin, B. Behrs Verlag (E. Bock), 1900.

Seit dem Jahre 1895 ist Formosa von China an Japan abgetreten worden, und drei Jahre später besuchte es der Verfasser, welcher also die Insel noch kennen lernte, ehe die japanischen Kultureinflüsse noch stark verändernd auf die Einwohner und die Verhältnisse einwirken konnten. In mühsamen, an Abenteuern reichen Wanderungen, die nicht ohne persönliche Gefahren verliefen, hat der Verfasser den Norden, Nordwesten und Süden, sowie einen kleinen Teil der Ostküste Formosas kennen gelernt. Er ist auch, im Mittelpunkte und im Süden, weit in die Gebirge vorgedrungen und schildert die herrschenden Japaner, die noch zahlreich ansässigen Chinesen und die verschiedenen wilden Stämme der Berglandschaften ausführlich. Auch die Geographie zieht hier und da Nutzen aus seinem Buche, aber die Naturwissenschaften sind nicht Sache des Verfassers. Seine Schilderungen sind sehr anschaulich, und wo er dir üppigen Pflanzenfülle des mächtigen Urwaldes, oder dem Zauber des stillen Bergsees Suisha gegenübersteht, erhebt sich seine Sprache zu dichterischer Begeisterung. Dem emsigen Wirken der Japaner, die aus ihrer neuen Besitzung gern etwas rechtes machen möchten, wird alle Anerkennung gezollt; wir hören schon von Industrieausstellungen, von trefflich eingerichteten Schulen (S. 43), von landwirtschaftlichen Versuchsstationen (S. 98), von Heranziehung der ackerbautreibenden Pepowans zur Bildung von Freiwilligencorps (S. 128). Freilich strömten als Beamte viel unlautere Elemente von Japan nach Formosa, und die Kolonialwirtschaft war auch hier anfangs nicht sauber; darüber aber vermögen nur die sich zu wun-

dern, die von Kolonialgeschichte keine Ahnung haben. Noch ist das Land nicht ganz ruhig und bald mit den Wilden, bald mit den vom Festlande herübergekommenen „Schwarzflaggen" haben die Japaner zu kämpfen. Aber es geht vorwärts. Freilich, die Eisenbahn im Norden ist noch chinesische Schöpfung, und von der in Düsseldorf gebauten Lokomotive „Hohenzollern" wurde Herr Fischer von Kelung nach Schinschiku befördert. Vor der Hand ist noch nicht viel von Erträgnissen und Ausfuhren die Rede. Der Kohlenreichtum der Insel ist stark überschätzt worden, und die Güte läfst zu wünschen übrig. Kampher spielt noch immer eine Hauptrolle, und der Verfasser giebt uns in Wort und Bild eine genaue Beschreibung des Destillationsverfahrens.

Von besonderer Wichtigkeit sind Fischers Mitteilungen über die verschiedenen Eingeborenenstämme, von denen er auch Vokabularien aufgezeichnet hat. Mit Hülfe von japanischen Beamten, die sich ihm, dem Deutschen, gegenüber sehr gefällig und förderlich erwiesen, hat er vieles aufgezeichnet, was ethnographisch von Belang ist. Die Japaner haben eigene „Wildencivilisierungsdepartements" oder Bukonschos eingerichtet, die überall die Urbewohner beaufsichtigen und sie auch wissenschaftlich studieren. Als besonders wichtig heben wir die Mitteilungen hervor, welche der Vorstand des Bukonscho Polischa, im Mittelpunkte der Gebirge, Herrn Fischer machte (S. 132 ff.); daran reihen sich Fischers Berichte über seine Erlebnisse bei den Eingeborenen der Südspitze, die er durchquerte. Dort in den Gebirgen erklingt das „Juchzern" wie bei uns in den Alpen und wird vom Thale oder von den Bergen aus erwidert (S. 236). Von Belang sind ferner die Nachrichten über die Ornamentik der Eingeborenen, ihre Schnitzereien in den Hauspfosten (S. 247). Der Verfasser hat auch die gleichfalls an Japan abgetretenen Pescadoresinseln besucht, die als Kriegshafen von Wichtigkeit sind, sonst aber „an Reizlosigkeit, Öde und Unfruchtbarkeit ihres gleichen suchen". Richard Andree.

Dr. Emil Schöne: Der Fläming. Aus „Beiträge zur Geographie des mittleren Deutschland". Wissenschaftliche Veröffentlichungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig, IV. Band, 1899.

In einer fleifsigen Arbeit, die zwar etwas in die Breite geraten ist, giebt uns der Verfasser die Ergebnisse seiner Litteraturstudien, verarbeitet mit den eigenen Beobachtungen bei der Durchwanderung der Landschaft. Zuerst wird in einer geschichtlichen Auseinandersetzung hauptsächlich die Ableitung des Namens besprochen und die Wandlungen des Begriffs, den man mit jenem Namen verband, untersucht, dann die geographische Stellung, Gröfse und Grenzen des Gebietes festgestellt und im folgenden Abschnitt vor allem die Entstehung der Oberflächengestalt sehr ausführlich behandelt. Über Einzelheiten dabei wollen wir mit dem Verfasser nicht rechten, so der Erklärung der Entstehung des nördlichen höheren Abfalls des Fläming durch Aufstauchung durch das Inlandeis und ähnlichem, und nur noch auf die sehr interessante Beschreibung der hydrographischen Verhältnisse, speciell der sogen. „Rummeln" hinweisen. Weitere Abschnitte sind der Wirtschaftsgeographie und Verkehrsgeographie, der Rolle des Fläming in der Geschichte speciell während der Kolonisation des nördlich gelegenen slavischen Landes durch die Deutschen und der Landschaft des Fläming gewidmet, die, wie aus der Schilderung hervorgeht, der Verfasser bei seinen Wanderungen lieb gewonnen hat und von sehr günstigem Standpunkte betrachtet. Dr. G. Greim.

G. A. Graf v. Götzen: Durch Afrika von Ost nach West. Reise von der ostafrikanischen Küste bis zur Kongomündung. Mit zahlreichen Abbildungen und zwei grofsen Karten. Zweite Auflage. Berlin, Dietrich Reimer, 1899.

Es ist erfreulich zu sehen, dafs Graf Götzens längst von der Kritik anerkanntes Werk in zweiter Auflage erschienen ist. Dieselbe unterscheidet sich von der ersten, 1895 erschienenen, dadurch, dafs den neueren Forschungsreisen in dem von Götzen besuchten Gebiete Rechnung getragen ist. Der Gipfelpunkt seiner Forschungsthätigkeit lag am Kivusee und bei den nördlich davon befindlichen Völkern. Die wichtige Frage der politischen Zugehörigkeit des ersteren, den der Kongostaat ganz für sich beansprucht, wird vom Verfasser erörtert und die provisorische gerade Demarkationslinie zwischen dem deutschen und belgischen Gebiet als nicht zu einseitig Belgien günstiger Lösung der Grenzfrage geeignet erachtet. Es geht ein gut deutscher Kolonialgeist durch das hervorragende Werk; der Verfasser sieht nur günstige Ergebnisse vom kolonialwirtschaftlichen Standpunkt im tropischen Afrika für Deutschland voraus, und er hat Recht, wenn er behauptet, dafs bei der wissenschaftlichen Arbeitsleistung in den afrikanischen Kolonieen unserem Volke der Preis zuerkannt werden müsse. Für seinen Teil hat er dazu redlich mitgeholfen.

Dr. Filippo de Filippi: La Spedizione di S. A. R. il principe Luigi Amedeo di Savoia, duca degli Abruzzi al monte Sant'-Elia (Alaska). Illustrato da Vittorio Sella. Milano, Ulrico Hoepli, 1900.

Die in das Jahr 1897 fallende Expedition des Prinzen Ludwig von Italien zur Ersteigung des nordwestamerikanischen Bergriesen St. Elias ist ihren Erfolgen nach schon bekannt. Sie zeigte uns einen thatkräftigen, für die Wissenschaft und den Alpensport begeisterten Königssohn, welcher jedoch keineswegs auf seinen teuer erkauften Lorbeeren jetzt ausruht, sondern abermals auf einer arktischen Reise begriffen ist und gegenwärtig auf Franz Josefs-Land weilt. Die wohl ausgerüstete Expedition ging von der in die Küste Alaskas einschneidenden Yakutatbai aus, überschritt den ungeheuren, bis an das Meeresgestade heranreichenden Malaspinagletscher und führte dann die aufserordentlich schwierige Ersteigung des 5514 m hohen St. Elias zum erstenmale aus. Nicht weniger als 200 km wurden auf Gletschern zurückgelegt und 38 Tage dauerte es, bis das Ziel erreicht war — Zahlen, die uns einen Begriff von der Gröfse des bereisten Gebietes geben. Das Werk, dessen Reinertrag für die italienischen Alpenführer bestimmt ist, erscheint in echt fürstlichem Gewande und wird nicht nur diejenigen, welche dem Alpensport huldigen, befriedigen, sondern auch der Wissenschaft dienen, da ein wissenschaftlicher Anhang die meteorologischen Beobachtungen (von Cagni), die zoologischen (von Emery) und die mineralogischen (von Novarese) behandelt. Der lebhaft geschriebene Text rührt von dem Begleiter des Prinzen, Dr. de Filippi, her, und da der berühmte Alpen- und Kaukasusphotograph Vittorio Sella die Expedition begleitete, so ist in den 34 in Heliogravüren wiedergegebenen photographischen Aufnahmen das vorzüglichste gegeben, was auf diesem Gebiete geleistet werden kann. R. Andree.

Karl Graf Kinsky: Vademecum für diplomatische Arbeit auf dem afrikanischen Kontinent. Mit einer politischen Karte. Dritte Auflage. Leipzig, Veit u. Co., 1900.

Vorliegendes Werk ist eine kurzgefafste, übersichtliche Zusammenstellung der Staaten und Kolonieen ganz Afrikas in bezug auf ihre Entstehung, ihren Umfang nebst Bevölkerungszahl, mit specieller Berücksichtigung der abgeschlossenen Verträge und der hervorragenden historischen Daten. Gewifs ein sehr dankenswertes Unternehmen, ein sehr willkommenes Nachschlagebuch für Geographen und Politiker. Beweis dafür ist das Erscheinen einer dritten Auflage innerhalb weniger als drei Jahren. Und doch haften dem Werke zwei wesentliche Gebrechen an: der Mangel an Vollständigkeit und an absolut zuverlässiger Genauigkeit. Die Unvollständigkeit bezieht sich teils auf die Auswahl der historischen Daten, von welchen oft die wichtigsten übersehen worden sind, teils und besonders auf das den einzelnen Abschnitten angefügte Litteraturverzeichnis. In letzteres gehört doch ohne Frage (bei einem Handbuch für Diplomaten!) ein Hinweis auf die Aktenstücke, in welchen der Wortlaut der Verträge, Abkommen u. s. w. zu finden ist. Der, wenn auch noch so richtige, doch nur auszüglich gegebene Inhalt der Verträge genügt eben dann nicht, wenn man bei auftauchenden politischen Streitfragen ein sicheres Urteil selbständig sich verschaffen möchte. Den Mangel an Exaktheit will ich mit einigen Stichproben zu beweisen versuchen. S. 24 heifst es: „Im Osten reicht das Gebiet der Kolonie (am Senegal) bis zum Niger", während unmittelbar vorher richtig angeführt ist, dafs „die offizielle Grenze zwischen der Senegal-Kolonie und dem französischen Sudan eine Linie von Kayes bis Buntu bildet". An diese Kolonie waren niemals die Besitzungen an der Zahn- (oder Elfenbein-) küste angeschlossen, noch war die Zahnküste „vormals Rivières du Sud". Dagegen war, wie es S. 29 richtig steht, bis 1896 die Zahnküste mit Guinée française vereinigt; letztere Benennung entstand aus der administrativen Verschmelzung von Rivières du Sud mit Futa-Dschalon, so dafs Guinée française und Rivières du Sud nie gleichzeitig nebeneinander existiert haben, wie man nach S. 26 (unten) annehmen müfste. Ich gebe zu, dafs die Einteilung und Benennung der verschiedenen französischen Kolonieen in Nordwestafrika steten Schwankungen unterworfen waren und dafs dies sehr leicht zu Irrungen führt; allein gerade zur Klarstellung solcher verwickelter Verhältnisse greift man nach einem Buche, das sich als diplomatisches Vademecum ankündigt.

Liest man den Anfang des Abschnittes über Togoland

(S. 40), so könnte man zu der Anschauung kommen, als hätten England und Frankreich miteinander die Grenzen von Togo bestimmt. Entscheidend waren der englisch-deutsche Vertrag vom 1. Juli 1890 (nicht der französisch-deutsche, wie der Verfasser angiebt!) und das französisch-deutsche Abkommen vom 23. (nicht 26.) Juli 1897, welches jedoch bedeutend mehr war, „als ein Arrangement bezüglich des Hinterlandes" (S. 42). Noch knapper wie Togo wird Deutsch-Ostafrika behandelt. Bei den „wichtigsten Landschaften" werden Usaramo und Ukami ausgelassen; bei den geschichtlichen Ereignissen: die Übernahme der Verwaltung durch das Reich und die Besitzergreifung des Binnenlandes bis zum Viktoria Njansa 1890/91. Dafs der Sultan von Sansibar 1876 „sein Land vergeblich unter deutschen Schutz zu stellen suchte" (S. 103), ist mir unbekannt. Sollte hier wohl eine Verwechslung mit den Verhandlungen des Sultans und des Engländers Mackinnon im Jahre 1877 vorliegen? Witu wurde 1886 nicht von der „Deutschen Ostafrikanischen-", sondern von der Witu-Gesellschaft erworben. Das deutsche Protektorat „über die Küste von Witu", d. h. über die ganze Landschaft Witu, wurde nicht 1889, sondern 1885 proklamiert. Mit diesem Passus (S. 104) sind wohl die von Deutschland und England 1889 erhobenen Ansprüche auf die Inseln Lamu, Manda u. s. w. gemeint; zu einer Protektoratserklärung über diese Inseln, resp. „über die Küste von Witu bis Kismayu" seitens des Deutschen Reiches kam es aber nie.

Wifsmann wurde nicht im März 1890 „Kaiserlicher Gouverneur" — eine Unmöglichkeit, da erst am 1. Januar 1891 Deutsch-Ostafrika von der Reichsregierung in Verwaltung genommen wurde —, sondern am 1. Mai 1895. Auch kann man nicht von einer „Demission Wifsmanns" 1896 reden. Er gab freiwillig und nur aus Gesundheitsrücksichten seinen ruhmvollen Posten auf.

In bezug auf die Abschnitte „Zanzibar" und Britisch-Ostafrika könnte ich ebenfalls eine Anzahl von Unrichtigkeiten und Ungenauigkeiten anführen, veranlafst durch die verwickelten Beziehungen zwischen der englischen Regierung und dem Sultanat, durch die Schwierigkeit, den geographischen Begriff Britisch Ostafrika von der politischen Bezeichnung „East Africa Protectorate" stets scharf getrennt voneinander zu halten (vergl. S. 105 und 106). Doch dürften die oben angeführten Beispiele zur Charakterisierung des „Vademecums" genügen; es ist eben mehr ein übersichtlich abgefafster Entwurf, als ein sorgfältig durchgearbeitetes Werk. Erst wenn es nochmals Zeile für Zeile, Zahl für Zahl revidiert und korrigiert worden, wird es den Wert eines aus dem besten Quellenmaterial geschöpften und deshalb zuverlässig brauchbaren Kompendiums erhalten.

München. Brix Förster.

Dr. J. Hartmann: Aventins Karte von Bayern MDXXIII. Im Auftrage der geographischen Gesellschaft in München zur Feier ihres dreifsigjährigen Bestehens herausgegeben. Mit einem Vorworte von Prof. Eugen Oberhummer. München, Theodor Ackermann, 1899. Preis 7 Mk.

Johannes Turmair, der sich nach seiner Vaterstadt Abensberg, wo er 1477 geboren wurde, Aventinus nannte, ist als bayerischer Historiograph wiederholt gewürdigt worden, so u. a. von Döllinger. Seine reichen Quellensammlungen, die er kritisch verarbeitete, nicht minder seine dem ketzerischen Zeitgeiste huldigenden Ansichten, begründeten seinen Ruf. Weniger aber wurden bisher seine Verdienste um die Geographie anerkannt, wiewohl auf seine bayerische Landkarte, eine der ältesten überhaupt, des öfteren schon hingewiesen wurde. Dieses überaus seltene Werk, welches einen wahrhaft künstlerischen, von den heutigen Landkarten stark abweichenden Eindruck macht, tritt nun zum erstenmale auf Veranlassung E. Oberhummers an die Öffentlichkeit, und zwar in einer so vollkommenen, mit allen Hülfsmitteln der graphischen Kunst und des Farbendruckes hergestellten Ausführung, dafs dadurch der Ruf der Obernetter'schen Anstalt in München nur noch erhöht werden kann. Die Karte, im Beginn des Jahrhunderts im Kloster Tegernsee entdeckt, befindet sich jetzt in der Plankammer zu München und ist 1523 für die bayerischen Herzöge jener Zeit in Holzschnitt hergestellt. In die Augen springt zunächst der künstlerisch im Renaissancestil gehaltene, bunte, mit zahlreichen Bistums- und Städtewappen verzierte Rand. Sie reicht von den Alpen bis nördlich über den Donaulauf hinaus und von Schwaben bis ins Salzburgische, ist ohne Rahmen $32^1/_2$ cm hoch, oben $40^1/_2$ cm, unten 42 cm breit und in ptolemäischer Kegelprojektion gezeichnet. Der Mafsstab ist, nach Berechnung, etwa 1 : 800 000. Roh und breit sind die Flüsse, perspektivisch und mit Wäldern bedeckt die Alpen eingezeichnet, die Städte erscheinen gleichfalls in roten perspektivischen Ansichten, die kleineren Orte mit Kreissignaturen; deutsche und lateinische Schrift wechseln. Der Text, den Prof. Hartmann zur Erläuterung beigiebt, ist minutiös bis ins Einzelne und läfst nichts vermissen, was geeignet ist, diese erste Specialkarte Bayerns, eine der ältesten ihrer Art überhaupt, in das richtige Licht zu stellen. Ihm und der geographischen Gesellschaft zu München gebührt der Dank aller Fachgenossen für diese mustergültige Veröffentlichung. v. K.

Prof. Dr. B. Kahle: Ein Sommer auf Island. Mit zahlreichen Illustrationen und einer Karte von Island. VIII, 284 Seiten. 8°. Berlin W 9, Ad. Bodenburg, 1900. Preis 4 Mk.

Das Buch will kein gelehrtes Werk sein, sondern lediglich eine Reisebeschreibung mit dem Nebenzwecke, bei dem Mangel eines Reisehandbuches künftigen Besuchern der an Naturschönheiten so reichen Insel einige Winke an die Hand zu geben. Diesen Zweck erfüllt das Buch auch in reichem Mafse, und es wird nur als ein Vorzug aufgefafst werden können, dafs darin einige alte Volkssagen abgedruckt werden, dafs uns der Verfasser Übertragungen einiger der schönsten Stücke aus der isländischen Dichtung darbietet, dafs er da und dort über geschichtliche Ereignisse in alter und neuer Zeit, über volkswirtschaftliche und statistische Dinge, kurz über alles Wissenswerte berichtet. Im Rahmen der Reisebeschreibung werden wir über eine zahllose Menge von Gegenständen der isländischen Landeskunde unterrichtet, ohne dafs der Verfasser des breiteren auf die beiden Wissenschaften eingeht, wegen deren Island meistens aufgesucht wird: Sprach- und Litteraturgeschichte einerseits, Geologie anderseits, aber wiederum auch, ohne uns das Wichtigste daraus ganz vorzuenthalten.

Bei der Korrektur sind einige Ungleichmäfsigkeiten in der Schreibung isländischer Namen stehen geblieben, und die Bemerkung bezüglich der Aussprache derselben ist etwas zu kurz, so fehlt z. B. das meines Erachtens allerwichtigste: dafs nämlich im Isländischen sämtliche Wörter, einschliefslich der Eigennamen, unweigerlich auf der ersten Silbe betont werden. Die Karte — aus Stielers Handatlas — wimmelt von falschen Ortsnamen.

Die Abbildungen nach Photographieen, die allerdings zum Teil schon lange im Handel sind, sind sehr geschickt ausgewählt und recht gut ausgeführt. Die Ausstattung des Buches nach Druck und Papier ist bei dem niederen Preise von 4 Mk. vorzüglich zu nennen, und da bei der Reichhaltigkeit und trefflichen Ausarbeitung des Textes die kleinen oben gerügten Versehen nicht in Betracht kommen, so ist das ganze Buch vortrefflich zu nennen und aufs wärmste zu empfehlen. Wer noch nicht auf Island war, dem wird es reiche Belehrung bringen, wer aber dort war, dem wird es manche liebe Erinnerung wecken.

Nürnberg. August Gebhardt.

Kleine Nachrichten.

— Eine chinesische politische Karikatur. Die Zeitschrift „La Chine nouvelle" (1899, Heft 4) veröffentlicht die Nachbildung einer Karikaturenzeichnung, die der Auffassung ihres Verfassers, eines Chinesen in Hongkong, alle Ehre macht. Sie stellt eine Kartenskizze von China und seinen Nachbarländern dar und veranschaulicht die Bemühungen der Mächte, China etwas „abzupachten" oder es gar aufzuteilen. Die Aufschriften sind in englischer und französischer Schrift gehalten. England wird durch eine dicke, fette Bulldogge repräsentiert, die sich im Thale des Yangtsekiang breit macht. Anscheinend träumt sie, aber man entdeckt bei näherem Zusehen, dafs sie mit dem rechten Auge nach Süden schielt, wo von Hinterindien her ein Frosch, d. h. Frankreich, seine dünnen Vorderbeine nach Yünnan und Szetschuen resp. Hainan ausstreckt. Allerdings trägt der französische Frosch auf seinem Rücken das ominöse Wort „Faschoda", und das soll wohl bedeuten, dafs China vorläufig von ihm nicht viel zu fürchten hat. Japan klammert sich als eine mit Armen und Beinen versehene Sonne um seine Inseln, hat Formosa geangelt und schielt links nach Rufsland hinüber, das als riesiger schwarzer Bär (Aufschrift „Conquest") seine Tatzen auf die Mandschurei gelegt hat

und nach Süden schaut. Auf den Philippinen sitzt der amerikanische Adler; er hält sie fest in seinen Krallen, sperrt aber seinen Schnabel nach der südostchinesischen Küste auf; „Blood is thicker than water", heifst die Aufschrift. Mit Deutschland hat der Zeichner nicht viel anzufangen gewufst, und er traut ihm nur bescheidene Wünsche zu: es wird von einem einfachen Ringe mit der Aufschrift „German ambition" dargestellt, der sich um die Halbinsel Schantung legt.

— Murrays Ausgrabungen auf Cypern. Vor kurzem hat Dr. A. S. Murray Mitteilungen über seine Ausgrabungen bei Salamis auf Cypern vom Jahre 1896 bekannt gegeben. Ein Zufall hatte ihn dort zur Entdeckung einer Gräberstätte mit reichem, sehr verschiedenartigem Inhalt geführt. Murray fand zunächst viele Goldarbeiten, wie sie Schliemann in Mykene ausgegraben hatte, schöne Elfenbeinschnitzereien und Thongeräthe, die aus derselben Periode herrühren und deren Ursprung er auf das 8. oder 9. vorchristliche Jahrhundert zurückführt. Die goldenen Schmuckgegenstände waren dünne Stirnbänder und Diademe mit den stets gleichen, auch auf den Thongefäfsen wiederkehrenden spiralförmigen Mustern. Murray fand dort ferner Erzeugnisse ägyptischer, phönikischer und jüngerer hellenischer Kunstfertigkeit, welch letztere jedoch orientalische Elemente zeigen, so dafs man dabei an die Griechen der kleinasiatischen Küste zu denken haben wird. Ebenso ist Murray geneigt, zwei bronzene Beinschienen „nachhomerischer" Zeit zuzuschreiben, während er in einem merkwürdigen kubischen Bronzegegenstand, der zwei zum Fenster hinaussehende Frauenköpfe darstellen dürfte, palästinisch-phönikischen Einflufs zu erkennen glaubt, der zur Zeit Salomos und Hirams bis nach Cypern reichte. Die ägyptischen Funde zeigten Skarabäen, von denen einer den Namen des Königs Amenophis III. (um 1450 v. Chr.) trug, während ein jüngerer aus dem 9. Jahrhundert herrührt. Dr. Murray schliefst aus der bunten Mischung dieser doch verschiedenen, weit auseinander liegenden Zeiträumen angehörenden Funde, dafs die ganze Kulturstätte auf eine Zeit zurückgeht, als das östliche Mittelmeer der Schauplatz langer Kämpfe um die Vorherrschaft zur See war. Was die Mykenefunde anlangt, so möchte man sagen, sie bestätigten jene Überlieferung, dafs eine Schar von Troja heimkehrender Griechen auf Cypern landete und die Stadt Salamis gründete. Murray arbeitet im Auftrage des Britischen Museums an einem Werke, in dem er alle diese Fragen an der Hand seiner Funde näher erörtern wird.

— Von Beamten des Survey of India Department ist im Jahre 1898 eine Revision der hauptsächlichsten Triangulationspunkte in den Khási und Gáro-Hills vorgenommen, um nachzuweisen, welche vertikalen oder horizontalen Veränderungen dieselben durch das indische Erdbeben vom Juni 1897 etwa erlitten hätten. Das Ergebnis der Untersuchungen war, dafs man feststellte, dafs alle Punkte mehr oder weniger verändert waren. Die durchschnittliche horizontale Verschiebung betrug etwa 2,13 m, während die Höhenveränderung von einer Senkung von 1,32 m bis zu einer Hebung von 7,32 m wechselte. Das ganze, etwa 2642 □km grofse Gebiet der Khási und Gáro-Hills hat sich also durch das Erdbeben ausgedehnt und gehoben. (Nature, 28. Dec. 1899, p. 206.)

— Der Palufisch von Funafuti. Die letzte Expedition nach dieser Südseeinsel zur Tiefbohrung der Korallenriffe hat auch eine belangreiche zoogeographische Entdeckung im Gefolge gehabt. In der Monographie über das Atoll von Funafuti, welches vom Museum in Sydney veröffentlicht wurde (III, 1897, S. 199) erwähnte Herr E. R. Waite einen grofsen unbestimmten Fisch, der den Eingeborenen unter dem Namen „Palu", den Händlern als „Ölfisch" bekannt war. Nach Angaben von L. Becke sollte ein erwachsener Palu bis 150 Pfund schwer und 2 m lang werden; durchschnittlich sind sie 1 m lang und 40 bis 60 Pfund schwer. Die Eingeborenen haben viel Aberglauben in Bezug auf den Palu. Jeder Teil von ihm ist efsbar; auch der Kopf und die Knochen wurden geleeartig weich, wenn man sie kochte. Das Fleisch des Palu fault nie, wenn man es ungekocht läfst, sondern löst sich in ein farb- und geruchloses Öl auf. Das grofse Ansehen des Palu bei den Eingeborenen mag darauf zurückzuführen sein, dafs sein Fleisch ein schnell wirkendes und kräftiges Abführmittel ist. Er ist ein Tiefseefisch, der gewöhnlich in Tiefen von 120 bis 200 Faden in der Nacht mit grofsen Fischhaken gefangen wird, die man früher für Haifischhaken hielt. Der letzten Expedition nach Funafuti gelang es nun, einen Palu zu erhalten und Herr Waite erkannte darin den längst bekannten Fisch Ruvettus pretiosus, der aber bisher nur vom nördlichen Atlantischen Ocean unter dem Namen „Escolar" bekannt und im September und Anfang Oktober nachts in Tiefen von 300 bis 400 Faden gefangen wurde. Seine geographische Verbreitung ist also sehr weit nach Süden ausgedehnt.

— Wasserstandvoraussagen in Österreich. Bei den einzelnen österreichischen Statthaltereien und Landesregierungen bestehen vom Ministerium abhängige Abteilungen, die die Flufsläufe der Kronländer und die Wasserhöhe in ihnen, sowie die Niederschlagsmengen studieren sollen. Der Zweck der Einrichtung ist in Zukunft ferner der, auf Grund der Wasserstands- und Wettermeldungen aus den oberen Donauländern täglich Voraussagen für die bei Wien und weiter unterhalb zu erwartenden Stromverhältnisse aufzustellen. Es werden dazu jetzt schon die Wasserstände der Donau an 16 Orten, ferner solche am Donaukanal, am Inn, an der Salzach, der Traun und der Enns täglich um 8 Uhr früh beobachtet und nach Wien telegraphiert. Der Zweck ist, rechtzeitig drohende Hochwassergefahren zu erkennen und die Schiffahrtsinteressenten zu benachrichtigen.

— Kopfjagden auf Formosa. Adolf Fischer, dessen Streifzüge durch Formosa oben S. 6) besprochen wurden, verdankt über die nördlichen Wilden der Insel, welche in der bergigen Gegend von Polischa wohnen, viele wichtige Nachrichten einem Japaner, Schigetoro Nagano, welcher Vorstand einer Wildenstation ist, und der auch ethnographische Sammlungen unter ihnen anstellte und Photographieen aufnahm. Wie so viele malayische Stämme sind auch die Urbewohner Formosas eifrige Kopfjäger und Schädelsammler; der gröfste Ruhm, den sie erwerben können, ist der Besitz möglichst vieler Chinesenschädel. Diese werden zunächst frisch in schön gearbeiteten Flechtwerken von der Decke des Hauses herabhängend aufbewahrt; auch die Chinesenzöpfe bewahrt man auf. Bei dem zur Feier des erbeuteten Kopfes gegebenen Freudenfeste wird Reisbranntwein in den Mund des Chinesenkopfes gegossen, wobei man der Manen des Verstorbenen gedenkt. Über dem Kopfe hängt, wie über dem Netzwerke ein Schirm aus Aralia papyrifera. Die Chinesenzöpfe baumeln meist als Schmuck von der Decke der Hütte herab, die kahlen Schädel hingegen werden vor oder in der Nähe der Hütte, wie die Abbildung nach einer Photographie zeigt, reihenweise auf Bambusgerüsten aufgestellt. Die Aufnahme der Abbildungen war für Nagano mit grofsen Gefahren verknüpft und konnte nur heimlich geschehen.



Schädelgerüst mit Chinesenköpfen bei Polischa.
Nach einer Photographie.

Verantwortl. Redakteur: Dr. R. Andree, Braunschweig, Fallerslebertbor-Promenade 13. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEBER: DR. RICHARD ANDREE. VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXVII. Nr. 5. BRAUNSCHWEIG. 3. Februar 1900.

Die Arbeiterfrage in der Südsee.

Von Dr. G. Thilenius [1]).

Als Deutschland die Nutzniefsung der chinesischen Provinz Schantung erhielt und die Presse ihren informatorischen Verpflichtungen sich widmete, da wufste ein Teil derselben unter den vielen Vorzügen der neuen Erwerbung auch den anzuführen, dafs nun die Arbeiterfrage in den Schutzgebieten der Südsee sich erfreulicher gestalten könne. Der Zeitungsschreiber wufste, dafs chinesische Arbeiter in Neu-Guinea verwendet werden, und sein Idealismus half ihm über die schwerwiegende klimatische Frage hinweg; er bedachte nicht, dafs man ebensogut Europäer nach den Tropen schicken könnte als Arbeiter, wie den Nordchinesen.

Auch die Südchinesen sind freilich keine unbedingt brauchbaren Arbeiter. Sie mögen dem Klima gewachsen sein, und dennoch haben sie einen hohen Prozentsatz an Kranken und Toten, auch wenn sie Landarbeiter von Hause aus sind. So kostet in Neu-Guinea, wie überall, wo jungfräulicher Boden unter Kultur genommen werden soll, der Hektar eine bestimmte Anzahl von Menschen; bald von dieser, bald von jener tropischen Insel bringt dann der brave Tourist den Ausspruch eines im Lande ansässigen Europäers mit, dafs unter jeder Kokospalme ein Chinese begraben liege. Man mufs das natürlich, wie jede Südseegeschichte, zunächst durch eine hohe Zahl dividieren, um in das Gebiet der Wahrscheinlichkeit zu gelangen, aber völlig unberechtigt ist der Satz doch schliefslich nicht.

Die Einführung eines in ökonomischer Beziehung so ungleichmäfsigen Arbeiters, wie es der Chinese ist, wurde indessen veranlafst durch den Mangel geeigneter einheimischer Kräfte. Thatsächlich ist ja der Eingeborene ein Landarbeiter und überdies an das Klima gewöhnt, er leidet verhältnismäfsig selten an den Krankheiten, welche der Einwanderer zu überstehen hat, und verfügt damit über wertvolle Vorbedingungen für seinen Eintritt auf der Plantage. Eine Ausnahme hiervon gilt nur für die kleinen Inseln, deren Bewohner eben nicht vorwiegend Landarbeiter sind, sondern ihren Lebensunterhalt von der See beziehen. Sie sind zwar keine Plantagenarbeiter, wohl aber sehr brauchbare Matrosen und Taucher; die Eingeborenen von Rotuma werden z. B. sehr gesucht für die Perlenfischerei, und die grofse Mehrzahl der zwischen den Inseln der Südsee verkehrenden kleineren Schiffe haben entweder die seit alter Zeit als gute Seefahrer berühmten Polynesier als Mannschaft an Bord, oder Melanesier, die der Schiffahrt treibenden Küstenbevölkerung angehören.

Die Erlangung einer geeigneten Mannschaft für die Schiffahrt liegt indessen vorwiegend im Interesse des Händlers, der in jungen Kolonieen insofern wertvoll ist, als er bisher verschlossene Gebiete zugänglich macht. Da er aber im wesentlichen Raubbau treibt, so wird unter Umständen für eine Verwaltung, der an der stetigen und gleichmäfsigen Entwickelung ihres Gebietes gelegen ist, der sefshafte Pflanzer wichtiger werden. Dieser ist aber in seinen Leistungen in hohem Grade abhängig von seinen Arbeitern, und damit tritt die Sorge um geeignete Plantagenarbeiter überall da in den Vordergrund, wo nicht die vorübergehende Ausbeutung eines Gebietes, sondern dessen dauernde Kultivierung beabsichtigt wird.

Versucht man den Gründen nachzugehen, welche den Mangel an eingeborenen Arbeitern dieser Art entstehen liefsen und weiterhin zu dem Auswege führten, den man in der Einführung von Chinesen gefunden zu haben glaubte, so lassen sich die meisten derselben dahin zusammenfassen, dafs einerseits der gesteigerten Nachfrage nicht mehr zu gewinnbringenden Preisen genügt werden konnte, andererseits bestimmte Eingeborene sich als ungeeignet erwiesen. Man dachte hierbei zunächst an die Polynesier, aber auch an die Westmelanesier, besonders in Neu-Guinea.

Der letztgenannte ist allerdings ein durchaus berechtigter Grund. Die Versuche, Polynesier auf Plantagen zu verwenden, scheiterten an den Charaktereigenschaften der Leute. Sie konnten bei aller Anstelligkeit und Intelligenz nicht an eine regelmäfsige Thätigkeit gewöhnt werden, obgleich die Rasse an sich durchaus für landwirtschaftliche Arbeiten beanlagt ist, wie dies z. B. die Zuckerplantagen der Hawaiier oder die Felder der Maori auf Neuseeland beweisen.

Bei den Papuas in Neu-Guinea scheint die Sache etwas anders zu liegen. Auch hier wurden einschlägliche Versuche gemacht, jedoch ohne den erwarteten Erfolg, bis es kürzlich dem Leiter der Station im Friedrich-Wilhelmshafen gelang, Arbeiter aus den benachbarten Dörfern für die wieder zu eröffnende Pflanzung in Jomba zu erhalten. So ist vielleicht die Annahme nicht ganz von der Hand zu weisen, dafs die Schuld an den Weifsen lag und an ihrem Verständnis für den Verkehr mit Eingeborenen.

Immerhin bleibt die geringe Brauchbarkeit gewisser Rassen ein Grund für den Arbeitermangel und wird es auch für absehbare Zeit bleiben. Denn selbst wenn es gelingt, aus solchen Bevölkerungen eine nennenswerte Anzahl von Arbeitern anzuwerben, so bleibt dabei immer noch die Erfahrung zu bedenken, dafs z. B. gerade die

[1]) Die Erfahrungen des Herrn Verfassers sind auf einer längeren wissenschaftlichen Südseereise erworben. Red.

Polynesier unverhältnismäfsig unter der Verpflanzung nach anderen Inseln innerhalb der Tropen leiden. So haben unter anderen die Samoaner, welche als Missionare nach Neu-Pommern gesandt werden, auf dieser vergleichsweise gesunden Insel mehr vom Fieber zu leiden als die Europäer.

Ernstlich kommen daher vorläufig nur die Ostmelanesier in Frage, jene Bevölkerung, welche die Neuen Hebriden und die Salomonsinseln bewohnen. Von hier stammen in der That seit langen Jahren die Arbeiter für die Pflanzungen in Samoa, Viti, Queensland u. a. und haben sich um so brauchbarer erwiesen, je vernünftiger die weifsen Aufseher sie behandelten. Gewifs haben auch sie unter klimatischen Erkrankungen zu leiden: Dysenterien fordern ihre Opfer wie unter anderen Arbeitern, sie erkranken auch am Fieber, weniger freilich auf Grund der neuerdings modernisierten, altrömischen Theorie, als nach der alten Erfahrung, dafs die Bearbeitung jungfräulichen Bodens in den Tropen zu derartigen Erkrankungen ebenso führt, wie in gewissen Gegenden Deutschlands die Vornahme von Kanalisationsarbeiten u. a. unter den Anwohnern eine Anzahl von Malariafällen hervorrufen kann.

Trotzdem sind erfahrungsgemäfs die Salomonier und Neu-Hebridier bei weitem die besten Arbeiter, und zu ihnen gesellen sich neuerdings noch die Eingeborenen von Neu-Mecklenburg. Um so ernster ist es, dafs gerade auf diese Bevölkerungen sich jene Klagen über Arbeitermangel beziehen.

Berücksichtigt man, dafs die Arbeiter sich bisher fast ausschliefslich aus der Küstenbevölkerung rekrutierten, während das Innere der grofsen Inseln mit seiner Bevölkerung noch unzugänglich ist, so hat der Händler an sich nicht unrecht, wenn er behauptet, es seien immer noch Leute genug vorhanden, welche als Arbeiter Verwendung finden könnten. Trotzdem freilich ist die Schwierigkeit bei der Anwerbung nicht zu leugnen; die Inlanddörfer sind nicht zu erreichen und die Küstendörfer scheinen nicht mehr Menschen genug zu haben, oder sonstige Hindernisse zu bieten.

Eine Reihe ursächlicher Momente für die von Jahr zu Jahr sich steigernden Schwierigkeiten lassen sich ohne besondere Mühe finden. Die Ansprüche der Eingeborenen steigerten sich allmählich, sie verlangen bestimmte Waren, statt wie früher mit jedem europäischen Artikel befriedigt zu sein; der Werber hat jetzt auf Richtungen des Geschmackes und der Mode Rücksicht zu nehmen. Die Eingeborenen sind auch durch die Erzählungen heimgekehrter Arbeiter genau genug unterrichtet, um nur nach den Plantagen gerne zu gehen, wo sie guter Behandlung sicher zu sein glauben.

Überdies ist es keine Frage, dafs bei gesteigerter Ausdehnung der Pflanzungen eine Zeit kommen mufs, in welcher das Angebot von Arbeitern in ein und demselben Gebiete zu gering wird.

Thatsächlich handelt es sich aber nicht darum allein, dafs etwa bei gleichbleibendem Nachwuchs von Arbeitern in den Dörfern die Nachfrage unverhältnismäfsig gestiegen ist; vielmehr nimmt bei sehr langsam steigender Nachfrage die Bevölkerungszahl unverhältnismäfsig ab. Es kommt dies z. B. auf den Neuen Hebriden zum Ausdruck, wo mit am längsten geworben wird; ihre Küstendörfer sind entvölkert, ganze Inseln tragen der statt früheren dichten Bevölkerung nur noch so wenige Eingeborene, dafs die Anwerbung hier überhaupt nicht mehr lohnt; auf verhältnismäfsig jungen Werbegebieten, wie den Salomonsinseln, beginnt bereits derselbe Vorgang. Damit erscheint die Arbeiterfrage lediglich als die eine praktische Seite der Abnahme der Bevölkerung überhaupt, welche überall dort sich einstellt, wo der Weifse mit den Eingeborenen in Verkehr tritt.

Wie unheilvoll dieser Verkehr gewirkt hat, ergiebt die oberflächlichste Kenntnis der Geschichte der Südseeinseln. Hawaii und Neuseeland wurden schon bald nach ihrer Entdeckung von den Weifsen heimgesucht; mit welchem Ergebnis, ist bekannt. Selbst in dem weniger berührten Samoa nimmt die Bevölkerungszahl langsam ab, auf einzelnen Inseln bleibt sie einigermafsen gleich, und es ist bezeichnend, dafs nur von Futuna eine Zunahme berichtet wird, einer Insel, welcher bis vor kurzem der Weifse ferngeblieben ist. Es ist hier nicht der Ort, auf die für civilisierte Menschen wenig rühmliche Entdeckungsgeschichte einzugehen; auf die Brutalitäten der frommen Spanier, auf die Buccaneers mit ihrem Wahlspruch, dafs es jenseits von Kap Horn keinen Gott giebt, oder auf deren geistige Erben, die Arbeiterhändler, welche bis in die neueste Zeit hinein ihr gemeines Gewerbe betrieben: Alles dies gehört der Geschichte an, wenn auch freilich noch der neuesten. Seitdem man indessen auf den Gedanken gekommen ist, dafs diese eingeborenen Fischer und Bauern doch auch Menschen sind, haben Vorkommnisse dieser Art aufgehört, und heute weifs jeder einsichtige Pflanzer und Händler, dafs die gute Behandlung seiner Leute auf seine spätere Werbethätigkeit wirkt.

Gewöhnlich beruft man sich auf die häufigen Fehden der Eingeborenen, wenn die Bevölkerungsfrage erörtert wird, und als angeblicher Beweis gilt dann die Thatsache, dafs etwa Neuseeland oder Hawaii zur Zeit ihrer Entdeckung sich in völliger Anarchie, einem dauernden Kriege aller gegen alle befunden haben. Allein dagegen läfst sich gerade aus diesem Beispiele folgern, dafs solche Fehden zu allen Zeiten bestanden haben. So mufsten auch ihre Folgen sich früher ebenso, wie auch jetzt, bemerkbar machen, und es bleibt recht wunderbar, dafs die Bevölkerung früher nach solchen Decimierungen wieder zunahm, während heute, trotz des langen Friedens, davon nichts bemerkbar ist. Zum Überflufs wissen die um mehrere Jahrhunderte zurückgehenden Überlieferungen der Hawaiier von Jahrzehnte langen Perioden der Anarchie und der Volksverminderung zu berichten, die zur Zeit der Entdeckung der Gruppe trotz neuerlicher Kriege nahezu ausgeglichen erscheinen. Übrigens wird auch die Bedeutung der gewöhnlichen Fehden weit übertrieben; sie erreichen ihr Ende in der Regel schon, wenn auch nur wenige Leute gefallen sind. Nur selten nehmen sie gröfseren Umfang an, wie z. B. in einem Kriege, in welchem sich Anhänger zweier feindlichen Missionen in blutigem Kampfe begegneten. Er wird mit vollem Recht unter den Beschwerden der Händler gegen die Missionare aufgeführt. Umgekehrt freilich schilt wiederum der Missionar auf den Händler, der ihm seine Schutzbefohlenen durch Alkohol und Feuerwaffen verderbe.

Alle diese Anschauungen haben natürlich ihre Berechtigung, obgleich sie nur auf Teilerscheinungen beruhen; der Händler will sein Geschäft machen und kümmert sich nicht weiter um Dinge, die aufserhalb des Geschäftlichen liegen, andererseits ist auch der Missionar nicht unbedingt ein Engel, sondern ein Mensch von sehr wechselnder Bildung und der Angehörige irgend einer politischen Gemeinschaft.

Nimmt man noch die Kriegs- und Handelsschiffe hinzu, so sind damit die drei Hauptvertreter der Weifsen genannt, mit denen der Eingeborene zu thun hatte. Sie alle trifft ziemlich gleichmäfsig die Schuld an der verderblichen Wirkung ihrer Rasse auf den Eingeborenen,

mag auch jeder Teil sich möglichst rein zu waschen suchen. Man kann dabei nicht einmal sagen, dafs jeder in einer besonderen Weise schädigend wirkte; sie traten eben mit dem Dünkel des Weifsen Völkerschaften gegenüber, die sie als „Wilde" zu bezeichnen und zu behandeln beliebten. Der Eingeborene mufste Verträge sich aufzwingen lassen, mufste den Missionar aufnehmen, mufste sich den Wünschen des Händlers fügen; par ordre du moufti wurden er und sein Land „civilisiert", seine Seele für den Himmel hergerichtet. Man bedachte nicht, dafs die Erzeugnisse des Gewerbes und der Kunst dieser Völker, ihre Regierungsformen, ihre Kasten, Gesetze, ihre Mythen und Lieder einen Kulturzustand darstellen, aus welchem man die Leute wohl in einen anderen langsam überleiten, nicht aber gewaltsam umwandeln konnte. Die ersten Weifsen waren zu ungebildet, um aus Wahrnehmungen dieser Art für ihr eigenes Verhalten die richtigen Folgerungen zu ziehen, vielleicht auch zu hochmütig. Der Händler forderte den Landbesitz und gab dem Eingeborenen, den er enteignete, leicht veräufserliche Tauschwaren, der Missionar hielt es für seine Aufgabe, die in sein Schema nicht passenden socialen Einrichtungen möglichst schnell zu vertilgen, die Vertreter fremder Mächte untergruben durch ihre Dekrete die Autorität der Herrschenden oder verletzten alte Gebräuche und Sitten. Man zerstörte Bewährtes und Bestehendes, ohne etwas Besseres an seine Stelle zu setzen, und die Folge war ein anarchischer Zustand für den Eingeborenen, an welchem er als der Schwächere zu Grunde gehen mufste. Krankheiten, die der Weifse ihm brachte, kamen hinzu und beschleunigten die durch wirtschaftliche Momente langsam eingeleitete Auflösung.

Heute haben sich die Verhältnisse gebessert. Vorgänge, wie sie der Beginn des Jahrhunderts in Hawaii oder Tahiti brachte, sind seitens der Auslandschiffe unmöglich; unter staatlichem Einflusse ist der Abenteurer verschwunden und der Pflanzer oder Kaufmann an seine Stelle getreten; der Gesichtskreis des Missionars scheint sich hier und dort erweitert zu haben.

Obwohl damit heute die gröbsten Schäden beseitigt sind, so wirken sie dennoch nach, und die Bevölkerungen jener Inseln, welche zuerst mit den Weifsen in Berührung kamen, büfsen diese zweifelhafte Ehre mit ihrem sicheren und baldigen Untergange.

Andere Gruppen sind besser daran; in den jetzigen friedlicheren Zeiten kann ihre für den Ansiedler so wichtige Bevölkerung erhalten werden, sobald der Weifse sich dazu bequemt, auf dieselbe Rücksicht zu nehmen. Freilich sind auch hier Spuren einer unerfreulichen früheren Zeit vorhanden, aber nur wenig zur Geltung gekommen.

Die Besserung der bestehenden Verhältnisse setzt allerdings bei den damit betrauten Weifsen die Kenntnis der Einrichtungen des Volkes voraus. Wenn ein Beamter mit Gewalt die Fehden unterdrückt, so wirkt unzweifelhaft der erzwungene Frieden günstig auf die Bevölkerungszahl ein. Dennoch kann sein Bestreben, den Frieden zu erhalten, zu entgegengesetzten Ergebnissen führen. Es giebt z. B. Gebiete, welche zwar Kasten, nicht aber eine Gliederung nach Stämmen kennen. Infolgedessen giebt es auch keine Häuptlinge in dem politischen Sinne, den wir damit zu verbinden gewohnt sind. Unter Umständen wird nun dem Beamten auf seine Frage ein Mann als Häuptling gezeigt, welcher nur auf Grund seines Verkehrs mit Geistern ein gewisses Ansehen geniefst, aber keinen politischen Einflufs hat. Wird dieser Eingeborene für etwaige Unordnungen verantwortlich gemacht, so ist damit der Anlafs zu neuen Unruhen gegeben, deren Schuld in den Augen der Eingeborenen auf den wohlmeinenden Beamten fällt und zwar um so mehr, als von der anderen Seite her der Missionar die einzige Stütze der Autorität des „Häuptlings", den Geisterglauben, untergräbt. Wird an anderen Orten ein Vergehen neuerdings mit einer Geldbufse bestraft, welches der Eingeborene bisher nur durch den Tod genügend gesühnt glaubte, so trägt auch ein solcher Eingriff nicht gerade zur Herbeiführung ruhiger Verhältnisse bei. In einer weiteren Gruppe eifert z. B. der Missionar gegen die „Polygamie". Aber in dem betreffenden Distrikte trifft er damit nicht nur eine sociale Einrichtung, welche in gewissem Sinne als Polygamie aufgefafst werden kann, sondern mehr noch eine wirtschaftliche. Die Frauen sind die Arbeiterinnen auf den Feldern ihres Eigentümers, werden sie plötzlich aus dem bisherigen Verhältnis gelöst, so tritt damit unmittelbar eine wirtschaftliche Schädigung ein. Der Eingeborene ist sich dessen durchaus bewufst und weigert unter Umständen dem Missionar die Aufnahme, weil er von ihm die Beeinflussung seiner wirtschaftlichen oder politischen Stellung befürchten mufs. Einzelne Fälle von Vertreibung oder Ermordung eines Missionars sind in der That nicht die Schandthaten verrätherischer „Wilden", sondern Folgen der geringen Menschenkenntnis und Unklugheit des Missionars. Es kann auch vorkommen, dafs der angehende Pflanzer Land kaufen will und sich zu diesem Zwecke an den „Häuptling" wendet, welcher seiner Vorstellung nach zu dem Verkaufe berechtigt ist. Thatsächlich ist das begehrte Stück aber Eigentum einer Familie, über welches dem Häuptling keinerlei Verfügungsrecht zusteht. Nicht selten ist ferner die Erscheinung, dafs dem Eingeborenen der Begriff des Verkaufes im Sinne eines Besitzwechsels fehlt, er versteht darunter nur die zeitweilige Überlassung der Nutzniefsung.

Die Zahl solcher Beispiele läfst sich beliebig vermehren, sie beweisen alle, dafs mit der Unterdrückung der Fehden durch den Weifsen an sich wenig zur Einleitung ruhiger und dauernder Zustände gethan ist, dafs vielmehr der Weifse selbst, wenn auch unbeabsichtigt, zu Unruhen Anlafs giebt.

Der Eingeborene verkennt keineswegs die Vorteile, welche ihm der Weifse bringt. Er freut sich des äufseren Friedens, weifs den Missionar in seiner Eigenschaft als Volksschullehrer sehr wohl zu würdigen und bedient sich gerne der Waren des Händlers, welche ihm eine bequemere Lebensführung ermöglichen. Wenn aber der komplizierte Organismus seines kommunistischen Staatswesens, in welchem religiöse, sociale und rechtliche Gebiete eng mit einander verbunden sind, von denselben Weifsen bald hier, bald da erschüttert wird, so spricht sich dies bei einer Bauernbevölkerung wirtschaftlich aus und kommt schliefslich in den Bevölkerungszahlen zum Ausdruck, die eine relative und absolute Verminderung aufweisen.

Diese Erscheinung ist um so wichtiger, als sie zu einer Zeit eintritt, in welcher zwar nicht mehr zeitweilige Kriege, wohl aber die Werbeschiffe der Händler und Pflanzer dauernde Ansprüche gerade an die körperlich leistungsfähigsten Teile der Bevölkerung stellen.

Die Werber treten den Eingeborenen genau in derselben Weise gegenüber, wie die Händler jedem anderen Urprodukte des Landes. Ob es sich um Trepang, Perlschalen, Schildpatt oder Eingeborene handelt, macht keinen Unterschied; der Weifse sucht soviel wie möglich davon zu erlangen, unbekümmert darum, ob dieser Raubbau zu einer Verödung der Gebiete führt oder nicht. So lange immer neue unberührte Gebiete sich bieten, werden die Folgen dieses Wirtschaftsbetriebes gerne

übersehen, aber die Zeit dürfte allmählich vorüber sein, in welcher man immer neues Menschenmaterial finden konnte.

Dabei ist die Wirkung der Anwerbnng auf ein bestimmtes Dorf eine sehr weitgehende. Der Wnnsch nach Erlangung der verführerischen Tauschwaren der Weifsen führt gewöhnlich dazn, dafs mehr Leute seitens ihrer Verwandten angeboten werden, als die wirtschaftliche Lage rechtfertigt. Man begiebt sich einer zu erheblichen Anzahl von Arbeitern, welche für die eigene Wirtschaft nötig waren, nnd gleichzeitig von Kriegern, die im Falle einer Fehde mit dem Nachbar den Fortbestand des Dorfes sichern könnten. Aber auch in Friedenszeiten wirkt die Anwerbung nicht allein als zeitweilige Entziehung von Arbeitskräften, sondern eher wie eine dauernde Fehde, denn von den Angeworbenen kehren viele nicht zurück. Sie sind auf den Pflanznngen zu Grunde gegangen, manche bleiben in der neuen Heimat, einzelne wurden von gewissenlosen Schiffern an irgend einer Stelle der Küste abgesetzt, wo sie dann feindlichen Dörfern in die Hände fielen und erschlagen wurden. Die wirklich heimkehrenden Arbeiter bringen oft Krankheiten mit, welche allmählich den ganzen Distrikt gefährden können, dank der Kurzsichtigkeit mancher Weifsen, welche nicht einsehen können, dafs die Vorschriften über die ärztliche Untersuchung der ankommenden und abreisenden Arbeiter in ihrem eigenen Interesse erlassen wurden.

Je nach der Form des Landbesitzes in seiner Heimat wird überdies der Arbeiter bei seiner Rückkehr häufig in die Lage kommen, wirtschaftlich von nenem anzufangen, ganz abgesehen davon, dafs er während seiner Abwesenheit, soweit die Begründung einer Familie in seinem Dorfe in Frage kommt, ausfiel.

Es wäre ein Wnnder, wenn nnter Verhältnissen, wie den angedeuteten, die Bevölkerungszahlen sich auf gleicher Höhe hielten oder gar stiegen; die kleinen Mittel, welche bisher versucht wurden, können höchstens die Abnahme der Bevölkerung verzögern. Sie sind nirgends durchgreifend und andererseits mit allzugrofser Rücksicht nach allen Seiten formuliert worden. Aber ebenso wie der Staat neuerdings durch strenge Vorschriften für das Wohl des Angeworbenen zu sorgen sich bemüht, so steht es ihm auch zu, die zunächst rein wissenschaftlichen Ergebnisse ethnologischer Forschung znm Besten der Heimateinseln der Arbeiter praktisch zu verwerten. Es genügt nicht, dafs man für den Arbeiter sorgt, während er dem Weifsen dient; ebenso wichtig ist die vorausschauende Fürsorge in seiner Heimat. Dauernder Friede ist dort weniger nötig, als die Stabilität der politischen nnd wirtschaftlichen Verhältnisse, deren Beachtung von jedem Weifsen, ob Händler, ob Missionar, zu fordern ist; dann kann auch dem willkürlichen Betriebe der Werbeschiffe eine rationelle Grundlage gegeben werden.

Bronzen aus Chotan.

Aus der Sammlung N. F. Petrovskijs[1]). Übersetzt von Albert Grünwedel.

In letzter Zeit macht sich im Studium der buddhistischen Kunst eine nnbezweifelte Belebnng bemerkbar: Grünwedel schrieb seine schöne Probe einer Zusammenstellung nnserer Nachrichten über die buddhistische Kunst[2]), Prof. Bühler stellte mit der ihm eigentümlichen Meisterschaft die Frage nach der alten Jainakunst und sprach zum ersteumal mit Entschiedenheit bezüglich der alten brahmanischen Knnst den Gedanken ans, sie sei der buddhistischen Kunst ebenso vorausgegangen, wie die brahmanische Litteratur der buddhistischen vorherging, zugleich wnfste er znr völligen Überzeugung darzuthnn, dafs diese brahmanischen Denkmäler uns zu Gebote stehen werden, sowie nur in Indien systematische Aufgrabungen unternommen sein würden[3]). Foucher untersnchte (360) in seiner talentvollen Art auf Grund des erwähnten Bnches von Grünwedel die Frage nach dem ausländischen Einflusse auf die bnddhistische Knnst und schliefst ab, indem er die Bedeutung der Mahâyânaschnle auf die Gandhârakunst[4]) hervorhebt. Diese vortrefflichen Arbeiten machen uns ebenso wie die ganze Reihe der ihnen voraufgegangenen Bücher und Artikel von James Bnrgess, Fergusson, Sir Alexander Cunningham, Vincent Smith u. A.[5]) reichlich klar, dafs die Erforschnng der indischen Kunst sich noch völlig im Keime befindet, und zwar so, dafs weder der Anfang dieser Knnstübung noch der Grad ihrer Selbständigkeit mit genügender Genauigkeit bestimmt ist. Der Grund ist völlig klar: mit geringen Ansnahmen, und diese traten erst in letzter Zeit ein, liegen alle notwendigen Materialien in Indien und in den indischen Museen; der europäische Forscher mufs mit mehr oder weniger zufälligen Proben und Kopieen zufrieden sein, und dies Material liegt noch in überaus beschränkter Zahl vor.

Unter solchen Umständen ist die Untersuchnng von neuen Materialien änfserst schwierig, daher mnfs die Beschreibung jeglicher neuen Funde beinahe immer in erster Linie den Charakter eines Kataloges tragen, und sehr oft ergeben sich dafür weder das Dargestellte, noch der Ort und die Zeit der Herkunft des gegebenen Denkmals zur Bestimmnng.

So unvorteilhafte Bedingungen sich daraus ergeben müssen, wenn es sich darum handelt, einen, wie uns dencht, dennoch unbezweifelbaren und anregenden beschreibenden Katalog abzufassen, so undenkbar sind

[1]) Dieser Aufsatz bildet den zweiten Teil (359 ff.) von S. v. Oldenburgs Artikel, „Notizen über die buddhistische Kunst“, Zamětki o buddijskom iskusstvě: Vostočnyja Zamětki. St. Petersbnrg 1895. 337 ff. Vergl. Rhys Davids Journal of the Royal Asiatic Society 1896, p. 623—627. — Der erste Teil dieses Aufsatzes wurde übersetzt ins Holländische von Prof. Dr. H. Kern unter dem Titel: Een Russisch Geleerde over de beeldhouwwerken van den Boro Boedoer: Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederl. Indië 1897, Zesde Volgreeks, derde deel, 1 aflevering 49; — ins Englische von Leo Wiener, Notes on Bnddhist art, Journal of the American Oriental Society XVIII, 1897, p. 183—201.

[2]) A. Grünwedel, Buddhistische Knnst in Indien. Berlin 1893. Mit 76 Abbildungen.

[3]) G. Bühler, Specimens of Jaina sculptures from Mathnrâ. Epigraphia Indica II, p. 311—323, pl. Zur Bekräftigung der Meinung Prof. Bühlers von der absolnten Notwendigkeit systematischer Anfgrabungen mögen die merkwürdigen Funde Reas dienen — an Orten, wo schon früher Nachforschungen gemacht waren, vergl. A. Rea, South Indian Buddhist Antiquities, Archaeological Survey of India, New Imperial Series, Vol. XV. Madras 1894.

[4]) A. Foucher, L'Art bouddhique dans l'Inde d'aprés un livre récent. Paris 1895. (Aus „Revne de l'histoire des religions.)

[5]) Eine kurze bibliographische Liste von einigen aus diesen Arbeiten kann man in G.'s Buch, l. c. 3 bis 4 finden.

ohne diese die weiteren Bearbeitungen und noch weitergehenden Ausführungen der Frage [6]).

(361) Die sechs unten beschriebenen Bronzen gehören der Sammlung centralasiatischer Altertümer unseres Generalkonsuls in Kaschgar, N. F. Petrovskij, an, aus welcher einzelne Objekte durch N. F. Petrovskij und G. E. Kizerickij beschrieben sind [7]). Die Bronzen stammen aus Chotan, in dessen Umgebung sie ausgegraben wurden. Ein Teil der Objekte der Sammlung N. F. Petrovskijs sind in Burazan ausgegraben, und bei ihrer Gruppe mögen auch unsere Bronzen gewesen sein. Davon, dafs in Chotan und seiner Umgebung archäologische Funde gemacht wurden, wufste man früher schon [8]), aber, so viel wir wissen, wurde nicht einer dieser Funde ausgegraben, und die Stücke selbst befinden sich wahrscheinlich in Privathänden [9]).

Oben haben wir nur so viel gesagt, dafs oft das Sujet buddhistischer Kunsterzeugnisse sich zu genügend genauer Bestimmung nicht eignet, immerhin ist unter den Chotaner Bronzen, welche wir beschreiben wollen, namentlich eine, welche dazu passend scheint, eine Streitfrage entstehen zu lassen, hinsichtlich der durch sie dargestellten Persönlichkeit; darum wollen wir ein wenig bei dieser Frage verweilen. In dem schon erwähnten Buche giebt Grünwedel eine Benennung für eine Reihe von Statuetten und Figuren, welche mit einem Fläschchen in der linken Hand dargestellt sind [10]); als Person, die damit dargestellt werden soll, giebt er (362) den Bodhisatva — oder künftigen Buddha Maitreya an, indem er sich darauf beruft, dafs derselbe in der modernen tibetischen Kunst dargestellt wird mit einer Flasche als Attribut, und indem er ferner auf zwei Figuren indischer Herkunft hinweist, aber auch auf eine Gruppe der acht Buddhas, welche bei Cole abgebildet sind [11]). Dafs diese Beweise nicht genügen, jede Figur, welche ein Gefäfs in der Hand hält, als Maitreya zu bezeichnen, hat Foucher [12]) dargelegt, wir wollen uns bemühen, zu beweisen, dafs die Figuren mit Fläschchen in der Hand auch identifiziert werden können mit Avalokiteçvara.

Vor allem bemerken wir, dafs ein Gefäfs für Amrta das Attribut des Avalokiteçvara abgiebt, auch in der modernen Kunst, wie man sich überzeugen kann, aus den Statuen dieser Bodhisatva (wir verweisen vielleicht mit Unrecht auf den vielhändigen Avalokiteçvara aus der Sammlung von J. P. Minaev im ethnographischen Museum der Akademie der Wissenschaften).

Gehen wir in der Zeit zurück, so finden wir dasselbe auch im 11. Jahrhundert in Nepal [13]), ferner zu Bârâ Budur [14]), wo das Vorhandensein einer kleinen Figur





Fig. 1. Fig. 2.

Fig. 1. Darstellung des Avalokiteçvara nach 16, = Archaeological Survey of Western India 1883.

Fig. 2. Darstellung eines Bodhisatva aus 17, = Archaeological Survey of Western India 1878.

Diese beiden Figuren sowie Fig. 3 sind Zuthaten des Übersetzers; im Original sind nur die Citate.

eines sitzenden Buddha Amitâbha deutlich auf Avalokiteçvara weist; in Ajaṇṭâ [15]), in den Höhlen von Bâgh und Malva [16]) (Fig. 1), wo das Vorhandensein jenes selben Figürchens im Kopfputz wiederum keinen Zweifel darüber aufkommen läfst, dafs der Dargestellte Avalokiteçvara ist. Fast ebenso zweifellos dargestellt ist der Bodhisatva in den Aurangâbâd-Höhlen [17]) (Fig. 2); leider raubt uns die Mangelhaftigkeit der Zeichnung die volle Klarheit über sie. Wenn wir nun, nachdem wir nur hierfür die besprochenen Abbildungen geprüft haben, uns zu Fig. 65 bei Grünwedel wenden, welche von ihm als Maitreya bestimmt ist, nur aus dem Fläsch-

[6]) Dieser Aufsatz war schon geschrieben, als wir das Juliheft des „Journal of the Royal Asiatic Society of London" vom laufenden Jahre erhielten mit dem Artikel von R. Sewell, Some buddhist Bronzes and Relics of Buddha, p. 617—637; bei dem Artikel befindet sich ein Appendix von Prof. Bühler mit der Lesung einer von den Inschriften auf dem Postament einer Figur. In diesem interessanten Aufsatze finden wir einen Katalog von einigen Bronzen, welche in vieler Beziehung den unseren ähnlich sind. Leider sind die Fundstücke dieser Figuren, auf denen Inschriften waren, nicht erhalten. Eine Plinthe ohne Statue hat eine Inschrift, welche sich nach Prof. Bühlers Ansicht auf die Zeit zwischen 900 bis 1000 bezieht. Unter solchen Umständen können wir für die Chronologie aus dem in der Abhandlung Sewells vorkommenden Material gar nichts gewinnen. Auf Taf. 6 ist eine Statuette abgebildet, welche der Verfasser buddhistisch nennt, wir sind geneigt, sie eher für jainistisch zu halten, da ja die Figur, wie es scheint, keine Kleider trägt und der Stil der Figur selbst jainistisch ist. Ein wenig erinnert sie in ihrer allgemeinen Anlage an die Jainastatuette, welche dem Akademiker V. P. Vasiljev gehört, welche in den fünfziger Jahren im Gouvernement Voroneš gefunden wurde und die wir veröffentlichen wollen. Auf dem Plinthus der Statuette die Inschrift Samv. 1225.

[7]) N. F. Petrovskij, Notizen über Altertümer aus Kašgar, Zamětki vostočnago otdělenija Imp. russkago archeologičeskago obščestva IX, 147 ff.; Kizerickij, Chotanische Altertümer aus der Sammlung Petrovskij ibid. IX, 167—190.

[8]) Über Burazan soll eine Mitteilung in den „Zapiski" erscheinen unter dem Titel „Burazan, Bericht des Chotaner Handelschefs Abdu-Sattara" von N. F. Petrovskij; aus diesen Notizen entlehnen wir unsere Kenntnis über Burazan (Zapiski etc. IX, 267—269). [Die Sammlung des Herrn Petrovskij befindet sich jetzt nach einer freundlichen Mitteilung des Herrn S. v. Oldenburg in der kaiserl. Eremitage.]

[9]) W. K. Johnson, Report on his journey to Ilchi, the capital of Khotan in Chinese Tartary, Journal of the Royal Geographical Society XXXVII, 1—21, p. 5 (1867); R. B. Shaw, Letter on Yarkand antiquities, Proceedings of the As. Soc. of Bombay, 1875, 91 f.; Forsyth Sir T. Douglas, On the buried cities in the shifting sands of the great desert of Gobi, J. R. Geogr. Soc. XLVII, 1—17. J. P. Minaev, Ein vergessener Weg nach China: Žurnal Ministerstva narodnago prověščenija (Otděl. nauk) CCLXIV, 168—189.

[10]) l. c. 140 ff., Abb. 64 und 65.

[11]) Major H. H. Cole, Graeco-buddhist sculptures from Yusufzai. Preservation of National Monuments India 1885, pl. 1.

[12]) A. Foucher, l. c. Sep.-Abdr. 34 ff.

[13]) Foucher, l. c.

[14]) Atlas CCLXXXI, 102.

[15]) J. Burgess, Notes on the Buddha rock temples of Ajanta. Bombay 1879. 35 (Avalokiteśvara with a jug in his left hand and a deer-skin over his left shoulder, 62 A. holds the palm of his right hand forward, and has a bottle with oval body and narrow neck in his left.)

[16]) J. Burgess, Report on the Elura cave-temples, pl. XX, fig. 2. London 1883.

[17]) J. Burgess, Report on the antiquities in the Bidar and Aurangâbâd districts. London 1878. (Archaeological Survey of Western India III. pl. LV, 1.)



Fig. 4. Chotaner Bronzen aus der Sammlung N. F. Petrovskij.
Nr. 1 bis 6 = Tafel XI (aber unbezeichnet) des Originals.

chen und nach Analogie von Fig. 64, so überzeugen wir uns, dafs im gegebenen Falle (363) wenigstens wir fast zweifellos mit Avalokiteçvara zu thun haben, worauf aufser dem Fläschchen noch der Rosenkranz und der Kopfputz weisen, dessen angeblichen Stûpa oder Tschaitya, über welchen Grünwedel spricht, und welcher auf der Zeichnung nicht deutlich ist, wir für eine Darstellung des Amitâbha halten. Über Fig. 64 wollen wir nicht sprechen, denn sie zu beurteilen ist schwierig.

Jetzt müssen wir übergehen zu den Erzeugnissen der Gandhârakunst, für welche Grünwedel, wie es uns deucht, zweifellos das Vorhandensein Maitreyas nachweist. Ohne irgend etwas an diesem wichtigen Resultate der Untersuchung Grünwedels zu bestreiten, erlauben wir uns dennoch zu vermuten, dafs er ein wenig dabei zu viel als nötig verallgemeinert hat, indem er zur Norm machte, dafs alle Figuren, welche ein Gefäfs halten, Maitreya seien [18]. Wenn wir nun zurückkehren zur Fig. 65 bei Grünwedel, in welcher wir Avalokiteçvara erkannten, und damit die Gandhârastatue vergleichen, welche bei Cole [19]) abgebildet ist (Fig. 3), so kann, wie uns deucht, uns nur die Ähnlichkeit der Darstellung schlagen: bei der Gandhârastatue fehlt nur der Rosenkranz in der linken Hand, dafür ist aber auf der flachen Hand ein Lotos abgebildet; die Statue hat einen Nimbus, doch ist sie ohne Krone. Eine zweite Abbildung des Avalokiteçvara zu Gandhâra ist citiert bei

[18]) Grünwedel, l. c. 146.
[19]) Cole, l. c. pl. 25.

Burgess [20]); dies ist eine Darstellung des Buddha mit zwei Bodhisatvas zur Seite, zur rechten Seite Buddhas Avalokiteçvara, unter der Zeichnung die unrichtige Benennung: „Buddha, Sâriputra and Maudgalyâyana."

Nach all dem oben Gesagten wollen wir zum Schlufs kommen mit dem Ergebnisse, dafs Figuren mit dem Fläschchen in der Hand in der buddhistischen Kunst bezeichnen mögen sowohl Avalokiteçvara wie Maitreya [21]) und zweitens, dafs schon die Gandhârakunst den Avalokiteçvara [22]) kennt.



Fig. 3.
Darstellung eines Bodhisatva (Padmapâṇi) nach 19. Preservation of National Monuments India.

Wir gehen jetzt über zum Kataloge unserer Bronzen. Fünf davon sind buddhistisch, aber eine scheint brahmanisch zu sein. Die Statuetten Nr. 1, 2, 3, 4 sind hinten flach; Nr. 1, 2, 3 mit Bolzen für Befestigung unten und hinten (Nr. 1 mit einem Bolzen hinten — der zweite ist gänzlich abgebrochen —, Nr. 2 und 3 mit zwei).

Nr. 4 und 5 sind Plättchen mit erhabener Darstellung; an Nr. 6 ist noch ein Teil des unteren Bolzens wohl erhalten; Nr. 5 hatte dem Anscheine nach denselben Bolzen, aber er ist jetzt gänzlich abgebrochen.

1. Buddha, sitzt in beschaulicher Lage, die Füfse gekreuzt mit nach oben gewendeten Fufssohlen, die Hände geschlossen, in Dhyâna-Mudrâ, Uṣṇîṣa bezeichnet durch eine genügend grofse, abgerundete Erhöhung; die Haare nicht bezeichnet, die Ohren nach unten länger werdend, die Augen halb geschlossen, die Brauen bezeichnet durch eine Linie, die Ûrṇâ fast nicht zu bemerken; das Kleid, dessen Falten bezeichnet sind, bedeckt beide Schultern, den Hals völlig frei lassend. Sorgfältige Ausarbeitung; Höhe 0,061 m [23]).

[20]) J. Burgess, The Buddhist Stupas of Amaravati and Jaggayyapeta in the Krishna District, Madras Presidency in 1852. London 1887. (Archaeological Survey of Southern India.) Woodcut I, p. 12. Cfr. Foucher, l. c. 37—39, wo noch ein Hinweis auf Grünwedel, Fig. 36.

[21]) Aufser den citierten Figuren mit Gefäfs können wir noch nennen: E. Curtius, Archäolog. Zeitg. 1875, 90 bis 95, Taf. 2; Cole, l. c., pl. 19, 20; Foucher, l. c. 52; Râjendralâla Mitra, Buddha Gayâ, pl. XXVIII. Calcutta 1878. Noch eine kleine Zahl Figuren mit Gefäfs in der Hand finden sich in den neuesten Zusendungen des Herrn N. F. Petrovskij aus Kašgar.

[22]) Foucher, l. c.

[23]) Die Höhe ist immer zusammen mit dem Zapfen gerechnet.

2. Buddha, ebenso wie 1, Spuren der Ûrṇa fehlen. Ziemlich stark zerstört, besonders haben die Hände gelitten. Grobe Arbeit. Höhe 0,109 m.

3. Buddha, steht auf einem Untersatze von einem Lotos, Pose die eines Lehrers, der rechte Fufs ein wenig vorgeschoben, als dieser Bewegung folgend ergiebt sich eine leichte Biegung des Knies, die rechte Hand erhoben in Abhayamudrâ, die linke ein wenig gesenkt und hält, dem Augenscheine nach, ein Buch. Uṣṇîṣa, Haare und Ohren wie bei Nr. 1; von der Ûrṇâ nichts sichtbar; die Augen offen, die Brauen bezeichnet durch eine Linie. Es sind Spuren von Bezeichnung der Iris und der Augensterne da. Kleid wie bei Nr. 1. Höhe 0,092 m [24]).

4. Avalokiteçvara. Steht, die Füfse abgebrochen, und deshalb ist es unmöglich zu entscheiden, ob unten ein Bolzen war. Der linke Fufs war, wie es scheint, ein wenig vorgeschoben, ebenso wie das Knie leicht gebogen. Die rechte Hand, ein wenig herunterhängend, hält am Halse ein Gefäfs, die Linke, angedrückt gegen die Brust, scheint etwas gehalten zu haben, aber infolge der durch die Zeit verursachten Zerstörung der Figur ist eine sichere Angabe darüber nicht möglich. Die Haare (364) fallen in reichen Locken auf die Schultern, in den Ohren grofse runde Ohrringe. Auf dem Kopfe eine Krone, dem Anscheine nach mit drei Zacken; auf der in der Mitte sieht es aus, als wären Spuren einer Figur (Amitâbha) da, am Halse ein Halsschmuck, an den Händen Armbänder, das Kleid beginnt beim Gürtel, es wird, wie es scheint, durch den Gürtel gehalten, welcher mit edlen Steinen verziert ist; die Falten sind angedeutet. Über Einzelheiten zu sprechen, ist überhaupt schwer, da ja die Statuette sehr schlecht erhalten ist, was übrigens nicht hindert, die vortreffliche und sorgfältige Ausarbeitung zu erkennen. Höhe 0,091 m.

5. Avalokiteçvara: Padmapâṇi, sitzt; die Einzelheiten des Thrones sind schwer zu untersuchen. Der rechte Fufs ist herunterhängend, der linke untergeschlagen, und auf seinem Knie liegend die linke Hand, die rechte Hand hält den Stiel eines Lotus. Die Blüten desselben erheben sich über den Kopf. Die Ohren sind lang, die Augen offen, auf dem Kopfe mit einem runden Nimbus eine Krone, deren Einzelheiten zu bestimmen nicht möglich ist; am Halse hängt eine Halskette, über der linken Schulter herübergeworfen ein Schnurband, das Kleid beginnt am Gürtel und wird hier mit dem Gürtel gehalten, die Falten sind eingezeichnet, rechts vom Throne ein Lotus mit Stiel. Die Arbeit ziemlich sorgfältig, aber das Plättchen ist nicht ganz gut erhalten. Höhe 0,083 m.

6. Çiva: Çûlapâṇi, steht, hinter ihm die Figur eines Ochsen, welche ihm an die Hüfte reicht, die rechte Hand hält einen Dreizack, die linke stützt sich auf das erhobene Glied. Auf dem Kopfe, mit einem runden Nimbus, eine Krone mit drei Zacken. Es sind Spuren von grofsen vorstehenden Ohren da. Erhaltung schlecht, Arbeit grob. Höhe 0,08 m.

[24]) Sir A. Cunningham, Mahâbodhi. London 1892. Pl. XXVI: Buddha teaching.

Durch die Karroo nach Kimberley.

Reisebriefe von Dr. S. Passarge.

II.

2. Kimberley.

Montag, den 8. Juni 1896. Den Diamantminen verdankt die Stadt Kimberley ihre Entstehung, sie sind auch heutzutage noch ihre gröfste Sehenswürdigkeit, und so eilt denn auch der Tourist, der diese merkwürdige Stadt zum erstenmal besucht, zunächst zur Besichtigung der interessanten Minen; die Stadt selbst kommt erst in zweiter Linie in Betracht. So ging es auch mir. Der Besuch der De Beers- und Kimberleymine, das Studium der geologischen Verhältnisse und des komplizierten bergmännischen Betriebes nahm zunächst meine Aufmerksamkeit voll und ganz in Anspruch.

In der Umgebung von Kimberley findet man fünf Minen, von denen nicht weniger als vier der grofsen De Beers Co. gehören. Es sind dieses die Kimberley-, De Beers-, Dutoits- und Wesselton-Mine. Nur von der fünften, der Bultfonteinmine, gehört der gröfste Teil einigen kleineren unabhängigen Kompanieen. Einige andere Minen liegen im Nordwesten jenseits des Vaalflusses und ferner im Oranje-Freistaat[1]). Das Land besteht hier aus endlosen staubigen Ebenen, mit rötlichem Sande und Lehm bedeckt, und diese werden nur hier und da von langgestreckten Bergzügen aus Diabas — Koppjes — durchzogen, die einige Abwechselung in das einförmige Bild bringen. In einer solchen Ebene liegt Kimberley. Niemand ahnte früher, welche Schätze unter den flachen, mit dichtem Busch bedeckten Kalkbuckeln ruhten, bis ein zufälliger Diamantenfund auf einem derselben, über der heutigen Kimberleymine, zu der Entdeckung der Minen führte.

Die Oberfläche der Ebene besteht aus einer 6 bis 10 m mächtigen Melaphyrdecke, unter der schwarze Schiefer der Karrooformation folgen. In weiterer Tiefe liegen abwechselnd Quarzite und Schiefer. Das diamanthaltige Gestein dagegen steigt aus unbekannter Tiefe empor in Gestalt einer 100 bis 200 m breiten, rundlichen Röhre, die sich etwa 150 m unter der Oberfläche trichterförmig erweitert und einen mit vulkanischem Gestein ausgefüllten Krater vorstellt. Das Eruptivgestein besteht hauptsächlich aus Olivin mit Granaten, Titaneisen, Glimmer, Diamanten, Karbonado und zahllosen anderen Mineralien. Als Fremdkörper schwimmen gewissermafsen in dem Gestein Blöcke von Schiefer, Quarzit, Sandstein, Diabas und andere Gesteine, die alle aus der Tiefe stammen.

So unklar unsere Vorstellung auch über die Entstehung der Diamanten noch ist, so müssen wir doch das eine annehmen, dafs sie aus der Tiefe mit emporgedrungen sind und grofse Hitze und starker Druck bei ihrer Bildung eine wichtige Rolle gespielt haben dürften. Unregelmäfsig sind sie in der Gesteinsmasse, dem Kimberlit, verteilt, aber erfahrungsgemäfs am häufigsten in der Umgebung grofser Fremdblöcke, und dafs der Gehalt an Diamanten nach der Tiefe hin zunimmt, ist für die bisher durch Tiefbau abgebauten Minen sicher erwiesen.

[1]) Neue Diamantminen wurden 1897 in der Umgebung von Prätoria entdeckt, sowie auch gelbe Erde bei Gibeon im Namaland existiert. Es scheint also durch Südafrika eine Zone diamanthaltigen Erdmagmas in der Tiefe vorhanden zu sein. Interessant ist die Auffindung diamanthaltiger Kimberlitpfeifen in Australien vor etwa zwei Jahren.

Auffallend ist die Thatsache, dafs selbst benachbarte, nur wenige Hundert Meter voneinander entfernt liegende Minen nach Gröfse, Aussehen und Wert so verschiedene Diamanten enthalten, dafs ein Kenner die Herkunft eines jeden Diamanten feststellen kann.

Die Diamantminen treten gesellig auf, wo sie sich überhaupt finden, aber nicht alle enthalten wirklich Diamanten. Gelber Grund — yellow ground — ist zwar an sehr vielen Orten gefunden worden, allein in der Mehrzahl der Fälle lohnt die Zahl der Diamanten nicht den Abbau, ja es sind sogar Kimberlitpfeifen bekannt, in denen überhaupt keine Diamanten gefunden worden sind.

So viel zur allgemeinen Orientierung.

Mein erster Gang galt dem „Krater" der Kimberleymine. Wir stehen am Rande eines 250 bis 300 m breiten Trichters, der gegen 200 m tief ist. Die Melaphyrschicht von brauner Farbe hebt sich scharf von den liegenden schwarzen Schiefern ab. Abgestürzte Schuttmassen erfüllen den Boden der riesigen ausgearbeiteten Grube. Breite Risse am Rande des Kraters zeigen, dafs die bröckeligen Wände immer noch nachstürzen und mahnen zur Vorsicht. Tot und unheimlich, wie ein ausgebrannter Krater, gähnt die Tiefe, und der Laie ist nur zu geneigt, die schwarzen bituminösen Schiefermassen für vulkanisches Gestein zu halten, zumal, wenn sie, wie in der Bultfonteinmine, hier und da in Brand geraten sind und wie Solfataren qualmen.

Welch ein reges Leben hat sich hier einst abgespielt in den ersten Zeiten, wo Kimberley noch eine Zeltstadt war, aber 20 000 bis 30 000 Weifse zählte, die im Kleinbetrieb auf Hunderten von Gruben — claims — von 30 Fufs im Quadrat die Oberfläche des Kraters abbauten!

Heutzutage werden die Minen durch Grofsbetrieb abgebaut. In einer Entfernung von 1200 Fufs vom Kraterrande ist ein Schacht gesunken, von dem horizontale Stollen — level — zu der Pfeife führen. Zur Besichtigung dieser Bergwerke bedarf es einer speciellen Erlaubnis der De Beers Co., die mir auch bereitwillig erteilt wurde, allerdings nur für die Kimberleymine.

Um drei Uhr nachmittags war ich pünktlich am „Rockshaft" der Kimberleymine, legte eine höchst abenteuerliche Tracht, aus weifsem Leinwandanzug, Flanellhemd, mächtigen Schuhen und grofsem Südwester bestehend, an, und dann ging es hinab zu dem 1000 Fufs tiefen Stollen. Mit einem Stearinlicht betraten wir denselben, wo Wagen auf Schienen, von nackten, braunen Gestalten geschoben, polternd auf und ab rollten. Der Stollen durchquert zunächst die Quarzitmasse, bis er den „Blue ground" — blaue Erde, d. h. den unzersetzten Kimberlit — erreicht. Von hier ab gehen zahlreiche Gänge innerhalb des Diamantgesteins auseinander, und jeder der zahlreichen Gänge führt zu einer hoch gewölbten Nische — chamber —. Denn der Abbau erfolgt in der Weise, dafs man von den einzelnen Stollen aus riesige Hohlräume allmählich ausarbeitet, die, der Form der Pfeife entsprechend, übereinander liegen und durch Zwischenwände getrennt sind. Die Arbeit in den chambers ist recht gefährlich wegen des oft plötzlich erfolgenden Losbruches bröckeliger Gesteinsmassen. So war wenige Stunden vor meinem Besuche ein Kaffer von einem Felsblock erschlagen worden.

Von dem 1000 Fufs-Stollen steigt man auf Leitern

um 200 Fuſs hinab zu einem neuen Stollen, und auf dem ganzen Wege passiert man beständig sich verzweigende Gänge, die zu Kammern führen. Das gebrochene Gestein wird durch besondere Schächte auf das Niveau des 1200 Fuſs-Stollens gestürzt und dann durch denselben mit Wagen zum Hauptschacht gebracht. Die Förderungsmaschinen werden mit komprimierter Luft getrieben und arbeiten mit auſserordentlicher Geschwindigkeit. Auf den 1200 Fuſs-Stollen folgt ein 1500 Fuſs-Stollen, der aber noch nicht vollendet war. Derselbe wird ebenso wie die höher gelegenen Stollen eine Länge von 1200 Fuſs haben, allein bis jetzt waren erst 800 Fuſs vollendet, man hofft indes, die fehlende Strecke von 400 Fuſs in etwa 100 Tagen beendet zu haben[4]). Zum Bohren der Sprenglöcher bedient man sich besonderer, mit komprimierter Luft getriebener Bohrmaschinen.

Während in den oberen Stollen wenig Wasser zu finden ist, enthält der 1500 Fuſs-Stollen bereits viel Wasser, das sich an dem Grunde des Schachtes in einer 40 m tiefen Grube sammelt, durch ein groſsartiges Pumpwerk hinaufgepumpt und den später zu beschreibenden Waschvorrichtungen zugeführt wird. Bemerkenswert ist die Beobachtung, daſs das Bergwasser innerhalb des blauen Grundes gering ist und sofort zunimmt, wenn man in das umgebende Gestein der Schiefer und Quarzite gelangt.

Die körperliche Arbeit wird in den Minen ausschlieſslich von Schwarzen geleistet, die Weiſsen sind lediglich Aufseher oder leiten die Maschinenarbeit. Denn die Hitze ist in den Kammern und Gängen wegen der ungenügenden Ventilation so enorm, daſs Weiſse die Arbeit gar nicht verrichten könnten und selbst die nackten Schwarzen dauernd in Schweiſs gebadet sind.

Zwei und eine halbe Stunde dauerte der Besuch. Mit groſser Beharrlichkeit bin ich durch die Kammern und Gänge bis in die äuſsersten Ecken gedrungen, auf den Leitern auf- und abgeklettert und schlieſslich im Wagen vom untersten Stollen 1500 Fuſs empor gefahren. Bei blendendem Tageslicht ging ich hinab; als ich wieder herauf kam, war es bereits dunkel. Der Abendhimmel war noch gerötet, aber die Sterne funkelten schon deutlich. Schnell entledigte ich mich der Kleidung, nahm ein erfrischendes Bad und eilte zum Hotel zurück.

Zweierlei habe ich zu erwähnen vergessen. Einmal ist ein Teil der Stollen und Kammern bereits mit elektrischem Lichte beleuchtet, sodann die zahllosen, zolllangen Kakerlaken, die sich in den Stollen finden und von dem Holz der Balkenzimmerung leben.

Wenn der Blaue Grund gebrochen und an die Oberfläche geschafft worden ist, wird er seiner Beschaffenheit entsprechend verschieden behandelt. Die Härte des Kimberlits wechselt nämlich ganz erheblich. Die weicheren Massen werden auf groſsen Feldern ausgebreitet, wo sie unter dem Einfluſs von Licht und Luft zu einer pulverigen, bröckeligen Masse zerfallen. Der Olivin, der die Hauptmasse des Gesteins ausmacht, verwandelt sich nämlich in weichen Serpentin. Diesen Prozeſs nennt man „flooring", die Felder depositing floors. Der Blaue Grund wird in einer ½ Fuſs dicken Schicht ausgebreitet und mit Dampfpflügen regelmäſsig durchgepflügt. Nach sechs Monaten bis zwei Jahren ist der Prozeſs beendet und die pulverisierte Masse kann bearbeitet werden.

Der harte Kimberlit wird aber an der Luft überhaupt nicht weich und muſs daher in Mühlen zerkleinert werden und kommt dann zusammen mit dem pulverisierten Grund in die „washing plants". Durch abwechselndes Waschen und Sieben wird die Masse ihrer Schwere und Gröſse nach gesondert in annähernd gleich schwere und groſse Massen. So gelingt es, die Diamanten, die ein hohes specifisches Gewicht haben, zusammen mit den anderen schweren Mineralien, wie Granaten, Titaneisen, Karbonado, von den leichteren Bestandteilen des Kimberlits zu trennen.

So einfach das Princip ist, nach dem die Trennung der Diamanten von den übrigen Mineralien erfolgt, so kompliziert sind die Maschinen, durch welche das zerkleinerte Gestein gebracht wird, wie Siebe, Eisengitter, durchlöcherte eiserne Walzen, Waschkästen mit künstlichem Strudel, sogen. pulsators, über deren Ränder die leichteren Massen durch einen Wasserstrom geschwemmt werden u. s. w. So werden durch endlose Aufeinanderfolge sinnreicher Vorrichtungen und Prozesse auf trockenem und feuchtem Wege die einzelnen Bestandteile ihrer Gröſse und Schwere nach geordnet, nacheinander in kopf-, walnuſs-, haselnuſs-, erbsen- und schlieſslich linsengroſse Mineralien.

Der letzte Rest, bestehend aus Granaten, Titaneisen, Karbonado, Olivin, Brauneisensteinstückchen und Diamanten, wird mit der Hand auf Eisenplatten sortiert und die spärlichen Diamanten gefunden[5]). Die Diamanten selbst werden nach Gröſse, Farbe, Durchsichtigkeit sowie Glanz geordnet, amtlich registriert, und bei dem Detektivdepartement angemeldet, um den verbotenen Diamantenhandel kontrollieren zu können.

Der verbotene Diamantenhandel existiert trotz der scharfen Kontrolle immer noch. Nur konzessionierte Händler dürfen nämlich Diamanten kaufen und auch nur von Personen, die berechtigt sind, Diamanten zu gewinnen, also den Minengesellschaften oder den Diggern am Vaalfluſs. Besonders waren es die Kaffern, die während der Arbeit die Edelsteine stahlen und heimlich an unberechtigte Händler verkauften. Auf diesen verbotenen Handel wurden schon frühzeitig hohe Strafen gesetzt, allein der I. D. B. — Illiced Diamond Buying — dauert fort. Es ist ein offenes Geheimnis in Südafrika, daſs der verstorbene Barnay Barnato durch I. D. B. sein erstes Vermögen erworben haben soll. Er sei aber nie zu fassen gewesen.

Die De Beers Co., deren Direktor Barnato war, hat nun, um den Diamantdiebstahl auf das geringste Maſs herabzusetzen, Kaffernkasernen, sogen. Compounds, errichtet. Der Schwarze stiehlt nämlich wie ein Rabe, und zwar mit solcher Gewandtheit und Schlauheit, daſs es lange gedauert hat, bis man hinter alle seine Schliche gekommen ist. Nicht nur, daſs er die Diamanten in

[4]) Im November 1898 wurde bereits der 1800 Fuſs-Stollen gelegt.

[5]) Bei meinem Aufenthalte in Kimberley im November 1898 war ein neues Verfahren im Gange, um die Diamanten von den anderen Mineralien auf mechanischem Wege zu trennen. Durch Zufall machte ein Junge, der die Pulsatorkästen zu reinigen hatte, die Beobachtung, daſs regelmäſsig Fettklumpen, die zum Schmieren der Maschinen dienten und zufällig in die Kästen gefallen waren, mit Diamanten vollgespickt waren. Diese Beobachtung gab Veranlassung zur Patentierung eines Verfahrens, die Diamanten mechanisch zu trennen von den anderen Mineralien. Man läſst den Strom mit den Mineralien aus den Pulsatorkästen über Schütteltische laufen, die mit einem bestimmten Fett bestrichen sind. Die Diamanten bleiben dann nahezu alle auf dem Fette kleben, sehr wenige entweichen mit dem Gros der anderen Mineralien. Das Fett wird dann abgekratzt, in Retorten überdestillirt und man erhält so den aus Diamanten und wenigen anderen Mineralien bestehenden Rückstand. Die Schütteltische gleichen ganz den Quecksilbertischen in den Goldbergwerken behufs Amalgamation des Goldes. Das neue Verfahren soll die Betriebskosten der De Beers-Kompanie um etwa 1 Mill. Mk. jährlich vermindern.

seinem krausen Haar, in Mund, Nase, Ohren und anderen Körperöffnungen verbirgt, er schluckt sie auch herab, ja schneidet Risse in die Haut, um unter derselben die kostbaren Steine zu verbergen.

Zunächst werden alle Schwarzen in Compounds gehalten. Dieselben bestehen aus einem Rechteck von Wellblechschuppen, die einen Hof umschliefsen. In der Mitte desselben befindet sich ein Schwimmbassin und eine Waschvorrichtung. Mit dem Compound verbunden ist ein Kramladen, wo die Schwarzen alles aufser Spirituosen bekommen, ein Lazareth mit Apotheke, Wohnungen für Dienstpersonal und Ärzte.

Der schwarze Arbeiter verpflichtet sich drei Monate zu arbeiten und bekommt je nach der Schwere der Arbeit einen Tagelohn von 4 bis 5 Schilling nebst freier Verpflegung bei achtstündiger Arbeitszeit. Während dieser Zeit darf er den Compound nicht verlassen, überhaupt mit der Aufsenwelt in keiner Weise verkehren. Die Kleider werden täglich untersucht und gewechselt und die Leute selber untersucht. Wer mit den Diamanten selbst am Pulsator zu thun hat, bekommt Lederhandschuhe ohne Finger an. In einen Schlitz in dem Handschuh können Löffel und Gabel geschoben werden. So kommt der Schwarze kaum in die Verlegenheit, einen Diamant berühren zu müssen; das ist ausschliefslich Sache der weifsen Aufseher.

Wenn der Schwarze nach beendeter Dienstzeit den Compound verläfst, wird er noch einmal gründlichst durchsucht, erhält eine kräftige Dosis Krotonöl, und erst wenn man sich von seiner gänzlichen Reinheit überzeugt hat, wird er entlassen. In der Regel bleiben die Schwarzen freiwillig länger als drei Monate; denn sie fühlen sich eigentlich recht wohl, haben gut zu essen und während der freien Zeit wird musiziert, getanzt und geschlafen.

Die einzigen Leute, denen die Absonderung der schwarzen Arbeiter anstöfsig erschien, waren die Missionare und die Humanitätsschwärmer in England. Es entstand eine mächtige Erregung der Gemüter, wegen dieser „unerhörten Freiheitsberaubung der schwarzen Brüder“, allein, da die Arbeiter keinen Alkohol erhielten und mit einem Schlage die betrunkenen lärmenden Kaffernhorden, die bisher nächtlich Kimberley unsicher gemacht und Mord und Totschlag verübt hatten, verschwanden, beruhigte man sich wieder und die De Beers Co. setzte ihr Stück durch.

Die Mitglieder eines jeden Stammes leben im Compound zusammen und es fehlt ihnen nicht an Unterhaltung. Solcher Compounds giebt es vier mit je 600 bis 700 Mann.

Es war am letzten Sonntag, als ich den Compound der Kimberleymine besuchte. In einzelnen Gruppen safsen, hockten, lagen die malerischen braunen Gestalten umher, schlafend, rauchend, lachend, scherzend. Dieser klimperte auf einer Guitarre, jener spielte auf einem Bogen. Hier waren Bassuto, dort Betschuanen, Sulu und Amakosa. Am lustigsten ging es aber bei den Schangan zu, die im östlichen Transvaal leben. Diese hatten eine grofse Trommel und zwei grofse Marimbas aus Holz, die wie die kleinen Klaviere unserer Kinder konstruiert sind und mit Klöppeln angeschlagen werden. Ein Kriegstanz wurde gerade aufgeführt. Der eine band sich als Häuptling vier Hörner auf den Kopf, ein langes Ochsenhorn hatte er an den linken Arm gebunden, ein anderer hielt ein Beil, ein dritter einen Bogen, alle aber hatten am rechten Fufs Tauzrasseln aus länglichen, mit Steinen gefüllten Blechbüchschen. Das Aufstampfen mit den Füfsen war die Hauptsache. Denn der Tanz bestand im wesentlichen aus einem rhythmischen Aufstampfen, Gliederverrenken, Vorwärts- und Rückwärtsgehen. War er auch nicht gerade schön, so war er doch ganz originell und jedenfalls ernst gemeint. Denn die Tänzer tanzten mit solcher Leidenschaft und Hingabe, dafs ihnen der Schweifs nur so herunterlief.

Vergebens bemühte ich mich, die verschiedenen Stämme nach den Gesichtern zu unterscheiden, sie sahen alle recht ähnlich aus, nur hatten viele Sulus und Schangans auffallend semitischen Typus. Die südafrikanischen Kaffern haben jedenfalls alles fremde Blut gut verarbeitet und erscheinen als ein einheitliches Volk. Von den Hottentotten sind sie absolut zu trennen, sowohl in physischer, wie geistiger Beziehung. Merkwürdig ist auch das Verhalten zum Weifsen. Während der Hottentott in Berührung mit den Weifsen zu Grunde geht oder höchstens als Mischrasse fortbesteht, bleibt der Kaffer unveränderlich und ich möchte es nicht für unmöglich halten, dafs bei Ausbleiben neuer Einwanderung nach Südafrika das europäische Element schliefslich von den Schwarzen überwuchert und erdrückt werden mufs.

Für die weifsen Beamten hat die De Beers Co. eine besondere Stadt — Kenilworth — geschaffen. Es sind Häuser gebaut sowie Gärten und öffentliche Anlagen errichtet worden. Die Häuser werden zu billigen Preisen an die Angestellten vermietet, aber diese sind dafür auch in einem „Compound“ eingeschlossen, wenn es auch nur ein geistiger Compound ist. Denn wer Angestellter der Kompanie ist, hat auf seine geistige, vor allem politische Freiheit zu verzichten und sinkt zu einem Diener der De Beers Co. herab. Wer die Folgen einer plutokratischen Herrschaft studieren will, sollte nach Südafrika, besonders Kimberley, gehen. Doch will ich hierauf später noch einmal zurückkommen.

Am 19. Juni fuhr ich mit Herrn H. nach den beiden grofsen Minen Dutoits-Pan und Bultfontein. Sie liegen südlich der Stadt, in der Nähe der Vorstadt Beaconsfield. Die Dutoitsmine ist die gröfste, hat eine etwas längliche Gestalt und ist 100 bis 150 m tief. Ein grüner See füllt den Boden des Kraters aus. Einsamkeit und Stille herrscht jetzt in ihrer Umgebung. Unheimlich gähnt der wohl 500 m breite Schlund, wie ein Krater, öde und verlassen. Nur einige verrostende Maschinenteile, vereinzelte Drahtseile, die vom Rande herab in die Tiefe hängen, deuten noch auf das rege Leben hin, das einst hier geherrscht.

Die Dutoitsmine ist die gröfste, hat aber am wenigsten Steine geliefert. Mehrmals ist sie im Laufe weniger Jahre verlassen und wieder bebaut worden. Jetzt ist sie fast ganz im Besitz der De Beers Co., nur am Ostrande gehört ein kleiner Teil der Gordonkompanie, die auch einen schwachen Abbau betreiben soll [6]).

Ähnlich, wie die Dutoitsmine, sieht der Krater der Bultfonteinmine aus. Bei keiner anderen ist die Ähnlichkeit der ausgearbeiteten Gruben mit vulkanischen Kratern so grofs, wie bei der letzten. Denn die schwarzen bituminösen Schiefer sind anscheinend infolge lebhafter Oxydation von Schwefelkies an der Luft in Brand geraten. Rauchwolken, wie Solfataren, steigen auf, und die abgebrannten Felsmassen haben lebhaft rote, gelbe und braune Farben angenommen. Interessant war uns diese Mine deshalb, weil hier noch gelbe Erde, d. h. das ursprüngliche zersetzte Diamantgestein vorkommt, die sonst überall bereits völlig abgebaut worden ist. Auch findet man hier noch Reste des alten Betriebes mit Drahtseilbahnen, die vom Rande her in die Tiefe gehen und einst die ganze Grube mit einem

[6]) Im Jahre 1898 wurde überhaupt nicht mehr gearbeitet.

Netzwerke von Drahtseilen überzogen haben. Mittels Wagen und Eimer wird das Diamantgestein in die Höhe befördert [7]).

Auf der Bultfonteinmine arbeiten heutzuge mehrere kleinere Kompanieen. Die Wäschereien zur Gewinnung der Diamanten sind ähnlich denen in der De Beers-Mine, nur viel kleiner und einfacher, deshalb aber auch weit leichter zu verstehen. Absperrungsmafsregeln wie bei der De Beers Co. werden nicht vorgenommen, weil sie für eine kleine Gesellschaft zu kostspielig sind. Man riskiert es lieber, hier und da bestohlen zu werden.

Man darf die Beschreibung der Diamantminen von Kimberley nicht schliefsen, ohne einen Blick auf die geschichtliche Entwickelung des Berghaues geworfen zu haben. Als im Jahre 1870 die ersten Minen bei Kimberley entdeckt worden waren, wurden dieselben zunächst durch einen lebhaften Kleinbetrieb abgebaut. Die Oberfläche des Kraters wurde in Claims von 30 Fufs im Quadrat eingeteilt, und da die oberflächlichen Schichten des Kimberlits durch Verwitterung in eine gelbe lehmige Masse — den Yellow ground — verwandelt ist, so konnten sie ohne Schwierigkeit mit Schaufel und Hacke bearbeitet werden. Damals herrschte in Kimberley ein so reges Leben wie niemals später. Eine Zeltstadt entstand, und die krummen, winkeligen Strafsen Kimberleys sind die letzten Zeichen jener Periode.

Tiefe Gruben entstanden; damit die im Centrum gelegenen Gruben aber Wege hatten, mufsten Mauern stehen gelassen werden, auf denen der nicht ungefährliche Verkehr ging. So manche Karre mit samt den Tieren stürzte in die Tiefe ab, und dann erhoben die schwarzen Arbeiter, die dies Ereignis sahen, ein gellendes Geschrei, das bald tausendfach widerhallte, und allen den Unfall anzeigte. Natürlich wühlte und hackte jeder ehrliche Grubenbesitzer von dem öffentlichen Wege heimlich so viel ab, als er es mit seinem Gewissen verantworten konnte, d. h. bis der unterwühlte Weg stückweise in seine Grube stürzte. Das erweckte natürlich den Neid der Nachbarn und den Zorn des Fiskus. In kürzester Zeit entstand ein ganzer Rattenkönig von Prozessen, und diejenigen, welche neben den Schankwirten am meisten verdienten, waren die Advokaten.

Schliefslich traf man auf den Blue ground, das unzersetzte Gestein. Da entstand eine allgemeine Panik, weil man glaubte, das Diamantgestein höre auf. Viele verkauften ihre Gruben zu einem Spottpreise, Klügere kauften sie auf und blieben. Damit wurde die erste Grundlage geschaffen für die Entstehung von Kompanieen, deren Auftreten immer notwendiger wurde. Denn einmal war der Blaue Grund nicht mehr in so primitiver Weise im Kleinbetriebe zu bearbeiten, sodann aber begannen die Folgen des Raubbaues sich in unangenehmster Weise bemerkbar zu machen. Von dem unterwühlten Kraterrande stürzten Massen bröckeliger Schiefer ab und verschütteten die Gruben. Man sah sich zu umfangreichen und kostspieligen Abraumarbeiten genötigt, die schliefslich doch erfolglos blieben. Der Kleinbetrieb hörte also bald auf, kleinere Kompanieen bildeten sich, aber auch diese zeigten bei dem immer schwerer werdenden Abbau die Tendenz, sich zu gröfseren Kompanieen zu vereinigen.

Unter den Abenteurern, die nach Kimberley gekommen waren, befand sich auch der Sohn eines irischen Landpastors, Cecil Rhodes, der seiner Gesundheit wegen nach Südafrika gegangen war und in den Diamantgruben einiges Geld gemacht hatte. Cecil Rhodes erkannte mit genialem Blicke, wie sich die Zukunft der Minen gestalten müsse, und er begann mit grofser Energie und Schlauheit allmählich alle Kompanieen der De Beers-Mine aufzukaufen. Man schlug gern für einen guten Preis die anscheinend undankbaren Gruben los, und sobald Rhodes erst den gröfsten Teil der Mine erworben hatte, ging er gegen den Rest der Grubenbesitzer mit Gewalt vor. Es bestand das Gesetz, dafs die Gruben alle gleichmäfsig arbeiten müssten, um der Gefahr des Einsturzes unterminierter Wände vorzubeugen. Rhodes war durch dieses Gesetz in der Lage, bei schnellem Abbau die benachbarten Gruben renitenter Besitzer „abzutürmen" und zu beschleunigtem Abbau zu zwingen. Da nun aber die wenigsten das Kapital zu einem so intensiven Betriebe hatten wie Rhodes, so sahen sie sich bald genötigt, zu verkaufen, um nicht bankerott zu werden. Nur wenige Grubenbesitzer waren dank besonderer Lage ihrer Gruben vor dem Abtürmen sicher, und Rhodes war schliefslich gezwungen, ihnen ihre Grube gegen enorme Summen abzukaufen.

Wie Rhodes die De Beers-Mine, brachte Barnato allmählich die Kimberley-Mine in seine Gewalt. Zwischen beiden Gesellschaften entstand nun ein verzweifelter Kampf, der 1887 zu Gunsten von Rhodes endete. Barnato mufste die Flagge streichen und beide Kompanieen wurden zu einer einzigen vereinigt, der Consolidated De Beers Co. Rhodes, Barnato und Wernher wurden „Life directors", die, abgesehen von ihren Aktien, den über 36 Proz. Dividende erzielten Gewinn unter sich verteilen durften.

So kamen ungeahnte Reichtümer in die Hand von Rhodes, und damit wurde die Grundlage zu dem politischen Einflusse gelegt, den Rhodes sehr bald gewann, so dafs die Geschichte Südafrikas seit dem Jahre 1890 ganz wesentlich von ihm beeinflufst worden ist. Ja, die geschichtliche Entwickelung Südafrikas in den letzten zehn Jahren ist sogar ohne die Kenntnis des Einflusses der De Beers Co. nicht möglich.

Von der gewaltigen Bedeutung dieser Kompanie für Südafrika hat man in Europa wohl kaum eine richtige Vorstellung.

Um zunächst die finanziellen Grundlagen des Unternehmens zu verstehen, mufs man folgendes wissen. Die Kimberley- und De Beers-Mine zeichnen sich durch einen Reichtum an Diamanten aus, wie er bei den anderen Minen auch nicht annähernd vorkommt. Man berechnet den Gehalt des Gesteines an Diamanten nach dem Gehalte an Karats (der gewöhnlichen Messungsgröfse für diese Edelsteine) pro 100 loads, d. h. pro 100 Förderwagen. Die Gröfse dieser Förderwagen entspricht der auch bei uns gebräuchlichen Kippwagen. Im allgemeinen beträgt der Gehalt pro 100 loads bis zu 20 Karats. Bei einem Durchschnittswerte von etwa 15 Mk. pro Karat macht sich eine Mine bei Kimberley bei einem Gehalte von 10 bis 15 Karat schon gut bezahlt. Die Kimberley- und De Beers-Mine enthalten aber die ungeheuerliche Menge von 100 Karat pro 100 loads, also 1 Karat pro load. Da nun jeder Karat jener Minen 20 bis 25 Mk. wert ist, so hat jede Ladung den gleichen Wert. Beachtet man ferner die gewaltige Menge Gestein, die aus diesen Minen gefördert und gewaschen wird, so erklärt sich das völlige Dominieren der De Beers Co. über die anderen kleinen Kompanieen zur Genüge. In der That beherrscht die De Beers Co. den Diamantenmarkt vollständig. Dafs sie überhaupt andere Kompanieen neben sich duldet, ist nur Sache der Klugheit. Die De Beers Co. möchte es nämlich vermeiden, dem grofsen Publikum, besonders in England, ihre wahre, alles beherrschende Stellung zu

[7]) 1898 hatte der Tagesbau aufgehört und ein energischer Tiefbau hatte begonnen. Der ganze Betrieb war vergröfsert worden.

enthüllen. So läfst sie ihre verdrängten Konkurrenten, die jetzt kleinere Gesellschaften inne haben, weiter bestehen und stopft ihnen damit zugleich den Mund.

Dafs die De Beers Co. in Kimberley alles beherrscht, davon kann man sich schon bei einem kurzen Besuche überzeugen. Nicht nur die Angestellten dieser Kompanie haben auf ihre politische Glaubensfreiheit zu verzichten, sondern auch die Kaufleute und Handwerker der Stadt sind abhängig, weil sie die Kundschaft der Kompanie brauchen. Die jährlichen Zuschüsse, welche die De Beers Co. für öffentliche Anlagen, Krankenhaus und andere städtische Unternehmungen bewilligt, dienen eben nur zur Vergoldung der Fesseln und zur Beschwichtigung unzufriedener Gemüter, deren es in der Stadt immer noch genug giebt.

Das System, das Rhodes anwendet, um sich die Menschen zu verpflichten, sind Geschenke, und wenn nötig, Bestechung. So macht er es nicht nur in Kimberley, sondern auch in der grofsen Politik.

Spafshaft ist es, die Leute hier über den Jameson-Einfall reden zu hören. Officiell müssen sie ja mit der De Beers Co. gehen und die Transvaalregierung verurteilen. Mir als Deutschen gegenüber offenbarte aber so mancher seine wahre Meinung, und da konnte ich manche interessante Seitenblicke thun und die wahre Stimmung des Publikums gegen die rücksichtslose Herrschaft dieser gefürchteten Kompanie erkennen.

Die Herrschaft der De Beers Co. reicht in der That weit über Kimberley hinaus. Rhodes hat es als Premierminister der Kapkolonie verstanden, für seine Kompanie bestens zu sorgen. So sind auf seine Veranlassung hin die Minengesetze des Kaplandes ganz und gar nach dem Interesse der De Beers Co. zugeschnitten. Allein schon die Bestimmung, dafs die Minen pro Claim 30 sh. jährlich Abgabe zahlen müssen, lähmt völlig das Aufblühen kleinerer Gesellschaften. Der grofsen De Beers Co. mit den beiden Minen von 100 Karats pro 100 loads schadet diese Bestimmung zwar nicht, allein, wenn ein Diamantbergwerk, das bei einem Gehalt von 10 Karats pro 100 loads 1200 Claims z. B. hat, 1800 Pfd. Sterl. (36 000 Mk.) jährlich an den Staat zu zahlen hat — ganz abgesehen von anderen Abgaben — und wenn, anscheinend mit bewufster Absicht, die Regierungsbeamten, welche die Claims abstecken, $^1/_4$ bis $^1/_3$ zu viel, d. h. über den Kraterrand der Mine hinaus abstecken, so ist die Folge, dafs kleine Gesellschaften sich nicht halten können.

Um aber allen Eventualitäten vorzubeugen — es giebt nämlich eine Mine, Nolands, die besonderer Umstände wegen von der Claimabgabe befreit ist — hat Rhodes eine Bestimmung erlassen, dafs zwei Schächte — angeblich der Sicherheit der Arbeiter wegen — gebaut werden müssen. Da der teuren Arbeitsverhältnisse wegen ein Schacht von 500 Fufs Tiefe 8000 bis 10000 Pfd. Sterl. kostet, zwei also das Doppelte, so verlangt ein Tiefbau ein Betriebskapital, das von einer kleinen Kompanie von vornherein in den seltensten Fällen wird aufgebracht werden können. Kleinere Gesellschaften müssen sich also auf Tagebau beschränken, und da der Reichtum an Diamanten erst in erheblicher Tiefe beginnt, können die Kompanieen bezüglich der Leistungsfähigkeit Rhodes nicht gefährlich werden.

Ähnlich liegen die Verhältnisse auf anderen wirtschaftlichen Gebieten in der Kapkolonie. Die meisten Gesetze sind im Interesse von Rhodes und seiner De Beers Co. gegeben worden, und diese Gesellschaft führt ein so rücksichtsloses Regiment, wie es kaum je in einem absoluten Staate bestanden hat. Die im Rhodesschen Solde stehende allmächtige Presse sorgt dafür, dafs von der plutokratischen Vergewaltigung der Kolonie nichts an die Öffentlichkeit dringt, im Gegenteil, die Zeitungen sind alle ganz erfüllt von den liberalen Einrichtungen und der liberalen Verwaltung der Kolonie, und das Publikum glaubt ja auch stets gern, was ihm seine Zeitung erzählt.

So bietet die Stadt Kimberley und die De Beers Co. dem Besucher eine Fülle des Interessanten: die eigenartigen Kimberlitkrater und -pfeifen, der gewaltige imponierende Betrieb der De Beers Co., die socialen Verhältnisse in der Stadt, und nicht zum wenigsten die durchgreifenden Einflüsse, die von dieser einen Gesellschaft auf die Kapkolonie, ja auf ganz Südafrika ausgeübt werden. Es thut sich uns eine neue Welt auf mit ungeahnter Perspektive. Die politischen Verhältnisse Südafrikas, die Bedeutung der von der De Beers Co. gegründeten Chartered Co. im Norden, die Verschwörung gegen Transvaal und der Jameson-Einfall finden plötzlich eine überraschende Erklärung als das Werk eines ehrgeizigen Mannes und einer übermächtigen Finanzgesellschaft, die, mit ihrem plutokratischen Regimente über die Kapkolonie nicht zufrieden, dasselbe auf ganz Südafrika auszudehnen wünscht [*]).

So gewaltig der Baum der De Beers Co. auch aufstrebt, so trägt er doch jetzt bereits den Keim des Todes in sich, und zwar durch eigene Schuld. Wie durch die verheerenden Folgen eines Raubbaues der Abbau des Kraters schliefslich zur Unmöglichkeit wurde, so werden sich auch die Folgen des beim Tiefbau jetzt herrschenden Raubbaues immer mehr bemerkbar machen. Denn man hat es versäumt, die durch Abbau entstandenen Hohlräume durch Bergmittel auszufüllen. So kommt es denn zuweilen vor, dafs ein Zwischenstück zwischen den Kammern einbricht und eine Flut von Schlamm und Schutt sich auf die Arbeitenden ergiefst. Das hat sich in der De Beers-Mine wiederholt ereignet, und deshalb erhält kein Fremder die Erlaubnis zum Besuch dieser Grube. Weil man aber eine Ausfüllung dieser Hohlräume versäumt hat, ist man nicht mehr in der Lage, einen Luftschacht durch die Röhre zu legen, der für die Wetterführung von entscheidender Bedeutung wäre. Die Luftzufuhr in die Tiefe ist infolgedessen miserabel und die Hitze und schlechte Luft in den Kammern des 1200 Fufs- und 1500 Fufs-Stollens jetzt bereits unerträglich. Wie soll da noch der Abbau in gröfserer Tiefe ausgeführt werden?

So giebt es jetzt bereits zahlreiche Leute, die eine Gefährdung des Abbaues der beiden Minen von De Beers und Kimberley in absehbarer Zeit voraussagen. Sollte der krampfhafte Versuch von Rhodes und seinen Freunden, Rhodesia als zukünftiges Eldorado zu preisen und die Johannesburger Goldfelder durch den Jameson-Einfall in die Hand der Chartered Co. zu bringen, nicht in der bedrohlichen Lage des Diamantbergbaues seine Erklärung finden?

*) Diese Auffassung der Lage in Südafrika, wie sie in meinem Briefe vom Juni 1896 zum Ausdruck gelangte, ist durch die weiteren Ereignisse bestätigt worden. Vergl. auch das Ende 1896 erschienene Buch von Statham: Südafrika, wie es ist. (Berlin 1897, bei Springer.)

Central-Amerikas Sprachstämme und Dialekte.

Von Albert S. Gatschet. Washington.

I.

Die ethnographischen Verhältnisse Centralamerikas und des südöstlichen Mexiko sind a priori festgestellt durch das Dasein zweier ausgedehnter Volksmassen und Sprachtypen, der der Mayavölker und der einer isthmischen Rasse, welche in der Vorzeit sich südlich und südöstlich vom San Juanflusse und vom Nicaraguasee niedergelassen hatten. Seitwärts davon, auch in der Mitte zwischen beiden, finden wir elf Volkstypen, zwar gering an Volkszahl, jedoch merkwürdig durch die Anzahl der von ihnen gesprochenen allophylen Sprachen, deren Sprachstämme durchaus selbständig dastehen.

Der Maya-Sprachstamm.

Die Volksstämme der Maya, nach einem Volke in Yucatan so geheifsen, dehnen sich von Tabasco über die oben genannten Gebiete bis Guatemala aus, und gehören zu den unverdorbensten und kompaktesten Nationalitäten Amerikas. Sie mögen an Volkszahl einer und einer halben Million nahekommen und leben am dichtesten in der K'itcheregion im Centrum von Guatemala. Ihre Sprachen sind wohllautend und anscheinend einfacher Struktur; manche darunter haben eine Tendenz zum Monosyllabismus. Literarisch am meisten ausgebildet sind das Maya und das K'itche, doch wurden auch schon frühe das Mam, das Kak'tchikēl, das Huaxtekische u. s. w. von spanischen und einheimischen Scribenten schriftlich fixiert. Zum Studium der Struktur der Mayadialekte ist besonders wichtig die Schrift von Eduard Seler: „Das Konjugationssystem der Mayasprachen". Berlin, 1887. (Doktordissertation.)

Dr. Otto Stoll, Professor in Zürich, hat in seinem lehrreichen Buche „Guatemala" (1884) und anderen Schriften den Sprachstamm in Gruppen eingeteilt, die ich zu Grunde lege, indem ich einige topographische Punkte beifüge:

I. Huaxteca oder Huastekische Gruppe. In Vera Cruz, Puebla und San Luis Potosi gesprochen, übertrifft an Altertümlichkeit alle übrigen Dialekte. Dies hat zur Hypothese Veranlassung gegeben, dafs die Maya-Urrasse früher im Norden des jetzigen Mayaareals gewohnt habe. Marcelo Alejandre unterscheidet in seiner „Cartilla huasteca" zwischen Veracruzano und dem roheren Potosinodialekte. Huastekisch reden jetzt, ihm zufolge, die Indianer von Tantoyuca, Chontla, Tantima, Amatlan, San Antonio und Tantoco. Schon früh zweigte sich dieser Sprachzweig nach Chiapas ab, denn Dr. Carl Sapper stellt in diese Gruppe das Chicom-ucelteco und giebt ein langes Vokabular dieser merkwürdigen Mundart. Der Ortsname Chicom-ucelό bedeutet „Sieben Jaguare"; Nahuatl: chicome sieben, ocelotl Jaguar.

II. Maya-Gruppe. Das eigentliche Maya ist jetzt Umgangssprache in den mexikanischen Staaten Yucatan und Campeche, in dem guatemaltekischen Bezirke von Petén und in Teilen von Belize oder Britisch Honduras. Ebenso reden alle Lacandon- oder Lakan-tun-Indianer das Maya, denn die früher Chol redenden westlichen Lacandones sind jetzt ausgestorben (Sapper, Mittelamerika, S. 259).

III. Tzental-Gruppe.

a) Chontalli oder Chontal, gesprochen in den Niederungen des Staates Tabasco.

b) Tzental, in Tabasco und Chiapas.

c) Tzotzil oder „Fledermäuse" in Chiapas, westlich vom Tzental; von älteren Schriftstellern auch Quelenes genannt, was sich auf ihre Mannschaft bezog und „tapfere, brave Krieger" bedeutet.

d) Chañeabal oder „Vier Sprachen", nach Sapper auch Tojolabal genannt. In Comitan, Chiapas.

e) Chol ist jetzt zwar im nordwestlichen Teile von Guatemala erloschen; das nahe verwandte Chuj lebt indessen noch in dem Orte Nenton fort, ebenso Jacaltenango in der Umgebung dieses Dorfes. Putum, im nordöstlichen Chiapas, ist identisch mit Chol.

f) Subinha. Die in den „Lenguas indigenas" (San Jose de Costa Rica, 1892) abgedruckte Sprache des Dorfes Subinha enthält einen Mayadialekt, der etwas isoliert dasteht, wahrscheinlich aber zur Tzentalgruppe zu stellen ist.

IV. Pokom- oder Pokom-tchi-Gruppe. Hauptsitze der Pokomdialekte sind die Provinzen Alta und Baja Verapaz. (Das angehängte -tche, -tchi bedeutet Sprache oder Dialekt.)

a) Pokomam, gesprochen in der Hauptstadt Guatemala und Umgebung, in Amatitlan, Mixco, Chinantla, Jalapa u. s. w. Es dehnt sich noch über die Landgrenze hinüber nach San Salvador.

b) Pokom-tchi im engeren Sinne, nördlich davon am Oberlaufe des Cabahonflusses in Tactic, Tamahu, Tucuru.

c) K'ek-tchi oder 'Eg-tchi, im Norden des Pokomtchi-Areals, am Cabahonflusse; gesprochen in Coban, San Pedro Carchá, Lanquin u. s. w.

d) Chorti, in Jocotan, Camotan und am Motaguaflusse gesprochen, wurde früher auch bei Copan, im angrenzenden Honduras gehört. Alberto Membreño sagt in seinen „Hondureñismos" (pag. 193): „Man sprach Chorti in den Bezirken von Copan, Gracias und Intibucá bis nach Yamaraguilla hin, doch ist die Sprache längst vom Kastilischen verdrängt worden." Verbalflectionen und ein reiches Vokabular sind Membreños' Artikel beigefügt.

e) Uspanteco, der Dialekt von San Miguel Uspantan, wird von Stoll jetzt ebenfalls dem Pokom zugeteilt.

V. K'itche-Gruppe.

a) Kitché, Quiché oder Utatleco, so geheifsen nach Utatlan, dem Nahuatlnamen der Hauptstadt, jetzt Santa Cruz Quiché. Wird auch gesprochen in Retalnleu, Totonicapan, Sacapulas, Rabinal.

b) Kak-tchikēl, ebenfalls im südwestlichen Teile Guatemalas, mit alter Hauptstadt Tecpan Quauhtemallan, im K'itche Ratinamit genannt. Wird auch gesprochen in Sololá und Chimaltenango.

c) Tz'utujil, mit alter Kapitale Atitlan; gesprochen südlich vom See Atitlan, San Salvador.

VI. Mam-Gruppe.

a) Mam oder Mame (d. h. „alt, altertümlich") an der Westgrenze Guatemalas und im angrenzenden mexikanischen Distrikte von Soconusco, um Tapachula.

Zak-uleu, „weifses Land" oder „Kulturgegend" (place of culture), war einst der Name der Hauptstadt der Mamindianer, und sie selbst hiefsen Zaklopakap: „die weifsen Anbauer". (Brinton.) Das alte und reichhaltige Wörterbuch dieser Sprache von Padre Reynoso 1644 ist so selten geworden, dafs Graf H. de Charencey einen Abdruck desselben in den „Actes de la soc. philologique

de Paris", vol. XXV, besorgen liefs. Wird noch jetzt gesprochen und kommt dem K'itché ziemlich nahe.

h) Ixil, gesprochen in der Sierra Madre in den Ortschaften Nehaj, Cotzal und Chajul. Grammatik und Wörterbuch von Otto Stoll.

c) Agnacatan, gesprochen in Huehuetenango. Dr. Sapper hat ein Vokabular des Mototzintleco-Dialektes, das er zwischen Mam und Chuj hineinsetzt.

Nahuatl.

Der Name Nahuatl wird hier nicht im weiteren Sinne des Nahuatlsprachstammes, sondern im engeren des Nahuatldialektes des Hochlandes von Anahuac gefafst. In diesem Sinne ist Nahuatl dem gewöhnlicheren „Aztekisch" und „Mexikanisch" vorzuziehen, während zur Bezeichnung des Volkes selbst der Plural von Nahuatl, nämlich Nahuā, vorzuziehen ist. Von Anahuac aus gründete das Volk der Nahuā viele Kolonieen, auch in Centralamerika. Wo wir diese Niederlassungen mit der Nahuatlsprache im mexikanischen Norden finden, hatten sie gewöhnlich einen militärischen Charakter, da die spanischen Machthaber gewisse wehrhafte Stämme, namentlich die Tlaskalteken, auswählten, um deren Mannschaften als Garnisonen in frisch unterworfenen Landschaften anzusiedeln. Diese legten Befestigungen, Dörfer und Städte an und von da aus verbreiteten sich allerseits nicht blofs spanische Sprache, Gebräuche und Gesetze, sondern auch die römisch-katholische Religion durch Missionen nebst der Sprache der Nahuā-Indianer. Daher treffen wir so viele Nahuatlorts- und Flufsnamen in fast allen mexikanischen Gebieten, und nebst der Sprache haben sich auch die Kolonieen selbst in einzelnen Staaten Mexikos erhalten, wie in Coahuila, wo noch jetzt in Saltillo ein nahuatl-spanischer Mischdialekt gehört wird.

Solche expatriierte Nahuā sind in Guatemala und in ganz Mittelamerika als Pipiles bekannt; dies ist Pluralform von pilli in der Bedeutung von „Adliger, Vornehmer, Herr". Dort leben Pipiles östlich und südlich von Escnintla, in Tocoy, in Salamá (besiedelt von Tlaskalteken), in S. Agustin Acasahuastlan, auch in Teilen des Staates San Salvador. Der Westteil von Nicaragua war auch von Nahuākolonieen bevölkert; man erinnere sich an den merkwürdigen Mischdialekt, worin populäre Dramen und komische Schaustücke, wie das von Dr. G. Brinton edierte „Guegnence", verfafst wurden. Der Text ist im spanischen Lokaldialekte, doch sind wohl die Hälfte der Wörter vom Nahuatl geborgt[1]).

Eine weitere Niederlassung von Pipiles erwähnt der Forschungsreisende Alphonse L. Pinart im costaricanischen Distrikte von Talamanca (Südostteil), wo die jetzt erloschenen Sigua- oder Segua-Indianer im Umkreise der Chiriqui-Lagune als Mexicanos oder Chichimecos galten und wohl als die am entferntesten vom Mutterlande vorgeschobene Kolonie der Nahuā zu betrachten sind. Sigua, Siwa ist ein costaricanischer Ausdruck mit der Bedeutung: „Fremder, Ausländer".

Die nun zur Behandlung kommende Reihe von Sprachstämmen und Sprachen liegt geographisch zwischen Maya und den isthmischen Dialekten; die Sprachen von Honduras und des nördlichen Nicaragua östlich von der Hauptlinie. Dahin gehören: Sinca, Pupuluca, Carib, Lenca, Paya, Jicaque, Mifskito, Matagalpan, Ulua, Chiapanec und Subtiaba. Vom Norden und Westen eingedrungen sind darunter Pupuluca, Chiapanec; sie drangen vielleicht gleichzeitig mit den Nahuā nach dem Südosten vor. Aus Südamerika stammen ursprünglich die Cariben.

[1]) Der Name lautet: Wewen-tse, vom Nahuatl: huehue alt, tzin Reverentialpartikel; also „geehrter Greis".

Die Sinca-Sprache.

Sinca, Xinca (sprich: Schinka) wird in einem schmalen Landstriche des südlichen Guatemala zwischen dem Michatoyatflusse und dem Flecken Jutiápa von dem gleichnamigen Volksstamme gesprochen. Aus drei Sincadialekten hat Dr. D. Brinton 95 Vokabeln nach einer Berendtschen Handschrift in den „Proceedings of the American Philosophical Society" in Philadelphia, 1884, veröffentlicht; er fügt in seinem Handbuche „The American Race", p. 160, bei, dafs der Stamm etwa fünfzig englische Meilen der pacifischen Küste entlang gewohnt und sich bis zum Rio de los Esclavos und bis zur Sierra ausgedehnt habe. Nach einem Citat O. Stolls aus Domingo Juarros, Compendio Costaricano (1808—1816), wurde die Sincasprache zu Anfang des 19. Jahrhunderts im Bezirke Santa Rosa in den folgenden Ortschaften gesprochen: Guaxacapan, Chiquimulilla, Taxisco, Sinacantan (x wird hier wie englisches *sh* gesprochen).

Nach neuesten Berichten von Carl W. Hartmann, eines schwedischen Gelehrten, der Mexiko und Mittelamerika mehrfach zu wissenschaftlichen Zwecken besucht hat, wird die Sprache noch jetzt (1899) in denselben Ortschaften gesprochen, und die ganze Sincapopulation mag auf nahezu 8000 Köpfe veranschlagt werden. Dr. Eujenio Calderon hat vor Jahren in dem „Repertorio Salvadoreño" (Bd. VI) eine Grammatik und Wortsammlung dieser Sprache veröffentlicht. Derselbe bearbeitete dort auch (Bd. V) die Pupulucasprache am Isthmus von Tehuantepec; siehe Dr. Carl Sapper, Das nördliche Mittelamerika, S. 241.

Die Pupuluca-Sprache.

Ein Nahuatlwort pupuluca, „Fremdling", mit dem Nebenbegriffe der Roheit (O. Stoll), wird in mexikanischen Staaten mehrfach zur Bezeichnung eingewanderter Stämme verwendet. Im südlichsten Winkel Guatemalas, westlich vom Rio de la Paz, wird eine Sprache dieses Namens bei Congnaco gesprochen. O. Stoll giebt ein Vokabular derselben und schliefst aus dem spärlichen Wortvorrate, dafs sie dem Zoque- und Mije-Sprachstamme in Oajaca, am Isthmus von Tehuantepec, zuzuteilen sei.

Eine Sprache, genannt Pupuluca, am Isthmus von Tehuantepec gesprochen, hat Dr. Eujenio Calderon grammatisch bearbeitet im „Repertorio Salvadoreño", Bd. V (vergl. C. Sapper, Mittelamerika, S. 241). Dafs Pupuluca kein Name eines bestimmten Volkes ist, sondern in seiner Bedeutung „Ausländer" keine ethnographische Benennung enthält, geht aus der Menge von Stämmen hervor, die in Mexiko u. s. w. so geheifsen werden nach Brinton, American Race, p. 146—153.

Die Cariben-Sprache,

die heutzutage die Umgangssprache der stark mit Negerblut gemischten Carib-Indianer an der Belizeküste und der Nordküste von Honduras bildet, ist ein Dialekt des weitgedehnten, an der Nordküste Südamerikas einheimischen Carib- oder Galibi-Sprachstammes. In einer vorgeschichtlichen Periode hatten Caribenstämme sich auf den grofsen und kleinen Antilleninseln festgesetzt und die Ureinwohner besiegt oder vertrieben. Wegen Auflehnung gegen die britische Obrigkeit wurde der auf der St. Vincent-Insel wohnhafte Caribenstamm 1796 auf ein Kriegsschiff gebracht und nach Ruatan, einer Insel der Hondurasbucht, versetzt, von wo aus er schon 1797 nach dem Festlande übersetzte und seither auch

in der Nähe von Livingstone, Guatemala, an der Mündung des Rio Dulce, eine Niederlassung besafs. Die dortigen Cariben sind Fischerleute und Schiffer, zum grofsen Teile dem Trunke ergeben.

Da die langdauernde Sprachmischung an Südamerikas Küsten eine klare Scheidung zwischen Cariben-, Arawak- und Tupistämmen und deren Dialekten fast unmöglich gemacht hatte, so konnte der Sprachstamm der Cariben erst in neuester Zeit in seinem realen Bestande und wahrer Ausdehnung festgestellt werden. Die Auffindung von ungemischten Cariben im südlichen Brasilien und das Studium ihrer Dialekte durch Paul von Ehrenreich und Karl von den Steinen haben uns zuerst untrügliche Mittel an die Hand gegeben, zwischen den drei Nationalitäten genaue Unterscheidung zu treffen, und den Namen Carib, der in Westindien u. s. w. auf fast alle Indianer angewendet wird[2]), auf die Eingeborenen zu beschränken, denen auch die Cariben von Livingstone zugehören. Nach P. Gilijs Zeugnis endeten früher die meisten Cariben-Stammnamen auf -coto, -goto.

Der für Sprachforschung unermüdliche Geistliche Alexander Henderson hat ein ausgedehntes Wörterbuch unserer „Karif"-Sprache in acht Heften, mit Wortbedeutungen in englischer Sprache, angelegt, das sich im Gewahrsam des Smithsonischen Instituts in Washington, D.C., befindet[3]). Neueren Berichten zufolge ist die Honduras-Kolonie der Cariben auf „Reservationen" untergebracht und so sehr mit äthiopischen Elementen gemischt, dafs beinahe alle somatischen Indianermerkmale verschwunden sind. Alberto Membreño, der in seinen „Hondureñismos" ein Vokabular giebt, berichtet (S. 193), dafs sie von den Weifsen Morenos genannt werden, während sie sich gegenseitig als Caribales anreden. Die Ortschaft Santa Fé auf Punta Hicacos ist ausschliefslich von Morenos bewohnt, und diese ernähren sich durch Bebauung des Ackers, durch Schiffahrt und Fischfang. Das von Membreño gedruckte Wörterverzeichnis rührt von Manuel Villar, bezeichnet als: „juez de letras de la Ceiba", her, und ist reichhaltiger als das bei O. Stoll vorfindliche.

Ein Volksstamm, genannt Cara und Cariai, wird historisch[4]) an verschiedenen Punkten von Honduras, Britisch-Honduras oder Belize, und Nicaragua erwähnt; eine Zugehörigkeit zum Carib-Sprachstamme ist nicht ausgeschlossen.

Über eine sogenannte Weibersprache unter den festländischen Cariben Südamerikas und der Antillen sehe man die kritischen Bemerkungen Otto Stolls nach in seiner Schrift: Zur Ethnographie der Republik Guatemala, 1884, S. 29 bis 36, und Lucien Adam, Du parler des hommes etc. — 1875.

Die Lenca-Sprache.

Dialekte der wenig bekannten Lenca-Indianer scheinen auf das Innere von Honduras beschränkt zu sein und werden gesprochen zwischen der Bucht von Fonseca am Stillen Ocean und der früheren hondurenischen Hauptstadt, Comayagua. E. Squier, der unter den Autoren zuerst auf sie aufmerksam machte, hat Proben von vier Lencadialekten veröffentlicht, nämlich von Guajiquiro, Opatoro, Intibucat und Similatón (States of Central-america, 1858, p. 253—255).

In seinem mehrerwähnten Traktat „Hondureñismos" läfst uns Alb. Membreño einen etwas tieferen Einblick in diese Sprache thun, indem seine zwei Vocabularios lencos, p. 251—258, von ziemlichem Umfange sind und von der Flexion des Verbums irá (säen) nebst Dialogen begleitet werden. Die zwei Sammlungen gehören dem Guajiquiro- und dem Similatóndialekte zu. Squiers' Lencastämme seien jetzt auf zwei Distrikte, La Paz und Intibucá, beschränkt und diese Indianer ständen geistig auf derselben Stufe wie die übrigen hondurenischen Eingeborenen.

Dr. Carl Sapper (Das nördliche Mittelamerika, S. 243) bringt mit dem Lenca-Sprachstamme auch die im Aussterben begriffene Sprache von Chilanga in San Salvador in Verbindung, da sie in verwandtschaftlichen Beziehungen dazu stehe.

Die Paya-Sprache.

Angesiedelt im centralen und östlichen Teile von Honduras hatten die Paya- (Poya, Poyo, Poyas) Indianer bis 1897 eine unbestimmte ethnographische Stellung eingenommen, als Alberto Membreño in seinen „Hondureñismos" ein von Don Gregorio Duarte, einem dortigen Schullehrer, herrührendes Vokabular ihrer Sprache veröffentlichte[5]). In seinen Wurzeln weicht Paya vollständig von den nachbarlichen Sprachstämmen der Jicaques, Lencas, Mifskitos, Mayas und Uluas ab, und Duarte ist somit der Entdecker eines neuen Sprachstammes, was für Nord- und Centralamerika als ein seltenes Ereignis anzusehen ist. In diesem Verzeichnisse sind die Wörter alle auf der letzten Silbe betont, und dies ist auch in dem kurzen Specimen der Fall, das Dr. Carl Sapper in Culmi aufnahm und im Globus, Bd. 75, S. 80 (1899) veröffentlicht hat. In den dortigen Paradigmen hat jede der drei Personen ein eigenes Verbalsuffix für sich, und die Personalpronomina scheinen Erweiterungen der Possessivpronomina zu sein.

Nach Sappers Schätzung zählen die Paya kaum über 800 Seelen; ihr Hauptsitz ist Culmí[6]), von Priestern zu „Dulce Nombre" umgetauft. Andere leben in El Carbón, in Guarazcá, in Santa Maria del Real am Sicoflusse, und haben auch Niederlassungen am Rio Alagan und am Rio Paulaya. Stellenweise leben sie mit Jicaque-Indianern zusammen und sind erst seit 1850 christianisiert worden. Merkwürdig ist, dafs ihr Numeralsystem gerade wie das der K'ektchi (Mayafamilie) auf die Zahl vierzig basiert ist: uca zehn, vnauco zwanzig, isca vierzig, ispoc hundert (Sapper).

Der Jicaque-Sprachstamm.

Dahin gehörige Volksstämme scheinen zahlreich zu sein und sehr zerstreut zu leben, denn Alberto Membreño erwähnt nicht weniger als sechs Departemente in Honduras mit Wohnsitzen der Jicaques: Tegucigalpa, Comayagua, Yoro, Cortès, Olancho und Colón. Er schildert sie als klein von Statur, schmächtig (escaros), stark mit Negerblut gemischt und von dunkler Hautfarbe; überzählige Finger und Zehen werden oft unter ihnen beobachtet. Ein Teil des Volkes ist nicht christianisiert; enthaltsam sind sie nicht, sondern lassen ihren Lüsten freien Lauf, trinken, singen und sind lustig und fröhlich. Bis jetzt war nur eine gröfsere Wortsammlung bekannt, verfafst ums Jahr 1790 in dem Dialekte von

[2]) Gerade so wie Apache, Lenape, Miwok u. s. w., bedentet auch Carib oder Galibi: „Mann, Indianer", und kann daher mit Recht auf jeden einheimischen oder fremden Indianer angewandt werden.

[3]) Die Karif-Grammatik und das Karif-Wörterbuch dieses Missionars sind beide datiert Belize 1872 und beziehen sich auf den zwischen Belize und Little Rock gesprochenen Dialekt. Er verfafste auch eine Mifskito-Grammatik und ein dreibändiges Maya-Vokabular, Dialekt von Belize.

[4]) Schon zu Kolumbus' Zeit.

[5]) Alle die in dem fleifsigen Werke Membreños veröffentlichten Indianer-Vokabularien umfassen 250 bis 400 Vokabeln und sind gröfstenteils mit dem Wortaccente versehen.

[6]) Im östlichen Teile des Departements Olancho.

Leán y Mulia und publiziert in den „Lenguas indigenae", San José de Costa Rica, 1892. Die Autoren des 17. und 18. Jahrhunderts brauchten oft „Jicaque" oder „Xicaque" als Sammelname für sehr verschiedene Stämme dieser Gegenden, und erst Dr. C. H. Berendt († 1878) kam auf den Gedanken, dafs die Dialekte einiger unter ihnen einen eigenen Sprachstamm bilden müfsten. Alberto Membreño giebt zwei ausführliche Wortsammlungen; eine wurde erlangt von den im Departement Yoro, die andere von in El Palmar ansässigen Jicaques. Beide weichen stark voneinander ab, und der El Palmardialekt scheint viele äthiopische Elemente zu enthalten.

Die Mifskito-Sprache.

Stämme, welche diese Zunge reden, bewohnen die Ostseite von Honduras und Nicaragua und erstrecken sich meilenweit von der Küste bis ins Innere. Selbst noch in Costa Rica tragen die gröfseren Flüsse der Ostseite Mifskitonamen neben den einheimischen Benennungen. Der Name des Volkes ist Mifskito, was nichts mit den Moskito-Insekten zu thun hat; falsch ist es daher, sie Moskitos und ihr Land Mosquitia zu nennen; trotzdem ist „Mosquitia" jetzt der usuelle Name für die Reservation dieser Indianer, welche ein grofses Parallelogramm an der Flachküste des östlichen Nicaragua bildet, und wo ein vor langen Jahren von der britischen Regierung octroyierter „König" über die Bevölkerung waltet[7]). Das Volk nennt sich Waikna: „Männer"; Moskos, aus Moskitos abgekürzt, und Zambos oder Sambos sind Spitznamen, die ihnen die Weifsen gaben. Letzteres bezeichnet den Mischling vom Indianer und Neger, steht aber ursprünglich für „krummbeinig" oder „geknickt". Die Sprache scheint sich nur wenig in Dialekte differenziert zu haben; sie wurde frühe von englischen und deutschen Missionaren studiert und literarisch fixiert; sie ist vokalreich, wohltönend und von höchst einfachem Sprachbau. Wir haben Vokabularien von E. G. Squier, Young, A. Cotheal und ein Handbuch von Lucien Adam (Wörterbuch, Texte und Grammatik), Paris 1891. Neuerdings hat Alberto Membreño in dem mehrgenannten Traktate „Hondureñismos" ein Vocabulario „Zambo ó Mosco" aus Honduras, und ein anderes, nebst Gesprächen, vom Cabo Gracias á Dios (ebenfalls Honduras) veröffentlicht, deren Wörter sehr wenig voneinander abstehen.

[7]) Seine Residenz liegt an der Pearl Cay Lagune, etwas nördlich vom Bluefields River. Diese Indianer sind seit 1850 unabhängig.

Kleine Nachrichten.

Abdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

— „Yermak" im Eise. Schon früher haben wir kurz über die interessante Fahrt des russischen Viceadmirals Makarow mit seinem Eisbrecher „Yermak" berichtet, nunmehr möge noch das Folgende nachgetragen werden, da jetzt genauere Nachrichten von dem Eisfahrer selbst vorliegen (Geographical Journal, Jan 1900).

Eigentlich ist die „Yermak" in erster Linie für die Karasee gebaut worden, um dort für die Handelsschiffe Bahn zu brechen. Nur unter diesen Umständen, d. h. für wirtschaftlich nutzbare Zwecke, hatte Makarow die für das Unternehmen nötige Summe erhalten können. Die Karasee hat nur einjähriges Eis, als sich aber der Dampfer gut bewährte, beschlofs man, im Sommer 1899 die Fahrt ins Polareis nordwestlich von Spitzbergen zu wagen.

Das wichtigste Ergebnis der Fahrt war natürlich das Verhalten des Schiffes im Eise. Dabei zeigte sich ein sehr wesentlicher Unterschied zwischen der Ostsee und dem Polarmeere. In der Ostsee war das Eis nirgends und niemals sehr dick, aber schon Eis von $^1/_2$ bis $^1/_3$ m Dicke schien manchmal mehr Kraft zu beanspruchen, als die „Yermak" besafs. Ganz anders ist dies im Polareise, das nirgends eine ununterbrochene Decke von einem Ufer zum anderen bildet wie das Eis der Ostsee, sondern aus einzelnen Schollen von verschiedener — und manchmal ziemlich bedeutender — Gröfse und Mächtigkeit besteht. Werden dieselben nicht geprefst, dann ist es für ein Schiff wie „Yermak" sehr leicht, durchzukommen, da selbst Schollen von 1 Seemeile Länge nachgeben und ausweichen. Aufserdem bricht das Eis sehr leicht, so dafs es Makarow, selbst wenn keine Pressungen vorhanden sind, für das Einfachste hält, gerade durch zu gehen. Dies scheint für dickeres Polareis sehr schwierig zu sein, doch sogar Eis von 4 m Dicke wurde mit Leichtigkeit durchbrochen, wenn man das Schiff arbeiten liefs, vorausgesetzt, dafs für die zerbrochenen Stücke Platz zum Ausweichen da war. Nach Makarows Untersuchungen kommt das daher, dafs der untere Teil der Eisschollen mehr oder weniger eine konstante Temperatur besitzt, die Temperatur der Oberflächenteile dagegen mit der Lufttemperatur stark schwankt. Hierdurch werden Spannungen und Spalten in der Scholle hervorgerufen oder vorbereitet, an denen das Eis bricht, sowie sich das Schiff hinaufschiebt und auch ohnedies vielleicht eine halbe Stunde später bei der nächsten Temperaturschwankung, dem nächsten Stofs etc. geborsten wäre. Dicke Schollen zerbrechen deshalb auch leichter als dünne, die oft unter dem Kiel heraus wieder an einer Schiffsseite auftauchen, und sehr leicht zerbrach das Eis der sogenannten „Hummocks". Es mufs nach Makarows Beschreibung ein imposantes Schauspiel gewesen sein, wenn sich das Schiff 3 m hoch auf das Eis schob, dann mit Krachen das Eis brach und das Schiff zwischen ausweichenden Schollen unterzutauchen schien, dann vorwärts ging und sich wieder auf das Eis schob, worauf sich das Spiel wiederholte. Die Expe-



Die „Yermak", das Eis bei Spitzbergen brechend.
Nach einer Photographie Makarows.

dition brachte hiervon gelungene kinematographische Aufnahmen mit. Bei diesem ersten Versuche mit dem Eisbrecher wurde die ganze vorhandene Maschinenstärke fast nie ausgenutzt. Die Erfolge hatten darunter zu leiden, dafs „Yermak" aus finanziellen Rücksichten für doppelte Zwecke konstruiert war, die sich, wie sich herausgestellt, zum Teil widersprechen. Trotzdem sind die Leistungen des Schiffes solche gewesen, dafs man den russischen Seemann entschieden zu seinen Erfolgen beglückwünschen und weitgehende Hoffnungen an die Verfolgung seiner Versuche knüpfen kann.

Verantwortl. Redakteur: Dr. R. Andree, Braunschweig, Fallerslebertbor-Promenade 13. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND" UND „AUS ALLEN WELTTEILEN".

HERAUSGEBER: DR. RICHARD ANDREE. VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXVII. Nr. 6. BRAUNSCHWEIG. 10. Februar 1900.

Durch die Karroo nach Kimberley.

Reisebriefe von Dr. S. Passarge.

III. (Schlufs.)

3. Die Diamantwäschereien am Vaalflusse.

Montag, den 29. Juni 1896. Der Besuch der Diamantenstadt Kimberley findet am besten seinen Abschlufs durch einen Ausflug nach den Diamantwäschereien am Vaalflusse. So verliefs ich denn Kimberley am 27. Juni in Begleitung des Herrn H. auf der Bahn, die nach Mafeking geht. Schneckenartig schlich der Zug durch die weite Ebene, die mit niedrigen Karroobüschen bedeckt ist und unter deren rotem Boden der weifse Süfswasserkalk zuweilen zu Tage tritt.

Doch was ist denn das dort? Da breitet sich ja ein See aus! Rinderherden weiden an seinen Ufern. Auch auf der anderen Seite des Zuges dehnen sich Wasserflächen aus; hinter ihnen erheben sich Tafelberge. Wer hätte solchen Wasserreichtum in dieser Steppe erwartet! Weiter und immer weiter schleicht der Zug. Die Rinderherden, die wir vor uns gesehen, liegen jetzt hinter uns, aber statt an den Ufern eines Sees grasen sie friedlich in der grünen Karroo. Der See aber liegt gerade so wie zuvor vor uns. Also nichts als eine Luftspiegelung, aber so täuschend, dafs ich hätte schwören mögen, es sei Wasser gewesen! Infolge der Strahlenbrechung hebt sich scheinbar der Rand des Horizontes etwas in die Höhe, und in dem so entstehenden Raume unterhalb der den Horizont bildenden Bergkette sieht man einen schmalen Streifen des Himmels. Dieser Streifen imponiert als Wasserfläche, und man glaubt in der heifsen, flimmernden Luft den Wiederschein der Sonne auf dem Wasserspiegel zu sehen. Je näher man kommt, um so weiter rückt der See zurück und läfst nur den ewig gleichen Karroobusch hinter sich.

Westlich der Riverton Station liegt eine grofse Salzpfanne, die man von der Bahn aus gerade noch an der hellen Färbung des Bodens erkennen kann. Auf der nächsten Station, Windserton, steigen wir aus. Hoch oben auf einer Kutsche, die von acht Pferden gezogen wurde, ging es im Trabe und Galopp dahin. Die hiesigen Postkutschen sind nach amerikanischem Muster gebaut, d. h. sie ruhen auf einem Ledergestelle, das auf den Achsen des Wagens liegt und gut federt. Rasch flog der Wagen auf dem ebenen Wege hin, an einigen Diabasbergen vorbei. Ein Hottentott in zerlumptem Kostüme führte die Zügel, ein weifser Kutscher schwenkte die lange Peitsche, die einen 3 bis 4 m langen Rohrstiel hat und mit unfehlbarer Sicherheit das lässige Tier trifft.

Nach $^{3}/_{4}$stündiger Fahrt war der Vaalflufs erreicht. Er war jetzt etwa 130 m breit, hat aber eine sehr wechselnde Wassermenge und überschwemmt zuweilen mit grofser Gewalt seine Ufer. An der Stelle, wo wir ihn erreichten, ging eine Fähre über den Flufs, auf der in normalen Zeiten die Kutsche nach Hebron übersetzt. Jetzt durfte sie jedoch der Rinderpest wegen, die jenseits des Vaal herrschte, den Flufs nicht überschreiten, sondern die Passagiere allein wurden übergesetzt.

Am jenseitigen Ufer erwartete uns ein Wagen Herrn H.'s, der uns schnell auf die Höhe des Ufers brachte, das etwa 8 bis 10 m über dem Wasserspiegel des Vaal liegt. Das Wort Vaal ist unser Wort „fahl" und spielt auf die trübe Farbe dieses Flusses an, ebenso wie der Vaalbusch, dessen Holz so harzreich ist, dafs es in grünem Zustande brennt, seinen Namen von der grauen Farbe seiner Blätter hat[*]).

Hebron ist ein alter Ort am Vaal und in der Mitte ausgedehnter Flufsschotter gegründet worden, die Diamanten enthalten. Diese Schotter liegen auf der Höhe und sind alte Ablagerungen des Vaal, die mehrere Meter über dem jetzigen Flufsbette liegen. Die Gerölle der Schotter bestehen aus Quarz, Achat, Diabas, Schiefern und sind durch Verwitterung rot gefärbt. Wohin man blickt, ist der Boden durchwühlt von alten Gruben.

Nach Passieren der Schotterzone bildet Diabas den Boden, der von ödem, niedrigem Busche bestanden ist. Gegen 2 Uhr erreichten wir Klipdam, einen Ort, der in einem anderen Schottergebiete liegt und heutzutage ein Hauptcentrum für die Digger ist. Die diamanthaltigen Schotter liegen auf einer Strecke von Christiana im Transvaal im Osten bis Delports hope im Westen am Vaal entlang. Bei Klipdam umgeben sie eine flache Mulde, deren ebener Boden auffallend von dem durchwühlten Geröllboden sich unterscheidet. Hunderte von Händen gruben und schaufelten in dem Geröllboden, niemand kam aber auf den Gedanken, einmal den Boden des Beckens zu untersuchen.

Ein Mann mit dem seltenen Namen Smith war der erste, der heimlich auf fremdem Grund und Boden in der Mitte des Beckens einen Schacht senkte und auf diamanhaltigen Grund stiefs. Er benachrichtigte das Haus, dem Herr H. angehört, von seinem Funde. Der Boden wurde aufgekauft, prospektiert und der Regierung Anzeige gemacht. Allein dank der Intriguen von Rhodes, der jede Konkurrenz mit rücksichtsloser Energie zu unterdrücken sucht, wurde die Mine erst nach einem

*) Auch die Aussprache ist fahl, also f. Die Republik heifst also Transfaal und nicht Transwaal.

Jahre — im Herbst 1895 — als Diamantmine öffentlich anerkannt. Die neue Leicestermine liefert die schönsten Diamanten, die bisher überhaupt in Minen gefunden worden sind. Sie werden nur von den Flufsdiamanten erreicht und übertroffen. Die Leicestermine hat 1200 Claims (à 30 Fufs im Quadrat). Die bisher angelegte Grube war 20 : 30 m grofs und 10 m tief. Der Rand besteht aus Sandsteinen und Schieferthonen der Karrooformation. In der gelblichen Diamanterde liegen zahlreiche Blöcke fremden Gesteins, die aus der Tiefe stammen. Eine meterstarke Kalkschicht bedeckt die Oberfläche. Östlich der Leicestermine hat man noch zwei andere, nicht abbauwürdige Vorkommen von gelber Erde gefunden, Smith Prospecting und Wreghleys Koppje.

Die Sonne war bereits gesunken, als wir nach Besichtigung der Mine nach Klipdam zurückkehrten. Klipdam ist eine richtige Diggerstadt. Sie zieht sich im Bogen um die Mulde der Leicestermine hin und besteht aus drei getrennten Abteilungen. Es herrschte gerade ein lebhaftes Treiben im Orte. Die Digger waren von ihren Gruben zurückgekehrt. Lärmen und Singen erscholl aus den Bars, die Läden waren mit Käufern gefüllt. Da sah man wunderliche Gestalten, alte bärtige Digger mit wetterbraunen Gesichtern, abgehärtet und räuberhaft. Gelbe Hottentotten mit spitzem Kinn und breiten Backenknochen, Bastards in allen möglichen Couleuren, Kaffern mit braunen, häfslichen Gesichtern, kurz eine bunte, gemischte Gesellschaft.

Ein abenteuerliches, zusammengewürfeltes Corps, diese Digger. Viele haben bessere Tage gesehen, sind sogar reich gewesen, haben aber alles wieder durchgebracht und spekulieren nun auf neuen Gewinn. Die meisten kennen die afrikanischen Goldfelder, viele auch Australien und Neuseeland, die meisten scheuen aber wirkliche, stetige Arbeit. Denn auch hier am Flusse arbeiten sie nicht selbst, sondern halten sich gewöhnlich einige farbige Arbeiter, sie selbst sehen zu. Die wenigsten bringen es zu etwas, im Gegenteil, die meisten sind verschuldet und verjubeln einen etwaigen Gewinn sehr bald.

Obwohl sie jetzt in Häusern leben, führen sie doch ein sehr bewegliches Leben. Glauben sie anderswo mehr Aussicht auf Erfolg zu haben, verbreitet sich die Kunde von guten Funden, so packen sie ihr Wellblechhaus auf einen Karren, und hinaus geht es, dem Glück verheifsenden Platze zu. So wandert auch die Bevölkerung Klipdams beständig, und bald hat dieser, bald jener Teil der Stadt die meisten Bewohner.

Die Schotter des Vaal, in denen sich die Diamanten finden, haben eine wechselnde Mächtigkeit von 1 bis 30 Fufs, und auch die Gröfse der Gerölle wechselt von Kopf- bis Erbsengröfse. Die Edelsteine treten sehr unregelmäfsig auf, bald mehrere zusammen gleichsam in Nestern, bald sehr vereinzelt. Ganz sichere Anzeichen für das Vorkommen von Diamanten giebt es nicht, am liebsten sieht man Schotter mit Brauneisensteingeröllen und kleinen Schieferstückchen — bantom. Oft genug gräbt ein Digger viele Monate lang und findet nichts; aber in jedem Augenblicke kann er auch mehrere an einer Stelle finden. Es ist eben reiner Glückszufall. In früheren Zeiten, als die Diamanten viel höheren Wert hatten, brachte ein einziger Fund unter Umständen 2000 bis 3000 Pfd. Sterl. ein, heutzutage höchstens ebensoviel Hundert, die dann meist schnell in Spirituosen und anderen Dingen durchgebracht werden. Dann beginnt das Jammerleben von neuem. Die Digger verkaufen ihre Diamanten an bestimmte konzessionierte Händler, die von Kimberley aus allwöchentlich herüberkommen. Nur aus dem Umstande, dafs die Flufsdiamanten alle anderen an Güte schlagen, ist das Fortbestehen der Flufswäschereien überhaupt zu erklären.

Am nächsten Morgen fuhren wir nach Longlands, einem anderen am Vaal gelegenen Orte. Unterwegs passierten wir eine Stelle, wo vor kurzer Zeit gelber Grund entdeckt worden war. Das Prospektieren auf Diamanten gehört zu den schwierigsten bergmännischen Untersuchungen und in der Mehrzahl der Fälle sind die Diamantminen durch Zufall entdeckt worden. Die zur Auffindung von diamanthaltigem Gestein führenden Mineralien sind dieselben, die sich im Waschrückstande zusammen mit den Diamanten finden, also Granaten, Titaneisen und Karbonado. Da diese Mineralien ungefähr dasselbe specifische Gewicht haben, aber zahlreicher sind als Diamanten, so ist das Auffinden derselben ein gutes Zeichen für die Nähe diamanthaltiger Erde. Abgesehen von zufälligem Auffinden dieser Mineralien kann systematisch durchgeführtes Aussieben von Bodenproben und Flufssanden zur Entdeckung derselben führen. Immerhin ist es in anbetracht des geringen Durchmessers der Diamantkrater sehr schwierig, wirklich das anstehende Gestein zu finden. Dafs noch zahlreiche Minen selbst in der Umgebung von Kimberley existieren, die noch der Entdeckung harren, ist sicher, ebenso wie im Oranje-Freistaat [10]).

In Longlands nahmen wir in der Familie des Händlers Herrn Mc Neils ein einfaches Mittagessen ein, setzten dann in einem Boote über den Vaal, der hier in einem felsigen Bette fliefst, und gingen über eine Blockhalde aus Diabas nach dem Orte Neykerk. Nach halbstündiger Wanderung fanden wir dort eine merkwürdige Behausung am Wege stehen. Mitten zwischen Felsblöcken stand ein alter Kasten, der in besseren Tagen die Hülle eines Pianos gebildet hatte. Dieser Kasten war oben offen, enthielt im Innern eine Lagerstätte, an deren Fufsende ein Kochherd stand. Am Kopfende befand sich ein Verschlag für Flaschen, Gläser und Efswaren. Das Lager bestand aus dem rostigen Gitter einer Waschmaschine und einigen Decken. Einige daneben liegende Bretter sollten während der Regentage als Bedachung dienen. Der Bewohner dieses Chateaus, der gerade abwesend war, ist ein Arzt, Herr Dr. med. Davel. Er lebt seit 20 Jahren am Vaalflusse und seit drei Jahren in der Klavierkiste. Neben Diggen, das er mit drei Boys betreibt, lebt er von seiner Praxis. Besonders die Boeren sollen Patienten von ihm sein. Was er mit dem Erlöse seiner Praxis anfängt, davon war eine stattliche Pyramide von Bier- und Whiskyflaschen ein stummer und doch so beredter Zeuge.

In Neykerk sollten wir zwei Prospektors finden, die ich für meine Reise in die Kalahari engagieren wollte. Diese suchten wir zunächst auf. Vor einem miserablen Lehmhause safs auf einem Holzklotze ein Mann in schmutziger, zerlumpter Kleidung, eine Pfeife im Munde; ein zweiter hochgewachsener Mann mit struppigem Vollbarte und in gleichem Aufzuge stand hinter dem ersten. Eine Wasserpede mit zwei Eimern hing auf seiner Schulter.

Mit einem good afternoon reichten sie uns die breiten, harten, unsäglich schmutzigen Pfoten. Auf die Anfrage, ob sie die Reise ins Ngamiland machen wollten, lehnte der eine der Gebrüder rund ab, dem anderen

[10]) Bald nach meinem Besuch in Kimberley im November 1898 wurde südöstlich von der Stadt, jenseits der Wesseltonmine, ein neuer Diamantkrater gefunden, ferner bald nach meinem ersten Besuch von dem schon genannten Mr. Smith westlich von Klipdam die Frank Smith-Mine und Weete Vreden-Mine entdeckt.

schien der Vorschlag indes zu gefallen. Als ich gelegentlich der Verhandlung zu Herrn H. einige Worte auf deutsch sprach, meinte er: „O, ich spreche auch deutsch, sogar switzerdütsch." Mr. Hawckey, obwohl Engländer, hatte in Stuttgart auf der Technischen Hochschule studiert, war auch einige Jahre in der Schweiz gewesen. Nachdem er durch das Ingenieurexamen gefallen, hatte er das Studium aufgegeben und war nach Kimberley gegangen. Nach abenteuerlichem Leben war ihm das Glück hold. Er fand einen Diamanten, der ihm 2000 Pfd. Sterl. einbrachte. Allein nachdem er das Geld in London verjubelt hatte, ging er nach Australien und kehrte schliefslich wieder nach Südafrika zurück. Hier am Vaal führte er nun ein elendes Leben. 18 Monate hatte er gearbeitet und nur für 17 Pfd. Sterl. Steine gefunden. So nahm er denn gern den Vorschlag, ins Ngamiland zu gehen, an.

Armer Hawckey! Wir ahnten damals beide nicht, was für Leiden wir gemeinsam ertragen sollten auf der Reise durch die fürchterliche Kalahari! Vier Wochen lagen wir in einem Wagen schwer krank, er mit Dysenterie, ich mit Lungenentzündung. Er erlag schliefslich seiner Krankheit und ruht jetzt bei Sebituanes Drift am Botletleflufs.

Mit Sonnenuntergang erreichten wir Waldecks Plant und setzten nach Gonggong über, wo wir in dem gastlichen Hause des Händlers Mc'auley übernachteten. Gonggong ist ein Hottentottwort und bedeutet Wasserfall. Der Vaal bildet nämlich zwischen Gonggong und Waldecks Plant einen Fall, dessen Rauschen weit durch die Nacht tönt.

Am folgenden Morgen erreichten wir nach einstündiger Fahrt durch anmutigen Buschwald das Kreisstädtchen Barkley West, das malerisch am Vaal gelegen ist. Hinter Barkley passiert man den Flufs auf steinerner Brücke. Hier mufsten wir uns der nördlich des Vaal herrschenden Rinderpest wegen „gründlich" desinfizieren lassen. Diese Desinfektion bestand darin, dafs wir die Stiefelsohlen in einer Schale mit Kalkmilch anfeuchten mufsten. Dann erst durften wir weiterziehen.

In dem Flusse lag ein Baggerschiff, dessen unternehmender Besitzer auf Diamanten baggerte. Ich weifs aber nicht, ob es sehr „successful" ist.

Nach mehrstündiger ermüdender Fahrt durch die einförmige Ebene erreichten wir Kimberley, dessen Bergwerke und ragende Schutthalden uns schon längst von weitem begrüfst hatten.

Morgen verlasse ich die interessante Diamantenstadt, die so viel des Lehrreichen geboten, um zunächst nach Mafeking zu gehen, von wo aus dann die eigentliche Reise durchs Betschuanenland und die Kalahari zum Ngamisee beginnen wird.

Central-Amerikas Sprachstämme und Dialekte.

Von Albert S. Gatschet. Washington.

(II. Schlufs.)

Die Matagalpan-Sprache.

Dies ist ein im Centrum Nicaraguas, im Matagalpan- und im Segovia-Regierungsbezirke gesprochenes Idiom, von dem bis jetzt nur eine Nebenmundart in Cacaopera, Republik San Salvador, bekannt geworden ist. Nach dem von Daniel G. Brinton († 1899) veröffentlichten, etwa 160 Wörter umfassenden Wortschatze zu schliefsen, bilden diese zwei Dialekte einen bisher unbekannten Sprachstamm, denn obwohl einige fundamentale Begriffe, wie Haus, Zahn, Mond, Stein, Wasser etc., sich auch im Lenco, Ulua, Mifskito und anderen angrenzenden Sprachstämmen vorfinden, so ist doch der Typus dieser vokalischen Sprache ganz eigentümlicher Art. Dafs dieselbe sich einst auch über das Departement Chontales in Nicaragua, südlich vom Matagalpan-Bezirke, ausgedehnt hat, geht aus den dortigen Ortsnamen hervor. So lange wir den wahren Volksnamen des Stammes nicht kennen, werden wir sie mit dem obigen Nahuatl-Stadtnamen zu bezeichnen haben; die Weifsen nennen sie hier Chontales, dort Popolucas; dies sind Namen ohne ethnographische Bedeutung, denn übersetzt sind sie gleich unserem „Ausländer" und „Bauernkerle". Nur durch Dr. Brintons Bemühungen sind wir mit diesem Sprachenzweige bekannt geworden, da derselbe ein Vokabular von 94 Wörtern, gesammelt vom Geistlichen V. Noguera, und ein anderes von Cacaopera in San Salvador, 150 englische Meilen von dort, von dem Lehrer Jeremias Mendoza herrührend, in den Verhandlungen der American Philosophical Society in Philadelphia, December 1895, p. 403—415, veröffentlicht hat. Dazu kommt noch eine Liste von 20 Ausdrücken des Cacaoperadialektes, gesammelt von Dr. Carl Sapper im Jahre 1895. In der Verbalflexion werden die Zeiten durch eigene Temporalcharaktere genau unterschieden, und jede der drei Personen des Singulars und Plurals hat ihr eigenes Personalsuffix. Die Verbreitung des Matagalpan war vermutlich vor 100 Jahren viel gröfser als jetzt, namentlich in seinem südlichen oder nicaraguanischen Zweige.

Der Ulua-Sprachstamm.

Kein Punkt in der linguistischen Topographie von Centralamerika ist bis jetzt unsicherer, als die Zusammensetzung und Ausdehnung des Ulua (Ulva, Ulba oder Woolwa)-Sprachstammes. Sicher ist nur, dafs er auf den Ostabhang der Gebiete von Honduras und Nicaragua beschränkt ist; er scheint auch das ganze Mifskito-Sprachgebiet wie eine Enklave ringsum einzuschliefsen. Zu dieser Ungewifsheit trägt freilich das Unsichere der dortigen Kartographie vieles bei; diese ist absolut unzuverlässig, da ordentliche Vermessungen niemals im Innern jener Gebiete gemacht worden sind.

Diese Sprachfamilie ist nach den Ulnas oder Woolwas am Bluefieldstrome, Nicaragua, benannt worden. Sie heifsen auch Chontales oder „Wilde" (ein Nahuatl-Ausdruck) und Mico, da sie, oder ein Teil derselben, am Mico, einem Zuflusse des Siquia, wohnen, welcher seinerseits wieder ein Nebenstrom des Bluefieldflusses ist.

Verwandt mit Ulua ist die Sprache der Sumos (englisch Smoos, Smūs), gesprochen am Kukraflusse im südöstlichen Nicaragua. Ein längeres Vokabular dieses Dialektes erlangte J. Crawford, ein nordamerikanischer Prospektor, der es im „American Archaeologist" (Columbus, Ohio) in der Mainummer von 1895 veröffentlicht hat. Alb. Membreño publizierte ein von Alphonse L. Pinart aufgenommenes Vokabular eines Sumostammes mit den Zahlwörtern 1 as, 2 bú-u, 3 bamé; nebstdem ein Vokabular der Sumos vom nördlichen Honduras,



Indianer aus Guatemala.
Originalphotographie.

welches, vom Lehrer Duarte aufgenommen, dem Pinartschen im Wortlaute nahe kommt. Sumos giebt es noch jetzt am Patukaflusse. Membreño sagt von den Sumos von Honduras: „sie seien folgsam und unterwürfig, klein von Statur, schlichthaarig (pelo liso), von gelblich brauner Hautfarbe (color triqueño) und scheu oder mifstrauisch im Umgange (huraños)".

Die Stämme der Carcha und der Siquia, an den gleichnamigen Flüssen, sprechen gleichfalls Ulnadialekte; Carcha heifst der Oberlauf des Siquia-Zuflusses der Bluefieldlagune. Einen Ulnadialekt sprechen ebenfalls die Anwohner des Rio Melchora, eines Baches, der von Norden dem San Juan zuströmt.

Dem Ulua-Sprachstamme zählen Reisende auch bei den Dialekt der Tunglas am Tunglasflusse, Nicaragua, den der Twaka oder Toakas an den Quellen oder Mittellaufe des Patuka, der Pantasmas zu beiden Seiten des Coco, Wanks oder Segoviaflusses, der Parrastas, nahe bei Loviguisca, der Subiranas, unweit Camoapa, beide im Departement Chontales, südliches Nicaragua; endlich den Dialekt der Secos am Seco- und Tintoflusse, letzterer auf Englisch Black River geheifsen. All dies ist jetzt noch ein Gebiet der Ungewifsheit und Hypothese.

Völlig unbekannt sind die Dialekte der Sovas, Montezanas und Civas am Rio Grande, der die Mitte Nicaraguas unterm 13. Grade Lat. von Westen nach Osten durchströmt. Über die Sprache der Ramas siehe unten. Immer noch die beste Quelle für diese Sprachfamilie ist enthalten in Dr. C. H. Berendt's Artikeln im „Korrespondenzblatte der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie", September 1874 und Juni 1875.

Die Sprache der Chiapaneken.

Ähnlich wie das Volk der Nahuä und der Mije haben auch die Chiapaneken oder Urbewohner von Chiapa, jetzt Name eines Staates der mexikanischen Union, sich segmentiert und ihre Landsleute in südöstlicher Richtung ausgesandt. Dies geht hervor aus der Verwandtschaft der Umgangssprachen dieser Kolonieen in Honduras und Nicaragua mit dem Chiapanekischen, obwohl diese Kolonisten, jetzt Cholutecas oder Chorotegas, nicht mehr Chiapanecos heifsen. Selbst heute noch heifst der südlichste Bezirk von Honduras „Departemento de Cholutecas", durchströmt vom gleichnamigen Flusse, der sich in den Stillen Ocean ergiefst. Professor Adolf Bastian war der Ansicht, dafs die berühmten Tempelruinen von Santa Lucia Cosumalguapan bei Escuintla, Guatemala, auf der alten Wanderungsrichtung der Choluteken nach dem Südosten liegen. Auch die West- und Ostufer der herrlichen Nicoyabucht im nordwestlichen Costa Rica, waren einstmals die Heimat von Chorotega-Indianern (siehe Karte in H. Pittier's „Bribri-Sprache"). Unter ihrem ursprünglichen Volksnamen Mangues, der noch in Managua, Stadt und See, fortlebt, existierten Chorotegas in Nicaragua, im „Granada-Distrikte", östlich vom Nicaraguasee. Noch um 1876 war die Mangue-Sprache dort nicht ganz vergessen, denn Dr. C. H. Berendt gelang es damals, die letzten Überbleibsel derselben der Vergessenheit zu entreifsen.

Die Sprache der Chiapaneken in Chiapas ist schon früh von spanischen Missionaren zum Zwecke der Konversion der Bewohner zum Christentume studiert worden. So hat der Laienbruder Juan de Albornoz wohl schon vor 1600 eine undatierte Grammatik oder Arte, der-



Indianer aus Tenejapa, Chiapas.
Originalphotographie.


Indianer aus Huéstan, Chiapas.
Originalphotographie.

selben verfafst. Doch eine wissenschaftliche Sprachlehre wurde nach der Konsultierung aller existierenden Materialien erst 1875 von Lucien Adam in „La langue chiapanèque" veröffentlicht (Wien, A. Hölder), worin die verwickelten Verhältnisse, die bei Bildung des nominalen und verbalen Plurals, des kollektiven sowohl als des distributiven, vorwalten, hervorgehoben werden. Das Studium dieser Sprache wird überhaupt durch die Unklarheit des Stiles der alten Grammatiker ganz besonders erschwert, und dasselbe kann mit Recht von einer Menge anderer, alter und moderner, Handbücher über Indianersprachen Amerikas behauptet werden.

Die Subtiaba-Sprache.

Dieses wohllautende nicaraguanische Idiom ist uns blofs durch ein gröfseres Vokabular bekannt, das mit französischen Wortbedeutungen in der Pariser „Revue de linguistique et de philologie comparée" (Verlag von Maisonneuve & Co, 1879, p. 334—337) abgedruckt sich vorfindet, und wie es scheint, auch Orotiña genannt wird. Wird in der Umgebung der Stadt León gesprochen, am Westende des Managua-Sees in Westnicaragua, ebenso in Subtiaba (Sutiaba) und anderen Ortschaften nördlich von León. Schon zur Zeit der spanischen Eroberung hiefs die fruchtbare Ebene rings um León Nagrando [8]), und E. G. Squier glaubte sich daher berechtigt, diese Benennung auch auf die Sprache der dortigen Indianer auszudehnen. Dieselbe zeigt keine Verwandtschaft mit Lenca, Jicaque, Mifskito oder anderen Sprachen Mittelamerikas, noch wissen wir etwas Verläfsliches über ihre frühere Ausdehnung. Man hat in diesen Indianern die Nachkommen der früheren Maribios erkennen wollen.

Der Chibcha-Sprachstamm.

Pittier de Fábrega, Friedrich Müller und andere Forscher, welche die Sprachen Costa Ricas eingehend studiert haben, sind der Ansicht, dafs sie nicht nur mit Chibcha, Duit und anderen Dialekten der columbischen Hochebene verwandt seien, sondern auch dafs, Dr. Max. Uhle's Meinung bestätigend, eine Wanderung ihrer Urstämme von Südamerika nach ihren jetzigen Sitzen in Centralamerika stattgefunden habe. Linguistische und einige ethnographische Beweise dafür sind dargelegt in Max. Uhle's Artikel „Verwandtschaften und Wanderungen der Tschibtscha", Congrès des Américanistes, Compte Rendu de la septième session 1888, p. 466—489, und an verschiedenen Stellen von H. Pittier's „Die Sprache der Bribri-Indianer in Costa Rica". (Herausgegeben von Dr. Friedr. Müller, Wien 1898.) Diese Vergleichungen schliefsen auch die Sprachen des Isthmus und columbischen Staates Panamá ein, sind aber wegen bisheriger Unvollkommenheit der Exploration dieses Gebietes viel minder beweiskräftig als für Costa Rica. Beweiskräftig sind Uhle's und Pittier's Wort- und Wurzelvergleichungen hauptsächlich für die Numeralien, doch auch der übrige Wortvorrat wird so enge verknüpft, dafs ein wirklicher Urzusammenhang beider Volkskörper in lexikalischer und grammatischer Hinsicht kaum abzuweisen ist. In die Verwandtschaft mit Chibcha schliefst Uhle auch ein: drei Sprachen der Arhuacos oder Aruak (ja nicht mit Arawak zu verwechseln), in der Sierra Nevada gesprochen: Köggaba, Guamáka, Bintukua. Vergl. Compte Rendu, Septième congrès des Américanistes, p. 469.

Wird so der Chibcha-Sprachstamm in erweitertem Sinne aufgefafst, als Teile von Mittelamerika einschliefsend, so mufs doch bemerkt werden, dafs nur dieser mittelamerikanische Teil uns hier angeht und deshalb allein hier behandelt werden kann.

Auf die Sprachen Costa Ricas hat zuerst Ritter Carl v. Scherzer (k. k. Akadem. der Wiss., Wien 1855) durch Berichte und Abdruck von Vokabularien aufmerksam gemacht. Ihm folgte, 20 Jahre später, Dr. William M. Gabb von Philadelphia durch Mitteilung eingehender ethnographischer Notizen über dortige Volksstämme und reichhaltiger Vokabularien (Amer. Philosoph. Society Proceedings 1875, p. 483—602). Ebenso der röm.-kath.


Indianer aus Sinacantán, Chiapas.
Originalphotographie.

[8]) Ist dieser geographische Name etwa eine indianische Accommodierung an das spanische „La Granada" (Kornkammer, fruchtbare Kornpflanzungen)? Eine Landschaft dieses Namens liegt östlich vom Nicaraguasee.

Bischof von Costa Rica, Bernard August Thiel, ein Rheinländer, der auf seinen Reisen auch besonders der Guatuso-Sprache im Norden die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt hat.

Herr Henry Pittier de Fábrega, damals Vorsteher der Landesuniversität in der Hauptstadt San José [9]), wirkte nun mit C. Gagini in demselben Sinne fort. Sie veröffentlichten gemeinsam 1892 ein Handbuch der Térrabasprache, Grammatik, Lexikon und Gespräche, während Pittier das Bribri zum Objekte seines Specialstudiums machte (siehe Titel oben) und Materialien zum Studium aller Glieder der Sprachengruppe sammelte.

Südwestlich von der costaricanischen Wasserscheide leben heute nur wenige Indianerstämme, darunter die Brunca oder Boruka nebst den Térraba oder Terribes. Die Mehrzahl der Indianer wohnt jetzt vielmehr am Nordostabhange des Landrückens. Im Norden Costa Ricas kommen zuerst die Guatusos, südlich vom Nicaraguasee; dann die Cabécara oder Blancos mit drei Dialekten: Estrella, Chirripó und Tucurriqui, alle im Gebirge oder so zu sagen im Schatten der gleichnamigen Vulkane; hierauf die Bribri am Oberlaufe des Tariri-flusses, deren Name, in das Spanische übertragen, „Valientes" lautet, und die auch identisch sind mit den Biceitas oder Abiceitas; dann die Térribes im Südosten der Bribri.

Keiner dieser Stämme lebt jetzt an der pacifischen oder atlantischen Meeresküste; das Land ist aber reich an Traditionen über historische Sitze älterer Nationen, wie der Guetaru bei San José, der Corobici, wo jetzt Guatusos hausen, der Voto, Quepo, Tariaco und Coto. Wenn wir einzelne Teile der pacifischen Abdachung ausnehmen, so bilden der San Juanflufs und der Nicaraguasee die wahre ethnische Grenze zwischen Central- und Südamerika [10]). Stellen wir dazu, was H. Pittier auf S. 51 seines Bribri-Werkes mitteilt: „Die Senkung von Nicaragua hat als chorographische Schranke gedient, sowohl in Bezug auf Verbreitung der zwei grofsen ethnischen Gruppen Centralamerikas, als auch auf die Verteilung der Floren und Faunen."

Die zuerst genannten Guatuso-Indianer sind ein halbwilder Stamm, der namentlich am Rio Frio und seinen Zuflüssen wohnt und ethnographisch wenig bekannt ist [11]). Der Name guatuso oder cotusa bezeichnet einen dortigen Vierfüfser, Dasyprocta punctata, und ist als Spottname aufzufassen, wie so viele andere Stamm- und Völkernamen. Die Guatusos bauen Tabak, Gemüse und Früchte, verfertigen ihre Werkzeuge selbst und sind körperlich gewandt und kräftig. Ich sah ein Mädchen dieses Stammes in Philadelphia, der man die Characteristica der Wildheit nicht absprechen konnte. Obwohl H. Pittier lexikalische Beweise der Zugehörigkeit dieses Dialektes zum Chibcha-Stamme beibringt, mufs doch gesagt werden, dafs die von B. A. Thiel gesammelten Vokabeln sui generis sind und jedenfalls starke fremde Beimischung vermuten lassen. Manche der von ihm erwähnten Wörter bezeichnen Nutzpflanzen, so dafs also die Pflanzen sowohl als ihre Namen von aufsen importiert sein können. Die „Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte" (Appendix zur „Zeitschrift für Ethnologie"), Berlin 1894, S. 70 bis 76, enthalten einen lesenswerten Artikel von Polakowsky, „Die Indianer der Republik Costa Rica, speciell die Guatusos", mit Photographie von acht jungen Guatusos.

Ich füge hier noch die Beschreibung einiger Stämme bei, im südöstlichen Teile Costa Ricas oder Talamanca-Bezirke angesiedelt, deren Kenntnis wir fast allein der wissenschaftlichen und publizistischen Thätigkeit von Alphonse L. Pinart (aus der Picardie gebürtig) zu verdanken haben. Diese Stämme und Dialekte, fälschlich an Ort und Stelle caribisch genannt, sind dem Bribri und Térraba nahe verwandt und werden von Pinart geschildert in „Les Indiens de l'état de Panamá", in Hamys „Revue d'Ethnographie" 1887, p. 1—24, 117—138 nach eigener Ansicht geschildert, klassifiziert und mit Vokabularien publiziert. Er hat auch vier ums Jahr 1800 vom Padre Blas J. Franco, einem dort thätigen Missionar, verfafste Vokabularien, den Guaimi-Stämmen angehörig, in San Francisco 1882 (4°) in der spanischen Originalsprache herausgegeben.

Guaimi-Gruppe. Hat ihren Bevölkerungsmittelpunkt im Miranda-Thale und wird eingeteilt in a) Muoi, an einem Zuflusse des Rio Chrikamaula; b) Move-Valiente-Norteño in der Umgebung der Chiriqui-Lagune, einem salzigen Binnenwasser an der atlantischen Küste; gewöhnlich werden sie Norteños geheifsen; c) Murire-Bukueta-Sabanero, in den Prairien (savanas) südlich der Hauptgebirgskette, und deshalb auch Sabaneros genannt.

Dorasque-Gruppe. Die Dorasque-Changuina-Indianer, auch Torasque und Torreasques genannt, haben ihr Domizil südlich von den Guaimies und lebten ursprünglich in den Gebirgen des Talamanca-Gebirges, bis sie nach den Missionen an der Chiriqui-Lagune versetzt wurden. Padre Franco nennt unter seinen (jetzt erloschenen) Dorasques Stämme wie die Iribolas, Chirilnos, Suasimis; ihr Dialekt wird von den Changuinas, Chumulus und Chalivas gesprochen. Eines von Padre Franco's Vokabularien gehört dem Dorasque an; die anderen sind überschrieben: Guaimi, Guaimi norteño, Guaimi sabanero. Auch die Ramas von der Bluefield-lagune sind hierher zu stellen, wie das handschriftliche Vokabular von Dr. Carl Bovallius darthut (siehe oben).

Cuna-Gruppe. Gehört ganz dem Staate von Panamá an; die Stämme wohnen in der Landschaft Veragua und rings um den Isthmus von Panamá und waren auch bekannt als Cunacuna-, Tule- und Cueva-Indianer. Es ist anzunehmen, dafs sie sich einst westlich bis an den Chagresflufs und die Chorrera-Berge ausdehnten, während sie jetzt östlich an den Golf von Darien (Tariene) und an den Norden des Staates Cauca in Colombia (Südamerika) anstofsen. Über die Zugehörigkeit dieser Gruppe zum Chibcha-Sprachstamme hegt Max. Uhle noch einige Zweifel.

Unter den Cuna-Stämmen sind die wichtigeren oder am besten bekannten folgende: die Mandingas, die Chucunaques am gleichnamigen Flusse, die San Blas-Indianer an der gleichnamigen Landspitze, die Chuchares, westlich von derselben, die Tucutis, die Coiba am Isthmus von Panamá, die Bayanos, etwas östlich von den letzteren, und die Birú an der pacifischen Küste.

Der Chocó-Sprachstamm.

Der Atratoflufs bildet die nordwestliche Grenze des Volks- und Sprachstammes der Chocó-Indianer, der sich von der Stillen Meeresküste östlich bis ins Caucathal

[9]) Prof. Henry Pittier ist von Geburt ein Schweizer, aus Château d'Oex, Kanton Waadt, stammend.

[10]) Hierzu mufs indes bemerkt werden, dafs die Ramas, ein einzelner Stamm, der nördlich vom San Juan auf einer Insel der Bluefields-Lagune wohnt, eine zu der Dorasque-Changuina-Gruppe gehörende Sprache spricht. Vokabular bei Brinton, Am. Race, p. 267.

[11]) Rio Frio, „kalter Flufs", fällt in den See von Nicaragua beinahe an derselben Stelle, wo der San Juanflufs aus obigem See ausfliefst.

erstreckt und in seiner ganzen Ausdehnung dem südamerikanischen Kontinente angehört. Was hier folgt, bringe ich nur zur Vervollständigung des obigen Sprachenbildes bei, denn der gegenwärtige Bericht hat sich eigentlich nur die Schilderung der Sprachen Centralamerikas zum Objekt genommen.

Alphonse L. Pinart schlägt für den Chocó-Sprachstamm die Benennung vor: Chocó-Nonnama-Citarae; der letztgenannte Volksstamm lebt am Rio Buei und am Rio Buchado — und in seinem „Vocabulario Castellano Chocoe (Baudo-Citarae)", Paris 1897, sagt er über die Grenzen des Sprachstammes, der am Verbindungs- und Knotenpunkte zwischen Mittelamerika und dem anliegenden südamerikanischen Kontinente liegt, folgendes: „La lengua Chocoe se habla de las costas del Pacifico de la Punta Garachino al rio de San Juan, hasta las faldas de las montañas grandes de Antioquia. Posee varios dialectos poco diferentes los unos de los otros." In diesem Vokabular heifst die Chocó-Sprache: embera bidi, „Sprache der Menschen", und Cuna-Indianer werden Jura genannt. Die Chocó-Indianer sind ethnographisch von grofsem Interesse, aber noch kein Forscher hat ihre Dialekte oder auch nur einen derselben gründlich studiert. Die kritischen Bemerkungen über die Ausdehnung des Chocó von Dr. Max. Uhle mögen nachgesehen werden in seinem vorerwähnten Berichte in „Septième congrès des Américanistes" von 1888, p. 471 (Note).

Die Chocó oder Chocoes-Indianer, nach denen der Sprachstamm jetzt benannt ist, sind am Atrato angesiedelt, und der Dialekt der Tucuras, am Rio Senu, deren Vokabular Dr. A. Ernst (in Carácas) publizierte, gilt ebenfalls für reines Chocó. Ebendahin gehört auch ein von Collins 1879 notierter, am Napipiflusse gesprochener Dialekt, der ausdrücklich Chocó genannt wird; dahin auch die Atrato-Mundart des Plateaus von Muri, wovon sich ein Vokabular im Jahrbuche der Geographischen Gesellschaft von Bern (Schweiz) 1883 und 1884 vorfindet.

Eine reichliche Sammlung von Vokabeln, Sätzen, Gesprächen und grammatischem Material findet sich ferner, aus dem Spanischen ins Deutsche übersetzt, in der Berliner „Zeitschrift für Ethnologie" 1876, S. 359 ff. Die Liste der Stämme, die diese Dialekte des Chocó reden, lautet wie folgt: Chamies (unweit Marmato), Anguágedas, Cañas gordas, Caramantas (diese drei nach Brinton westlich vom Cauca-Thale), Curasambás, Patoes, Necodaes, Murindoes am Murindo, Zuflufs des Atrato, Rioverdes am Rio Verde und Tadocitos.

Die Tadó und die Noáname wurden studiert von Alphonse L. Pinart im Thale des San Juanflusses und von R. B. White, der im Journal des britischen „Anthropological Institute" 1884, p. 240—256, ein Vokabular veröffentlichte. Ein weiterer Tadó-Dialekt am Baudoflusse wurde von A. L. Pinart notiert, und andere Noánama leben am oberen Taporal.

Schlufsgedanken.

Vorstehender Artikel beansprucht kein anderes Verdienst, als das einer Zusammenfassung linguistischer Thatsachen betreffs Mittelamerikas indianischer Bevölkerung, die erst neuestens bekannt geworden sind, oder wenn auch früher notiert, doch erst jetzt in systematischer Folge präsentiert werden konnten.

Solche Klassifizierungen linguistischer Resultate und die Einteilung von Dialekten in Sprachstämme und Dialektgruppen sind unabweisbares Bedürfnis sprachlicher Forschung. Für die Ethnographie sind sie ebenso bedeutsam, als für die Linguistik, denn jeder Sprachstamm setzt notwendig für die Urzeit eine specielle Menschenrasse voraus, wenn diese auch somatisch nur wenig von ihren Nachbarrassen abgewichen sein sollte.

Gewisse Teile der Erde sind auffallend reich an Sprachstämmen, wie z. B. die Staaten Kalifornien und Oregon, der Unterlauf des Mississippi und die Quellgebiete des Amazonas. Diesen kann Centralamerika getrost beigezählt werden, denn auf engem Areal finden sich hier etwa ein Dutzend eng umschriebener Sprachfamilien zusammengedrängt. Linguistische Information der richtigen Sorte aus diesen „isthmischen" Gegenden zu erlangen, ist von jeher schwer gewesen; freuen wir uns daher, dafs wenigstens so viel erlangt worden ist, als wir heute unseren Lesern in einer Übersicht bieten können. Was wir jetzt besitzen, genügt wohl zu einer genealogischen Einteilung der Dialekte, obwohl unsere Information nur sporadisch und lexikalisch ist und wir über Morphologie und Syntax meist ganz im Dunkeln gelassen sind.

Es kann daher hier auch wenig oder nichts über das Wichtigste dieser Sprachen, d. h. deren Struktur, gesagt werden, da uns aufser den Maya-Dialekten nur noch das Bribri und einigermafsen das Mifskito und Chiapanekische bekannt sind. Die Kenntnis des Zeitwortes mufs hier Licht verschaffen, denn dies ist die wichtigste Wortart in jeder menschlichen Sprache. Für die Maya-Dialekte hat Ed. Seler (Konj. System, S. 9) folgendes als Hauptgesetz proklamiert: 1. nur die absoluten, kein Objekt bei sich habenden Verbalausdrücke werden durch Prädikatskonstruktion mit dem Personalpronomen gebildet; 2. die transitiven Verba dagegen sind wurzelhafte oder abgeleitete Nomina, die als solche mit dem Possessivpräfix verbunden werden. — In beiden Fällen ist aber doch das Maya-Zeitwort ein Nominalausdruck und dies stimmt mit unserer sonstigen Kenntnis der amerikanischen und aller agglutinierenden Sprachen überein, dafs wahre, rein prädikativ gebrauchte Verbalausdrücke sich dort nicht finden lassen. Wie wäre es denn sonst möglich, dafs die amerikanischen transitiven Verba nur in der Pluralform stehen können, wenn ihr direktes Objekt in der Mehrzahl steht?

Von den obigen Sprachfamilien sind weiterer Forschung am bedürftigsten das Paya, Lenca, Subtiaba, Matagalpan und Jicaque, denn von ihnen sind selbst die wichtigeren grammatischen Elemente noch unsicher. Es ist erfreulich, zu sehen, dafs neue Kräfte, wie Duarte, Noguera, Mendoza, Crawford und andere sich an die Aufzeichnung von Mundarten gemacht haben, die ohne ihre Bemühungen uns stets vorenthalten geblieben wären. Bald wird auch, so hoffen wir, die wissenschaftliche Methode der Aufsuchung von Vokabeln und ihrer Notierung sich dort Eingang verschaffen. Viele der besprochenen Wortsammlungen, namentlich die in Alberto Membreños „Hondureñismos", sind mit spanischer Notierung aufgenommen, welche sehr oft abweicht von der bei Deutschen, Engländern und Franzosen gebräuchlichen Schreibweise und oft auch mit einem anderen „Ohr", einer anderen Hörfähigkeit für fremde Sprachen verbunden ist. Dies ist ein sehr bedenklicher Punkt in der Indianer-Linguistik, da jeder Europäer infolgedessen eine Indianersprache verschieden von seinem Kollegen aufnehmen wird, auch wenn alle das Lepsius-Standard-Alphabet gebrauchen sollten.

Werfen wir noch einen Blick auf die bis jetzt unerforschten Sprachen Mittelamerikas, so macht uns Dr. Carl Sapper (Nördliches Mittelamerika, S. 243) vor allem aufmerksam auf das in Guatajiagua, einer kleinen

Ortschaft südlich von Cacaopera, San Salvador, gesprochene Idiom. Ferner, wenn das auch von O. Stoll erwähnte Alaguilac im Thale des Motagua-Flusses, östliches Guatemala, noch nicht erloschen ist, so dürfte es sich lohnen, seinen letzten Spuren nachzugehen. Auch im Gebiete der dialektreichen Jicaque- und Ulua-Sprachfamilien können wir noch manchen neuen Erwerbungen durch Lokalforscher entgegen sehen; selbst die Entdeckung neuer, auf geringen Raum beschränkter Sprachfamilien ist nicht ausgeschlossen.

Ein Winterausflug von Neapel zum Monte Vergine.

Eine klimatische Laune will es, dafs der Winter in Mittelitalien zuweilen recht herbe auftritt, und die an solche Unbilden nicht gewöhnten Südländer mit Schnee und Kälte schreckt. Schon Horaz wufste davon zu singen. In der Ode an Thaliarchos schildert er den verschneiten Sorakte, die unter der Flockenlast gebengten Wälder, den im Frost erstarrten Bach. Kaum minder heftig fiel jüngst der Winter in Neapel aus, so dafs man längere Zeit beim Rundblick von Castellamare nach Sorrent weit eher ein Alpenpanorama zu sehen vermeinte, als den in Licht und Wärme getauchten Uferkranz der schönsten Bucht der Welt.

Die seltsame Scenerie, das gänzlich veränderte Aussehen des Landes bewog uns, gerade jetzt einen Ausflug in den Vorapennin zu unternehmen. Wir fuhren mit dem Morgenzuge nach Cancello. Der Vesuv lag in starrer Ruhe da, das Haupt in Weifs gehüllt; in den radialen Schluchten zogen sich die Schneebänder bis zu den ersten Häusern von Resina und Torre del Greco hinab. Alles klagte über das Wetter. Nur die Bauern drüben am Monte Angelo sahen den Winter nicht ungern; denn er füllte ihre Schatzkammern, die berühmten „Schneegruben", aufs neue mit kühlendem Vorrat für die sommerliche Hitze. Bis tief in den Juli und August lagert dort die kalte Decke in den Schlüften und Schründen. Zu harten Schollen vereist wird sie sorgsam in Matten verschnürt und zu den umliegenden Städten gebracht als köstlichste Erquickung beim glühenden Sonnenbrand. Selbst aus dem Apennin bezieht Neapel noch Schnee, und es mutete uns gar sonderbar an, als wir bei Mercogliano im dicksten Gestöber die Leute emsig mit Schaufeln und Körben arbeiten sahen, um die teure Beute zu bergen. „Ecco signor, ecco signor, una bella racolta!" schallte es uns allenthalben entgegen.

In Cancello, am Eingange zu den kaudinischen Pässen, teilt sich die Bahn. Auf dem Hügel uns gegenüber erheben sich die Ruinen eines alten Baronalschlosses (Fig. 1) aus dem 13. Jahrhundert. Noch stehen die trotzigen Vierecksmauern unerschüttert da; nur die flankierenden Türme sind verfallen, die Dächer eingestürzt. Aus den „öden Fensterhöhlen" schaut kein stolzer Ritter, kein üppiges Frauenbild verlangend in die Ferne. Dichter Olivenwuchs bekleidet Thal und Gehänge. Bei dem Aufstiege kreuzten wir den unterirdischen Kanal, durch den der Serino nach Neapel abgeleitet wird, um die Stadt mit gutem, gesundem Trinkwasser zu versorgen. Das lange geplante Werk wurde erst 1884 infolge der letzten Cholera-Epidemie ernstlich in Angriff genommen. Da sich auch jetzt weder in der Stadt, noch überhaupt im Königreiche das nötige Kapital auftreiben liefs, so mufste man die Hülfe einer englischen Gesellschaft annehmen, die den Bau ausgeführt hat und ihn noch heute finanziell zu ihrem Nutzen ausbeutet.

Von Cancello fuhren wir südöstlich auf Nola zu, das zum Schmerze der Altertumsfreunde seinen ehrwürdigen Charakter völlig abgestreift hat. Das Amphitheater, die Thermen, das Forum und alle die Tempel grofs und klein aus der besten römischen Zeit sind zerstört, verschwunden. Von dem Palaste, in dem der sterbende Augustus sein „Plaudite, amici" sprach, ist kaum ein Stein zu finden. Von dem Landhause des Vergil redet man, wie von einer Legende. Das heutige Nola ist eine für den Fremden geradezu langweilige Provinzialstadt mit 10000 Einwohnern, einem Bischofssitze und einer vor 40 Jahren ausgebrannten und noch nicht völlig restaurierten Kathedrale. Der Sage nach sollen in Nola die Glocken erfunden worden sein. Besser bekannt und verbürgt ist die Thatsache, dafs hier die Wiege des verketzerten Giordano Bruno stand, der seine kühnen Lehren am 17. Februar 1600 in Rom mit dem Feuertode büfsen mufste.

Von diesem Vorkämpfer der italienischen Freidenker bekommt man in dem bigotten Nola allerdings wenig zu hören, desto mehr jedoch von dem verehrten Ortspatron, dem heiligen Paulinus, einem Südgallier, der 351 in der Gascogne geboren war und in Bordeaux zum Christentum übertrat. Als Verwalter der Provinz Campanien verlegte er seine Residenz nach Nola, angeblich um der Grabstätte des heiligen Felix näher zu sein, oder — wie

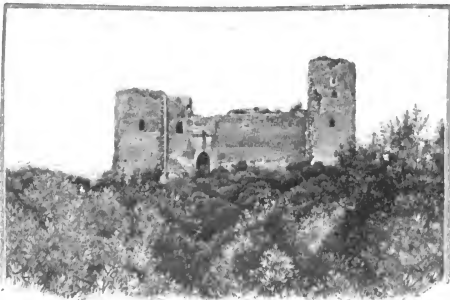


Fig. 1. Schlofsruine bei Cancello.
Nach einer Photographie.



Fig. 2. Blick auf den Apennin von der Schloßruine bei San Severino. Nach einer Photographie.



Fig. 3. Monte Vergine. Nach einer Photographie.



Fig. 4. Das Benediktinerkloster auf dem Monte Vergine. Nach einer Photographie.

böswillige Zungen behaupten — um die grofsen Güter besser zu beaufsichtigen, die seine Familie in diesem gesegneten Erdstriche besafs. Später geriet er in den Verdacht des Brudermordes, wurde aber durch das Zeugnis seines Lehrers befreit und trat fortan in den geistlichen Stand. Wegen seiner Frömmigkeit und vielseitigen Kenntnisse erhob man ihn zum Bischof, in welcher Stellung er, wie schon angedeutet, die Kirchenglocken erfand. Noch jetzt prangt eine solche im Wappen der Stadt.

Der Legende nach soll Paulinus, um den einzigen Sohn einer nolanischen Witwe aus der Gefangenschaft zu erlösen, selber mehrere Jahre die Sklavenketten getragen haben. Bei seiner Heimkehr aus Afrika zogen ihm die Einwohner von Nola und Umgegend in Scharen entgegen und führten ihn unter Tanz und Musik auf seinen Bischofsstuhl zurück. Zum Andenken an diese Ceremonie wird noch alljährlich am 26. Juli in der Stadt ein grofses Fest gefeiert, zu dem sich die Zuschauer und Teilnehmer aus ganz Campanien versammeln. In der Mitte des ungeheuren Zuges erscheint das Schiff, das den Heiligen aus Afrika trug, begleitet von seltsamen, bunt beflitterten Obelisken, je einer für jedes Gewerk, die von stämmigen Männern zur Kathedrale befördert werden, um dort zu „tanzen“. Wenn diese haushohen, schillernden Türme von ihren Trägern im Takte gedreht werden, so giebt das ein höchst befremdliches Bild, das sich der kritische Nordländer vergebens zu erklären sucht.

Von all diesem Tand und Trubel war augenblicklich in Nola nichts zu verspüren. Wind und Kälte hielten die Leute ans Haus gebannt, so dafs Strafsen und Plätze noch stiller und einsamer lagen als sonst. Unseren Besuch im benachbarten Flecken Cimitile mufsten wir mit Rücksicht auf den kurzen Wintertag bis zum nächsten Morgen verschieben. Wir marschierten frühzeitig ab und durchschritten eine wohlkultivierte Gegend, deren Felder und Gärten weit reinlicher und besser gehalten waren, als die engen, unsauberen Gassen in Cimitile. Früher hat der Ort glänzendere Tage gesehen. Papst Damasus der Heilige erbaute hier eine Basilika zu Ehren frommer Märtyrer, und Sanct Paulinus stattete den ursprünglich bescheidenen Gottestempel mit prächtigem Zierat aus. Aber die Pilger, die einst zu dieser Stätte wallfahrteten, haben sich verloren. Die Kirche sank in Trümmer, und nur vereinzelte Säulen sind erhalten, die man zum Teil in dem Gemäuer einer der neueren Kapellen wiederfindet.

Am Nachmittage fuhren wir über Palma und Sarno nach San Severino, so genannt von den gleichnamigen provençalischen Baronen, die hier ihre Güter und Burgen hatten. Eine ihrer Festen lag unweit des Städtchens auf einer freien, steinigen Höhe, von der man einen herrlichen Blick über die Ebene hinweg in das Gebirge geniefst. Die wenigen Mauern, Pfeiler und Bogen, die sich von dem schweren Bau bis in unsere Tage gerettet haben, zeugen selbst in ihrem Verfall noch laut von der Gröfse und Pracht des alten Schlosses. (Fig. 2.)

Der Nachtzug brachte uns zu später Stunde nach Avellino am Südfufse des Monte Vergine. Ein schneidender Wind und der Schein mehrerer elektrischer Bogenlampen empfingen uns beim Aussteigen. Zum Glück fanden wir ein leidliches Quartier am Markte. Als wir des anderen Tages früh um 7 Uhr aufstanden, gewahrten wir überall Eis; so war das Thermometer gefallen. Wir verzichteten deshalb gern auf die Be-



Fig. 5. Der Sarkophag König Manfreds im Kloster Monte Vergine. Nach einer Photographie.

nutzung eines der offenen Wagen, deren Kutscher sich uns förmlich aufdrängten, und marschierten in scharfem Schritt auf hart gefrorener Strafse den Bergen zu. Ringsum standen Bäume und Büsche in trauriger Kahlheit da. Die schönen Haselkulturen, der Stolz Avellinos, dem der Ort seine reichen Einnahmen und seine Wohlhabenheit verdankt, streckten ihre blattlosen Äste wie Besenreiser in die klare, kalte Luft. Vor dem bischöflichen Palaste und den öffentlichen Gebäuden zeigte sich kein müfsiger Gaffer oder neugieriger Fremder. Markt und Strafsen waren wie ausgestorben, so dafs man beim besten Willen nicht an die 16000 Einwohner glauben mochte, die Avellino mindestens zählt.

Unser Ziel, der doppelgipflige Monte Vergine (Fig. 3), lag bald in dem hellsten Sonnenscheine vor uns. Dichter Schnee bedeckte Scheitel und Flanken und zog sich in Bändern und Flecken bis zum Thal. Noch verhüllten graue Wolken den ragenden Kulm; allein sie lösten sich rasch vor den Strahlen des Tagesgestirnes in dünne Schleier auf, die nach kurzer Zeit leicht und lose in die Luft zerflossen. In dem Sattel zwischen den beiden Kuppen wurde jetzt das Wallfahrtskloster der heiligen Jungfrau sichtbar, ein weifses, umfängliches Gebäude mit mehreren Nebenanlagen, zu dem ein Maultierpfad emporleitet. In dem Dorfe Mercogliano, wo uns ganz unerwartet ein dichtes Flockengestöber überfiel, das plötzlich den Berg herabbrauste, machten wir uns nach kurzer Ruhepause beritten und trotteten langsam den Bauern nach, die weit oben in dem mageren Buschwerk nach Reisig suchten.

Etwa in halber Höhe kamen wir auf ein kleines Plateau, auf dem ein Steinpfeiler mit dem Zeichen der Kongregation der heiligen Jungfrau errichtet ist. Wir standen am Anfang der Via sacra, die niemand mit verbotenen Speisen betreten darf. Ein Regengufs, wenn nicht gar ein Blitzschlag sind dem Frevler sicher. Uns hatte die Strafe ja schon in Mercogliano ereilt, und so pilgerten wir, ohne weitere Revision unserer Mundvorräte, vertrauensselig fürbafs. Die Steigung nahm jetzt zu und mit ihr der Schnee, in dessen feuchte, weifse Masse wir wohl oder übel hineinstapfen mufsten, da die Maultiere zurückgesandt waren. Der letzte Kilometer wurde uns fast zur Meile; so hatten wir zu thun, ehe wir durch den stellenweise knietiefen Schnee bis zum Kloster vordrangen. Gastlich öffneten sich uns Thor und Thür. Ein junger Benediktiner brachte uns zunächst in die Küche, damit wir seine Confratres und den Herrn Abt kennen lernten und uns am wärmenden Kaminfeuer trocknen und erholen konnten.

Vor dem Mittagessen machten wir einen Rundgang durch das ehrwürdige, jetzt nur von wenigen Brüdern besetzte Kloster (Fig. 4), das sich auf dem Platze eines antiken Kybele-Tempels erhebt und in seiner Gründung bis auf den heiligen Wilhelm zu Anfang des 12. Jahrhunderts zurückgeht. Eine Zeit lang überstrahlte es an Ruf und Ansehen die meisten Gottesstätten Italiens. Könige und Päpste pilgerten zu seinen Altären und beschenkten es mit Gold, Pfründen und Ländereien. Nach den Normannen erschienen hier die Staufenfürsten, ein Friedrich II. und sein natürlicher Sohn Manfred, die gern von diesen stolzen Zinnen in ihr blühendes und doch so undankbares Italien blickten. Der schöne, hochherzige Manfred hatte sich das Kloster zur letzten Ruhestatt ersehen und selber den Sarkophag bestimmt, worin sein Leib gebettet werden sollte. Er steht noch jetzt in einer stillen Seitenkapelle, unzerstört, ein schönes Werk römischer Kunst; denn zuerst lag in diesem Schrein ein vornehmer Heide, Minus Proculus, dessen Name treulich auf dem Stein erhalten ist. (Fig. 5.)



Fig. 6. Das Sakramenthäuschen im Kloster Monte Vergine. Nach einer Photographie.

König Manfred fiel durch Verrat bei Benevent; niemand kann heute sagen, wo er begraben ist. Sein Gegner Karl von Anjou verschenkte den Sarg später an einen seiner Günstlinge, den Ritter Johannes von Leonessa, und dieser mafste sich im Tode die Stelle des Hohenstaufen an. Zwei Geharnischte halten zu beiden Seiten Wacht und senden Gebete für die Seele des Entschlafenen zum Himmel. An der Wand dahinter hängt ein grofses hölzernes Kruzifix, vielleicht einzig in seiner Ausführung, denn der Gekreuzigte beugt das Haupt zum Sarge hernieder und hält die undurchbohrten Hände wie segnend über den Todten!

Ebenfalls in einer Seitenkapelle hat ein anderes, sehr merkwürdiges Stück seinen Platz erhalten; es ist das kostbare Ciborium oder Sakramentshäuschen, das der

Enkel Karls von Anjou, Prinz Karl-Martel von Sicilien, für die Muttergotteskirche auf dem Monte Vergine gestiftet hat. Ursprünglich stand das prächtige Werk (Fig. 6) inmitten des Hauptchores; aber nach dem Einsturz der Kirche im Jahre 1629, den das Ciborium fast unbeschädigt überdauerte, ward es an seinen jetzigen Ort gethan. Die vier Eckpfeiler stützen sich auf vier reifsende Tiere, Löwen und Greife, und sind an den Schäften kunstvoll mit Mosaiken verziert. In dem Schmuck entdecken wir mehrfach das ungarische Wappen, da Karl-Martel ein Schwestersohn Ladislaus IV. von Ungarn war und als solcher ernstliche Ansprüche auf den Thron Arpads erhob. Trotz päpstlicher Unterstützung vermochte er jedoch nichts gegen den regierenden König Andreas III. auszurichten. Er wurde 1295 bei Agram geschlagen und starb bald darauf.

Die Kapitäle des Ciboriums greifen vorn konsolenartig über die Pfeiler hinaus und tragen zwei Engelfiguren. In der Mitte erhebt sich, wieder von Säulen gehalten, der eigentliche Baldachin, der sich wie eine Skaphe über dem kunstvollen Behältnis der Abendmahlsgeräte wölbt.

Das vornehmste Heiligtum der Kirche ist endlich das wunderthätige Bild der Jungfrau Maria vom Berge, das 1310 von Katharina, der Tochter des letzten lateinischen Kaisers, gestiftet wurde, die mit dem Sohne Karls II. von Anjou vermählt war.

Doch genug der Erinnerungen an das blutige Geschlecht der provençalischen Herrscher! Uns erschien bei diesen Bildern und Kostbarkeiten stets der Schatten des verratenen Manfred, der Schatten Enzios und seines jugendschönen Vetters Konradin!

Schweigend verliefsen wir das winterlich vereinsamte Gotteshaus, teilten der Mönche frugales Mahl und schieden von ihnen mit herzlichem Dank für die liebreiche Aufnahme.

Dann pilgerten wir hinab gen Altavilla und Benevent und fuhren Tags darauf nach Neapel zurück, noch immer umweht von dem Geiste der Hohenstaufenzeit.

H. S.

Bücherschau.

Dr. Alexander v. Matlekovits: Das Königreich Ungarn. Volkswirtschaftlich und statistisch dargestellt. Zwei Bände. Leipzig, Duncker & Humblot, 1900.

In den letzten drei Jahrzehnten hat das Königreich Ungarn gewaltige Fortschritte gemacht. Der Aufschwung fällt zusammen mit dem allgemeinen Fortschritte, der sich auch im übrigen Europa in dieser Periode kund giebt und mit der Durchführung des Dualismus in der österreichisch-ungarischen Monarchie. Die politische Thatkraft des magyarischen Stammes im Vereine mit assimilierten Deutschen, Slaven und Juden vermochte in der That binnen verhältnismäfsig kurzer Zeit die Kultur des zurückgebliebenen Landes so zu fördern, dafs es — wenigstens in seiner Hauptstadt — in keiner Weise mehr den Vergleich mit anderen europäischen Kapitalen zu scheuen braucht. Die Magyaren begingen denn auch mit Stolz vor ein paar Jahren die „Millenniumsfeier" des Reiches der Stefanskrone, und in einem grofsen, über 1700 Seiten umfassenden Werke wurden auch die Fortschritte, die wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse Ungarns, zur Darstellung gebracht. Bei der Isolierung der magyarischen Sprache unter den europäischen, eine Vereinsamung, die schwerlich sich jemals ändern dürfte, war dieses Werk jedoch nur den wenigen Millionen Magyaren zugängig; dafs es im Auftrage des ungarischen Handelsministeriums jetzt auch in deutscher Sprache weiteren Kreisen zugängig wird, ist mit Dank anzuerkennen. Die beiden starken Bände enthalten eine grofse Fülle amtlichen Stoffes und werden, wenn das moderne Ungarn gewürdigt werden soll, stets zu Rate gezogen werden müssen. Der Herr Verfasser, ehemals Staatssekretär und Mitglied der ungarischen Akademie, hat es an lichtvoller Gruppierung des riesigen Stoffes bei voller Beherrschung desselben nicht fehlen lassen; die Liebe zu seinem Lande blickt überall hindurch und er läfst das grofse Werk hinausgehen mit dem Wunsche, dafs es Sympathieen für das aufstrebende Ungarn erwerben möge.

Was den Inhalt betrifft, so wird nach einer geographisch-geologischen Skizze die Bevölkerung in statistischer Weise behandelt; es folgen das Sanitätswesen, die mächtig aufblühende Landwirtschaft, Forstwesen, Berg- und Hüttenwesen, die Industrie, der Handel, das Kreditwesen, das Verkehrs- und Unterrichtswesen, die Finanzen. Fast durchweg ist der vom Verfasser im Vorworte betonte Fortschritt auf diesem Gebiete erfreulicherweise festzustellen, so dafs Ungarn sich des hier entrollten Bildes wohl freuen mag.

Wenn trotzdem ein Schatten auf dieses Bild fällt, so wird dieser nicht nur bei einer Nation Europas empfunden. Deutsche, Slaven und Rumänen fühlen das gleichmäfsig und sie alle wissen von der Ungerechtigkeit und Gewaltsamkeit der Magyaren zu berichten, die ihre Herrschaft in dem vielsprachigen Lande mit Mitteln zur Geltung bringen, welche geeignet sind, die Sympathiewerbungen, die im Vorworte des Werkes zur Darstellung kommen, zurückzuweisen. Wir werden uns in Deutschland fortgesetzt erlauben, von einem Volksstamme der Magyaren und einem Lande Ungarn zu reden, um nicht die auch im Buche durchgeführte Darstellung zu befördern, als seien in jenem Lande die Magyaren die einzigen echten Ungarn. Auch die deutschen Ortsbenennungen lassen wir uns nicht nehmen; im vorliegenden Werke haben sie wenigstens noch in Klammern ihr Recht behalten, während sie in einem deutsch geschriebenen Buche an der Spitze stehen müfsten. Dafs die ungarische Statistik bezüglich der Aufnahme der Nationalitäten eine fadenscheinige und zu Gunsten der Magyaren gefärbte ist, haben die bitteren Kritiken dem Schöpfer derselben, Herrn Klette-Kelety, oft genug zu Gemüte geführt. Was soll der Satz (I, S. 95) besagen: „Der ungarische Staat hat seit seiner Begründung viele fremde Elemente und verschiedene Nationen in seinen Schofs aufgenommen und dieselben als ungarische Staatsbürger in jeder Beziehung für gleichberechtigt mit den Ungarn angesehen." Waren denn diese „Fremden" nicht teilweise schon lange vor den Magyaren im Lande? Und gleichberechtigt in jeder Beziehung — das klingt gegenüber den Ungerechtigkeiten, die fortgesetzt zu Klagen Anlafs geben, fast wie Hohn. So sehr ins Einzelne die statistischen Nachweise des Verfassers auch meist gehen und so sehr wir ihm zu Dank verpflichtet sind — manchmal versagt diese Detaillierung. Da ist (II, S. 764) von den Analphabeten die Rede — sie machen fast 58 Proz. in Ungarn aus! Wie gerne hätten wir hier Einzelzahlen gehabt, z. B. für Siebenbürgen und die Zips, oder nur nach Nationalitäten. Aber Lichtseiten auf die Deutschen, die doch auch für die Industrie Ungarns so Grofses leisteten, fallen zu lassen, das ist nicht Aufgabe amtlicher ungarischer Statistik.

Richard Andree.

Heinrich Klose: Togo. Unter deutscher Flagge. Reisebilder und Betrachtungen. Mit 23 Lichtdrucktafeln und 69 Textillustrationen, hauptsächlich nach Originalphotographieen. Berlin, Dietr. Reimer, 1899.

Der ausführliche Titel „Reisebilder und Betrachtungen" verkündet im voraus, dafs wir es, trotz des mächtigen Umfanges des Werkes, nicht mit einer schematisch geordneten, alles umfassenden Geographie des Togolandes zu thun haben, sondern mit einer Reisebeschreibung, in welche nur bei passender Gelegenheit Erörterungen allgemeiner Natur eingeflochten werden. Dadurch erhält das Buch den Reiz des Lebendigen und Abwechselungsvollen. Die Schreibweise selbst ist weder zu knapp, noch zu weitschweifig, sondern eine so anmutig einfache und fesselnde, dafs man gern stundenlang im Lesen verharrt.

Heinrich Klose begab sich im Frühjahr 1894 nach gründlicher Vorbereitung im orientalischen Seminare in Berlin, auf der Seewarte in Hamburg und auf dem geodätischen Institute in Potsdam im Auftrage der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes als Topograph nach der Station Misahöhe.

Nach der Ankunft in Lome verschaffte er sich zuerst genaue Kenntnisse von den wirtschaftlichen und geographischen Verhältnissen der Kolonie durch Wanderungen längs der Küste und im zunächst gelegenen Hinterlande; seinen Aufenthalt am Togosee behufs kartographischer Aufnahme

schildert er in höchst anschaulicher Weise. Erst im August desselben Jahres kam es zum Aufbruche nach dem Innern und zwar zuerst nach der Station Misahöhe. Die Erzählungen seiner Erlebnisse sind nicht aufregender Natur; aber sein Blick ist auf alles gerichtet, was irgendwie wichtig und interessant zu erfahren sein kann: auf das Charakteristische der Landschaft, auf die Kulturen, auf die Eigentümlichkeiten der Bevölkerung und auf die Annehmlichkeiten und Beschwerden einer solchen Reise.

Somit kann man jedem, der ebenfalls dieselben Gegenden zu durchwandern sich vorgenommen hat, das schöne Werk als brauchbares Reisehandbuch auf das Beste empfehlen. Doch der Inhalt ist viel reicher und mannigfaltiger, als man nach den kurzgehaltenen ersten Kapitelüberschriften vermutet. Klose war auch als diplomatischer Unterhändler in Kratji-Kete thätig, und man mufs seine Gewandtheit und zugleich seine Festigkeit bewundern, mit der er die schwarzen Könige und vor allem die heimtückischen Fetischpriester mit einer Handvoll Polizeisoldaten zwang, sich den Ansprüchen der Kolonialregierung schliefslich zu fügen. An und für sich sind ja Verhandlungen mit Negerdespoten ein abgedroschenes Thema; die hier erwähnten aber gewinnen ein intensives Interesse, teils weil sie mit den Häuptlingen des reicher begabten und einigermafsen civilisierten Haussastammes geführt wurden, teils weil man dabei in die unglaublich kecken und boshaften Ränke der englischen politischen Agenten der Goldküste tiefer eingeweiht wird. Klose kam nach Salaga und später über Bassari bis östlich nach Jugu. Seit Kling (1892) ist er der erste Deutsche, welcher wieder nach Salaga gelangte, und der deshalb eine wahrhaftige und getreue Schilderung von den Verwüstungen des Bürgerkrieges und des thatsächlichen Verfalles des Handelsplatzes Salaga zu geben vermag. Die Bedeutung der deutschen Station Kete, in welcher jetzt die Karawanen aus dem Innern zusammenströmen, tritt mit klarster Deutlichkeit hervor. Weniger günstig für die Erweiterung der deutschen Wirkungssphäre sieht es dagegen mit Sansanne Manga und namentlich Jendi aus. Wenn auch der Verfasser nicht so weit nördlich kam, so erfuhr er doch während seines Aufenthaltes in Bassari mit genügender Sicherheit, dafs Dagomba und Konkomba feindselig gegen uns gesinnt sind. Aus seinem Berichte läfst sich wohl der Schlufs ziehen, dafs jene mächtigen und kriegslustigen Stämme nur allmählich oder nach hartnäckigen Kämpfen der deutschen Oberhoheit sich unterwerfen werden.

Was dem vorliegenden Werke eine besondere Bedeutung in der Afrikalitteratur verleiht, sind die ethnographischen Abschnitte über die Evhe, Bassari und Haussa. Sie scheinen nach den „Instruktionen" von H. Seidel (vergl. Dankelmans Mitteilungen 1897) systematisch und gründlich bearbeitet zu sein. Während bei den Evhe dem Einflusse der Weifsen und bei den Haussa dem der mohammedanischen Hamiten nachgespürt wird, erhält der Bassaristamm als ursprünglich gebliebenes Naturvolk eine scharfe und sehr interessante Beleuchtung. Leutnant Herolds Mitteilungen über die religiösen Anschauungen und Gebräuche und über die Rechtsgewohnheiten der Evhe sind bekannt (vergl. Dankelmans Mitteilungen 1892).

Klose benutzte diese Aufzeichnungen als Grundlage seiner eigenen Darstellung, ergänzte sie aber wesentlich noch durch die Enthüllungen über den geheimnisvollen Yewe-Orden, indem er die Angaben der Missionare Härtter, Spieth und Pater Hoffmann zusammenfafst mit eingehender Berücksichtigung der entscheidenden Untersuchungen von H. Seidel über den Kultus und die Spitzbübereien dieser Sekte. Im allgemeinen ist ja das Mifstrauen gerechtfertigt, das man gegen Abhandlungen über die Religion der Naturvölker hegt. Wenn aber, wie im gegebenen Falle, nicht Missionare allein, sondern wissenschaftlich gebildete Männer der Laienwelt die Ergebnisse jahrelangen Verkehres mit den Eingeborenen schriftlich niederlegen, so mufs sich die Überzeugung befestigen, dafs wir hier einmal ausnahmsweise einen wirklichen und klaren Einblick in die religiösen Vorstellungen eines Negervolkes gewinnen.

Der Wert der ethnographischen Abschnitte in dem vorliegenden Werke wird noch erhöht durch eine grofse Anzahl vorzüglicher, eigener photographischer Aufnahmen, bei denen man in einzelnen Fällen nur die zu starke Retouchierung bedauert. Der Autor selbst giebt an, mit welchen Schwierigkeiten der Photograph zu kämpfen hat, und erzählte einige sehr ergötzliche Beispiele davon. Abergläubische Furcht vor der Kamera mufs beschwichtigt, vor der zerstörenden Wirkung der Temperatur und der Feuchtigkeit müssen die Platten beschützt werden u. s. w. Um so mehr ist das Geschick zu bewundern, mit welcher Deutlichkeit in der Plastik und in den Konturen die Bilder von einzelnen Persönlichkeiten und aus dem Volksleben hergestellt werden konnten. — Zum Schlusse erhalten wir eine ausführliche Übersicht über die im Weltverkehre brauchbaren Produkte Togos. Die Hauptrolle spielt die Frucht der Ölpalme; in zweiter Linie kommt der Kautschuk mit ungefähr der Hälfte des Wertertrages. Wenn nun gegenwärtig schon die Einnahmen der Kolonie aus den Zöllen der Einfuhr und Ausfuhr die Ausgaben der Verwaltung decken, so erscheint die Zukunft derselben um so mehr gesichert, da nach Angabe des Verfassers die Kokos- und Kaffeeplantagen in späteren Jahren reiche Ergebnisse zu liefern im stande sein werden.

Die dem Werke beigefügte Karte (1 : 100 000), von Sprigade reduziert, entspricht allen Anforderungen an Genauigkeit und übersichtlicher Klarheit; wie denn auch die gesamte Ausstattung der Verlagsbuchhandlung zum höchsten Ruhme gereicht.

München. Brix Förster.

George Pepper: Hyde Expedition. Ceremonial deposits found in an ancient pueblo estufa in northern New Mexico, U. S. A. New York 1899.

Bericht über einen interessanten rituellen Depotfund in einem der unterirdischen Versammlungsräume (Kiva oder Estufa) der in Chaco Cañon belegenen Ruine des sogenannten Pueblo bonito. Dasselbe ist bekanntlich durch seine halbkreisförmige Anlage ausgezeichnet. Den Bogen bildet die starke Aufsenmauer, an deren Innenseite mehrfach übereinander theatralisch ansteigend die Terrassen der Wohnräume liegen. Eine einfache Mauer schliefst nach Süden als Sehne den Bogen ab. Eine einfache Häuserreihe teilt den Hof in eine östliche und westliche Hälfte. Die letztere enthält eine kreisrunde Estufa wie fast alle Pueblo-Ruinen, während bekanntlich die Kivas der modernen Pueblo rechteckig angelegt sind. Beim Ausschachten dieses Raumes, dessen Holzdach schon in alter Zeit vom Feuer zerstört war, wurde, von Adobelehm überdeckt, ein Balken aufgefunden, der ursprünglich mit als Unterlage für die Dachpfosten diente. Wie wir aus anderen Kiva-Anlagen wissen, bildeten fünf bis sechs horizontale Reihen solcher Balken, auf steinernen Pfosten ruhend, die auf der Innenmauer der Kiva vorsprangen, den Unterbau für die Dachkonstruktion. An den beiden Enden dieses Balkens wurden mit Mörtel verklebte, sorgfältig ausgehöhlte Vertiefungen entdeckt, die Türkis und Muschelperlen, Perlmutterfragmente enthielten. Ein ähnlicher Fund wurde in einer anderen Estufa gemacht, während eine dritte nichts derartiges zeigte. Auch die heutigen Moqui pflegen noch beim Bau eines Hauses solche „Bauopfer dicht am Thore in der Wand einzumauern", wie von Dr. J. W. Fewkes beobachtet wurde. P. Ehrenreich.

Dr. Gustav Radde: Die Sammlungen des kaukasischen Museums. Im Verein mit Specialgelehrten bearbeitet. Bd. 1, Zoologie von G. Radde. Mit 5 Porträts, 24 Tafeln und 2 Karten. Tiflis 1899.

Am Abend eines gesegneten und an wissenschaftlichen Erfolgen reichen Lebens, nach 30jähriger unermüdlicher Thätigkeit im Kaukasus beginnt der Schöpfer des kaukasischen Museums in Tiflis die von ihm dort geborgenen Schätze in einem grofsen Sammelwerke der wissenschaftlichen Welt vorzulegen. Es soll sechs Bände umfassen, welche die Zoologie, Botanik, Geologie, Ethnographie, Altertümer und die Museumsanlagen in Tiflis zur Darstellung bringen und von denen der erste über 500 Seiten starke, prachtvoll ausgestattete Band in russischer und deutscher Sprache hier vorliegt. Es durchzieht diese Arbeit, die dem Grofsfürsten Michael Nikolajewitsch gewidmet ist, ein schöner Zug der Dankbarkeit gegen den hochgestellten Freund, der allzeit sich als verständnisvoller Förderer der hochfliegenden Pläne Raddes erwies. Die russischen Grofsfürsten im Kaukasus haben, hohe Kulturaufgaben hellen Blickes erkennend, stets wissenschaftliche Aufgaben gefördert, und so ist mit Recht der Entomologe Grofsfürst Nikolai und der Heger und Beschützer des noch im Kaukasus wild lebenden Auerwildes, Grofsfürst Sergius, im Bildnis dem Werke beigegeben. Ist das Werk zunächst für den Zoologen von Fach bestimmt, so wird doch auch der Geograph es mit grofsem Nutzen studieren. Radde hat stets, sei es in seinen botanischen oder zoologischen Arbeiten, den geographischen Standpunkt scharf betont, und so ist das Werk auch ein geographisches geworden, in welchem die Fauna des Kaukasus nach ihren Lebensbedingungen, nach ihrer vertikalen und horizontalen Verbreitung zur Darstellung gelangt. Zwei Karten sind dieser Seite des Werkes gewidmet, die eine zeigt die zusammenschwindenden Wohnsitze des Wisents in den schwer zugängigen Hochthälern, die andere giebt den ganzen Kaukasus (Höhenschichtenkarte) mit den Verbreitungsbezirken der wichtigsten Tiere. Auch in jenem

Gebirgslande beginnt die fortschreitende Kultur die einheimische Tierwelt einzuengen und auszurotten; der Wisent im Quellgebiete des Kuban ist auf 300 bis 600 Stück zusammengeschmolzen; Gazella subgutturosa, die noch vor 30 Jahren bis in die Gegend von Tiflis vorkam und dort alle Winter dem Markte Wildpret lieferte, ist, von der Eisenbahn verscheucht, weit abwärts im Kurathale nach Osten verzogen, und so nimmt noch manches andere seltene Tier dort ab. Was aber vorhanden war, das hat Radde sorgfältig gebucht und in seiner grofsen Schöpfung, dem kaukasischen Museum, der dankbaren Nachwelt aufbewahrt.

Richard Andree.

Ruins of the Saga Time: being an account of travels and explorations in Iceland in the summer of 1895. By Thorsteinn Erlingsson, on behalf of Mifs Cornelia Horsford, Cambridge, U. S. A. With an introduction by F. T. Norris and Jón Stefánsson, Ph. D., and a résumé in French by E. D. Grand. London, David Nutt, 1899.

Da man aus den altisländischen Sagas mit Bestimmtheit weifs, dafs Isländer schon um das Jahr 1000 Amerika, das sie Vinland nannten, entdeckt und längere Zeit daselbst gelebt haben, mufste naturgemäfs der Wunsch erwachen, sichtbare Spuren ihres dortigen Aufenthaltes, vor allem Überreste ihrer Behausungen, aufzufinden. Fundamente uralter Baulichkeiten, sowohl von Tempeln als von Wohnhäusern, giebt es in Island in grofser Zahl; sie datieren zum Teil aus der Zeit der ersten Besiedelung der Insel durch die Norweger im 9. Jahrhundert und sind in den letzten Jahrzehnten von isländischen Gelehrten — von denen hier nur der verstorbene Sigurdur Vigfússon und der jetzt noch rastlos thätige Bryujúlfur Jónsson genannt seien — an der Hand der alten Sagalitteratur, die sich dabei als staunenswert zuverlässig erwies, aufgesucht und durchforscht worden. In der letzten Zeit hat sich auch der dänische Premierleutnant D. Bruun in dieser Hinsicht grofse Verdienste erworben. Letzterer hat auch in Grönland die Überreste altisländischer Niederlassungen aufgesucht; sie waren als solche leicht kenntlich an der Übereinstimmung ihrer Bauart mit der seit den ältesten Zeiten und in allem Wesentlichen bis auf die Jetztzeit in Island üblichen. Ein derartiger Vergleich mufste nun auch das sicherste Hülfsmittel zur Ermittelung altisländischer Niederlassungen in Amerika abgeben. In der That existieren am Charles River in Massachusetts und an anderen Orten eigentümliche Steintrümmer, die sich von den Baulichkeiten der Ureinwohner wie auch von denen der späteren Kolonisten Amerikas beträchtlich unterscheiden, dagegen trotz ihres sehr verfallenen Zustandes eine gewisse Ähnlichkeit mit isländischen und grönländischen Altertümern aufweisen. Diese Frage ihrer Erledigung näher zu bringen, hat eine amerikanische Dame, Mifs Cornelia Horsford, unternommen; sie führt in thatkräftiger Weise die diesbezüglichen Forschungen ihres Vaters, des verstorbenen Professors E. N. Horsford, weiter, und setzte sich zu diesem Zwecke auch mit einem Isländer, Herrn Thorsteinn Erlingsson, in Verbindung. In ihrem Auftrage unternahm er eine Reise zu einigen der bedeutenderen Sagastätten Islands, deren Überreste er ausgrub, zeichnete, photographierte und vermafs und gab die Resultate seiner Untersuchungen unter dem oben genannten Titel heraus. Das Buch enthält neben einem Reisetagebuche zahlreiche, durch lehrreiche Schilderungen erläuterte Abbildungen, welche aufser von dem Verfasser auch aus den Jahrbüchern der „Isländischen Altertümer-Gesellschaft“ („árbók hins íslenzka fornleifafélags“), ferner aus Dr. Valtýr Gudmundssons wertvollem Werke: „Privatboligen paa Island i Sagatiden“, sowie aus des letzteren Schriftchen: „Den islandske Bolig i Fristats-Tiden“, herrühren; aus diesen Illustrationen, welche auch die Jetztzeit berücksichtigen, lernen wir das isländische Haus in seiner historischen Entwickelung kennen, daneben altheidnische Tempel, Gerichtsstätten, Grabhügel, Gräber u. s. w. Einige Abbildungen, D. Bruuns „Meddelelser om Grönland“ entnommen, zeigen die Ruinen altisländischer Wohnungen in Grönland, z. B. des Hauses Erichs des Roten, des Entdeckers Grönlands, und allen voran geht die Zeichnung einer in Massachusetts befindlichen, vermeintlich isländischen Ruine, die den Leser in den Stand setzt, selber zu vergleichen; um sich indessen eine bestimmte Meinung über den wahren Sachverhalt bilden zu können, wird man sich noch mehr und überzeugendere Beispiele derartiger Funde in Amerika wünschen. Danach zu suchen, wird die Aufgabe nicht nur von Bewohnern, sondern auch von wissenschaftlichen Besuchern Amerikas sein, und das Buch ist interessant genug, um selbst bisher Unbeteiligte zu solchen Forschungen aufzufordern.

M. Lehmann-Filhés.

Kleine Nachrichten.

Abdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

— Harrimans Alaska-Expedition. Von einer zwar nur zwei Monate währenden, aber sehr ergebnisreichen Fahrt längs der Südküste von Alaska und in das Beringsmeer ist am 31. Juli vorig. Jahr. der von einem reichen Amerikaner, Harriman, ausgerüstete Dampfer „G. W. Elder“ nach Seattle (Washington) zurückgekehrt. Aufser der Familie Harrimans befanden sich an Bord nicht weniger als 30 Gelehrte — Zoologen, Botaniker, Geologen und Geographen —, nach deren Wünschen die Route des Dampfers eingerichtet wurde. Viel Interessantes förderte der Aufenthalt in der Fjord- und Gletscherregion des Prinz William-Sund (60° nördl. Breite) zu Tage. Einem Berichte des Geologen H. Gannett im Dezemberhefte des „Nat. Geogr. Mag.“ sei hier einiges entnommen: Es wurde in jenen Fjorden überall ein Rückzug des Eises in geologisch nicht ferner Zeit festgestellt. Es geht das daraus zunächst hervor, dafs selbst die am frühesten vom Eise entblöfsten Gesteinsteile nur wenig vom Wasser angegriffen waren, hier in einer Gegend, wo infolge der reichlichen Niederschlagsmengen die Erosion des Wassers besonders stark zu wirken vermag. Auch die Vegetation beweist jenen allmählichen Rückzug. Ferner, so meint Gannett, zeugen dafür die älteren, etwa vor einem Jahrhundert aufgenommenen Karten. Auf diesen reichen die damals noch gröfstenteils vom Gletschereise ausgefüllten Fjorde lange nicht so tief ins Land hinein als jetzt. So hat sich die Stirn des Hubbartgletschers so tief in den Russelfjord hinein zurückgezogen, dafs ein Schiff jetzt 40 km weiter einzudringen vermag. Ein anderes Beispiel dafür bietet Port Wells (ebenfalls im Prinz William-Sund), dem die alten Karten eine Längenausdehnung von nur 50 km geben, während die Harriman-Expedition feststellen konnte, dafs er etwa 65 km ins Land hineinreicht. Aufserdem hat die Expedition einen ganz neuen Fjord, den Harrimanfjord, entdeckt, der sich vom Port Wellsfjord nach Westen abzweigt, und in dessen Endpunkt ebenfalls ein Gletscher mündet; er ist 32 km lang. Die Gegend im Norden des Prinz William-Sundes ist zum gröfsten Teil mit einer Kuppe Inlandeis bedeckt. Aus diesen und anderen Beobachtungen kommt Gannett zu dem Schlusse, dafs das Vorkommen glacialer Fjorde kein Beweis wäre für das Sinken der betreffenden Küste; die Alaskafjorde wären und würden noch heute von den Gletschern unter der Oberfläche des Meeres ausgeschnitten. Es mag sein, dafs dort die Küste im Sinken begriffen sei, aber ihr Fjordcharakter wäre kein Beweis dafür; die Gletscher stiefsen heute ihre Stirnen 100 Faden tief und viele Meilen weit unter dem Wasser vor. — Die Anschauung Gannetts vom Zurückweichen der Gletscher des Prinz William-Sundes mag gewifs den Thatsachen entsprechen; ob aber die alten Karten so sorgfältig aufgenommen worden sind, um mit als Beweismittel dafür zu dienen, will uns fraglich erscheinen. Dafs sich auf den alten Karten keine Spur des neu entdeckten Harrimanfjords findet, spricht doch wohl nicht für ihre absolute Zuverlässigkeit.

— Der Wute-Adamanafeldzug der Kamerunschutztruppe unter Hauptmann v. Kamptz während der Monate Januar bis April 1899 dürfte auch ganz beachtenswerte geographische Ergebnisse geliefert haben. Die Route von Kribi über Lolodorf und Yaunde nach Ngilla ist schon öfter begangen worden; dagegen verläuft die Marschlinie Ngilla—Yoko nordwestlich der alten Route Morgens. Völlig jungfräuliches Gebiet betrifft ferner das Wegestück Yoko—Tibati—Ngambe (bei Sanserni) und der Vorstofs Lt. Dominiks von Tibati nordöstlich nach Ngaundere (Flegel 1892). Die Aufnahmen sind bereits in Berlin eingetroffen, wo man hoffentlich für baldige Veröffentlichung Sorge trägt. Dem Berichte v. Kamptz' im „Kolonialblatt“ (15. Dezember 1899) entnehmen wir folgende Bemerkungen über Tibati (Reich und Stadt): Die Landschaft zwischen Ngilla und Yoko ist wellenförmiges Grasland mit vielen, häufig versumpften Wasserläufen und Buschstreifen. Im Busche versteckt liegen zahlreiche gut gebaute Dörfer, und ausgedehnte Farmen zeugen von der Fruchtbarkeit des Bodens. Auch der Weitermarsch nach der noch niemals von einem Europäer erreichten Hauptstadt Tibati führte durch wellenförmiges Gelände und grofse Farmen.

Tibati selbst ist durch Mauer und Graben befestigt; die Thore sind von Häusern überbaut. Der Umfang der Stadt beträgt 6,75 km, der Flächenraum 187 ha. Die von einer massiven Mauer umgebene Moschee und der „Palast“ des Sultans mit seiner 5 m hohen, sehr fest geflochtenen Strohumzäunung bilden eine Art Citadelle. Grofse, gut gepflegte Farmen mit zahlreichen Gehöften umgeben die Stadt im Umkreise von einem starken Tagemarsch. Angebaut wird hauptsächlich Durra und Mais, auch Tabak, Bananen, Kürbisse. Auf den Bäumen sieht man viele Bienenkörbe. Das leicht wellige Gelände wird von zahlreichen Wasserläufen durchzogen. Der Wildstand, namentlich an Antilopen, ist aufserordentlich reich; auch der Löwe kommt vor, während Hyänen allnächtlich in die Stadt eindringen. In der Nähe fliefst der hier 40 m breite Mao Meng vorbei, der zum Mbam (Sannaga) geht; er ist fischreich und der Aufenthalt vieler Krokodile und Flufspferde. In den Kämpfen kamen vergiftete Pfeile zur Verwendung. Eine andere grofse Stadt der Landschaft, jedoch von Tibati unabhängig und von dessen Herrscher seit einem Jahrzehnt bekriegt, ist Ngambe bei Sanserni. Sie mifst 9 km im Umfange und bedeckt einen Flächenraum von 375 ha; mit eingeschlossen von der Mauer sind die Felder der Einwohner. Eisengewinnung und Eisenindustrie wird in der Landschaft Funelo, zwischen Tibati und Ngambe, getrieben; von hier aus wird die ganze Gegend mit Eisenwaren versehen.

— Schwedische Forschungen auf der Bäreninsel. Zur Zeit, als sich der Deutsche Dr. Lerner auf der Bäreninsel aufhielt, war dort eine schwedische Expedition unter dem Geologen G. A. Andersson thätig; Teilnehmer waren ferner als Geograph und Meteorologe C. A. Forsberg und als Zoologe und Botaniker G. Swenander. Während eines Aufenthaltes vom 22. Juli bis 19. August 1899 wurden dort naturwissenschaftliche und geographische Studien vorgenommen, die viel Neues ergaben. Umfassend waren die zoologischen und botanischen Sammlungen, und namentlich die Pflanzen- und Insektenwelt lieferten manche bisher unbekannte Art; auch zwei Vögel kamen hinzu. Die geologischen Ergebnisse bestanden u. a. in einer grofsen Sammlung fossiler Pflanzen aus der Kohlenschicht und zahlreichen Fossilienfunden aus den marinen Schichten, besonders aus der Trias; ferner wurde die Schichtenbildung und die tektonische Geologie der Insel genau erforscht, wobei man im Süden eine Reihe von Dislokationen aus der Kohlenperiode fand. Ferner wurde eine Aufnahme der Insel in 1:5000 ausgeführt. Von Interesse waren Experimente über den Einflufs des andauernden Lichtes des arktischen Sommers auf das Wachstum von Pflanzen. Von arktischen Pflanzen wurde eine Anzahl ununterbrochen dem Lichte ausgesetzt, eine andere Anzahl 12 Stunden hindurch in völliger Dunkelheit gehalten. Die Entwickelung beider Serien war während der kurzen Beobachtungsdauer nur gering, doch war die Serie, zu der das Tageslicht andauernd Zugang gehabt hatte, etwas kräftiger geraten. Dieselbe Erfahrung machte man mit skandinavischen Pflanzen. Endlich waren gleichzeitig wie auf der Bäreninsel noch in vier anderen, in verschiedener Breite liegenden Orten Skandinaviens solche Versuche mit denselben Samenarten vorgenommen worden; das Ergebnis dieser korrespondierenden Experimente ist indessen noch nicht zusammengestellt worden.

— Die Steinzeit im westlichen Kongogebiete. Schon im Jahre 1887 entdeckte Kapitän Zboïnski die ersten Steingeräte im Kongogebiete. Nach ihm hat etwa 10 Jahre später Dr. J. Cornet auf seinen verschiedenen Reisen eine grofse Anzahl geschlagener Steingeräte daselbst gesammelt. Die gröfste Zahl derselben war aus hartem, wahrscheinlich devonischem Kieselgestein hergestellt, und Herr Cornet fand sie überall an den Stellen (Lukungu, Manianga, Kimpesé etc.), wo Blöcke dieses Gesteins zahlreich vorhanden waren. Geräte aus Quarz fanden sich seltener. Alle Geräte fanden sich auf der Erdoberfläche neben Abfällen und Steinkernen. Sie sind zweifellos vorgeschichtlich, wenn dabei auch zu berücksichtigen ist, dafs für das Kongogebiet die vorgeschichtliche Zeit erst vor etwa 400 Jahren aufhörte, in welcher Zeit sich das Aussehen des Landes trotz der grofsen atmosphärischen und fluvialen Erosion in diesen Gebieten kaum in bemerkenswerter Weise verändert haben wird. — Neuerdings hat Herr H. Stainier eine mit vielen Tafeln ausgestattete Abhandlung über die Steinzeit im Kongogebiete veröffentlicht (Annales du Musée de Congo, 3. Ser., Tom. I, 1899), worin er alle Funde, die bisher gemacht sind, aufzählt und in geographischer Anordnung beschreibt. Es sind darunter Hammerbeile von neolithischer Form, Lanzenspitzen von lanzettförmiger Gestalt, Pfeilspitzen mit Flügelfortsätzen und sogar Äxte, die zum Teil nur an der Schneide, zum Teil an der ganzen Oberfläche geschliffen sind. Herr Stainier bemerkt, dafs die Kongosteinäxte Zug für Zug solchen von Spiennes ähnlich sind. Die Anlage der neolithischen Stationen erwies sich nicht allein abhängig von dem vorhandenen Gestein, sondern auch von der Nachbarschaft von Wasser und der Anwesenheit solcher topographischer Geländeformen, die eine leichte Verteidigung erlaubten; die meisten Fundstellen finden sich auf erhöhten Punkten, auf kleinen isolierten Anhöhen mit flachem Gipfel und steilen Abhängen.

— Haberere Untersuchungen über die Norma occipitalis bei Mensch und Affe (Diss. phil., München 1898) laufen daraus hinaus, dafs die ganze ineinander übergehende Reihe von Formen, die bei beiden Klassen beobachtet wurden, sich in fünf Hauptgruppen zusammenfassen lassen. 1. Keilform, charakterisiert durch die Lage der gröfsten Breite auf den Scheitelbeinhöckern und besonders geringe Basisbreite (typische Form für Neugeborene). 2. Bombenform, am ausgesprochensten an den Schädeln der Kinder: Die gröfste Breite ist etwas gegen die Basis zu herabgerückt und liegt zwischen Scheitelbeinhöckern und Oberrand. 3. Übergangsform von Bomben- zu Hausform. Wenn die Breitseite noch mehr zunimmt und die Wölbung insbesondere zwischen Scheitelbeinhöcker und Oberrand der Schläfenbeinschuppe sich mehr abflacht, dann entsteht eine Form, die weder als typische Bomben-, noch als Hausform angesprochen werden kann. 4. Die Hausform ist die am weitesten von dem kindlichen Typus sich entfernende Form; sie ist die extrem männliche Form. Die Seitenwände sind flach geworden und fallen gegen die Basis mehr oder weniger senkrecht ab; die Basisbreite hat bedeutend zugenommen, der obere Abschnitt der Hinterhauptsansicht bildet einen Giebel mit abgerundeter Spitze. Besonders ausgeprägt ist die Hausform bei Australiern und Melanesiern. 5. Zeltform. Bei allen Menschenschädeln war die Basisseite immer noch kleiner als die gröfste Breite, so dafs, selbst wenn die gröfste Breite der Basis des Schädels ganz angenähert war, doch noch von der Stelle der gröfsten Breite die seitliche Schädelwand sich gegen die Basis zu einzog. Ganz anders ist das Verhalten bei den Affenschädeln. Die gröfste Breite ist ganz auf die Basis des Schädels herabgedrückt, so dafs in der Vertikalansicht die Ohrleiste (Mefspunkt der Basisbreite) in die Erscheinung tritt. Diese beim erwachsenen Affen konstatierte Form erinnert an ein Zelt mit abgerundeter Spitze.

— Besetzung von Insalah durch die Franzosen. Die wichtigsten Stützpunkte der Tuareg des Nordens sind die Oasenreiche von Tuat und Tidikelt jenseits der algerischen Wüste, und Kenner der Sahara, wie G. Rohlfs, haben den Franzosen seit langen Jahren wiederholt geraten, diese Oasen zu besetzen, weil darin das einzige Mittel liege, die Macht der Tuareg zu brechen. Dieser Rat hatte jedoch bisher kein rechtes Gehör gefunden, wenigstens glaubte die Kolonialregierung nur sehr langsam und schrittweise vorgehen zu müssen; so wurde 1892 El Golea besetzt, und bald darauf schob man die Forts Mac Mahon und Miribel südwestlich und südlich in die Wüste vor. Von den damit geschaffenen Zuständen war vor einigen Monaten in einem gröfseren Artikel des „Globus“ (Bd. 76, S. 202) die Rede. Endlich hat man nun den lange vorbereiteten Schlag gewagt, und der Geologe Flamant, der angeblich nur die Uadis jener Gegend untersuchen sollte, hat mit seinen 140 algerischen Spahis Insalah, die Hauptoase des Tidikelt, nach einigen Kämpfen mit den Bewohnern in den letzten Tagen des vergangenen Jahres besetzt. Bald darauf schon kamen Meldungen über neue Kämpfe: Flamant war angegriffen worden, diesmal jedenfalls von den Tuareg, doch hatte er sich behaupten können. Er wird inzwischen wohl von El Golea wirksam unterstützt worden sein, und das ist sehr nötig, da die Tuareg gewifs die äufsersten Anstrengungen machen werden, die verlorene Position wieder zu gewinnen — konnten sie doch von hier aus einen grofsen Teil des Wüstenhandels beherrschen, da viele Karawanen Insalah passieren müssen.

— De Morgans Forschungen auf der Stätte von Susa. In Susa waren bis vor kurzem trotz wiederholter Ausgrabungsarbeiten Spuren aus vorpersischer (vorachämenidischer) Zeit nicht gefunden worden, obwohl dort vorhandene elamitische Paläste in babylonischen Inschriften seit 1300 v. Chr. erwähnt werden, und darum Reste von ihnen irgendwo verborgen sein mufsten. Dem Direktor des Gizehmuseums, de Morgan, ist es nun 1898 gelungen, solche vorpersischen Kulturstätten in Susa aufzudecken. Zu de Morgans Stab gehörten einige Gelehrte, die in Ägypten mit der Untersuchung älterer Schichten zu thun gehabt hatten, und

der Assyriologe Dr. Schiel. Da in dem gröfsten Tumulus von Susa frühere Forscher, wie Dieulafoy und Loftus, nach vorachämenidischen Resten vergebens gesucht hatten, so machte sich de Morgan an einen kleinen, etwa 30 m hohen Hügel. Das Ergebnis übertraf alle Erwartungen. Von Wichtigkeit waren zunächst drei Kulturschichten. Die unterste von diesen lag 11 m über der Basis und enthielt viel Topfscherben mit rot, schwarz und braun gemalten Mustern und Figuren. Einige der letzteren, die Vögel darstellten, glichen denen von vorhistorischen Töpfereifunden in Nagada in Ägypten und früher griechischer Arbeit. Die nächst höhere Schicht, die 14,3 m über der Ebene lag, enthielt nicht so zierliche Töpferarbeiten, aber viele Feuersteine, darunter eine Menge kleiner Feuersteinscheiben, die offenbar als Schneiden in hölzerne Sichelrahmen eingefügt gewesen waren; man schlofs das aus ägyptischen Funden derselben Art. Hieraus wird wieder gefolgert, dafs der Getreidebau in Ägypten nicht heimisch gewesen, sondern von einem asiatischen Volke dort eingeführt worden ist, das auch das Erntegerät, die Feuersteinsichel, importiert hat. Dafs im übrigen die Ebene von Susa in alter Zeit von einer viel Getreide bauenden Bevölkerung bewohnt gewesen ist, beweisen alte chaldäische Notizen aus einer bis 5000 v. Chr. zurückreichenden Epoche. In der nächst höheren Schicht mehrten sich jene Sichelreste, und auch Steinkeulen begannen zu erscheinen. Die vierte Schicht ergab bereits Ziegel und Spuren von Gebäuden, und 4 m höher endlich entdeckte man die erste Stadt, Reste des ältesten Susa, die den Funden ähneln, die aus einigen Schichten von Nippur bekannt sind. Schliefslich folgten 4,5 m höher die Reste der alten elamitischen Citadelle, die durch Assurbanipal um 640 v. Chr. zerstört worden ist, und dann Funde aus jüngerer, persischer Zeit.

Diese Schichtenlagerung beweist die Existenz sehr weit zurückliegender Kulturepochen, die vielleicht älter sind, als die von Chaldäa. De Morgans Forschungen wurden durch seinen Begleiter Lampre fortgesetzt. Dieser fand in der elamitischen Schicht Reste von Mauern und Pflasterungen mit den Namen elamitischer Herrscher, sowie Asche und verkohltes Holz, die Anzeichen der erwähnten Zerstörungsarbeit Assurbanipals. Die auf den Ziegeln eingeritzten Figuren waren dieselben, die in gröfserer Vollendung durch Dieulafoy in den achämenidischen Palästen gefunden worden waren; jene sind aber älter und reichen wohl um 13 Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung zurück. Der interessanteste Fund aus historischer Zeit war eine mit Inschriften und Zeichnungen bedeckte gelbe Kalksteinsäule von 2 m Höhe und 1 m Durchmesser, die der Zerstörung entgangen war. Die sehr eingehend ausgestalteten Bilder stellen offenbar einen sehr wichtigen Sieg eines Königs über seine Feinde dar. Der König trägt einen hornförmigen Helm, einen Bogen in der linken, einen kurzen Speer in der rechten Hand, ein reiches, bis an die Kniee gehendes Gewand und Sandalen; der Bart ist lang. Seine Krieger haben Lanzen, Keulen und Geifseln von der Art, wie sie auf chaldäischen Gemmen dargestellt sind. Diese und andere Anzeichen deuten darauf hin, dafs es sich um einen Sieg des chaldäischen Königs Naram-Sin handelt, der in die Zeit um 3750 v. Chr. versetzt wird. Maspero und Schiel beantworten die Frage, wie die Säule nach Susa gekommen ist, dahin, dafs sie von den Elamiten aus Chaldäa hierhergebracht worden sei: das ist aber der Schwere der Säule wegen nicht wahrscheinlich; vielmehr ist anzunehmen, dafs sich der chaldäische Eroberer dort eine Siegessäule gesetzt und dafs der elamitische Herrscher Sutruknakhunta, der um 1300 regierte, einfach seinen Namen auf den Stein gesetzt hat: also eine Art Urkundenfälschung! Aufserdem wurde u. a. noch ein 2 m hoher Obelisk aus Granit gefunden, der mit 1200 Linien Inschriften sehr altertümlichen Charakters bedeckt war, und der ebenfalls auf einen chaldäischen König zurückgeht. Die Ergebnisse eines näheren Studiums aller dieser Funde stehen noch aus. (Times vom 11. Januar 1900.)

— Die Rinder von Babylonien, Assyrien und Ägypten und ihren Zusammenhang mit den Rindern der alten Welt schildert Joh. Ulrich Dürst (Züricher Diss.). Das über Babylonien und Assyrien vorliegende Material besteht aus den bildlichen Darstellungen auf Gebäuden, Denkmälern und Gebrauchsgegenständen oder in schriftlichen Überlieferungen; osteologische Fragmente aus jener Zeit kennen wir bisher nicht. Immerhin können wir für diese beiden Länder Wild- und Hausrinder unterscheiden, welch letztere in Langhorn- und Kurzhornrassen zerfallen. Was die ägyptische Langhornrasse anlangt, so ist sie mit den spanischen, portugiesischen und brasilianischen Rindern verwandt. Das Hinterhauptshöhen- und Breitenverhältnis variiert zwar ungemein; das Mittel aller Schädel ist aber jedenfalls höher als das für Primigenius; in ihren Mafsen kommen die Kurzhornrinder den Pfahlbaubrachycerosrindern am nächsten. Sicher hängt das Macrocerosrind mit dem indischen Zebu eng zusammen. Verfasser ist der festen Überzeugung, dafs das afrikanische Vieh nichts anderes ist, als durch verschiedene Völkerzüge mitgeführtes asiatisches Vieh, und zwar zur prähistorischen Zeit eingeführt. Das Kurzhornrind Vorderasiens, Nord- und Ostafrikas gehört ferner sicherlich zur Brachycerosform der Haustiere, es gesellt sich der Macrocerosform als nächster Verwandter zur Seite, mit dem es im Schädelbau fast völlig übereinstimmt. Als Centrum der Verbreitung dieses Brachycerosrindes ist wohl der Norden von Indien anzusehen. Alles weist darauf hin, dafs das Brachycerosrind der Pfahlbauten aus Asien stammt, und in allerfrühesten Zeiten, also lange vor dem Kulturbeginn der Babylonier in Asien, bereits domestiziert war. Die ungehörnten Rinder sind zweifellos aus den gehörnten Rindern entstanden.

— Einen wertvollen Beitrag zur somatischen Anthropologie der Battaker in Nord-Sumatra veröffentlicht Dr. Wilhelm Volz in dem dritten Vierteljahrsheft des Archivs für Anthropologie (Bd. 26, S. 717 bis 732, nebst 8 Abbild. im Text). Dr. Volz drang im Februar 1898 über den Tobasee hinaus bis in das bislang unbetretene Land der Pakpak-Bataker vor. Er konnte Messungen von 17 Karoleuten und 2 Tobaleuten machen, und fand unter ihnen einen subdolichocephalen und einen brachycephalen Typus. Im übrigen wollen wir auf die Arbeit selbst verweisen und nur noch einige Bemerkungen zu unserem Bilde der Karoweiber, das wir als Probe der Abbildungen wiedergeben, bringen. Zwei derselben tragen den grofsen „Padung-padung“ genannten Ohrschmuck. Die mittelste, Namens Nangong, ist verheiratet, hat aber noch kein Kind und darf darum noch die Mädchenkette (Simata) um den Hals tragen; auch aus der Art und Weise, wie sie den Sarong trägt, geht hervor, dafs sie noch nicht Mutter ist. Die links auf dem Bilde stehende, noch unverheiratete Si Dahin trägt im Kopftuche einige Blätter als Schmuck. Der an jedem Morgen mit Betel aufs neue an Stirn und Brust gemalte braunrote Strich bedeutet, dafs sie sich zu verheiraten wünscht. Das junge, noch unerwachsene Mädchen, rechts auf dem Bilde, darf noch einen kurzen Sarong tragen.


Karoweiber.
Photographiert von Dr. Volz.

Verantwortl. Redakteur: Dr. R. Andree, Braunschweig, Fallersleberthor-Promenade 13. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEBER: DR. RICHARD ANDREE. VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXVII. Nr. 7. BRAUNSCHWEIG. 24. Februar 1900.

Am Nordrande der Sahara.

Von Dr. Wilhelm Behrens. Göttingen[1]).

I.

Wenn der Reisende die Gebirgskette des Kleinen Atlas überschritten hat, mit ihren Wäldern von immergrünen Eichen, von Aleppokiefern und von Cedern, mit ihren rauschenden, von Tamarisken und von Oleandergebüsch umkränzten Giefsbächen, dann breitet sich vor den Augen des auf steilem Abstieg Rastenden eine unermefsliche Hochebene aus. Von der Grenze Marokkos erstreckt sie sich bis znr Grenze Tunisiens, in einer Länge von mehr als 800, in einer Breite von stellenweise über 150 km. Eingefafst wird sie im Norden von der Bergmauer des Kleinen Atlas, im Süden von der des Grofsen Atlas, deren höchste Gipfel sich beiderseits bis zu 2000 und 2300 m erheben. Die diesen Gebirgsflanken eingesenkte Hochebene hat eine ungefähre Höhe von 1000 m, nach Osten zu senkt sie sich bis zu 400 m herab, um sich dann nochmals bis auf 800 m zu erheben. Ketten niedriger, kahler Berge, oft mauerartig die Aussicht verdeckend, durchziehen die weite Ebene; kein Baum erfreut anf ihnen das Ange des in heifser Sonnenglut mühsam und ermüdet fortziehenden Wanderers.

Der Winter dieser Gegenden ist eine vom November bis zum März andauernde Regenzeit; nur die höchsten Gebirgskämme umhüllen sich mit glänzender Schneedecke. Graue, schwere Wolken haften zur Winterszeit an den massigen Bergzügen; reichliche Niederschläge tränken die Hänge der Gebirge, und schnell werden diese Niederschläge durch stark geneigte Wasserrinnen jener Hochebene zugeführt. Hier finden sie keinen Abflnfs, nur der Scheliff zwängt sich bei Boghari durch enges Felsenthor und sendet seine brannen, schlammigen Flnten dem Mittelländischen Meere zu. Die anderen Wässer aber sammeln sich in den Senkungen der Hochebene an und bilden dort grofse, seichte Seen, die oft von hohen, beweglichen Sanddünen umgeben sind. Zu Ende der Regenzeit verringert sich der Wasserzuflufs von den Gebirgen sehr schnell, und nicht lange dauert es, bis die steigende Sonne die Flufsläufe (uëd) ausgetrocknet hat. Dann mahnen nur die in ihnen abgelagerten, von der Gewalt des Wassers geschliffenen Rollsteine, dafs diese trockenen Furchen im Boden zeitweilig murmelnde Wellen zu Thal fördern.

Aber auch die Seen der Hochebene überdauern den Sommer nicht. In der stark erhitzten, trockenen Luft des Sommers (der August hat hier eine Mittelwärme von 28° C.) verdunstet das ihnen im Winter zugeführte Wasser sehr bald. Zuerst werden Inseln in ihnen sichtbar, deren Gröfse und Gestalt täglich wechselt. Denn je nach der herrschenden Windrichtung wird der seichte Wasserspiegel bald hierhin, bald dorthin getrieben. Mit Erstaunen bemerkt der Reisende, dafs bei einem See, der heute im Osten trocken war und im Westen noch Wasser führte, morgen gerade das Umgekehrte der Fall ist. Die zitternd emporstrebenden, feuchten und erhitzten Luftschichten des Bodens täuschen dem Wanderer die Gebilde der Luftspiegelung vor: langgezogene Hügelketten, einsame Tamariskenbüsche oder belebte Wesen.

So lange die Seen Wasser führen, ist das Bild belebt. Langbeinige, rosenrote Flamingos wandern am Ufer umher, schön gefärbte Gänse und Enten und andere Wasservögel bevölkern die grauen, lehmigen Flnten. Naht man sich behutsam und sendet einen Flintenschufs in die Luft, dann erhebt sich die gefiederte Gesellschaft mit Geschrei und Flügelgeprassel, um sich an entfernterem Pnnkte wieder niederzulassen.

Beim Anstrocknen dieser Hochseen tritt jedoch noch eine andere, eigentümliche Erscheinung auf. Da sich seit undenklichen Zeiten der jährliche Zuflufs des Wassers und die Verdunstung wiederholt, da aber die vom Wasser in den Gebirgen aufgelösten mineralischen Bestandteile nicht mit verdunsten, sondern nach der Verdunstung bis zur Wiederauflösung im nächsten Jahre zurückbleiben, so ist das Wasser aller dieser Seen salzig. Der

[1]) Die nachstehenden Schilderungen verdanken ihren Ursprung einer Reise im Frühjahr und Sommer 1894, welche mich durch ganz Algerien, von Marokko bis zur Grenze von Tunis führte, und welche in erster Linie zu botanischen Zwecken unternommen wurde. Es kam mir aber weniger darauf an zu „sammeln“, als vielmehr die Vegetationsverhältnisse, die Physiognomie der Vegetation zu studieren. Ich hatte diesen Plan bereits im Jahre 1892 gefafst, als ich auf längerer Reise die schöne und so eigentümliche Flora der Canarischen Inseln an Ort und Stelle untersuchte. Die an wunderlichen Pflanzengestalten reiche Wüstenzone in den niedrigen, wärmsten Teilen der Canaren, die noch eigentümlichere Hochsteppenflora der Cañadas des Pik von Teneriffa, auf dessen Gipfel ich gestanden habe, liessen in mir den Wunsch rege werden, die weiten Hochsteppen Nordafrikas zu durchziehen und an dem Abfall ihrer südlichen Bergflanke den Übergang der Gebirgsflora in die der Sahara zu verfolgen. So habe ich die Hochsteppen dreimal, im Westen, in der Mitte und im Osten durchquert, und von Laghuat aus über El Guerrarah, Tuggurt, den Uëd Rhir entlang bis Biskra ein gröfseres Stück der algerischen Sahara bereist. Manches ist ja über diese Erdstriche geschrieben worden, aber das meiste in floristischer Hinsicht ist hinter dem Schreibtische aus lateinischen Namensverzeichnissen entstanden. Das ist meiner Meinung nach nicht der beste Weg, pflanzengeographischen Fragen nachzuspüren; viel geeigneter dazu sind der Rücken des Kameles und der Maultiersattel — allerdings ist die erste Methode weit bequemer.

Hauptbestandteil dieses salzigen Rückstandes ist Kochsalz oder Chlornatrium. Verringert sich allmählich der Wassergehalt der Seen und trocknet der schlammige Boden, Risse bildend, aus, so überzieht er sich an den Rändern des Sees mit einem weifslichen oder grauen, auch wohl bläulichen Anflug von Salz. Nach der Mitte des Wasserbeckens zu, wo sich die durch Verdunstung salzreicher gewordene Lauge ansammelt, scheiden sich als dicke Kruste wirkliche, meist blendend weifse Salzkrystalle ab. Ist die Verdunstung beendet, dann breitet sich an Stelle des einstigen Sees eine weite, weifse Salzfläche aus, einem ungeheueren Schneefelde vergleichbar. Blendend wirft sie die empfangenen Sonnenstrahlen zurück, knisternd zerbricht sie unter den Sohlen des sie Überschreitenden. An anderen Orten ist die Salzschicht weniger rein, mit Sand, mit Glimmerblättchen und anderen Gesteinstrümmern gemischt.

Die Eingeborenen nennen diese eigentümlichen Salzseen schott, im östlichen Teil der Hochebene auch wohl gerrah, d. h. Sumpf. Sehr zahlreich sind diese Seen, die beiden gröfsten sind der Schott-esch-schergi (d. h. Ostsee) im Westen, und der Schott-el-hodnā (d. h. See der Hochebene) im Osten. Ersterer, etwa 1000 m über dem Meere gelegen, hat eine Länge von 140 km, letzterer, 400 m hoch, eine solche von 70 km. Vielerorts, zumal in der Umgebung der Seen, finden sich auf dem thonigen oder kalkigen Boden ausgedehnte, brackisches Wasser führende Moräste, welche malah oder muilah genannt werden.

Das ganze Seengebiet ist eine zusammenhängende Hochsteppe, die von Herden leichtfüfsiger Gazellen durchschwärmt wird, und in der des Nachts das klagende Geheul des Schakals ertönt.

Eintönig, farb- und freudlos ist die Pflanzendecke, die locker über diese Einöde ausgebreitet ist. Baumwuchs fehlt gänzlich, nur selten erhebt sich ein einzelner Tamariskenbusch[2]) mit scheinbar blattlosem, blaugrünem Gezweig, oft thronend auf hohem Sandhügel, der, von dem wirren Wurzelgeflecht zusammengehalten, der Gewalt des Windes Widerstand geleistet hat. Nur dort, wo sich eine Quelle mühsam dem sandigen Erdreich entringt, wachsen die umgebenden Tamarisken, spärlich Schatten spendend, bisweilen zu niedriger Baumhöhe heran und veranlassen schon von weitem den Reisenden, erwartungsvoll das Reittier zu beschleunigtem Gang anzutreiben.

Aufser diesem wenigen Buschwerk besteht die Pflanzendecke nur aus Kräutern. Ungeheuere Mengen von Affodill[3]) und weifsblühenden Cistrosen[4]) von polsterartigem Wuchs bedecken den Boden, soweit das Auge reicht, im Gesamteindruck ein schmutziges Graugrün hervorbringend. Hier und da erhebt sich eine fenchelartige Schirmpflanze[5]) mit fein zerschlitzten Blättern und gelber Blütendolde über den niedrigen Pflanzenteppich oder ein weifsgrauer Busch eines Wermutkrautes[6]), welches die Eingeborenen schih nennen, eine wahre Steppenpflanze. Wo in den Niederungen der Boden morastig wird, mischen sich mit den Asphodelen Binsen und Schilf und die dicken Büschel des wunderbaren Spartgrases[7]), der senga der Araber. Dieses, eine echte Graminee, bildet grofse, graugrüne, halbkugelige Horste, aus denen sich kahle Halme erheben, welche an der Spitze die von einer grofsen, gelblichen Scheide umgebenen, in lange, weifse Haare gehüllten Blüten tragen.

Die wichtigste Pflanze der Hochsteppe ist aber das berühmte Halfagras[8]), welches besonders im Osten in solch unermefslichen Mengen wächst, dafs der Eingeborene jene Gegend das Halfameer nennt. Dieses Gras wächst ähnlich wie die Senga; aus den dichten Blatthorsten treiben im Frühling behaarte und langbegrannte Blütenriepen hervor. Die Blätter sind lang, graugrün und eingerollt wie ein Binsenstengel und von so grofser Zähigkeit, dafs sie sich wie kaum eine andere Pflanzenfaser vortrefflich für Flechtwerke und zur Herstellung von Papier eignen. In ungeheueren Mengen werden die Halfablätter, in roher Weise zu Strähnen zusammengeflochten und in Ballen geprefst, besonders nach England ausgeführt. Die jährliche Ausfuhr beträgt durchschnittlich 106 000 Tonnen, die einen Wert von 13 Millionen Francs darstellen. Eine eigene Eisenbahn von 450 km Länge, die den Schott-esch-schergi durchschneidet und in Aïn-Sefra endet, hat man gebaut, um dieses wertvolle Erzeugnis der Hochsteppe den Häfen des Mittelmeeres leicht zuführen zu können. Die Halfa des Handels besteht zu etwa zwei Drittel aus den Blättern des Halfagrases, zu ein Drittel aus denen der Senga.

So weit die Wirkung des Salzwassers der Schott reicht, besonders also an ihren Ufern, aber auch in den brackischen Morästen, entwickelt sich eine reiche Vegetation von Salzpflanzen, wie man sie sonst an den Meeresküsten zu finden gewohnt ist. Blattlose, aus saftigen, runden Krautgliedern zusammengesetzte Fettpflanzen[9]), oberhalb hellgrün oder bleichgrün, nach unten zu oft rot angeflogen, wuchern hier zwischen Meldengewächsen[10]) und ungeheuren Mengen niedriger, queckenartiger Gräser[11]). Stellenweise macht eine kleine Composite[12]) mit schmalen, dünnen Blättchen diesen Gräsern den Rang durch Massenwuchs streitig. Blattlose Binsen[13]) und ein zartes, braunes Rispengras[14]) leben gesellig in der Nähe des Wassers. —

Kaum giebt es eine Gegend unseres Erdballes, welche die biegsame Natur des Menschen sich nicht unterthänig gemacht hätte. Auch dem glühenden Sommer, dem rauhen Winter der Hochsteppe weifs der Mensch Trotz zu bieten. Aus der eintönigen, mifsfarbigen Pflanzendecke erheben sich die niedrigen Zelte der nomadisierenden Araber und Berber, unscheinbar, schmucklos wie die umgebende Natur.

Mühsam zieht der Reisende über die Steppe, bedrückt durch die Öde ringsum, in sich gekehrt und mit sich selbst beschäftigt. Noch vermag sein Auge nicht die Spur einer menschlichen Niederlassung zu entdecken, da tönt ihm von weitem das Gekläff des Hundes entgegen. Ein niedriger, grauer Dornenverhau erscheint, und daraus hervor stürzen die Wächter der Siedelung, den Nahenden mit harschem Gebell empfangend, ihn zähnefletschend dicht umkreisend. Kaum kann er die wütenden Tiere von sich abhalten. Dann tritt wohl ein Bewohner aus dem Verhau hervor, bewaffnet mit langem Stecken, neugierig den seltenen Fremdling musternd und ihm die Versicherung gebend: „Sie beifsen nicht,

[2]) Tamarix gallica L., T. Buonopaea Gay.
[3]) Asphodelus microcarpus Viv.
[4]) Helianthemum pilosum Pers., H. eremophilum Pom.
[5]) Ferula communis L., Thapsia garganica L.
[6]) Artemisia Herba-alba Asso.
[7]) Lygeum spartum L.
[8]) Macrochloa tenacissima L.
[9]) Arthrocnemum macrostachyum Moris., Salicornia fruticosa L., Halocnemon strobilaceum Moq., Halolepis amplexicaulis Boiss.
[10]) Atriplex Halimus L.
[11]) Aegilops ovata L., Hordeum maritimum With; H. murinum L., Eremopyrum orientale L., am Schott-eschschergi auch E. squarrosum Rth.
[12]) Koelpinia linearis Pallas.
[13]) Juncus maritimus Lk.
[14]) Sphenopus divaricatus Gouan.

o Herr — Friede sei mit Dir". Aber auch ihm gelingt es trotz Stecken und Steinwürfen gewöhnlich nicht, die Tiere von den Vorüberziehenden zurückzudrängen. Noch lange schauen sie, unbeweglich stillstehend und unaufhörlich kläffend, den Davonziehenden nach, bis diese aus dem Gesichtskreise verschwunden sind.

Die Dornenverhaue, welche die Nomadensiedelungen umgeben, werden aus dem in Nordafrika äufserst häufigen Judendorn [15]) hergestellt. Seine zahlreichen, winkelig gegen den Stengel gerichteten Dornen sind so scharf, dafs sie bei der leisesten Berührung die blofse Haut aufritzen. Man baut aus diesem Dorngeäst undurchdringliche Schutzwehren, die entweder eckig oder kreisrund und mit nur einem schmalen Eingange versehen sind. Innerhalb dieser Siedelung (duar) befinden sich mehrere, selten zahlreiche Zelte (gitûn). Jedes Zelt dient einer ganzen Familie zur Wohnung, es giebt daher Zelte sehr verschiedener Gröfse. Zum Aufbau werden mehrere Holzstangen in den Boden getrieben, die mittelste und höchste ist 2 bis 3 m lang und endet oben meist in ein kurzes Querholz. Vor und hinter dieser Stange werden zwei kürzere eingeschlagen, und rechts und links in 2 bis 3 m Entfernung zwei seitliche, etwas niedrigere Querreihen von je drei bis vier Stangen. Über dieses einfache Gerüst breitet man eine grofse, gewöhnlich schwarzbraune und mit helleren Längsstreifen gemusterte Kamelhaardecke, die die Eingeborenen mit grofser Geschicklichkeit zu weben verstehen. An den Rändern sind an dieser Decke Stricke festgenäht, welche um Pflöcke geknüpft werden, die man aufserhalb des Zeltes in den Boden schlägt, um dem Bau den nötigen Widerstand gegen den Wind zu verleihen. Zur Regenzeit umgiebt man das Zelt ringsum mit einer niedrigen Leinwand, um welche man aufsen Erdreich zum Schutz gegen eindringendes Wasser feststampft. Tagsüber ist die Vorderwand der Zeltdecke emporgeschlagen, um dem Lichte Eintritt ins Innere zu gewähren, bei Nacht oder bei Regenwetter wird sie herabgelassen.

Sehr gering ist die Mühe, das Zelt aufzuschlagen oder abzubrechen. Aber nur schwer entschliefsen sich seine Bewohner, den einmal gewählten Wohnplatz zu ändern. Gezwungen werden sie hierzu nur durch eintretenden Futtermangel oder — durch Überhandnehmen des Ungeziefers im Zelte. Im ersten Falle müssen sie sich dem Willen Allahs fügen und andere bessere Weideplätze aufsuchen. Im letzten Falle aber wartet und wartet man bis zum äufsersten, ehe man (wie einst die Bewohner Abdera's vor den Fröschen) vor den Flöhen Reifsaus nimmt!

Spärlich ist der Hausrat, den die Zelte dieser Naturkinder umschliefsen. Möbeln sind gar nicht vorhanden, höchstens eine Truhe oder ein alter Koffer, der seinen Weg von Europa bis hierher gefunden hat. In ihnen werden Schmuckgegenstände oder Kleider verwahrt. Sonst werden die Habseligkeiten in grobe Säcke gestopft. Betten sind gleichfalls unbekannt, denn die Bewohner schlafen auf selbstgeflochtenen Halfa- oder Strohmatten, die ihnen auch sonst zum Niedersitzen dienen. Auch an Geräten ist nur weniges vorhanden. Thönerne Schalen, Näpfe (stell) und Töpfe, mit der Hand geformt und nur teilweise innen glasiert, thönerne Wasserflaschen (arrhaub), aus Halfa geflochtene, mit zwei Handgriffen versehene Körbe (effôr), Spindeln zum Spinnen von Wolle, zusammengenähte, gedichtete Ziegenfelle zum Aufbewahren von Wasser und Milch fehlen keinem Zelte. Das unentbehrlichste Gerät aber ist die Handmühle zum Zermahlen des Getreides. Diese Mühle, so einfach, dafs sie einem Pfahlbau Ehre machen würde, besteht aus zwei rauhen Steinen. Der untere ist platt, scheibenförmig; in seinem Mittelloch ist ein kurzer, harter Holzpflock eingekeilt. Der obere Stein, der auch scheibenförmig, aber massiger als der untere ist, hat in der Mitte gleichfalls ein Loch, durch welches der Holzstab des unteren hindurchgeht. Seitlich hat er dann noch ein zweites Loch, in welches ein roher Holzgriff gesteckt wird, an dem man den oberen Stein auf dem unteren festen herumdreht. Die Getreidekörner werden in dem mittleren Loche neben dem Pflock allmählich mit der Hand hinabgeschüttet.

Die Kunstfertigkeiten der Steppenbewohner sind geringe, wenn sie auch in einzelnen Dingen mit ihren wenigen Hülfsmitteln Erstaunliches leisten, beispielsweise in der Herstellung wollener Decken. Anderseits aber glaubt man sich wieder vor die Hütte eines Australiers versetzt, wenn man sieht, wie ein Berber, der aus Halfagras ein Paar Sandalen (taktak) roh zusammengeflochten hat, die Sohlen mit einem aufgegriffenen Steine plattklopft, um die Benutzung auch für seinen unverwöhnten Fufs wenigstens erträglich zu machen. Grofs allerdings sind auch die Schwierigkeiten, die die starre Natur jeglicher Verrichtung entgegensetzt. Selbst die Bereitung warmer Speisen wird wegen Mangel an Brennmaterial oft schwierig. Wo nicht getrockneter Kamelmist vorhanden ist, der ein sehr heifses Feuer liefert, da sind die Weiber gezwungen, mühsam die niedrigen Cistrosen aus dem Boden zu reifsen, deren dünne, holzige Wurzeln dann das Feuer liefern müssen.

Der Reichtum des Steppenbewohners ist sein Viehstand. Grofse Herden von Ziegen, Schafen, Rindern, Eseln, Pferden und Kamelen weiden in der Hochsteppe, bewacht von den Kindern und den Frauen, denn der Mann giebt sich eigentlich nicht mit dem Hüten der Herde ab. Der Schäferhund ist hier, wie überhaupt bei den Eingeborenen Nordafrikas, unbekannt. Das gebräuchliche Mittel, die Herde zu treiben, ist das Werfen mit Steinen; selbst auf den vorüberziehenden Europäer findet es gelegentlich Anwendung.

Die Hauptbeschäftigung des Mannes ist Faullenzen, eine Beschäftigung, der er sich gewöhnlich mit grofsem Eifer hingiebt. Nur an den Orten, wo die Bevölkerung ansässig ist, weil Ackerbau möglich, liegt dieser in den Händen des Mannes. Denn auch in jenen öden Steppen giebt es einige bevorzugte Stellen, die nährende Kornfrucht liefern. Es sind morastige Niederungen, denen die Feuchtigkeit durch süfse Quellen zugeführt wird. Dort ist ein, wenn auch nur spärlicher Anbau von Gerste möglich, und mit Freude begrüfst der Reisende schon von weitem die grünen Flächen der der Ceres geweihten Pflanze. Dort liegen auch die Wohnungen der Ackerbauer bisweilen zu kleinen Dörfern vereint, umrahmt von dem freundlichen Grün der Granatapfel-, Aprikosen- und Feigenbäume — eine Oase in der Wildnis.

Die Söhne der Steppe ernähren sich einfach; meist geniefsen sie Pflanzenkost, Fleisch wird weniger genossen und besonders bei festlicher Gelegenheit. Milch, frisch und sauer (levôhn), Eier und vor allem Kuskus bilden die Hauptnahrungsmittel. Letzterer, das Nationalgericht in ganz Nordafrika, wird aus geschrotenem Gerstenmehl bereitet, welches man mit viel (meist ranziger) Butter (sibda) und einigen anderen Zuthaten kocht.

In der Kleidung unterscheiden sich die Bewohner der Hochsteppe wenig von ihren südlichen Brüdern, den Wüstenberbern. Es gilt im allgemeinen für sie dasselbe, was später von der Kleidung dieser erzählt wer-

[15]) Zizyphus Lotus L.

den wird. Die Farbe ihres Obergewandes, des Burnus, pafst vortrefflich zu der umgebenden Natur. Der Burnus, ursprünglich weifs, nimmt sehr bald eine düstere, graubraune Lehmfarbe an; denn im höchsten Notfalle wird er wohl geflickt, gewaschen wird er aber nie! —

Während im Westen und in der Mitte die Steppe eine wahre Hochebene bildet, der höhere Gebirge ganz fehlen, ist der östliche Teil von vielen, oft hohen Gebirgsketten durchsetzt. Nur die weite Senkung des Schott-el-Hodnâ breitet sich zwischen diesen Ketten aus, eine Senkung, die mit dem nördlichsten Teile der Sahara in fast unmittelbarem Zusammenhange steht. Hier nämlich ist auch die südliche Bergmauer des Atlas, die die Hochsteppe begrenzt, fast unterbrochen, und diese Berglücke, kaum geschlossen durch die niedrige Bergkette des Sab, welche sie durchzieht, ist seit undenklichen Zeiten für den Verkehr der Völker der Wüste und der Hochsteppe von gröfster Wichtigkeit gewesen. Von der eintönigen Hochebene von Batna und Thamugadi, wo einst römische Unternehmungskraft europäischer Kultur eine freundliche Heimstätte geschaffen, über die dattelreichen Oasen El Kantara, El Utajah und Biskra zieht sich die alte Wanderstrafse berberischer Völkerschaften, der auch die Legionen der Ewigen Stadt bis an das Thor der Wüste gefolgt sind.

Niedrige Buschvegetation bedeckt die Bergwälle, die die östliche Steppe kettenartig durchziehen. Eine Kugelblume [16]), ein niedriger Busch mit schwarzen Ästen, gedrängten kleinen Blättchen und schmutzigblauen Blütenköpfen, der Rosmarin [17]), ein dorniger Traganthstrauch [18]), ganz übersäet mit hellgrünen, blasigen Blütenkelchen, ein blattloser Ginsterbusch [19]) mit besenförmigem, grünem Gezweig, und die eigentümliche Igelpflanze [20]) sind die auffälligsten dieser buschartigen Gewächse. Alle diese Pflanzen sind dem Steppenklima trefflich angepafst: es ist bei allen dieselbe Gestalt, die niedrige, gedrückte Buschform mit ganz dicht stehenden Zweigen und kleinen gedrängt aneinander liegenden Blättchen. Am schönsten ist in dieser Hinsicht die Igelpflanze, hier stehen die aufstrebenden, kurzen, mit kleinen, grauhaarigen Blättern bedeckten Zweige so dicht, dafs der Busch von weitem die Gestalt eines grofsen grauen Igels hat, nur die schön hellvioletten Blütenrispen erheben sich über dieses unnahbare, stechende Zweiggewirr. Selbst die Cistrosen, deren Vettern meist mit schönen, breiten Blättern geziert sind, werden hier zum struppigen, kleinblätterigen Busch [21]). Wo aber die Berge höher hinansteigen oder sich an die nördliche und südliche Grenzmauer anlehnen, da treten auch Eichenwälder [22]) auf, untermischt mit Wacholderbüschen [23]) und einer eigentümlichen Esche [24]) mit zwei Arten von Blättern. Seltener gesellen sich dazu dürftige Bestände der Aleppokiefer [25]), und am Tuggur breitet auch die Ceder [26]) ihr dachförmiges, blaugrünes Gezweig aus.

Plötzlich hebt sich der Berggrat des Tuggur aus der Ebene bis zu 2100 m empor, fast ohne Vorberge zieht seine Doppelreihe gleichhoher Zinnen durch die Steppe, und schon von weither erkennt man die pilzartig ausgebreiteten Baumriesen des Libanon, die den Bergsaum spärlich bewimpern. Nichts ist dem Wuchse der Ceder zu vergleichen, Alles geht riesenhaft ins Wagerechte, ganz kurz nur ins Senkrechte. Daher die wunderbaren, weit ausgebreiteten Laubschirme, die etagenweis übereinander stehen, unterbrochen durch nackte Stammstücke. Erblickt man von weitem eine Ceder einsam auf einer Klippe stehend, so sieht sie einem Riesenpilz nicht unähnlich, aber in der Nähe löst sich diese Gestalt in einen herrlichen Etagenbau auf, und das Nadelgewirr ist betaut mit einem duftigen Blaugrün. Riesig sind die Stämme der alten Bäume, und ihre Laubdächer breiten sich horizontal ebenso weit aus als sie hoch sind; oben ist die Krone gewöhnlich abgestorben, ein Laubschirm beendigt sie, und ein kahles Stammende ragt als Wipfel daraus empor. Ungeheuer festes Holz besitzt der Baum; da liegen alte, umgestürzte Riesenstämme, ganz mit Flechten überwachsen wie die Felsblöcke neben ihnen und kaum davon zu unterscheiden, aber noch völlig hart und fest. — Vor kurzem noch hat der König der Tiere im Schatten der Ceder Rast gehalten; jetzt freilich scheint er durch die Flinte des Europäers dort völlig ausgerottet zu sein.

Weiter nach Süden, der grofsen Wüste zu, schwinden bald die dürftigen Waldbestände der Berge, an ihre Stelle treten niedrige Büsche, untermischt mit unendlichen Massen des Sengagrases. Immer mehr tritt der braune, Versteinerungen [27]) führende Jurakalk zu Tage, schimmert überall durch den spärlichen Pflanzenteppich. Horstartig gesondert wachsen die Cistrosen [28]), blattlose Gänsedisteln [29]), die Traganthbüsche [30]), die Lavendeln [31]), und allmählich treten einige echte Wüstenpflanzen auf, wie der weifsblütige, giftige Harmel [32]).

Versenkt sich aber das Auge nicht in die einzelnen Gestalten, sondern läfst man den Blick ringsum über die Bergzüge schweifen, die in der unendlichen Klarheit der Luft alle Einzelheiten mit unglaublicher Schärfe zeigen, so bietet sich ein Bild erstarrender Lebenskraft. Völlig entblöfst von Pflanzenwuchs erscheint das braune Gestein, nur in der Nähe erkennt man spärliche schwarzgrüne Flecken, die zeigen, dafs nicht ganz das pflanzliche Leben erloschen. In dem kahlen, unnahbaren Klippengewirr schwärmt das Mähnenmufflon [33]), eine grofse, wilde Schafart mit riesigen, steinbockartigen Hörnern und lang herabhängender, heller Mähne. Aber nur selten beschleicht der Jäger das scheue, flüchtige Tier.

Die alte Völkerstrafse, die die Wüste mit der Steppe verbindet, folgt dem grünen Faden, der in Schlangenwindungen die graue Einöde durchzieht. Es ist der Flufslauf des Uëd-kantara (Brückenflufs), der seine spärlichen Wassermengen zu Thale sendet. Hohes Tamariskengebüsch von blaugrüner Farbe und gesättigt grünes, dichtes Oleandergesträuch, mit Tausenden und Abertausenden rosenroter, grofser Blüten bedeckt, verkünden schon von weitem das belebende Nafs. — Näher und näher rücken an beiden Ufern die Klippen, berghoch sich auftürmend, Pfeiler und Säulen bildend. Dann scheinen sie sich beiderseits fast zu vereinigen und gestatten nur dem schmalen Flufslauf den Durch-

16) Globularia Alypum L.
17) Rosmarinus officinalis L.
18) Acanthyllis armata Lam.
19) Genista spartioïdes Spach.
20) Erinacea pungens Boiss.
21) Cistus Clusii Dunal.
22) Quercus Ilex L., Q. coccifera L.
23) Juniperus macrocarpa Sibth., Juniperus phoenicea L. Der erstere wird auf den Bergen (z. B. Djebel Schaâli) oft baumhoch mit Stämmen von 1,6 m Umfang. In Gesellschaft mit der Atlascypresse (Callitris quadrivalvis Vent.) bildet er dort lichte Waldbestände.
24) Fraxinus dimorpha Coss. et Dur.
25) Pinus halepensis Mill.
26) Pinus Cedrus L. u. var. atlantica.

27) Melania, Ostrea.
28) Helianthemum pilosum Pers.
29) Souchus spinosus DC.
30) Acanthyllis tragacanthoïdes Desf.
31) Lavendula multifida L.
32) Peganum Harmala L.
33) Ovis tragelaphus Desm.

tritt, der sich rauschend durch den Felsendamm zwängt. Den „Mund der Wüste“ (el fumm es-sahara) nennt der wandernde Nomade diese Scheide, die ihn von dem grofsen Sandmeer trennt. Sobald die Enge durchschritten, breitet sich ein freudig-grüner Palmenwald vor dem staunenden Reisenden aus: El Kantara, die nördlichste der Oasen. Murmelnd fliefst der Flufs über grangelbes Steingerölle, an seinem Ufer streben aus Oleander- und Feigengebüsch die königlichen Bäume in die ruhige Luft. Die Sonne spielt auf den glänzenden Blättern und glitzert in dem sanft bewegten Wasser, und im Hintergrunde erhebt sich gegen den tiefblauen Himmel eine Kette braunroter Berge, jedes Pflanzenwuchses bar — ein wundervoller Gegensatz der Farben und der Laubfülle, die von toter Öde begrenzt ist.

Ebener wird das Land, nur selten ist es von niedrigen Hügeln durchzogen. Der braungraue, sandige Boden ist mit vielen faustgrofsen Rollsteinen bedeckt, zwischen denen spärlich kleinblätterige, mifsfarbene Pflanzen hervorspriefsen. Bald ist auch der letzte Höhenzug überschritten. Die „Rosenwange“ (ahmer-khaddu) heifst er bei den Söhnen der Wüste: braun und schiefergrau und von jeglichem Pflanzenwuchs entblöfst, wird er von der untergehenden Sonne in zartestes Rosenrot getaucht. Und vor uns liegt, gegen den Horizont verschwimmend, eine grenzenlose Ebene — die grofse Wüste.

Abend ist es. Die Sonne verschwindet hinter den nordwestlichen Bergen, sie in tiefschwarze Schatten versenkend. Im Süden ragen an dem noch schwach beleuchteten, fast grünlichen Himmel die einsamen Palmen der Oase als schwarze Silhouetten empor. Die weite, braune Ebene ist bedeckt mit wenigen, dunkeln Berberzelten. Ein Zug lasttragender Kamele zieht ermüdet der nächtlichen Ruhestätte entgegen, begleitet von weifsen, verhüllten Gestalten. Schnell sinkt das Tagesgestirn unter den Horizont, fast plötzlich verdunkelt sich das wolkenlose Firmament. Das Heer der Sterne sendet sein ruhig schimmerndes Licht durch die klare, lauwarme Luft auf die stille Ebene herab.

Die Wüste Sahara! Von Kindesbeinen auf sind wir mit ihr bekannt; hoch aufhorchend vernimmt schon der Knabe die Erzählungen von ihr, von ihren Schrecknissen und von dem Kühnen, der mit ihr zu kämpfen, der sie zu durchschreiten wagt. Manche dieser Erzählungen sind wahr, viele falsch, andere übertrieben. Selbst der Dichter verschmäht es nicht, den Löwen in die Wüste zu versetzen; ein anderer läfst durch den Wüstenwind die Blätter der Bäume vertrocknen; bei einem dritten mufs das „Schiff der Wüste“ eine Woche lang dursten, um dann den verschmachtenden Herrn durch seinen Mageninhalt vor dem Verdursten zu retten! Knochen der gefallenen Tiere, der verhungerten Sklaven, der verdursteten Herren umsäumen die Karawanenstrafsen und verwandeln die Wüste in einen grofsen Kirchhof! Ganz so schlimm ist die Sache nun nicht, aber viele, in ihrer Weise glückliche Menschen nennen die Wüste ihre Heimat und fristen in ihr ein genügsames Dasein. Kein Oasenbewohner würde seine Palmengärten, kein Tuâreg seine öden, gelbbraunen Sanddünen mit unserem schattigen Buchenwalde vertauschen mögen.

Tagelang hat der Reisende die steinige Sandfläche durchzogen, hat flache Hügel überschritten, um wiederum eine weite Ebene zu durchziehen, da hebt sich am Horizonte hier und dort ein dunkler, breiter Streifen ab. Flintenschüsse werden abgefeuert, und schon erwarten die Bewohner der Oase den einziehenden Fremdling. Enge, von Mauern aus getrocknetem Schlamm eingefafste, palmenbeschattete Strafsen durchreitet er, und bald steigt er vor bescheidener Hütte von dem ermüdeten Reittier. Schnell wird das wenige Gepäck den Kamelen abgenommen, und staunend und mifstrauisch blicken die Eingeborenen auf die grofsen, in Drahtgitter zusammengeschnürten Papierballen, aus denen trocknende Pflanzen hervorschauen. Bald wird von den Begleitern erzählt, ihr Herr sei ein „thebib“, ein Medizinmann, der aus dem trocknenden „haschisch“ (Kraut) heilende Medizin bereite, und der auch die böse „hamma“, das Fieber, mit weifsem Pulver zu bannen verstehe. Grofs ist dann oft der Zuspruch der Fiebernden, und nicht gering die willig ausgeteilte Chiningabe. Dafür lassen sie ihn gern die Oase durchstreifen, ja er darf sogar „ssauar“ (photographieren, eigentlich zeichnen). Und reich, sehr reich mufs der thebib sein, denn das Ding, mit dem er „ssauart“, ist vorn ganz von gelbem Golde, welches in der Sonne funkelt! —

Die Pelzrobbenjagd im Beringsmeer.

Nach dem amtlichen Berichte des russischen Kommissars Zenzinow.

Nach Art gewisser Vögel wandern auch die Pelzrobben, indem sie beim Beginn des Sommers die Gebiete in der Nähe des Äquators verlassen und nach Norden ziehen. Diese Wanderungen waren den Bewohnern der Aleuten schon lange bekannt, doch wufste man nicht, wo die Tiere den Sommer über blieben. Als die Komandorski-Inseln östlich von Kamtschatka im Jahre 1741 entdeckt wurden, sah man endlich Scharen von Pelzrobben an ihren Küsten, und einer der russischen Industriellen, die um die Mitte des 18. Jahrhunderts sich mit Jagd und Handel in den nördlichen Teilen des Stillen Oceans befafsten, der Kapitän Pribylow, suchte über zwei Jahre eifrig nach weiteren Robbeninseln und fand endlich die nach ihm benannten Pribylowinseln St. Paul und St. Georg (57° nördl. Breite, 160° östl. Länge) deren Ufer mit unzählbaren Mengen von Pelzrobben bedeckt waren. Die Frage, wo die Tiere den Sommer zubringen, war damit gelöst, während man noch heute nicht diejenigen Inseln kennt, wo sie im Winter leben. Wahrscheinlich verleben sie denselben in demjenigen Teile des Oceans, der zwischen den Marianen, Philippinen und Japan liegt. Man sagt, dafs die Zahl der bei den Inseln erscheinenden Pelzrobben von den Winden im Frühling und Anfang des Sommers abhängig sei; ist der Strom stark, so erscheinen sie in grofser Zahl, ist er schwach, so kommt nur ein sehr geringer Teil in die Nähe der Inseln, während die Mehrzahl auch den Sommer über im Meere südlich von den Inseln verbleibt. Man schätzt die Zahl der Pelzrobben, die in einem günstigen Sommer auf den Pribylowinseln erscheinen, auf 5 Millionen Stück, während Srebnitzky für die Komandorski-Inseln sie auf 2 Millionen angiebt. Auch im Ochotskischen Meere, bei den Srednewski-Inseln, einer zu den Kurilen gehörenden Gruppe, erscheinen etwa 5000 bis 10000 Stück, etwa ebensoviel auf der Robbeninsel bei Sachalin. Auch im südlichen Teile des Stillen Meeres treten diese Robben auf, in kleineren Mengen auf den Galapagosinseln u. s. w.

Alle diese Orte bildeten früher alljährlich den Schauplatz eines furchtbaren Gemetzels unter den wehrlosen



Fig. 1. Das Erschlagen der Pelzrobben. Nach einer Photographie.



Fig. 2. Das Abhäuten der erschlagenen Pelzrobben.
Nach einer Photographie.

des Mai; es sind dies die alten sechs- bis siebenjährigen Männchen, von den Inselbewohnern sèkatsche genannt. Man kann sie leicht an der längeren Halsmähne, „zagrivok" genannt, erkennen. Sie sind etwa 2 m lang und wiegen 130 bis 250 kg. Die Stimmen der Pelzrobben erinnern sehr an das Blöken einer Schafherde, sie sind auf grofse Entfernungen zu hören und dienen den Inselbewohnern bei Nebel zur Orientierung, dafs man in der Nähe des Landes ist.

Sobald die alten Männchen ans Land gestiegen sind, was alljährlich an denselben Stellen geschieht, wählen sie eine Stelle aus, wo sie ihren zukünftigen Harem halten wollen. Bald erscheinen auch die jüngeren Männchen, die polusékatsches, d. h. halbe Männchen, und wählen sich auch Plätze am Ufer aus, sowie die holostiaki und holostiatschki, d. h. die Junggesellen (zwei- bis vierjährige Männchen) und kleinen Junggesellen.

Nur die holostiaki, die etwas über meterlang sind, und 30 bis 40 kg wiegen, werden in der Regel zur Gewinnung der Felle erschlagen. Ihre Felle sind am gleichmäfsigsten, und sie sind leicht von den Weibchen zu unterscheiden, während die kleinen Junggesellen, die noch nicht zwei Jahre alten Männchen, von 0,6 m Länge und 15 kg Gewicht, sehr schwer von gleichalterigen jungen Weibchen zu unterscheiden sind.

Die Weibchen erscheinen einen Monat später auf den Inseln wie die Männchen; die meisten von ihnen sind dann trächtig und werfen das Junge, kurz nachdem sie ans Ufer gekommen sind. Alsbald wetteifern die

Tieren, was natürlich dazu geführt hat, dafs sie an den meisten Stellen fast ausgerottet sind, und sich ein gewinnbringender Handel nur noch auf den Inseln des Beringsmeeres erhalten hat, wo man die Tiere schützte und jährlich nur eine bestimmte, beschränkte Zahl erlegte, um die wertvollen Häute zu gewinnen.

Die Pribylowinseln sind vulkanischen Ursprungs. Die gröfste, St. Paul, ist von Osten nach Westen 16 km lang und von Norden nach Süden 11 km breit. Sie setzt sich aus einer grofsen Zahl kleiner Berginseln zusammen, die untereinander durch Sanddünen verbunden sind, welche den Verkehr aufserordentlich erschweren. Auf einer Länge von 25 km finden sich an dem Ufer die von den Russen „lejbitsché", d. h. Lagerungen, genannten Stellen, wo die Pelzrobben dicht gedrängt anzutreffen sind, und wo jährlich 75000 Stück erlegt werden. Auf der 18 km langen und 8 km breiten Insel St. Georg sind nur ungefähr 3 km des Ufers als Lagerplätze von den Pelzrobben bevorzugt, und hier werden jährlich gegen 25000 Stück erbeutet. Die 300 Bewohner von St. Paul und die 100 Bewohner von St. Georg sind alle beim Robbenschlag beschäftigt. Sie sind alle Nachkommen der Arbeiter, welche die im Jahre 1799 gegründete russisch-amerikanische Gesellschaft, um den Robbenschlag zu betreiben, dorthin brachte, Russen, Aleuten und Mischlinge von diesen.

Von den jetzt 500 Bewohner zählenden Komandorski-Inseln liefert die Beringsinsel jährlich gegen 20000 Pelzrobben.

Die ersten Pelzrobben erscheinen in der Nachbarschaft der Inseln des Beringsmeeres alljährlich in der ersten Hälfte



Fig. 3. Die Verpackung der Pelzrobbenhäute.
Nach einer Photographie.

alten Männchen darin, möglichst viele Weibchen in ihren Besitz zu bekommen; die stärksten haben zuweilen Harems von 50 bis 100 Weibchen, gewöhnlich jedoch begnügen sie sich mit 5 bis 30 Stück.

Ende September, nach vollendetem Haarwechsel, beginnt dann der Robbenschlag; man tötet nur Tiere mit grauen Haaren, aber Männchen und Weibchen ohne Unterschied. Die Jagd geht nach der Schilderung Zewzinows folgendermafsen vor sich.

Die Jäger bewaffnen sich mit schweren Knütteln und schleichen sich am frühen Morgen unter Beachtung des Windes in tiefstem Stillschweigen an die Stelle heran, wo man einen Trupp junger Männchen am Tage vorher ausgekundschaftet hat. Man geht sehr schnell und gebückt, um so lange als möglich unbemerkt zu bleiben. Sobald aber die Robben das erste Zeichen von Unruhe geben, stürzen die Jäger in einer Reihe vor und schneiden den Tieren den Weg zum Meere ab. Erschreckt beginnen die armen Tiere nun zu schreien, drängen sich wie närrisch aufeinander und beginnen schliefslich vor den Jägern zurückzuweichen, indem sie sich immer weiter vom Meere entfernen. Die Jäger drängen schreiend und die Stöcke schwingend die Herde allmählich nach dem Orte hin, wo gewöhnlich das Erschlagen der Tiere vorgenommen wird. Dieser Ort ist bisweilen mehrere Kilometer von dem Ufer entfernt, und mehrere Tage sind dazu nötig, um die plumpen Tiere dorthin zu treiben. Ist die Schar zu grofs, so teilt man sie in kleinere Abteilungen ab; um eine Schar von 1000 bis 5000 Pelzrobben zu treiben, sind nur 10 bis 15 Menschen nötig. Am Bestimmungsorte angekommen, giebt man den armen Tieren Zeit, sich zu erholen, denn die Haut der gänzlich ermüdeten Tiere soll sich schlecht mit Salz imprägnieren lassen.

Zur Bewachung einer Herde von 2000 bis 4000 Pelzrobben genügen ein bis zwei Menschen. Ist das Wetter klar und warm oder regnerisch, so wartet man oft einen bis zwei Tage, ist es aber günstig, so beginnt die Schlächterei schon nach einer Stunde der Erholung. Man entfernt dann zunächst von der Hauptherde kleine Trupps von 20 bis 30 Stück, wie dies unser Bild (Fig. 1) zeigt, und aus diesen werden diejenigen, die durch ihr Alter, Geschlecht und Güte des Pelzes geeignet dafür scheinen, durch Keulenschläge auf den Kopf getötet; bald liegen die meisten von ihnen zusammengedrängt als zuckende Leichname da, und nur die wenigen, die wegen ihres zu jugendlichen Alters oder schlechter Qualität des Felles geschont werden, bleiben lebend zurück und wollen sich anfangs gar nicht von den toten Körpern ihrer Kameraden trennen. Auf diese Weise wird allmählich die ganze gefangene Schar durchmustert. Inzwischen sind andere Bewohner damit beschäftigt, die erschlagenen Tiere abzuhäuten (Fig. 2) und die Häute nach einem Schuppen zu schaffen, wo besonders dafür geeignete Leute mit dem Salzen der Häute beschäftigt sind. Auch das Abziehen der Häute erfordert eine grofse Übung, da eine gleichmäfsige Fettschicht von bestimmter Stärke an der Haut zurückbleiben mufs. Die Häute bleiben im Salz aufeinander gestapelt 8 bis 12 Tage liegen. Dann prüft man sie sorgfältig und salzt sie zum zweitenmal. Nachdem sie dann wieder vier bis sieben Tage gelagert haben, rollt man je zwei Häute zusammen, verpackt sie, wie es uns Fig. 3 zeigt, und so werden sie dann nach London verschifft und in öffentlichen Auktionen versteigert.

(Auszug aus dem in Le Tour du Monde [23. Dezember 1899] veröffentlichten Berichte.)

Die Jurte der Omsker Kirgisen.

Die Nomadenzelte der Kirgisen, die dem in Omsk residierenden Generalgouverneur des Steppenbezirkes unterstellt sind, bestehen aus einem leicht aufzurichtenden Stangengerüste und einer Bekleidung aus Filzdecken, die von den Frauen aus Kamel- und Pferdehaaren gefertigt werden. Riemen und Haarseile halten den Filzbezug in seiner Lage fest. Diese runden Jurten haben einen Durchmesser von 7 bis 9 m, die der Wohlhabenden sind noch geräumiger; die Wände erheben sich lotrecht 2 m hoch, ebenso viel beträgt die Höhe des stumpf kegelförmig zulaufenden Daches, das oben eine mit einer Filzklappe zu schliefsende Öffnung für den Rauch des darunter befindlichen Herdes hat. Die einzige Thür wird durch Filzvorhänge geschlossen. Das Innere kann durch einen Vorhang geteilt werden. Buntfarbige Stoffe, oft schöne persische oder bucharische Teppiche, an der inneren Wand befestigt, geben dem Zelte der Reichen ein behagliches Aussehen. Ringsum an der Wand werden die zahllosen Wolldecken und Teppiche aufgeschichtet und Polster und Kissen, die, zur Nacht auf den Boden gebreitet, als Betten dienen. Reich mit Metallbeschlägen verzierte Kisten bergen die Vorräte an Kleidungsstücken und Stoffen (russische bedruckte Kattune, rotes Tuch, Sammet, sartische halbseidene Gewebe, persische Seidenzeuge etc.), sowie das Barvermögen der Familie an chinesischen Jamben (Silberstangen) und russischem Gelde, die neben dem ehemals ausschliefslich betriebenen Tauschhandel in neuerer Zeit immer mehr in Gebrauch kommen. Der Boden des freien Mittelraumes wird nach Bedürfnis mit Teppichen belegt, auf denen die Bewohner nach orientalischer Weise sitzen. Ein niedriger runder Tisch ist ein nur selten anzutreffender Luxusgegenstand.

Die Jurten ziehen sich in dorfartigen Gruppen an den Wasserläufen entlang. Da die Zahl der Frauen nicht beschränkt ist, und der begüterte Kirgise jeder seiner Frauen eine eigene Jurte mit Einrichtung und Vieh zuteilt, so dafs sie mit ihren Kindern ihren besonderen Hausstand führen kann, auch der Vater den erwachsenen Söhnen, wenn sie sich verheiraten, jedem sein Zelt etc. giebt, so ist solch eine Familienniederlassung oft recht ausgedehnt und wird bei festlichen Gelegenheiten noch erweitert. Bei einer Hochzeit z. B. werden im Verhältnisse zu der Zahl der eingeladenen Frauenzimmer viele dieser Jurten aufgestellt, denen je nach der Witterung die die Wand bildenden Filzdecken entweder ganz fehlen oder in einem rings um das Zelt laufenden Spalt auseinandertreten. Vor diesen Spalt setzen sich die Braut, die Mädchen und jüngeren Frauen paarweise im Innern der Jurte so hin, dafs sie hinausschauen können; von aufsen um die Jurte lassen sich die jungen Männer, gleichfalls zu Paaren, den Mädchen gegenüber nieder, und es beginnen Wechselgesänge, die bis spät in die Nacht währen, keine eigentlichen Lieder, sondern gesungene Gespräche, Scherze, Neckereien, die von den zwischen den Zelten herumschlendernden älteren Männern mit Gelächter und Beifallsrufen begleitet werden. Die Bewirtung wird den Weibern in die Jurten



Jurte eines reichen Kirgisen bei Omsk. Äufsere Ansicht.
Originalphotographie.

Jurte eines reichen Kirgisen bei Omsk. Innere Ansicht.
Originalphotographie.

gereicht. Vom Gesange ist der Bräutigam ausgeschlossen, er begiebt sich gleich nach seiner Ankunft in ein eigens für ihn errichtetes Zelt, wohin ihm Thee, Fleisch etc. getragen wird. Hier verbringt er die Nacht vor der Trauung durch den Mullah in Gesellschaft der Braut, die von vier ihr verwandten Weibern aus dem Kreise der Sängerinnen heimlich entführt und zu ihm geleitet wird. Es wäre ein unverzeihlicher Verstofs gegen die Sitte, wenn er vor vollzogener Trauung seinen Schwiegereltern vor Augen käme; darum schlüpft er am folgenden Tage, so dafs sie ihn nicht erblicken, in die Jurte des Schwiegervaters und hinter den Vorhang, wo er sich neben der Braut hinsetzt, die sich dort mit einer Freundin und zwei verheirateten Frauen ihrer Verwandtschaft befindet. Nach der kurzen Ceremonie, die der Mullah vollzieht, empfängt das junge Paar die Glückwünsche der Eltern und Angehörigen u. s. w.

In der Gruppe auf den Abbildungen erblicken wir einen Kirgisenjüngling, der im Begriffe steht, auf dem bereit gehaltenen geschmückten Pferde zur Hochzeit zu reiten; er hat sich zur Jurte des Vaters, wo auch die Mutter sich eingestellt, hinbegeben, um sich zu verabschieden, denn er darf nicht in Gesellschaft der Eltern ins Dorf der Braut reiten. (Überreste der Sitte des Brautraubes.)

[Text mit Benutzung eines umfangreichen Artikels der Moskauer Ethnogr. Rundschau 1897, IV u. 1898, I. N. Izrazcow, Das Gewohnheitsrecht (adat) der Kirgisen des Gebietes von Semiretschensk (Siebenflufsgebiet).]

A. C. W.

Die Verbleibsorte der abgeschiedenen Seelen der Selbstmörder.

Von Dr. Richard Lasch. Horn.

Als Steinmetz in seiner Arbeit über den Selbstmord bei den Naturvölkern [1]) die bis dahin darüber bekannt gewordenen Einzelbeobachtungen in übersichtlicher Weise zusammenstellte, bezeichnete er die über das Los der Selbstmörderseele im Jenseits und über die moralische Beurteilung des Selbstmordaktes an sich bisher vorhandenen Informationen als äufserst unvollständig und begnügte sich daher mit einer kurzen Aufzählung der wenigen dürftigen einschlägigen Nachrichten. Er vermied es, allgemeine Schlüsse aus denselben zu ziehen, und auch in einer späteren Abhandlung [2]), welche der Erörterung der Richtigkeit jener Lehre der Ethnologen gewidmet ist, welche die Anschauungen der Naturvölker über das Leben nach dem Tode in eine Kontinuitäts- und Vergeltungstheorie streng geschieden wissen will, streift er das Kapitel des Schicksales der Selbstmörder nur im Vorübergehen. Ebenso wenig hat auch Robinsohn in den entsprechenden Abschnitten seines sonst ziemlich klar und übersichtlich gehaltenen Buches [3]) sich mit dem Schicksale der Seelen der Selbstmörder befafst. Bastians sonst so wertvolle Schriften [4]) lassen uns ebenfalls in dieser Richtung völlig im Stiche. Wir wollen daher in den folgenden Zeilen versuchen, an der Hand des vorhandenen zerstreuten und leider auch nur kärglichen Materials jene Lücke auszufüllen.

Im allgemeinen können wir hinsichtlich des Schicksals, welches der Seele des Selbstmörders im Jenseits zu Teil wird, die Völker, über welche wir nach jenem Punkte Nachrichten besitzen, in Gruppen absondern und jede Gruppe durch eine ihr gemeinsame Vorstellung näher charakterisieren:

Erste Gruppe: die Seele des Selbstmörders lebt in derselben Art und Weise und an demselben Orte weiter, wie die der anderen in gewöhnlicher Weise abgeschiedenen Menschen. Es fehlt natürlich jedwede Spur einer moralischen Beurteilung des Selbstmordaktes und jeder Gedanke an eine himmlische Retribution.

Es ist begreiflich, dafs nur im Stadium der reinsten Kontinuität derartige Vorstellungen entstehen und bestehen können, nachdem, wie Steinmetz nachzuweisen versucht hat, jene Völker, welche an die Separierung oder Begünstigung der Seele des Selbstmörders im Jenseits glauben, bereits der Sphäre der Vergeltungstheorie zugerechnet werden müssen.

Als zur ersten Gruppe gehörig müssen wir daher jene Völker rechnen, bei welchen der Selbstmord geübt wird, um sich langer, unheilbarer Krankheit, oder der durch manches Leiden voraussichtlich hervorgerufenen auffälligen Zerstörung oder Verunstaltung des Körpers, oder endlich der Bürde des Alters zu entziehen. Da die Krankheit bei längerer Dauer Abmagerung, Entkräftung und Siechtum des Körpers herbeiführt, sucht der von ihr Befallene durch vorzeitigen freiwilligen Tod (entweder durch eigene oder durch fremde Hand) in das Seelenland zu gelangen, noch bevor sein Leiden in jenes Stadium gelangt ist. Wenn wir lesen, dafs die Badaga in der Nilgiris Südindiens bei unheilbarer Krankheit sich durch Opium oder den Strick das Leben nehmen [5]), dafs die Luschais bei einer Choleraepidemie im Jahre 1861 bereits beim Auftreten der ersten Krankheitssymptome sich eine Kugel durch den Kopf jagten [6]), dafs auf Neu-Mecklenburg ein von seinen Gefährten für unheilbar krank Erklärter freiwillig dem Feuertode sich preisgiebt [7]), dafs die Arhnako-Indianer in Columbien [8]), und die Bewohner der Insel Tanna [9]), beide wegen unheilbarer Krankheit, freiwilligen Tod erwählen, — so ist es einleuchtend, dafs der Selbstmord begangen wird, um der körperlich gedachten Seele noch in verhältnismäfsig guter Leibesbeschaffenheit das Eintreffen im Seelenlande zu ermöglichen. Diesem Gedanken wird übrigens manchmal offen Ausdruck verliehen; die Akkra-Neger glaubten, dafs es für ihre Glückseligkeit nach dem Tode besser sei, wohlbeleibt, nicht herabgekommen durch langwierige Krankheit, aus dem Leben zu wandern, und kürzten deshalb bei Zeiten den Lebensfaden selbst ab. Selbstmörder werden auch für heilig gehalten [10]).

Hiermit erscheint ein passender Übergang zu unserer zweiten Gruppe gegeben, welche jene Völker enthält, nach deren Glauben der Selbstmord im Jenseits belohnt

[1]) Suicide among primitive peoples. American Anthropologist 1894, p. 59.

[2]) Kontinuität oder Lohn und Strafe im Jenseits der Wilden. Archiv f. Anthropologie 1897, Bd. 24, S. 577 ff.

[3]) Psychologie der Naturvölker. Leipzig, o. J. (1896?), 7. und 9. Kapitel.

[4]) Die Seele und ihre Erscheinungsweisen in der Ethnographie. Berlin 1868. Die Verbleibsorte der abgeschiedenen Seele. Berlin 1893.

[5]) Graul, Reise nach Ostindien. Leipzig 1854. III, S. 292 und 300.

[6]) Lewin, Wild races of South Eastern India. London 1870, p. 272.

[7]) Petermanns Geograph. Mitteilungen, 1894, S. 78.

[8]) Sievers im Globus, Bd. 53, 1888, S. 236.

[9]) Gray im Journal of Anthrop. Inst. of Great Brit. N. S. I. 1898, p. 132.

[10]) Monrad, Gemälde der Küste von Guinea. Weimar 1823, S. 23 bis 24.

wird. Deshalb wird auch der Selbstmörder bewundert oder gar für heilig gehalten. Die alten Deutschen erklärten den Selbstmord für eine mutige und wackere That, welche den Vollbringer nach Walhall brachte [11]; die Itelmen (alten Bewohner von Kamtschatka) begingen den Selbstmord im Greisenalter hauptsächlich darum, weil sie der Meinung waren, sie würden in der Unterwelt ihre Weiber wieder erhalten und verschiedener Freuden teilhaftig werden [12]). Den Negersklaven in Amerika winkte nach dem Tode die Hoffnung der Rückkehr in das heimatliche Seelenland; deshalb begingen die Elmina-Neger häufig Selbstmord [13]), und die Sklavenhalter in Kuba konnten erst durch jedesmalige Secierung der Leiche des Selbstmörders dem Überhandnehmen des Selbstmordes unter den Negern steuern, da letztere „nicht in geschnittener Gestalt in Afrika zum Vorschein kommen wollten“ [14]). Übrigens finden wir auch bei den Süditalienern einen ähnlichen Volksglauben bezüglich des Loses der Selbstmörder. Die Neapolitaner hatten nämlich ein Sprichwort, welches sich auf den früher häufig vorgekommenen Selbstmord der Schweizer Mietsoldaten des Königs von Sicilien bezog. „Gli Svizzeri hanno buon' morir qui, perché nascono poi un'altra volta nel lor paese“ [15]). Also die Wiedergeburt im Vaterlande als Belohnung für die freiwillige Lebensentsagung!

Diese Vorstellungen von der Belohnung des Selbstmordaktes im Jenseits durch ein der Seele des Selbstmörders zugeschriebenes günstigeres Los können vielleicht noch aus der Kontinuitätslehre hergeleitet werden. Bestimmten bei letzterer die materiellen und socialen Umstände des Menschen beim Abscheiden die Art und Weise seines künftigen Fortlebens, indem letzteres eine direkte Fortsetzung seines Erdendaseins war, so mufste sich von selbst ergeben, dafs der Lebensfaden mit Vorliebe zu einem Zeitpunkte abgeschnitten wurde, wo der Mensch verhältnismäfsig in guten Lebensumständen sich befand, noch Freude am Leben empfand und zum Genusse derselben noch fähig war. So hatte man dann die Aussicht, ewig in dieser Weise weiter leben zu können. Doch den Lebensfaden freiwillig abschneiden, ungezwungen durch andere irdische Einflüsse, nur angetrieben von der bestimmten Erwartung, sofort nach dem Tode in gleicher Weise weiter leben zu können wie auf Erden, dies erforderte doch trotz der Lebensverachtung der Naturvölker einigen Mut. Die Äufserung desselben rief naturgemäfs Bewunderung bei den übrigen Mitgliedern des Stammes hervor und in Glorifizierung der That wurde das bessere Schicksal der Seele des Selbstmörders, bei Verkennung des wirklichen kausalen Zusammenhanges mit der That selbst, als eine moralische Belohnung derselben betrachtet. In weiterer Entwickelung dieser Anschauungen wird der Aufenthaltsort der Seelen der Selbstmörder des Näheren specifiziert: z. B. bei den Eskimo der Frobisherhai gehen diejenigen, welche Selbstmord übten, zum Himmel, welchen sie sich wie die Erde, nur ohne Elend und Jammer, vorstellen [16]). Auf den Marquesas-Inseln wurden ebenfalls die Selbstmörder, im Vereine mit den in der Schlacht Gefallenen, den Adeligen und den im Kindbett verstorbenen Wöchnerinnen allein der Freuden des Paradieses teilhaftig, während die gemeinen Leute und die an natürlichen Todesarten Verstorbenen in das finstere schaurige Hawaiki (Unterwelt) kamen [17]). In Mexiko kam der Erhängte zum Lufttanze bei der Göttin Ixtab [18]). Die Meinung der Joloffen in Senegambien, durch den Selbstmord direkt ins Paradies einzugehen, wo sie dem Propheten, der nach ihrer Ansicht im Mond oder in der Sonne wohnt, persönlich dienen werden [19]), ist möglicherweise stark durch islamitische Einflüsse zu Stande gekommen, doch können von der heidnischen Zeit her noch im Volke verbreitete Vorstellungen (wie in anderen Teilen Afrikas) von der Belohnung oder Vortrefflichkeit des Selbstmordes zur Entstehung obigen Volksglaubens in erster Linie beigetragen haben.

Ferner haben wir das Selbstopfer der Witwe und die Massenselbstopferungen von Verwandten, Dienern und Sklaven bei Begräbnissen anzuführen. Es kann unmöglich daran gezweifelt werden, dafs ein grofser Teil dieser Selbstopfer wirklich ohne Zwang zu stande kam, wenn wir vom moralischen Gebote der Volkssitte absehen. Und allenthalben hören wir auch, dafs alsdann der Selbstmord belobt, das Unterlassen desselben getadelt wurde. Dementsprechend war das Los der Seele des Selbstmörders auch günstiger: auf Fidschi, wo der Himmel nur für die Männer bestimmt war, konnten die Frauen nur durch Selbstopferung in denselben gelangen und waren daher gern zum Tode bereit [20]). In Darien waren ebenfalls Weiber und Diener von dem Genusse eines besseren Lebens im Jenseits ausgeschlossen und konnten eines solchen nur teilhaftig werden, wenn sie freiwillig den Tod beim Begräbnisse ihres Gatten und Herrn erwählten [21]). Auch der religiösen Selbstopfer, deren Darbringung, wie wir an anderer Stelle gezeigt haben [22]), der Idee der Gottgefälligkeit des Menschenopfers, verbunden mit dem Glauben an die Belohnung für das Opfer bei der nächsten Wiedergeburt, entsprang (bei Hindu, Javanen etc.), müssen wir hier Erwähnung thun. Die Zahl jener Völker, welche den Selbstmord bewundert und belohnt, ist demnach keine so geringfügige.

Der dritten Gruppe haben wir jene Völker zuzurechnen, nach deren volkstümlichen Anschauungen die Seele des Selbstmörders zu einem bösen Geiste, einem Dämon wird, der unstät herumschweift, mit den Seelen der anderen Toten keine Gemeinschaft haben darf, und die Lebenden beunruhigt.

Ist in diesem Lose der Selbstmörderseele eine Bestrafung zu erblicken, als Ausflufs der moralischen Verurteilung der Selbstmordhandlung durch die Volksseele?

Wir möchten diese Frage verneinend beantworten, wenigstens für die grofse Mehrzahl der in die jetzt besprochene Gruppe eingereihten Völker. Die moralische Verurteilung und die himmlische Bestrafung des Selbstmordes sind eine Folge des gehobenen sittlichen Standpunktes und wesentlich ein durch die Lehre Jesu uns zu teil gewordenes Gut. Irrig wäre es deshalb, bei den Naturvölkern eine Verurteilung des Selbstmordes aus gleichem Grunde anzunehmen. Vielmehr entspringt jene einer Bestrafung im Seelenreiche frappant ähnlich

[11]) Löher, Kulturgeschichte der Deutschen im Mittelalter. II, S. 241.

[12]) Steller, Beschreibung von Kamtschatka, S. 273.

[13]) Tylor, Anfänge der Kultur. Deutsche Ausg. I, S. 444.

[14]) Augsburger Allgem. Zeitung 1853, Nr. 232.

[15]) Globus, Bd. 3, 1863, S. 50.

[16]) Hall, Life with the Esquimaux. London 1864. I, p. 317.

[17]) Radiguet in Revue des deux mondes 1859, V, p. 626. Bezüglich der anderen im Vereine mit den Selbstmördern genannten, auf das Paradies Anspruchsberechtigten vergl. die plausible Erklärung von Steinmetz in „Kontinuität oder Lohn und Strafe etc.“, S. 580 bis 581.

[18]) Bastian, Verbleibsorte der abgeschiedenen Seele, S. 17.

[19]) Demanet, Neue Geschichte des französischen Afrika. II, S. 34.

[20]) Lubbock, Die vorgeschichtliche Zeit. II, S. 161.

[21]) Gomara, Historia de las Indias, 1544, p. 279; Oviedo, Histor. nat. y morale. XXIX.

[22]) Religiöser Selbstmord und seine Beziehung zum Menschenopfer. Globus, Bd. 75, 1899, S. 73.

scheinende Isolierung und Ruhelosigkeit der Selbstmörderseele wahrscheinlich ganz anderen Ursachen, welche einer Beurteilung vom ethischen Standpunkte aus gänzlich entzogen sind.

Zu diesen Ursachen zählen folgende Momente:

1. Der den Seelen im allgemeinen innewohnende Hang zum Umherschweifen, Zurückkehren auf die Erde (insbesondere an die frühere Wohnstätte) und zum Quälen der Überlebenden. Dem Glauben an diesen Hang entsprangen die meisten Trauergebräuche und Begräbnisceremonieen, sowie die Opferhandlungen. Alle Volksstämme, deren religiöse Ideen über den Animismus nicht hinaus vorgeschritten sind, gehören hierher. Insbesondere aber die Malayo-Polynesier. Nach deren Glauben waren die Seelen desto tückischer und dem Menschen desto feindseliger gesinnt, je jünger sie vom Leben abscheiden mufsten [23]). Hier also ist das Moment der vorzeitigen Lebensbeendigung gegeben, indem die Seele des dem Leben zu früh Entrissenen aus eben diesem Grunde keine Ruhe im Grabe findet. Wie könnte sonst der Selbstmord aus Rache, der ja auch bei den Polynesiern sich findet [24]), plausibel erklärt werden?

Ein zweites in Betracht kommendes Moment liegt in der ziemlich allgemein unter den Natur- und selbst (als Überbleibsel) unter Kulturvölkern verbreiteten Meinung, dafs die Seelen aller derjenigen, die nicht eines natürlichen Todes gestorben sind, zu ruhelosem, geisterhaftem Umherschweifen, oft an der Stätte ihres Todes, bestimmt erscheinen und die Lebenden heimsuchen.

Ein weiteres Moment liegt in dem Umstande, dafs Selbstmördern wie anderen auf gewaltsame oder auch auf natürliche Weise Verstorbenen (besonders solchen, die eines plötzlichen Todes starben), das zur Beruhigung der Seele erforderliche Begräbnis aus irgend welchen Gründen nicht gewährt werden konnte, so dafs die Seele gezwungen war, unstet umherzuirren. Es sind dies die ἄταφοι der Griechen. Wir müssen insbesondere an jene Fälle denken, wo der Selbstmord erst nach einiger Zeit entdeckt wurde, so dafs die vorgeschriebenen Leichenceremonieen entweder nur sehr spät oder gar nicht (z. B. bei bereits erfolgter vollkommener Verwesung) vorgenommen werden konnten. Freilich wurde bei jenen Völkern, welche bereits zu einer Verdammung des Selbstmordes von moralischen Gesichtspunkten aus gelangt sind, dieses Verhältnis umgekehrt, und den Selbstmördern die Bestattung mit Absicht verweigert, um den Abscheu vor der That zu dokumentieren [25]). Das (wegen unterbliebener Beerdigung) ruhelose Herumschweifen der Selbstmörderseele ist dann bereits Bestrafung und werden wir bei den Völkern der vierten Gruppe eingehender darauf zurückkommen.

Endlich müssen wir noch des bei den alten Griechen und den Deutschen verbreiteten Schicksalsglaubens gedenken, wonach jede Person, die starb, bevor sie ihre Bestimmung erfüllt, wie Selbstmörder, gestorbene Wöchnerinnen, ohne Erfüllung eines gethanen Versprechens oder Gelübdes Verstorbene, geisterhaft umgehen mufs, bis sich ihre Bestimmung erfüllt hat [26]). Es sind dies die ἄωροι und ἄγαμοι der Griechen.

Aus allen diesen angeführten Momenten hat sich der Volksglaube entwickelt, welcher den Selbstmördern ein ruheloses Dasein nach dem Tode zuschreibt. Solcher Volksglaube besteht bei einer grofsen Zahl von Völkern der Erdkugel, wie folgende Parallelen beweisen werden:

Auf den Palau-Inseln werden die Geister der Selbstmörder deshalb von den Lebenden gefürchtet, weil sie eines unnatürlichen Todes starben (ebenso wie die im Kampfe Gefallenen). Selbstmord wird dabei von den Palauanern weder belohnt noch mifsbilligt [27]). Ebenso glauben die Niasser, dafs Selbstmörder und die eines gewaltsamen Todes Gestorbenen im Totendorfe (banúa niha tou) getrennt von den anderen Toten wohnen, während alle anderen in verschiedenen Gruppen je nach der Art und Weise, in der sie gestorben, verteilt hausen, hier jene, die einer Krankheit zum Opfer fielen, und dort diejenigen, die im Kampfe gefallen sind [28]). Dafs die Karo-Bataks dem Geiste eines Selbstmörders besondere Verehrung zollen [29]), beweist keineswegs, dafs sie den Selbstmord billigen, sondern nur, dafs sie die Seele des Selbstmörders fürchten und sie durch besondere Verehrung und Opfer sich günstig zu stimmen trachten. Es wird ja nach anderen Angaben in jedem Selbstmorde ein Werk böser Geister erblickt, und gilt deshalb der Selbstmord bei den Battak nicht als Schande, sondern erweckt Mitleid [30]). Nach dem Hinduglauben wird die Seele desjenigen, der nicht aus einem religiösen Motive Selbstmord begangen hat, sondern sich dabei von weltlichen Motiven leiten liefs, zu einem Gespenst oder Quälgeist, welcher die Menschen, namentlich aber jene von diesen heimsucht, welche die indirekte Ursache des Selbstmordes waren (z. B. beim Racheselbstmord) [31]). Der brahminische Selbstmörder, der als Dorfgottheit zu Kharakpore verehrt wurde, wurde nach dem Tode ein Dämon von der Art der sogenannten Brahmadasyu und als solcher ein Schrecken des ganzen Landes [32]). Bei den dravidischen Stämmen Südindiens besteht der nämliche Geisterglaube bezüglich der Selbstmörder. So werden bei den Tamulen die Seelen der Selbstmörder zu Peys, einer Art böser Geister, die im Dienste irgend eines Ammen (Hauptgottheit) die Lebenden an Gut und Leben bedrohen [33]). In Cotschin werden die Selbstmörder zu Saktis, bösen Geistern, welche die Unglücksfälle, Krankheiten und Verbrechen verursachen und die Menschen verfolgen [34]). Die Munda-Kolhs in Tschota-Nagpur (Centralindien) glauben, dafs Selbstmörder, erhängte, ersäufte oder sonst eines unnatürlichen Todes gestorbene Personen als Gespenster, mua, erscheinen und sich durch einen dumpfen Laut aus halb zugeschnürter Kehle bemerkbar machen [35]).

Auch in Japan werden die Selbstmörder zu kakemono, ruhelosen Geistern. So z. B. zerbrach einst eine Magd eine Untertasse aus einem Theeservice ihres Herrn

[23]) Waitz-Gerland, Anthropologie der Naturvölker. VI, S. 313 ff.

[24]) Wilkes, Entdeckungs-Expedition der Ver. Staaten. II, S. 392.

[25]) Vergl. hierüber unsere Abhandlung: Die Behandlung der Leiche des Selbstmörders. Globus, Bd. 76, 1899, S. 52 ff.

[26]) Haberland, Altjungfernschicksal nach dem Tode. Globus, Bd. 34, 1878, S. 205 ff.

[27]) Kubary, Die Verbrechen und das Strafverfahren auf den Palau-Inseln. (Bastian, Allerlei aus Volk- und Menschenkunde. Berlin 1888.)

[28]) Modigliani, Un viaggio a Nias. Milano 1890, p. 291.

[29]) Steinmetz im American Anthropologist 1894, p. 58. Auch die Seelen derjenigen, welche vom Tiger gefressen werden, oder im Wasser ertrinken, oder im Kriege umkommen, kurz aller auf gewaltsame Weise ums Leben Gekommenen werden zu „Sumangat", guten Geistern, die auf den Bergspitzen wohnen. Sie werden aber auch als launische Geister gefürchtet, und daher verehrt. Junghuhn, Die Battaländer, II, S. 250.

[30]) v. Brenner, Besuch bei den Kannibalen Sumatras. Würzburg 1894, S. 259.

[31]) v. Mökern, Ostindien, I, S. 319.

[32]) Bastian, Die Seele und ihre Erscheinungsweisen in der Ethnographie. Berlin 1868, S. 101.

[33]) Schmidt, Ceylon. Berlin, o. J. (1897), S. 294 bis 295.

[34]) Day, The land of the Permauls or Cochin etc. Madras 1864, S. 283.

[35]) Jellinghaus in der Zeitschrift für Ethnologie, Bd. III, 1871, S. 374.

und sollte dieselbe ersetzen. Da dies ihr unmöglich war, geriet sie in eine solche Angst, dafs sie sich in einen tiefen Brunnen stürzte. Von da an geht ihr Geist um und zählt Untertassen [36]). Nach dem Geisterglauben der Chinesen gehen und sprechen die körperlosen Geister der Selbstmörder nicht blofs, wie sie es bei uns machen, sondern ihre Hauptliebhaberei ist, die Überlebenden zu veranlassen, auch Selbstmord zu begehen. Ein Beispiel hierfür liefert die von Dennys erzählte Geschichte vom verzauberten Haus in Hang-schan [37]). Bei den Tscheremissen im östlichen Rufsland werden Selbstmörder zu „aryptischi“, d. h. sie treiben nach dem Tode an dem Orte der That noch immer Unfug und fügen den Leuten Schaden zu. Oder sie werden direkt zu „keremet“ oder bösen Geistern. Ein gefürchteter keremet war nach der Sage Kyrtni-Wadysch, der als Soldat Tscheremissen geplündert hatte, von ihnen verfolgt wurde und sich das Leben nehmen mufste, vorher aber seinen Verfolgern ewige Rache schwur [38]).

Bei den Huronen wurden weder die Seelen der im Kriege Erschlagenen, noch die der Selbstmörder in die Geisterstädte ihres Stammes zugelassen, sondern bilden eine Gesellschaft für sich [39]). Bei den Hidatsa-Indianern werden die Seelen der Selbstmörder ebenso wie die der Feiglinge im Jenseits isoliert, aber dennoch gut behandelt [40]). Ein ähnlicher Glaube dürfte auch bei den Tschippewä bestehen, welche den Selbstmord zwar für thöricht, aber nicht für tadelnswert erklären und meinen, dafs er im jenseitigen Leben nicht bestraft werde [41]).

Die vorangeführten Beispiele zeigen wohl zur Genüge, dafs wir die Isolierung der Selbstmörderseelen im Jenseits bei vielen Völkern keineswegs als eine himmlische Bestrafung, sondern einfach als eine natürliche Folge der vorzeitigen oder gewaltsamen Lebensbeendigung anzusehen haben. So wie aber in vielen anderen Gebieten volkstümlichen Glaubens und Brauches das denselben zu Grunde liegende ursprüngliche Motiv in Vergessenheit gerathen ist und durch ein anderes ersetzt wurde, so dürfte auch hier aus dem Volksglauben an die Separation der Selbstmörderseelen nach und nach die Idee hervorgegangen sein, dafs dieses Schicksal als eine verdiente Bestrafung anzusehen sei, wobei die Beurteilung des Selbstmordaktes bereits durch primitive moralische Begriffe von der Verwerflichkeit der Handlung und der Mifsfälligkeit derselben den Göttern gegenüber beeinflufst wird.

Hiermit wären wir also bei unserer vierten Gruppe angelangt, jenen Völkern, welche den Selbstmord verwerfen und ihn im Jenseits bestraft glauben. Wir erwähnen hier zunächst des deutschen Volksglaubens, wonach der Selbstmörder dafür, dafs er eigenmächtig seinen Lebensfaden verkürzt hat, gestraft wird, indem er die Ruhe des Grabes nicht findet und geisterhaft umgehen mufs, bis die vom Schicksal festgesetzte Lebensdauer verflossen ist [42]). Ohne Sühne gelassen, mufs die Seele des Selbstmörders den Ort der That umschweben und dahin zurückzukehren suchen; darum trägt man ihn auch nicht durch die Thür aus der Wohnung, sondern durch ein Fenster [43]). Und bei den alten Deutschen war, wie wir oben gesehen haben, der Selbstmord nicht blofs erlaubt, sondern sogar gepriesen. Es ist wohl über jeden Zweifel erhaben, dafs wir dem Christentum diese Wandlung in der Volksmoral zu verdanken haben. Wodan, der trotz des christlichen Einflusses als wilder Jäger im Volksglauben noch heute fortlebt, erbarmt sich auch der Erhängten, und wie einst in Walhall, so nimmt er sie heute unter Sturmeswehen in sein Jûlheer auf. Unstetes Herumschweifen der Seele ist auch nach slavischem Glauben die Strafe des Selbstmörders. Die Slovenen in Krain glauben, dafs ein Selbstmord sogar die ganze Natur in Aufregung bringt. Als sich in Vodica ein alter Mann erhing, soll am selben Abend ein solcher Wirbelwind sich erhoben haben, dafs von vielen Häusern die Dächer abgerissen wurden [44]). Bei den Ruthenen und Huzulen herrscht der Glaube, dafs der Selbstmörder, der sich durch Erhängen den Tod gab, nicht zur Ruhe gelangen kann; nach Vollbringung eines solchen Selbstmordes erheben sich stets heftige Winde [45]). Wie Rochholz ganz richtig auseinandersetzt, gerät die Luft als allgemeiner Lebensatem durch plötzlichen Hinzutritt der ausgehauchten Seele des gewaltsam Getöteten in Aufruhr und Sturm [46]). Eine andere, ebenfalls bei den Ruthenen verbreitete, ist die stark durch christlichen Einflufs gefärbte Volksanschauung: die Seele desjenigen, welcher sich das Leben nimmt, verfällt dem Teufel, der dem Selbstmörder auch den bösen Plan eingeflüstert hat [47]). Auch die mongolischen Kalmücken wollen im Wirbelwinde die Seele eines Selbstmörders erkennen. Deshalb gehen auch die Kalmücken demselben aus dem Wege, und wenn dies nicht möglich ist, so glauben sie sich seinem Einflufs dadurch zu entziehen, dafs sie, um gleichsam ihren Abscheu vor der Berührung mit einer unglücklichen, von Gott zurückgewiesenen Seele anzudeuten, ausspucken [48]).

Bestrafung im Jenseits erfährt ferner der Selbstmörder bei den Osseten [49]), welche den Selbstmord für eine Sünde ansehen, den Versuch desselben jedoch nicht bestrafen. Die Karen in Hinterindien und die Andamanesen betrachten ihn ebenfalls als eine Feigheit beziehungsweise Sünde. (Steinmetz, der dies mitteilt, widerspricht hierdurch einer von ihm an anderer Stelle gemachten Angabe, wonach Selbstmord bei den Andamanesen unbekannt ist. American Anthropologist 1894, p. 58.) Ob das Schicksal der Selbstmörder bei den Badaga in den Nilgiris, bei welchen die Seelen derjenigen, welche sich mit dem Strange den Tod geben, von Stricken umschlungen an des schwarzen Horlabanmes Fufs im Badaga-Jenseits Kanagiri hängen [50]), als Bestrafung aufzufassen ist, läfst sich schwer entscheiden. Doch möchten wir aus der in dem von Graul mitgeteilten Dialog zwischen dem Pförtner (Zollwächter) von Kanagiri und seiner Schwester gegebenen Beschreibung des Seelenlandes schliefsen, dafs es sich, wenn auch nicht um Bestrafung, so doch um Separation der Seelen handelt.

Bestrafung der Selbstmörder findet sich auch im

[36]) Globus, Bd. 32, 1877, S. 123.

[37]) Dennys, The Folklore of China and its affinities with that of the Aryan etc. Races. London 1878.

[38]) Smirnow im Globus, Bd. 58, 1890, S. 202 bis 203.

[39]) Bréboeuf bei Tylor, Anfänge der Kultur, II, S. 87. Howitt, The Iroquoian Concept of the Soul, cit. bei Steinmetz (Kontinuität oder Lohn und Strafe, S. 593).

[40]) Mathews, Ethnography etc. of the Hidatsa-Indians. 1877, p. 49.

[41]) Keatinge, Narrative of an expedition to the source of St. Peters river. London 1825, I, p. 411.

[42]) Globus, Bd. 34, 1878, S. 206.

[43]) Lippert, Christentum, Volksglaube und Volksbrauch. Berlin 1882, S. 391.

[44]) Hubad im Globus, Bd. 33, 1878, S. 141.

[45]) Kaindl im Globus, Bd. 67, 1895, S. 357.

[46]) Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch. Berlin 1867. I, S. 273.

[47]) Kaindl im Globus, Bd. 66, 1894, S. 273.

[48]) Landsdell, Russisch-Centralasien. Deutsch von Wobeser. Leipzig 1885, I, S. 164.

[49]) Kovalevsky, Coutume Contemporaine et Loi Ancienne. S. 326; nach Steinmetz loc. cit. S. 57.

[50]) Graul, Reise nach Ostindien, III, S. 291 bis 292.

Volksglauben der Dajaks auf Borneo. Die Seelen der Selbstmörder finden keine Ruhe nach dem Tode des Leibes. Diejenigen, welche sich mit Gift umbrachten, bilden einen Kampong für sich, ebenso jene, welche sich ertränkten. Das Holzwerk der Häuser des Kampongs derer, welche sich vergiftet haben, besteht aus Tobah- oder Sirenholz, während um jedes Haus herum Ipoh (Antiaris toxicaria) und eine Menge anderer giftiger Sträucher wachsen. Täglich kommt Tempon-Telon (der Führer des Totenschiffes der Dajaks) und macht Schnitte in die Rinde der Pflanzen, damit sich die giftigen und verpestenden Säfte derselben in die Luft verbreiten und auf diese Weise die Selbstmörder durch fortwährende Belästigung ihres Geruchssinnes strafen. Die Bufse derjenigen, welche sich durch Ertränken das Leben genommen haben, besteht darin, dafs sie ewig mit halbem Leibe im Wasser stehen müssen [51].

Während das Mitgeteilte sich zumeist auf die Olo-Ngadju und andere Stämme des südlichen und südöstlichen Borneo (Kapuas- und Baritogebietes) bezieht, wird von den Sibujandajaken in Sarawak berichtet, dafs sie sich das Schicksal der Selbstmörder im Jenseits in folgender Weise vorstellen. Das Jenseits, Sabayan, wird als ein grofses Gebäude mit sieben Stockwerken, zur standesgemäfsen Bewirtung der Dajakseelen, gedacht; in diesem Gebäude finden jedoch die Seelen der Selbstmörder keinen Einlafs, oder werden höchstens in das unterste Stockwerk aufgenommen [52]. Hier ist also die Vergeltung über die einfache Isolierung noch nicht hinausgelangt.

Wenn die Eingeborenen von Lourenço-Marques (Südost-Afrika), zu den Kaffern gehörig, einen Erhängten aufgefunden haben, sagen sie: das ist das Werk der Götter (Chiewembo), des Opfers oder eines bösen Geistes (Molopi) [53]. Es ist hiermit wohl sicherlich die Anschauung ausgedrückt, dafs der Selbstmord eine Strafe sei, womit implicite auch gesagt ist, dafs die That nicht gutgeheifsen werden kann, oder zum mindesten Grauen und Entsetzen einflöfst.

Die Eskimo an der Frobisherbai glauben, dafs der Selbstmord durch Höllenqualen gestraft wird [54]. Bei den Dakotah gingen die Frauen, welche Kindsmord oder Selbstmord begangen, in das schlechte Land (des bösen Geistes), wohin auch jene Männer kommen, welche durch Selbstmord starben [55].

Bei den Juden herrschte der Glaube, dafs Selbstmord durch Gott gestraft werde [56]. Schon das erste Mal, da Gott dem Menschen als Gesetzgeber gegenübertrat, gab er demselben ein Verbot des Selbstmordes, welches auf Sinai wiederholt wurde [57]. Auch die alten Perser erklärten den Selbstmord vom sittlichen Standpunkte aus unzulässig [58]. Der Buddhismus verdammt ihn ebenfalls; des Selbstmörders harren in der buddhistischen Unterwelt die gräfslichsten Qualen, weil er nach dem Volksglauben in einem früheren Daseinszustande ein arger Sünder gewesen sein mufs [59]. Doch scheint der Selbstmord von Buddha selbst nicht mifsbilligt worden zu sein; denn als der ehrwürdige Godhika sich selbst durch Öffnen einer Ader den Tod gab, erklärt Buddha seinen Jüngern:

„Godhika, der Edle, ist in das Nirvâna eingegangen, Nirgends weilt sein Erkennen!“ [60]).

Auch bei den Dschainas verdammt eins ihrer kanonischen Bücher den Selbstmord in kategorischer Weise, weil nach dem Bhagavatî „Selbstmord Leben vermehrt“ [61]. Übrigens verurteilten auch die Gesetzbücher der brahmanistischen Periode im allgemeinen den Selbstmord (Apastamba Dharma Shastra I, 28, 17; — Manu v. 89; — Yajnavalkya III, 154) [62]. Überflüssig erachten wir es, des Eingehenderen darauf hinzuweisen, welche Stellung der christliche Glaube und die Kirche von vornherein dem Selbstmorde gegenüber eingenommen haben.

Die Geschichte der volkstümlichen Anschauungen über das Los des Selbstmörders im Jenseits verkörpert somit auch ein Stück sittlicher Entwickelungsgeschichte, indem sie uns, beginnend mit jenen Kulturstufen, wo der Mensch dem Akte der Selbsttötung mit passiver Gleichgültigkeit gegenübersteht, einerseits zu jenen Stadien hinüberleitet, wo dem Selbstmörder Bewunderung für den Mut, den er bei der Vollbringung der That gezeigt, und vielleicht auch für die weise Voraussicht und kaltblütige Überlegung, die ihn zu derselben angespornt, entgegengebracht wird, — anderseits uns einen Einblick verschafft, in welcher Weise sich die gegenwärtig Geltung habenden Vorstellungen über die Verwerflichkeit des Selbstmordes aus den primitiven Ideen über den Verbleibsort der Seelen der Selbstmörder sich herangebildet haben können. Man wird wohl mit der Annahme nicht fehlgehen, dafs die Straflosigkeit des Selbstmordes das Ursprüngliche war, und dafs der himmlischen Bestrafung die Separation der Seelen der Selbstmörder überall vorausgegangen ist. Übergänge zwischen beiden eben genannten Gruppen sind ja mehrfach vorhanden (Badaga, Dajak u. s. w.).

Auffällig ist, dafs bei einigen in sonstiger Beziehung noch als ziemlich primitiv zu bezeichnenden Völkern (bei Ngadju, Eskimo, Dakotah) die moralische Verurteilung des Selbstmordes bereits nachweisbar ist, was als eine ziemlich einseitige Fortentwickelung des ethischen Bewufstseins aufgefafst werden mufs, wenn wir es nicht vorziehen, eine Beeinflussung durch von aufsen entlehnte höhere Moralbegriffe hier anzunehmen.

Den Kontrast zwischen den Anschauungen der Natur- und Kulturvölker hinsichtlich der Beurteilung des Selbstmordes hat Vierkandt in unübertrefflicher Weise geschildert [63], und können wir nicht besser schliefsen als durch Anführung seiner diesbezüglichen Darstellung:

„Während der Selbstmord bei den Naturvölkern unter gewissen Umständen den Charakter des Naheliegenden und Natürlichen an sich trägt, erscheint er auf der Stufe der Vollkultur stets als etwas Abnormes, das Entsetzen einflöfst und nur unter der Wirkung sehr starker abnormer Antriebe eintreten kann, welche die ursprüngliche Lebenslust und Todesfurcht besiegen.“ Religion, Gesetz und das ethische Volksbewufstsein arbeiten einander in die Hände, um den Menschen vor der leichtfertigen Vernichtung der eigenen Person zurückzuhalten,

[51]) Perelaer, Ethnographische Beschrijving der Dajaks. Zaltbommel 1870, S. 14.

[52]) Spenser, St. John, Life in the forests of the far East. London 1862, I, p. 65.

[53]) Globus, Bd. 69, 1896, S. 358.

[54]) Hall, Life with the Esquimaux, II, p. 101.

[55]) Keatinge, Narrative of an expedition etc., I, p. 410 bis 411.

[56]) Mayer, Geschichte der Strafrechte, S. 198; cit. bei Steinmetz, Am. Anthr. 1894, S. 57.

[57]) Haneberg, Geschichte der bibl. Offenbarung, S. 35; nach Geiger, Der Selbstmord im klass. Altertum. Augsburg 1888, S. 1.

[58]) Spiegel, Die heiligen Schriften der Parsen, II, S. 40.

[59]) Katscher, Bilder aus dem chinesischen Leben, S. 234.

[60]) Samyutta Nikâya I, 120; nach Oldenberg, Buddha. 3. Aufl. Berlin 1897, S. 310.

[61]) Barth, Religions of India. London 1882, p. 146.

[62]) Barth, ibid., p. 80.

[63]) Vierkandt, Naturvölker und Kulturvölker. Leipzig 1896, S. 285.

während den Naturmenschen weder die Todesfurcht noch moralische Bedenken daran hindern, auch von religiöser Seite keine besonderen Abhaltungsgründe dagegen bestehen; ja im Gegenteil, die sinnliche Anschaulichkeit und Lebendigkeit, welche das jenseitige Leben für den primitiven Menschen besitzt, ihm das Scheiden von dieser Welt ungemein erleichtert. Und dafs der Glaube an überirdische Strafen für den Selbstmörder nach dem Abscheiden bei jener Völkergruppe überhaupt ganz fehlt, oder nur eben erst anfzudämmern beginnt, keineswegs aber die Macht besafs, um gegen das häufige Vorkommen des Selbtmordes in ausgiebiger Weise wirksam zu sein, glauben wir im Verlaufe dieser Zeilen zur Genüge gezeigt zu haben. Wenn somit die Annahme Vierkandts richtig ist, dafs der Selbstmord eine der wenigen Volkseitten ist, bei welchen sich ein religiöser Ursprung, infolge religiöser, mit solcher sinnlicher Kraft wirkenden Antriebe, dafs sie praktischen Antrieben gleich werden, erweisen läfst [64]), so müssen wir dennoch hier die Einschränkung machen, dafs diese Annahme nicht für alle Fälle gültig ist, und dafs die Sitte fortbestehen kann, selbst wenn das zu Grunde liegende religiöse Motiv unwirksam geworden, oder wenn sogar die religiösen Regungen mit der Sitte in Widerstreit geraten. In dem nun sich entspinnenden Kampfe zwischen Glauben und Sitte scheint allerdings dann die letztere in der Regel zu unterliegen, aber noch lange pflegt sie in den durch das Volkstum als Überlebsel erhaltenen Meinungen und Bräuchen fortzuklingen, ein oft unverstandenes, vielfach mifsdeutetes, dem Forscher jedoch unschätzbares Denkmal aus vergangenen Epochen des Entwickelungsganges der Kulturvölker.

[64]) Vierkandt, Die Entstehungsgründe neuer Sitten. Festschrift der Herzogl. techn. Hochschule bei Gelegenheit der 69. Versammlung deutscher Naturf. und Ärzte. Braunschweig 1897, S. 153 des Sep.-Abdruckes.

Kleine Nachrichten.

— Die erste Durchquerung der nordöstlichen Halbinsel von Celebes ist, wie die Tijdskrift van het Koninklijk Nederlandsch Aardrijkskundig Genootschap (2. Ser. Deel XVI, p. 815/16) berichtet, dem Missionar Alb. C. Kruijt, der sich grofse Verdienste um die Erforschung von Central-Celebes erworben hat, und Dr. N. Adriani gelungen. Die Landreise begann bei Uwekseli, einem dicht bei Todjo gelegenen Orte, und führte zunächst nach dem Golf von Tomori. Von hier ging es auf einem Boote über See nach der Mündung des grofsen Flusses La (Tampira), den man zwei Tagereisen weit hinauffuhr, bis man einen Sampalowo genannten kleinen Handelsplatz erreichte. Von hier sandten die Reisenden Boten an den Fürsten von Tomori, um die Erlaubnis von demselben zu erlangen, sein Land zu betreten. Der Fürst erschien nach acht Tagen persönlich, und da Herr Kruijt sich in der Baréesprache gut mit ihm unterhalten konnte, wufste er die anfängliche Abneigung des Fürsten zu überwinden, und dieser liefs ihn und seinen Gefährten, die ersten Europäer, mit denen er in Berührung kam, abholen, und die Herren blieben fünf Tage bei diesem unumschränkt regierenden Bergfürsten. Er ist noch Heide, scheint aber stark unter buginesischem Einflusse zu stehen, so dafs sein Übertritt zum Islam wohl nur eine Frage der Zeit sein dürfte. Nach herzlicher Verabschiedung kehrten die Reisenden mit der Erlaubnis des Fürsten über Land nach ihrem Ausgangspunkte Posso zurück. Sie entdeckten den Binnensee Lowo (nicht Ngangalowo), von dessen Vorhandensein schon die Gebrüder Sarasin erfahren hatten; er schien den Reisenden nur ein altes Bett des Laflusses zu sein und hatte bei ihrer Anwesenheit im September, der Trockenzeit, nur 0,5 bis 1 m Wassertiefe; dann wurde der Lauf des La und seiner Nebenflüsse erforscht, ferner fanden sie nördlich vom Morigebirge eine 140 m über dem Meeresspiegel liegende ungeheure Grasfläche, die vom Laflusse durchströmt wird. Man darf auf die Veröffentlichung der sprachlichen und ethnologischen Schätze, welche die Herren von ihrer Reise mitgebracht, gespannt sein.

— Auf dem Seewasser schwimmende Steine beobachtete Erland Nordenskiöld, wie er in Nature (18. Januar 1900, p. 278) berichtet, auf seiner jüngsten, im Jahre 1899 ausgeführten Reise nach Südwest-Patagonien. Während er mit seinem Reisegefährten, Dr. O. Borge, in dem langen und engen Kanale von Ultima Esperanza einherfuhr, um das Plankton zu studieren, schwammen, wenn die See ruhig oder nur von leichter Dünung bewegt war, kleine Schieferstücke auf der Oberfläche des Wassers in gröfseren oder kleineren Mengen bei einander. Sie trieben zunächst in der Nähe des Ufers hierhin und dorthin, bis sie von dem starken Strome mitgeführt wurden, der in Zwischenräumen in den Kanal eindringt. Die Menge der Schieferstückchen war beträchtlich, da 700 bei einem einzigen Netzzuge innerhalb weniger Minuten aufgefischt wurden. Die Steine waren augenscheinlich vom Ufer weggetrieben, das in der Hauptsache aus ähnlichen Steinstückchen bestand, die von den Klippen heruntergewittert waren, welche aus einem bituminösen mesozoischen Schiefer bestehen. Die Oberfläche der Steine war trocken, und sie sanken unter, sobald sie beim Berühren oder beim Bewegen durch die Dünung nafs wurden.

Die auf der Meeresfläche gesammelten Schieferstückchen hatten ein specifisches Gewicht von 2,71, während dasjenige des Wassers in dem Kanale nur 1,0049 bei einer Temperatur von 15° C. betrug. Das gröfste Stück wog 0,8 g, 20 der kleineren durchschnittlich 0,3 g. Die Steine enthielten, so weit es mit unbewaffnetem Auge beurteilt werden konnte, keine Hohlräume und sind daher nicht mit den vulkanischen Auswürfen und ihren zahlreichen von Luft erfüllten Hohlräumen zu vergleichen, die man oft im Ocean treibend antrifft. Zur Erklärung der merkwürdigen Erscheinung führt der Reisende folgendes an. Wenn man die schwimmenden Steine beobachtete, konnte man kleine, an ihrer Unterseite befindliche Gasblasen bemerken und am äufsersten Rande des Strandes Stücke, die, durch solche Gasblasen gehoben, gerade zu schwimmen anfingen. Leider war der Reisende nicht dafür ausgerüstet, das Gas, welches unter den Steinen sich fand, zu sammeln, um es näher zu untersuchen. Er nimmt an, dafs die Steine aufser den sichtbaren Gasblasen auch von einer Gasschicht ringsum umgeben waren, die sich in einem unbedeutenden Algenüberzuge befand, welcher die Steine bedeckte. Wenigstens sind Spuren von Diatomeen und Algen nach dem Trocknen auf den Steinen sichtbar. Die fettige Oberfläche des Minerals, aus dem die schwimmenden Steine bestehen, verhinderte das Wasser auch, sie nafs zu machen. Die Beobachtung ist auch von geologischer Bedeutung. In der angedeuteten Weise kann eine beträchtliche Menge von Steinmaterial nicht allein aus dem engen Kanale Patagoniens, sondern auch sicherlich an verschiedenen anderen Ufern des Oceans weggeführt werden; es können sich neue Schichten bilden, die möglicherweise Teile von weit auseinander liegenden geologischen Perioden enthalten.

— Aus Kamerun traf die traurige Nachricht ein, dafs im Rio del Rey-Gebiete der Kaufmann Gustav Conrau, der sich um die Erforschung des westlichen Hinterlandes von Kamerun grofse Verdienste erworben hat, ermordet sei. Nähere Mitteilungen fehlen noch bis heute. Gustav Conrau, geboren am 2. Oktober 1865 im Forsthause Priemern bei Seehausen in der Altmark als Sohn des jetzt in Minden lebenden pensionierten Hegemeisters F. Conrau, ging im September 1890 in Stellung der Hamburger Firma Jantzen & Thormählen nach Kamerun und trat im Februar 1891 in die Dienste Dr. Zintgraffs, den er auf einer Reise nach Baliburg begleitete. Auch in den folgenden Jahren unternahm er noch selbständig zahlreiche Handelsreisen im westlichen Teile des Schutzgebietes, das er wie kein zweiter kennen gelernt hat. Seine Routen, die sich zwischen der Küste, der Nordwestgrenze und dem oberen Kalabar bewegen, nahm Conrau mit grofser Sorgfalt auf, so dafs die Karten hierüber auch einen von der Fachkritik anerkannten Wert besitzen. Drei solcher Routenkarten Conraus, die Reisen während der Jahre 1891 bis 1899 betreffend, erschienen 1894, 1898 und 1899 in den Danckelmanschen „Mitteilungen aus den deut-

schen Schutzgebieten". Die Begleitworte zu diesen schönen Karten gaben in schmuckloser Form Mitteilungen über die Reiseerlebnisse und die gemachten Beobachtungen über die verschiedensten Volksstämme, sind aber doch wertvoll wegen der eingestreuten ethnographischen Bemerkungen. Für unseren „Globus" hat der Verstorbene in Bd. 74 (1898) und Bd. 75 (1899) zwei wertvolle Abhandlungen geschrieben, von denen die eine den Hüttenbau der Völker im nördlichen Kamerungebiete, die andere die Begräbnisgebräuche der am oberen Kalabar wohnenden Banyang schildert. Conrau hatte bis dahin auf seinen zahlreichen Wanderungen nie ernstliche Schwierigkeiten mit den Schwarzen gehabt, man darf deshalb auf die näheren Umstände über seinen gewaltsamen Tod gespannt sein. W. W.

— Im Anfang Januar d. J. starb zu Reading in Pennsylvanien der hervorragende amerikanische Ethnograph Dr. Walter J. Hoffman, bis vor kurzem U. S. Konsul in Mannheim, ein sehr eifriger Mitarbeiter an unserem „Globus" (vergl. seine Biographie mit Bildnis in Bd. 61, Nr. 18, 1892 desselben). Hoffman wurde am 30. Mai 1846 zu Weidasville in Pennsylvanien geboren; sein Urgrofsvater war aus der Gegend von Zweibrücken eingewandert. Er wurde wie sein Vater und Grofsvater Arzt und nahm 1870 als freiwilliger Wundarzt an dem deutsch-französischen Kriege teil und erhielt als Auszeichnung das eiserne Kreuz. Nach seiner Rückkehr nahm er als Militärarzt an einer Expedition nach Nevada und Arizona teil, und wandte er sich nun mit grofsem Eifer der Ethnographie zu. 1872 kam er nach Dakota, später auch nach Montana und lernte so grofse Gebiete des Westens kennen. Von 1873 bis 1877 war er als praktischer Arzt in Reading thätig; dann wurde er als Ethnolog dem berühmten Geological Survey unter dem verstorbenen Prof. Hayden beigegeben, und in dieser Stellung verblieb er bis zum Jahre 1879, als das Bureau of Ethnology in Washington errichtet wurde, zu dessen ersten und tüchtigsten Mitgliedern Hoffman gehörte. Die Zahl seiner wertvollen Abhandlungen in den verschiedenen officiellen Werken, sowie in den amerikanischen und deutschen Fachzeitschriften, ist seitdem auf einige Hundert gestiegen (ein Verzeichnis der hauptsächlichsten findet sich im 16th Ann. Rep. Bureau of Ethnology, Washington 1892). Mit Recht ist der leider zu früh Verstorbene für seine vielfachen Verdienste durch Orden und Ernennung zum Ehrenmitgliede amerikanischer und europäischer wissenschaftlicher Gesellschaften ausgezeichnet. W. W.

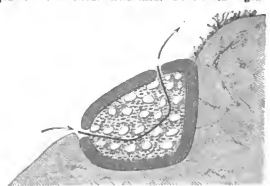
— Am 30. Dezember v. J. (1899) starb in Neapel der italienische Geograph und Forschungsreisende Manfredo Camperio im Alter von 73 Jahren. Geboren 1827 in Mailand, war Camperio ursprünglich sardinischer Kavallerieoffizier und hatte als solcher an den verschiedenen Kriegen um die Einigung Italiens teilgenommen. Seine späteren Reisen erstreckten sich auf Australien, Ostindien und Nordafrika. Im Jahre 1879 wurde Camperio der Gründer der Mailänder „Gesellschaft für kommerzielle Erforschung Afrikas" und der Zeitschrift „L'Esploratore". Im Auftrage dieser Gesellschaft bereiste er 1879/80 Tripolitanien und 1881 mit Dr. Mamoli u. a. die Cyrenaica zwischen Bengasi und Derna (vergl. Peterm. Mitteil. 1881 mit Karte). Andere Reiseberichte von ihm finden sich in italienischen Zeitschriften. W. W.

— Im Dezember v. J. ist in Pará der verdiente französische Forschungsreisende Henri A. Coudreau, erst 41 Jahre alt, gestorben. Geboren 1859 in Loudac (Niedercharente), früher Professor am Lyceum in Cayenne, seit 1887 Professor an der Universität in Paris, erforschte er von 1885 bis 1891 das Hinterland von Französisch-Guayana und besonders das Tumuc-Humacgebirge nebst den darauf entspringenden Flüssen (vergl. Globus, 61. Bd., S. 293 ff.). Seine Aufnahmen umfassen gegen 5000 km, darunter 1000 km in gänzlich unerforschten Gebieten. Besonders studierte er auch die Indianerstämme. Seine beiden wichtigsten Werke sind: La France équinoxiale: Études et Voyage à travers les Guyanes et l'Amazonie (Paris 1886/87, zwei Bände mit Atlas) und Chez nos Indiens. Quatre années dans la Guyane Française (1887—1891), Paris 1893. W. W.

— Jetzt, nachdem die Hauptinseln von Samoa deutsch geworden sind, mag daran erinnert werden, dafs in Apia eine deutsche Schule seit dem Jahre 1888 besteht, die dem deutschen Schulvereine zur Erhaltung des Deutschtumes im Auslande ihr Dasein verdankt. Der Vorstand der Schule erklärte schon 1889: „Trotz der mannigfachen Entbehrungen und Widerwärtigkeiten, mit denen man in den unruhigen Zeiten des verflossenen Jahres (fortwährender Bürgerkrieg, grofse Feuersbrunst, schwerer Orkan und allgemeines Darniederliegen des Handels) zu kämpfen hatte, unter gefährlicher Konkurrenz von vier fremden Schulen, ist nunmehr das erste Schuljahr mit recht erfreulichem Erfolge zu Ende geführt worden." Im Jahre 1891 betrug die Schülerzahl 21 Knaben und 14 Mädchen; von den Landsleuten aus der Heimat waren bisher 3900 Mk. eingegangen; jetzt wird auch zum erstenmal eine Beihülfe der kaiserlichen Regierung erwähnt. Unter solcher Doppelhülfe erstarkte die Schule in den folgenden Jahren so stetig, dafs wir sie in letzter Zeit als vollständig gesichert betrachten konnten. Jetzt ist nur zu wünschen, dafs die Anstalt sich allmählich zu einer höheren Schule entwickele, zu einer gröfseren Bildungsstätte der deutschen Handelsjugend in der Südsee, mit dem Freiwilligen-Examen und der Möglichkeit des freiwilligen Dienstes auf einem deutschen Kriegsschiffe.

— Die erste Eisenbahn auf Madagaskar. Die Kolonie Madagaskar will für einen Bahnbau Tamatave—Tananarivo, den Bau von Leuchttürmen, Hafenanlagen, Telephonleitungen und Wegen eine Anleihe von 60 Millionen Frcs. aufnehmen, und die französische Kammer dürfte den Gesetzentwurf genehmigen. Die erwähnte Bahn, die bereits vermessen ist und die Fahrstrafse ersetzen soll, wird von jener Summe $47^1/_2$ Millionen beanspruchen. Ein anderes Bahnprojekt, Tananarivo—Majunga, hat man der Terrainschwierigkeiten wegen fallen lassen.

— Vorgeschichtlicher Eisenschmelzofen. Auf dem Vorgebirge, welches die Thäler von Cuis und Granves trennt, bei Epernay (Marne), fand A. Rollain, wie er in den Bulletins d'Anthropologie (1899, p. 317—322) mitteilt, an einer Stelle, wo er früher schöne neolithische Pfeilspitzen entdeckt hatte, zahlreiche Eisenschlacken, und es gelang ihm nach eifrigem Suchen, auch den Schmelzofen, der die Schlacken geliefert hatte, aufzufinden; die Anlage ist nach Rollains Ansicht vorgeschichtlich. Sie gleicht denjenigen, die Morlot aus Österreich und Schweden und Quiquerez aus dem Berner Jura beschrieben haben, und ist aus nachfolgender Skizze leicht ersichtlich. Es ist ein sogenannter



Querschnitt durch einen vorgeschichtlichen Eisenschmelzofen bei Epernay.

Tiefofen, in die Erde eingebaut. Man grub an dem Abhange eines Hügels ein cylinderförmiges Loch, an dessen Vorderseite man eine natürliche Erdschicht stehen liefs. Man kleidete dasselbe mit Thon aus, füllte es schichtweise mit Holzkohlen und Eisenerz, die beide in der Nähe zu finden sind, und deckte die Füllung dann mit einem Thonmantel zu, der unten und oben ein Loch erhielt. Nachdem die Kohlen entzündet waren, hielt der Luftzug, der, vom Fufse des Hügels ansteigend, durch das untere Loch ein- und durch das obere austrat, dieselben in Glut, bis das Eisen geschmolzen war. Lionnel Bonnemère machte Herrn Rollain darauf aufmerksam, dafs auch in der Bretagne sich zahlreiche vorgeschichtliche Schmelzöfen finden, und wies darauf hin, dafs dieselben meistens innerhalb einer Umwallung aus Erde oder Steinen vorkommen, die offenbar den vorgeschichtlichen Metallurgen in Zeiten der Gefahr auch als Zufluchtsorte dienten, wo sie ihre Industrie-Erzeugnisse aufspeicherten. Bonnemère glaubt, dafs ein solcher Wall sich auch noch um den von Rollain entdeckten Ofen werde nachweisen lassen, falls er nicht schon von Menschenhand zerstört sei, um das Gelände zu ebnen und für die Landwirtschaft geeigneter zu machen. Die alten Schweizer Eisenschmelzöfen, welche dem hier erwähnten gleichen, sind ausführlich geschildert und abgebildet bei Dr. L. Beck, Geschichte des Eisens I, 614 ff.

Verantwortl. Redakteur: Dr. R. Andree, Braunschweig, Fallersleberthor-Promenade 13. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEBER: DR. RICHARD ANDREE. VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXVII. Nr. 8. BRAUNSCHWEIG. 3. März 1900.

Die wirtschaftliche Bedeutung Samoas und die deutschen Pflanzungen.

Von Dr. Reinecke.

In rein materieller Beziehung ist die Teilung der Samoa-Inseln zwischen Amerika und Deutschland, wie sie durch das neue Abkommen beschlossen ist, für die deutschen Interessen günstig, und wir dürfen wohl unter der Voraussetzung, daſs unsere Regierung nicht mehr erreichen konnte, in diesem Sinne mit unserem Anteil zufrieden sein. Ob die Teilung politisch günstig ist und keine üblen Folgen zeitigen wird, ist eine andere Frage, die hier unerörtert bleiben soll. Aufgaben dieser Zeilen soll sein, den Wert dessen, was uns zufällt und was unser Anteil zu bieten im stande sein kann, zu prüfen und zu besprechen.

Die Samoa-Inseln sind rein vulkanischen Ursprungs; sie stellen eine von Ostsüdost nach Westnordwest gerichtete unterbrochene Reihe von erloschenen Kratergruppen dar, die nach- und nebeneinander die submarine Erdrinde durchbrochen und sich mit basaltischen Trümmern, Laven, Schlacken und anderen Verbrennungsmaterien oft mit steilen Wänden über die Meeresoberfläche erhoben haben. Je älter diese recenten Bildungen sind, desto mehr sind sie durch Verwitterung, Erosion etc. umgestaltet, desto mehr haben atmosphärische und organische Kräfte die vulkanischen Spuren verändert und verdeckt.

Aus diesen Kennzeichen ergiebt sich die Wahrscheinlichkeit, daſs die bildende Thätigkeit erdinnerer Vorgänge von Osten nach Westen, in der Richtung des Passates vorgeschritten ist. Der westlichste Teil der Insel Sawaii trägt heute noch jungvulkanischen Charakter mit groſsen, kahlen Lavafeldern zur Schau, die vor 150 bis 200 Jahren von drei überragenden Kraterkegeln ausgeworfen worden sind. 5 bis 8 km breite Lavaströme, zu schwarzglänzendem Parkett erstarrt, lassen noch deutlich die Erstarrungsfalten und -schichten erkennen [1]).

Auch der topographische Habitus der Inseln ist von der Art und dem Alter ihres Aufbaues abhängig. Im allgemeinen fallen sie nach Süden steiler, nach Norden in stellenweise abgeflachten Kämmen und geneigten Ebenen ab. Die westliche Hälfte Upolus wird von einem Centralkamm durchzogen, der in der Mitte, oberhalb Apias, sich nach Osten zu in mehrere Kraterreihen teilt und sich allmählich weiter nach Osten in ein regellos zerklüftetes Bergland auflöst, in welchem vulkanische Einzelformen kaum noch zu erkennen sind [2]).

Auch Sawaii wird von Osten nach Westen von drei Kraterreihen durchzogen, von denen der südlichste nahe der Küste liegt und meist steil, stellenweise in Wänden von über 100 m Höhe zum Meere abfällt, während der nördlichere Kraterrücken in langen Höhenzügen zur Küste verläuft, zwischen denen breite Thalsohlen und allmählich abfallende Ebenen sich ausbreiten.

Zwischen Upolu und Sawaii ragen die kleinen Inseln Manono und Apolima aus dem Meere empor. Manono gleicht einem flachen Hügel, während Apolima eine Felsenfeste mit einem kleinen abgeschlossenen Hafen darstellt. Beide Inseln stehen durch gemeinsames Korallenriff mit Upolu in submarinem Zusammenhang. Zwischen Apolima und Sawaii aber bildet ein Kanal eine freie Schiffspassage, die Straſse von Apolima.

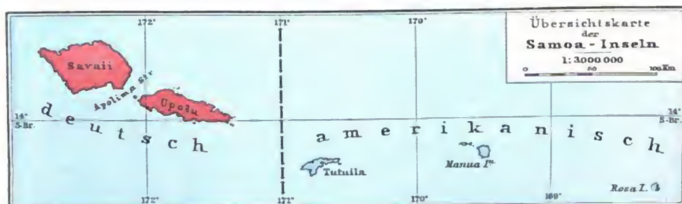
Das Fundament und Massivskelett aller Inseln besteht aus Basalt und basaltischen Verbrennungsprodukten; es ist zerklüftet wahrscheinlich bis zu groſsen Tiefen und entbehrt fester Schichten. Die Inseln sind in ihrem ganzen Aufbau wahrscheinlich nichts als riesige Trümmerhaufen. Unveränderter Basalt in anstehenden Säulen ist nur ganz vereinzelt erhalten, aber auch dann wohl nur als zerrissenes Produkt emporgeschleudert worden. So findet man im oberen Laufe des Vaisinganoflusses solche unverbrannte, säulenförmige Reste des Urgesteins, teils frei herumliegen, teils noch in gelockerten Schichten aufgetürmt. Diese Thatsache gilt den Samoanern selbst als etwas Besonderes und Auffallendes und hat jener Stelle den Charakter eines dem Tintenfisch geweihten Heiligtums verliehen, das als fale fe'e (Haus des Tintenfisches) oder fale pouma'a in der religiösen Überlieferung eine groſse originäre Bedeutung hatte. Noch heute führen die Eingeborenen Fremde nicht gern nach jenem ablegenen Orte.

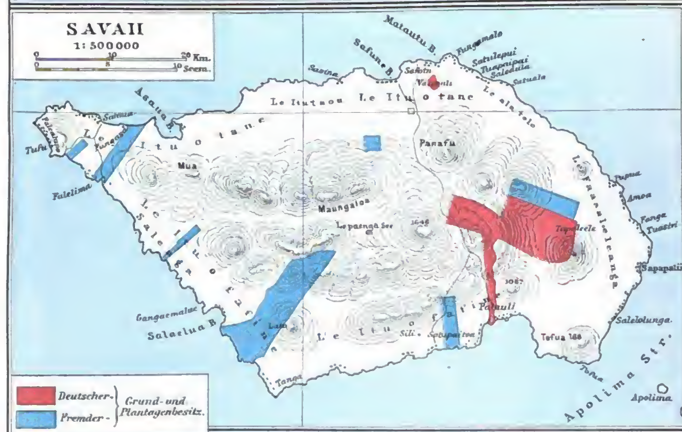
Man wird sich die ursprüngliche Unterlage, auf der heute organisches Leben in wunderbarer Üppigkeit gedeiht, in dreierlei Form vorstellen können.

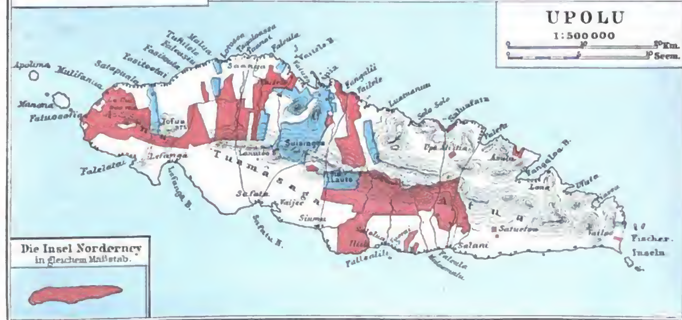
Den wesentlichsten Bestandteil bilden meist abgerundete Blöcke von verbranntem Basalt (Graeffe

[1]) Vergl. d. Verf. Aufsatz im Globus, Bd. 69, Nr. 17: „Die letzten vulkanischen Bildungen auf den Samoa-Inseln.“

[2]) Dr. Krämer („Über den Bau der Korallenriffe und die Planktonverteilung an den samoanischen Küsten“, S. 22 und 23) erklärt die Verschiedenartigkeit Ostupolus durch das weit gröſsere Alter und mit Dana („Geological Report“ 3 b) durch Senkung des östlichen Teiles von Samoa.







Die Samoa-Inseln. Übersicht des Grund- und Plantagenbesitzes.
Mit Benutzung der Karte von Paul Langhans.

nennt sie Tephrine[3]) in allen Gröfsen aufeinander getürmt. Diese Blöcke von grauschwarzer Farbe erinnern mit ihrer löcherigen, rauhen Oberfläche an einen weitmaschigen Schwamm. Die durch Verbrennung und schnelle Erstarrung gebildeten vulkanischen Veränderungen bieten der atmosphärischen Einwirkung grofse Flächen dar, da die Luft auch durch Poren und Kanäle in das Innere der Blöcke gelangt. Die zerklüftete Oberfläche gewährt Staubteilchen und organischen Bestandteilen Raum und Schutz und organischer Vegetation Substrat. Hier hat dann auch die zersetzende und neubildende Kraft pflanzlicher Entwickelung im Verein mit rasch fortschreitender Verwitterung in kurzer Zeit die Zwischenräume der rauhen Blöfsen und Formen des steinigen Skelettes mit fruchtbarer Erde ausgefüllt und die Unebenheiten der Oberfläche ausgeglichen und stellenweise mit einer mehrere Meter hohen humosen Bodenschicht bedeckt.

Minder schnell geht die Zersetzung und Besiedelung auf erstarrten Lavaströmen vor sich, wie wir sie auf Westsawaii antreffen. Hier ist die Vegetation zunächst auf die Bruchspalten und sekundären Veränderungen der glatten, festen Decke angewiesen und viele Generationen müssen vergehen und sich opfern, ehe diese Flächen mit einer Humusschicht bedeckt werden.

Nicht viel günstiger sind die Ablagerungen von Tuff, vulkanischen Aschen und Schlacken, die vorwiegend die nördlichen Abhänge und Ausläufer der Kraterkegel bedecken. Anspruchslose Farne (Gleichenia, Nephrolepis u. s. w.) und Gräser, sowie ihnen folgend, kleine Sträucher vermögen zwar der Trockenheit und den sengenden Strahlen der Tropensonne trotzend, sich auf dieser rauhen festen Unterlage zu behaupten, aber eine gröfsere Vegetation findet darauf nicht eher die notwendigen Lebensbedingungen, als bis die bescheidenen Pioniere mit ihren eigenen Resten einen Nährboden geschaffen haben[4]).

Die wirtschaftliche Verwertung des Terrains wird sich somit auf die Trümmergebiete zu beschränken haben und dort wiederum die Einsenkungen und Ablagerungsgebiete bevorzugen, wo auch die Feuchtigkeitsverhältnisse möglichst gleichmäfsig und günstig sind. Das aber ist auf den verschiedenen Gebieten der Inseln äufserst verschieden.

Die andauernde Fruchtbarkeit bezw. Nutzbarkeit des Bodens ist fast ausschliefslich von direkter atmosphärischer Befeuchtung abhängig, wo nicht bereits üppige Vegetation selbst regulierend wirkt und durch ein dichtes Blätterdach die austrocknenden Sonnenstrahlen fern und anderseits die Niederschläge im Boden festhält.

Die Periodicität und Menge der Niederschläge variiert sehr, je nach der Gegend. Während die Südseite der Inseln durch den Passat fast während des ganzen Jahres mit Regen versorgt wird und auch auf dem Kamme des Gebirges, besonders zur Nachtzeit, Passatwolken zu jeder Jahreszeit hinreichend und im Überflufs Feuchtigkeit spenden, sind viele Gegenden auf der Nordseite nur während der Regenzeit (November bis April) mit Regen bedacht, da von April bis Oktober die niedrig streichenden Wolken, die der Passat mit sich führt oder zu denen sich sein Wassergehalt hier verdichtet, den Centralkamm nicht übersteigen. Während deshalb einerseits einzelne Orte in dem Rufe stehen, fast keinen Tag ohne Regen zu sein, wie auf Upolu speciell der südöstliche Teil von Falealili u. s. w. und die Süd- und Südwestseite Sawaiis, schmachtet besonders die Nordwestseite Upolus und die Nordküste Sawaiis Wochen und Monate lang nach Regen[5]).

So schnell und massig der Regen durch das hohe Laubgewölbe gewaltiger Urwaldbäume herabrauscht, so schnell verschwindet er in dem weichen oder steinigen Grunde. Selbst die Sohle tiefer Schluchten und Thäler ist nur selten so vollgesogen, dafs das Wasser darin fliefst. Zur Regenzeit allerdings versagt auch auf der nördlichen Seite der Inseln das Filter und dann brausen und rauschen in den Einsenkungen schmutzige Wassermassen zu Thal; oft aber ohne die Küste zu erreichen, da ein Schlackengang, eine Höhlung sie verschlingt und unterirdisch dem Ocean zuführt.

Auf der Südseite hingegen führen Bäche und breite Flufsbetten ununterbrochen Wasser zur Küste und die Bewohner dort haben keinen Mangel an frischem Wasser, unter dem die Nordküste zu leiden hat. Die Eingeborenen helfen sich, indem sie das durchsickernde Regenwasser in Gruben ansammeln; doch sind auch diese Sammelbecken nahe der Küste selten ganz frei von Salzgehalt. Bei Ebbe kann man indessen an manchen Stellen trotzdem dort, wo kurze Zeit vorher die Wellen des Oceans noch plätscherten, im Küstensande süfses Quellwasser auffangen.

Die Fremden behelfen sich mit Regenwasser, das in grofsen Eisentanks mit oder ohne Filtervorrichtung von den Dächern der Häuser angesammelt wird; denn selbst die Flufsmündungen an der Flachküste werden vom Meerwasser zur Zeit der Flut mit Salz infiltriert. Dieser Mangel an frischem Quellwasser macht sich dort, wo immer fliefsende Bäche und Flüsse fehlen, auch in anderer Beziehung als ein empfindlicher Übelstand fühlbar. Nur in vereinzelten Fällen läfst sich ihm durch Anlegung von Brunnen abhelfen; bisher sind solche Versuche nur ausnahmsweise von Erfolg gekrönt worden; denn in dem locker aufgetürmten Grunde sammelt sich das Wasser nicht an, sondern es sickert und rinnt dem Gesetz der Schwere folgend, widerstandslos hinab, um so leichter, je tiefer es gelangt; denn um so mehr schwindet die die Hohl- und Zwischenräume auskleidende Verwitterungsschicht, denn man wird sich den Aufbau der Inseln in gewisser Tiefe unter der Oberfläche im allgemeinen als einen Haufen regellos übereinander geworfener Steinblöcke vorstellen können, ähnlich den Steinwällen und Mauern, die oberirdisch durch die porösen Basaltblöcke leicht und fest ohne Bindemittel errichtet werden. Es ist daher auch anzunehmen, dafs Seewasser in die Inseln selbst eindringt, und dafs man stellenweise auch landeinwärts in der Niveauhöhe des Meeres salziges Wasser finden wird.

Für Kulturen geeignete Flächen bieten die deutschen Inseln noch in grofsem Umfange, während Tutuila und die östlichsten der Inseln der Manuagruppe arm daran und schon jetzt von den Eingeborenen in hohem Mafse zur Produktion herangezogen sind. Upolu und Sawaii enthalten sicher noch mindestens 25000 ha guten Pflanzungslandes. Bis jetzt befinden sich etwa 3500 ha unter eigentlicher Kultur. Die Pflanzungen bezw. Nutzungsländereien der Eingeborenen können annähernd auf ebenso viel geschätzt werden.

Die Fruchtbarkeit des Landes ist, so weit es über-

[3]) Dr. Ed. Graeffe, Journal des Museums Godeffroy, Heft VI, „Notizen über die geologischen Verhältnisse Samoas", S. 46.

[4]) Vergl. d. Verf. Aufsatz in d. Jahresberichten d. Schles. Gesellsch. f. Vaterl. Kultur 1895.

[5]) Ich habe bei meinen verschiedenen Exkursionen in das Centralgebiet Sawaiis in der trockenen Jahreszeit fast ausnahmslos, sobald ich die nördlichen Vorberge überschritten hatte und in das Gebiet des zerklüfteten Hochgebirges gelangte, Regen gehabt, aber trotzdem oft Mangel an Trinkwasser.

haupt geeignet ist für Kulturen, aufserordentlich und bietet in den verschiedenen Lagen auch wechselnden Anforderungen entsprechende Vorzüge. Die andauernde Abspülung neuer Verwitterungs- und Verwesungsprodukte sichert den tieferen Gebieten andauernd die Zufuhr neuer Nährsubstanzen, so dafs im allgemeinen auch der Kulturboden nicht leicht ausgesaugt und arm werden kann, vorausgesetzt, dafs er schon eine hinreichende Mächtigkeit besitzt. Die porösen Basalttrümmer im Pflanzungsboden liefern aufserdem selbst immer neue Substanz, teils durch atmosphärische Zersetzung, teils den Pflanzenwurzeln direkt.

Es ist erstaunlich, welche kraftvolle und üppige Vegetation auf dem Kamme der Berge, schmalen Bergrücken und Kraterringen, aus dem Chaos kahler Steinblöcke hervorspriefst, welche Wachstumsenergie jede Wurzel, jeder Stamm aufbieten mufs, um centnerschwere Blöcke zur Seite und auseinander zu drängen. Vergeblich sucht dort das Auge nach dem Urquell solcher Produktionskraft. Viele Basaltblöcke mufs man entfernen, um in verborgener Tiefe Spuren fruchtbaren Bodens zu entdecken, welcher den tiefgehenden Wurzeln leicht aufnehmbare Nahrung spendet. Kleinere Gewächse aber, wie Farne, Kräuter und Sträucher, müssen sich damit begnügen, auf den Steinen selbst Halt und Nahrung zu suchen, und sie finden beides in reichem Mafse, das beweist die Mannigfaltigkeit und Stärke dieser niedrigsten Urwaldbewohner. Wenn man diese Üppigkeit des Pflanzenwuchses auf kahler, felsiger Basis sieht, dann mufs man unbedingt an eine unerschöpfliche Produktivität der von Erdboden bedeckten Gebiete glauben.

Die Urbarmachung bewaldeter Flächen, denn nur solche können in Betracht kommen, da die nur von Gestrüpp und Strauchwerk bedeckten Tufflager für Kulturpflanzen völlig ungeeignet sind, erfordert viel Mühe und Arbeit; noch mehr eine nach unseren Begriffen rationelle Bodenbearbeitung. Die Eingeborenen bedienen sich dabei in erster Reihe des Feuers, mit dem sie in trockenen Zeiten dem Urwalde zu Leibe gehen, ehe sie mit Axt und Messer zu arbeiten beginnen. Das Holz, auch der besten Bäume, wird dabei nicht gewürdigt, da ja die dicht bewaldeten Berge das gleiche in Fülle enthalten, und eine Verwertung dieser Schätze in wirtschaftlicher Beziehung bisher nie versucht worden ist. Dennoch dürfte hier eine lohnende Ausbeute möglich und zu empfehlen sein; denn das Holz mancher Bäume zeichnet sich durch besondere Vorzüge an Festigkeit, Zähigkeit und Farbe aus, und ist sowohl für Wasserbauten als Schiffsbaumaterial und zweifellos auch für Möbeltischlerei in hohem Mafse geeignet. Allerdings ist die Gewinnung unter Umständen wegen der Unzugänglichkeit vieler Gegenden mit bedeutenden Schwierigkeiten verbunden, indessen werden sich hierfür wahrscheinlich die Samoaner mit Erfolg verwenden lassen.

Bei der bisherigen Anlegung von Pflanzungen war es üblich, das von Wald gesäuberte Neuland ohne grofse Bearbeitung des Bodens zunächst mit Baumwolle zu bepflanzen, die schon nach einem Jahre Erträge liefert und dann in je zwei Jahren drei Ernten giebt. Die Samoabaumwolle erfreute sich auf dem Markte eines guten Rufes. Gleichzeitig oder bald danach wurden Kokospalmen gepflanzt bezw. Nüsse ausgelegt, die dann nach etwa sechs bis acht Jahren zu tragen beginnen und die Baumwollstauden unterdrücken, die dann im Interesse einer Säuberung des Terrains vernichtet werden. Da die deutsche Handels- und Plantagengesellschaft der Südsee-Inseln zu Hamburg mit Rücksicht auf die Unsicherheit der politischen Verhältnisse seit 12 Jahren ihre Pflanzungen nicht mehr erweitert hat, hat die Baumwollproduktion seit sechs Jahren aufgehört, nachdem sie bis auf erheblich über 10 000 Centner Jahresertrag im Werte von etwa 1 100 000 Mark gestiegen war. Die Gesellschaft hat gegenwärtig etwa 2500 ha mit tragenden Palmen bepflanzt, die unter normalen Verhältnissen einen Jahresertrag von rund 3000 Tons Kopra im Werte von 600 000 Mark bringen können. Der relativ geringen Steigerung der Erträge der Palmen im Vergleich zur Baumwolle steht eine erhebliche Ersparnis an Arbeit und die Jahrzehnte anhaltende Tragfähigkeit der Palmen gegenüber. Man rechnet im Durchschnitt auf eine steigende Produktion der Palmen bis zu 20 bis 30 Jahren; von 40 Jahren ab geht sie langsam zurück, hält aber bis 60 Jahre und noch länger an.

Neben Baumwoll- und Kokoskulturen hat die deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft Anfang der achtziger Jahre auf einem Hochplateau (Utumapu) über der Vailelepflanzung eine etwa 30 ha grofse Kaffeeplantage angelegt, die zu den besten Hoffnungen berechtigte und einen Jahresertrag von 40 000 bis 50 000 Mark erwarten liefs. Leider aber gelangte, noch ehe die Erträge ihren Höhepunkt erreicht hatten, die gefürchtete Kaffeekrankheit durch den Pilz Hemileya vastatrix auch nach Samoa, und die schöne Anlage mufste nach dem Beispiel von Ceylon, Java u. s. w. aufgegeben werden. Auch der Samoakaffee hatte bereits im Handel ein vorzügliches Renommee erlangt und wurde mit ersten Preisen bezahlt.

Nachdem man versucht hatte, Manihot Glasiovii zur Gewinnung von Kautschuk an Stelle der Kaffeekulturen zu bauen, aber Windbruch sich den weichen Pflanzen auf dem 300 m hoch gelegenen Terrain arg gefährlich erwiesen hatte, hat die unermüdliche Verwaltung den gegen Hemileya immunen Liberiakaffee mit gutem Erfolge angepflanzt.

Nicht minder gut in der Qualität hat sich samoanischer Kakao erwiesen. Derselbe wird seit einer Reihe von Jahren ebenfalls auf der Vailelepflanzung von dem für alle Versuche besonders geschickten Verwalter Hufnagel angebaut und liefert auch sehr gute Erträge. Seine einzigen Feinde sind die mit den Schiffen eingeführten Ratten, die sich in erstaunlicher Weise eingebürgert und vermehrt haben und in geringem Mafse ein drosselähnlicher Vogel (Sturnoides atrifuscus), „fuia“ genannt. Gerade die Kakaokultur erweist sich auf Samoa aufserordentlich lohnend, und wird deshalb auch schon von mehreren privaten Unternehmern mit bestem Erfolge gepflegt. Versuche mit Zimmt und Vanille lassen ebenfalls bei entsprechender Behandlung auf gute Erfolge schliefsen.

Ganz vorzüglich gedeihen Bananen, Ananas und tropische Baumfrüchte und unter geordneten Verhältnissen verheifsen auch diese bei geringen Unterhaltungskosten lohnende Erträge.

Überhaupt kann man sämtlichen tropischen Nutzpflanzen auf Samoa eine günstige Prognose stellen und mit Sicherheit erwarten, dafs alle mit Verständnis und Ortskenntnis angelegten Kulturen auch gute Erträge gewähren werden, wer jedoch ohne genügende Erfahrung und Umsicht auf Deutsch-Samoa Reichtümer zu erwerben gedenkt, der wird viel Lehrgeld zahlen müssen; denn die Verhältnisse sind in jeder Beziehung ganz eigenartig und ihre Wirkungen nach kontinentalen Grundsätzen unberechenbar.

Die Deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft hat, das wird jeder Eingeweihte zugeben müssen, auf der Basis des genialen Handelshauses J. C. Godeffroy und Sohn, in wahrhaft meisterhafter Weise jene Unternehmungen und Kulturen fortgesetzt und mit Hülfe umsichtiger und thatkräftiger Männer zielbewufst selbst

unter den schweren und schwersten Konjunkturen an der wirtschaftlichen Erschliefsung Samoas mit soliden Principien gearbeitet. Es ist ein wahrer Hochgenufs, die weiten, sauberen Pflanzungen auf guten Wegen zu Pferde oder zu Wagen zu durchqueren, stattliche Viehherden auf futterreichem Grunde der Kokospflanzungen weiden zu sehen und die schwarzen Arbeiter in ihrer willigen Thätigkeit zu beobachten und dann im gastfreien Heim der liebenswürdigen, fein gebildeten Verwalterin anregender Unterhaltung sich belehren zu lassen und Ansichten auszutauschen, um dann abends beim Feuerschein die farbigen Arbeiter ohne Spuren der Ermüdung von der Tagesarbeit bei Gesängen, Spiel und Tanz zu sehen. Wer diese von dem Bismarckarchipel, den Salomons- oder den Gilbert-Inseln zu dreijähriger Arbeit angeworbenen Arbeiter bei ihrer Ankunft in Apia gesehen hat, und mit den nach Ablauf ihres Kontraktes in ihre Heimat zurückkehrenden vergleicht, der mufs staunen über den guten Einflufs, den die Dienstzeit ausgeübt hat. Jene treffen mager, von Hautkrankheiten entstellt, mit stumpfsinnig-indifferentem Gesichtsausdruck, in Fetzen spärlich gekleidet ein, während die Zurückkehrenden, meist wohlgenährte, kräftige Gestalten mit einem gewissen Selbstbewufstsein, wohlbekleidet, manche förmlich gigerlhaft, ihre Ersparnisse in Waren oder Geld in die Heimat zurückbringen. Ein nicht unerheblicher Prozentsatz allerdings schliefst einen neuen Kontrakt, um das lieb gewonnene, zwar unfreie, aber doch bessere und in gewissem Sinne sogar freiere Leben, als es ihm unter seinen Landsleuten beschieden sein würde, fortzusetzen. Manche kehren auch mit demselben Schiff, das sie zur Heimat brachte, wieder nach Samoa zurück.

Dennoch wird die Arbeiterfrage stetig schwieriger, da die Anwerbung oft auf erhebliche Hindernisse stöfst. Es ist deshalb anerkennenswert, dafs bei dem neuen Abkommen mit England auch für den vergröfserten englischen Besitz in der Südsee deutscherseits das Recht für Anwerbung von Arbeitern vorbehalten ist.

Das bisher Gesagte dürfte, wenn auch in unvollkommenen Umrissen, ausreichen als allgemeine Charakterisierung des wirtschaftlichen Wertes unserer Samoa-Inseln. Werfen wir nun noch einen kurzen Blick auf die Karte, um mit Rücksicht auf die topographischen und geologischen Verhältnisse die Wichtigkeit der einzelnen Gebiete zu prüfen und zu erwägen.

Das eigentliche Centralgebiet, der vulkanische Rücken der Inseln, worauf auf Upolu reichlich die Hälfte, auf Sawaii aber annähernd $^4/_5$ zu rechnen sind, kann wegen seiner überwiegend steilen Formen und schweren Zugänglichkeit für kulturelle Verwertung nur wenig in Betracht kommen. Allerdings giebt es auf beiden Inseln Höhengebiete, die sich sehr wohl für gewisse Kulturen vielleicht besonders eignen, wie das beispielsweise für Ceylon und Java gilt. Auf Upolu finden sich solche Hochplateaus allerdings in sehr beschränktem Sinne auf dem mittleren Höhenzuge vom Le Pua nach Westen. Sie sind gegenwärtig unter dem Einflusse häufiger Niederschläge und dichten Urwaldes sehr nafs und vielfach direkt sumpfig durchweicht. Immerhin könnte diese hoch gelegene, wohl einige Quadratkilometer messende Fläche unter Umständen für gewisse Anlagen wertvoll sein. Man kann sie schon jetzt zu Pferde erreichen.

Wenden wir uns dem zunächst und als mafsgebend in Betracht kommenden Küstengebiete zu.

Der östlichste Teil Upolus bietet für Kulturen die günstigsten Bedingungen, tiefe Bodenkrume und andauernde Bewässerung, sowie viele kleine Flüsse und Bäche. Leider aber sind günstige Landungsstellen, selbst für Boote, sehr vereinzelt. Auf der Südseite besitzt es, mit wenigen Unterbrechungen, ein 1 bis 2 km breites, etwa 20 km langes, leicht ansteigendes Küstengebiet, das gute Bebauungsflächen von 3000 bis 4000 ha bietet. Die etwa 8 km lange Ostküste selbst ist ebenfalls meist flach, sie steigt aber bald zu den östlichsten Vorlagerungen des Centralkammes an. Doch dürften die Berglehnen hier ziemlich bis zu den Bergrücken gutes Ackerland gewähren. Die Nordküste ist vom Samusnkap auf 20 km Luftlinie meist steil und bergig. Nur an den tief ins Land einspringenden Buchten von Tiavea, Uafata and Fangaloa sind schmale, flache Landstreifen vorhanden, die sich, landeinwärts ansteigend, allmählich verjüngen und schliefslich als enge Thäler und Schluchten endigen. Die hier für Kulturen geeigneten Stellen sind zumeist schon von den Eingeborenen ausgenutzt. An die malerische Bucht von Falefa grenzt eine sich weit in das Innere der Insel erstreckende Ebene, die sich zwischen bergigen Vorlagerungen der Küste und den steilen Erhebungen des Centralstockes etwa 10 km weit nach Westen ausdehnt und sicher 1500 bis 2000 ha ausgezeichneten Kulturlandes — wahrscheinlich des besten auf Samoa überhaupt — umfassen dürfte. Diese viel versprechende Ebene ist durch zwei Flufsthäler auch mit dem Hafen von Saluafata verbunden und deshalb zur Anlegung einer Pflanzung so geeignet, wie kaum ein anderes Gebiet.

Weiter nach Westen zu treten auf eine Strecke von ungefähr 8 km die Ausläufer des Hauptkammes mit steilen Wänden an das Meer heran und aufser den sie trennenden Flufsthälern bieten sie wenig für Kulturen geeignetes Land; zum mindesten sind die aus Lavaströmen gebildeten Rücken relativ arm an Ackerkrume, wie dies auch noch für einen Teil der Vailelepflanzung gilt, und zum Teil mit braunem, sterilem Tuffmantel bekleidet. Weiter landeinwärts ist das Terrain zwar fruchtbar, aber stark zerklüftet und schwer zugänglich, von den Eingeborenen aber stellenweise für Taropflanzungen benutzt.

Bei Vailele, der Pflanzung der deutschen Handels- und Plantagengesellschaft, beginnt die nur durch den Apiaberg und eine kleinere westliche Erhöhung unterbrochene nordwestliche, allmählich ansteigende Flachküste, die bis an das Westende der Insel reicht. Von hier aus hört auch die seitliche Gliederung des Gebirges auf, das nun als ein nach Norden und Süden steil abfallender, durch einzelne Krater unterbrochener Rücken sich nach Westen erstreckt und nur durch eine Einsenkung östlich vom Tofua unterbrochen ist. Weiter westlich schiebt dann der allmählich mit kleinen Erhebungen abfallende Kamm vom Tofua aus nach Süden noch ein Vorgebirge mit vorspringendem steilem Küstenabfall zwischen Falelatai und Lefanga vor.

Die Nordwestebene ist allgemein ziemlich fruchtbar, aber, wie schon angedeutet, arm an Wasser und ausdauernden Flufsläufen. Der Boden ist aufserdem überwiegend steinig und nicht sehr tiefgründig. Das beste Kulturland dürfte die Gegend um den Tofuakrater, sowie das der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft gehörende Land im Saleimoadistrikte enthalten. Die gesamte nutzbare Fläche dieser nur durch wenige Erhebungen unterbrochenen, langsam ansteigenden Ebene kann man, abgesehen von den bereits bebauten Teilen, auf 6000 bis 7000 ha schätzen.

Was nun den noch nicht erwähnten Teil der Südseite Upolus betrifft, welche, wie schon gesagt, vor der Nordseite den Vorzug gröfserer Feuchtigkeit und intensiverer Luftbewegung hat, so kommt nächst der durch den südlichen

Ausläufer des Kammes abgegrenzten westlichsten fruchtbaren Ebene um Falelatai mit 1000 bis 1500 ha Kulturland, hauptsächlich die grofse, 2 bis 5 km tief ins Land reichende, annähernd 12 km lange Ebene von Lefanga und Safata von etwa 4000 ha und das terrassenförmig ansteigende, von vielen und starken Flüfschen durchzogene Gebiet um Faleali in Betracht, das voraussichtlich auch in höheren Lagen noch für Kulturen sehr geeignet ist und je nachdem wohl auf 3000 bis 6000 ha nutzbare Fläche mit zum Teil sehr günstigen Bodenverhältnissen aufweist, die wohl für Kaffee-, Zimmet-, Thee- und Kakaoplantagen besonders geeignet sein dürften.

Die hier angeführten Zahlen können natürlich nur als sehr oberflächliche Schätzungen gelten und sie sind von relativer Bedeutung. In ihrer Summe ergeben sie ein Areal von 18500 bis 24500 ha, also $^1/_8$ bis $^1/_4$ des gesamten Flächeninhaltes. Dabei ist jedoch auf die schon von den Eingeborenen verwerteten Ländereien keine Rücksicht genommen bezw. sie müssen als einbegriffen gelten.

Weit schwieriger noch ist eine Schätzung der nutzbaren Flächen auf Sawaii. Hier dürfte vor allem die Ostseite für Kulturen zu empfehlen sein und auch unter Umständen besondere Vorzüge haben. Allerdings sind die Wasserverhältnisse im allgemeinen noch ungünstiger als auf Upolu; regelmäfsig laufende Flüsse und Bäche fehlen hier fast ganz; und der nordwestliche Teil der Insel leidet viel empfindlicher unter Regenmangel als der Upolus. Dafür dürften neben den im Osten und Norden nicht fehlenden Küstenebenen hier besonders höhere Lagen günstiges Kulturland bieten, das jedoch in den meisten Fällen schwer oder doch nur auf gröfseren Umwegen gut zugänglich ist. Die Bodenverhältnisse sind meist gerade in den höheren Regionen vorzüglich. Einige dieser Hochebenen, wenn man diese Bezeichnung anwenden will, die Upolu nur in geringem Umfange, z. B. am Tofua unterhalb des Lanutao, nördlich vom Apiaberge, und auf dem schon angedeuteten Kammgebiete zwischen dem Maunga fia moe und dem Le pua in 600 bis 700 m Höhe besitzt, sind auf Sawaii zum Teil recht bedeutend, wenn sie auch durch steile Erhebungen unterbrochen sind. Die gröfste Ausdehnung erlangen sie zwischen den beiden nördlichen Höhenzügen zwischen Tufu und Sasina in einer Höhe von 1000 bis 1200 m. Man erreicht dieses Gebiet am besten von Norden aus in etwa acht Stunden; es ist von der Küste ungefähr 20 km (Luftlinie) entfernt. Ob indessen eine günstige Wegverbindung ohne sehr grofse Schwierigkeiten dorthin möglich sein wird, kann ich nicht beurteilen; die Samoaner kennen zwar einen ziemlich kurzen Aufstieg und eine Art Pfad von der Nord- zur Südseite, aber sie benutzen ihn selbst nur höchst ungern und laufen lieber um die halbe Insel einen Tag länger.

Dieses hochgelegene Gebiet zeichnet sich durch niedrige Temperatur, 13 bis 20° C., und grofse Niederschlagsmenge aus. Dafs es sich aber, wie Dr. Krämer auch von den hochgelegenen Flächen von Upolu vermutet, zum Anbau von Kartoffeln und anderen nicht tropischen Kulturgewächsen eignen wird, halte ich doch für ausgeschlossen, hauptsächlich wegen der andauernden Feuchtigkeit.

Weit vorteilhafter, besonders in Bezug auf ihre Zugänglichkeit, sind hochgelegene Gebiete über Lealatale (Ostküste), etwa 500 m, und über Sataua-Falelima (im Westen), 300 bis 500 m hoch.

Es würde besonders in Anbetracht der Wahrscheinlichkeit, dafs Sawaii überhaupt erst in zweiter Reihe für kulturelle Unternehmungen in Betracht kommt, zu weit gehen, die dortigen Verhältnisse näher zu erörtern. Für die nächste Zeit wird sich die wirtschaftliche Bedeutung dieser grofsen Insel unseres Samoa-Anteils auf die Produktion der Eingeborenen beschränken, die unter entsprechenden erzieherischen Einflüssen und Mafsregeln zweifellos sehr wesentlich gesteigert werden kann. Das zu erreichen, wird oder sollte doch ein Hauptbestreben der neuen Verwaltung sein. Wenn auch die Samoaner keine Arbeiter sind, so haben sie doch grofse Liebe zu ihren Pflanzungen und lebhaftes Interesse am Handel mit ihren Erzeugnissen; und wenn sie erst einmal das Gefühl der Sicherheit vor den Verwüstungen kriegerischer Unruhen und Vertrauen zu ihren Richtern und Beschützern gewonnen haben, werden sie auch Freude an erspriefslicher Kultur und Produktion gewinnen, um so mehr, wenn ihnen die Vorteile und Erfolge einer friedlichen, sefshaften Lebensweise in überzeugender Weise vorgeführt werden.

Die Lust zur Arbeit mufs auch ihnen erst anerzogen werden, denn der impulsive Faktor hierzu war in ihrem Naturleben nicht vorhanden. Was die Bewohner der Inseln einst für ihr Leben nötig hatten, das lieferte ihnen das Meer und der Boden freiwillig ohne Gegendienste, und selbst die Gewinnung der Nahrungsmittel durch Fischfang, Jagd und Ernte der Wurzeln und Früchte, sowie die Befriedigung der geringen Bekleidungsbedürfnisse glichen weit mehr einer angenehmen Unterhaltung als wirklicher Arbeit. Der Kampf ums Dasein, die Arbeit als Mittel zum Zweck waren den Samoanern einst völlig fremde Begriffe. Sie würden es auch heute noch sein, wenn nicht fremde Bedürfnisse in ihnen erweckt worden wären und das ihren kommunistischen Überlieferungen und Gewohnheiten widersprechende Leben und das Streben nach Besitz und materiellem Vorteil ihnen nicht von den Ansiedlern als Beispiel diente und auch in ihnen Sonderinteressen und das Verständnis für materielle Besitzinteressen wachgerufen hätten.

Der Wunsch nach Erwerb und Besitz einst unbekannter Gegenstände und Genufsmittel hat schon die Lust zum Handel erweckt und damit das Bewufstsein von dem Werte der Produkte des Bodens, ihrer Heimat. Das Bedürfnis danach ist bereits zur Gewohnheit geworden, die Indolenz des Kommunismus ist gebrochen und die Vorbedingungen für das Streben nach materieller Überlegenheit sind geschaffen und damit auch die Basis für bewufste Arbeit im Sinne von eigener Produktion.

Wie schon kurz angedeutet wurde, sprechen die in den Handel gebrachten samoanischen Erzeugnisse durch die hohen, zum Teil höchsten Preise, die sie erzielten, allein hinreichend für die Produktivität der Inseln, die naturgemäfs bisher durch die Ungunst der politischen Verhältnisse, Unruhen unter den Eingeborenen und Beunruhigung der Pflanzungsbetriebe sehr nachteilig beeinflufst und in engen Grenzen gehalten wurde. Die Deutsche Handels- und Plantagengesellschaft wurde hauptsächlich mit Rücksicht auf die Ungewifsheit des politischen Schicksals der Inseln von der Erweiterung ihrer Kulturunternehmungen zurückgehalten. Das dürfte in Zukunft anders werden; und man darf wohl hoffen und mit Sicherheit erwarten, dafs die Gesellschaft nun unter deutscher Hoheit rasch emporblühen und fortfahren wird in der Erschliefsung Samoas, um endlich die Früchte ihrer bisher wenig erfreulichen und schweren Arbeit zu ernten. Aber auch die einzelnen Privatunternehmer, die auf eigenem Grundbesitz die Sturm- und Drangperiode Samoas ausgehalten und im Vertrauen auf den Sieg der deutschen Rechte und Autorität nicht den

Mut verloren haben, werden neue Schaffenslust empfinden und in erhöhtem Mafse Erfolge erzielen und zur allgemeinen wirtschaftlichen Hebung der Inseln beitragen.

Gerade für strebsame, arbeitslustige und tüchtige Männer sind die Verhältnisse zweifellos günstig, da ihnen der grofse Betrieb der deutschen Gesellschaft vorbildlich und anspornend sein kann und mancherlei Vorteile zu bieten vermag; anderseits aber auch besonders in kleineren Betrieben die samoanische Jugend zu Hülfeleistungen verwendet und zu der Arbeit herangezogen werden kann. Eben deshalb aber wird die Persönlichkeit der Unternehmer, ihre eigene Tüchtigkeit und die Fähigkeit der Anpassung von grofser Bedeutung für das Gelingen sein; ohne ausreichende Mittel aber wird selbst ein kleines Unternehmen nur selten mit Aussicht auf Erfolg begonnen werden können.

Mit wenigen Ausnahmen sind die jetzt auf Samoa ansässigen Deutschen einstmalige Glieder der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft, als deren Angestellte sie nach der Südsee kamen. Als solche konnten sie sich einleben, anpassen und, ohne eigenes Lehrgeld zu zahlen, Erfahrungen sammeln, sich sodann mit Hülfe ihrer Ersparnisse selbständig machen und auf einem kleinen Landbesitze lohnenden Erwerb finden, wenn sie über das notwendige Mafs von Gesundheit, Fleifs und Intelligenz verfügten. Ohne diese Eigenschaften wird aber selbst die Fruchtbarkeit des samoanischen Bodens keine Früchte und Reichtümer erzeugen.

Dr. Hagens Werk „Unter den Papuas"[1].



Dr B Hagen

geb. zu Germersheim, 23. November 1853.

Unter obigem Titel veröffentlichte der durch seine anthropologischen und ethnologischen Arbeiten in wissenschaftlichen Kreisen längst rühmlichst bekannte Verfasser seine in Kaiser Wilhelms-Land, besonders im Gebiete der Astrolabebai, angestellten Beobachtungen und Studien über Land und Leute, Tier- und Pflanzenwelt. Als Arzt war der verdiente, naturwissenschaftlich tüchtig vorgebildete Mann längere Jahre in Niederländisch-Indien thätig, wovon viele tüchtige Arbeiten Zeugnis ablegen, dann trieb ihn sein Wissensdrang nach Neu-Guinea, wo er nun zwei Jahre mit grofsem Erfolge thätig war. — Das von der Wiesbadener Verlagsbuchhandlung prachtvoll ausgestattete Buch zählt — wir möchten das gleich vorweg erklären — zu den besten litterarischen Erzeugnissen, die sich mit unserem fernen Südseebesitze befassen, und viele der 46 grofsen Abbildungen, die nach des Verfassers photographischen Aufnahmen in Lichtdruck hergestellt sind, gehören ohne Zweifel zu den schönsten, die aus unserem Gebiete veröffentlicht worden sind. Eine Probe derselben giebt unser Bild wieder, das einen von Hagens „Schiefsjungen" mit seiner Beute, einem Kasuar, darstellt. (S. 125.)

Der Verfasser hat seine Beobachtungen hauptsächlich in Stefansort an der Astrolabebai angestellt; was er uns aber mitteilt, sind nicht allein die eigenen Untersuchungen, sondern er hat das, was andere vor ihm veröffentlicht, gründlich und kritisch verarbeitet und so ein Werk geschaffen, das in geklärter Form das Wissenswerteste über Kaiser Wilhelms-Land im allgemeinen und das Gebiet der Astrolabebai im besonderen enthält. Er hat sich dadurch unseres Erachtens ein grofses Verdienst erworben, denn namentlich die Specialarbeiten der Botaniker und Zoologen sind in Zeitschriften veröffentlicht, die eben nicht jedem zugänglich sind. In den folgenden Zeilen wollen wir besonders bemerkenswerte Angaben und Schlufsfolgerungen aus dem Werke wiedergeben. — Zunächst möchte Referent einen Irrtum des Herrn Verfassers in Bezug auf die zwischen d'Urville- und Dampier-Insel gelegene „Vulkan-Insel" richtig stellen. Nicht der Vulkan dieser, der von mir begründeten und geleiteten Station Hatzfeldthafen gegenüber liegenden Vulkan-Insel war es, der (wie er auf S. 6 und 18 angiebt) den Krakatau ähnlichen Ausbruch und den Untergang der Expedition v. Below und Hunstein hervorrief, sondern der seit Jahrzehnten als unthätig bekannte Vulkan einer viel kleineren, auch „Vulkan-Insel" genannten Insel, die an der Südküste Neu-Pommerns liegt.

Manche Autoren haben bekanntlich die Ähnlichkeit der Papuas mit Negern hervorgehoben. Dr. Hagen, ein anthropologisch vortrefflich geschulter Beobachter, wie es namentlich auch sein vor einem Jahre etwa erschienener grofser „Anthropologischer Atlas ostasiatischer und melanesischer Völker" erkennen liefs, hatte in Friedrich-Wilhelmshafen Gelegenheit, „Papua" und „Neger" direkt zu vergleichen. Kein einziger Papua, sagt er, hatte solche Ähnlichkeit mit ihm, dafs man sie als eines Stammes hätte betrachten können; der Neger war mindestens doppelt so schwarz, wie der schwärzeste unter der Papua-Gesellschaft; wer diese beiden Stämme als sehr ähnlich oder verwandt miteinander vergleicht, der täuscht sich eben in seiner Erinnerung; wenn er sie beide lebend nebeneinander stehen hätte, würde sein Urteil wohl anders ausfallen. Dabei leugnet Dr. Hagen gar nicht, dafs einzelne Individuen unter den Papuas wirklich einen ganz negerhaften Eindruck machen können, das findet sich aber auch bei anderen Völkern und beweist seiner Meinung nach anthropologisch gar nichts.

In geradezu köstlicher, humorvoller Weise eröffnet Herr Hagen den Abschnitt über Klima und Gesundheitsverhältnisse von Kaiser Wilhelms-Land. Er knüpft an die Worte des Holländers Robidé van der Aa vom Jahre 1879 an, die Deutschen möchten sich doch der herrenlosen östlichen Hälfte von Neu-Guinea annehmen. Es hiefs darüber in Petermanns Mitteilungen 1880: „Vielleicht werden sich für diese Idee Enthusiasten finden. Das Klima würde wenigstens für eine schnelle Beseitigung der von Deutschland dorthin Gebrachten sorgen; die Astrolabebai würde das deutsche Cayenne werden." Und was sagt nun der Verfasser als Arzt zu

[1]) Unter den Papuas. Beobachtungen und Studien über Land und Leute, Tier- und Pflanzenwelt in Kaiser Wilhelms-Land. Von B. Hagen, Dr. med., Hofrat. Mit 46 Vollbildern in Lichtdruck, fast durchweg nach eigenen Originalaufnahmen. Wiesbaden, C. W. Kreidels Verlag, 1899.

dieser pessimistischen Anschauung der hochangesehenen Zeitschrift? „Jede Tropenkolonie mufs mit Menschenleibern gedüngt werden, bevor sie ihre Früchte tragen kann, und Kaiser Wilhelms-Land ist in dieser Beziehung noch nicht einmal der schlimmsten eine gewesen; fehlen doch ein paar der Hauptmörder unter den Tropenkrankheiten, wie Beriberi, Cholera und Pest, und hat auch die Malaria dort keinen übermäfsig bösartigen Charakter! Wenn die Kolonisation trotzdem Menschenleben genug gekostet hat, so mufs man das mehr auf die Anfängerschaft, den Mangel an Erfahrung, als auf die Tücke des Klimas setzen."

Während ausgedehnte, der Gesundheit gefährliche Sumpfebenen in Kaiser Wilhelms-Land fehlen, treten hier, besonders im Gebiete der Astrolabebai, häufige und ausgedehnte periodische Überschwemmungen auf, die besonders in der trockenen Zeit gefährlich sind. Wie der Verfasser ausführt, begünstigt nämlich der rasche Wechsel zwischen Durchnässung und Austrocknung den Ausbruch von Epidemieen ungemein, namentlich von Malaria, und so kommt es, dafs man die trockene Jahreszeit (an der Astrolabebucht von April bis Oktober), sobald sie mit Anormalität der Witterung gepaart geht, als die ungesundeste Zeit zu betrachten hat; das gilt wahrscheinlich für alle Tropengebiete. Ganz dieselbe Ursache macht auch die Übergangszeiten, die Monate April, Mai, Oktober und November, so ungesund. Der Verfasser führt für seine Anschauung mehrere beweiskräftige Beispiele von verschiedenen Stationen in Kaiser Wilhelms-Land an.

Es stimmt diese Darlegung, wie er selbst hervorhebt, allerdings gar nicht mit der sogenannten Moskitotheorie, d. h. mit der Ansicht, die Malariainfektion der Menschen erfolge ausschliefslich auf dem Wege der Übertragung durch die bekannten blutsaugenden Moskitos, welche namentlich an Robert Koch ihren eifrigsten und erfolgreichsten Vertreter gefunden, und der direkt behauptet hat: „In manchen Gegenden beschränkt sich die Malariazeit auf bestimmte Monate im Jahre, es sind dies immer diejenigen Monate, in denen die Moskitos auftreten." Weiteren Untersuchungen bleibt es daher vorbehalten, diese Gegensätze aufzuklären, denn das Auftreten der Malaria in Kaiser Wilhelms-Land hat nach Dr. Hagens gründlichen Ausführungen nicht blofs nichts mit der Häufigkeit der Moskitos zu thun, sondern steht zu derselben gerade in umgekehrtem Verhältnis. Vereinigen liefsen sich des Verfassers Ausführungen mit der Moskitotheorie, wenn man annimmt, dafs die von dem Witterungswechsel abhängigen Malaria-Epidemieen in der moskitoarmen Trockenzeit keine Neuinfektionen sind (die Dr. Hagen allerdings häufig wahrgenommen hat), sondern nur Wiederausbrüche einer alten Dauermalaria.

Wenn nun auch Kaiser Wilhelms-Land ohne Zweifel zu den ersten Malarialändern der Welt zählt, so tragen doch — diese Beruhigung giebt uns der Verfasser — die Neu-Guineafieber glücklicherweise im grofsen und ganzen einen ziemlich milden Charakter. Mit sehr geringen Ausnahmen wird jeder Mensch, der dahinkommt, und einige Zeit verweilt, vom Fieber ergriffen, der eine mehr, der andere weniger. Es sind kurze, kleine Anfälle, die sich aber häufig wiederholen. Sie können, ohne unheilbaren Schaden anzurichten, längere Zeit hindurch ertragen werden. Erst die langandauernde Wiederholung bringt die Gefahr. — Leider scheint in jüngster Zeit nach den Ausführungen des Herrn Verfassers auch die Beriberikrankheit an einzelnen Stellen des Schutzgebietes heftig mit zweifellosen Neuerkrankungen aufgetreten zu sein und namentlich unter den Melanesiern zahlreiche Opfer gefordert zu haben. Was Dr. Hagen über diese entsetzliche Krankheit und deren Behandlung aus seiner reichen Erfahrung in Deli (Sumatra) sagt, verdient daher, wie der ganze, auch Laien verständliche medizinische Teil des Buches, die vollste Beachtung der in Kaiser Wilhelms-Land befindlichen Ärzte und Beamten. Übrigens dürfen wir trotz Malaria, Beriberi, Dysenterie und anderen Krankheiten doch schliefslich auf eine gute Entwickelung von Kaiser Wilhelms-Land hoffen, wenn sonst nur alle Faktoren dafür vorhanden sein werden. Denn nach den Ausführungen des Verfassers waren die sanitären Zustände in Deli, das nahezu unter denselben klimatischen Bedingungen, wie unsere Neu-Guinea-Kolonie steht, anfangs auch nicht anderer, vielleicht noch schlechterer Art, und trotzdem ist Deli heute eine gesunde, reiche und blühende Kolonie, die in ihrem wunderbaren, phänomenalen Entwickelungsgange allerdings einzig in der Welt dasteht und eine der schönsten und glänzendsten Perlen im Kranze der ostindischen Besitzungen Hollands darstellt.

Die Pflanzenwelt von Kaiser Wilhelms-Land unterscheidet sich bekanntlich nur wenig von der indo-malaiischen Flora. Neu-Guinea besitzt aber eine merkwürdige Neigung zu Lokalvariationen; jeder Gebirgsstock, jedes Thal beinahe entwickelt seine eigenen Formen. Diese Neigung zu Lokalvariationen trug neben der langen Isolierung hauptsächlich mit dazu bei, so viele eigentümliche, sonst nirgends vorkommende Formen zu erzeugen.

Von 753 Arten sind 27 Proz. Neu-Guinea eigentümlich. In Bezug auf endemische Pflanzen steht Neu-Guinea von allen Inselgebieten nur hinter Neu-Kaledonien und Madagaskar zurück, wenn man aus den erst 2000 bis jetzt bekannten Arten schon diesen Schlufs ziehen darf. Von den 50 endemischen Gattungen Neu-Guineas umfassen nach Engler fast alle blofs eine einzige Art. Viele sind überdies noch sogenannte Sammeltypen, d. h. sie vereinigen, die Kennzeichen und Merkmale mehrerer Gattungen oder gar Familien in sich, stellen also gewissermafsen uralte, zufällig erhalten gebliebene Stammformen derselben dar.

Bei seiner Beschreibung der Strandwälder an der Astrolabebai kommt der weitgereiste Verfasser zu folgender, für die Üppigkeit der Flora Neu-Guineas bemerkenswerten Schilderung: „Nirgends, selbst nicht auf Sumatra in dessen üppigsten Teilen, den Oberländern von Palembang, habe ich die Farne und Aroideengewächse zu solcher Riesenhaftigkeit heranwachsen sehen wie hier in diesen Wäldern der Küstenebene an der Astrolabebai. Eine gigantische Colocasia z. B. entfaltet hier Blätter, dafs wir sie kaum mit den Armen erklaftern können .... Blumen und hübsche Blüten sieht man verhältnismäfsig nur wenige. Neu-Guinea ist auch eines der palmenreichsten Länder der Erde, Amerika nicht ausgenommen, dort treten die Palmen meist zerstreut und vereinzelt auf, mit Ausnahme der nutzbaren Arten, als Kokospalme, Betelpalme, Sagopalme, Nipapalme und einer wilden Arekapalme, die zwischen Konstantinhafen und Stefansort einen richtigen Wald bildet. Das Holz der zuletzt genannten Palme liefert den Eingeborenen das Material für ihre Speere und Bogen.

Gegenüber der Pflanzenwelt Deutsch-Neu-Guineas, deren Erforschung von einer tüchtigen Reihe fachwissenschaftlich geschulter Kräfte in Angriff genommen wurde, blieb die Tierwelt einigermafsen im Hintertreffen. Mit Bedauern hebt der Verfasser hervor, dafs junge deutsche Zoologen bisher Neu-Guinea ferngeblieben sind, und es Fremden überlassen, das zoologisch interessanteste Land der Erde, eine deutsche Kolonie überdies, zu erforschen.

Wie das Pflanzenleben, so konzentriert sich auch das Tierleben in Kaiser Wilhelms-Land fast ganz auf die Monate der Regenzeit. „Von November bis April da grünen und blühen und wachsen die Pflanzen, da legt die Vogelwelt ihr neues Kleid an, da schwirrt und summt es allerorten von Insekten, da ist die richtige Zeit der Jagd und des Fanges." Nach den neuesten Zusammenstellungen sind jetzt vom Festlande Neu-Guineas 84 Säugetierarten (darunter allein 26 Nagetiere) bekannt, von denen 22 Arten bisher in Kaiser Wilhelms-Land gefunden sind. Von diesen hat der Verfasser 16 Arten selbst beobachtet, 1 Känguruh, 2 Cuscusarten, 2 fliegende Eichhörnchen, 1 Beutelmarder, 1 Beuteldachs, Wildschwein, Hausratte, Hausmaus und 5 Fledermausarten. Die Säugetierfauna Neu-Guineas ist nicht nur arm an Arten, sondern auch arm an Individuen. Nur Wildschweine und Perameles sind eigentlich sehr häufig und überall vorhanden, alle anderen Tiere sind selten und vereinzelt. Die zahmen Schweine der Papuas stammen sicherlich von den wilden Schweinen ab, von denen es nicht ganz fest steht, ob sie ursprünglich auf Neu-Guinea zu Hause sind. Bemerkenswert ist, was der Verfasser über dort eingeführte chinesische Hausschweine sagt. Einige derselben waren ihrem Besitzer ausgebrochen und hatten sich so vermehrt, dafs sie ein ganzes Rudel bildeten. Sie hatten die Vorsicht und Behendigkeit ihrer wilden Brüder angenommen, so dafs es nicht mehr möglich war, sie auszurotten; für Unbewaffnete machten sie sogar die Strafse unsicher und griffen die Europäer verschiedene Male an.

So armselig und einförmig uns die Säugetierwelt entgegentritt, so reich und mannigfaltig hat sich die Vogelwelt entwickelt. Bis jetzt sind 252 Arten in Neu-Guinea gefunden worden, von denen nach Dr. Hagens Ansicht über 200 an der Astrolabebai vorkommen mögen, da er 130 Arten selbst erbeutete. An Pracht des Gefieders übertreffen die Neu-Guineavögel bekanntlich alle anderen Arten der Welt. Aufserordentlich bemerkenswert ist das Fehlen der Finken und Spechte; Verfasser glaubt, es müsse lediglich ein mechanisches Hindernis sein, welches diese schwachen Flieger vom Eindringen in die australische Region abhält.

Die Kakadus, Kasuare, vor allem die Paradiesvögel, wahrscheinlich auch die Megapodien und Podargiden sind sehr alte Vogelfamilien, so dafs es also auch in der Vogelwelt nicht an Anzeichen und Beweisen für den archaischen Charakter der Neu-Guineafauna fehlt. Die Reptilien, die wir bis jetzt aus Neu-Guinea kennen, bestätigen dies ebenfalls. An Schlangen ist Kaiser Wilhelms-Land sehr arm; Dr. Hagen fand 11 von den 21 bekannten Arten. Diese Schlangenarmut ist um so auffallender, da es zwischen zwei reinen Schlangenparadiesen, dem Malaiischen Archipel und Australien, eingekeilt ist. Bei der Molluskenfauna von Neu-Guinea fällt die geringe Anzahl endemischer, eigentümlicher Gattungen und Untergattungen auf, dagegen sind die Arten der Gattungen, welche überhaupt zoogeographische Bedeutung haben, mit sehr geringen Ausnahmen endemisch und anscheinend auf kleine Teile der Insel beschränkt. Die Käferwelt Kaiser Wilhelms-Lands scheint dem Verfasser mehr australische als indische Anklänge zu besitzen. Tagschmetterlinge erbeutete Dr. Hagen (mit Ausschlufs der Lycaeniden und Hesperiiden) 160 Arten, darunter auch den Troides paradiseus, einen der wunderbarsten Schmetterlinge der Erde. Auch die Rhophaloceren Neu-Guineas beweisen nach des Verfassers Ausführungen über dieselben, ebenso wie die Säugetiere, Vögel- und Schlangenwelt, das hohe Alter der Fauna Neu-Guineas. Wir



Ein „Schiefsjunge" Dr. Hagens mit erbeutetem Kasuar.
Nach einer Photographie Dr. Hagens.

haben es in Neu-Guinea mit einer alten Reliktenflora und -fauna zu thun, deren älteste Formen auf Australien hinweisen, wie der Verfasser näher ausführt.

Die Lostrennung Neu-Guineas mufs zeitlich so ziemlich mit der Trennung Australiens von der übrigen Welt zusammenfallen, denn auf Neu-Guinea sind bis jetzt noch keine Reste von solchen Riesenbeutlern entdeckt, die in Australien nach der Trennung von der übrigen Welt, weil kein neuer dorthin dringen konnte, sich entwickelten. Neu-Guinea steht mit Australien auf derselben Grundlage, hat sich aber neben ihm selbständig und getrennt entwickelt.

In dem letzten Kapitel, in welchem der Verfasser die Bewohner Neu-Guineas, die Papuas, nach jeder Richtung hin aufs gründlichste behandelt, führt er zunächst die Ansichten verschiedener Forscher über die Besiedelung Neu-Guineas in ältester Zeit an und glaubt, diese Ansichten zusammenfassend, folgende Punkte als feststehende wissenschaftliche Thatsachen betrachten zu dürfen:

1. dafs die Einwanderung in alle Teile Neu-Guineas von Westen aus über den Malaiischen Archipel erfolgte;

2. dafs die dunklere, kraus- oder lockenhaarige Bevölkerung Australiens und Melanesiens die älteste, am frühesten eingewanderte ist;

3. dafs die helleren, schlichthaarigen Polynesier erst später eingewandert sind, und dafs

4. die polynesische Einwanderung im Norden um das von den Australo-Melanesiern besetzte Gebiet herumgegangen ist und dasselbe höchstens gestreift oder eben berührt hat;

5. dafs aber in dem australisch-melanesischen Gebiete hellere polynesische Einsprengungen vorkommen.

In unserem Gebiete unterscheidet Dr. Hagen drei Haupttypen: die Salomonier, die Bismarckinsulaner und die Festlandbewohner. Leider verbietet uns der Raum, hier noch näher auf die Negrito-Dravida-Papua-Australierfrage einzugehen; nur das möchten wir hier erwähnen, dafs der Verfasser die Küstenpapuas für nordindischen Ursprungs, den Berg- oder Inlandtypus derselben für malaiischen resp. prämalaiischen Ursprungs hält, wie er heute noch bei den Bataks, Dajaks u. s. w. anzutreffen ist. Mit einer vortrefflichen und sehr ausführlichen ethnographischen Schilderung der Eingeborenen der Astrolabebucht schliefst das Werk, auf das wir Deutsche stolz sein dürfen. F. Grabowsky.

Am Nordrande der Sahara.

Von Dr. Wilhelm Behrens. Göttingen.

II.

Das Dasein der Oasen (arabisch sab, in der Mehrzahl siban[24]) ist unzertrennlich von der Anwesenheit von Wasser. Und Wasser ist in der Sahara mehr vorhanden, als man gewöhnlich glaubt. Es ist eine von allen Wüstenreisenden gemachte Erfahrung, dafs man an vielen Stellen, zumal an jenen, die als hassi oder hir (Brunnen) bezeichnet werden, nur wenige Fufs tief in den Sand zu graben braucht, um auf Wasser zu stossen, nachdem man zuerst eine Schicht feuchten Sandes durchgraben hat. Seltener finden sich lebende Quellen (aïn, maïn), und diese sind es, die je nach ihrem Wasserreichtum gröfsere oder kleinere Oasen zu unterhalten vermögen. In der algerischen Wüste ist von französischen Ingenieuren der Beweis geliefert worden, dafs sich fast überall artesische Brunnen anlegen lassen; so hat man z. B. von Biskra bis Tuggurt, dem Uëd Rhir entlang, deren eine sehr grofse Zahl erbohrt. Zwar liefern viele dieser Brunnen salziges Wasser, man hat aber die Erfahrung gemacht, dafs die meisten mit der Zeit aussüssen. Man braucht nur eine Karte von Afrika zu betrachten, um zu sehen, dafs besonders die Wüste südlich vom Grofsen Atlas reich an Oasen ist; diese Gegend ist also vor anderen auch reich an Quellen. Zwischen dem Antiatlas und dem Uëd Draa, von Tafilet und El Figig bis nach Tuat und Tidikelt, von Biskra über Tuggurt und Uargla bis nach El Abiod liegt, möchte man sagen, Oase an Oase, Quelle an Quelle.

Es ist für die dem Grofsen Atlas nahen Oasen von französischen Geologen, für die entfernteren, wie Tuat und Tidikelt, von Rohlfs (der sie 1864 bereiste) wahrscheinlich gemacht worden, dafs sie alle ihren Wasservorrat von dem Grofsen Atlas beziehen. Die winterlichen Niederschläge auf den Bergen, welche sich zu Thal ergossen haben, fliefsen nur am Rande der Wüste in oberirdischen Flufsläufen. So werden die hart am Wüstenrande gelegenen Oasen Laghuat und Biskra durch oberirdische Flüsse gespeist. Aber selbst der Uëd-kantara, der seinen Ursprung am Tuggur nimmt und sehr zahlreiche Zuflüsse aus dem Djebel Oress empfängt, wird zur Sommerzeit schon von der Oase Biskra völlig aufgezehrt.

Aber ein grofser Teil der Niederschläge des Atlas sickert am Wüstenrande in den Boden ein. Trifft das Wasser im Erdreich auf eine undurchlässige Schicht, so wird es auf ihr, der Senkung entlang, weiterfliessen. Wo in der Wüste ein undurchlässiger Untergrund vorhanden ist, ist er mit einer sehr durchlässigen Sandschicht bedeckt. Unterhalb dieser Sandschicht fliefst also das Wasser auf einer geneigten, undurchlässigen Erdschicht weiter, durch die Sanddecke vor dem Verdunsten geschützt. Die allmähliche Senkung des Oasenbeckens gegen Süden bis nach Tuat folgt mit Gewifsheit bereits aus den wenigen Höhenmessungen, die wir von jenen Gegenden besitzen. Die Nord-Südlinie von Laghuat am Fufse des Atlas bis nach der Oase Tidikelt ergiebt z. B. die folgenden Meereshöhen: Laghuat 790 m, Ghardaja 550 m, El Golea 440 m, Inifel 310 m, Aïn-Salah 140 m. So können die Atlaswässer als unterirdische Wasserläufe bis zu diesen entfernten Gegenden gelangen, und die Sanddecke der Wüste wird für ihre Bewohner zur gröfsten Wohlthat. Dafs diese unterirdischen Wasserläufe vorwiegend furchenartigen Senkungen nachziehen, die das Aussehen eines trockenen Flufsbettes haben (bachr-bla-ma, Flufs ohne Wasser heifsen sie an einigen Orten der Sahara, im allgemeinen uëd oder uadi), ist eine noch nicht genügend erklärte Thatsache. Man könnte annehmen, dafs diese Uëds zur Tertiärzeit, als nachweislich das Atlasmassiv gehoben wurde, Flüsse gewesen seien, oder aber, dafs sie der das Erdreich allmählich auflösenden Wirkung des unter-

[24]) Zweifellos ein echt berberisches Wort; schon bei den Römern, lange vor der Arabisierung des Landes, hiefs Biskra „Saba". Unser Oase ist in der Wüste unbekannt, es ist ein altägyptisches Wort.

irdisch fliessenden Wassers ihren Ursprung verdanken [35]). So liegt von Tuat am Uëd Schanri entlang, dessen Nebenarme bis nach El Figig am Atlas reichen, auf einer Länge von 600 km Oase an Oase. — An vielen Stellen des grofsen Oasenbeckens befindet sich das „Grundwasser“ so nahe an der Oberfläche, dafs man die erwachsenen Palmen gar nicht zu wässern braucht. Mit Recht sagt daher der Araber von der Palme: „Sie taucht ihre Wurzel in das Nafs der Erde, und ihre Krone in die Glut des Himmels“.

Die Kulturpflanze der Oase ist die Dattelpalme, und ungezählte Mengen spriefsen in der Sahara empor. El belad ed-djerid, das Land des Palmenblattes, hiefs die algerische Wüste schon zur Zeit des Khalifates. Nur im kultivierten Zustande ist der Baum bekannt, wo seine ursprüngliche Heimat ist, wissen wir nicht. Man hat früher geglaubt, er stamme von den Canarischen Inseln, allein die dort heimische Palmenart [36]), lange mit der Dattelpalme [37]) verwechselt, ist eine ganz verschiedene Pflanze von anderem Aussehen und keine saftigen Früchte hervorbringend. Die wenigen Dattelpalmen, welche sich auf den Canaren finden, sind angepflanzt; sie bleiben dort meist niedrig und tragen auch keine efsbaren Früchte; das Inselklima scheint ihnen nicht zuzusagen.

Das Gebiet der Dattelpalme ist die Wüste. Von den Küsten des Atlantischen Oceans und dem Fufse des Grofsen Atlas folgend, erstreckt sie sich über Tripolitanien, die Cyrenaïka, Ägypten und Arabien bis nach Persien und Vorderindien hinein. Nur im Westen Marokkos, bei Mogador, scheint sie das Atlasgebirge zu überschreiten, und in Tripolitanien spiegeln sich die Palmenwälder der Oasen in den Fluten des Mittelmeeres. Über ihre Verbreitungsgrenze im Süden sind wir noch nicht genau unterrichtet, doch verläfst sie nirgends die Grofse Wüste. Nördlich von der angegebenen Grenze, selbst in Südeuropa werden Dattelpalmen gezogen, aber kaum reifen hier (auch nicht in Nordalgier) ihre Früchte, so dafs sie in diesen Gegenden als Fremdlinge erscheinen.

Wie bei anderen Kulturpflanzen, so giebt es auch bei der Dattelpalme sehr viele Spielarten, die die arabische und berberische Sprache mit eigenen Namen belegt hat. Die Dattelpalme im allgemeinen heifst nechla, neklah, nakleh oder nokkl. Um die Vorzüge der Spielart zu erhalten, zieht man den Baum nicht aus Samen, sondern aus Wurzelschöfslingen. Denn der Baum, sich selbst überlassen, wächst stets zu büschelförmigen Gruppen heran. Erst nach längeren Jahren trägt er Früchte, erreicht aber ein Alter von etwa einem Jahrhundert. Nur der sogenannte weibliche Baum ist fruchttragend, während der männliche Blüten mit Blütenstaub erzeugt. Den ersteren nennen die Araber el entajeh, den letzteren ed dakhar. Reife Früchte erzeugt der weibliche Baum nur dann, wenn Blütenstaub des männlichen Baumes in seine Blüten gelangte. Auf natürlichem Wege geschieht das durch den Wind; da aber in den Oasen die Bäume sehr dicht stehen, so würden wohl nur wenige reife Datteln tragen, wenn man dem Vorgange nicht künstlich zu Hülfe käme. Die Leute dort behaupten sogar, ohne künstliche Hülfe trügen ihre Bäume gar keine Früchte. Sowohl die Blüten des männlichen wie des weiblichen Baumes stehen in grofser Anzahl beisammen und brechen aus einer grünen Scheide hervor, unterhalb der Blattkrone nach unten hängend. Man schneidet die männlichen Blüten im Augenblick des Aufbrechens ab, trägt sie vorsichtig auf den weiblichen Baum und bindet sie über dem Blütenstande fest. Man nennt das idukr, bestäuben, und man verfährt dabei mit grofser Sorgfalt.

Heute wissen die Gelehrten, dafs bei allen Pflanzen reife Samen nur nach Mitwirkung von Blütenstaub entstehen, aber es ist gewifs interessant, dafs bereits viel früher, schon vor Jahrtausenden, den palmenpflanzenden Völkern der Vorgang bekannt war. Plinius erzählt von den semitischen Arabern, die schon damals die Palme züchteten: „Übrigens versichern sie, dafs in einem von selbst gewachsenen Walde die Weibchen ohne die Männchen keine Frucht erzeugen, und dafs viele hangende Weibchen um die einzelnen Männchen ihre schmeichelnden Zweige neigen; dafs dieses durch die aufgerichteten Zweige starr, durch Anwehen, selbst durch Ansehen und durch Blütenstaub die übrigen befruchte“ [38]). Theophrastos beschreibt sogar das künstliche Bestäuben ganz genau: „Es geschieht aber auf folgende Weise. Blüht die männliche Pflanze, so schneidet man die Blütenscheide ab und schüttelt sie sogleich wie sie ist, mit der Wolle, der Blüte und der Scheide auf die weibliche Frucht. Diese so behandelt, dauert dann aus und fällt nicht ab“ [39]).

Man pflanzt die Palmen ziemlich dicht, in 10 bis 12 m Abstand. Der Bewässerung wegen häufelt man oft das Erdreich um ihren Stamm auf, so dafs jede Palme von einem erhabenen, kreisförmigen, mit Gras bewachsenen Stück Erdreich umgeben ist. Der Stamm wird säuberlich von den alten, vertrockneten Blättern gereinigt; oft sieht man oben in den Baumkronen Leute beschäftigt, die mit rohen Handsägen die alten Blattstiele entfernen. Denn ein Palmblatt hat die Länge von 5 bis 6 m, der dreikantige Blattstiel ist so stark, dafs er bequem einen erwachsenen Menschen trägt. Die Höhe der Dattelpalme mag durchschnittlich 20 m betragen, doch wird sie in Tuggurt entschieden höher als in den nördlichsten Oasen.

Die Palmengärten werden durch niedrige, etwa mannshohe Mauern eingefriedigt, die man aus feuchtem Schlamm aufführt und einfach an der Sonne trocknen läfst. Sind sie noch frisch, so steckt man in ihre obere Kante das drohende Gezweig des Judendorns, welches in der später erhärtenden Mauer festhaftet und eine Krönung bildet, die dem Unberufenen das Übersteigen ganz unmöglich macht. Regellos liegen die Palmengärten aneinander, und zwischen ihnen ziehen die von den niedrigen Mauern eingefafsten engen Strafsen. Verliert man sich in einer gröfseren Oase in dieses Strafsengewirr, so ist es leichter hineinzukommen, als wieder heraus. Alle Strafsen haben das gleiche Aussehen, winkelig ziehen sie hin und her, und viele endigen blind.

---

[35]) Seitdem man die Annahme eines früheren Saharameeres wohl endgültig verlassen hat, ist die Erklärung dieser trockenen Uëds keineswegs erleichtert worden. Es ist hier nicht der Ort, auf diese Frage näher einzugehen. Ich gedenke an anderer Stelle diese Erscheinung näher zu besprechen, ebenso wie den Ursprung der rätselhaften „boules du désert“, vom Winde rund oder oval geschliffener lehmartiger Kugeln, welche stellenweise den Wüstenboden in unabsehbaren Mengen bedecken, und welche ich als Löfsbildungen erkannt habe.

[36]) Phoenix Jubae Webb.

[37]) Phoenix dactylifera L.

[38]) Cetero sine maribus non gignere feminas sponte edito nemore confirmant circaque singulos pluris nutare in eum pronas blandioribus comis; illum erectis hispidum adflatu visuque ipso et pulvere etiam reliquas maritare (Plinius, Natural. Hist. ed. Sillig, Vol. II, p. 376).

[39]) *Γίνεται δὲ τόνδε τὸν τρόπον. Ὅταν ἀνθῇ τὸ ἄρρεν ἀποτέμνουσι τὴν σπάθην ἐφ' ἧς τὸ ἄνθος εὐθὺς ὥσπερ ἔχει, τόν τε χνοῦν καὶ τὸ ἄνθος καὶ τὸν κονιορτὸν κατασείουσι κατὰ τοῦ καρποῦ τῆς θηλείας· κἂν τοῦτο πάθῃ διατηρεῖ καὶ οὐκ ἀποβάλλει.* (Theophrastos, *Περὶ Φυτ. Ἱστ.* ed. Wimmer, Vol. II, p. 6.)

Mindestens alle zwei Wochen mufs die Dattelpalme gründlich gewässert werden. Zu diesem Zwecke ist die Oase mit einem wohlgeordneten Netz kleiner Wasserkanäle durchzogen, die gewöhnlich, den Strafsen entlang, seitlich fliefsen, in Gestalt ganz schmaler Bäche, hier und da in die einzelnen Grundstücke eintretend. Über die Benutzung des Wassers herrscht in jeder Oase ein gewisses Gewohnheitsrecht. In manchen wasserreichen Oasen setzt man den ganzen, niedrig gelegenen Teil des Palmengartens unter Wasser, in anderen leitet man es in rund um die Baumstämme geführte Kanäle.

Nach der Gröfse des Palmengartens richtet sich der Wohlstand des Oasenbewohners, und die Höhe der Steuern wird nach der Anzahl der ihm gehörenden fruchttragenden Bäume bestimmt. Frisch und getrocknet dient die Dattel (temr) zum täglichen Nahrungsmittel, viele Kamellasten werden nach Nordafrika ausgeführt, und grofse Mengen tauschen auch die von Süden kommenden Tuäreg [40]) ein. Diese Söhne der Sanddünen schwärmen auf behendem Reitkamel (mehari) in der Wüste umher, Gazellen und Straufse jagend. Den Dattelbedarf holen sie sich aus den Oasen, ihn gegen getrocknetes Gazellenfleisch oder Straufsenfedern eintauschend. — Die Datteln, welche man nach Europa versenden will, pflückt man dicht vor der Reife und unterwirft sie zusammengeprefst einer Gährung. Die frische Dattel, bei uns unbekannt, ist hell gelbbraun und wird bald etwas runzelig, sie ist mehr mehlig als zuckerhaltig. Nur schwer gewöhnt sich der Europäer daran, sie als tägliches Nahrungsmittel zu geniefsen.

Auch die anderen Teile der Palme benutzt man für die verschiedensten Zwecke. Die ganzen Blätter dienen zum Decken von Hütten und Viehställen, die Blattfiedern zur Herstellung mannigfacher Flechtwerke; der gespaltene Stamm liefert Bauholz, junge Stämme, längsgespalten und ausgehöhlt, indem man das innerste, zarteste Gewebe entfernt, verwendet man in den nördlichsten Oasen als Wasserrinnen, die bei gelegentlichen Regengüssen das Wasser von den flachen Dächern der Häuser ableiten.

Zwischen die Palmen pflanzt man Ölbäume, Granatapfel- und Feigenbüsche, und man sieht in diesen heifsen Gegenden oft Feigenblätter von riesiger Gröfse. Häufig zieht man unter den Palmen auch die Hennapflanze [41]), ein Strauch mit weifsen Blüten, aus Ägypten eingeführt, mit dessen zu Pulver zerstossenen, trockenen Blättern, die mit Wasser angerührt werden, man nicht nur die Fingernägel hoch orangerot färbt, sondern mit denen man auch häufig die Kamele teilweise goldgelb anpinselt.

Apfelsinen- und Citronenbäume pflanzt man in den Oasen weniger, scheinbar ist für sie das Klima dort schon zu heifs. Als Zierstrauch liebt man den stark duftenden Oleasterstrauch [42]) mit hell silberglänzenden Blättern; die wenigen, an Wegen gelegentlich angepflanzten Bäume sind Maulbeerbäume und verschiedene, aus dem Süden eingeführte Mimosenarten.

Gegenüber dem Dattelbau treten alle anderen, wirklichen Kulturpflanzen gänzlich in den Hintergrund. Hirse und Mais werden wohl spärlich gebaut, etwas häufiger, besonders in wasserreichen Oasen, Gerste. Diese bleibt niedrig, reift ihre Frucht schnell, bringt aber nur sehr kleine Körner hervor. Zum Schnitt, der Anfang Mai stattfindet, bedient man sich ausschliefslich der wenig gebogenen, nordafrikanischen Sichel. —

Inmitten der Palmengärten, zerstreut oder zu Strafsen vereint, liegen die bescheidenen Wohnungen der Eingeborenen, lehmbraun, ohne Schmuck und Kunst aufgeführt. Rohe, ungebrannte Backsteine, aus getrocknetem Lehm oder Schlamm bestehend, dienen zur Herstellung der Mauern; häufig wird die Mauer mit feuchtem Schlamm beworfen, der getrocknet das Ganze gleichsam als Mörtel zusammenhält. Selbst die Türme der Moscheen versteht man aus diesem Schlammgestein zusammenzufügen.

Die Häuser der Oasen haben gewöhnlich die Form eines Würfels; die obere Plattform, das Dach, ist etwas eingesenkt. Diese Plattform baut man auf die Weise, dafs man in die Seitenmauern Balken einfügt, welche aus Spaltstücken von Palmstämmen bestehen, und zwar werden diese Tragbalken hochkant gelegt. Darauf bringt man eine Schicht der zu passender Länge geschnittenen Blattstiele der Palmen und auf diese eine Schicht von Backsteinen. Ganz kleine Fensteröffnungen werden nur spärlich angebracht; der Sohn der sonnigen Wüste liebt es, zu Hause im lauschigen Halbdunkel zu träumen. Die niedrigen, häufig von kurzem Schattendach überragten Eingangsthüren werden aus Holz gezimmert und gern mit bunten Blechplatten regellos beschlagen. Diese Platten entstammen grofsen, würfelförmigen Blechkästen, in denen die Karawanen fremdländische Genufsmittel, besonders den allbeliebten Zucker (ssekkr) einführen.

Viele Hütten bestehen aus einem einzigen Gemach, manche aus mehreren, selbst solchen, die höher gelegen sind als das Erdgeschofs und zu denen einige Stufen emporführen. Der Begüterte läfst solch abgetrennte Belasse auch wohl durch einen arabischen Bogen, welcher auf rohen Säulen (Abschnitte von Palmstämmen) ruht, verzieren. Die Wände des Zimmers sind trostlos braun wie die Aufsenmauer, oder aber mit Kalk geweifst und selbst mit einigen roten und schwarzen Farbenornamenten bemalt. Zum Niedersetzen dienen der mit Matten belegte Estrich oder bankartige Aufbaue von Backsteinen an den Wänden [43]).

Mehr Kunstfertigkeit verwendet man auf den Bau der Moscheentürme, die viereckig, kurz und dick sind und an jeder Wand mehrere übereinander liegende Fenster mit Rundbögen haben. Oft verziert man die Wände mit durchbrochenem Mauerwerk. Die Turmspitze trägt auf einer mit Zackenvorsprüngen versehenen Platte einen kurzen, zuckerhutförmigen Aufbau, der sich, vom Zahn der Zeit benagt, gewöhnlich etwas auf die Seite geneigt hat.

In allen, selbst den kleinsten Oasen findet man einige Kaufläden, die meist von Abkömmlingen der Beni-Ischroël gehalten werden. Schon von weitem erkennt man sie an den bunten, vorwiegend roten Taschentüchern deutschen oder englischen Ursprungs, die an der Thür aufgehängt sind. Zeugstoffe und Materialwaren werden in diesen Läden verkauft.

In allen gröfseren Oasen aber wird fast täglich Markt (ssuk) abgehalten. Schon vom frühen Morgen ab herrscht auf dem Markte reges Leben. Die Händler hocken hinter ihren Waren auf der Erde, dazwischen haben Marktbesucher ihre Strohmatten ausgebreitet, auf denen sie nicht selten unter lautem Schnarchen schlafend liegen, trotz des umgebenden Lärms und der unendlichen Fliegenscharen. Von den Fliegenscharen der Oasen wird sich der Europäer nur schwer eine Vorstellung machen können; auf den Fleischbänken des Marktes mufs man ihnen sogar mit Palmenwedeln zu Leibe gehen, und wenn sich dazu ein Araber versteht, mufs die Sache

[40]) Das Wort tuäreg (Singular targi) bedeutet Leute, Bewohner der Sanddünen. Die grofsen, beweglichen Sanddünen der Wüste heifsen äreg, Plural erg.

[41]) Lawsonia alba Lam.

[42]) Elaeagnus augustifolia L.

[43]) In der Oase Hamrah im Uëd Rhir konnte ich ein solches, leerstehendes Haus für den Preis von nicht ganz 3 Francs käuflich erwarben.

schon schlimm sein. Auf den Fleischbänken liegen zugewogene Stücke Fleisch oder Magen und anderes Gekröse, oft buchstäblich schwarz von Fliegen. Daneben hat sich ein Garkoch etabliert; ein Junge mit blutigen Händen steckt kleine Nierenstückchen auf den Röstedraht, auf kleinen Öfen schmort es und kocht es, und die Wohlgerüche steigen zum Himmel empor. An anderen Stellen wird Brot verkauft, dort Gemüse, Lauch, Citronen, Apfelsinen, Mispeln, Datteln, spanischer Pfeffer, sogar alte, geschrumpfte Äpfel. Auf einem Markte handelte auch Einer mit Schmierseife — wozu sie die Eingeborenen gebrauchen, mag Allah wissen!

Zahlreich sind die Verkäufer von allerhand Schmuck- und Kurzwaren. Sehr häufig sieht man ausgestopfte, über fufslange Eidechsen mit Augen von Glasperlen (ein beliebter Zierat für die Wohnungen), Flöten aus Rohr, Rosenkränze, Nadeln, Metallschlösser, Taschen und Täschchen aus rotem Leder, mit Messing- oder Neusilberdraht benäht, fahnenförmige Fächer aus Palmenfiedern geflochten und mit bunter Wolle oft sehr geschmackvoll bestickt, Pulverhörner, kleine Hörnchen, die als Schnupftabaksdosen dienen, Dolche, lange Messer in hölzernen, bemalten Futteralen, Flinten, die bei uns in jedem Altertumsmuseum Platz finden würden — ein ganzes Arsenal könnte man für billiges Geld erstehen, wenn man es nur gleich in Europa hätte!

Anderwärts werden Tuchwaren und Wolldecken feilgeboten, meist von Juden; dort hockt ein Althändler aus dem Gelobten Lande vor seinen verrosteten Eisenwaren, zwischen denen man sogar europäische Ofenplatten findet! Grofse Haufen von Gerste, von roher, stinkender Wolle harren des Käufers.

Zwischen allen diesen handelnden Gruppen sitzen oft lautlos, und ohne sich an das umgebende Getöse zu kehren, ein paar Spieler. Brettspiel und Domino sind die bevorzugten Spiele, beide werden ähnlich wie bei uns gespielt. Regungslos starren die Partner auf das Brett, und nur wenn ein besonders wichtiger Zug zu machen ist, pflegt sich der Spieler durch eine gewaltige Prise aus seinem Schnupftabakhörnchen zu dem grofsen Werke zu stärken. Oft sehen Andere zu, aber niemals fällt es Jemandem ein, den Spielenden einen Rat zu erteilen oder auch nur eine Bemerkung zu machen.

An besonderem Orte stehen zum Verkauf Hammel, Schafe, Esel, Ziegen, alle mit zusammengebundenen Vorderbeinen, während man dem Kamel, welches sich nicht fortbewegen soll, nur ein Vorderbein winkelförmig aufbindet. Ziegen, welche zum Milchverkauf hergetrieben sind, tragen einen tutenförmigen, aus Gras geflochtenen Maulkorb, damit sie nicht von den umherliegenden Abfällen fressen können.

In den Strafsen, die den Markt umgeben, finden sich zahlreiche Kaffeehäuser. Hier waltet der kahuadji, der Kaffeemann, seines gewichtigen Amtes; mit dem Fächer schürt er das Holzkohlenfeuer des kleinen Ofens an, auf dem der schwarze, schlammige Trank brodelt. An einem Holzbört hängen die Kaffeetassen (bunt bemalte Obertassen aus Porzellan, aus Europa eingeführt); die weifsen Wände sind bemalt mit rohen schwarzen, blauen, roten Darstellungen ohne Perspektive: einem Palmenbaume, einem Vogel, einem Schiff, jenem Wunderdinge, welches, wie man erzählt, auf einem grofsen Wasser schwimmen soll! An den Wänden ziehen sich mit Matten belegte Holzbänke hin, auf denen die Besucher mit abgelegten Pantoffeln hockend sitzen, den fendjel kahua, die Tasse Kaffee, mit der Hand umfassend, bedächtig daraus schlürfend. Der Wohlhabende aber, der sich einen besonderen Genufs verschaffen will, läfst sich den schwarzen Trank mit einer Hand voll ssekkr versüfsen. Vor dem Kaffeehause auf der Strafse sind gleichfalls Matten ausgebreitet, und auch hier hocken die weifsen Gruppen der schweigsamen Männer, die Tasse in der Hand und die Wasserpfeife rauchend oder Domino spielend. So sitzen sie oft stundenlang regungslos da, und die eingefleischten Wirtshausgänger oft tagelang.

Kommt aber die Zeit des Abendgebetes, dann erhebt sich die schweigsame Gruppe; jeder zieht seinen Burnus aus und breitet ihn auf die Matte nach Osten zu. Nun ergreift der Betende eine Handvoll Staub und reibt damit Brust und Beine. Denn Allah, der Grofse, hat befohlen, dafs vor jedem Gebet eine Abwaschung stattzufinden hat. Da nun aber, zumal in der Wüste, nicht überall Wasser zu haben ist, so hat Mohammed, der Prophet, im Namen des Allbarmherzigen bestimmt, dafs solche heilige Waschung auch mit Sand vorgenommen werden könne. Und wird Allah zürnen, wenn der Gläubige auch dort Staub nimmt, wo Wasser vorhanden, welches so schrecklich nafs und kalt ist? — Nach beendigter Waschung stellt sich der Betende, nach Osten schauend, hinter den Burnus, die Arme straff herabhaltend. Kurz darauf folgt eine rechtwinkelige Bewegung des Oberkörpers, wieder ein Augenblick der Ruhe; dann werfen sich die Gläubigen auf die Kniee und drücken nach Osten gewandt das Gesicht auf den am Boden ausgebreiteten Burnus. Nach ganz kurzer Zeit erhebt sich der Betende und wiederholt das Ganze zwei- bis dreimal. Damit ist die Andacht beendet und mit den Worten: „Allah akbar mochammd rsull ul allah" (Gott ist grofs, Mohammed ist der Gesandte Gottes) wirft er seinen Burnus wieder über.

In den Oasen des Uëd Rhir, von Biskra bis nach Tuggurt hinab, fehlt in den Kaffeehäusern auch nicht das Ewig-Weibliche. In den Bergen südlich vom Schott-el-Hodnā wohnt der Stamm der Ulād Naïl, der seine Töchter oft schon im Kindesalter als Priesterinnen der Terpsichore in die Oasen der Wüste hinaussendet. Besonders Biskra ist ihre Hauptniederlassung, dort haben sie eine ganze Strafse inne, und am Tage sitzen die Tänzerinnen Cigaretten rauchend vor den Häusern auf Strohmatten. Sie sind übrigens nur zum Teil jung und hübsch, man sieht auch viele alte und häfsliche. Sie tragen grellfarbige, bunte Gewänder und einen bunten Turban, und sie sind mit vielen silbernen Armspangen und anderen metallenen Zieraten behangen. Die meisten haben auf dem Kopfe einen grofsen, kastenartigen Aufbau von fremdem und eigenem Haar, der aus dick geflochtenen, bis über die Ohren herabhängenden und dann wieder hinaufgebundenen Zöpfen besteht. Durchzieht man ihre Strafse, so wird man von allen Seiten mit den Worten: „Sidi, hast Du nicht eine Cigarette für mich?" empfangen. Ihr abendlicher Tanz mit Paukenschall und quiekenden Pfeifen und dem Geklapper der Arm- und Fufsspangen ist übrigens nur nach dortigen Begriffen schön, und die sonst so ruhigen Männer geraten dabei oft geradezu in Verzückung.

Beiträge zur Volkskunde der Juden.

Von Dr. S. Weissenberg. Elisabethgrad in Süd-Rufsland.

Nach langem, süfsem Schlafe erwachte endlich der jüdische Geist, zwar nicht selbständig, sondern nach einem ziemlich unsanften Schütteln seitens seiner ewig lebenden Gegner. Die Judenhetze, wie Sturmwind alles ergreifend und niederreifsend, auch das, was scheinbar unantastbar war, hat auch ihre gute Seite. Sie fegte die lange gehegten Assimilierungshoffnungen weg und zeigte den Juden, dafs sie trotz ihres besten Willens und Dafürthuns nicht untergehen können. Man mag vom Sionismus halten, was man will, es läfst sich aber nicht leugnen, dafs derselbe von schlummernder Kraft und Energie und von erwachtem Selbstbewufstsein zeugt. Im neuentbrannten Kampfe der Nationalitäten erblickten sich die Juden nicht nur einsam und verlassen, sondern auch verachtet und verfolgt, wie im grauen Mittelalter. Die Verhältnisse in Böhmen sind nicht nur charakteristisch, sondern auch sehr lehrreich, und könnten solchen, die lernen wollen, manches lehren. Die Tschechen glauben, die Juden müssen Tschechen sein; die Deutschen verlangen von den Juden, Deutsche zu sein. Was blieb den Juden übrig? Sie verteilten sich nach Tradition und individueller Sympathie. Nun begann der deutsch-tschechische Kampf, und die Juden wurden nicht nur von beiden verlassen, sondern auch abwechselnd geprügelt: beim Sieg der deutschen Partei von den Tschechen und im Gegenfalle von den Deutschen. Handelt es sich aber um rein jüdische Fragen, dann verbinden sich beide feindliche Parteien und prügeln die Juden gemeinsam nach dem Motto: Der Jude wird verbrannt...

Unter solchen Umständen ist es kein Wunder, dafs die Juden sich endlich aufrafften und sich zur Nation proklamierten. Die Folge war ein Aufblühen der jüdischen Wissenschaft, des jüdischen Geistes; die althebräische Sprache wird in Palästina und Rufsland nicht nur fleifsig studiert, sondern auch als Umgangssprache geübt. Man schämt sich nicht mehr, Jude zu sein, trauert darob, dafs ein grofser Teil des tausendjährigen volkstümlichen Schatzes unwiderruflich verloren gegangen ist und sucht hastig das wenige Übriggebliebene zu retten. Es ist auch höchste Zeit dafür; denn Spiele, die ich noch selbst vor etwa 20 Jahren gespielt habe, sind der jetzigen Jugend völlig unbekannt, und Sitten und Gebräuche in Haus und Synagoge verschwinden mit einer überraschenden Schnelligkeit, dank dem Hange des jüdischen Volkes zu allem Äufserlichen. Fast gleichzeitig entstanden in Hamburg und Wien Gesellschaften für jüdische Volkskunde. Die Jahresberichte der Wiener „Gesellschaft für Sammlung und Konservierung von Kunst- und historischen Denkmälern des Judentumes" zeugen von einem fröhlichen Gedeihen des Unternehmens, dasselbe bekunden die Mitteilungen der „Gesellschaft für jüdische Volkskunde" in Hamburg, von denen bis jetzt vier inhaltreiche Hefte vorliegen. Beide Gesellschaften besitzen für die kurze Zeit ihrer Existenz ziemlich reiche Museen. Aber Gefühle, die man bei allen anderen Völkern hochschätzt — wie Solidarität, Wahrung des Volksgeistes, Kampf ums Dasein u. dgl. —, die nimmt man den Juden oft übel. Im Zeitalter des Separatismus müssen die Juden Kosmopoliten sein, während man ihnen eben diesen Zug noch vor kurzem vorwarf. Die Juden, falls sie nicht untergehen wollen oder können, müssen Juden sein, — das ist die beste und einzige Lösung der Judenfrage. Man kann Jude und zugleich ein treuer deutscher Bürger sein, wie man Deutscher und zugleich schweizerischer oder russischer Bürger sein kann.

Ich habe diese kurze Einleitung für nötig gehalten, da mancher Leser bezweifeln wird, ob es eine jüdische Volkskunde überhaupt gebe. Da es keine Juden, sondern nur Deutsche jüdischer Konfession giebt, so kann es doch keine besondere jüdische Volkskunde geben, wie es keine katholische giebt. Das ist der Gedankengang vieler Nichtjuden, aber auch der vieler Juden. Man vergifst dabei, dafs es aufser den wenigen jüdischen Kommerzien-, Justiz- und Sanitätsräten noch eine grofse jüdische Masse giebt, die an ihren Überlieferungen und Idealen festhält, die ein reiches, von der Umgebung grundverschiedenes Gemütsleben besitzt, das noch zu erforschen ist.

Ich habe die Absicht, im folgenden nur Materialien zur Volkskunde der südrussischen Juden mitzuteilen, mir eine künftige Bearbeitung derselben vorbehaltend.

Die Wiedergabe ist eine phonetische, nur entspricht y dem russischen ы, in ei ist das e wie e und in s'ch sind beide Laute getrennt auszusprechen.

Die hebräischen Worte sind kursiv gedruckt.

Jüdische Volkslieder [1]).

1.

Ynter dem Kynds Wiegele
Steit a klurwass Ziegele.
Dus Ziegele ys gefuhren handlen
Noch Rosinkes yn noch Mandlen.
Schich yn Sekelech wet men dem Kind koifen,
Yn *Cheider* (Schule) wet es loifen,
Myt Pytter wet men die Bylke (Brot) beschmieren,
Der Vuter myt der Mytter solln ihm derleiben zy der *Chype* (Trauung) führen.
Dus ys die beste *S'choire* (Ware).
Dus Kynd wet lernen *Toire*,
Toire wet es lernen,
Sphurym (Bücher) wet es schraben,
A giter yn a frymer Id wet mir dus Kynd blaben.
Toire ziwe luni Moische meruschе (Das Gesetz hat uns Mose geboten als Erbe, Deuter, XXXIII, 4),
Zy der Barmyzwe (Konfirmation) wet es sugen a *Drusche* (Predigt),
Zy der *Drusche* wet es sech stellen,
Der Vuter myt der Mytter wet unquellen (zufrieden sein),
Gur dem *Oilem* (Versammlung) wet san gefellen,
Gur dem *Oilem*, gur der Welt;
Der Vuter myt der Mytter wet gibn *Nadn* (Mitgift) assach (viel) Gelt. (Elisabethgrad, Gouv. Cherson.)

2 [2]).

Schluf man Veigele,
Mach zi dus Eigele,
Schluf sech ois man Kynd.
Di schlufst myt Freid,
Di weifst nyt vyn ken Leid
Schluf sech ois gesynt.
Ich dan Mytter
Byn dan Beschytzer,
Schluf sech ois gesynt.
Der Schluf der giter
Asoi wi a Hiter
Steit ba dir bys fri,
Myt san Fligele
Yber dan Wiegele
Dekt er dech styl zi.
Di spielst sech af dan Bryst

[1]) In den Mitteil. d. Ges. f. jüd. Volkskunde in Hamburg sind von einigen hier folgenden Liedern Varianten veröffentlicht.

[2]) Scheint eine verdorbene litterarische Bearbeitung eines Volksliedes zu sein.

Myt dane Henteleeh ymsyst,
Der Takt hot ba dir ken Wert,
In myt die Fingerlech
Oif die Klingerlech
Piano yn Konzert.
Di west oifstein vyn dan Wieg,
Host di Arbet genig
Far dir ungegreit azynd:
Styken Schichelech,
Leienen Bichelech, —
Schluf derwal man Kynd.
As s'wet weren a roit Fleckele
Oif dan Bekele,
Wet men Wyssen dan Mein.
Di west a kik tun vyn der Sat
Stein inge Lat
Rach gekleit yn schein.
Dech weln lieben,
Presenten gieben,
Sollst di sugen nein.
Die Eltern solln leibn,
Yn *Nadn* (Mitgift) geibn
Toisenter assach (viel).
Sech kischn in Malechl
Chusn (Bräutigam) myt der *Kalechl* (Braut) —
Mir welln sech frein glach myt ach.
Di west gein a Kleid
Myt Schljares (volants) baneit,
Di west sech drein aher yn ahin.
Yn vyn dan Wyndele,
Man klein Kyndele,
Wet wern a Karnolin.
Di west tanzen yn Sal
Af dem gepytzten Pol (Boden),
Di west unmachen a Wynd.
Demelst, Tamynju (Süfse),
West di heissn damynju, —
Schluf derwal gesynt.
Di west zy der *Chype* gein
Ungetin schein,
Demelst west di wern rein vyn Synd.
Di west sytzen bam Tysch,
Di west essn gefylte Fysch,
Schluf derwal man Kynd.
Di west hubn a kleins
A fans yn a scheins,
Di west's lieben, wie ich lieb dech azynd.
Di west ihm oiskischen eider Glydele,
West ihm singen dus Liedele, —
Schluf sech ois gesynt.
(Tschudnowo, Gouv. Kiew.)

3.

A a ljuli,
Der Tate (Vater) heifst Isruli,
Die Mame heifst Mali,
Dus Kynd wyll a Ljali (Spielzeug).
(Elisabethgrad.)

4.

Gott, Gott, gieb a Reigen
Vyn die kleine Kynders weigen,
Nyt ken ssach (viel), nyt ken bysl,
Nur a vyle Schysl. (Elisabethgrad.)

5.

Die Tscherede (Viehherde) geit,
Dus Beinkele steit,
Der *Rebe* (Lehrer) schmast,
Der *Tuches* (Hinterer) bast. (Elisabethgrad.)

6.

Ziegele, Miegele, Kotana (?)
Roite Pomeranzen,
As der Tate schlugt die Mame,
Gein die Kynder tanzen.
Yn as der Tate fuhrt awek,
Lygt die Mame yntern Bett,
Yn as der Tate kymt zifuhren,
Is die Mame a Kympeturen (Wöchnerin).
(Tschigirin, Gouv. Kiew.)

7.

Afn hoichen Barg,
Yn afn grinem Grus,
Stein a Pur Datschen,
Myt die lange Batschen (Knute).
Hoiche Mannen sanen sei,
Kerze Kleider trugen sei.
Uwini meilech (unser Vater und König),
Dus Harz ys mir freilech.
Freilech wein mir san,
Treinken wein mir Wan,
Wan weln mir treinken,
Zy Gott weln mir winken.
Fyschelech yn Wasser,
Krepelech (Milchspeise) yn Pytter,
Wusser a Meidel (*Bucher* = Jüngling),
S'wet wech lieb huben,
Wel ich ihr (ihm) gibn a Styk Zyker;
Wusser a Meidel (*Bucher*),
S'wet mech fant huben,
A *Rich* (Teufel) yn ihr (san) Vuter yn Mytter.
(Tschigirin.)

8.

As ich byn gewein a kleininke,
Byn ich gewein a scheininke.
As me hot mech ungehoiben *chassene*machen (verheiraten),
Hot men ungehoiben spötten yn lachen.
Wus ys dus Spötten yn wus ys dus Lachen?
Die *Kale* (Braut) konn ken Kigel (süfse Sabbathspeise) nyt machen.
As sie hot schoin dem Kigel gur git gemacht,
Vyn Myttwoch ynderfri bys Frateg farnacht,
As s'ys gekymen Frateg zynachtz zy essn,
Hot sie die Fysch ynter dem Prypetschek (Herd) vargessn,
S'ys gekymen Schabbes ynderfri zy essn,
Hot sie dem Kigel vargessn.
Hot er genehmen dem heiligen Stecken,
Yn hot ihr ungehoiben zy decken.
Er hot sie vartryben oif vier Wochen,
Hot er nyt gehat, wer s'soll ihm a Kulisch (Grütze) upkochen.
Hot er ungehoiben myt die *Schcheinem* (Nachbar) studieren,
As me soil ihm breingen di Schlimesalneze (Schlampe) zyfihren.
As me hot ihm die Schlimesalneze yn Stib arangebracht,
Hot er alle Tiren oifgemacht.
„Kym aher man Wab, man taire *Neschume* (Seele),
Ich wel dir koifen a scheine *Matune* (Geschenk);
Ti un man Wab die alte Schkrabes (Schuh).
Gei yn koif an oif Schabbes;
Loif man Wab yn *Mykwe* (Reinigungsbad) gich yn geschwynd,
Yn ich wei san ba dem pyzele (klein) Kynd."
— „Di sollst asoi huben man Mann die lechtyge Weit,
Wie ich hob afyle (sogar) a Kopeke Gelt" —.
„S'soll dir san man Wab asa groisse *Sybe* (Unglück),
Wussere nan Petakes ($1\frac{1}{2}$ Kopeken) s'lygen af der Rybe (Ofen)." (Elisabethgrad.)

9.

„Moische *rabyni* (unser Lehrer) vyn der ganzer Welt,
Warf mir arup a Säckele Gelt!"
— „Wus west di tin myt'n Säckele Gelt?"
„Ich wel fihren Ziegelech."
— „Wus mest di tin myt die Ziegelech?"
„Ich wel bowen a Schilechl (Synagoge),
In gein dawyuen (beten) *mynche-maryw* (Abendgebet).
Gei ich a byssele water,
Trugt die Kih an Ater;
Die Kih wyl mech schlugen,
Gei ich zym Puretz (Herr) klugen;
Bam Puretz ys du a Hyntele,
Yn lost mech nyt aran." [3]). (Tschudnowo.)

10 [4]).

Gott vyn Awrum, vyn Itzchok yn vyn Jankew,
Behit dan lieb Volk Israel yn dauem Loib,
As der lieber heiliger Schabbes *koidesch* (heilig) geit awek.
Die Woch soll yns kymen zy Gesynt yn zy Leiben,
Yn zy *Masel* (Glück), yn zy *Bruche* (Segen), yn zy *Atsluche* (Gelingen),
Yn zy *Oischer* (Reichtum), yn zy *Kuwed* (Ehre), yn zy *Chein* (Gefallen), yn zy *Chessed* (Gnade),
Yn zy *Psires toives* (gute Nachrichten), zy *Jeschies* (Hülfe), yn zy *Nechumes* (Trost),
Yn zy *Moichel awoines* (Sündenvergebung), yn zy allem giten Gewynn. Umein.
Alles Gits yn ynser Hois,
Alles Beis vyn ynser Hois.
Riboineschelolem (Herr der Welt) sollst yns bentschen (segnen),
Mir solln nyt dafn zy ken Menschen. (Elisabethgrad.)

---

[3]) Der Sinn ist mir nicht ganz klar; es scheint sich um Reinhaltung des Judentums zu handeln. Für Erklärung würde ich sehr dankbar sein.

[4]) Wird am Sabbathausgang von den Frauen gesprochen.

Bücherschau.

Justus Perthes' Alldeutscher Atlas. Bearbeitet von Paul Langhans. Mit Begleitworten: Statistik der Deutschen und der Reichsbewohner. Unter Förderung des Alldeutschen Verbandes.

Seit Jahren hat in ebenso mühevoller als sachkundiger Weise Paul Langhans in Gotha, der Verfasser des Deutschen Kolonialatlas, alles kartographisch zusammengestellt, was sich auf die Verbreitung und kulturelle Bedeutung des deutschen Volkstums bezieht. Eine stattliche Reihe schöner Karten ist von ihm erschienen, welche die Verbreitung der Deutschen über die Erde, die Ausdehnung unseres Handels und unserer Schiffahrt, namentlich auch unsere Grenzbeziehungen zu anderen Völkerstämmen (Dänen, Magyaren, Slaven) in klarer Weise zur Anschauung bringen und die meistens von statistischen Nachweisen begleitet sind. Sie alle sind berechnet, zur Hebung unseres Nationalbewufstseins beizutragen, das immer noch der Anregung bedarf, da der alte Erbfehler der Deutschen, Anpassung an das Fremde, trotz des Aufschwunges unseres Volkstumes in den letzten Jahrzehnten, noch keineswegs ganz geschwunden ist. Solcher Belebung des Volksbewufstseins dient auch ausgesprochen diese neue Arbeit, die zum Teil auf den früheren Arbeiten des Verfassers beruht. Mit zahlreichen Nebenkärtchen versehen, bringt sie auf fünf grofsen Blättern zur Anschauung: Die Verbreitung des Deutschtums auf der Erde, das Deutschtum in Europa und im Morgenlande, Deutsche und Undeutsche im Deutschen Reiche, die Deutschen im Osten (unter Magyaren u. s. w.), die Hauptsitze der deutschen Übersee. Die Ausführung der Karten ist, auch abgesehen von dem Inhalte, technisch eine ganz vorzügliche und in der Raumausnutzung leerer Stellen erweist Langhans sich als Meister; überall bringt er kleine lehrreiche Kärtchen und Diagramme an, welche das Hauptbild unterstützen und erläutern. Mit Vorliebe wendet Langhans dabei solche deutsche Ortsnamen im fremdsprachlichen Gebiete an, die früher wohl gang und gäbe, heute aber teilweise im Gebrauche erloschen sind. Verstehen wir wohl auch noch nach dem alten Handwerksburschenliede „Von Nanzig (Nancy) bis Danzig", so wird man doch kaum noch Arch für Arco und Reif für Riva deuten können. In Klammer, als geschichtlich von Belang, aber das Absterben deutschen Einflusses daselbst bezeichnend, mögen sie noch Geltung finden, so gut wie Bern (Verona) an der Etsch u. a. Da scheint uns des Guten zu viel gethan.

Ganz besonders will ich auf die beigegebene Statistik der Deutschen, eine sehr mühevolle Arbeit, hinweisen. Beläge sind für die Zahlen nicht mitgeteilt, aber einzelne Nachprüfungen ergaben die Gewissenhaftigkeit des Verfassers, der in zweifelhaften Fällen wohl zu gunsten der Deutschen die Wagschale sinken läfst. Nach seinen Aufstellungen leben jetzt auf der Erde 84 793 000 Deutsche (die Niederdeutschen eingerechnet), davon 73 Mill. in Europa, fast 11 Mill. in Amerika. Richard Andree.

Dr. Dronke: Die Eifel. Aus den nachgelassenen Papieren des Verfassers herausgegeben von Dr. K. Cüppers. Mit dem Bilde des Verfassers. Köln, Paul Neubner (o. J.).

Der vor zwei Jahren verstorbene Trierer Gymnasialdirektor Dr. Adolf Dronke hat durch Jahrzehnte hindurch mit grofser Liebe die Geographie und Geschichte seiner linksrheinischen Heimat gepflegt und zahlreiche kleinere Schriften und Aufsätze über sie veröffentlicht. Wiewohl er ein gröfseres Werk über Eifel und Mosel beinahe vollendet hatte, war es ihm doch nicht vergönnt, dasselbe noch gedruckt zu sehen. Es ist nun in pietätvoller Weise von Dr. Cüppers herausgegeben worden. Zwischen populärer und wissenschaftlicher Darstellung die Mitte haltend, giebt es uns ein vortreffliches Gesamtbild der Eifellandschaften in geographischer und geschichtlicher Beziehung, woran sich die wirtschaftlichen und, weniger umfangreich als die übrigen Hauptabschnitte, die ethnographischen Verhältnisse anschliefsen. Das Gebiet umfafst im Osten den Rhein, im Süden die Mosel, im Westen ungefähr die Reichsgrenze, im Norden die niederrheinische Tiefebene. Der Name Eifel tritt zum erstenmale, lange nachdem schon helles geschichtliches Licht über dem Lande lag, 762 auf; Dronke stellt ihn zum keltischen ap, Wasser, und deutet die Eifel als quellenreiches Land, was sie mit ihren zahlreichen Bächen und kleinen Strömen ja in der That ist. Mit der Schilderung der Gewässer beginnt auch die Darstellung, die nach Art eines Reiseführers die Flüsse verfolgt und die sie begrenzenden Landschaften und an ihnen liegenden Ortschaften schildert. Ausführlich sind die so hoch interessanten geologischen Verhältnisse, die erloschenen Vulkane, Mineralquellen, die kleinen Kraterseen (Maare) und das Klima beschrieben, woran sich ein Überblick der Pflanzenwelt schliefst. Befriedigend wie dieser geographische Hauptabschnitt ist auch der folgende geschichtliche, der mit den Spuren des paläolithischen Menschen beginnt und uns dann das Eifelland zur Kelten- und Römerzeit zeigt. Sehr gut ist die Darstellung, wie hier die Sprachen sich ablösen — noch im 4. Jahrhundert findet der heilige Hieronymus keltische Sprache an der Mosel lebendig; ausführlich wird erörtert, was in kultureller Beziehung das linksrheinische Land jenen beiden Völkern schuldet, wie es schon weit vorgeschritten war, als im 5. Jahrhundert die Germanen einrückten. Dieser Abschnitt ist einer der vortrefflichsten des Buches und wir bedauern nur, dafs hier — wie überhaupt — nirgends Quellennachweise gegeben werden. Man sieht es freilich dem Werke an, dafs es überall aus dem Vollen schöpft — aber für Nachprüfung und Weiterförderung hätten die Quellen, unbeschadet des populären Charakters, angeführt werden müssen. Auch ein Register vermissen wir. Es folgen geschichtliche Einzeldarstellungen, in welchen namentlich die Rolle, welche die Klöster spielen und die Eifeldynasten hervortreten. Wie bunt erscheint die historische Karte dort im Mittelalter! Uns war neu das Cröver Reich, ein winziger Staat zwischen Bernkastel und Trarbach an der Mosel, der erst als Condominium der Daun, der Herren von Pfalz-Zweibrücken und Baden, 1776 sein Ende nahm. Die Beschäftigung der Bewohner macht den Schlufs. Dafs dem seit der Römerzeit erblühten Weinbau ein breiter Raum zugebilligt ist, kann nur gelobt werden. Die Eifel hat lange schwer gelitten und war arm; unter preufsischer Herrschaft, namentlich seit sie mehr Eisenbahnen erhielt, beginnt sie sich zu heben. Dafs sie landschaftlich hohe Reize gewährt und mehr das Ziel der Reisenden und Sommerfrischler wird, ist ihr zu gönnen.

Heinrich Semler: Die tropische Agrikultur. 2. Aufl. Unter Mitwirkung von O. Warburg und M. Busemann bearbeitet und herausgegeben von Rich. Hindorf. Bd. II. Wismar, Hinstorffsche Hofbuchhandlung, 1900.

Busemann hat in dem vorliegenden Bande die Abschnitte über Erzeugung, Handel und Verbrauch fast gänzlich umgearbeitet, sie erweitert und vermehrt, während die von Warburg vorgenommene Ergänzung und Berichtigung der botanischen Bemerkungen bei einer Anzahl von Kapiteln einer Neubearbeitung fast gleichkommt. Genannt seien vor allem die Abschnitte über Orangen und Citronen, die über Feigen, Bananen, Cinchonen, Gerberakazien, Vanille wie Indigo. Muskatnufs, Ätherische Öle, Kautschuk und Guttapercha wie Wurzelfrüchte sind von demselben Verfasser neu bearbeitet. Man kann sagen, dafs in den Kapiteln: Fette Öle und ätherische Öle, nunmehr fast sämtliche für den Welthandel augenblicklich in Betracht kommenden Fette und ölliefernden Pflanzen der wärmeren Zone zusammengestellt sind. Dasselbe gilt von den Kautschuk- und Guttaperchapflanzungen, welche bei dem jährlich wachsenden Bedarf allgemeines Interesse beanspruchen.

Es wäre so mancher Bibliothek recht dienlich, wenn der „Semler" in ihr eine Stätte fände und fleifsig benutzt würde. Die Anschauungen über die hier besprochenen Südfrüchte, Handelsrinden, Gewürze, Öle, Farb- und Gerbstoffe etc. sind meist recht seltsam und gering; auch der geographische Unterricht in den höheren Klassen würde an Lebendigkeit gewinnen, wenn der Lehrer den „Semler" öfter zu Rate zöge. Dafs das Werk für Pflanzer, Kaufleute und Wirtschaftspolitiker eine wahre Fundgrube ist, dürfte den beteiligten Kreisen längst bekannt sein.

Halle. Dr. E. Roth.

S. Patkanow: Die Irtysch-Ostjaken und ihre Volkspoesie. Bd. I. Ethnographisch-statistische Übersicht. Herausgegeben von der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften. gr. 8°. 167 S. St. Petersburg 1897.

Patkanow, der in Dienstangelegenheiten zwei Jahre im westlichen Sibirien verbrachte, hat seine freie Zeit gründlicher Erforschung der Lebensweise und der Überlieferungen des ostjakischen Stammes gewidmet und bietet mit seinem Werke eine wertvolle Bereicherung der Litteratur über die Ethnographie desselben. Es vermindert die Bedeutung der Arbeit nicht, dafs der Verfasser nur den Teil der Ostjaken kennen gelernt hat, der durch Jahrhunderte langes Zusammenwohnen mit Tataren und Russen vieles Ursprüngliche im

Familienleben, Recht und Glauben bereits aufgegeben hat, was bei den, von Nachbarvölkern weniger beeinflufsten Ostjaken am Obj noch erhalten ist; dafür ist von ihm die Frage nach dem Einflusse der neuen ökonomischen Verhältnisse auf das Leben des Volkes eingehend studiert und einige äufserst interessante Züge aus dem Kampfe ums Dasein beleuchtet worden, den ein auf niedriger Kulturstufe stehender Volksstamm mit neuen, ihm fremden Lebensbedingungen führt. Eingehend werden die Veränderungen im wirtschaftlichen Leben infolge des Überganges vom Jägerleben zum Fischfange und örtlich zum Ackerbau behandelt; das Steuerwesen; die Mafsnahmen zur Hebung der ökonomischen Lage der Ostjaken, die gleich der Mehrzahl der sibirischen Fremdvölker unter dem schweren Drucke der russischen Händler und Gewerbetreibenden stehen; das Budget einer Ostjakenfamilie ist hinzugefügt.

Bemerkenswert sind die auf persönliche Erhebungen gegründeten Nachweise über die Zahl der Ostjaken und die Ursachen ihres numerischen Rückganges seit 100 Jahren dort, wo sie mit russischen Ansiedlern in häufige Berührung kommen. Seine Angaben über die geistige und materielle Kultur der Ostjaken rückt der Verfasser so viel als möglich in eine kulturhistorische Beleuchtung. Syrjänen, Samojeden, Tataren, Russen haben Spuren in der Kultur, in der Sprache und Volkspoesie hinterlassen. Aus den gedruckten Berichten sind die spärlichen Zeugnisse über die Anthropologie zusammengestellt, nach eigener Beobachtung die Beschreibung der Wohn- und Siedelungsweise, die Verbreitung der Kenntnis des Lesens und Schreibens, Mafse und Zeitbestimmung. Überzeugend weist Patkanow nach, dafs bei den Ostjaken, wie bei vielen anderen ural-altaischen Völkerschaften, ursprünglich das Siebensystem gebräuchlich gewesen, das jetzt dem dekadischen weicht. Eingehender Beschreibung werden die Handarbeiten der Frauen gewürdigt. Broderien, Verzierungen mit Glasperlen, die sich durch eigenartige, zum Teil sehr reiche Ornamentierung auszeichnen. Nachdem er die musikalischen Instrumente und die Volksheilmittel berührt, handelt der Verfasser in zwei Kapiteln von den religiösen Vorstellungen, den Sitten und Gebräuchen, die trotz des officiellen Christentums der Ostjaken noch vielfach unkennbar altheidnische Bestandteile aufweisen; von den Göttern und Ahnen, von den Opfern, von den gegenwärtig im Ansehen gesunkenen Schamanen, von der Verehrung von Bäumen und Tieren (Bär, Schwan, Hecht). Im folgenden Kapitel behandelt der Verfasser die Ehe, die Hochzeitsfeier, die viel altertümliche Züge aufweist, die Aufeinanderfolge der verschiedenen Formen der Eheschliefsung. Die Vorstellungen von der Seele, Begräbnissitten, die Vorstellungen vom Leben nach dem Tode. Die Bräuche bei der Namengebung und die Formen der Eidesleistung beschliefsen den ethnographischen Teil des Werkes. Der Band 2 wird Proben ostjakischer Volksdichtungen und ein Wortverzeichnis enthalten.

Libau. A. C. Winter.

Vorgeschichtliche Wandtafeln für Westpreufsen. Entworfen im Westpreufsischen Provinzial-Museum zu Danzig. Sechs Blatt in farbigem Lichtdruck, Gröfse 70 × 86 cm. Verlag von O. Troitzsch. 3. Auflage. Subskriptionspreis 7,50 Mk.

In Anerkennung der Wichtigkeit unserer einheimischen Altertümer und in Würdigung der Gefahren, denen sie durch die Unkenntnis des Publikums ausgesetzt sind, wurde vor einer Reihe Jahren von leitender Stelle die Anregung zur Herstellung solcher Wandtafeln gegeben. Ihr ausgesprochener Zweck ist die Belehrung des Publikums und besonders der ländlichen Bevölkerung über die vorgeschichtlichen Gegenstände, um diese wenigstens vor der Zerstörung aus Unkenntnis zu schützen. Während die bisher erschienenen Wandtafeln der Provinzen Hannover und Sachsen, wie auch die älteren von Südwest-Deutschland und Österreich-Ungarn aus je einem Blatte bestehen, war die Provinz Westpreufsen durch Zuwendungen wohlhabender Gönner, insbesondere aber durch die Fürsorge ihres Oberpräsidenten v. Gofsler, welcher hervorragendes Verständnis und Interesse für die Vorzeit unserer Heimat besitzt, in der glücklichen Lage, sechs Blätter herstellen zu können. So war es möglich, jeder der Hauptperioden: Steinzeit, Bronzezeit, Hallstattzeit, La Tène-Zeit, Römische Zeit, Arabisch-Nordische Zeit ein ganzes Blatt zu widmen. Die Auswahl und Zusammenstellung der am meisten charakteristischen Waffen, Schmuckstücke und Geräte ist auf Grund der neuesten Forschungsergebnisse in streng wissenschaftlicher Weise erfolgt, auch ist auf jedem Blatte die jeweilig herrschende Begräbnisart zur Anschauung gebracht. Die Ausführung in farbigem Lichtdruck ist gut gelungen, die Anordnung übersichtlich und geschmackvoll, so dafs diese Tafeln für jedes Studierzimmer einen schönen Wandschmuck abgeben. Wenn ein prähistorisches Werk in einem Zeitraume von etwa einem Jahre drei Auflagen erlebt, so kann man seinem Verfasser, dem verdienten Direktor des Danziger Provinzial-Museums, Prof. Conwentz, und dem Verleger gratulieren, eine andere Empfehlung ist dann aber nicht mehr nötig. A. Götze.

Kleine Nachrichten.

— Über die Tiefsee-Expedition des „Albatrofs" in der Südsee, deren erste Ergebnisse auf S. 14 des laufenden Bandes mitgeteilt wurden, liegt ein weiterer, in „Science" 1900, p. 92 veröffentlichter Brief Prof. Agassiz' vor. Er ist aus Papeete vom 6. November datiert und behandelt eine einmonatliche Rundfahrt im Paumotu-Archipel, wobei zahlreiche Inseln untersucht wurden. Das Ergebnis von über 100 Tiefseemessungen war, dafs die westlichen Inseln der Gruppe wahrscheinlich alle auf einem umfangreichen Plateau sich erheben, das der Tiefenlinie von 1500 m entspricht; dafs ferner einzelne Inseln auf kleineren, selbständigen Plateaus gleicher Tiefe liegen, und dafs noch andere, wie Tikai, Aki-Aki, Nukutavaka, Pinaki und die Gloucesterinseln, als isolierte Spitzen aus gröfseren Tiefen emporragen. Die Lotungen beweisen, dafs — was man übrigens schon bei den Fidjiatollen gefunden hat — Atolle nicht notwendigerweise aus sehr grofsen Tiefen aufzusteigen brauchen, dafs sie sich hier vielmehr mit steilem Abfall nach aufsen aus mäfsigen Tiefen heraus aufbauen. Die tiefste Stelle im Archipel — 4614 m — wurde zwischen Hereheretu und der Gesellschaftsinsel Mahetia gemessen; der Boden bestand hier, wie überall in dieser Tiefenlage, aus rotem Lehm mit Manganknollen. Die Beobachtung der Atolle förderte manche interessante Thatsache zu Tage; so fand man Atolle mit sehr flachen, oft nur 3,5 bis 5,5 m tiefen Lagunen, ja einzelne, wie Tekei, Aki-Aki und Nukutavake, besitzen solche überhaupt nicht. Agassiz kommt zu dem Ergebnis, dafs die Lagunen dieser Atolle durch den vom Winde mitgeführten Sand der auf dem Korallenringe aufgehäuften Dünen allmählich ausgefüllt worden sind. Auf Pinaki ist auf diesem Wege auch eine zweite Einfahrt in die Lagune verschwunden; an sie erinnert nur noch eine Einsenkung auf dem Atollringe. Atolle, deren Lagunen völlig vom Meere abgeschlossen sind, finden sich zwar vielfach auf den Karten verzeichnet, doch meint Agassiz, dafs sie während der Flut mit dem Meere in Verbindung stehen dürften. Die einzige, wirklich abgeschlossene Lagune, die Agassiz fand, war die von Niau; hier beträgt die Höhe des Landrandes überall 4,5 bis 6 m, so dafs eine Überflutung, aufser bei Cyklonen, ausgeschlossen ist. Auffällig war das sehr geringe pelagische Leben im Paumotumeere, nicht nur an der Oberfläche und in einer Tiefe bis zu 550 m, sondern auch in den Tiefenlagen zwischen 1100 und 1800 m, die sonst sehr ergebnisreich zu sein pflegen.

— In der bekannten Depression von Luk-tschin in Centralasien, die 1890 durch die Brüder Grum-Grschimailow entdeckt wurde, war auf Betreiben Roborovskys eine vollständige meteorologische Station vom 1. November 1893 bis 18. Oktober 1895 thätig, deren Ergebnisse, von Tillo bearbeitet, jetzt vorliegen. Die Vergleichsstationen waren Barnaul und Irkutsk in Sibirien, und, weil von letzterer die Höhenbestimmung noch nicht vollständig sicher ist, war es auch nicht möglich, für Luk-tschin eine Zahl von wünschenswerter Genauigkeit zu erhalten. Die aus drei Serien von Vergleichungen der barometrischen Beobachtungsresultate an den genannten Stationen gewonnenen Ergebnisse ergaben für die Station Luk-tschin, etwa 4,5 km östlich von der Stadt Luk-tschin gelegen, eine Höhe von — 17 m mit einem wahrscheinlichen Fehler von ± 15 m. Ein sehr sorgfältiges Nivellement der ganzen Depression ergab, dafs die tiefsten Punkte derselben 95 bis 112 m unter dem Niveau der Station liegen, und danach wären die Höhenzahlen für dieselben — 112 m bei Bojantetura, und etwa — 130 m bei Tasch-tura. Aber abgesehen von diesen Höhenbestimmungen beanspruchen

die meteorologischen Beobachtungen auch an sich schon Interesse. Die Differenz zwischen Januar- und Junimittel des Barometerstandes ist die gröfste auf der ganzen Erde bis jetzt bekannte und beträgt volle 30 mm. Es ist dies eine Folge der Ausbildung der hohen asiatischen Anticyklone während der Wintermonate. Im Sommer steigt die Temperatur so hoch, wie in der Sahara (Maximum 48° C. im Schatten, 64° C. in der Sonne), und aufserdem ist das Klima durch eine ganz excessive Trockenheit und Klarheit des Himmels ausgezeichnet.

— Am 7. Februar d. J. starb nach kurzer Erkrankung an Influenza in Oaken Holt unweit Oxford Sir William Hunter, ein britischer Staatsmann und Schriftsteller, der besonders durch seine zahlreichen und wertvollen Arbeiten über Indien in hohem Ansehen steht. Geboren am 15. Juli 1840 zu Glasgow, trat er bereits 1862 in den indischen Civildienst und blieb bis 1887 in demselben; 1883 wurde er Mitglied des Geheimrates des Vicekönigs. In seiner Stellung als Generaldirektor des Statistischen Bureaus in Kalkutta organisierte er 1871 das grofse Unternehmen einer statistischen Inspektion von Indien; der erste allgemeine Census von Indien wurde 1872 veranstaltet und erschien in „Statistical account of Bengal" (20 Bände, 1875 bis 1877). Von seinen Schriften heben wir hervor: „The Indian Empire, its history, people and products" (1882; 3. Aufl. 1893); „England's work in India" (1881, 10. Aufl. 1890); „A brief history of the Indians people" (1882, 20. Aufl. 1892); „A school history and geography of Northern India" (1891). Als beste Quelle für indische Angelegenheiten gilt sein „Imperial Gazetteer of India" (9 Bde., 1881; 2. Aufl. 16 Bde., 1885 bis 1887).
W. W.

— Prof. Dr. Adolf Ernst †. Am 11. oder 12. August 1899 ist in Caracas in Venezuela Prof. Dr. Adolf Ernst, ein um die Kunde von Venezuela hochverdienter Deutsch-Amerikaner und Mitarbeiter an unserem „Globus", gestorben. Es soll aber auch heute noch nicht zu spät sein, demselben an dieser Stelle einige Worte des ehrenden Andenkens zu widmen. Adolf Ernst wurde am 6. Okt. 1832 in Primkenau in Schlesien geboren, besuchte das Gymnasium in Breslau, studierte in Breslau, Berlin und Leipzig Naturwissenschaften und neuere Sprachen und war dann einige Jahre in Hamburg als Lehrer an höheren Privatschulen thätig. Im Dezember 1861 wanderte Ernst nach Venezuela aus und widmete sich in der Hauptstadt Caracas dem höheren Lehrfache. Alsbald begann er auch mit der naturwissenschaftlichen Erforschung der Umgebung von Caracas und gründete 1867 eine Sociedad de Ciencias Fisicas de Venezuela, deren Präsident er wurde. Im Auftrage der Regierung präparierte und ordnete Ernst die Sammlungen Venezulenaischer Produkte, die auf verschiedene Ausstellungen in Bremen, Wien, Philadelphia u. a. gesandt wurden. Ein wertvolles Buch von ihm war: La Exposicion nacional de Venezuela en 1883 (Carácas 1886), in dem er eine grofse Zahl wichtiger Daten und Bestimmungen über die Produkte des Landes niederlegte. Im Oktober 1874 wurde Dr. Ernst zum ordentlichen Professor an der Centraluniversität von Venezuela für die neu geschaffenen Lehrstühle für Naturwissenschaften und deutsche Sprache sowie zum Direktor des Nationalmuseums und der Universitätsbibliothek ernannt. Nach vielen Seiten war in dieser Weise der Verstorbene für die wissenschaftlichen Bestrebungen seines neuen Vaterlandes thätig, an Auszeichnungen mannigfacher Art hat es ihm denn auch nicht gefehlt und die einheimischen Zeitungen widmeten ihm nach seinem Tode ehrenvolle Nachrufe. Dem deutschen Namen hat Dr. Adolf Ernst Ehre gemacht. W. W.

— General Dr. A. v. Tillo †. Am 11. Januar d. J. ist in St. Petersburg Generalleutnant Dr. Alexis v. Tillo, eben 60 Jahre alt, nach kurzer schwerer Krankheit gestorben; Rufsland, und insbesondere die Kaiserl. Russ. Geographische Gesellschaft, deren Vicepräsident der Verstorbene war, haben durch den Tod dieses um die russische Geographie hochverdienten Mannes einen schweren Verlust erlitten. Alexis v. Tillo wurde im Jahre 1839 geboren und erhielt auf der Artillerie-Akademie und der Akademie des Generalstabes zu St. Petersburg seine Ausbildung; in reiferen Jahren hörte er später auch noch an den Universitäten Strafsburg und Leipzig Vorlesungen über Geographie und Naturwissenschaften. Von 1868 bis 1871 fungierte v. Tillo als Chef der militärischtopographischen Sektion des Orenburger Militärbezirkes, 1872 bis 1879 als kommandierender Oberst des 148. Kaspischen Regiments, seit 1883 als Chef des 1. Armeecorps zu St. Petersburg. Besonders die Kartographie in Verbindung mit Geodäsie und Hypsometrie, sowie die Meteorologie des russischen Reiches waren die Gebiete, auf denen von ihm selbst und durch seine Anregung hervorragende Arbeiten geliefert sind. Zu nennen sind in erster Linie seine epochemachende „Hypsometrische Karte des europäischen Rufslands" (1890), wodurch ein vollständiger Umschwung in der üblichen Auffassung des Bodenbaues von Rufsland herbeigeführt wurde; ferner seine Karte „Länge und Gefälle der Ströme des europäischen Rufslands" (1888). Von grundlegender Bedeutung ist ebenfalls seine umfangreiche und schöne Arbeit: „Die Verteilung des Luftdruckes im Gebiete des russischen Reiches und des asiatischen Kontinents, auf Grund der Beobachtungen von 1836 bis 1885" (St. Petersburg 1890, nebst einem starken Atlas in Folio mit 69 Karten). Auch auf erdmagnetischem Gebiete lieferte er mehrere wichtige Arbeiten, darunter „Erdmagnetische Beobachtungen im Orenburger Gebiet" (1872). Vorwiegend spekulativen Charakters sind Tillos Artikel und Notizen über die Hauptwasserscheide der Kontinente, die „Mittlere Höhen und Tiefen der Kontinente und der Meere" (1888) u. a. In der St. Petersburger Geographischen Gesellschaft war der Verstorbene einer der leitenden Geister und seinem Einflufs sind zahlreiche Reisen und Forschungen zu verdanken. Noch am Berliner internationalen Geographenkongrefs nahm Tillo mit regstem Eifer teil. Auszeichnungen sind dem Verstorbenen in reichem Mafse zu Teil geworden: Er war u. a. Ehrenmitglied der Berliner Gesellschaft für Erdkunde, korrespondierendes Mitglied des französischen Instituts, Ehrendoktor u. s. w. W. W.

— Die durch den Aufstand des Mahdi lange Jahre versperrte Route von den Nilseen den Nil abwärts bis Chartum ist jetzt wieder offen. Der Engländer Grogan, dessen Anwesenheit am Kiwusee wir oben S. 20 gemeldet hatten, ist am 8. Februar, von Süden kommend, in Omdurman eingetroffen. Sein Ausgangspunkt war vor zwei Jahren die Sambesimündung, von wo er, den Nyassa-, Tanganjika-, Kiwu-, Albert Edward- und Albert Nyansa-See besuchend, nach Wadelai am Nil gelangte, den er, unter der Berührung der britischen und belgischen Posten, abwärts verfolgte. Bei Bor wandte sich Grogan östlich landeinwärts, ging durch das Land der Dinka und erreichte den Bahr-el-Seraf 48 km von seiner Vereinigung mit dem Nil, den er dann bis Omdurman verfolgen konnte.

— Seine zweite Expedition nach dem Schingu in Innerbrasilien besprach Dr. Hermann Meyer in der Berliner Gesellschaft für Erdkunde am 3. Februar. Die Expedition, bei welcher Dr. Meyer von mehreren Fachgelehrten begleitet war, und die der Aufklärung der westlichen Zuflüsse des Schingu galt, hatte mit grofsem Mifsgeschick zu kämpfen. Der Aufbruch erfolgte im März 1899 von Cuyaba aus und gelangte an den „Formosa" benannten Flufs, den man mit Kanus hinabzufahren beschlofs, um zu ergründen, ob er dem Schingugebiete angehöre. Anfangs flofs der Strom zwischen herrlichen Wäldern hin, dann aber trat er in eine Enge mit einer unendlich sich hinziehenden Kette von Stromschnellen, die der Weiterfahrt unsägliche Beschwerden bereiteten. Die Kanus, öfter durch neue ersetzt, gingen mit den wertvollen Vorräten zu Grunde, und es trat Hungersnot bei der Expedition ein, zu der sich noch Fieber gesellten. Auf dieser gefahrvollen Strecke wurde der „Bastianwasserfall" entdeckt, welcher eine Höhe von 15 m besitzt. Weiter abwärts fliefst der Strom in einer Breite von 200 bis 300 m dahin. Man erkannte hier, dafs man sich auf dem schon von der Steinenschen Expedition erkundigten Ronuro befand, somit einen der westlichen Quellflüsse des Schingu befahren hatte. Indianer, welche den allgemeinen Schingutypus zeigten, aber entflohen, traf man am 8. Juli. Sie leben noch in der Steinzeit und besitzen gute Pflanzungen. Durch den unglücklichen Verlust der Kanus und Vorräte hat die grofs angelegte Expedition nicht die Ergebnisse gehabt, welche von ihr erwartet wurden.

— Über die Höhlenbildungen in Mexiko teilt J. Felix (Beitr. z. Geolog. u. Paläontol. d. Republ. Mexiko, Teil 2, 1899) mit, dafs das Gebiet der mexikanischen Republik zweifellos reich an Höhlen sei. Zwar ist über dieselben noch wenig bekannt, doch scheint so viel festzustehen, dafs die Mehrzahl derselben sich in kretaceischen Kalken eingesenkt findet. Durch diesen Reichtum an Höhlen wird im Verein mit der Bildung von Karrenfeldern an der Oberfläche der Kalke und der Wasserarmut der meisten derartigen Gebiete eine ziemliche Ähnlichkeit mit den europäischen Karstdistrikten erzeugt. Vermehrt wird diese Ähnlichkeit noch dadurch, dafs einige dieser vom Verfasser selbst untersuchten Höhlen sich zweifellos als alte Wasserläufe herausstellten. Reste von fossilen Tieren wurden bisher nirgends

in diesen Bildungen angetroffen. Verfasser geht dann des näheren auf einzelne dieser Höhlen ein und schildert die bei Cacuhuamilpa im Staate Guerrero, die in der Umgebung von Orizaba im Staate Vera Cruz und solche aus der Umgebung von Tlaxiaco im Staate Oaxaca. Eine dieser letzteren Höhlen wurde wahrscheinlich als Tempel benutzt, deren Eingang von dem alten Indianervolke der Zapoteken bei Ausbreitung des Christentumes von ihnen vermauert wurde. Trotzdem man bereits einen etwa 10 m langen Gang in dieses Mauerwerk getrieben hat, ist es noch nicht gänzlich durchbrochen, und die wahrscheinlich hochinteressanten Schätze dieses Höhlentempels harren noch heute der Hebung, obgleich sie wohl viel zur Klärung beizutragen vermöchten.

— Die Steinzeit in China ist von Giglioli zum Gegenstande einer bemerkenswerten Abhandlung gemacht worden. In dem ganzen ungeheuren Gebiete sind bisher nur geschliffene Steingeräte gefunden worden, wenigstens war der Verfasser nicht im stande, eine Waffe oder ein Gerät aus geschlagenem Stein nachzuweisen. Schon im Jahre 1866 gab Chevreul einen Bericht über die Steinzeit in China, in dem er das niederlegte, was er mit Hülfe des gelehrten Sinologen Stanislas Julien in alten chinesischen Schriftstellern darüber vorfand. Aus diesen historischen Notizen geht hervor, dafs die Bewohner der China benachbarten Länder bis vor verhältnismäfsig kurzer Zeit Pfeilspitzen aus Stein benutzten, wie z. B. die Aïnos von Sachalin und von Yeso. Ähnliche Waffen scheinen auch die Tatarenstämme benutzt zu haben, die im Flufsgebiete des Amur und in der Mandschurei mit den Aïnos in Berührung kamen. — Die bedeutendste Entdeckung von Steingeräten wurde im Jahre 1868 von der indischen Expedition zur Erforschung des Oberlaufes des Irawaddy gemacht. Sie fand in Momien, dicht an der südlichen Grenze Chinas, gegen 150 Steinäxte. Die gröfste derselben, aus grünem Diorit, ist fast 81 mm lang, 46 mm breit und 22 mm dick; die meisten Formen erinnern an europäische Typen und sind aus Basalt oder Jadeit hergestellt. Giglioli besitzt selbst ein keilförmiges, leicht gebogenes, vorzüglich geschliffenes Beil aus grünem Jadeit, das an der Schneide durchsichtig ist, welches in Fuchou in der Provinz Fokien gefunden wurde. Es ist 60 mm lang, 41 mm breit und 18 mm dick. — Ein ganz eigenartiges, geschliffenes und durchbohrtes Steingerät wurde von Pater Giraldi in Yangan-fu im nördlichen China, nicht weit von der grofsen Mauer gelegen, bei einer chinesischen Familie als Amulett entdeckt.

Auch gegenwärtig ist noch ein eigenartiges Steininstrument in gewissen Provinzen Chinas in Gebrauch. Es ist ein durchbohrter, mit einem langen Stiele versehener Hammer aus hartem, krystallinischem Gestein, der dazu dient, die Erdschollen auf den Feldern zu zerschlagen, damit sich die Erde besser mit dem Dünger mischen kann; auch zum Einschlagen von Pfählen scheint er zu dienen. Auch primitive Handsteinmühlen, die shih mo genannt werden und zum Mahlen von Reis dienen, sind in verschiedenen Gegenden Chinas in Gebrauch. (L'Anthropologie 1899, p. 586/88.)

Giglioli hat die älteren Arbeiten von Gustav Schlegel (Uranographie chinoise, p. 758) über die steinernen Pfeilspitzen und Donnersteine in China nicht gekannt. Ebenso nicht die Schilderung der Steinäxte, welche Edkins (Nature, 25. Sept. 1884) nachwies. Vergl. auch Zeitschrift für Ethnologie 1887, S. 133 und Archiv für Anthropologie, XVI, S. 241.

— A. Gukassian schrieb eine Doktorarbeit über den Parallelismus der Gebirgsrichtungen mit besonderer Berücksichtigung des hercynischen Systemes (Leipzig 1899). Die mittleren Richtungen der dem letzteren angehörigen Hauptgebirgsgruppen haben sich aus Verfassers Messungen und Berechnungen, wie folgt, ergeben:

Für den Thüringerwald . . .	136,2°
„ den Harz	109,35°
„ die Sudeten	128,5°
„ den Böhmerwald	129,2°.

Man sieht daraus, dafs der Parallelismus in den Grenzgebirgen von Böhmen vollkommener als in denen von Thüringen ist. Dort beträgt die Konvergenz nur 7°, hier 26,85°. Anderseits kommt auch der Unterschied zwischen den östlichen und den westlichen Gebirgsgruppen zum Ausdruck. Diese — der Böhmerwald und der Thüringerwald — sind mehr nach Süden geneigt und weichen in ihren Richtungen nur um 7° voneinander ab, jene — der Harz und die Sudeten — sind weniger nach Süden geneigt und weichen voneinander um 19,15° ab. Die Besonderheiten, welche Verfasser bei der Betrachtung des Parallelismus in jedem Abschnitte hervorhebt, treten uns hier im grofsen entgegen.

— Eine belangreiche geographisch-ethnographische Beschreibung der Insel Siaoe oder Siauw giebt van Dinter in der Tijdschrift voor Indische Taal-Landen Volkenkunde (Deel XLI, 1899, p. 324 bis 389 nebst Karte). — Siaoe gehört zu der nordnordöstlich von Menado liegenden Sangigruppe und ist erst in den letzten Jahren allgemeiner bekannt geworden, als die Ausfuhr der Kopra und Muskatnüsse den Dampferverkehr dorthin lenkte. Die Insel ist in ihrer ganzen Ausdehnung ein Bergland, das im Norden am höchsten ist und nach Süden zu allmählich abnimmt.

Der höchste Berg der Insel ist der etwa 1900 m hohe, noch thätige Vulkan Awu. — Flüsse von Bedeutung giebt es auf Siaoe nicht, nur in der Regenzeit stürzen überall brausende Gebirgsbäche zur See hinab.

Fast die ganze Insel ist mit Kulturgewächsen bepflanzt; denn jeder Bewohner von Siaoe ist Ackerbauer. Von der See aus gesehen sieht die Insel wie ein einziger grofser Kokospalmenhain aus, denn bis zu den Gipfeln der Berge hinauf ist die Kokospalme angepflanzt, deren Zahl auf 220 000 geschätzt wird. Nächst der Kokospalme nehmen die Anpflanzungen von Muskatnufsbäumen, deren Zahl 140 000 beträgt, den grössten Raum ein; die Ausfuhr betrug im Jahre 1897 2500 Centner.

Die Zahl der Bewohner, etwa 24 000, ist für die kleine Insel bereits viel zu hoch, so dafs die Regierung bereits Versuche macht, Leute von Siaoe in der Minahassa anzusiedeln.

Das Christentum hat unter den Bewohnern von Siaoe gut Wurzel geschlagen. Die Zahl der evangelischen Christen beträgt bereits 8000, wovon 1500 Mitglieder der 31 Gemeinden sind, von denen jede ihr eigenes Kirchlein hat. Für den Unterricht sorgen 6 Regierungs- und 24 Missionsschulen.

Die Sprache der Bewohner von Siaoe ist ein Dialekt der sangiresischen Sprache und zeigt grofse Verwandtschaft mit den auf den Philippinen gesprochenen Sprachen. Gy.

— Französische und englische Schädel in Bristol. Bei der Abtragung der Werburghkirche in Bristol stiefs man auf mehrere Begräbnisplätze. Ein Teil der dort gefundenen Knochen stammt aus neuerer Zeit, eine andere Stelle war nachweislich 1761 zuletzt als Begräbnisplatz benutzt worden. Der bekannte Anthropologe Beddoe fand eine erhebliche Verschiedenheit in der Schädelform beider Reihen: die mittelalterlichen Schädel waren rundköpfig (mit einem mittleren Index von 80,0), die neueren weit länger und schmaler (Index 76,6). Beddoe weist nun aus alten historischen Dokumenten aus der Zeit Edwards II. nach, dafs darin von der Anwesenheit zahlreicher Südfranzosen in Bristol die Rede ist. Er hat denn auch Namensverzeichnisse der Bewohner Bristols durchstudiert und in denselben die Namen herausgesucht, die auf Frankreich hinweisen (direkte französische Namen oder Spottnamen, geographische Personennamen, Namen, die der französischen Benennung eines Berufes etc. entnommen sind). Der Vergleich ergab interessante Resultate: Zur Zeit Edwards II. (im 14. Jahrhundert) finden sich in den Namensverzeichnissen 20 Proz. solcher französischer Namen, im 15. Jahrhundert nur noch 18,4 Proz., im 16. Jahrhundert 14,2 Proz. und in späterer Zeit immer weniger. Dagegen nimmt die Zahl solcher Namen zu, die auf die benachbarten Provinzen oder Grafschaften (Wales, Gloucestershire, Sommersetshire) hinweisen. Offenbar sind die aus der Zeit der französischen Invasion Englands stammenden französischen Geschlechter mehr und mehr ausgestorben, und ihr Platz wurde durch Zuzug aus den genannten englischen Gegenden ausgefüllt. Damit stimmt denn auch sehr wohl die Thatsache, dafs die heutige Kopfform der Bewohner Bristols sich kaum von der ihrer weiteren Umgebung unterscheidet, dafs dagegen die mittelalterliche Kopfform sich weit mehr der starken Brachycephalie der Südfranzosen nähert. (Journal of the Anthrop. Institute of Great Britain and Ireland. New Ser., Vol. II, Nr. 1, 2.)

— Max Kändler giebt (Diss. phil., Leipzig 1899) eine Kritik orometrischer Werte und behauptet, sich von der Kenntnis der mittleren Gipfelhöhe eines Gebirges, der mittleren Sattelhöhe, der mittleren horizontalen und vertikalen Schartung, des mittleren Schartungswinkels, des Schartungscoefficienten, der mittleren Thalhöhe, der mittleren Sockelhöhe, des mittleren Kammlinienwinkels, der Konvexität resp. der Konkavität der Gebirge und des wirklichen Gebirgsareals auch nur im entferntesten die Bedeutung zu versprechen, welche die Kenntnis der mittleren Kammlinienhöhe der Gebirgs- bezw. Kammlänge, der Länge und Breite und des Neigungswinkels der Thäler, des mittleren Gehängewinkels, der Höhenstufenareale, des Gebirgsareals, dessen

mittlerer Höhe, des Volumens und auch der mittleren Gebirgshöhe in Anspruch nehmen darf, wäre den Wert orometrischer Untersuchungen überschätzt. Sollen letztere neben der theoretischen Bedeutung auch Anspruch auf praktischen Wert erheben können, was der Geograph bei seinen Forschungen zu beachten hat, dann würde der Zweckbegriff der Orometrie zu fassen sein: alle die charakteristischen Gröfsen- und Formverhältnisse einer bestimmten Erdoberfläche durch Zahlenwerte zum kurzen, übersichtlichen Ausdruck bringen zu können, welche ein anschauliches Bild von der Gestalt, dem Wesen und der Wirkung derselben ermöglichen. Das Programm müfste sich folgendermafsen gestalten: 1. Begrenzungslinie des Gebirges und mittlere Höhe derselben; 2. Länge und mittlere Höhe der Kammlinie mit Angabe der höchsten Gipfel und tiefsten Pässe; 3. Länge, Breite und Gefälle der Thäler; 4. Richtungsverhältnisse der Kamm- bezw. Thalbildungen; 5. Gehängewinkel; 6. Inhalt, Länge und Breite des Gebirgsareals (Höhenstufenareale zu bestimmten, vielleicht anthropogeographischen Zwecken und zum Zwecke der Volumenbestimmung); 7. Volumen und mittlere Gebirgshöhe. Verfasser wendet dann sein System sofort auf den Thüringerwald an.

— Einige weitere Ergebnisse von Wellmans Polarexpedition. Im letzten Dezemberhefte des „Nat. Geogr. Mag." veröffentlicht Wellman eine kurze Schilderung seiner Polarreise unter Beigabe einer Kartenskizze. Ein Vergleich der letzteren mit Jacksons Karte (Geogr. Journ. 1898, Februarheft) ergiebt folgendes: Festgestellt wurde von Wellman die Gestalt des Wilczeklandes, das er fast völlig umgangen hat; nahezu dieselbe Gröfse wie Wilczekland hat eine von Wellman im Nordosten davon entdeckte, länglich runde Insel, die er „Graham Bell-Land" nennt. Sie ist, mit Ausnahme des Nordens, mit einer Eiskappe bedeckt, die der Amerikaner in mehreren Richtungen überschritten hat. Auch nördlich von Wilczekland hat er eine gröfsere vergletscherte Insel gefunden, die er Whitney-Insel getauft hat. Endlich hat Wellman mit der „Capella", die ihn heimbrachte, die Gegend zwischen der Mc Clintockinsel und der Hookerinsel aufgesucht und hier an Stelle der zwei auf unseren Karten verzeichneten zwei gröfseren Inseln sieben kleinere aufgefunden. Wie schon im Globus, Bd. 76, S. 195, angedeutet, hat also Wellmans Expedition für die Topographie des Franz Josef-Archipels ganz annehmbare Beiträge geliefert. — In demselben Hefte des „Nat. Geogr. Mag." giebt auch Baldwin, einer der Begleiter Wellmans, einige Mitteilungen über die meteorologischen Arbeiten. Das erste Eis — kleine Stücke — traf man am 28. Juni 1898 in 69° 20′ nördl. Breite und 35° östl. Länge. Die Lufttemperatur im südlichen Teile der Barentssee schwankte zwischen 12° und 6° C. und sank an der Südküste des Franz Josef-Landes bis auf 0°, während die Temperatur des Meeres zwischen 7° im Süden und — 1° C. bei Kap Tegetthoff variierte. Während des Aufenthaltes in der Sturmbai (nordöstlich von Kap Tegetthoff) vom 22. August bis 19. September wehten fast ununterbrochen südliche Winde, die zeitweise von Nebel, Schnee, Regen, Graupeln und einmal von Hagel begleitet waren. In der Nacht zum 1. Oktober bildete sich auf der See junges Eis, während die Lufttemperatur — 11° betrug. Die nächsten Tage stieg die Temperatur wieder; am 16. Oktober hatte das Seewasser, nachdem das Eis stärker geworden war, eine Temperatur von — 2,2° C. Die kältesten Monate waren der Februar und März, doch finden sich hierüber keine Temperaturangaben. Auch nach Wellmans Beobachtungen ist Franz Josefs-Land eine „Sturmregion"; die Richtung der Stürme geht von Nordost nach Südwest.

— Erforschung des Ogowénebenflusses Ofue. Im vorigen Jahre ist der Ofue, der unter dem Äquator, unterhalb des Ivindo, von Süden kommend in den Ogowe mündet, von einem Agenten der Gesellschaft „Haut-Ogowé", A. Chaussé, erforscht worden. Die Mündung wird durch eine für Kähne schwer passierbare Stromschnelle versperrt, doch ist er für Dampfer 25 km aufwärts bis zur Schnelle von Bandja fahrbar. Weiter oberhalb, wo die Flufsbreite 50 bis 100 m beträgt, ist der Ofue wahrscheinlich ebenfalls als Verkehrsweg zu benutzen. An den Ufern wohnen die Simba, Schake, Bakota und Pahnins bis 40 km oberhalb der Mündung. Bis dahin ist das Land zu beiden Seiten offen und eben; dann folgen Berge, die mit unbewohnten Urwäldern bedeckt sind. Einer von jenen, der Berg Mikongo, hat eine Meereshöhe von ungefähr 1000 m. Bewohnte Gegenden trifft der Reisende erst wieder 80 km oberhalb des Mikongo. In den Urwäldern sah Chaussé zahlreiche Elefanten.

Die hier abgebildeten geflochtenen Flachsfiguren von einem Brautspinnrade aus dem Braunschweigischen kennzeichnen noch eine alte Sitte, die jetzt, mit dem Aufhören der Spinnereien auf dem Lande, ganz verschwunden ist, die aber wohl verdient, noch in der Erinnerung aufbewahrt zu werden. Die Brautspinnräder, welche die Bäuerin bei ihrer Mitgift erhielt, waren besonders feine Exemplare, die sich deshalb noch vielfach erhalten haben. Sie wurden aus rotem Pflaumenbaumholz gedrechselt und schön mit künstlichen Blumen und seidenen Bändern geschmückt, welche die „Flachsdiefse" zusammenhielten. Was aber namentlich an ihnen auffällt, das sind zahlreiche kleine aus Flachs geflochtene Zöpfchen, welche als Symbole der Jungfräulichkeit an die Diefse gehängt wurden; ferner die kleinen, etwa 15 cm langen Figuren von „Mäken" und „Jungen", die auch von den Brautjungfern geflochten an der Diefse hingen und die Fruchtbarkeit der künftigen Ehe andeuten sollen. An einer Diefse befinden sich oft 6 oder 8 Stück. Mit diesen Flachsfiguren und Zöpfchen war auch ein volksmedizinischer Aberglaube verknüpft. Man bewahrte sie sorgsam auf, da sie als Mittel gegen das Kalte Fieber benutzt wurden. Litt Jemand daran, so wurde ein Zopf oder eine der Figuren zu Asche verbrannt und diese dann eingenommen. So war es wenigstens in den Dörfern am Elme Brauch.



„Mäken" und „Junge",
Flachsfiguren von einem Brautspinnrade (Braunschweig). $^{2}/_{3}$.

Verantwortl. Redakteur: Dr. R. Andree, Braunschweig, Fallersleberthor-Promenade 13. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEBER: DR. RICHARD ANDREE. VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXVII. Nr. 9. BRAUNSCHWEIG. 10. März 1900.

Pantelleria.

Von Dr. Albert Mayr. München.

Photographieen nach Aufnahmen des Verfassers.

Der Reisende, der auf dem nach Tunis abgehenden Dampfer Marsala verläfst, erblickt schon nach wenigen Stunden die hoch aus dem Meere aufragende vulkanische Insel Pantelleria[1]). Sie hat eine länglichrunde Gestalt; die Nordwestspitze, an der die kleine Stadt liegt, befindet sich etwa 36° 51′ 12″ nördl. Breite und 11° 55′ 23″ östl. Länge von Greenwich. Die Längenerstreckung der Insel geht von Südosten nach Nordwesten. Bei einer gröfsten Länge von ungefähr 14 km und einer gröfsten Breite von 8 km bedeckt sie einen Flächenraum von 151,4 qkm.



Durch ihre Lage mitten in der sicilischen Meeresstrafse ist die Insel in seltener Weise begünstigt. Die Nordspitze ist von Kap Bon 46, von Kap Granitola auf Sicilien nur 56 Seemeilen entfernt. Kap Bon kann man ebenso wie den nächsten Punkt der afrikanischen Küste, Ras Kelibia, von Pantelleria aus mit freiem Auge erblicken. So erscheint die Insel als die natürliche Station bei der Überfahrt von dem westlichen Sicilien nach Afrika. Aber auch der Kurs fast aller Schiffe, die aus dem westlichen Mittelmeere und von Tunis nach Osten fahren, führt an Pantelleria vorbei. Doch fast keiner von den vielen Dampfern, die gegenwärtig täglich die Höhe der einsamen Insel passieren, legt an derselben an; nur zweimal in der Woche berühren sie die Schiffe der Gesellschaft Navigazione Generale Italiana. Trotz der eminent günstigen Lage für Handel und Verkehr ist die Insel von jeher gewesen, was sie auch heute ist, der Wohnsitz einer kleinen Gemeinde von Bauern und Fischern.

Die Vorteile der Lage werden nämlich durch verschiedene Umstände stark beeinträchtigt. Das Meer ist in dieser Gegend stürmisch, wie man es selten im Mittelmeere findet. Auch in der besseren Jahreszeit, Ende Mai und Anfang Juni, sah ich es oft mit grofser Heftigkeit gegen die Küste branden. Die Geschichte berichtet aus Altertum und Mittelalter einige Fälle, wo das Meer um Pantelleria den Flotten gefährlich oder verderblich wurde.

Die Küste selbst setzt einer Annäherung fast überall grofse Schwierigkeiten entgegen. In der Regel ist sie felsig, zum grofsen Teil aus schwarzem Lavagestein bestehend, zu dem der weifse Schaum des brandenden Meeres den beständigen Kontrast bildet. Kurze Strecken im Norden und Westen abgesehen, sind die Ufer sehr hoch, am höchsten im Südosten und im Süden, wo sie sich bis 290 m erheben. Oft sind sie vertikal in die See abgebrochen. Rauhe Felsblöcke liegen unten am Gestade und erschweren die Anfahrt. Nicht selten finden sich Grotten in den Abstürzen der Küste; vor

[1]) Eine kurze geographische Darstellung von Pantelleria, wo ich im Jahre 1897 zum Zwecke archäologischer Untersuchungen mich ein paar Wochen aufhielt, giebt W. H. Smyth, Sicily and its islands (London 1824), p. 281; eine gröfsere Arbeit von P. Calcara, Descrizione dell' isola di Pantelleria in den Atti dell' Accademia di scienze e lettere di Palermo 1853 ist nicht vollendet; siehe auch Mediterranean Pilot I (1894), p. 326; dazu zwei Karten der Insel, herausgegeben vom italienischen Istituto topografico militare im Mafsstabe von 1 : 10000 und 1 : 50000. Die geologischen Verhältnisse, von H. Förstner (Bulletino del r. Comitato geologico d'Italia, XII, 1881, p. 523 und Zeitschrift für Krystallographie und Mineralogie von P. Groth, V, S. 328, und VIII, S. 125) untersucht, haben jüngst eine kurzgefafste Darstellung von A. Dannenberg (Gaea, XXXI, 1895, S. 653) erfahren.



Fig. 1. Cala Cinque Denti.
Photographie von Dr. A. Mayr.

dieser ragen oft kleinere und gröfsere Klippen aus dem Meere hervor. Da fehlt es nicht an seltsamen und abwechselungsreichen Landschaftsbildern; einen ganz grotesken Anblick aber gewährt die Küste da, wo Lavaströme ihr Ende im Meere finden. So ist es an der Westküste, wo das Lavafeld der Cimelien ins Meer abfällt, oder im Norden an der Cala Cinque Denti genannten Bucht (Fig. 1). Bald steigen hier die schwarzen Felsen senkrecht wie Mauern aus dem Meere auf, bald ziehen sich steile, mit grofsen Felstrümmern übersäete Abhänge zum Gestade hinab; hier und dort erheben sich hohe, phantastisch geformte Felszacken. Die Küste ist im allgemeinen nicht durch gröfsere Buchten gegliedert, aber in mannigfacher Weise durch kleinere Einschnitte ausgezackt. Doch sind fast alle diese Anfahrten, die meist die Bezeichnung Cale, Calette, Porti führen, nur für Fischerboote geeignet und zum Teil auch vom Lande her nur mit Mühe und auf gewundenem Fufssteige zugänglich. Der einzige Hafen der Insel, der einigermafsen diesen Namen verdient, befindet sich an der Nordwestspitze. Die Lavaströme der Vulkane Cuddie Bruciate und Cuddie Monti haben hier zwei Landspitzen gebildet, die Punta della Croce und Punta S. Leonardo, zwischen denen eine nach Nordwesten geöffnete Bucht liegt. Der innerste Teil derselben wird durch Klippenreihen, die von den beiden Seiten der Bucht gegeneinander vorspringen, gegen das äufsere Meer zu abgeschlossen. Dies ist der eigentliche Hafen. Er ist durch die erwähnten Klippenreihen, die man natürliche Hafendämme nennen kann, und die man in neuester Zeit noch durch künstliche Molen verstärkt hat, hinreichend vor den Fluten geschützt. Die schwere Zugänglichkeit des Hafens — die Klippen lassen nur eine ziemlich schmale Einfahrt — mochte gerade in früheren Zeiten, wo Unsicherheit auf dem Mittelmeere herrschte, als Vorzug erscheinen. Heutzutage ist der Hafen, der in seinem Inneren zum Teil mit Felsen erfüllt, sehr seicht und an den tiefsten Stellen nur wenig über zwei Faden tief ist, nur für die Segelbarken und Fischerboote der Einwohner geeignet. Die grofsen Dampfer ankern draufsen vor dem Eingange der Bucht. Dieser Hafen hat im Altertume als Landungsstelle gedient und dient als solche auch heute. Daneben kommt nur noch der Porto Scauri an der Südwestküste in Betracht, und dieser ist es offenbar, den Edrisi [2]) meint, wenn er als einzigen Hafen auf der Insel einen anführt, der auf der Südseite sich befinde und wenigstens vor einigen Winden (nämlich vor Nord- und Ostwind) geschützt sei. In der arabischen Zeit scheint also einmal hier der Landungsplatz sich befunden zu haben.

Rauh und schwer zugänglich ist auch das Innere der Insel, erfüllt von erloschenen Vulkanen und deren Laven. Den mittleren Teil nimmt der Gebirgsstock der Montagna grande ein, der eine ziemlich ausgedehnte Fläche von ungefähr dreieckiger Gestalt bedeckt und die höchste Erhebung der Insel (836 m) enthält. An seinen Abhängen befinden sich mehrere kleinere kegelförmige Hügel mit Kratern, die zum Teil noch gut erhalten sind. Auf der Nordwestseite senkt sich dies Gebirge allmählich zu dem Kratersee Bagno dell' Acqua hinab, steiler fällt es gegen Süden ab, zum Teil in schroffen Wänden und in mit Felstrümmern bedeckten Terrassen, während es auf der ganzen Ostseite jäh und unzugänglich in das tiefe Thal abstürzt, welches die Montagna grande von dem kegelförmigen Monte Gibelé (700 m) trennt. Die rauhen Höhen dieses Gebirges kommen für Anbau und menschliche Besiedelung nicht in Betracht; um so fruchtbarer sind die kleinen Thalsenkungen, welche das Centralgebirge umgeben. Sehr eigenartig und von grofser landschaftlicher Schönheit sind namentlich einige tiefe Kessel, welche vollständig von steilen Wänden eingeschlossen sind. So liegt unter dem Westabfalle der Montagna grande das Thal von Monastero, das etwa 2 km lang und durchschnittlich 0,5 km breit ist. Der Thalboden ist eine gleichförmig ebene Fläche, schachbrettartig in Gärten und Felder abgeteilt; auf keiner Seite öffnet sich ein Ausgang aus dem Thale. Das Thal von Ghirlanda, östlich von der Montagna grande unter dem Absturze des Monte Gibelé gelegen, ist in jeder Hinsicht das Gegenstück von dem von Monastero. Eine besondere Erwähnung verdient auch das Gebiet des vorher genannten Sees Bagno dell' Acqua im Norden der Insel (Fig. 2). Der See, der vom Meere durch einen schmalen, hohen Landstreifen getrennt ist, ist rings von hohen Felsmauern und steilen Abhängen, die sich bis 150 m erheben, umgeben. Mit Buschwerk und Kaktus sind die Thalwände bekleidet, der horizontale Thalgrund an den Ufern des Sees ist mit ergiebigen Feldern bedeckt. Über den See hinweg sieht man gegen Südosten den bewaldeten breiten Rücken der Montagna grande, im Südwesten die Lavamassen des der Montagna grande im Westen vorgelagerten Monte Gelfiser, die in ihrer Regellosigkeit beinahe das Ansehen eines eingestürzten Berges gewähren, von hohen Felszacken wie von Zinnen überragt. Den gröfsten Teil des Thalgrundes nimmt der etwa 600 m lange, durchschnittlich ungefähr 400 m

[2]) Amari, Biblioteca arabo-sicula I, 53.

breite See ein, dessen Niveau sich nur 2 m über den Meeresspiegel erhebt und dessen Tiefe auf 30 m angegeben wird [3]). Von den warmen, salzhaltigen Quellen, die am Südostufer des Sees sich finden, wird weiter noch die Rede sein. Auch das Wasser selbst enthält, und zwar in noch höherem Grade, alkalische Salze; lebendige Organismen kommen darin nicht vor. Es treibt weifsen Schaum an und hat alle Eigenschaften eines stark mit Seife vermischten Wassers [4]). Eine tiefe Stille herrscht in diesem abgeschiedenen, fast unbewohnten Thale, wo die landschaftliche Eigenart der Insel charakteristischer wie sonst in die Erscheinung tritt.

Um die Montagna grande befinden sich in verschiedenen Gruppen niedrigere Berge oder Hügel, die von den Eingeborenen mit einem aus dem Arabischen stammenden Worte Cuddie (arab. kudia, Hügel) genannt werden. Sie sind von sehr verschiedener Höhe, haben meist konische Form und zeigen vielfach noch deutlich die Spuren von Kratern. Von den ehemaligen Vulkanen der Insel gehen bisweilen Lavaströme aus, die das Ansehen kleiner Höhenzüge haben. Diese haben teilweise eine ganz aufserordentliche Ausdehnung. Der Strom der Lave di Cuttinar und del Khagiar, der sich von dem Nordostabhange der Montagna grande in nördlicher Richtung erstreckt, hat eine Länge von nicht ganz 3 km. Diese Lavafelder sind eine der hervorstechendsten Eigentümlichkeiten von Pantelleria, einzig in ihrer Rauheit und Wildheit. Es sei hier im besonderen auf das Lavafeld der Cimelien hingewiesen, das sich von den Abhängen des Vulkans Gelkhamar über einen Flächenraum von 1,3 km Länge und beinahe 2 km gröfster Breite bis zum Meere erstreckt. Es ist ein wüstes Trümmerfeld, ganz erfüllt von schwarzen und grauen Lavafelsen, besonders schwarz glänzenden Obsidianblöcken. Diese zeigen die mannigfachsten und wunderlichsten Formen, bald stehen sie mauergleich da, bald ragen sie als isolierte Pfeiler oder spitzige Zacken in die Höhe; dann erscheinen sie wieder überhängend oder wie Bäume sich verästend. Für die Kultur sind diese Strecken fast unbenutzbar. Selten findet sich hier und da ein Haus oder ein Feld, für das man mit grofser Mühe den Boden von den Steinblöcken gereinigt hat. Sonst ist die Vegetation spärlich; nur Kaktussträucher gedeihen üppig zwischen den Lavafelsen. Pantelleria ist reich an scharfen landschaftlichen Kontrasten. Unmittelbar an die Felswildnis der Cimelien stöfst die fruchtbare Ebene an, welche den nordwestlichen Teil der Insel einnimmt. Sie ist nur von kleinen vulkanischen Hügeln unterbrochen und sanft gegen das Meer zu geneigt. Hier stöfst Feld an Feld, Garten an Garten. Zahlreiche kleine Landhäuser sind zwischen den Vignen verstreut. Für die Besiedelung der Insel ist dieser Teil von jeher der wichtigste gewesen. Hier lag im Altertume der Hauptort der Insel; am Nordende dieses Gebietes, an dem oben beschriebenen Hafen, liegt auch das moderne Städtchen Pantelleria. Sonst enthält die gebirgige Insel nur Ebenen von ganz geringer Ausdehnung, wie das Plateau von Bugebre und das von Khamma im Nordosten, das von Scauri im Südwesten, alle gut angebaut und mit kleinen Ansiedelungen besetzt.

Die vulkanischen Kräfte, welche der Insel ihre Entstehung und ihr eigentümliches landschaftliches Gepräge gegeben haben, sind noch nicht ganz zur Ruhe gekommen [5]). Allerdings sind die Krater gegenwärtig alle erloschen, und wir wissen von keinem Ausbruche in historischer Zeit.. Immerhin scheinen noch vulkanische Eruptionen in der Zeit stattgefunden zu haben, da der Mensch bereits die Insel bewohnte. Förstner [6]) berichtet wenigstens, dafs unter den Lapilli der Cuddie Monti ein bearbeiteter Obsidiansplitter gefunden wurde. Gegenwärtig äufsert sich die vulkanische Kraft noch in zahlreichen Fumarolen, die auf Pantelleria favare genannt werden und sich besonders im Gebiete der Montagna grande an der Innenseite von erloschenen Kratern finden. Die bedeutendste dieser Fumarolen, Favara grande genannt, befindet sich am Südabfalle der Montagna an der Nordostseite eines grofsen Kraters. An mehreren Stellen dringen hier die heifsen Dämpfe aus dem Felsen; Riccò mafs hier in einer Felsspalte — allerdings zu einer Zeit erhöhter vulkanischer Thätigkeit — die Temperatur von 88° C. Der ausströmende Dampf verdichtet sich an dem kalten Gestein und an den Reisigbündeln, welche die Bauern vor den Felsspalten angebracht haben; das in Tropfen herabfallende spärliche Wasser sammelt sich in einigen gemauerten Becken, wo

[3]) Letztere Angabe bei G. dalla Rosa, Una gita all' isola di Pantelleria im Archivio per l'Antropologia e l'Etnologia, II (1872), p. 145.

[4]) Ich sah den ganzen Tag über, den ich in der Nähe des Bagno zubrachte, Landleute am Ufer stehen, die ihre Wäsche wuschen. — Förstner (Bullet. del Comit. geol., a. a. O., p. 555) giebt eine chemische Analyse des Wassers.

[5]) Über die vulkanischen Erscheinungen auf Pantelleria siehe bes. A. Riccò, Terremoti, sollevamento ed eruzione sottomarina a Pantelleria nella seconda metà dell'ottobre 1891 im Bolletino della società geografica Italiana. Ser. III, Vol. V (1892), p. 130 ff.

[6]) Bulletino del comit. geol., a. a. O., p. 550.



Fig. 2. Kratersee Bagno dell' Acqua.
Photographie von Dr. A. Mayr.



Fig. 3. Vorgeschichtliche Befestigung in der Gegend Cimelle.
Photographie von Dr. A. Mayr.

es dazu dient, das Vieh zu tränken. Diese Art der Wassergewinnung ist bezeichnend für den Wassermangel auf der quellenlosen Insel; immerhin scheint man sie jetzt nicht mehr viel nötig zu haben; ich bemerkte bei meiner Anwesenheit, dafs man nicht mehr alle Dampfausströmungen an diesem Orte in der angegebenen Weise benutzt hat und einige der früher angelegten Becken hat in Verfall geraten lassen. Einem anderen Zwecke hat schon im Altertume eine Fumarole gedient, die in der Gegend Khasen, etwa 1,5 km südlich von der Stadt Pantelleria, sich befindet. Hier sind die heifsen Dämpfe, die zwischen den Felsen eines kleinen Abhanges herausströmen, in zwei Kammern gefafst worden, die miteinander in Verbindung stehen und vollständig in den Abhang hineingebaut sind. Wenige Stufen führen durch einen kurzen, engen Gang in das vordere Gemach, das unregelmäfsig viereckigen Grundrifs hat, etwa 2,5 m breit und ungefähr ebenso lang ist; in einer Höhe von 2 m ist dasselbe mit grofsen Steinplatten überdeckt. Es steht durch einen niedrigen Durchgang mit einem zweiten kreisrunden, gewölbten Raume in Verbindung, der am Boden einen Durchmesser von 2,5 m und ungefähr gleiche Höhe hat. Bei der ganzen Konstruktion ist kein Kalk angewendet, das Gewölbe im inneren Gemache ist durch Überkragung in der Weise gebildet, dafs die oberen Lagen sich immer mehr verengen, bis schliefslich die freibleibende Öffnung von 0,9 m Weite oben durch Steinplatten überdeckt ist. Die Bauart verweist die Anlage in sehr alte Zeit. In beiden Gemächern sind nahe dem Boden die Steine in kleinen Zwischenräumen von 5 bis 10 cm gesetzt, durch welche die heifsen Dämpfe eindringen[7]). Der Zweck der Anlage, die von den Eingeborenen Bagno asciutto genannt wird, konnte nur der sein, eine Art Schwitzbad zu schaffen. Auch die gleichfalls Bagno asciutto genannte geräumige Grotte an dem Westabhange der Montagna grande über dem Thale von Monastero, aus welcher gleichfalls eine warme Dampfausströmung dringt, scheint einmal zu einem ähnlichen Zwecke benutzt worden zu sein. Man sieht vor derselben noch die Reste von verfallenen Mauern, die einige Gemächer gebildet haben, im übrigen der neueren Zeit angehören.

[7]) Riccò fand in der vorderen Kammer eine Temperatur von 35° C.

Zahlreich sind auf der Insel warme, salzhaltige Quellen, welche sich an verschiedenen Punkten der Küste, sowie an der Südostseite des Bagno dell' Acqua finden. Die Quellen vom Bagno, die von Gadir und von Sataria, die ich besuchte, wie auch die von San Nicà, von deren Wasser Förstner[8]) eine Analyse giebt, befinden sich alle auf demselben Niveau, wie das Wasser des Meeres oder des Sees. Sie werden sogar von den Wellen teilweise überflutet. Die Temperatur der heifsen Quellen von Pantelleria schwankt nach den Angaben bei Förstner zwischen 39 und 75° C. Die Therme von Sataria, in der Gegend von Scauri an der Westküste, ist in einer grofsen Grotte, die im Bimsstein ausgehöhlt ist und sich auf das Meer öffnet. Die Grotte besteht aus zwei Teilen, die durch einen mächtigen natürlichen Steinpfeiler geschieden sind. In der einen Abteilung bemerkt man am Boden einen künstlich ausgearbeiteten Graben, in dessen Grunde die warme Quelle entspringt. Die Inselbewohner benutzen die Bäder in dieser Quelle sehr viel und rühmen ihre Wirkung gegen mancherlei Krankheiten. Trotzdem dürfte dieses Bad, das fern von bewohnten Orten liegt und zwischen den rauhen Lavafelsen hindurch von der Landseite ebenso wie von der Seeseite her schwer zugänglich ist, keine Zukunft haben.

Während bis in die letzte Zeit, so weit bekannt ist, die vulkanische Natur der Insel sich nur in den beschriebenen Fumarolen und heifsen Quellen äufserte, und auch Erdbeben bis dahin auf der Insel selten waren, trat in den Jahren 1890 und 1891 eine vorübergehende Steigerung der vulkanischen Thätigkeit ein. Im Mai 1890 und im Oktober 1891 fanden in verschiedenen Teilen der Insel Erdbeben statt. Im Zusammenhange damit erfolgte in diesen beiden Jahren eine Hebung der Nordküste um 0,8 m, und endlich kam es am 17. Oktober des letzteren Jahres 5 km westlich von der Stadt Pantelleria zu einer unterseeischen Eruption, die mehrere Tage anhielt, aber keine bleibenden Folgen gehabt hat[9]).

Infolge ihrer vulkanischen Natur entbehrt die regenarme Insel vollständig der Quellen süfsen Wassers. Man ist für Trinkwasser ausschliefslich auf Cisternen angewiesen. Es finden sich zwar hier und da in der Nähe der Küste Brunnen, welche buvire (arab. buir, dem. von bîr, kleiner Brunnen) genannt werden, doch enthalten diese alle mehr oder minder salzhaltiges Wasser. Immerhin ist es nicht unmöglich, dafs zu einer Zeit, da die Insel noch besser bewaldet war, die Berge, auf denen auch heute oft der Nebel lagert, in höherem Grade die Feuchtigkeit anzogen und wohl auch einzelne Quellen enthielten[10]).

[8]) Bulletino del. comit. geol. a. a. O. p. 554.

[9]) Über diesen Ausbruch und die damit im Zusammenhange stehenden Ereignisse siehe besonders den Bericht von A. Riccò (siehe oben); die weitere zahlreiche Litteratur verzeichnet Bibliotheca geografica, I. Specielle Geographie von Italien und Malta.

[10]) Calcara, a. a. O., S. 19, erwähnt das Vorhandensein einer sehr spärlichen Quelle an der Montagna grande.

Trotz des Wassermangels ist die vulkanische Erde aufserordentlich fruchtbar. Es ist durch nichts begründet, wenn bei Ovid[11]) die Insel im Gegensatze zu Malta unfruchtbar genannt wird. Freilich sind weite Gebiete, wie die Lavaströme, viele rauhe Berghänge und die Schlackenfelder mancher Krater wohl für immer jeder Kultur entzogen, aber in den anbaufähigen Ländereien gedeihen die Produkte der Insel um so vorzüglicher.

Noch heute enthält die Insel nicht ganz unbedeutende Waldbestände, besonders auf der Westseite der Montagna grande und auf den Höhen des Monte Gibelé und der Cuddia Attalora im Südosten der Insel. Sie bestehen meist aus niedrigen Pinien, doch trifft man auch häufig Eichen, die hier wie in Malta ballut genannt werden. Ausgedehnter sind die Landstriche, die mit Gestrüpp und Buschwerk bewachsen sind. Hier kommt zahlreich der Kappernstrauch vor.

In den kulturfähigen Teilen war die Insel schon im Altertume sehr gut angebaut. Nicht nur im nordwestlichen Teile in der Nähe der alten Stadt, auch in den entlegensten Thälern des Ostens und des Südens, wie in den Gegenden von Bugebre, Khamma, Ghirlanda, Serraglia finden sich als Spuren ehemaliger Ansiedelungen Thongefäfse, Münzen, besonders aber sorgfältig konstruierte Cisternen, lauter Überreste, wie sie etwa den beiden letzten Jahrhunderten vor und der nächsten Zeit nach dem Beginn unserer Zeitrechnung angehören. Nachdem dann die Insel am Ende des 8. Jahrhunderts in die Hände der Araber gefallen war, blieb sie längere Zeit unbewohnt; dagegen stand im 11., 12. und 13. Jahrhundert, wo die Insel der Sitz mohammedanischer Bevölkerung war, die Bodenkultur wieder auf einer ziemlich hohen Stufe. Die arabischen Schriftsteller jener Zeit erwähnen zwar auch die Wildnisse der Insel, wo nach dem Glauben der damaligen Bewohner teuflische Gespenster ihr Wesen trieben[12]); sie rühmen aber auch ihre Fruchtbarkeit und den Reichtum an Cisternen[13]). Man exportierte damals Feigen und Baumwolle[14]); eine kleine Bucht an der Nordküste führt heute noch den Namen Cala di Cotone. Edrisi spricht von den Oliven der Insel; der arabische Name dieses Baumes haftet noch an zwei Gegenden (Zitun) im westlichen und nördlichen Teile von Pantelleria. Auch Mastix wird aus jener Zeit unter den Erzeugnissen der Insel aufgeführt. Die aus arabischer Zeit stammenden Ortsnamen weisen noch auf die Kultur von Hanf und Wein[15]). Auch heutzutage wird der Boden der Insel fleifsig bearbeitet. Man hat sogar angefangen, mitten in den rauhesten Lavafeldern, wo nur immer ein geeigneter Platz sich bot, diesen von den Steinblöcken zu säubern und in Felder umzuschaffen; in dem Grunde ehemaliger Krater befinden sich üppig gedeihende Pflanzungen. Die Felder sind bei dem hügeligen Terrain meist in Terrassen angelegt und mit mehr oder weniger hohen Mauern umgeben. Weitaus der gröfste Teil des urbar gemachten Landes dient zu der Anpflanzung von Rosinen (passole), welche einen wichtigen Ausfuhrartikel bilden. In denselben Feldern werden neben den Rosinen auch Weinstöcke gepflanzt; Getreidefelder sind selten und von sehr beschränkter Ausdehnung. Baumwolle, die noch zu Beginn dieses Jahrhunderts unter den Erzeugnissen der Insel angeführt wird[16]), scheint gegenwärtig nicht mehr viel kultiviert zu werden. Den Baumpflanzungen sind die heftigen Winde nicht zuträglich. Ausgedehnte Bestände von Ölbäumen finden sich noch am Westabhange der Montagna grande. Eigentümlich sind die sogenannten giardini, kleine kreisrunde Gartenanlagen, in denen man Agrumen neben einzelnen anderen Fruchtbäumen für den Hausgebrauch zieht. Man hat diese Obstgärten zum Schutze gegen die Winde mit so hohen Feldmauern umgeben, dafs sie ganz das Aussehen von runden Türmen bekommen.

Eine geschichtliche Bedeutung, die sich nur ganz entfernt mit der der benachbarten Insel Malta vergleichen liefse, hat Pantelleria nie gehabt[17]). Dessen Bewohner haben stets abgeschieden von der Aufsenwelt ein Sonderleben geführt. Immerhin reichen die ältesten Spuren derselben bis in vorgeschichtliche Zeit zurück. An der Westküste am Nordende des vorher erwähnten Lavafeldes der Cimelien springt ein kleines Plateau in das Meer vor. Dieses ist eine natürliche Festung, indem es durch den schroffen Absturz seiner Ränder auf mehreren Seiten gegen feindliche Annäherung geschützt ist. Auf der weniger gesicherten Ost- und Südostseite dagegen ist es künstlich durch einen gewaltigen Wall aus



Fig. 4. Sese (vorgeschichtliches Grabmal).
Photographie von Dr. A. Mayr.

[11]) Fast. III, 567.
[12]) Al Dimiśqui bei Amari, Biblioteca arabo-sicula I, 247.
[13]) Edrisi, a. a. O., I, 53.
[14]) 'Ibn Sa'id, a. a. O., I, 228, und danach Abulfeda, a. a. O., I, 251.
[15]) Calcara, a. a. O., S. 4, Anm. 2 und S. 8, Anm. 6.
[16]) W. H. Smyth, Sicily and its islands (1824), a. a. O.
[17]) Über die alte Geschichte und die Altertümer der Insel habe ich gehandelt in: Die antiken Münzen der Inseln Malta, Gozo und Pantelleria, München 1895, und in Mitteilungen des deutschen archäologischen Institutes Rom 1898, S. 367 bis 398.

unbearbeiteten Lavablöcken abgeschlossen, der 15 m hoch ist und eine Dicke von 10 m an der Basis und eine solche von über 6 m in seinem oberen Teile hat (Fig. 3). Im Inneren dieses festen Platzes, der nicht ganz 200 m lang und etwa 80 m breit ist, fand Orsi bei seinen im Jahre 1894 vorgenommenen Ausgrabungen Reste von primitiven Wohnstätten, viele Bruchstücke von grobem Thongeschirr, zahlreiche Obsidiansplitter mit Spuren von Bearbeitung, bearbeitete Knochenstücke: Gegenstände, welche die Merkmale der neolithischen Kultur zeigen. Schon früher hatte man in derselben Gegend die Grabstätten jener ältesten Bevölkerung der Insel entdeckt, runde niedrige Türme, in ihrer Form abgestumpften Kegeln gleichend, welche, wie der grofse Befestigungswall, aus unbearbeiteten Lavablöcken aufgebaut sind. Diese Gebäude, die Sesi genannt werden (Fig. 4), sind vollständig massiv, nur im untersten Teile öffnen sich einige ganz niedrige Eingänge, von denen jeder in eine runde, in roher Weise überwölbte Kammer (von 1,50 bis 2,50 m Durchmesser) führt. Die Bestimmung der Sesi zu Grabstätten ist durch Orsis Ausgrabungen sichergestellt. Ihre eigentümliche Anlage zeigt im Princip unleugbare Beziehungen zu den Nuraghen Sardiniens und den Talayots der Balearen, ebenso aber auch zu den Gräbern der einheimischen libyschen Bevölkerung des gegenüberliegenden Teiles von Afrika, und dieser letztere Umstand, sowie die geographische Lage von Pantelleria machen es äufserst wahrscheinlich, dafs diese Insel von Afrika aus ihre früheste Bevölkerung erhalten hat. Vereinzelte Fundstücke zeigen Beziehungen zu der vorhistorischen Kultur Siciliens (der ersten und zweiten sikulischen Periode) und deuten auf einen frühen Verkehr mit dieser Insel.



Fig. 5. Befestigungsmauer der alten Stadt Cossura.
Photographie von Dr. A. Mayr.

Es ist sehr wahrscheinlich, wenn auch nicht ausdrücklich bezeugt, dafs zu der Zeit, da die Phönikier ihre Fahrten nach der spanischen Küste ausdehnten und auf Malta eine Kolonie gründeten, auch Pantelleria eine phönikische Niederlassung erhielt. Sonst wäre es auch kaum zu erklären, dafs die Inselgemeinde später innerhalb des karthagischen Reiches eine ziemlich selbständige Stellung einnahm. Erwähnen doch die römischen Triumphalfasten neben den Karthagern die Einwohner von Pantelleria als selbständige kriegführende Partei. Zweimal wurde die Insel, die von den Phöniklern אירנם, iranim, von den Römern Cossura genannt wurde, in den punischen Kriegen von den Römern, wie es scheint, ohne viel Widerstand genommen. Das erste Mal geschah dies im Jahre 255, als ein römisches Entsatzheer nach Afrika segelte, um die in Clupea eingeschlossenen Überreste von der Armee des Regulus zu befreien, doch wurde bereits im nächsten Jahre die Insel von den Karthagern zurückerobert. Das zweite Mal wurde sie im Jahre 217 von Cn. Servilius besetzt und endgültig den Karthagern entrissen. Die Insel erfreute sich unter römischer Herrschaft einer beschränkten Autonomie. Unsere einzige Quelle sind für diese Zeit die zahlreich erhaltenen Kupfermünzen, welche phönikische Aufschrift tragen. Die Bürgerkriege scheinen auch diese Insel in Mitleidenschaft gezogen zu haben. Hier wurde im Jahre 80 Gn. Papirius Carbo auf der Flucht von den Leuten des Gn. Pompeius gefangen. Später besetzte sie Sextus Pompeius, um sich auf dieser Seite gegen einen Angriff des Lepidus zu sichern. Zu dieser Zeit scheint die Insel bereits im Besitze des römischen Bürgerrechts gewesen zu sein, das sie wohl gleichzeitig mit Sicilien nach Cäsars Tode erhalten hat. Denn ihre spätesten Münzen zeigen bereits lateinische Aufschriften.

Der Hauptort der Insel, der gleichfalls den Namen Cossura führte, lag auf und bei den Hügeln S. Marco und Polveriera, 1,5 km von dem Hafen entfernt. Noch sieht man die Reste der Quadermauer, welche die beiden Hügel mit dem zwischen denselben befindlichen kleinen Plateau umgab, und Teile der Befestigungsmauern, welche die Spitze eines jeden der Hügel umzogen (Fig. 5). Es war ein kleines Städtchen. Aufserhalb der Mauern fanden sich eine kleine Nekropolis, in weiterem Umkreise verstreut gleichfalls zahlreiche Gräber und antike Cisternen. Die Funde, die auf dem alten Stadtgebiete gemacht wurden, umfassen etwa die Zeit vom 6. Jahrhundert v. Chr. bis in die ersten Jahrhunderte der Kaiserzeit. Es ist schon vorher gesagt worden, dafs auch die übrigen Teile der Insel ziemlich gut im Altertume bevölkert waren. Ich erwähne nur die Überreste einer kleinen Nekropole bei der heutigen Kirche S. Chiara s. o. vom Bagno dell' Acqua. An den Ufern dieses Sees scheint sich, nach dem Funde einiger punischer Statuetten zu schliefsen, ein Heiligtum befunden zu haben. Die meisten Einzelfunde, die an den verschiedenen Orten der Insel gemacht worden sind, gehören in die drei letzten Jahrhunderte vor und in die ersten zwei Jahrhunderte nach Christus. Die Kultur, die aus den ärmlichen Resten spricht, ist eine ausgesprochen punische. Die Typen der Münzen, die Formen der Thongefäfse, die aus den Gräbern zu Tage gekommen sind und einige charakteristische Terrakotten weisen nach Afrika oder dem gleichfalls punischen Malta. Mit Sicilien

scheint der Verkehr gering gewesen zu sein; griechische Gegenstände finden sich ganz spärlich. Auch das römische Wesen scheint erst spät und allmählich Eingang gefunden zu haben.

Aus der römischen Kaiserzeit fehlen alle historischen Nachrichten über Pantelleria. Wir erfahren von dieser Insel erst wieder durch arabische Geschichtsschreiber. Während der Kämpfe zwischen den Arabern und Byzantinern in Afrika flüchteten die christlichen Einwohner der Pantelleria gegenüberliegenden Küste Afrikas auf diese Insel und befestigten sich dort. Daselbst lebten sie einige Zeit in Frieden, bis ungefähr um das Jahr 700 eine arabische Flotte sich der Insel bemächtigte. Die christliche Bevölkerung scheint bei dieser Gelegenheit vollständig vernichtet worden zu sein. Auf dieses Ereignis beziehen sich wohl einige Verse des aus Syrakus gebürtigen arabischen Dichters Ibn-Hamdîs [18]) (1053 bis 1133): „Pantelleria, wo die Köpfe ihrer (der Christen) Vorfahren in solcher Menge fielen, dafs heute noch der Sand mit ihren Gebeinen gemischt ist; und wenn sie den Wind fragen, wird ihnen der Modergeruch verkünden, wie viele Glieder unbegraben liegen. Aber die Muslime töteten die Einwohner nicht aus Grausamkeit des Herzens, sondern weil sie sich in der Minderzahl sahen, umgeben von vielen." In der Folge war, wie schon oben bemerkt, die Insel einige Zeit unbewohnt. Im 11. Jahrhundert treffen wir auf derselben wieder eine mohammedanische Bevölkerung. In den Kämpfen der Christen gegen die Beherrscher vom Mehdia (an der Ostküste von Tunis) wird Pantelleria, das bei den arabischen Schriftstellern unter dem alten Namen Qusirah erscheint, oft genannt. Hier sammelten sich im Jahre 1087 die Schiffe der verbündeten Genueser, Pisaner und Amalfitaner, in den Jahren 1123 und 1148 diente die Insel der gleichfalls gegen Mehdia operierenden Flotte Rogers von Sicilien als Station. Zweimal hat sie bei solcher Gelegenheit (im Jahre 1087 und 1123) eine Verwüstung erlitten. Trotz der vorübergehenden Eroberung Pantellerias durch Roger waren die Einwohner ziemlich unabhängig geblieben. Burkhard von Strafsburg, der Gesandte Friedrich Barbarossas bei Saladin, berichtet, dafs die Insel zu seiner Zeit ganz von Sarazenen bewohnt und niemandes Herrschaft unterworfen war. Von Kaiser Friedrich II. wissen wir, dafs er in dem Jahre 1223 eine Expedition zur Eroberung der zwischen Sicilien und Afrika gelegenen Inseln aussandte. Trotzdem gestand er in dem Vertrag, den er 1231 mit den hafsitischen Fürsten von Tunis schlofs, den Mohammedanern auf Pantelleria bedeutende Vorrechte zu. Danach sollten die Christen keine Jurisdiktion über dieselben haben; die Verwaltung der Insel sollte in den Händen eines vom König von Sicilien ernannten mohammedanischen Statthalters liegen und die Einkünfte sollten zu gleichen Teilen den beiden kontrahierenden Staaten zufallen. Von nun an hat die Insel alle Schicksale Siciliens geteilt. Die Kriege mit den Mohammedanern zogen sie abermals in Mitleidenschaft. In dem Jahre 1553 wurde der Hauptort der Insel von einer türkischen Flotte unter Dragut eingenommen und geplündert; etwa 1000 Einwohner wurden in die Sklaverei geschleppt. Damals waren die Bewohner von Pantelleria bereits Christen; sie hatten aber noch um diese Zeit, wie Fazello [19]) bezeugt, Tracht und Sprache der Sarazenen.

[18]) Biblioteca ar.-sic. II, 396.

Es ist nun bemerkenswert, dafs bei der heutigen Bevölkerung die arabische Sprache und Kultur fast gar keine Spuren gelassen hat. Die Einwohner haben hier viel weniger ihre Eigenart bewahrt als die der Insel Malta, welche doch ähnliche Schicksale gehabt hat. Nur die Ortsnamen sind fast ausnahmslos auch heutzutage noch arabisch, die Familiennamen dagegen hauptsächlich italienisch und spanisch. Über den Dialekt, der heute gesprochen wird, fehlt eine Untersuchung; er ist in der Hauptsache italienisch; die fremden Bestandteile dürften gering sein.

Die Zahl der Einwohner beträgt gegenwärtig wenig über 7000.

Die ganze Insel bildet eine einzige Gemeinde, welche zur Provinz Trapani gehört. Der Hauptort, der am innersten Teil des Hafens liegt, hat das Ansehen eines kleinen Städtchens; er nimmt die kleine Thalsenkung ein, welche zwischen den Lavaströmen der Cuddie Monti und der Cuddie Bruciate liegt. In der Mitte des Städtchens befindet sich ein geräumiger Platz; sonst sind die Gassen eng und winkelig. Die Häuser, die sich durch sehr solide Bauart auszeichnen, enthalten in der Regel gewölbte Innenräume; das Dach besteht meist aus einer oder mehreren flachen Kuppeln, die aus Beton oder Cement hergestellt sind. Auf die Anlage der Cisternen ist besondere Sorgfalt verwendet. Das einzige monumentale Gebäude in der kleinen Stadt ist das Kastell, das unmittelbar am Hafen angelegt ist und diesen beherrscht. Das Gebäude stammt in seiner jetzigen Gestalt aus der spanischen Zeit, doch läfst sich noch erkennen, dafs schon früher eine Befestigung an dieser Stelle gestanden hat. Gegenwärtig ist in demselben eine gröfsere Anzahl von Sträflingen untergebracht, denen auf der Insel domicilio coatto angewiesen ist. Zu ihrer Bewachung garnisoniert eine Kompanie Soldaten in Pantelleria.

Aufserhalb dieses Städtchens sind einzelne Gehöfte über die ganze Insel verstreut; nur an wenigen Punkten, bei Porto Scauri im Westen, bei Punta Tracino und St. Chiara im Nordosten, finden sich kleinere Gruppen von Ansiedelungen, die dorfartigen Charakter haben.

Den wichtigsten Erwerbszweig der Einwohner bildet neben der Fischerei der Landbau. Die Erzeugnisse des Bodens lohnen die auf die Kultur der Felder verwendete Mühe reichlich.

Während die Rosinen einen wichtigen und einträglichen Ausfuhrartikel bilden, dienen die übrigen Produkte nur den Bedürfnissen der Bewohner. Die socialen Verhältnisse sind ziemlich günstig. Der kleine Grundbesitz ist zahlreich vertreten. Im allgemeinen sind die Leute wohlhabend. Dem Fremden, der von Sicilien kommt, fällt es in angenehmer Weise auf, dafs er nie von einem Bettler belästigt wird. Er empfängt vielmehr den besten Eindruck von der herzlichen Freundlichkeit und der uneigennützigen Gastfreundschaft, die ihm überall, auch in dem bescheidensten Bauernhause, entgegengebracht wird.

[19]) De rebus Siculis Decad. I, lib. 1, cap. 1.

Am Nordrande der Sahara.

Von Dr. Wilhelm Behrens. Göttingen.

III. (Schlufs.)

Wie der Bewohner der Hochsteppe, so gehört auch der Oasenbewohner dem berberischen Stamme an, der mit Arabern gemischt ist. Im Osten, im Oasenzuge des Uëd Rhir, waltet mehr der reine Berber vor, überall aber ist die Umgangssprache das arbija, das Arabische. Es finden sich auch zahlreiche Neger und Kreuzungen von Negern und Arabern oder Berbern, und nicht unbeträchtlich ist die Zahl der eingewanderten Juden.

Die arabo-berberische Oasenbevölkerung ist auch nach unseren Begriffen keineswegs häfslich. Die Gesichtsfarbe ist zwar ziemlich dunkel, oft bronzebraun, aber das Gesicht ist regelmäfsig, die schwarzen Augen stehen gerade, die Brauen sind schön geschwungen, die Nase ist wohlgestaltet, bei den Männern bisweilen eine Adlernase, der Mund regelmäfsig, das Kinn etwas spitz. Die Haare sind schwarz, Backen- und Schnurrbart sind vorhanden, die Statur ist mittelmäfsig, der Körper nie dick, eher mager, aber die Muskulatur oft sehr entwickelt. Die Kinder sind durchweg hübsch, oft mit Stumpfnasen, die jungen Frauen selbst schön; aber sobald sie nur etwas älter werden, werden sie geradezu gräuliche, alte Vetteln mit Hängebrüsten, die ebenso runzelig sind wie ihr Gesicht. Im schroffen Gegensatze zu der maurischen Bevölkerung des Nordens gehen Mädchen und Frauen stets unverschleiert. Tättowierung, meist in schwarzer Farbe, ist bei Männern und Frauen im Gesicht, an Armen und Händen sehr häufig, selbst die Nasenspitze wird nicht immer verschont.

Der Mann geht meist barbeinig, oder in weifsen, kurzen Strümpfen (scherafs), oft nur mit dem weifsen Hemde (medschar) bekleidet, häufig auch mit der weifsen, bis zu den Knieen reichenden Pumphose (ssraul), die dann durch eine bunte Leibbinde (schrosémm) gehalten wird. Im Winter wird auch eine graue oder graubraune Weste (m'fuhla) getragen, seltener darüber noch eine kurze, seitlich etwas aufgeschlitzte Jacke (att), die gewöhnlich dunkel und reich mit Litzen benäht ist. In der wärmeren Jahreszeit wird dagegen sogleich über das Hemd der Burnus, das weifse, lange Obergewand gezogen, welches mit einem den Kopf bis auf das Gesicht verhüllenden Kopftuch (kullâh) verbunden ist, das mit einer braunen Kamelhaarschnur (chätt) 30mal umwickelt wird. Diese Kapuze bildet mit dem darunter befindlichen roten Fez (scheschir) einen hohen Aufbau, der viel gröfser ist als bei den Bewohnern Nordalgiers. Ärmere haben als Kopfbedeckung auch nur den roten, mit rot- oder gelbgeblümtem Taschentuch umwundenen und mit blauer Quaste (attemir) versehenen Fez. In diesem Falle steckt man hinter das linke Ohr wohl einen grünen Zweig oder eine Blume; man nennt das eine fantasia. Der Pantoffel (subbath) ist, wie in ganz Nordafrika, hellgelb und plattsohlig. Ein unentbehrliches Requisit ist das rote Taschentuch, welches seitlich von der Leibbinde herabhängt, doch scheint es nie dem europäischen Zwecke zu dienen. — Will der Mann etwas Schweres forttragen, so trägt er es nicht allein auf dem Rücken, sondern er nimmt durch ein herumgelegtes Band die Stirn mit zu Hülfe.

Die Frauen tragen ein bis auf die Knöchel reichendes Kleid, dazu eine Leibbinde und eine Jacke, welche auf der Brust durch ein Metallschlofs zusammengehalten wird. Häufiger jedoch wird anstatt der Jacke ein Tuch benutzt, das den Rücken bedeckt und vorn die Brust freiläfst. Mit diesem Rückentuche wird ein zweites, viereckiges Brusttuch vorn beiderseits in der Achselgegend verbunden, und zwar vermittelst zweier Sicherheitsnadeln, die durch Ringe verziert und durch zwei über die Brust hängende Metallketten verbunden sind. Unten stopft man dieses Brusttuch in die Leibbinde, es bleiben also der Hals und die Arme bis an die Achseln blofs. Rock, Rücken- und Brusttuch sind selten einfarbig, gewöhnlich von geblümtem Kattun und in den schreiendsten Farben, z. B. schwefelgelb, gehalten. Auf dem Kopfe befindet sich der mächtige Haarturban, darüber ein langes, leichtes Gazetuch, welches über den Rücken schleierartig herabwallt. Von der Schläfe hängt jederseits ein dünner schwarzer Lockenstrang herab. Im oberen, seltener im unteren Rande des Ohres sind die meist ungeheuerlich grofsen silbernen Ohrringe befestigt, die durch eine über den Haarturban laufende Kette gehalten werden, da sie sonst das Ohr ganz herabziehen würden. Man sieht solche Ohrringe von 20 cm Durchmesser, die mit allerhand Spitzen und Zacken verziert sind. Auch mit silbernen Agraffen ziert man überdies den Haaraufbau. Silberne Arm- und Fufsspangen (chochâll) werden in Menge getragen und, so lästig sie sein mögen, auch bei den häuslichen Arbeiten nicht abgelegt.

Die Mädchen kleiden sich ähnlich wie die Frauen, nur bleibt der Haaraufbau und der Rückenschleier fort. Die Kleidung der Jungen besteht gewöhnlich nur aus dem roten Scheschir mit blauer Quaste, einem kurzärmeligen, vorn offenen Hemde, welches bis an die Knie reicht, und dem unvermeidlichen roten Taschentuche. Sowohl bei Männern wie bei den Jungen wird das Haar, wo es nicht von dem Fez bedeckt ist, abrasiert; kleinen Kindern läfst man es hinten lang wachsen, um einen dünnen Zopf daraus zu flechten. Jedermann färbt sich den oberen Teil der Fingernägel mit Hennabpulver hoch orangerot.

Es ist nicht zu verwundern, dafs bei den Datteln bauenden Oasenbewohnern der Gewerbefleifs sehr gering ist. Man sieht wohl hier und da einen Schneider, der Burnusse und Hemden fertigt, oder einen Teppichweber, der unverdrossen die bunten Wollfäden zu schönen Mustern zusammenknüpft; im allgemeinen werden aber alle industriellen Bedürfnisse vom Norden eingeführt. Auch die Tierzucht tritt sehr in den Hintergrund, nur in den nördlichsten Oasen wird sie etwas mehr betrieben. Dort hält man nur wenige Kamele, dagegen viele Esel und Maultiere, welche beide dunkelbraun sind und beide zum Reiten verwandt werden. Die Rinder sind klein, braun, kurzhörnig, die Schafe den unserigen an Gröfse und Farbe ähnlich, aber oft gelbbraun gesprenkelt, die Ziegen meist schwarz mit wenig weifsen Zeichnungen und Hängeohren. Der Hund ist unserem Schäferhunde ähnlich, von weifser Farbe, oder weifs mit gelben Flecken.

Aber der Nordrand der Grofsen Wüste ernährt nicht nur die sefshafte Bevölkerung der Palmengärten. Dafs weit im Süden die wilden Söhne der Sanddünen schwärmen und selbst Oasen wie Tuggurt besuchen, wurde bereits früher erwähnt.

Wenn aber im November auf der kahlen Hochsteppe der winterliche Sturm braust, wenn die schroffen Kämme des Atlasgebirges sich in Schnee hüllen, wenn das

pflanzliche Leben dort noch langsamer pulsiert als im Sommer, dann bricht der Steppennomade sein Zelt ab, die Tiere werden zusammengetrieben, und er zieht über den Djebel Sab der sonnigen Wüste entgegen. In den Niederungen des Uëd sprossen alsdann niedrige Kräuter, kurze Gräser und die den Tieren so willkommenen Salzpflanzen. Die weite Ebene des Schott Melrhir füllt sich dann mit weidenden Herden und den braunschwarzen Zelten der Nomaden, und erst im Mai wandern sie der Hochsteppe wieder zu.

Sehr grofs ist die Zahl der Menschen und Tiere, die gemeinschaftlich der Wüste entgegenziehen. Oft währt der Vorbeizug einer solchen wandernden Nomadenkarawane einen ganzen Tag lang, da die einzelnen Kolonnen grofse Abstände von einander halten müssen, um die Herden weiden zu lassen.

Voran reiten einige wegekundige Männer auf Maultieren mit quer über den Rücken hängenden, langen Feuersteinflinten, der Anführer auch wohl auf buntgeschirrtem Reittiere. Es folgt ein Zug von Kamelen und Eseln; die ersteren tragen, so weit sie erwachsen sind, auf dem Rücken dicke Knüppel, die als Zeltstangen dienen, zusammengelegte Wolldecken, vollgepfropfte Säcke, Kisten und Kasten, Geschirr von Thon und Metall. Die jungen Tiere laufen ledig nebenher. Oft bleibt ein Kamel störrisch stehen, reifst das häfsliche Maul weit auf und stöfst, sich im Kreise drehend, sein widerliches Gebrüll aus, so dafs die Begleiter Mühe haben, das Tier zum Weitergange zu bewegen. Schliefslich gehts wieder vorwärts, indem die Kamele die Hälse taktmäfsig auf- und abbewegen.

Dann ziehen grofse, dichtgedrängte Schaf- und Ziegenherden vorbei, angetrieben von Männern und Knaben. Mit ihnen wechseln wieder Trupps von Kamelen ab, neben denen schweigsam Männer und Frauen schreiten, alle barfufs, die Frauen mit ihren schweren Beinringen klappernd. Viele Kamele sind Reittiere (mehari), die man mit buntem, mit Quasten verziertem Flechtwerke behangen hat. Auf dem Höcker liegt ein dicker, bunter Wollsack, darauf ein Kissensitz, und über diesem befindet sich auf leichtem Gestell von Holzstäben ein geschlossener, nur vorn offener Zeltaufbau von buntem Kattunzeug. In diesen meist rotgeblümten Kästen reisen die jungen Frauen; oft haben sie Kinder an der Brust und zur Gesellschaft einen kleinen Hund bei sich. Andere solche Kästen sind Kinderstuben, aus denen vieltöniges Geschrei und Geheul hervordringt. Aber viele kleine Kinder, oft ganz nackt, werden auch von den begleitenden Fufsgängern getragen, und man achtet gar nicht darauf, dafs ihre entzündeten und stark geröteten Augenränder von schwarzen saugenden Fliegen bedeckt sind, die solchen Karawanen in Scharen folgen. Etwas ältere Kinder reiten bereits auf dem Esel, und gröfsere Bengel haben sich hier und da auf den Lastkamelen hinter dem Höcker einen Platz erobert, auf dem sie mehr hängen als sitzen.

Oft schreien die Kleinen nach má (Wasser), und dankbar leuchten die Augen des Vaters, wenn der vorbeiziehende Fremdling dem kleinen Verschmachtenden einen Becher voll Wasser mit Citronensaft reicht.

Dort aber naht sich etwas Unvorhergesehenes: eine Kavalkade alter Weiber auf Eseln, ein äufserst drolliger Anblick. — Vergoldung vergeht! So lange die Frauen jung und schön sind, dürfen sie unter dem schattigen Zeltdache des stolzen Mehari reisen; werden sie aber alt und runzelig und schwampelig, dann müssen sie herunter vom Mehari, und dann kommen sie auf den Esel!

Den Nachtrab bilden gewöhnlich nur Männer, welche auf Eseln beritten sind. Ein Wollsack liegt auf dem hinteren Rückenteile des Tieres, und auf ihm sitzt der Burnusträger rittlings. Andere Leute gehen nebenher, und unaufhörlich regnet es unter dem Zurufe „arrjä, arrjä“ Stockschläge auf das geduldige Langohr, das selten grau, meist schwarzbraun ist und stets eine weifse Schnauze hat. Irgendwo an dem Tiere baumelt auch wohl der Überrest eines geschlachteten Hammels, den man durch darüber gebundene Zweige notdürftig vor den glühenden Sonnenstrahlen schützt, und den grofse Fliegen gierig umschwärmen.

So zieht der Trupp dahin über die gelbbraune Ebene, über die sich der tiefblaue, wolkenlose Himmel ausspannt.

Denn der Boden der nördlichen Sahara ist oft vollkommen eben, so weit das Auge reicht, und der unbeschränkte Horizont ringsum ist nur mit dem des Meeres zu vergleichen. Während aber das blaue Meer mit den auf- und abwallenden Wogen ein Sinnbild bewegten Lebens ist, bietet die starre, schweigsame Ebene ein Bild des Todes.

Wenn mit dem Beginne des Sommers die niedrigen Gräser[44]) vertrocknet sind, die zur Winterszeit hier und da einen grünen Anflug auf der trockenen Erdrinde hervorbringen, dann liegen die weiten Niederungen öde und verlassen da. Nur die begünstigtsten Stellen ernähren alsdann noch einige Gewächse. Vor allem bemerkbar macht sich der Harmel[45]) mit hellgrünen Blättern und weifsen Blüten, ein bis 50 cm hoher, kugelig-niedergedrückter Busch mit unten holzigen Zweigen, die dem Boden angeschmiegt wachsen. Die dem Harmel verwandte, weifsgraue Nitrarie[46]), mehrere graue, dem Boden fest angeschmiegte Chenopodiaceen, und einige unscheinbare andere Pflanzen dienen den rastenden Kamelen als einziges Futter.

Aber keineswegs überall bietet der Boden der Sahara den Anblick einer Sandebene. Vielerorts durchziehen Hügelreihen die Landschaft, steinige Partieen, Klippen stehen aus dem Sande hervor; diese bergigen Gegenden werden als Hammâda bezeichnet. Die vorherrschende Farbe dieses anstehenden Gesteines ist gelb, braun oder rotbraun, stellenweise bemerkt man schon von weitem einen zarten, weifsen Salzanflug. In der Hammâda entwickelt sich ein etwas regeres Pflanzenleben; zwischen dem Harmel wachsen zahlreiche Gräser und kleine sich kaum über den Boden erhebende Büsche. Aber alle Pflanzen sind grau, mit ganz kleinen Blättchen, mit Dornen, mit Filzbehaarung bedeckt. Alle Gräser haben lange federige Grannen[47]), die meisten dünne, gekrümmte, stielartige Blätter, die zu kleinen, halbrunden grauen Polstern vereinigt sind. Andere auffällige Pflanzen sind ein graues, buschförmiges, dorniges Leinkraut[48]), fast blattlos und hellgelbe Blüten tragend, mehrere unscheinbare Centaureen, ein niedriger, graugrüner Asclepiadeenbusch[49]) mit giftigem Milchsaft. Die salzhaltige Nitrarie[50]) und andere Zygophylleen[51]) spriefsen spärlich zwischen dem Steingeröll.

Eher einem Spinnengewebe als einer Pflanze gleichend

---

[44]) Bromus rubens L., Hordeum murinum L., Phalaris minor Retz.

[45]) Peganum Harmala L.

[46]) Nitraria tridentata Desf.

[47]) Andropogon laniger Desf., Pennisetum ciliare Lk., Stipa tortilis Desf., Chloris villosa Pers., Arthratherum ciliatum Nees.

[48]) Linaria fruticosa Desf.

[49]) Daemia Schmidtiana Pom.

[50]) Nitraria tridentata Desf.

[51]) Zygophyllum cornutum Coss., Zygophyllum Geslini Coss., Zygophyllum album L.

ist ein kleiner, dicht am Boden kriechender und ganz in grauer Zottenbehaarung versteckter Natternkopf[52]), während fast das einzige Gewächs mit schönen, geteilten Blättern eine kürbisartige Pflanze[53]) ist, welche auf dem Erdboden rankt. Aber weder für Menschen noch für Tiere ist die orangegrofse, marmorierte, stark bittere Frucht geniefsbar. An Stellen, wo Salz ausgeblüht ist, findet sich fast immer die Zierde der Wüstenflora, das reichblühende Limoniastrum Guyonianum D. et C. Es ist ein meterhoher Busch von einfachen Umrissen, unten holzig, während die langen, eingerollten, nadelförmigen Blätter und die gabelig verzweigte Blütenrispe ganz mit einem weifsen, kreidigen Überzuge bedeckt sind. Im Mai ist er mit zahllosen, prachtvoll violetten, hübschen Blüten geschmückt. Gern weidet an ihm das salzbedürftige Kamel. Neben ihm überzieht die kleine Statice Thouini Viv. oft grofse Strecken des Bodens[54]).

Auf dem sandigen Boden eines Uëd entfaltet sich zwischen den bis kopfgrofsen weifsen, gelben, bräunlichen, rötlichen und schiefergrauen Rollsteinen oft ein noch etwas mannigfaltigerer Pflanzenwuchs. Meist sind es die oben bereits genannten Pflanzen, welche dem feinkörnigen grauen Sande entspriefsen, mit ihnen mischen sich kriechende Sandgräser[55]), bisweilen auch das schöne hohe Ravennagras[56]), und an den Hängen herrschen Harmel- und Traganthbüsche[57]) vor. An den langen gelben Dornen des letzteren, die sich aus den Stielen der abgefallenen grauen Blättchen bilden, hängen häufig regungslos schöne, behaarte Prachtkäfer[58]), aber beim leisesten Geräusche lassen sie sich in das stechende Dornengewirr hinabfallen, und sind dann für Menschen und Tiere unerreichbar. In den Uëds erfreuen auch bisweilen die seltene Celsia Ballii Batt. und das klebrige, stark duftende Haplophyllum tuberculatum Forsk. das Auge des Botanikers. Der Kundige kann während des April oder Mai in den Uëds des Msab 80 bis 90 verschiedene Pflanzenarten sammeln!

Ist nun schon das Pflanzenleben spärlich über diese Gegenden ausgebreitet, so entzieht sich das flüchtige und versteckte tierische Leben noch mehr den Blicken der Reisenden.

Von gröfseren Säugetieren durchstreifen Hyänen (dhebaha), Schakale (dhib) und Gazellen (rhosal) die weiten Flächen, allein von ihnen bekommt man, wenn man nicht Jäger ist und ihren Spuren nachschleicht, wenig zu sehen. Selbst die Gazelle, so häufig sie auch ist, bemerkt das ungeübte Auge des Europäers nur selten, da sie ganz die gelbbraune Farbe des Wüstenbodens besitzt, selbst dann nicht, wenn sie das Adlerauge des Eingeborenen schon lange erkannt hat. Aber in allen Oasen wird das schöne Tier gezähmt gehalten; es gewöhnt sich mit Leichtigkeit an die Gefangenschaft. Auch junge Schakale hält man wohl zur Kurzweil für die Kinder, und die kleinen rehbraunen Gesellen sind in der Jugend sehr niedlich. Sobald sie aber gröfser werden, mufs man sie abschaffen, da sie bei Annäherung des Menschen fauchen und zu beifsen versuchen.

In Gegenden mit Pflanzenwuchs sind kleinere Tiere, besonders Reptilien und Insekten, nicht selten. Lange, smaragdgrüne Eidechsen jagen pfeilschnell über den Boden; im Sande zwischen Steingeröll lebt die giftige Hornviper[59]); unter den Harmelbüschen schiefsen bisweilen schön gefärbte Schlangen[60]) hervor, wenn man sie hochhebt, um unter ihnen nach Insekten zu suchen. Dort verbergen sich auch träge, schön gezeichnete Geckonen[61]), die auch häufig an den Zimmerwänden in den Oasen umherkriechen. Wo zerklüftetes Gestein ansteht, huscht die grofse Stachelschwanzeidechse[62]), halbmeterlang, mit rundem, dickem, ganz mit kurzen Dornen besetztem Schwanze und genau von der Farbe des Gesteines, zwischen dem sie lebt, braun oder dunkelgrau. Beim leisesten Geräusche verschwindet sie in einer schützenden Spalte.

Von Insekten finden sich viele Heuschreckenarten in allen Gröfsen; es ist auch bei ihnen wieder auffällig, dafs ihre Larven, welche noch keine Flügel besitzen und auf dem Erdboden leben, ganz die braungelbe Farbe des Erdreiches haben. — Über das kahle Steingeröll flattert häufig ein alter Bekannter aus unserer Heimat, der Distelfalter[63]). Dieses Allerweltstier belebt die kahlen Höhen des Dovre Fjeld in Norwegen, die glühenden Ebenen der Sahara, die Olivenhaine des Peloponnes, die entlegenen schwarzen Lavafelder der Canarischen Inseln und den Gipfel des Fusiyama in Japan.

Im Schatten des dichtblätterigen Harmels suchen viele kleine Tiere vor den Sonnenstrahlen Schutz. Spinnen, Tausendfüfse und zahlreiche Käfer findet man unter den Büschen, und bisweilen lauert dort auch der Skorpion, dessen Stich (oder Bifs, wie die Eingeborenen sagen) für tödlich gilt. Hebt man die Zweige hoch, so rennen eiligst Laufkäfer[64]) oder langbeinige, flinke Adesmien[65]) darunter hervor. Auf dem kahlen Sandboden kriechen langsam schwerfällige Pimelien und verwandte Käfer umher, alle zur Familie der Tenebrioniden gehörend. An blühenden Pflanzen schwärmen Käfer[66]) mit gelbrot gebänderten Flügeldecken, welche unserer sogenannten spanischen Fliege verwandt sind; seltener findet man in den Blüten metallglänzende Blattkäfer.

Wo sich an Lagerstätten der Mist von Kamelen und Eseln findet, leben grofse Mengen schwarzer oder metallisch glänzender Mistkäfer[67]). Das träge Wesen ihrer europäischen Vettern haben sie im heifsen Sonnenschein der Wüste gänzlich abgelegt; Fliegenschwärmen gleich, mit den Flügeln summend, erheben sie sich, sobald neue Besucher auf dem Lagerplatze ankommen. Seltener findet man den in Nordafrika sonst so häufigen Pillenwälzer[68]) bei bedächtiger Arbeit.

* * *

In den vorstehenden Blättern habe ich den Leser in die Heimat der Dattelpalme geführt. Mit wenigen Strichen habe ich ein flüchtiges Bild entworfen vom Rande jenes grofsen Wüstenzuges, der sich fast ununterbrochen von den Gestaden des Stillen Oceans über China, Persien und Arabien durch ganz Nordafrika erstreckt, bis hart an die Küste des Atlantischen Meeres. Mit Recht bezeichnet Peschel den grofsen Wüstenzug als „das Rinnsal des Passatwindes“. Denn es ist der regelmäfsig wehende Nordostpassat, dem schon in Innerasien

[52]) Echium humile Desf.
[53]) Citrullus Colocynthis Schrad.
[54]) Einige weitere charakteristische Pflanzen solcher Lokalitäten sind: Delphinium pubescens DC., Cleome arabica L., Forskählea tenacissima L.
[55]) Cynodon Dactylon Rich., Aeluropus littoralis Gouan var. intermedius Coss.
[56]) Imperata cylindrica P. B.
[57]) Acanthyllis tragacanthoides Desf.
[58]) Julodis onopordi F., Julodis deserticola Fairm.
[59]) Vipera cerastes L.
[60]) Zamenis versicolor Wagl., Tropidonotus viperinus Str.
[61]) Hemidactylus turcicus L., Platydactylus facetanus Str.
[62]) Uromastix spinipes Marr.
[63]) Pyrameïs cardui L.
[64]) Calosoma indagator F., Ditomus capito Serv., Ditomus cordatus Dej.
[65]) Adesmia biskrensis Luc.
[66]) Mylabris variabilis Pall., M. quadripunctata L.
[67]) Gymnopleurus mopsus Pall., Onitis Belial F., Onitis humerosus Pall.
[68]) Ateuchus variolosus F.

die letzten Spuren der Feuchtigkeit genommen werden, welcher für diese unermeſslichen Landstriche eine ungemeine Trockenheit bedingt, die auf groſsen Strecken zur völligen Regenlosigkeit wird. Nie ist in diesen Wüsten der Himmel bewölkt, nie die Wirkung der Sonne durch Wolken beschränkt. In der Mitte der Sahara und in Centralarabien finden sich die heiſsesten Stellen unseres Erdballes mit einer mittleren Jahreswärme von 30° C.

Am Rande der Wüste, an den mich soeben der Leser begleitet, walten freilich bedeutend günstigere Verhältnisse; die Nachbarschaft hoher Berge begünstigt im Winter gelegentliche Regenschauer und mäſsigt die sommerliche Wärme.

Die jährliche Regenmenge ist durch regelmäſsige Messungen nur für Laghuat und für Biskra bekannt; sie beträgt für den ersten Ort 47 mm, für den letzten 55 mm, also etwas mehr als in Suez und fast zehnmal weniger als in Jerusalem (490 mm).

Genaue Temperaturmessungen liegen für Biskra vor; hier beträgt das jährliche Mittel 22° C., der kälteste Monat, Januar, hat eine Mittelwärme von 13,6° C., der wärmste, August, eine solche von 33,2° C. In Tuggurt ist es bereits viel wärmer, dort werden bisweilen Schattentemperaturen von 46 und 48° C. erreicht, und mit Recht nennt daher der Eingeborene diese Oasenreihe den „Bauch der Wüste" (el kersch es-sahara).

Als ich in der ersten Hälfte des Mai den Oasenzug des Uëd Rhir durchreiste, ergaben sich durch täglich dreimalige Ablesung am Schleuderthermometer Mitteltemperaturen von 22,4 bis 27,3° C.; die höchste abgelesene Schattentemperatur war 33°, die niedrigste Nachttemperatur 15° C. In der Sonne und am Erdboden wurden allerdings sehr hohe Wärmegrade erreicht.

Ganz anders stellt sich das Klima der Hochsteppe dar. Géryville z. B., welches noch einen Breitengrad südlicher gelegen ist als Biskra, hat bei einer Meereshöhe von 1300 m eine mittlere Jahreswärme von 14,1° C. Der kälteste Monat, Januar, besitzt eine Mitteltemperatur von 7,2°; der wärmste, August, ist im Mittel 25,3° C. warm. Aber auch hier macht sich in den Wintertemperaturen die Nähe der Wüste geltend. Denn vergleichen wir die obigen Werte mit denen anderer Steppenklimate, z. B. mit Kaisarieh in Kleinasien (38° 40' nördl. Breite, Meereshöhe 1100 m), so ergiebt sich für dieses bei einer mittleren Jahreswärme von 12,2° C. die mittlere Januartemperatur von 1,4° C., also fast 6° weniger als für Géryville. Dagegen ist die Mitteltemperatur des wärmsten Monats (Juni 21,4°) relativ viel weniger abweichend. —

Der Reisende, der von den blütenreichen Gestaden des Mittelländischen Meeres der Wüste zustrebt, sieht sich fast plötzlich in Gegenden versetzt, die von Pflanzenwuchs beinahe gänzlich entblöſst sind. Tief ist der Eindruck, den dieses plötzliche Ersterben des Lebens auf das Gemüt hervorbringt. Jenseits der letzten Bergausläufer begleiten ihn nur noch kurze Zeit Oleanderbekränzte Bäche. Bald aber sieht er sich umgeben von der nackten braunen Erdrinde. Glühend strahlt der Sand die empfangenen Sonnenstrahlen wider, die aufstrebende erhitzte Luft versetzt Steine, Felsen, Klippen in zitternde Bewegung. Heiſs brennen die ermüdeten Augen, ein dumpfer Druck lastet auf Stirn und Schläfen. Dichter zieht der nordische Fremdling die weiſse Kapuze des Burnus zusammen, müde starrt er von dem Reittier auf die flimmernde Ebene, träumend von den Blumenwiesen der Heimat und dem sturmdurchrüttelten Fichtenwald!

Wie ungleich ist der grüne Teppich gewebt, der hier locker, dort dicht den alternden Erdball bedeckt!

Hart am Wüstenrande, im Süden, im Gebiete der tropischen Sommerregen, entwickelt sich eine unglaubliche Kraft und Fülle des Pflanzenwuchses. Alles strebt zur Baumhöhe empor, auch das Gras und der zartgefiederte Farn, und schlieſst im undurchdringlichen Gewirr zum Hochwalde zusammen. Alles sucht den Erdboden zu fliehen, selbst das Wurzelgeflecht erhebt sich in die Luft und trägt stelzenartig den mit Schilfblättern gezierten Baum. Farne, Tillandsien, Ananasgewächse, Orchideen bevölkern hoch oben die luftigen Baumzweige, und von Ast zu Ast, von Baum zu Baum ranken guirlandenartig zähstengelige Schlinggewächse, hier feingefiederte Palmenwedel treibend, dort mit zierlichen Blüten geschmückt.

Und dicht dabei, wo trockener Passatwind über unermeſsliche Sandflächen streicht, erlischt das Pflanzenleben fast ganz. Nur wenige Gewächse trotzen, fest an den Boden geschmiegt, der Trockenheit der Wüste durch starre, stachelige Blätter, durch verhüllenden Haarpelz oder durch besenförmig emporragende, blattlose, grüne Zweige. Wo aber die schwache Quelle das belebende Naſs spendet, da ist auch hier seit undenklichen Zeiten der Mensch und mit ihm der Segen der Dattelkultur eingezogen. Schon seit Jahrtausenden spiegeln sich hochstämmige Palmen in dem See des Jupiter Ammon.

Etymologie und Ethnologie.

Besprechung von Dr. Hubert Jansen.

Der Leser mag beim ersten Blick auf diese Überschrift vielleicht stutzen; doch sofort findet er den Weg und baut sich selbst die Brücke von der einen zu der anderen Wissenschaft.

Wenn die Untersuchung der Etyma als der Stammwörter einer Sprache so eingehend vorgenommen wird wie von Hugo Schuchardt[1]), der bei jedem schwierigen Worte (selbstverständlich unter Berücksichtigung der jetzt so genau entwickelten Lautwandlungsgesetze) namentlich dem Ursprunge sowie den Färbungen und Wandlungen der Bedeutung die umfassendste Forschung widmet, so fallen von diesem reichen Tische des Etymologen für den freudig überraschten Ethnologen nicht bloſs Brosamen ab, sondern ganze Laibe geistiger Nahrung. Mögen Schuchardts Fachgenossen zum Teil noch seine Forschungsmethode als zu weitgehend ansehen (die in Bezug auf vergleichbare Thatsachen ganze Länder und Erdteile, ja die ganze Erde umfaſst): die Kulturhistoriker und die Ethnologen stehen ihr mit vollstem Verständnis und dankbarster Anerkennung gegenüber. Eine kleine Auslese aus Schuchardts Buche wird dies bestätigen; vorher heben wir das, worauf es bei dieser Verbindung von Etymologie und Ethnologie ankommt, hauptsächlich mit des Verfassers eigenen Worten hervor.

[1]) Romanische Etymologieen II. — Von Hugo Schuchardt (Sitzungsberichte der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien, philos.-histor. Klasse, Band CXLI, Abhandlung III; ausgegeben am 23. Dezember 1899). Wien 1899. [222 Seiten 8vo.]

Die schwierigeren etymologischen Forschungen erheischen eine vollständige Vertrautheit mit den **Bedeutungen** der betreffenden Wörter; in allen Fällen schliefst eine Wortgeschichte ebenso die Geschichte der Bedeutung wie der Form in sich. Aber bei dem Bestreben, die Bedeutungen der Wörter festzustellen, begegnen wir oft einer hemmenden Schranke in unserer Unkenntnis der Dinge. Je mehr uns die Dinge selbst zeitlich oder örtlich entrückt sind, desto mehr wird das Wortverständnis erschwert; die Beschreibung vermag oft nicht zu genügen, es mufs das **Bild** zu Hülfe kommen. **Illustrierte Wörterbücher**, wie sie für die Kultursprachen vorhanden sind, bezwecken allerdings eine Vermehrung und Vertiefung der sachlichen Kenntnisse und sind zugleich von grofsem Werte für die sprachgeschichtliche Forschung, aber selbst die besten von ihnen sind einseitig oder sonstwie unzureichend; z. B. William Dwight **Whitneys** ganz ausgezeichnetes und vorzügliches *Century Dictionary* (6 Bde. New York 1889 bis 1891) räumt zwar der Etymologie einen möglichst weiten Platz ein, begünstigt jedoch bei der Illustration einzelne Fächer (wie Zoologie, Botanik, Musik usw.) vor anderen und erläutert z. B. technische Ausdrücke mancher Handwerke und anderer Gewerbe wohl vielfach, aber nicht durchgängig durch Bilder. Derlei Lexika müssen daher zu solchen Wörterbüchern hinüberführen, in denen auch diesen letzteren Zwecken mit Absicht und Umsicht gedient wird. Auch bedürfen wir mundartlicher Wörterbücher entweder mit eingeschalteten Bildern, wofür das saint-polsche von E. **Edmont** eine Probe bildet, oder besser mit einem ganzen Bilderatlas, der die **Ethnographie** (und als Anhang die Naturkunde in einem gewissen Ausmafse) systematisch darstellt: also mit einem wirklichen Sachindex zum alphabetischen Wortverzeichnis. Natürlich handelt es sich hierbei zum gröfsten Teile nicht um ganz eigenartige Dinge, sondern um Variationen allgemein verbreiteter, und von diesen wiederum sind es keineswegs die stärksten und ethnographisch wichtigsten, die sich in der Sprache abspiegeln. Der **Bau des Hauses** z. B. ist bei den Romanen der einzelnen Gebiete gewifs sehr verschieden, aber das Wort für „Haus" ist dasselbe, oder wenn es mehrere giebt — *maison*, *casa* —, so hat das nichts mit der Bauverschiedenheit zu thun. Mit den **Teilen** des Hauses verhält es sich schon anders; wenn das Fenster in gewissen Gegenden Italiens *balcone*, in Spanien *ventana*, in Portugal *janella* heifst, so beziehen sich diese Ausdrücke eigentlich oder ursprünglich auf verschiedene Typen des Fensters. — Allgemein verlangt also die vergleichende Sprachgeschichte als Korrelat eine **vergleichende Kulturgeschichte**, dieses Wort in einem weiteren, und zwar vorzugsweise niedrigeren Sinne genommen, als es verstanden zu werden pflegt. Wenn die Wörter mit den Dingen wandern und die Dinge mit den Menschen, so ist das nicht immer auf **einzelne** Dinge und ihre Namen beschränkt. Gewisse System-Übereinstimmungen in der Fischerei, dem Ackerbau, der Spinnerei usw. können in Ermangelung unmittelbarer Zeugnisse ethnische Vermischungen oder Verschiebungen wahrscheinlich machen. Anderseits ist es oft interessant zu sehen, wie einzelne Dinge und ihre Namen wandern, bezw. wie sie ähnliche Dinge bei anderen Völkern in der Form oder im Namen oder in beiden beeinflussen.

Lehrreiche Beispiele von Wortbedeutungsgeschichten, die auf die Gebiete der **Kulturgeschichte** und der **Ethnographie** weithin glänzende Strahlen werfen, bietet nun Schuchardts Buch gar manche, trotzdem dafs es sich auf einige wenige Themata beschränkt. Da ist z. B. das französische *gilet* („**Weste**"), ein Wort, das im Wörterbuche der Académie française erst 1762 erscheint. Bisher leitete man es entweder vom Namen „Gille(s)" [= Ägidius], einer ständigen Figur des Pariser Théâtre de la foire ab (Gille le niais, der zunächst eine neue Art der bisherigen *veste* trug), oder von dem Namen eines Schneiders „Gille". Thatsächlich geht es aber auf türkisches *jelek* zurück, das ebenfalls „Weste" bedeutet; Sache und Namen entlehnen die verschiedenen Völker der Balkanhalbinsel (Griechen, Albaner, Rumänen, Slaven) von den Türken (vergl. z. B. griechisches *γιλέκι*), ebenso (aufser den Rumänen) auch die anderen, mit den Türken in Berührung kommenden Romanen, die zunächst das von den christlichen Galeerensklaven getragene türkische Kleidungsstück selbst so bezeichneten (italien. *giulecco*, span. *gileco* usw.). Dann wurde der Name auf ähnliche Kleidungsstücke in den verschiedenen romanischen Gebieten übertragen: in Spanien *chaleco*, in Portugal *jaleco*, in der Levante usw. (in der Lingua franca) *dgileco*, in Sicilien *cileccu*, in Sardinien *gileccu*, in Nizza *gileco*, und in Frankreich (statt **gilec* mit der für die Aussprache hier gleichwerten gewöhnlicheren Endung *-et*) *gilet*.

Über die Geschichte der **Glocke** erfahren wir manches durch die Untersuchung über ihre mittellateinischen Namen: *campana* = „grofse Glocke", *nōla* = „Schelle". Bisher bezog man diese Namen vielfach (und teilweise richtig) auf Campanien und (unrichtig) auf die dortige Stadt *Nōla*, wo der Bischof Paulinus († 431), der viel für den Kirchenbau gethan hat, die christlichen Glocken erfunden haben sollte — obwohl seit Jahrhunderten darauf hingewiesen wird, dafs diese Nachricht in Bezug auf die Glocken jeder Begründung ermangelt. Die *campana* weist allerdings mit ihrem Namen auf Campanien hin, ohne aber mit Paulinus auch nur das Geringste zu thun zu haben; das Wort *nŏla* ist überhaupt ein zweifelhaftes Wort, da es im Altertume nur an einer einzigen Stelle vorkommt (als „Schelle" für einen Hund, in einer Fabel des Avianus [VIII, 8], eines Zeitgenossen des oben genannten Paulinus), dazu noch mit der Variante *nŏta* (= „Merkmal", „Kennzeichen", „Etikett", „Brandmal" usw. usw.). Die *nŏla* könnte übrigens, wenn sie zur Stadt *Nōla* in Beziehung stände, nur *nōlāna* heifsen. Thatsächlich ist aber die *nŏla* (dies als richtige Wortform und in der Bedeutung „Schelle" vorausgesetzt) keine christliche Erfindung, sondern nichts anderes als das *tintinnabulum* der Alten. *Campana* hat schon im römischen Altertume zwei Bedeutungen gehabt, die sich aus der Urbedeutung „Campanische [Metall- bezw. Hebel-Vorrichtung]" entwickelt haben werden: a) (schon bei Plinius, Hist. Nat. XVIII, 360) = „Glocke" (ursprünglich vielleicht: „campanische Läutvorrichtung mit geradem, ungleicharmigem Hebel"); b) (zuerst bei Isidor 16, 24) = *statēra unius lancis* „Schnellwage" (ebenfalls ein ungleicharmiger Hebel). Vergleiche dazu im Rumänischen *cumpănă* = „Wagschale" und „Brunnenschwengel" (auch letzterer beruht auf dem Hebel); im Kirchenslavischen hat das Wort die Bedeutung „Wage"; im Griechischen ist *καμπανός*, *καμπανόν* = „Wage", *καμπανίζειν* = „wägen" (erst viel später *καμπάνα* = „Glocke", *καμπανίζειν* = „läuten", wie ja im Osten die Glocken erst viel später aufkamen und nie recht heimisch wurden). — Auch der nordromanische Name für die Kirchenglocke: **clocca*[1]), ist nicht an das Christentum gebunden; denn nach Süden hin kommen die Sprofsformen dieses Wortes auch in Bezug auf die

[1]) * vor einem Worte bedeutet, dafs diese Wortform erst aus späteren Formen erschlossen ist (*clocca* z. B. aus französ. *cloche* usw.).

Viehglocke vor (z. B. portugiesisch, asturisch, gallo-italisch usw.). Bisher nahm man an, dafs das bei den Inselkelten und Angelsachsen am frühesten bezeugte Wort (altirisch *cloc*, angelsächsisch *clucge* usw.) ursprünglich entweder keltisch sei, oder auf dem Princip der Schallnachahmung beruhe (vgl. auch althochdeutsch *klochôn* = „schlagen"), obwohl das ebenfalls onomatopoietische romanische **cloccare* näher läge: vgl. oberitalisch *ciocá(r)* = „klopfen", „lärmen" (= *pulsare*, vgl. weiter unten „pulsen"), parmesanisch *ciocar il campani*, „die Glocken läuten" usw. Diese Herleitung von **clocca* von dem Verb **cloccare* befriedigt zwar, ist aber nicht die einzig mögliche. Viel wahrscheinlicher ist die aus dem lateinischen (vom griechischen κοχλίας stammenden) Lehnworte *coc(h)lĕa* „Schnecke", „Schneckengehäuse" usw., das sich stärker als irgend ein anderes lateinisches Wort in Form und Bedeutung differenziert hat und am besten zeigt, wie wenig alle „Gesetze" sowohl des Laut- wie des Bedeutungswandels für die geschichtliche Bedeutung der Wörter ausreichen. Dieser Differenzierung von *cochlea* bezw. der späteren Formen *coclea*, *coclia* widmet nun der Verfasser 45, ja einschliefslich des Nachtrages 61 Seiten, deren Ergebnisse auch für die Kulturgeschichte und die ältere Ethnologie von Belang sind; in Bezug auf die Bedeutung „Glocke" interessiert uns vor allem die Formenreihe *coclea*, *cocla*, *cloc(c)a*, deren Sprofsformen in verschiedenen Sprachen und Mundarten Bedeutungen entwickeln wie: „Schnecke", „Spirale", „Muschel", „Schale", „Löffel", „Flasche", „Viehglocke" usw. usw. — Bei den sonstigen Bedeutungen (die von der Urbedeutung „Schnecke" oft sehr weit abliegen oder abzuliegen scheinen, wie „Blase", „Beule", „Haarbüschel" — vgl. das österreichische *Schneckerl* = „Haarbüschel", sowie die ehemalige preussische „6" = „Schläfenlocke" der Soldaten) interessieren uns hauptsächlich wieder die Ausführungen über „Spindelkerbe"; es ist die am oberen Ende der (ehemals, aber zum Teil auch noch heute) zum Garnspinnen benutzten Spindel befindliche Kerbe zur Aufnahme bezw. Führung der darumgelegten Fadenschlinge.

Diese Spindelkerbe zeigt ganz verschiedene Formen: als einfache Kerbe, als Kreiskerbe (ringsum laufende Kerbe oder auch dünnere Stelle des Spindelstabes), als Häkchen, als Spiralkerbe (letztere beiden z. B. in Portugal und Asturien). An vielen Spindeln fehlt aber eine Kerbe, da ihr Zweck auch durch die Finger der rechten Hand allein erfüllt werden kann; in der That scheinen die oben glatten Spindeln die am weitesten verbreiteten zu sein (vgl. H. Grothe, Bilder und Studien zur Geschichte vom Spinnen, Weben, Nähen, 2. Aufl., Berlin 1875, S. 17; H. v. Rettich, Spinnradtypen, Wien 1895, S. 1 und 3). Ob es unter den aufgefundenen altrömischen Spindeln solche giebt, die oben nicht glatt sind, hat Schuchardt nicht ermitteln können. Ein so uraltes und wichtiges Gerät wie die Spindel scheint übrigens von der Ethnographie bis jetzt einigermafsen vernachlässigt zu werden [1]), vielleicht, weil uns die Vorzeit zwar zahlreiche Spindelwirtel, aber wegen des meistens unbeständigeren Stoffes wenig Spindelstäbe hinterlassen hat (wenn auch wohl Reflexe ihrer Gestalt in manchen der merkwürdigen Bronzenadeln). Neuere Mitteilungen über den Gebrauch der verschiedenen Spindeln (mit oder ohne Wirtel) in den verschiedenen Ländern giebt der Verfasser noch im Nachtrage (S. 196 bis 198).

Die im ganzen 61 Seiten umfassenden Ausführungen über die Ableitungen von *cochlea* sind aber nur ein einleitendes und instruktives kürzeres Beispiel der Methode des Verfassers, die in der Hauptabhandlung des Buches („französisches *trouver* usw. stammt vom lateinischen *turbare*") zur reichsten Entfaltung kommt. Was bis hier und im Folgenden aus Schuchardts Ausführungen über *cochlea* und *turbare* sowie deren Abstämmlinge ausgewählt ist, sind nur ganz einzelne Steinchen aus seinem überreichen Mosaik, nur einzelne abgefangene Lichtstrahlen aus seinem etymologischen Scheinwerfer; will der Leser dessen volles Licht geniefsen, so mufs er das Buch selbst zur Hand nehmen.

Die Abhandlung über französisches *trouver* usw. und dessen schon anderweitig behauptete Ableitung vom lateinischen *turbare* nimmt 134 + 16 (Nachtrags-)Seiten = 150 Seiten ein und bringt eine reiche Fülle kulturhistorisch und ethnographisch wichtiger Notizen sowie mehrere lehrreiche Sonderabhandlungen. Besonders belangreich für das Studium sowohl des Sprachgeistes, als auch der Kulturgeschichte sind Schuchardts Bemerkungen über die Begriffsentwickelungen: *fassen* > *finden*, und *suchen* > *finden*, sowie über die in manchen Sprachen vorkommenden Gleichungen: *suchen* = *finden*, oder *finden* = *suchen*, bezw. über die innerlich bedingte Vertauschbarkeit dieser Ausdrücke. Aus den Beispielen wähle ich hier ein paar aus: „er *findet* (= sucht) sein einziges Vergnügen im Spiel", oder auch umgekehrt: „er *sucht* (= findet) sein einziges Vergnügen im Spiel"; im Englischen (aus Flügels Wörterbuch): „*find* mamma's bag!"; „shall I *find* it for you?"; oder noch bezeichnender: „while she was *finding* her umbrella". Auch Muret-Sanders neues grofses Wörterbuch giebt „suchen" als besondere Bedeutung des englischen *to find*. Jedenfalls steht fest, dafs die Bedeutung des Findens sehr leicht aus der des Suchens hervorgehen kann. Nach einer vergleichenden, stets und überall interessierenden Reihe von Wortformen und Bedeutungsentwickelungen (z. B. romanisch **circare* [daher italienisch *cercare*, französisch *chercher*] = im Kreise *umher*-blicken, -horchen, -schnüffeln, umhergehend „suchen") kommt Schuchardt zu der von Diez aufgestellten Reihe: „*turbare*" = „durcheinanderwerfen", „durchstöbern", „durchsuchen", „suchen", „finden". Aber dem Verfasser genügt nicht die blofse Möglichkeit dieser Entwickelung, desto mehr als bei einer Durchmusterung der zahlreichen, viele Jahrhunderte durchlaufenden Litteraturbelege von *turbare* sich keinerlei Vorrücken in der eben genannten Richtung vom Begriffe „durcheinanderwerfen" zum Begriffe „finden" erkennen läfst: es klafft eine begriffliche Lücke zwischen *turbare* und *trouver*. Diese Lücke füllt er teils durch eine logische Erwägung, teils durch Aufweisung von Thatsachen. Nimmt man vorläufig die Identität von *turbare* und *trouver* als richtig an, so mufs sich ein gleichsam unterirdischer Verlauf des Wassers von der Quelle „*turbare*" bis zum Zutagetreten der Bedeutung von „*trouver*" (= „finden") feststellen lassen; mit anderen Worten: *turbare* mufs bei einer besonderen Bevölkerungsklasse bezw. in einem bestimmten Gewerbe ein Fachausdruck gewesen sein, der in der Litteratur, speciell in den Sprachdenkmälern der höheren Litteratur, sich nicht nachweisen läfst, desto mehr als die lateinische Terminologie der Handwerke uns nur sehr lückenhaft übermittelt ist; manche Lücken erstrecken sich über ganze Gebiete, und die älteste romanische Litteratur läfst uns in dieser Beziehung erst recht im Stich.

[1]) Schuchardt meint wohl nur: in Bezug auf eine umfassende und zusammenfassende geschichtliche und illustrative Darstellung. Denn nicht blofs der Spinnerei überhaupt, sondern auch der Spindel im besonderen haben die ethnographischen Gesellschaften und Zeitschriften seit ihrem Bestehen beständig ihre Aufmerksamkeit gewidmet, wie die Sachregister der betreffenden Publikationen beweisen.

Das Sprichwort: „Im Trüben ist gut fischen“, zeigt uns nun zwar nicht das Richtige oder die Lösung dieser Frage, aber doch die Richtung, den Weg zur Lösung. Bei der Untersuchung, ob das lateinische *turbare* (*aquam*) als Fischerei-Ausdruck eine engere technische Bedeutung entwickelt hat, die zu der modifizierten bezw. nach anderer Seite wieder erweiterten des französischen *trouver* hinüberführt, hat sich Schuchardt nicht auf die betreffenden Wortvergleichungen beschränkt, sondern das ganze in Frage kommende Gebiet dieses Faches sachlich und sprachlich beleuchtet, um die spätere begriffliche Bedeutungserweiterung wahrscheinlich zu machen. Wenn er dieser Arbeit mehr Raum widmet, als es streng genommen nötig wäre, so entschuldigt er dies mit dem allgemeineren Zwecke, der ihm neben dem besonderen vorschwebte: solche zugleich kultur- und sprachgeschichtlichen Studien anzuregen und vorzubilden, für die es an eigentlichen Mustern noch fehlt.

Dabei fallen denn für den Kulturhistoriker und für den Ethnologen viele wertvolle, sozusagen selbständige Abhandlungen so nebenbei ab. Schuchardt geht aus von einer der primitivsten Arten der Fischerei (die man, im Vergleiche zur Treibjagd, Treibfischerei nennen könnte): dem Fischtreiben, von dem eine besondere, schon mehr entwickelte und bekannte Art das vielfach verbotene sogenannte „Pulsen“[4]) ist (benannt nach dem lateinischen *pulsare* = „klopfen“, im engeren Sinne „aufs Wasser schlagen“). Bei diesem Treibfischen wird seit alter Zeit durch Schlagen mit den zum Aufstören (*turbare!*) dienenden Störstangen oder Trampen, oder auch durch Schreien usw., Lärm gemacht. Das Wort Trampe stammt von dem Verb „trampen“ = mit den Füfsen, mit Stöcken oder dergl. stark auf etwas „aufstofsen“ (daher auch die Iterativa bezw. Intensiva „trampeln“, „trampsen“; in der Bedeutung „pulsen“ kommt das Wort „trampen“ allerdings nicht vor) und bezeichnet eine nach unten verdickte Keule von verschiedener Form, z. B. unten mit becherförmiger Höhlung, mit Querlatte usw.; die Trampe heifst auch „Plumpkeule“ und, wie schon bemerkt, „Störstange“. Sehr mannigfach sind ihre Formen z. B. in den Provinzen Ost- und Westpreufsen. Im älteren Holländischen findet sich der Ausdruck *polssen in't water* („im Wasser pulsen“) erklärt durch die Glosse: *quatere aquas, turbare, . . . scrutari fundum sive limum conto* (*conto* = „mit der Trampe“).

Nach der sehr eingehenden Untersuchung, welche Rolle bei der Fischerei das Pulsen besonders in früheren Zeiten und in den verschiedensten, zum Teil entlegenen Gebieten spielte, weist Schuchardt kurz darauf hin, dafs die Fischerei im ganzen einst (und besonders in jenen Jahrhunderten, da die *piscatores hominum* in alle Welt auszuziehen begannen) eine höhere bezw. gröfsere, weiter reichende kulturelle Bedeutung besafs als heutzutage. Noch heute sind aber unsere Sprachen — was für die älteren Kulturstufen sehr charakteristisch ist — voll von Metaphern, die der Jäger- und der Fischersprache jener primitiveren Zeiten entnommen sind, z. B. im Deutschen: „nach jemand oder nach etwas angeln“; „jemand in seine Netze verstricken“; „etwas ausfischen“ (schon lateinisch *expiscari*); im Englischen: *to fish for compliments*. Und selbst jetzt noch scheinen dem Wasser immer neue Bilder zu entsteigen, z. B. im Französischen: *se repêcher* = „sich wieder (aus dem Netze = aus der Not) heraushelfen“ (vgl. Zola, „Paris“ [Paris 1898], S. 354, 358, 437).

Manches von Schuchardt Vorgebrachte mag den Fachleuten, Etymologen wie Ethnologen, ja sogar auch in weiteren Kreisen schon bekannt sein; aber bei seinen umfassenden Forschungen und Ausführungen bringt er so zahlreiche neue und belangreiche Einzelheiten von den verschiedensten Völkern und Stämmen, dafs jeder Leser hunderterlei neue Anregungen erhält.

[4]) Vgl. E. Friedel, Führer durch die Fischerei-Abteilung des Märkischen Provinzialmuseums der Stadtgemeinde Berlin, Berlin 1880, S. 20: „Pulsen“: „Hineintreiben der Fische in aufgestellte Netze, wobei man jene durch Schläge mit den Peetzen und Staken [das sind Stangen mit Schaufeln oder Knöpfen oder Haken zum Fortschieben der Kähne] oder durch Klopfen mit Steinen oder Hämmern auf dem Boden des Kahnes fortscheucht.“ Er verweist auf Riedels Codex diplomaticus Brandenburgensis.

Kleine Nachrichten.

— Über anthropologische Untersuchungen in Schweden veröffentlicht Prof. Gustav Retzius einen kurzen, vorläufigen Bericht. Er betrifft die Untersuchungen, die 1897 bis 1898 unter seiner und des Prof. W. Hultkrantz Leitung an Mannschaften des schwedischen Heeres vorgenommen wurden. Festgestellt wurde, abgesehen von dem Geburtsorte der betreffenden Leute und ihrer Eltern, ihre Höhe in stehender und sitzender Stellung, ihre Schulterbreite, Länge und Breite des Kopfes, Form des Gesichtes, sowie Farbe der Augen und Haare. Untersucht sind im ganzen 45163 Personen. Besonders wichtig sind die durch Bearbeitung des vorliegenden Stoffes zu erwartenden genauen Aufschlüsse betreffs Ausbreitung und Häufigkeit der Dolichocephalie und Brachycephalie in Schweden. Dafs die Schweden im wesentlichen eine dolichocephale Rasse mit einem mittleren Index von etwa 77,3 sind, war freilich seit der Schrift von Anders Retzius „Über die Schädelform der Skandinavier“ (om formen af nordboernas cranier) 1842 bekannt. Das Ergebnis der Untersuchungen vom Jahre 1898 für Dalarne, Västmanland, Bohuslän, Gotland und Småland (an im ganzen 5883 Personen) ist folgendes: Dolichocephale sind am häufigsten in Dalarne (5,35 Proz. Brachycephale, 94,65 Proz. Dolichocephale unter 1085 Personen); in Västmanland 7,59 Proz. Brachycephale, 92,41 Proz. Dolichocephale; in Bohuslän 10,63 und 89,37 Proz.; auf Gotland 11,2 und 88,8 Proz; in Småland 18,08 Proz. Brachycephale, 81,92 Proz. Dolichocephale unter 2854 Personen. Aus diesen Zahlen geht eine deutliche Zunahme der Brachycephalie in den südlichen Landesteilen und eine entsprechende Verminderung gegen Norden hervor, was auch nordwärts von Dalarne der Fall ist. In Anbetracht der schon in alten Zeiten geschehenen Beimischung finnischer Elemente in Dalarne und wallonischer in Västmanland hätte man einen gröfseren Bruchteil der brachycephalen Bevölkerung erwarten sollen. (Ymer 1899, Heft 4.)

R. Palleske.

— Die schematische Anordnung der Flora Kolumbiens vollzieht sich nach Fr. Regels Ausführungen (F. R., Kolumbien, Berlin 1899) in fünf Zonen. Die kolumbianische Tropenregion mit Einschlufs des südlichen Centralamerika reicht im andinen Berglande etwa bis zu 1300 m Höhe hinauf; hier ist die Palmenfamilie besonders stark entwickelt, und hier dürfte das wahrscheinliche Ursprungsland der Kokosnufs zu suchen sein. Die gemäfsigte Andenregion umfafst das Bergland von 1300 m aufwärts bis zu den Paramos bei ungefähr 3400 m Meereshöhe; diese wundervolle Vegetation und überaus reiche Flora gliedert sich naturgemäfs in fünf weitere Unterabteilungen. Die Paramovegetation — unter Paramo versteht man das Gebiet des unwirtlichen Hochgebirges, das trauriger und einförmiger als die schottischen Moore im Spätherbste ausschaut — ist geographisch an die gemäfsigte Andenregion gebunden, floristisch gehört dieselbe den besonders in Peru und Bolivia viel mehr entfalteten Hochlandssteppen an. Als vierte Zone hat die Savannenregion des Orinokogebietes im Osten von Kolumbien zu gelten, die mit ihren Gräsern und Bäumen zuerst durch R. Schomburgks

Reisen näher bekannt wurde. Im Süden reicht dann die Hyläavegetation des Amazonas in das südöstlichste Kolumbien hinein, längst bekannt durch Martins' Arbeiten. Sehr auffallend und wichtig sind die Veränderungen der ursprünglichen Flora, welche der Mensch hervorgebracht hat. Viele Gewächse sind mit Sicherheit erst durch die europäischen Wanderer eingeführt worden. Zuckerrohr, Kaffeestrauch und Orangen, in der kalten Zone Gerste und Weizen sind heutzutage vollkommen charakteristische Bestandteile der kolumbianischen Landschaft geworden, mit denen selbstverständlich auch zahlreiche Unkräuter in das Land drangen. Leider dürften so manche Gewächse mit beschränktem Verbreitungsgebiete der Wut mancher Sammler zum Opfer fallen, namentlich bezieht sich dieser Schmerzensschrei auf Orchideen.

— Saint-Yves' Reise nach Centralasien. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahres hat der Franzose Saint-Yves eine Reise in die Pamirgegenden ausgeführt. Der Reisende begab sich über Taschkent nach Osch in Ferghana und von da über den Alai und Transalai auf einer bisher nicht begangenen Strafse zunächst nach Kaschgar. Er hat dabei eine Reihe von Bergspitzen gemessen und benannt, deren Höhen zwischen 4000 und 5200 m liegen. Die Stelle, wo Saint-Yves das Gebirge in der Richtung auf Kaschgar überschritt, heifst Kedur-Dawan; sie liegt zwischen dem Terek-Dawan und dem Schar-Dawan. Sein Begleiter, Leutnant Bourgoin, hat genaue Aufnahmen ausgeführt. Inzwischen ist Saint-Yves Ende vorigen Jahres nach Frankreich zurückgekehrt; inwieweit er unser Wissen über die Pamir erweitert hat, geht aus seinem ersten Berichte im „Bulletin" der Pariser geographischen Gesellschaft (1900, S. 58) noch nicht hervor.

— Zur Tättowierung der Samoaner ist der Titel einer sehr fleifsigen Arbeit von Dr. Wilhelm Hein (Mitteilungen der Kaiserl. Königl. Geographischen Gesellschaft in Wien, S. 309), in welcher er kritisch das über diesen Gegenstand bekannt gewordene verarbeitet und sich namentlich auf die Ausführungen und Abbildungen F. v. Luschans und Karl Marquardts stützt. Bezüglich der Bedeutung der Tättowierungen ist aufserordentlich viel phantasiert worden, und Hein tritt solchen Deutungen mit grofser Nüchternheit und Klarheit entgegen. Er selbst aber weifs auch nichts an deren Stelle zu setzen, was freilich besser ist, als Unrichtiges behaupten. Die Namen der Tättowierungsmuster werden genau besprochen, doch „erscheint es müfsig, an die Erklärung dieser Namen besondere Hoffnungen auf eine mögliche Aufhellung des Ursprungs der Tättowierung knüpfen zu wollen". Dagegen schlägt Hein vor, sämtliche lebende Samoaner bezüglich ihrer Tättowierung genau aufzunehmen und aus der Verschiedenheit der so erhaltenen Muster das Gemeinsame und Ursprüngliche herauszuschälen, dann werden die Verschiedenheiten zur Erkenntnis der älteren und neueren Muster führen und selbst eine Entwickelungsgeschichte der samoanischen Tättowier-Ornamentik liefern.

— Den festen Aggregatzuständen des Wassers unter besonderer Berücksichtigung der Gletschertheorie widmet R. Danneberg seine Doktorarbeit (Leipzig 1899). Es ist nicht unwahrscheinlich, dafs wir eine gewisse Bewegungsfreiheit annehmen müssen, auch wenn das Eis nicht unter Druck steht. Die ganze Eismasse erscheint wie eine Menge von Gliedern, die sich in Gelenken bewegen, welche Kugelgelenken vergleichbar sind. Jedes Korn ist mit dem angrenzenden durch ein solches Gelenk verknüpft, und das Knistern, das Heim auf Gletschern wahrnahm, dürfte wohl auf ein Geräusch zurückzuführen sein, das von den Bewegungen in den Gelenken herrührte. Auf diesen Punkt ist merkwürdigerweise niemals Gewicht gelegt worden, und doch liegt er so nahe. Diese Bewegungsfreiheit, die natürlich im allgemeinen höchst gering ist, da die Körner aneinanderfrieren, wird erhöht durch die solare Wirkung, welche die Gletscherkörner löst, so dafs sie sich so frei in den Gelenken bewegen lassen, dafs man sie sehr leicht mit den Händen aus solchem Eise loslösen kann; weiterhin ebenfalls durch partielle Verflüssigung der Körner an den Grenzflächen. Je mehr sich das Eis, durch die Schwere und die Gestalt des Bettes gezwungen, deformieren mufs, desto mehr mufs sich der Druck in den Schranken erhöhen, wenn sie nicht genügend nachgiebig sind. Je gröfsere Veränderungen wir also dem Eise zumuten, desto leichter werden die Grenzflächen flüssig, desto plastischer wird es. Aber auch je höher die über den unteren Schichten lagernde Eismasse ist, desto leichter wird das Eis sich in Formen schmiegen. Ja, es mufs hier bei genügendem Drucke ein Punkt erreicht werden können, wo gewisse Eismengen ganz flüssig werden und sich so in jede Form schmiegen. Ob übrigens bei der Verflüssigung der Zwischenflächen allein die Druckwirkung bestimmend ist, erscheint zum mindesten fraglich. Jedenfalls erniedrigen Ausscheidungen von Salzen ganz wie der Druck den Gefrierpunkt an den Zwischenflächen der Körner. Schliefslich trägt drittens eine Erhöhung der Temperatur überhaupt zur Erhöhung der Plasticität bei. Hierbei ist stets vorauszusetzen, dafs die Kräfte stetig und langsam wirken. Bei momentanen gröfseren Kräften bricht auch unter den günstigsten Bedingungen für Plasticität das Eis in kleine Splitter.

— Die Fischereikommission der Vereinigten Staaten hat neuerdings Untersuchungen darüber angestellt, ob es möglich sein würde, Seetiere, die im Handel von Bedeutung sind, im Grofsen Salzsee als dauernde Bewohner desselben anzusiedeln. Die Untersuchung ist verneinend ausgefallen. Krebse, Insektenlarven und niedere Pflanzenformen kommen zwar in einzelnen Teilen des Sees im Überflufs vor, aber in dem gröfsten Teile des Sees ist leider der Salzgehalt für die gewöhnlichen Meeresbewohner zu grofs. Der grofse Salzsee ist bekanntlich ein Überrest des grofsen vorgeschichtlichen Lake Bonneville, der so lange süfses, oder beinahe süfses Wasser hatte, bis sein Abflufssystem durch klimatische und andere Veränderung isoliert wurde und der Salzgehalt durch Verdunstung des Wassers zunahm, so dafs die Dichte desselben jetzt 1,168 beträgt, während sie beim Wasser des Oceans nur 1,025 erreicht. In Bezug auf die chemische Zusammensetzung unterscheidet sich dagegen das Wasser des Grofsen Salzsees nicht wesentlich von dem des Oceans, und würde dieselbe also kein Hindernis für die Entfaltung von Tierleben sein. — Jährlich werden 42000 Tonnen Salz aus dem Seewasser gewonnen, dessen Menge man aus der Wasserdichte auf 400 Millionen Tonnen berechnet hat. Zunächst war eine gewisse Aussicht vorhanden, Austern, die bekanntlich ein starkes Anpassungsvermögen haben, und am besten in Salzwasser von 1,010 bis 1,020 gedeihen, an denjenigen Stellen des Sees anzusiedeln, wo Flüsse in denselben einmünden; aber auch diese Hoffnung hat man aufgeben müssen, da sich herausgestellt hat, dafs die dafür geeigneten Zonen, die allerdings in keinem Falle mehr als 300 m breit sind, je nach Wind und Jahreszeit zu grofsen Veränderungen im Wasserstande unterworfen sind, und innerhalb fünf Minuten eine Veränderung in der Wasserdichte von 1,009 bis 1,014 beobachtet wurde. Aufserdem lagert sich in den Stromdeltas, wo die Austernbänke notwendigerweise angelegt werden müfsten, zu viel Schlamm ab, als dafs die Auster dabei fortkommen könnte. (Nature, 28. Dezember 1899, p. 204/5.)

— Bonins zweite Reise in China. Der durch seine früheren Forschungen am mittleren Jangtsekiang bekannte französische Reisende Bonin befindet sich seit zwei Jahren auf neuen Wanderungen in China. Zuletzt hat er den Norden bereist. Wie er unter dem 15. August 1899 von Langtschoufu am Hoangho mitteilt, hat er von Ninghsien aus in südwestlicher Richtung die Wüste Alaschan auf einem neuen Wege durchkreuzt. Mit 20 Kamelen war er 14 Tage unterwegs. Fast tagtäglich traf er auf Wasser, ausgenommen in dem von den Mongolen „Tingri wissu" — „die himmlischen Dünen — genannten Teile. Diese Dünen werden von äufserst feinem Sande gebildet, den der leiseste Windhauch in Bewegung zu setzen vermag, so dafs jede Spur verweht wird. Der Wüstenreisende ist dort also lediglich auf den Instinkt der Kamele angewiesen und grofsen Gefahren ausgesetzt. — Frühere Nachrichten über Bonin kamen aus Szetschwan, wo er die von ihm vor einigen Jahren entdeckte Flufsschleife des Jangtsekiang näher zu untersuchen gedachte. Er scheint daran verhindert worden zu sein und sich zunächst nach Nordchina gewandt zu haben.

— Die Zinnproduktion der Erde ist nur gering, da das Metall selten vorkommt, und augenblicklich im Abnehmen begriffen; sie betrug nach einer Zusammenstellung im „Mining Journal" 1898 nur 77330 Tonnen, gegen 77700 in 1897 und 87380 Tonnen in 1890. Den weitaus gröfsten Teil davon, 50 bis 60 Proz., lieferte die Malaiische Halbinsel, nämlich 38942 Tonnen in 1898 gegen 46618 Tonnen in 1897 und 49215 Tonnen in 1896. Die Zinngewinnung ist hier also sehr erheblich zurückgegangen, könnte sich aber wieder heben, da es auf der Halbinsel zweifellos noch viele bisher unbekannte Zinnlager giebt. Als Zinnland in zweiter Reihe stehen die holländischen Besitzungen Banka, Billiton und Singkep mit 14265 Tonnen in 1898; auch hier hat sich die Zinnproduktion vermindert, und zwar um etwa 2700 Tonnen seit 1890. Das alte Zinnland Cornwall lieferte 1898 nur noch etwa 6000 Tonnen, Tasmanien 3229 Tonnen gegen 4507

Tonnen in 1897. Aufserdem kommen als Zinnländer in Betracht: Neu-Südwales mit 1150 Tonnen in 1897, Queensland mit 802 Tonnen und Victoria und Westaustralien. Die gesamte Zinnproduktion Australiens betrug 6586 Tonnen in 1897, gegen 9598 Tonnen in 1890. Bolivia exportierte 1898 4465 Tonnen gegen 5505 Tonnen im Vorjahre, während endlich China, Japan und Birma mit 1000 bis 2000 Tonnen, 50 und 15 Tonnen an letzter Stelle rangieren.

— Selby hat, wie Geogr. Journ., Febr. 1900 mitteilt, in neuerer Zeit den Moirsee in Nord-Rhodesia besucht, der von Josef Thomson 1890 entdeckt worden war. Der See, von den Eingeborenen Wemba genannt, war bedeutend kleiner geworden, Selby schätzte ihn auf ungefähr 15 qkm, Thomson auf etwa 75 qkm. Offenes Wasser war nur in zwei schmalen Streifen zu sehen, alles andere war von langem, dünnem Gras eingenommen, das vom Seeboden aufwächst. — Der See wurde auf etwa Metertiefe geschätzt; sein Wasser ist süfs.

— Prins' Rückkehr aus Bagirmi. Als Gentil auf seiner Scharifahrt den Sultan Guarang von Bagirmi besuchte, liefs er in dessen Residenz Massenya seinen Begleiter, Leutnant Prins, zurück. Prins hat sich in Bagirmi ein Jahr aufgehalten und dann den Heimweg nach dem Ubangi angetreten, bevor die Katastrophe über Bretonnet hereinbrach. Auch er hatte auf dem Rückzuge Gefechte mit Rabehs Truppen. Im Oktober v. J. ist Prins in Frankreich eingetroffen. Seinen Aufenthalt in Bagirmi hat er wissenschaftlich wohl ausgenutzt, wobei ihm der Umstand zu statten gekommen sein wird, dafs er den durch Rabeh vertriebenen Sultan, in dessen Heere er sich befand, auf seinen Zügen im Süden Bagirmis ein halbes Jahr begleitete. — Übrigens scheint der Zweifel (Globus, Bd. 76, S. 340), dafs der Rabeh in die Hände gefallene Franzose de Béhagle in der Gefangenschaft verhungert, sich zu bestätigen, da neuere Nachrichten behaupten, de Béhagle befinde sich in Rabehs Residenz Dikow und sei am Leben.

— Dr. Friedrich Jagor, der bekannte Weltreisende und Ethnologe und eine der originellsten Gestalten aus dem wissenschaftlichen Leben Berlins, ist am 11. Februar an der Influenza gestorben, im Alter von 83 Jahren. Jagor war der Sohn eines im Anfange des vorigen Jahrhunderts aus Rufsland nach Berlin gekommenen Kochs, der später in Berlin das vornehme Hotel de Russie errichtete. Der Sohn sollte des Vaters Nachfolger werden, doch bei einem Besuche in Paris gewann dieser für die damals eben aufblühende Ethnographie und die damit verbundenen ethnologischen Sammlungen, für die er besonders praktisch veranlagt war, solches Interesse, dafs er sich auf ausgedehnte Reisen begab und statt Hotelbesitzer Forschungsreisender wurde. Namentlich Indien, Ostasien und die Inseln des Grofsen Oceans wurden das Forschungs- und Sammelgebiet Jagors. Einen grofsen Teil seiner wertvollen Sammlungen überwies er dem Museum für Völkerkunde in Berlin, dessen Sachverständigenkommission er in letzter Zeit angehörte. Zwei vortreffliche Reisewerke veröffentlichte Jagor: 1866 über „Singapore, Malakka, Java. Reiseskizzen" (Berlin), und 1873 „Reisen in den Philippinen" (mit zahlreichen Abbildungen und einer Karte, Berlin). Beide Werke zeichnen sich aus durch die Schönheit der landschaftlichen Schilderungen und durch umfassende Kenntnis der kunstgewerblichen Arbeiten der Völkerschaften des fernen Ostens. Für sein Philippinenwerk erhielt Jagor von der Berliner Universität die Doktorwürde. Jagor war nie verheiratet und führte in seinem als Museum eingerichteten Hause ein stilles, bescheidenes Gelehrtenleben. Ende der achtziger Jahre reiste er in hohem Alter noch einmal nach Java und dem Indischen Archipel, um seine früheren Forschungen in jenen Gebieten zu ergänzen. W. W.

— Untersuchung des Urubamba durch Robledo. Der peruanische Reisende Robledo hat der geographischen Gesellschaft in Lima über eine Untersuchung des Urubamba, seine Bedeutung als Verkehrsweg und den wirtschaftlichen Wert seines Gebietes Bericht erstattet. Der Flufs entspringt in der Nähe des Titicacasees und mündet unter 11° südl. Breite in den Ucayali. Im oberen Laufe durchzieht der Flufs die Andenhochländer, die reich an Silber, Blei und Quecksilber sind und Alpacca und Vigognewolle produzieren können. In den bergigen Gebieten am Mittellaufe gedeihen Kakao, Zuckerrohr und Kaffee, während die Urwälder am Unterlaufe namentlich Kautschuk zu liefern im stande sind. Der Urubamba, so sagt Robledo, sei berufen, die Hochländer vom Titicacasee mit den peruanischen Amazonashäfen zu verbinden und das „Rückgrat der Verkehrswege des Inneren" zu bilden; die östlicheren Verkehrswege des Madre de Dios und Purus seien viel schlechter.

— Die westpreufsischen Beutkiefern. Professor Conwentz in Danzig, welcher in einer nicht genug hervorzuhebenden und mustergültigen Weise die seltenen Waldbäume der Provinz Westpreufsen studiert hat und soviel wie möglich die dem Untergange nahen Exemplare derselben zu erhalten sucht, hat auch den merkwürdigen Beutkiefern seine Aufmerksamkeit zugewendet und über diese alten Honigspender in seinem „Forstbotanischen Merkbuche" (I, Berlin 1900) verschiedene kulturgeschichtlich belangreiche Mitteilungen gemacht. Man versteht darunter Kiefern, in deren kräftigen Stamm tief in das Innere gehende Höhlungen mit langer rechteckiger Öffnung eingestemmt wurden. Man schlofs dann die Öffnung mit einem schmalen Brette und brachte ein Flugloch an; die Hohlräume wurden mit Bienen besetzt, welche in reicher Fülle Honig eintrugen. Die hier abgebildete



Beutkiefer
im Schutzbezirk Eichwald, Oberförsterei Rehberg, Westpr.
(Bei F Flugloch.)

Beutkiefer steht in der Oberförsterei Rehberg (Forstinspection Marienwerder) und hat bei 33 m Höhe einen unteren Umfang von 3,68 m. Sie ist eine der wenigen noch erhaltenen, jetzt geschützten westpreufsischen Beutkiefern, aber unbewohnt. Die Anlage neuer Beuten ist durch Gesetze verboten; früher dagegen war die Beutenwirtschaft allgemein in den westpreufsischen Kiefernwäldern verbreitet. Mindestens 20000 Beutkiefern waren 1772 in den fiskalischen Forsten der Provinz vorhanden und noch 1802 zählte man im Forstbezirke Schwetz deren 2520. Sie sind dann, bis auf die wenigen erhaltenen Exemplare, alle gefällt worden. In den Privatforsten der Grafen Dohna-Finkenstein haben sich auch noch Beutkiefern erhalten, von denen im Jahre 1899 noch 13 von Bienen bewohnt waren und die alle numeriert sind. Der Gesamtertrag von diesen Dohnaschen Beutkiefern betrug jährlich noch 150 kg Honig. Man fürchtet aber, dafs die wenigen noch vorhandenen Waldvölker nicht mehr lebensfähig sind und eingehen werden. Dann hat auch die Waldhonigewinnung, welche früher so lebhaft betrieben wurde, in der Provinz Westpreufsen ihr Ende erreicht.

Verantwortl. Redakteur: Dr. R. Andree, Braunschweig, Fallerslebertbor-Promenade 13. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEBER: DR. RICHARD ANDREE. VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXVII. Nr. 10. BRAUNSCHWEIG. 17. März 1900.

Das Klilt-Armband der Pelauer
und zur Klarstellung desselben.

Von Dr. O. Finsch.

Mit 13 Abbildungen.

Unter den mannigfachen Schmuckgegenständen der Karolinier zeichnen sich die Armbänder durch einen Formenreichtum aus, wie er in gleichem Mafse sich wohl nirgends mehr in der Südsee wiederfindet. Man kann mindestens ein Dutzend verschiedener Bänder, Spangen oder Ringe unterscheiden, welche als Armschmuck benutzt werden. Darunter sind fünf Arten aus Muscheln (Conus, Trochus, Nautilus) geschliffen, zwei aus Schildpatt, die übrigen meist aus Kokosnufsschale oder Perlen und Scheibchen aus solcher oder Rindenscheibchen, zum Teil sehr kunstvoll zu breiteren Bändern zusammengeflochten und zuweilen noch mit Scheibchen aus roter Spondylusmuschel besonders verziert. Gewisse dieser Armbänder werden nur von Männern, andere nur von Frauen als Festschmuck, alle aber allein um das Handgelenk getragen, im Gegensatze zu Melanesien, wo Armschmuck fast nur zur Zier des Oberarmes dient. Einige wenige Arten Armbänder sind fast über den ganzen Karolinenarchipel verbreitet, die meisten aber für gewisse Inseln eigentümlich, unter denen Yap den meisten Armschmuck, nämlich vier Arten, darunter drei eigentümliche, aufzuweisen hat. Pelau besitzt drei Arten Armschmuck, die aber bereits mehr oder minder der Vergangenheit angehören, wie die meisten der karolinischen Armbänder überhaupt. So erwarb ich auf Kuschai wohl die letzten Exemplare der eigentümlichen, „Forr“ genannten Armspange aus Muschel (wohl Turbo) und einer anderen weit verbreiteten Art aus Conus millepunctatus; von letzterer sind Fragmente auch in den sogenannten Ruinen von Nanmatal auf Ponapé gefunden worden, ein Beweis, dafs diese Armbänder in vorhistorischer Zeit auch hier in Mode waren.

Am merkwürdigsten und seltensten ist jedenfalls der „Klilt“ der Männerwelt Pelaus, nicht nur unter den karolinischen, sondern von allen Armbändern bei Naturvölkern überhaupt, und zwar schon deshalb, weil das Material aus Knochen besteht. Das einzige Analogon in dieser Richtung sind die eigentümlichen Armbänder, welche in Melanesien, namentlich gewissen Gebieten Neuguineas, ziemlich kunstlos aus einem menschlichen Unterkiefer hergestellt werden und mehr Erinnerungszeichen an liebe Anverwandte, als Schmuck darstellen. Bei der in jenen Ländern herrschenden Ahnenverehrung, welche namentlich die Schädel Verstorbener aufbewahrt, ergeben sich im Wechsel der Generationen derartige Familienerbstücke von selbst und sind bezüglich des Materials nicht als besonders selten zu bezeichnen. In hervorragender Weise gilt dies aber für den pelauschen Klilt, weil derselbe aus dem ersten Halswirbel (Atlas) eines Tieres besteht, das überall schwer zu erlangen ist und in Pelau zu den gröfsten Seltenheiten gehört. Es ist dies der „Misugiu“ der Pelauer, oder das unter dem Namen Dujong oder Dugong bekannte Meeressäugetier, welches in der Ordnung der Sirenen die Gattung Halicore repräsentiert, mit welcher das seit mehr als 50 Jahren völlig ausgerottete Borkentier (Rhytina Stelleri) der Beringssee am nächsten verwandt war. Wie alle Sirenen, besitzt der Dujong (Halicore dujong, australis, indica) keine hinteren Extremitäten, sondern statt derselben eine Schwanzflosse; aufserdem sind die Vorderbeine zu Flossen umgestaltet, so dafs die äufsere Erscheinung an Waltiere erinnert, obwohl die übrige Gestalt, namentlich der Kopf, sehr von letzteren abweicht. Bis jetzt fehlt es noch an einer wirklich guten Abbildung des Dujong, aber die in Brehms Tierleben (3. Aufl., Bd. III, S. 559) genügt immerhin, um eine Vorstellung des plumpen Tieres zu geben. Die Länge desselben wird mit 5 m jedenfalls übertrieben angegeben und dürfte 3 m oder höchstens 11 Fufs kaum überschreiten; Gewichtsangaben fehlen leider. Der Dujong verbreitet sich vom Roten Meere und der Ostküste Afrikas über den Indischen Ocean, die Molukken- und Korallensee bis in den westlichen Stillen Ocean, wo die Salomonsinseln und Pelau die östlichsten Grenzen seiner Verbreitung zu sein scheinen, findet sich überall aber nur in gewissen Gebieten. Es sind dies die mit Seegras bestandenen Riffe, gleichsam submarinen Wiesen, welche die Weidegründe dieses harmlosen Pflanzenfressers bilden, der daher die hohe See mit tiefem Wasser meidet und niemals an Land kommt. An der Ostküste Australiens, innerhalb des Barriereriffes, auf den meilenweiten Riffen der Torresstrasse und an der Südküste Neuguineas war der Dujong früher sehr häufig, hat aber infolge der schonungslosen Nachstellungen bereits sehr abgenommen und wird ohne Zweifel in absehbarer Zeit leider einmal das Schicksal seines nordischen Verwandten, des Borkentieres, teilen müssen. Das Fleisch des Dujong ist nämlich, wie ich mich selbst überzeugen konnte, keineswegs thranig, wie das der Waltiere, erinnert vielmehr im Geschmack an Schweinefleisch. Aufserdem liefert das Tier ein treffliches Öl und auch die Haut findet Verwendung, wie angeblich die Bundeslade der Israeliten mit Dujonghaut überzogen war.

Es ist daher begreiflich, dafs der Dujong wegen seiner Nutzbarkeit überall von den Eingeborenen eifrig gejagt wird, und zwar meist mit grofsen Netzen, aber auch mit Harpunen, wie dies namentlich in der Torresstrasse

geschieht. Beide Jagdmethoden sind oder waren auch den Pelauern bekannt. Kubary beschreibt freilich nur das grofse, über 60 m lange Netz (Biteptake) und läfst leider den Fang selbst unerwähnt. Aber die „Seehunde", welche Wilson schon 1783 erwähnt und die man „mit Wurfspeeren tötet", sind zweifellos nichts anderes als Dujonge. Leider bekam Wilson, trotz seines langen Aufenthaltes, keins dieser Tiere zu sehen. Nicht besser erging es Dr. Semper [1]), der zwar das Material der Armbänder richtig als Atlaswirbel von Dujongs deutet, aber annimmt, dafs diese Armbänder „vom Staate für viel Trepang von Seefahrern angekauft und zuweilen von den Philippinen nach Pelau gebracht werden". Erst 1871 wurde durch Kubary das Vorkommen des Dujong in den Gewässern der Pelaugruppe nachgewiesen, doch hatte der Reisende selbst nur ein paarmal Gelegenheit, einen gefangenen Dujong [2]) zu sehen, weifs aber im übrigen über das Tier nichts zu berichten. Aus diesem allen darf man annehmen, dafs der Dujong nicht ständig im Pelaumeere lebt, sondern, wie das Leistenkrokodil (Crocodilus biporcatus), hier nur gelegentlich erscheint.

Der Dujongfang wird auf Pelau meist durch die sogenannten Klubs (Kaldebekel) oder Vereinigung junger unverheirateter Männer betrieben, die übrigens gelegentlich auch Kriegszüge unternehmen, d. h. auf hinterlistige Weise irgend einen Unschuldigen erschlagen, um dessen Kopf als Siegestrophäe heimzuführen, zur Schau auszustellen und dadurch beträchtliche Einnahmen zu erzielen. Weit höheren Gewinn liefert aber die Dujongjagd. Das aus fingerdicken Stricken verfertigte Netz zum Fange des Dujong ist Eigentum des Klubs, wie an der Südostküste Neuguineas Dujongnetze ebenfalls der Jägergemeinschaft gehören. „Das gefangene Tier mufs öffentlich verkauft werden und der Ertrag wird unter die Mitglieder, je nach deren Range, verteilt", sagt Kubary an einer Stelle seiner Mitteilungen über Pelau [3]), an einer anderen, sich, wie so häufig, widersprechend, aber: „Das Tier selbst ist ein „Klapkal", d. h. ein Regal des Oberhauptes der Regierung." Zugleich erfahren wir aber, dafs dies „Regal" eigentlich nur in dem Vorkaufsrechte des Oberhäuptlings besteht, und dafs das Tier bei Verzichtleistung an irgend einen befreundeten Nachbarstaat verkauft werden darf. Die aufserordentlich komplizierten Verhältnisse über das Recht, den Dujong fangen, verkaufen und kaufen zu dürfen, welchen Kubary eine ganze Druckseite widmet, können hier übergangen werden, da diese Einzelheiten eigentlich nur für Eingeborene Interesse haben. Es genügt, zu erwähnen, dass von den vielen grofsen und kleinen „Staaten" (etliche zwanzig) manche das Tier nicht fangen, aber kaufen dürfen, während anderen beides, ja in einzelnen Staaten sogar das Tragen des Armbandes verboten ist.

Bei der Seltenheit des Tieres bildet der Fang eines solchen im Leben der Pelauer ein Ereignis, an dem jedenfalls die Aussicht auf ausnahmsweisen Fleischgenufs keine ganz untergeordnete Rolle spielt, denn nach Wilson gilt das Fleisch dieser „Seehunde" als Leckerbissen. Diese übrigens so naheliegende Verwertung wird von Kubary, wie so manches Hauptsächliche, ganz übergangen, denn auch in seiner Abhandlung „Die Nahrung der Pelauer und deren Zubereitung" [4]), in welcher er alle Arten animalischer Kost, vom Schwein bis zu Eingeweiden der Seewalzen (Holothurien), erschöpfend behandelt, wird merkwürdigerweise des Dujong mit keiner Silbe gedacht.

Dagegen erfahren wir, dafs die Haut benutzt wird, und zwar zu Frauengürteln (Togul). Letztere bestehen aus etwa 2 cm breiten Streifen, die aber nur bei älteren Frauen beliebt und trotz der Einfachheit wegen des seltenen Materials ein sehr geschätzter Schmuck sind.

Der wertvollste Teil des Tieres bleibt indes der erste Halswirbel (Klilt), dessen Wert Kubary als fertigen Armring aus zweiter Hand zu 155 chilenischen Dollars (= 568 M.) angiebt, den des ganzen Tieres zu 375 Doll. (= 1375 M.). Es würde also für Haut und Fleisch immer noch die Summe von über 800 Mark übrig bleiben, eine Summe, die selbst in unseren Augen erstaunlich erscheint. Freilich handelt es sich nicht einmal um das schlechte Silber chilenischer oder mexikanischer Dollars, sondern um jenes eigentümliche Pelaugeld, das aus alten Emailglasperlen besteht, die eben nur auf Pelau einen imaginären Wert haben und sich nur hier in Landesprodukte umsetzen lassen. Von den unzähligen Sorten dieses „Audouth" oder Glasgeldes, welche durch besondere Namen unterschieden werden, macht Kubary mit gewohnter, zum Teil verwirrender Genauigkeit alle die Sorten (im Werte von 4 bis 120 Dollars) namhaft, welche für einen Dujong, dessen Töten, Aufschneiden, die einzelnen Teile des Tieres, nebst den Nebenzahlungen in Trinkgeldern u. s. w. in Betracht kommen. Unter Verzichtleistung auf diese Blumenlese von etlichen zwanzig Eingeborenenwörtern genügt es, hier zu erwähnen, dafs der Dujong, wenn noch lebend, mit einem Stich ins Herz getötet und dann zunächst vom Auge abwärts jederseits am Halse aufgeschnitten wird, um den Atlaswirbel freizulegen, dessen Gröfse für den Kaufpreis von Bedeutung wird. Wie erwähnt, ist der letztere so hoch, dafs ihn nur besonders Reiche, also grofse Häuptlinge, bezahlen können. Als solchen erwähnt Kubary u. a. den Araklay von Molegoyok, der während einer 17 jährigen Regierung zehn Atlaswirbel erwarb, eine Notiz, die zugleich als Beleg für die Seltenheit des Tieres gelten kann. Übrigens scheint der Wert des Klilt auch gewissen Schwankungen unterworfen, wie aus folgender Stelle hervorgeht: „Eine grofse Zahl der Armbänder, die nicht Erbstücke der grofsen Häuptlinge sind, sinken im Laufe der Zeit bedeutend im Preise, sind jedoch noch immer sehr teuer und eine Anzahl von Wirbeln, die von den südlichen Philippinen durch die Vermittelung von Yapeingeborenen, die sie von einem Trader („fremden Händler") erworben, nach Koryor eingeführt wurden, haben zwar eine gröfsere Häufigkeit des Schmuckes auf dieser Insel zur Folge gehabt, aber auch seine Bedeutung verringert."

Kapitän Wilson, der 1783 als Führer des Schiffes der Ostindischen Kompanie „Antelope" an der Küste Pelaus Schiffbruch litt, infolgedessen hier unfreiwillig mehrere Monate leben mufste, liefs seine Erlebnisse glücklicherweise veröffentlichen und wurde dadurch zum ersten Berichterstatter über jene Inseln. Sein damals viel gelesenes und mehrfach übersetztes Buch [5]) ist noch heute interessant und enthält eine Menge brauchbarer Mitteilungen, unter denen diejenigen über das Knochenarmband besonders wertvoll sind. Denn Wilson ist wohl der einzige Weifse geblieben, dem dieser Schmuck in feierlicher Weise angelegt wurde. Der Geschenkgeber, „König Abba Thule", d. h. der Aibatul (oder Oberhäuptling) der kleinen Insel Korror (Koryor, Corröre), erschien

[1]) „Die Palauinseln im Stillen Ocean" (1873), S. 114.

[2]) „Die Palauinseln in der Südsee" in: Journ. d. Mus. Godeffroy, Heft IV, 1873, S. 27 u. 29.

[3]) „Ethnographische Beiträge zur Kenntnis des Karolinenarchipels". 2. Heft, 1892, S. 139 u. 175—184 (hier nur über den Klilt).

[4]) Ebenfalls im 2. Heft, S. 167—169.

[5]) Keate, „An account of the Pelew-Islands" (London, 1788), in deutscher Übersetzung von Georg Forster (Hamburg, 1789), auch in französischer und holländischer Sprache.

persönlich mit grofsem Gefolge der ersten Häuptlinge (Rupaks), darunter den Ministern, welche das Anlegen des Armbandes zu besorgen hatten. Vorher suchte man sich aber zu vergewissern, welche Hand Wilson am meisten gebrauchte, indem man ihn praktischerweise einen Stein werfen liefs. Da dies mit der Rechten geschah, wurde der Schmuck für die Linke bestimmt, welche ja ohnehin in der Regel weniger in Gebrauch und deshalb minder ausgearbeitet und etwas schmäler ist als die rechte Hand. Daraus erklärt sich auf sehr natürliche Weise der Brauch, den Klilt am Handgelenk der Linken zu tragen, was indes keineswegs als unumstöfsliche Regel gelten darf. Denn das Album von Südseetypen des Museum Godeffroy zeigt (Taf. 20, Fig. 141) einen Pelauer mit dem Klilt am rechten Arme (Fig. 1), und da auf dieser Photographie die linke Hand merklich breiter als die rechte erscheint, darf angenommen werden, dafs der Mann linkshändig war, wie dies auch bei Eingeborenen vorkommt. So lernte ich wiederholt Männer kennen, welche den Speer mit der Linken warfen, anstatt, wie sonst allgemein üblich, mit der Rechten.

Da sich das für Wilson bestimmte Armband als zu eng erwies, wurde dasselbe durch Auskratzen erweitert und dann, wie es scheint, ohne sonderliche Mühe über die Hand geschoben, indem man dieselbe soviel als möglich zusammendrückte. Dabei hatte man an jedem Finger einen Bindfaden befestigt, welche ein „Minister" festanziehend hielt, während Raa Kook, der „erste Minister", Wilson an den Schultern festhielt. Hand und Armband waren übrigens gut eingeölt, was deshalb erwähnt sein mag, weil nach Kubary Kokosöl zu dünn ist und man daher lieber Schleim von Octopus, Saft des Hibiscusbaumes oder einheimischen Syrup verwendet.

Irgendwie schmerzhaft scheint das Anlegen des Armbandes übrigens nicht gewesen zu sein, da Wilson nichts darüber erwähnt, und dies ist bei der Weite des Stückes auch ganz erklärlich. Nach der von Wilson gegebenen, allerdings nicht vertrauenswürdigen Abbildung dieses Armbandes (Fig. 2) hat dasselbe eine Lichtweite von 75 mm, würde also schon für die Hand jedes Europäers weit genug sein, wogegen Edge Partington den Durchmesser desselben Stückes (Fig. 3) auf $3^1/_2$ Zoll engl. (= 88 mm) angiebt, so dafs die Lichtweite etwa 80 mm betragen mag. Das Exemplar im Berliner Museum (Fig. 4), durch Kubary erhalten, besitzt nur 66 mm Lichtweite. Da der Reisende diese Öffnung als ziemlich grofs bezeichnet, läfst sich annehmen, dafs es auch engere Klilts giebt, deren Anlegen dann allerdings ziemlich schwierig und schmerzhaft sein mag. Nach Kubary kommen bei dieser „Operation" oft Beschädigungen der Hand vor, „denn in schwierigen Fällen wird nicht nur der zu sehr angeschwollene Daumenballen mit einem Schnitt geöffnet, sondern zuweilen reifsen selbst einzelne Fingerglieder ab".(!) Ob die letztere Angabe auf eigener Zeugenschaft beruht, bleibt leider unerwähnt; dagegen macht Semper einen Mann namhaft, der angeblich infolge des Kliltanlegens den Daumen eingebüfst hatte, wahrscheinlich weil die Verletzung nach Weise der Eingeborenen liederlich behandelt worden war. Im Übrigen beschreibt auch Semper, aber nur vom Hörensagen, die Prozedur als eine grausame, bei der jedesmal Haut mit fortgerissen wird. Derartige Fälle mögen gewifs vorkommen, gehören aber wohl zu den Ausnahmen und hängen natürlich ganz von der Weite des betreffenden Armbandes und der individuellen Handbreite ab. Die letztere variiert nach meinen Messungen bei Männern (Papuas und Mikronesiern) von 93 bis 120 mm, bei Frauen von 90 bis 98 mm; bei einem der kräftigsten Papuas war die Hand (quer über dem Daumenballen gemessen) nur 104 mm breit. Dagegen variiert die Lichtweite solider melanesischer Armbänder aus Schildpatt oder Muschel (meist Querschnitte von Conus millepunctatus oder Trochus niloticus) im allgemeinen für Erwachsene von 60 bis 80 mm, die gleiche Weite, welche ich für Schildpattarmringe von Ruk notierte. Dabei mag bemerkt sein, dafs eine Weite von 73 mm, selbst noch 70 mm, für einen kräftigen weifsen Mann ausreichend ist, um die Hand ohne sonderliche Mühe und ohne Einölen durchzuzwängen. Die hier gegebenen Belege werden zeigen, dafs sich der Klilt von anderen soliden Armspangen Eingeborener keineswegs durch besonders enge Öffnung auszeichnet, dafs solche aber, und vielleicht häufiger als sonst bei Armbändern, vorkommen mögen, wie die beigegebene Abbildung (Fig. 1) einen sehr engen Klilt zeigt.

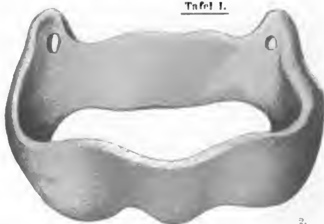
Die vikariierende Form dieses Armschmuckes auf Yap, der „Jatau", kann es an geringer Weite jedenfalls mit dem Klilt aufnehmen und übertrifft letzteren wahrscheinlich häufig. Es ist dies eine aus einem an beiden Enden abgeschliffenen Conus millepunctatus hergestellte Handmanschette, die, wie der Klilt, nur von Männern getragen wird und nach Kubarys früheren irrtümlichen Angaben ebenfalls ein „Orden" sein sollte. Da eine sehr grofse Konusmuschel am unteren breiteren Ende (Kopf) höchstens 83 mm Lichtweite hat, so würde dies für das gehörig abgeschliffene, beträchtlich schmälere obere Ende (das übrigens noch etwas ausgeschnitten ist) eine Öffnung von höchstens 60 mm ergeben. Es ist daher begreiflich, dafs das Überstreifen einer solchen Handmanschette ebenso mühsam als schmerzhaft sein mufs, ebenso, dafs der Jatau sich nicht wieder ablegen läfst. Dagegen wissen wir, dafs Klilts gelegentlich abgelegt werden.

Wenn Wilson das Kliltarmband als Standesabzeichen und Auszeichnung im Sinne unserer Orden deutet, so war diese Auffassung bei der feierlichen Weise, in welcher er mit diesem Schmucke dekoriert wurde, sehr erklärlich und verzeihlich. Auch Semper spricht vom Klilt als von einem „Männerorden", „den der König allein verleihen, wie er ihn allein dem in Ungnade Gefallenen abnehmen kann; zu kaufen ist der Orden nicht, den nur die Fürsten und die Freien als Auszeichnung erhalten". Aber schon eine Notiz bei Wilson weist deutlich darauf hin, dafs der Klilt keineswegs die Bedeutung einer Ordensdekoration hat oder jemals hatte, denn bei dem feierlichen Besuche, den der König Abba Thule bei Wilson machte, erschien Seine Majestät völlig unbekleidet und trug nicht einmal den „Orden"! Kubary, der anfangs die Ansichten seiner Vorgänger teilte, hat dieselben erst in neuerer Zeit berichtigt und äufsert sich, wie folgt: „Der Klilt ist kein Würdezeichen, das nur die Rupaks (Häuptlinge) tragen dürfen, kein Orden, der vom Staatsoberhaupt an Würdige erteilt wird, sondern einfach ein sehr teures Armband, das nur der trägt, dessen Mittel den Ankauf desselben erlauben. Viele Rupaks besitzen keinen Klilt, weil sie zu arm sind, wogegen ihn wieder viele junge Leute, die reiche Väter oder Onkel haben, tragen", und zerstört damit den Nimbus, welcher dieses Schmuckstück bisher umgab, vollständig. In der Kompilation „Oceanien" (von Christmann u. Oberländer) wird sogar die feierliche Bekleidung mit dem Kliltorden bildlich dargestellt, eine Phantasie in Wort und Bild, die nur auf Wilsons nüchternem Berichte basiert. Übrigens hält es Kubary, trotz seiner oben wiedergegebenen bestimmten Erklärung, nicht für unwahrscheinlich, „dafs der Klilt in „früheren, mehr orthodoxen Zeiten" eine viel wichtigere Rolle spielte und bei dem gröfseren Einflusse der Rupaks die sichtbaren Zeichen für deren

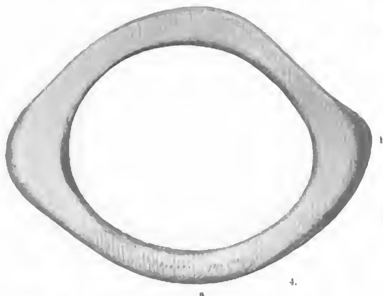
Tafel I.

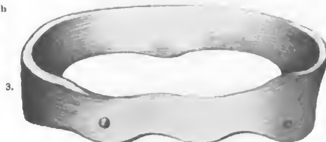


1.



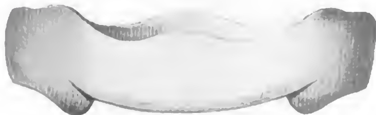
2.





3.

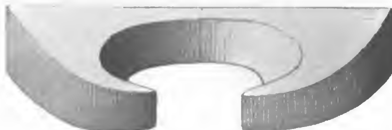
4. a b



5.



6.



7.



8.

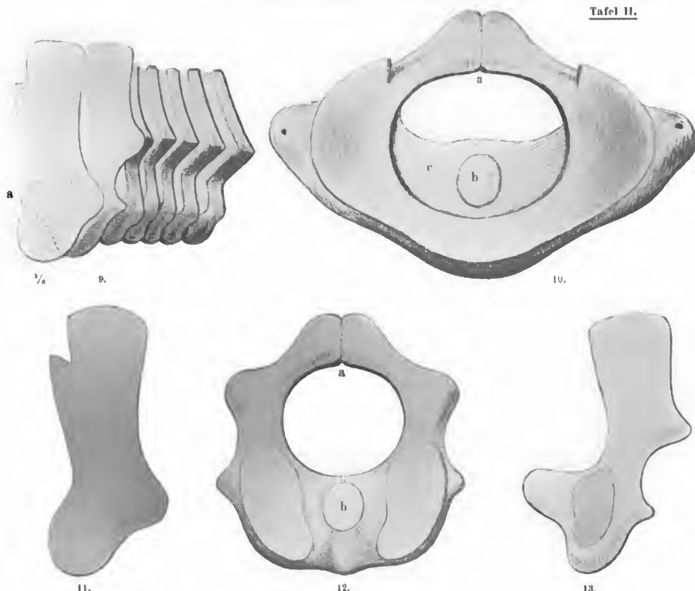
1. bis 6. Klilt-Armbänder von Pelau.

1. In Gebrauch. — 2. Wilsons Klilt. — 3. Derselbe nach Edge-Partington — 4. Berliner Museum, von oben. — 5. Seitenansicht (4a). — 6. Desgl. (4b). — 7. Armband (Holz) von Dani (Babber). — 8. Von Timorlaut, angeblich aus Dujongwirbel (Epistropheus) — Fig. 2 bis 8 in natürlicher Gröfse.

Stellung wahrscheinlich viel hervortretendere waren als heute".

Wichtiger und interessanter als diese Betrachtungen sind die Mitteilungen hinsichtlich des Besitzes dieser Knochenarmbänder, die nächst dem Glasgelde mit zu den gröfsten Wertgegenständen gehören und Reichtum bedeuten. Grofse Häuptlinge lassen daher keine Gelegenheit vorübergehen, einen Klilt zu erwerben, um dadurch den Familienreichtum zu vermehren. Nach dem Sohne werden auch Vettern oder andere männliche Anverwandte mit einem Klilt bedacht, die letzteren erhalten das Schmuckstück aber nur leihweise und müssen es sich — stehlen. Das in so absonderlicher Weise erworbene Stück kann indes zu jeder Zeit zurückgefordert

Tafel II.



Dujong-Halswirbel.

9. Sämtliche Halswirbel ($^3/_8$ der natürlichen Gröfse). — 10. Erster (Atlas) von vorn. — 11. Derselbe von der linken Seite. — 12. Zweiter (Epistropheus). — 13. Derselbe von der linken Seite. — Fig. 10 bis 13 in natürlicher Gröfse.

werden, wie dies z. B. im Falle eines Verkaufes durch den eigentlichen Besitzer geschieht, und der Träger des geliehenen Schmuckes mufs sich die Procedur des Abstreifens desselben gefallen lassen, erhält dafür aber ein Schmerzensgeld.

Über die Entstehung der Sitte, den Klilt zu tragen, „die sehr alt und erst entstanden zu sein scheint, nachdem die heutige staatliche Verfassung begründet wurde", teilt Kubary eine Legende der Eingeborenen mit, nach welcher ein Knabe zufällig einen Dujong-Atlaswirbel fand, denselben als Armband ansteckte, und damit zum Erfinder des Klilt wurde. Diese Geschichte hat jedenfalls viel Wahrscheinlichkeit, denn das natürliche Loch des Dujongatlas ist eben nur für eine Knabenhand weit genug und mufs für Erwachsene erst künstlich erweitert werden, wie dies die Abbildungen (Fig. 3 u. 4 im Vergleich mit Fig. 10) zeigen. Die Anfertigung eines solchen Knochenarmbandes erfordert daher nur eine Vergröfserung der Öffnung, mehr oder minder sorgfältiges Abschleifen der Aufsenseite, namentlich der Knochenfortsätze, um einen möglichst gleichmäfsigen breiten Reif herzustellen und rangiert selbst bei den geringen Werkzeugen der Eingeborenen nicht unter deren eigentliche Kunstarbeiten. Wie alle derartigen Eingeborenenerzeugnisse sind dieselben von verschiedener Güte, und dies zeigen auch die Abbildungen von Klilts (Fig. 3 u. 4).

Die älteste eines solchen ist die in Wilsons Buche (Pl. 4, Fig. 3), welche ich hier deshalb genau wiedergebe (Fig. 2), weil sie ein total falsches Bild giebt, nach welchem es selbst dem gröfsten Osteologen nicht gelingen würde, die Tierart zu bestimmen, von welcher der Knochen herrührte; man deutete ihn damals als den eines Waltieres. Glücklicherweise hat Edge Partington[6]) nach dem Originalexemplare Wilsons, das zu den Schätzen des Britischen Museums zählt, eine befriedigende Abbildung gegeben, die ich, in natürliche Gröfse übertragen, zum Vergleich hier beifüge (Fig. 3). Denn beide Abbildungen sind so verschieden, dafs niemand glauben würde,

[6]) „An Atlas of the weapons, tools, ornaments, articles of dress etc. of the Natives of the Pacific Islands". I (1890), Pl. 182, Nr. 8: „Bone armlet worn as a mark of distinction by the Rupacks".

sie könnten nach ein und demselben Stücke gezeichnet sein.

Mit diesem sehr sorgfältig gearbeiteten Klilt stimmt derjenige so ziemlich überein, welcher auf der Photographie des Aibatnl von Korror, Ira Aidil (in Friederichsen, „Südseetypen“, Taf. 20, Nr. 148) zu erkennen ist, wie auf einer anderen Photographie, welche ich von demselben Inselfürsten besitze. Ein ganz anderes Aussehen hat dagegen der (Fig. 4, 5, 6) abgebildete Klilt des Berliner Museums, an welchem die seitlichen Fortsätze wenig abgeschliffen sind und so weit vorstehen, dafs kein gleichmäfsiger Reif (wie in Fig. 3) gebildet wird. Dieses Exemplar, meines Wissens das zweite im Besitz europäischer Museen, wurde 1883 vom „König“ von Molegoyok an Kubary[7]) geschenkt, der es als ein gutes Stück und über 50 Jahre alt bezeichnet. Dennoch ist es nicht so sorgfältig bearbeitet als das Wilsonsche Stück, welches weit über 100 Jahre alt, jedenfalls noch aus der „guten alten“ Zeit herstammt. Die Sitte, das Armband durch Bemalen zu verschönern, ist nach Kubary erst in neuerer Zeit entstanden. Die Stellen, wo man die Fortsätze abraspelte, werden nämlich (vielleicht auch zur besseren Erhaltung des hier porösen Knochens) mit Ockerkitt verschmiert, statt welchen Materials seit etwa Anfang der siebziger Jahre eingeführter roter Siegellack mit Vorliebe verwendet wird. Eine solche Neuerung infolge europäischen Einflusses liegt im Wesen der Eingeborenen und ist erklärlich, weniger plausibel aber die folgende Mitteilung Kubarys, nach welcher die Eingeborenen aus eigenem Antriebe einst beliebten Schmuck aufgegeben haben sollten. „In früheren Zeiten wurde nicht nur der Atlas, sondern auch die vier ersten Halswirbel als Armband benutzt und noch heute bestehen besondere Namen derselben. Der letzte („also fünfte Halswirbel“), zugleich der gröfste (?), bildete den wertvollsten und war den Häuptlingen vorbehalten, die anderen waren von verschiedenem, minderem Werte und wurden durch die Anverwandten der Häuptlinge getragen. Im Laufe der Zeit kamen jedoch die unbequemen, grofsen (?) Armbänder aufser Gebrauch und nur das aus dem kleinsten (?), dem Atlaswirbel, wurde beibehalten.“ Aus Mangel an osteologischen Kenntnissen im allgemeinen und dem des Dujongskelettes im besonderen hat Kubary in dieser Darstellung von den Eingeborenen sich gründlich etwas aufbinden lassen. Bekanntlich ist nämlich bei allen Wirbeltieren der Atlas oder erste Halswirbel stets am gröfsten oder hat doch die weiteste Öffnung, und dies gilt auch für den Dujong, wie die beigegebenen Abbildungen (Taf. II) am besten zeigen werden. Sie sind nach einem 1,90 m (= etwa $6^1/_2$ Fufs rheinl.) langen Skelett (im Leidener Museum) gezeichnet, das also einem noch nicht ausgewachsenen Tiere angehörte, welches lebend aber doch über 2 m lang geschätzt werden darf. Der gröfste Dujong, welchen ich messen konnte, war etwa $3^1/_3$ m (etwa 11 Fufs rhein.) lang, was mit anderen zuverlässigen Angaben (z. B. von Raffles) in Betreff alter Dujongs übereinstimmt. Vielleicht mögen auch noch gröfsere Exemplare vorkommen, aber schwerlich solche von 5 m Länge, die z. B. Brehms Tierleben für den Dujong verzeichnet. Nach ungefährer Schätzung würden unsere in natürlicher Gröfse wiedergegebenen Abbildungen um ein Drittel vergröfsert den betreffenden Knochen eines ausgewachsenen Dujongs (von etwa 3 m Länge) entsprechen. Die Skizze der sieben Halswirbel (Fig. 9), welche das Dujongskelett aufweist, wird zeigen, dafs die fünf hinteren Wirbel bedeutend schwächer sind als die zwei ersten und zur Anfertigung von Armbändern überhaupt gar nicht in Betracht kommen können, da die Breite dieser fünf hinteren Wirbel, selbst bei einem ausgewachsenen Tiere, nur etwa 10 mm beträgt.

Auch der zweite Halswirbel oder Epistropheus (Fig. 12 von vorn und Fig. 13 von der linken Seite gesehen) erweist sich als durchaus ungeeignet, was ethnologisch deshalb von besonderem Interesse ist, weil Serrurier ein angeblich aus diesem Knochen angefertigtes Armband von Timorlaut (der gröfsten der Tenimberinseln nordöstlich von Timor) beschreibt und darauf eine weittragende Hypothese über die Herkunft der Pelauer begründet. In seiner kleinen Abhandlung „Ethnologische Thatsachen und Verwandtschaften in Oceanien“[8]) bildet derselbe nämlich sehr merkwürdig geformte Armspangen aus Holz ab, die von den kleinen Inseln Dammar (Damma oder Dama, nordwestlich von Timor) und Daai (die nordöstlichste der Babbergruppe) herstammen. Ich gebe hier die Abbildung eines dieser Armbänder von Daai (Fig. 7 in natürliche Gröfse übertragen), indem ich zugleich die Betrachtungen Serruriers beifüge. „Ich fragte mich“, schreibt derselbe, „was die Eingeborenen wohl veranlafst haben könne, Armbänder von so absonderlicher Form zu erfinden, denn diese Form scheint unzweckmäfsig, ist daher konventionell und aufserdem konstant, weil diese Armbänder, welche zu verschiedenen Zeiten und auf verschiedenen dieser, bis 18 geographische Meilen von einander entfernt gelegenen Inseln gesammelt wurden, ganz dieselbe Form zeigen. Ich glaube nun die Antwort auf diese Frage gefunden zu haben, indem ich diese hölzernen Armbänder mit einem solchen verglich, welches durch Herrn Riedel von Timorlaut mitgebracht wurde und welches aus dem zweiten Halswirbel (Epistropheus) des Dujong (Halicore cetacea, Ill.) verfertigt ist (s. Fig. 8 in natürliche Gröfse übertragen). Dieses Armband mufs der Archetype der Armbänder von Daai und Damma sein, die wahrscheinlich deshalb in Holz nachgebildet wurden, weil Dujongwirbel so schwierig zu erhalten sind.“ Nach Wiedergabe der bereits vorn citierten Stelle aus Semper („Die Palauinseln“, S. 114) fährt Serrurier fort: „Sicher liegt die Insel Timorlaut weit weg von der Palaugruppe, da das ganze Gebiet der Molukken sich zwischen beiden befindet; dennoch kann man kaum annehmen, dafs das Tragen von Dujonghalswirbeln an beiden Lokalitäten selbständig entstanden sein sollte und diese zwei ethnologischen Thatsachen deuten ohne Widerrede auf eine Verwandtschaft. Es fragt sich nur, ob der Gebrauch von Timorlaut nach Palau übertragen wurde oder umgekehrt?“

„Ich nehme das Erstere an und werde dies zu beweisen suchen. Wie Semper erwähnt, kann der Klilt-orden nur an Fürsten und Freie, aber nicht an gewöhnliche Leute aus dem Volke verliehen werden“, wogegen nach Herrn Riedel auf Timorlaut das Tragen von Halswirbelarmbändern unbeschränkt ist. Hieraus läfst sich die Hypothese (!) aufstellen, dafs Kolonisten von Timorlaut nach Palau kamen, hier die ursprüngliche, vielleicht melanesische Bevölkerung unterdrückten, und dann Stände von Fürsten und Freien bildeten, die, nach alten Sitten des Mutterlandes, das Vorrecht hatten, die Wirbelarmbänder als Zeichen ihrer Herkunft zu tragen. Doch ist noch mehr zu bemerken. Wie wir gesehen haben, sind die sonderbaren hölzernen Armspangen von Daai und Damma in Nachbildung der Dujongwirbel entstanden. Während nun die Wirbelarmbänder von Timorlaut davon abgeleitete Formen in der Nähe besitzen, haben die

[7]) Dasselbe Stück von ihm abgebildet „Ethnographische Beiträge“, Heft II, Taf. 22, Fig. 10—13.

[8]) „Ethnologische feiten en verwantschappen in Oceanië“, Nr. 2 (Met een plaat). Leiden, 18. Februar (1885), S. 1—3.

palauischen Wirbelarmbänder keine derartigen Nachbildungen aufzuweisen, obwohl der Umstand, dafs der Dujong auf Palau nicht [9]) gefangen wird, gerade zur Erfindung eines Surrogats hätte veranlassen sollen. Bedenken wir nun, wie ungeheuer träge der Mensch im Verändern seiner Gewohnheiten ist und welche lange Zeit erforderlich ist, ehe er sich dazu entschliefst, dann kommen wir zu der Schlufsfolgerung, dafs die Halswirbelarmbänder von Timorlaut sehr alt und älter als die von Palau sind, wo jede Nebenform fehlt. Im allgemeinen glaube ich daher folgenden ethnologischen Lehrsatz aufstellen zu dürfen:

„Wo neben dem Archetype eine davon abgeleitete Form besteht, dort ist die Form entstanden.“

Wie bereits erwähnt, läfst sich aber aus dem zweiten Halswirbel (Epistropheus) auch des gröfsten Dujong kein solches Armband verfertigen, wie es Serrurier abbildet und dieser Thatsache gegenüber ist die hübsch ausgedachte Hypothese ebenso unhaltbar, als der daraus abgeleitete Lehrsatz! Überdies liefs sich gegen die Beweisführung gar Vieles anführen. So liegt durchaus kein Grund vor, zu bezweifeln, warum die Anfertigung von Dujongwirbeln nicht an zwei (vielleicht noch mehr) weit voneinander entfernten Lokalitäten selbständig enstanden sein sollte! Denn allein schon aus dem Leben der Südseebewohner lassen sich eine Menge Beispiele gleichartiger Erfindungen bei ganz verschiedenen und sehr entfernt von einander wohnenden Stämme anführen, wobei nur an die enorm weite Verbreitung von Armringen aus Trochus niloticus erinnert sein mag (von Tonga bis Timor!).

Unter den 59 Wirbeln des Dujong ist somit einzig und allein der erste Halswirbel (Atlas) zur Anfertigung eines Armringes brauchbar, und zwar der eines alten Tieres, denn der abgebildete (Fig. 10 von vorn und Fig. 11 von der linken Seite) würde nur eine Lichtweite von 55 mm ergeben und sich als noch zu klein erweisen.

Mit dieser Klarstellung bezüglich des Materials ergiebt sich nun die ethnologische Thatsache, dafs der Klilt ein für Pelau eigentümliches Armband ist und voraussichtlich diesen Rang behalten wird. Dabei erscheint es auffallend, dafs dieses merkwürdige Schmuckstück gerade in einem Gebiete entstand, in welchem das Material so schwierig zu beschaffen ist, während sonst nirgends irgend etwas vom Dujong zu Schmucksachen benutzt wird. Es fällt dies besonders auf im Hinblick auf die Torresstrafse und die Südostküste Neuguineas, deren Bewohner von jeher leidenschaftliche Dujongjäger waren, und bei der früheren Häufigkeit des Tieres unzählige derselben erlegten. So zählte ich auf der Insel Mabiak (Jarvis Island) bei einem Grabe nicht weniger als 60 Dujongschädel, eine gelegentliche Ausschmückung der Gräber, welche nur den Eingeborenen von der Torresstrafse eigentümlich zu sein scheint und z. B. an der Südostküste Neuguineas fehlt, obwohl die Bewohner beider Gebiete echte Melanesier sind. Sie alle jagen aber den Dujong nur der Nahrung wegen und man mufs sich wundern, dafs sie als Jäger nicht einmal die zwei oberen Schneidezähne des Tieres, welche sich so trefflich zu Schmucksachen für „Wilde“ eignen würden, benutzen, da doch ähnliche Jägertrophäen bei den civilisiertesten Nationen in hohem Ansehen stehen, wobei nur an die so beliebten „Hirschgrandeln“ erinnert sein mag.

[9]) Semper folgend, nimmt der Verfasser an, dafs die Klilts von den Philippinen eingeführt werden und hat ganz übersehen, dafs Kubary schon 1873 das Vorkommen des Dujong auf Pelau nachwies.

Erklärung zu den Abbildungen.

Tafel I: Armbänder.

Fig. 1. Kliltarmband aus dem ersten Halswirbel (Atlas) des Dujong, Männerschmuck von Pelau, am rechten Arme getragen. (Nach „Südseetypen“, Taf. 20, Nr. 141, vergröfsert.)
„ 2. (¹/₁) Klilt im Britischen Museum von Wilson. (Nach Wilson, Pl. 4, Fig. 3.)
„ 3. Dasselbe Exemplar nach Edge Partington (in natürliche Gröfse übertragen).
„ 4. (¹/₁) Klilt im Berliner Museum von oben. (Originalzeichnung.)
„ 5. (¹/₁) Derselbe, Seitenansicht (von a, 4 gesehen).
„ 6. (¹/₁) „ „ („ b, 4 „).
„ 7. (¹/₁) Hölzernes Armband von der Insel Daai (Babbergruppe) bei Timor. (Nach Serrurier in natürliche Gröfse übertragen.)
„ 8. (¹/₁) Armband von Timorlaut, angeblich aus dem zweiten Halswirbel (Epistropheus) des Dujong. (Nach Serrurier in natürliche Gröfse übertragen.)

Tafel II: Halswirbel des Dujong (von einem etwa 2 m langen, noch nicht ausgewachsenen Tiere).

Fig. 9. (²/₃) Sämtliche sieben Halswirbel, von der linken Seite gesehen.
„ 10. (¹/₁) Erster Halswirbel (Atlas), Material zum Kliltarmbande; a) Naht, noch nicht ganz verwachsen, weil jüngeres Tier; b) Fortsatz des zweiten Wirbels, der auf dem ersten ruht; c) Knorpelband.
„ 11. (¹/₁) Derselbe von der linken Seite gesehen.
„ 12. (¹/₁) Zweiter Halswirbel (Epistropheus); a) Naht; b) unterer Fortsatz.
„ 13. (¹/₁) Derselbe von der linken Seite gesehen.

Die Bevölkerung Südafrikas

in ihrem Verhältnis zum Transvaalkriege.

Von Gustav Fritsch.

I.

Noch immer tobt in Südafrika der unglückselige Bruderkrieg, der in so leichtfertiger Weise durch England entfacht wurde, noch immer werden neue Hekatomben blutiger Opfer auf dem Altar der Ruhmsucht und Ländergier dargebracht.

Der ganze Verlauf des Krieges, die steigende Erbitterung der Gegner und die wachsende Entrüstung der civilisierten Welt lehrt aber für jeden Unbefangenen die Thatsache, dafs es sich hierbei nicht um formelle Rechtsfragen handelt, sondern um die edelsten Besitztümer des Menschen, um Freiheit und Unabhängigkeit, die gegen den brutalen Angreifer sicher zu stellen sind.

Dies täglich wachsende Übergreifen der Bewegung von dem eigentlichen Herd auf alle Nachbargebiete bis tief hinein in die Kapkolonie selbst, ist ein nicht zu bezweifelnder Beweis, dafs ein Bevölkerungselement daselbst vorhanden ist, welches verwandte Interessen und gemeinsame Anschauungen mit den Angegriffenen hat.

Diese Thatsache allein würde genügen, um die Existenz eines solchen sicherzustellen, gleichviel mit welchem Namen man sich veranlafst sehen möchte, dasselbe zu belegen, nur das steht fest, dafs es nicht englisch oder mit England sympathisierend sein kann.

Indem der ganze Krieg mehr und mehr den Charakter eines Volkskrieges annimmt, ist es gewifs angezeigt, einmal einen genaueren Blick auf die Bevölkerung des Landes, ihre Beziehungen zu einander und zu England zu werfen, um ihr Interesse an dem so wild auflodernden Kampfe zu verstehen.

Eine derartige Betrachtung erscheint um so notwendiger, als in England die öffentliche Meinung von einer so erstaunlichen Unwissenheit ist, dafs sie sich durch die Prefstrabanten der leitenden Personen, welche in dem schauerlichen Puppenspiele verborgenerweise die Drähte ziehen, das Ungeheuerlichste an Unwahrheiten bieten läfst. So hatte die „Weekly Times" vor einigen Wochen von den südafrikanischen Boeren ein Porträt entworfen, welches sich durch die Unverfrorenheit, mit welcher die gröbsten Lügen vorgebracht wurden, in bemerkenswerter Weise hervorthat. Es würde sich auch gar nicht lohnen, einen derartigen Schandartikel zu widerlegen, diese Sorte Blätter kennen ihr Publikum und wissen ganz genau, dafs sie ihm alles aufbinden können, so lange das Gesagte nur den herrschenden Anschauungen schmeichelt.

Der Boer ist ja nun einmal zur Zeit der schwarze Mann, der sich den Engländern in so wenig angenehmer Weise ins Stammbuch geschrieben hat, dafs sie ihm jede Schandthat zutrauen, nachdem er ja die gröfstmögliche schon hinter sich hat, nämlich: Den englischen Übermut gründlich gedemütigt zu haben.

In der That ist es gar nicht so schwer, den Boer als „schwarzen Mann" zu zeichnen, selbst wenn man nicht zur Lüge seine Zuflucht nimmt. Ein Weiser stellte den Satz auf: „Die Menschen begreifen, heifst ihnen verzeihen." Diese Wahrheit mufs bei Beurteilung der Boeren an erster Stelle berücksichtigt werden; natürlich kann man sie nur begreifen, wenn man sich in ihre Lage versetzt, ihren Entwickelungsgang und den Einflufs der Umgebung verfolgt.

Obgleich England zur Zeit seinen ganzen Hafs auf den Begriff „Boer" konzentriert, so wird man sich doch daran gewöhnen müssen, nicht in diesem den eigentlichen Gegner zu suchen, sondern er ist nur das Schwert viel breiterer Bevölkerungsschichten Südafrikas, wenn man auch jenseits des Kanals alles aufbietet, diese Anschauung in das Bereich der Fabeln zu verweisen.

Die Verschmelzung bestimmter Teile der südafrikanischen Kolonisten mit dem Lande ihrer Geburt, der von ihnen geliebten Heimat, ihre Loslösung von der Meeresküste und dem einsamen Inlandstädtchen, das war es, was „Boeren" aus ihnen machte. Somit ist das Gefühl der Unabhängigkeit und der Wunsch, sich dieselbe zu erhalten, der hervorragendste Charakterzug der Boeren sowohl in den Freistaaten, als auch in den anderen Gebieten Südafrikas.

Man vergegenwärtige sich das einsame Farmhaus der inneren Distrikte, wo das Kind inmitten der farbigen Dienstboten, der „schepsels" und der jedenfalls höher bewerteten Pferde- und Rinderherden aufwächst, vielfach, ohne auch nur die Möglichkeit zu haben, sich eine elementare Bildung anzueignen. Wo nicht die zufällige Nähe eines Landstädtchens und gleichzeitig eine gewisse Wohlhabenheit des Farmers vorhanden ist, so dafs der Besuch einer wenn auch primitiven Schule sich ermöglicht, ist die Unterweisung der Kinder in den Händen der ebenfalls nur wenig unterrichteten Eltern oder abenteuernder Existenzen europäischer Abstammung, die gegen gute Verpflegung und mäfsigen Entgelt die elementare Unterweisung im Lesen und Schreiben übernehmen.

Als Bücher kommen für die Kinder fast ausschliefslich Erbauungsschriften, an erster Stelle und häufig allein die Bibel in Betracht. Ganz einsam wohnende, unbemittelte Boeren sind natürlich, vielfach besonders unter 15 Jahren, Analphabeten. Auch zu der in erreichbarer Nähe liegenden Stadt kommt der Boer in der Regel nur, um Produkte auf den Markt zu bringen oder zu dem an bestimmten, feststehenden Tagen abzuhaltenden „Nachtmahl" (Kommunion), wobei die Zeltwagen in langen Reihen nach dem Orte zusammenströmen und sich ein buntes Leben nach Art eines europäischen Jahrmarktes entwickelt.

Wer darf sich wundern, dafs unter solchen Verhältnissen aufgewachsene Personen nur einen beschränkten geistigen Horizont haben und sich schwer einen Begriff von wirklich civilisierten Verhältnissen machen können? Eine Besserung kann in dieser Hinsicht nur durch die allgemeine steigende Entwickelung des Landes, das reichlichere Zuströmen unterrichteter Personen und Vervollkommnung der Unterrichtsanstalten angebahnt werden, wie sie sich in der alten Kolonie vielfach schon ermöglicht hat. Da bekommt man von dem Bildungsgrade der Boeren eine ganz andere Vorstellung.

Viel bedenklicher, obwohl ebenfalls durchaus begreiflich ist eine andere Eigenschaft des typischen Boerencharakters, nämlich das bis zur Faulheit gesteigerte Phlegma, welches wohl schon in der Rasse liegt, aber unter dem milden südafrikanischen Klima in der Abgeschiedenheit von allen geistigen Anregungen einen schrecklichen Grad der Ausbildung erreichen kann.

Womit sollen die Leutchen auch ihre Zeit hinbringen, da schon des Wassermangels wegen ein Ackerbau in unserem Sinne nur in ganz beschränktem Mafse gepflegt wird, die Wartung der grofsen Herden fast ganz in den Händen der farbigen Diener liegt, für irgend welches Handwerk die technische Unterweisung und Ausrüstung fehlt.

Hat sich der Hausherr am Morgen von den Decken erhoben und die kärgliche Toilette beendet, wozu nicht viel gehört, da er häufig halb angekleidet schläft, und die Waschung aus einer im Familienkreise cirkulierenden grofsen Schüssel zu besorgen pflegt, so weit eben die Bekleidung ein Benetzen mit Wasser zulässig erscheinen läfst, so wird die Morgenandacht abgehalten und der unvermeidliche Morgenkaffee getrunken; dann setzt sich die Hausfrau in ihren bequemen Sessel, der Mann aber geht hinaus, nach seinen Herden zu sehen und darauf bezügliche Anordnungen zu treffen.

Ist dieses geschehen, so ist das Tagewerk beendigt, und man sieht alsdann beim Passieren der Farm den Besitzer gelegentlich am Steinwall des Viehkraales mit aufgestützten Armen stehen, gedankenlos in die Ferne blickend. Kommt man nach ein paar Stunden nochmals vorüber, so findet man ihn wieder an derselben Stelle und konstatiert zufällig vielleicht, dafs er sie überhaupt in der ganzen Zeit nicht verlassen hat (!).

Die sehr verbreitete üble Gewohnheit, sich angekleidet zu waschen, hat zum Teil wohl auch in der allgemeinen Spärlichkeit des Wassers, welche ausgedehnte Waschungen und Vollbäder erschwert, ihren Grund, mufs aber jedenfalls als bedauerlich bezeichnet werden.

Als ich die Länder der Beschuanen westlich vom Transvaal durchstreifte, interessierten sich die Häuptlinge der Eingeborenen, welche ich kennen lernte, öfters in rätselhafter Weise für meinen Hals, dessen Besichtigung ihnen Vertrauen zu erwecken schien. Erst allmählich wurde mir die Absicht dabei klar gemacht: die Leutchen forschten am Halse nach der „Hochwasser-

marke", welche durch die oben angeführte Gewohnheit des Waschens entsteht, und die sie bei den ihnen verhafsten Boeren zu sehen gewohnt waren.

In seinem Glanze zeigt sich derselbe aber als Reiter und Jäger, erst mit Pferd und Büchse ist er ganz vollständig, und zwar gehört beides zusammen, da die Jagd von den Bewohnern der Inlandsteppen meist zu Pferde ausgeübt wird. Man denke dabei ja nicht an einen eleganten Sportsman nach unseren Begriffen; es ist alsdann nichts Gemachtes an ihm, die Sache ist ihm und sogar dem Pferde, mit dem er aus einem Gufs zu sein scheint, bitterer Ernst.

Kein Ausrüstungsgegenstand, Hutverzierung oder ähnliches erinnert an den europäischen Jäger; der übliche grau-braune Anzug mit Jacke und langer Hose, die Füfse in unschönen, selbst gefertigten Fellschuhen, den Kopf bedeckt mit dem üblichen breitkrämpigen Filzhute: so jagt er durch die buschige Steppe dahin, die Büchse in der Faust oder auf dem Schenkel aufgestützt. Früher gehörte zur Ausrüstung die Kugeltasche und das Pulverhorn am Gürtel, jetzt ist das Patronenbandelier an ihre Stelle getreten.

Die Pferde geben sich vielfach dem Reiter, während er an das Wild versucht heranzujagen, mit wahrer Jagdpassion hin, bei einem leichten Druck der Zügelhand auf den Widerrist steht das richtige Schiefspferd im Carrière plötzlich still als wie ein mechanisches Federwerk, der Reiter gleitet behende aus dem Sattel und schickt seinem Opfer im nächsten Augenblick die verderbliche Kugel zu.

Das Reiten und Jagen, sowie das Anschleichen an das Wild und zur Erlangung desselben notwendige Abschätzung der Entfernungen kann nur jemand leisten, der so verwachsen ist mit dem Lande seiner Geburt, so vertraut mit der ganzen Umgebung, wie wir es an dem Boer sehen. In diesen Punkten beruht seine hauptsächlichste, unschätzbare Überlegenheit im Vergleich zu dem englischen Soldaten.

Das Leben in der grofsartigen Einöde Südafrikas mit den allgewaltigen Naturphänomenen, das Gefühl der Abhängigkeit von höheren Mächten hat den Boer zur Frömmigkeit hingeführt, welche ein enger, geistiger Horizont mit Notwendigkeit in orthodoxe Formen kleidet; die von den Engländern ihm untergeschobene Heuchelei hat bei dem einsamen Leben weder Zweck noch Ziel, etwas anderes wäre es, wenn es sich um die frommen Leute von Sommerset-house in London handelte, die wissen ganz genau, warum sie heucheln.

Eine weitere nicht zu bestreitende Tugend der Boeren ist die grofsartige Gastfreiheit, welche er allerdings in vollem Mafse nur anständig erscheinenden Leuten zu Teil werden läfst, da er mit „Rondloopers" zu schlechte Erfahrungen zu machen pflegt.

Auch die Schattenseiten im Charakter erklären sich natürlich genug; zu diesen gehört der vielberufene Hang zur Grausamkeit, welcher Vorwurf häufig direkt als Waffe gegen die Kolonisten von den Engländern benutzt wurde, welche doch wahrhaftig nach allen in den letzten Jahren gemachten Erfahrungen im Kriege mit den Bergvölkern Indiens, den Mahdisten im Sudan, so wie in Südafrika gegen die Boeren selbst an roher Brutalität wenig zu wünschen übrig liefsen. Als ein drohendes Mene-tekel steigen vor diesen Humanitätsheuchlern die gespenstigen Gestalten von Slagters Nek unseligen Angedenkens empor (siehe weiter hinten).

Phlegmatische, schwer erregbare Naturen sind, sobald ihr Blut wirklich einmal in Wallung gerät, schwer zu berechnen; die Grausamkeit der afrikanischen Natur hat sich in dem harten Kampfe ums Dasein auf die Menschen übertragen, auch fehlt es ja leider uns Deutschen ebenfalls nicht an blutigen Warnungen aus Afrika, über andere wegen grausamer Behandlung von Eingeborenen nicht den Stab zu brechen. Als ein Ausflufs dieser phlegmatischen Konstitution ist auch die zähe Ausdauer in gefährlichen Unternehmungen, die Festigkeit des Charakters, die Hingabe an die schweren Pflichten, welche die Verteidigung seines Vaterlandes ihm auferlegt, zu betrachten. Seine Tapferkeit ist also im Grunde genommen Pflichtgefühl und Vaterlandsliebe. In diesem einen Sinne ist die neuerdings aufgetauchte, etwas bedenkliche Redensart, „die Boeren seien die Preufsen Südafrikas", nicht ganz unberechtigt. Jedenfalls sind sie auch darin den zusammengewürfelten Söldnerscharen des stolzen Albion weit überlegen.

Die einfache Thatsache, dafs in diesen südafrikanischen Verwickelungen seit alten Zeiten stets die Boeren (Bauern) als solche die mafsgebende Rolle spielen, wirft ein grelles Streiflicht auf die obwaltenden Verhältnisse. Es giebt doch kein anderes Land in dieser Welt, wo die „Bauern" als politische Macht erscheinen und selbstständige Kriege führen. Die „Bauernkriege" des Mittelalters traurigen Angedenkens waren doch nur örtliche Aufstände einer unterdrückten Klasse.

Auch in Südafrika sind ja allerdings diese Bauern nur ein Teil der Bevölkerung, ein unglückseliges Verhängnis bringt es aber mit sich, dafs sie bis zu diesem Augenblicke das ganze Land nach aufsen zu vertreten haben: darin liegt offenbar ein schwerer Vorwurf für die übrigen Teile der weifsen Bevölkerung, vor allen Dingen die Städtebewohner. Freilich werden auch diese mildernde Umstände nach demselben Grundsatze beanspruchen können, der oben zu Gunsten der Boeren angeführt wurde, d. h. man mufs sich zur richtigen Beurteilung in ihre Lage versetzen.

Wie der Riese Antaeus seine Kraft aus der Mutter Erde bezog, deren Berührung er nicht aufgeben durfte, so bezieht diese Städte bewohnende Bevölkerung im Gegensatze dazu ihre geistige Kraft aus dem Wasser, aus welchem nach der Meinung der Eingeborenen sie überhaupt hervorgegangen ist. Diese ganze, mit so hohen Ansprüchen auftretende Kultur stellt sich dar als tief ins Land vorgeschobene Posten des Seeverkehrs, zu dem ja in neuerer Zeit mannigfache Schienenstränge glücklicherweise eine möglichst direkte und schnelle Verbindung herstellen.

Vor Anlage der Eisenbahnen war der „Winkelier", der Ladenbesitzer, im Inlande kaum weniger isoliert, wie der Farmer selbst. Die wenigen Häuser der städtischen Niederlassung waren in den Händen von Konkurrenten, mit denen der Verkehr jedenfalls manches Bedenken hatte, oder des Doktors im Orte, des Geistlichen und des Anwaltes, wozu dann natürlich auch ein oder mehrere Kneipen, „Hotels", kamen, welche meist von recht zweifelhaftem Gelichter frequentiert wurden. Zuweilen lag der „Winkel" auch allein, im freien Felde, wo sich gebildeter Verkehr von selbst verbot, in einer Umgebung, die man als eine „heulende Wildnis" im wahren Sinne des Wortes bezeichnen kann. Die Stapelartikel, damals (1864) meistens Wolle, fanden um das einsame Haus eine mehr als bequeme Ablagerungsstätte.

Die Nationalität dieser Ladeninhaber und der sonstigen Städtebewohner war und ist noch heute gänzlich unbestimmbar: Holländer, Deutsche, Schotten, Irländer, vereinzelte Engländer herrschen wohl durchschnittlich vor, aber keine dieser Nationalitäten betrachtete sich irgendwie als ortsangehörig und sträubt sich noch heute mit Händen und Füfsen dagegen, es zu sein. Einzelne Individuen, besonders

unter den Holländern, Deutschen und Irländern, welche treu zu ihrem Adoptiv-Heimatlande halten, beweisen als Ausnahmen die Regel.

In diesem Sinne ist leider kaum ein Unterschied zwischen dem Kaufmann, der zu seinem grofsen Verdrusse genötigt ist, ein paar Jahre im Lande auszuhalten, und dem durchreisenden Fremden, den Neugier oder bald zu erledigende Geschäfte nach dem Lande führen. Das ist die am meisten beneidete Klasse der ganzen Bevölkerung, bei ihnen vermutet man mit Recht oder Unrecht Geld, da das Reisen im Lande enorm teuer ist, und der Gedanke drängt sich mit unwiderstehlicher Kraft auf: „Ach, wenn ich doch auch erst so weit wäre."

Noch weniger kommen natürlich für das Beste des Landes die mannigfachen heimats- und vaterlandslosen Abenteurer in Betracht, im Jargon des Boeren „Rondloopers" genannt, die es stets, so lange die Kultur sich in Afrika auszubreiten begann, daselbst gegeben hat, und die früher durch die Einfachheit und Übersichtlichkeit der geschäftlichen und räumlichen Verhältnisse trotz ihres notorisch schlechten Charakters so im Zaume gehalten wurden, dafs Südafrika eins der sichersten Länder unter der Sonne war.

Jetzt, wo das Gold- und Diamantenfieber die Gemüter erhitzt hat, ist die Flut der indifferenten und bedenklichen Elemente der Bevölkerung lawinenartig angewachsen. Auch das ist ja begreiflich genug und konnte nicht wohl anders kommen, aber die Besonderheit der afrikanischen Verhältnisse macht die damit zusammenhängenden Schädigungen ganz besonders schwerwiegend. Wer darf denn wagen zu behaupten, dafs Kimberley und Johannesburg so zu sagen das ganze Südafrika sind? Viel eher wäre es berechtigt zu sagen, sie sind überhaupt nicht südafrikanisch: Es sind Ansammlungen internationaler, zumeist englischer und amerikanischer Mineninteressenten oder deren Vertreter, die doch am liebsten die ganzen Minen mit ihren reichen Schätzen nach irgend einem anderen Lande ausführen möchten, wenn sich dies nur bewerkstelligen liefse[1]).

Da dies nicht angängig ist, so müssen die Minen an Ort und Stelle durch das internationale Gesindel und farbige Eingeborene als Arbeiter möglichst schnell und gründlich ausgebeutet werden.

Hier spielt nun auch die farbige Eingeborenenbevölkerung, die wie ein loser Kitt das Ganze durchzieht, eine gewisse Rolle. Zähneknirschend sagte einst der Nqgikahäuptling Macomo zum englischen Gouverneur der Kolonie: „Der schwarze Mann schmelze dahin vor dem weifsen." Eine derartige Behauptung ist aber nur in sehr eingeschränktem Sinne zutreffend.

Gerade im südlichen Afrika zeigt sich die Veranlagung einer Rasse in ihrer Bedeutung für den Kampf ums Dasein ganz besonders einleuchtend.

Die Stämme der Koi-koin (Hottentotten und Buschmänner), welche in Südafrika zuerst den Stofs der Civilisation auszuhalten hatten, haben sich durchaus unfähig erwiesen, die Anforderungen und unvermeidlichen Schädigungen derselben zu ertragen. Von ihnen gilt thatsächlich das Wort des Häuptlings, denn sie sind wirklich in überraschend kurzer Zeit vor dem Andringen der weifsen Rasse „dahingeschmolzen", so dafs bereits die Akten über ihnen als selbständige Völker geschlossen sind.

Die letzten Trümmer ihrer patriarchalischen Organisation sind nach Norden zuerst gegen Klein- und dann Grofs-Namaqualand, sowie in die Gebiete der Kalahari gedrängt worden; doch selbst diese Trümmer können nicht mehr auf irgend welche Reinheit der Abstammung Anspruch erheben. Gerade die Leichtigkeit der Vermischung auch mit weifsem Blute war eine der Hauptursachen des schnellen Verfalles ihrer nationalen Verbände; nach anfänglichen, nie mit besonderem Ernste durchgeführten Kämpfen der schlecht organisierten und schlecht bewaffneten Horden gegen die Ansiedler lernten sie sehr bald die Überlegenheit derselben kennen und fürchten. Von dieser Zeit an gaben die Hottentotten das Streben, sich als Rasse rein zu erhalten, ohne weiteres auf, Beimischung von weifsem Blute wurde zum geschätzten Artikel, und so entstanden bald die heutigen Mischlingsstämme der Griqua, Bastaards u. s. w.

Ein grofser Teil gruppierte sich aber direkt um die Farmhäuser und diente den Boeren als Viehhüter, Schafhirten, Achterrijder, die hübscheren Mädchen als Beischläferinnen, in ihrer Stellung von rechtmäfsigen Frauen kaum unterschieden, zumal die Kinder derselben meist keineswegs mit ungünstigen Augen angesehen wurden.

Zerstörend wirkten aber auf diese braune Rasse an erster Stelle der Branntwein, Liederlichkeit und Faulheit, sowie der ganz allgemeine Mangel am ernsten Streben, vorwärts zu kommen; ein übriges thaten dann die verheerenden Krankheiten, Pocken, Schwindsucht und Syphilis. Noch schwerer aber und unverdienter traf das Schicksal die armen Buschmänner, die eigentlichen Ureinwohner, und als solche die allein voll am Grund und Boden ihrer Heimat Berechtigten.

Klug, anstellig, vorzügliche Jäger, hätten sie wohl ein brauchbares Element in der Bevölkerung abgeben können, wenn nicht ein unbezähmbarer Hang zum freien Herumschweifen in der Wildnis ihnen ein geordnetes Leben nach unseren Begriffen unmöglich gemacht hätte. Mit Stolz zeigte mir der Buschmann der Kalahariwüste die ringsum weidenden Antilopenherden als „de Bosjesman zijn vee", und daher begreift sich auch, dafs beim Vordringen der Boeren und damit zusammenhängendem Zurückweichen des Wildes der Buschmann eine verhängnisvolle Neigung annahm, auch das Vieh des Ansiedlers als das seinige zu betrachten.

Durch den Viehdiebstahl machten sie sich sehr bald so verhafst, dafs die Farmer nur in der völligen Ausrottung derselben Schutz zu finden glaubten, und diese thatsächlich mit Feuer und Schwert in rücksichtslosester Weise durchführten. Wenn man sich über begangene Grausamkeiten gegen Eingeborene tadelnd äufsern will, so ist die Behandlung der Buschmänner gewifs an erster Stelle zu nennen. Die Berichte der Kommandos gegen dieselben gleichen vollständig den Schufslisten bei unseren europäischen Treibjagden.

Ganz anders stellte sich der dunkelfarbige Nigritier der eindringenden Civilisation gegenüber.

Von kräftigem, leistungsfähigem Körperbau, starkem Nationalgefühl und geeinigt zu gröfseren Stämmen unter unbeschränkten Häuptlingen bildete er einen Wall gegen das Vordringen der weifsen Rasse, der nicht so leicht durchbrochen werden konnte. Hätten sich die einzelnen Stämme nicht nach althergebrachter Sitte gegenseitig auf das Grausamste bekriegt und auf das Rück-

[1]) Auf diesen Mangel an Nationalität der städtischen Bevölkerung warf die letzte Volkszählung in Johannesburg ein grelles Streiflicht. Unter den rund 100000 Einwohnern der Stadt waren etwa die Hälfte Weifse; unter diesen waren etwa 20000 junge Männer im Alter von 15 bis 30 Jahren; aber nur 300 hatten rechtmäfsige Frauen; auch von den 4550 verheirateten Männern im Alter von 30 bis 40 Jahren lebten nur 2443 mit ihren Frauen am Orte. Ist eine solche zusammengelaufene Sippschaft als eine Stadtbevölkerung in unserem Sinne, die Bürgerrechte beanspruchen darf, zu bezeichnen? Vergl. Seidel, Transvaal, S. 337. Berlin 1898.

sichtsloseste die unterliegende Partei vernichtet, ihr Schicksal als unabhängige Nation hätte sich gewifs nicht so schnell erfüllt, als es doch trotz tapferer Gegenwehr der Fall war.

Der schwarze Mann schmolz durchaus nicht immer vor dem weifsen dahin, sondern vielfach in noch viel verderblicherer Weise vor seinen eigenen entfernten Stammesbrüdern, und der weifse Mann hatte die Überlebenden vor dem völligen Untergange zu bewahren. So geschah es, als die blutgierigen Scharen der Zulu unter ihren Häuptlingen Chaka und Dingaan in Natal und dem nördlichen Teil von Kaffraria weite Gebiete fast menschenleer machten. Da traten die zertrümmerten Reste der Stämme hülfesuchend in die Kolonie über (zuerst 1835) und wurden hier in „Lokationen" untergebracht, wo sie sich in durchaus vorteilhafter Weise entwickelten, so dafs sie im Körperbau ihre unabhängigen Stammesgenossen überragen: dies sind die sogenannten „Fingoes" der Kolonie. Sie bilden den Typus für einen allmählich mehr und mehr anwachsenden Teil der dunkelfarbigen Bevölkerung in den südafrikanischen Städten, sie machen sich als Arbeiter im Felde, oder in den Minen, im Hafen, oder im Hause nützlich und leisten bei richtiger Behandlung auch schätzenswerte Dienste. Sie ihrem Ursprunge nach auf bestimmte Stämme zurückzuführen, ist unsicher und müfsige Arbeit.

Nun kommen aber auch noch dunkelfarbige Eingeborene in Betracht, welche eine gewisse, freilich sehr verkümmerte Selbständigkeit geniefsen, dazu gehören die Reste der Kafferstämme im eigentlichen Kaffraria, die Ama-Zulu, die Ama-Swazi, Ba-suto, die Reste der Ost-Bechuana im Transvaal, die West-Bechuana (besonders die Ba-mangwato unter Khama) und die Matabele im Norden von Zulu-Abstammung.

Können die genannten Stämme auch keine selbständige politische Macht entwickeln, so sind auch sie doch keineswegs gänzlich dahingeschmolzen und können als Individuen wohl ein nicht unwesentliches Gewicht in die Wagschale werfen.

Lorrain und Savidge bei den Luschais in Assam.

An der Nordostgrenze von Assam, zwischen Burma, Katschar und Manipur, liegt ein Distrikt, der als die Heimat der kopfjagenden Luschais bekannt ist. Lange und steile, meistens von Norden nach Süden ziehende Bergreihen bedecken das ganze Gebiet, und ab und zu steigt ein Pik bis zu 2000 m Höhe über die niedrigen Berge empor. Von ihren Gipfeln sieht man, so weit das Auge sieht, Riesenwälder von Bäumen, die über und über mit Schmarotzerpflanzen beladen sind, Schluchten, tiefe Thäler, und ab und zu kommt ein Bergstrom, der sich zwischen den Felsen und der Vegetation hindurchwindet, zum Vorschein. Schon seit mehreren Generationen wohnen die Luschais in dieser wilden Gegend, wie richtige Naturkinder. Die Geschichte dieses Volkes ist eine Geschichte des Blutvergiefsens und mörderischer Kriege. Jeder Mann versuchte, sobald er dazu im stande war, Menschenschädel zu erlangen; die Luschais sind echte Kopfjäger, so sehr, wie es nur irgend ein malaiischer Stamm in Indonesien sein kann.

Nicht zufrieden mit ihren Stammesfehden, schwärmten die Luschais von ihren Wohnsitzen in die benachbarten Ebenen hinab und ermordeten, wenn sich Gelegenheit dazu bot, wehrlose Arbeiter in den Theegärten von Assam, um deren Schädel als Siegestrophäen mitzunehmen. So wurden sie eine Geifsel der ganzen Gegend. Zuweilen griffen sie sogar die Landhäuser der englischen Pflanzer an, in der Hoffnung, den Schädel eines weifsen Mannes zu erlangen, den sie für wertvoller halten, als viele von Eingeborenen. Bei einem solchen Überfalle ermordeten sie einen Engländer und nahmen sein Kind lebend mit sich. Diese feige Gewaltthätigkeit erforderte Rache, und so wurde eine Expedition ausgerüstet, welche die Übelthäter bestrafen und das Mädchen retten sollte. Seit diesem Ereignis, das sich vor etwa 30 Jahren abspielte, hat die englische Regierung stets Fühlung mit dem Gebiete der Luschais behalten.

Bei den verschiedenen Zügen gegen die Luschais ist auch Licht auf ihre Sitten, Gebräuche und Sprache gefallen. Der Oberst R. G. Woodthorpe hat darüber verschiedene Schriften veröffentlicht[1]), aus denen wir zuerst näheres über diesen Gebirgsstamm erfahren. Sie sind mit den besser bekannt gewordenen Nagas verwandt und wohl aus einer Vermischung zwischen diesen und den Kajens hervorgegangen. Man teilt sie in die den Engländern ganz unterworfenen Kukis und die eigentlichen Luschais ein. Manche ethnische Eigentümlichkeiten, wie das Kopfjagen, die vielfarbige Federausschmückung, die langen Schilde und die grofsen, gemeinsamen Häuser verknüpfen sie mit anderen Völkern des malaiischen Archipels (Dajaks u. s. w.). Jeder



Fig. 1. Ein Luschai-Dorf.

[1]) Woodthorpe, The Luschai Country. Im Journal of the U. S. Institution of India. Vol. 19, Nr. 79. Simla 1890.

Beitrag, den wir über die Luschais erhalten, ist bei der nicht ausreichenden Kunde über dieselben willkommen, zumal, wenn er mit guten photographischen Aufnahmen verknüpft ist. Dahin gehört die Schilderung der Reise, welche zunächst zu Missionszwecken die beiden Engländer, Herbert Lorrain und Fred. W. Savidge, vor kurzem zu den Luschais unternahmen, über die wir hier unter Beigabe der von jenen aufgenommen Photographieen einen kurzen Bericht bringen können.


Fig. 2. Mann und Frau der Luschais.


Fig. 3. Luschai-Frau und Kind.

Nach einer 17tägigen gefährlichen Bootfahrt erreichten die Reisenden das Dorf Sairang, wo sie sich Träger verschafften, und endlich das 1220 m hoch liegende Fort Aijal, ihren Standplatz, erreichten. Etwa eine Meile vom Fort entfernt schlugen sie ihr Zelt auf, und dort waren sie bald von den Luschais umgeben, deren Dorf in der Nähe lag. Mit Hülfe der Leute erbauten sie sich innerhalb 14 Tagen ein Haus. Die Dörfer der Luschais (Fig. 1) liegen malerisch an den Abhängen der Berge. Die Häuser sind auf Pfählen gebaut, wodurch sie der Mühe überhoben sind, ebene Plattformen für die Häuser herzustellen; allerdings gehören zuweilen 6 bis 10 m lange Pfähle an einer Seite dazu, um eine ebene


Fig. 4. Plattform vor einem Luschai-Hause.

Flur zu erhalten. Im Hause findet man eine Feuerstelle aus Erde und eine erhöhte Flur als Schlafstelle. Kochgeräte und Biertöpfe aus Thon stehen auf dem Boden umher. An einem Ende des Hauses ist ein runder Behälter, in dem der Reis aufbewahrt wird, so viel, wie die Familie für ein Jahr gebraucht. Hunde und Hühner gehen ungehindert in den Häusern ein und aus und verzehren die Überreste der Mahlzeiten. Unter dem Hause leben Schweine und Ziegen. In dem langen Hause, welches in der Mitte des Bildes sichtbar ist, wohnt der Dorfhäuptling.

Er hat die Verpflichtung, für alle Witwen, Waisen und Krüppel des Dorfes zu sorgen, die einen Teil seines Hauses bewohnen, und jede Arbeit verrichten müssen, die der Häuptling ihnen aufträgt. Er selbst aber braucht nicht zu arbeiten, und um dies anzudeuten, läfst er die Nägel seiner linken Hand sehr lang werden. Jede Familie mufs ihm jährlich eine bestimmte Menge Reis liefern, und von jedem auf der Jagd erlegten Tiere hat er einen Teil zu beanspruchen. Wenn wichtige Dinge zu beraten sind, werden die alten Männer des Dorfes zusammengerufen, und ihr Beschlufs wird dann von einem Ausrufer mit lauter Stimme in dem Dorfe bekannt gegeben.

Der Reichtum des Dorfhäuptlings bestand in Karneolperlen, auch besafs er eine Anzahl Büffel, und zur Gedächtnisfeier an grofse Ereignisse liefs er einen Büffel schlachten und gab seinen Unterthanen ein Fest. Bei einem solchen Feste sitzen die Gäste um einen grofsen irdenen Topf herum, der mit Reisbier gefüllt ist; einer von ihnen füllt ein Trinkhorn damit, und dasselbe macht die Runde, bis es geleert ist. Dies Trinkfest dauert drei bis vier Tage lang ohne Unterbrechung, wobei alle einen Trauergesang singen, bis sie alle so betrunken sind, dafs sie nicht mehr trinken können oder umfallen und einschlafen. Das viereckige Haus mit dem Grasdach links vom Häuptlingshause ist das Junggesellenhaus. Mitten auf der Hauptstrafse (links oben auf dem Bilde) liegt die Dorfschmiede, wo der Dorfschmied mit sehr einfachen Handwerkszeugen Speere, Hackmesser, Hacken und andere Geräte für jedermann bereitwilligst anfertigt, wofür ihn die Gemeinde durch Reislieferung entschädigt.


Fig. 5. Luschai-Junggesellenhaus.


Fig. 6. Luschai-Frauen in Bambusröhren Wasser tragend.


Fig. 7. Geisterbeschwörer der Luschais.

Die Luschais (Fig. 2) zeichnen sich durch stark hervortretende Backenknochen und leicht mandelförmige

Augen aus. Ihre Kleidung besteht aus einem von den Frauen gewebten Stück Zeug von 1,50 m Breite und 2,25 m Länge. Männer und Frauen scheiteln das Haar in der Mitte, stecken es hinten zu einem Knoten auf, den sie mit massiven Nadeln aus Messing und Knochen feststecken. Beide Geschlechter sind infolge dieser gleichmäfsigen Tracht anfangs schwer zu unterscheiden. Der Schmuck des Mannes besteht aus einer fafsförmigen Karneolperle, die auf eine Schnur gezogen und in der Öffnung des Ohrläppchens befestigt ist; einige Schnüre mit Türkisperlen um den Hals und zuweilen ein Ring aus Eisen oder anderem Metall am Finger vervollständigen den Schmuck. Von der Perlkette des Mannes auf unserem Bilde hängt als Amulett das Fell vom Schwanze einer weifsen Ziege herab; seine Pfeife ist ganz aus Bambus gefertigt.

Die Frauen tragen unter dem losen Überwurf einen Unterrock aus blauem Kattun. Der Ohrschmuck besteht aus grofsen Elfenbeinscheiben, die in die allmählich erweiterten Ohrlöcher eingesteckt werden. Die Pfeife, welche die Frau raucht, ist von wunderbarer Form und völlig von der des Mannes verschieden.

Der thönerne Pfeifenkopf ist dem Gesichte zugewandt, so dafs man sofort sehen kann, wenn er neu gefüllt werden mufs, oder wenn mit der eisernen Nadel, die man vom Pfeifenrohre herabhängen sieht, Luft geschafft werden mufs; der untere Teil der Pfeife ist aus Bambus gemacht und mit Wasser gefüllt, in welchem der Rauch gereinigt wird, bevor er in den Mund gelangt. Sobald das Wasser mit Nikotin gesättigt ist, giefst die Frau es in eine kleine Kürbisflasche und nippt daran ab und zu als Leckerei, oder bietet es Freunden als ein Zeichen der Gastfreundschaft an. Die Frau mufs Wasser und Holz für das Haus herbeischaffen, das Essen kochen und andere Arbeiten im Hause verrichten, während der Mann im Felde arbeitet. Durch grofse Reinlichkeit zeichnen sich die Luschais nicht aus. Ein Kind (Fig. 3) wird nach seiner Geburt nicht wieder gewaschen, bevor es drei Jahre alt geworden ist, und vom 14. Jahre ab pflegen die Erwachsenen sich auch nicht mehr zu waschen. Die Frau trägt das Kind auf ihrer Hüfte, wenn es unruhig wird, erhält es einige Züge aus der Pfeife, wodurch es sich bald beruhigt.

Vor ihrem Hause errichten die Luschais meistens eine Plattform (Fig. 4), wo sie gern verweilen und auf die Wolken herabschauen, die tief unter ihnen in den waldbedeckten Thälern lagern, oder zu den Bergriesen emporblicken, die in allen Richtungen am Horizonte sichtbar sind. In jedem Dorfe der Luschais findet man ein Junggesellenhaus (Fig. 5), in dem die Knaben vom 14. oder 15. Jahre ab schlafen müssen. Der Eingang ist lang und niedrig, wie wir auf dem Bilde sehen, und man mufs sich sehr tief bücken, um in das Haus hineinzugelangen und dann sofort eine über 1 m hohe, das ganze Gebäude durchziehende Querwand übersteigen, welche die Schweine und Ziegen davon abhalten soll, in den Innenraum zu gelangen. In der Mitte befindet sich eine Feuerstelle aus Thon, wo im Winter ein lebhaftes Feuer unterhalten wird.



Fig. 8. Gerüst mit Tierschädeln zum Andenken an verstorbene Häuptlinge der Luschais.

Das Wasser für den häuslichen Bedarf holen die Frauen in Bambus-Röhren (Fig. 6) von den Quellen in den Thälern herauf, eine schwere Arbeit auf den steilen Pfaden.

In jedem Dorfe findet man einen oder auch mehrere Geister-Beschwörer (Fig. 7), die man bei Krankheiten herbeiruft, damit sie die bösen Geister bannen, welche die Krankheit erzeugt haben. Zu diesem Zwecke mufs der Zauberdoktor je nach der Krankheit ein Schwein, eine Ziege, einen Hund oder ein Huhn schlachten. Dies geschieht aufserhalb des Dorfes, unter dem Schatten eines Baumes, nur in Begleitung von mehreren Freunden des Kranken, die in der Nähe ein Feuer anmachen und darauf Wasser kochen, während der Beschwörer auf einer grofsen Muschel bläst und verschiedene Gesänge vor sich hinsingt. Das Herz, Blut und andere ungeniefsbare Teile des Opfertieres werden auf einem winzig kleinen Altar aus Bambus für die Götter niedergelegt, während das übrige Fleisch zerschnitten und in dem Topfe gekocht wird. Nachdem die Anwesenden sich satt gegessen, bringen sie dem Kranken auch ein Stück des Fleisches.

Auf steilen Bergvorsprüngen findet man zuweilen Gerüste, die zum Andenken an verstorbene Häuptlinge errichtet sind (Fig. 8). Die Pfosten sind mit den Schädeln der Tiere geschmückt, die sie zu Lebzeiten erlegt

haben, oder die von Freunden bei ihrem Begräbnis geopfert wurden. Die meisten sind Schädel jener zahmen Riesenbüffel, auf deren Besitz die Luschais sehr stolz sind, die übrigen stammen von Wildschweinen oder Wildziegen her. Ein Biertopf hängt auf einem Pfosten, wahrscheinlich derselbe, aus dem bei dem Leichenfeste zu Ehren des Verstorbenen getrunken wurde.

Diese Gedenkplätze sind gewöhnlich aufserhalb des Dorfes, nahe am Bergpfade errichtet und gewähren müden Wanderern einen willkommenen Ruheplatz. Der Leichnam des Häuptlings wird in einen aus einem ausgehöhlten Baumstamm bestehenden Sarg gelegt. Nachdem derselbe dicht mit Thon verstrichen ist, wird er vor dem Familienherde niedergesetzt. Ein kleines Loch wird dann in den Boden des Sarges gebohrt und eine Bambusröhre darin befestigt, deren anderes Ende in den Erdboden unter dem Hause hineingesteckt wird. Dann wird ein Feuer auf dem Herde angezündet, und die Witwe ist verpflichtet, das Feuer so lange zu unterhalten, meistens drei Monate lang, bis nur die Knochen von der Leiche übrig sind. Diese werden in einen Korb gethan, in einer Ecke des Hauses sorgfältig aufbewahrt und nur bei feierlichen Gelegenheiten hervorgeholt. Der Schädel wird dann mit einem Stück Zeug bedeckt, auf eine Strohpuppe aufgesteckt und im Dorfe zur Schau herumgetragen.

Bücherschau.

R. v. Lendenfeld: Die Hochgebirge der Erde. Mit Titelbild in Farbendruck, 148 Abbildungen und 15 Karten. Freiburg, Herdersche Verlagsbuchhandlung, 1899.

Der stattliche Band, welcher ein Teil der bekannten, von dem Herderschen Verlag herausgegebenen Bibliothek der Länder- und Völkerkunde ist, wendet sich, wie auch die übrigen Bände dieser Sammlung, an ein breiteres Publikum. Deshalb hat auch der Verfasser in einem allgemeinen Teil, der gewissermafsen die wissenschaftliche Einleitung zu dem folgenden bilden soll, den Aufbau, die Modellierung, Gestalt und Verbreitung der Hochgebirge, sowie das Leben im Hochgebirge behandelt, weil in der heutigen Zeit ohne diese Grundlagen ein Verständnis des folgenden unmöglich sein würde. Der specielle Teil behandelt die einzelnen Hochgebirge der Reihe nach, wobei übrigens nicht im strengsten Sinne an dem Titel festgehalten wird, wie die Thatsache zeigt, dafs sich auch kurze Abschnitte über Apennin, Karpaten, Jura, Appalachen u. s. w. finden. Die Reihe eröffnet das Alpensystem, vom Westende, den nordafrikanischen Gebirgen anfangend. Daran schliefsen sich die übrigen nordeurasischen Gebirge und die Gebirge Indiens und Mittel- und Südafrikas. Dann werden die pacifischen Ketten von der Antarktis über Australien nach Norden, und vom Beringsmeer auf der amerikanischen Seite nach Süden gehend und zuletzt die ostamerikanischen Gebirgsländer besprochen. Den breitesten Raum nimmt das Alpensystem ein, denn es ist natürlich schon nach dem heutigen Stande unserer Wissenschaft von vornherein unmöglich, alle Gebirge mit der gleichen Genauigkeit zu behandeln. In dem ganzen Werke zeigt sich die meisterhafte Darstellungsgabe des schon aus anderen populären Werken (z. B. „die Alpen") und Aufsätzen (z. B. in Westermanns Monatsheften) bekannten Autors, die noch durch den zum gröfsten Teil sehr gut geratenen Bilder- und Kartenschmuck des Werkes unterstützt wird. Ein von A. Pelikan verfafster lexikographisch geordneter, kurzer Anhang erklärt die wichtigsten mineralogischen und geologischen Fachausdrücke, welche sich in dem Buche finden, und so dürfte das Ganze gerade bei dem heute im Vordergrund stehenden Interesse für die Hochgebirge zur rechten Zeit gekommen sein und eine vorhandene Lücke ausfüllen.

Dr. G. Greim.

Graf Philipp zu Eulenburg-Hertefeld: Ost-Asien 1860 bis 1862 in Briefen des Grafen Fritz zu Eulenburg. Mit einem Bildnisse. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn, 1900. Preis 10 Mk.

Vierzig Jahre liegen zurück. Noch hatten wir das Reich nicht, und andere Völker begannen mehr und mehr in den überseeischen Handel sich zu teilen, da that Preufsen den ersten Schritt, um auch Deutschland seinen Teil an dem zukunftsreichen ostasiatischen Handel zu sichern. Es sandte eine kleine, bescheidene Flotte nach China, Japan und Siam unter der Führung des Grafen Fritz zu Eulenburg, welchem es auch gelang, jene ersten Handelsverträge 1861 abzuschliefsen, die auch den übrigen deutschen Staaten zu Gute kamen. Die mit grofsen Schwierigkeiten, aber Erfolg durchgeführte Sendung, welche die Grundlage zu dem heute so grofsartig entwickelten deutsch-ostasiatischen Handel bildet und in der Erwerbung Kiautschous gipfelt, ist damals in einem amtlichen Prachtwerke, sowie in verschiedenen, von den Teilnehmern ausgehenden Schriften geschildert worden. Sie alle zeigten uns noch das alte Japan, wie es eben, nachdem die Amerikaner die Eröffnung des verschlossenen Landes erzwungen, im Begriffe steht, sich der Kultur des Abendlandes anzugliedern.

Wenn jetzt aus dem Nachlasse des Grafen Friedrich zu Eulenburg in pietätvoller Weise dessen Sohn die intimen, an seine Familie gerichteten Briefe herausgiebt, so erwirbt er sich in zweifacher Weise ein Verdienst. Einmal lernen wir in dem späteren Mitarbeiter Bismarcks eine durchaus sympathische Persönlichkeit kennen, die uns mehr und mehr anzieht, und dann gewinnen wir einen tieferen Einblick in die Schwierigkeiten, die damals seinen glücklich durchgeführten Werken im Wege standen. Der Einblick in die japanischen und chinesischen Verhältnisse jener Zeit ist, verglichen mit den heutigen, von hohem Belange und kennzeichnet in hervorragender Weise den Umschwung, der sich seitdem vollzogen hat. Wir dürfen unterschreiben, was der Herausgeber im Vorworte zu den Briefen sagt: „Die lebensvollen und frischen Schilderungen aus der Feder des ersten bedeutenden Vorkämpfers deutscher Interessen in Ostasien werden jedem Deutschen, der dem Aufblühen unseres Handels im Weltverkehr mit Aufmerksamkeit folgt, ein lebhaftes Interesse abgewinnen."

v. K.

Justus Strandes: Die Portugiesenzeit von Deutsch- und Englisch-Ostafrika. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), 1899. Preis 14 Mk.

Nach der Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung durch Bartholomeu Diaz verstrichen noch 10 Jahre, ehe die Portugiesen sich aufrafften und das Geschwader Vasco da Gamas 1497 aussendeten, welches an Afrikas Ostküste bis Malinda hinauffuhr und dort an verschiedenen Stellen portugiesische Wappenpfeiler errichtete. 200 Jahre sind seitdem verflossen, von Afrikas Ostküste besitzen die Portugiesen nur noch einen geringen Teil, während in der Politik, im Handel und der Schiffahrt Deutsche und Briten die tonangebenden und landbesitzenden Mächte sind. Erspriefsliches ist für die Länder- und Völkerkunde Ostafrikas in neuerer Zeit, namentlich von deutscher Seite geleistet worden; dafs jetzt auch die geschichtliche Seite in gründlicher Weise bearbeitet wurde, ist das Verdienst des vorliegenden Werkes, welches gegenüber den früheren Darstellungen (Guillain, Burton, Krapf, Kersten) eine Reihe von Urkundensammlungen benutzte, welche in Lissabon und Goa veröffentlicht wurden, aufserdem aber eine Reihe der handschriftlichen Schätze in den portugiesischen Archiven zum erstenmale heranziehen konnte, wobei mancher alte Irrtum berichtigt und viel Neues ans Tageslicht gezogen wurde. Für die Geschichte Ostafrikas, im wesentlichen die Küste betreffend, liegt nun ein zuverlässiges Werk vor, das sich von 1487 bis 1769 erstreckt, denn im letztgenannten Jahre machten die Portugiesen noch einmal den Versuch, das ihnen von den Arabern entrissene Mombas wieder zu gewinnen. Reich ist das schöne Werk an spannenden Episoden, und aufser den Eingeborenen, die gelegentlich in die geschichtliche Entwickelung eingreifen, spielen neben den Portugiesen die Araber ihre Rolle, welche früher als jene auf dem Platze, nach langem Ringen sich doch behaupteten, bis Deutsche und Briten ihrer ostafrikanischen Herrlichkeit ein Ende bereiteten. Eine Anzahl alter Karten, Ansichten portugiesischer Forts und Wappenpfeiler, Trachtenbilder etc. dienen zur Erläuterung.

v. K.

Kleine Nachrichten.

— Der samoanische Augenschirm. Der Augenschirm der Eingeborenen von Rubiana auf den Salomons-Inseln, welcher in Bd. 76, S. 248 des „Globus" besprochen wird, ist nicht nur eine Eigentümlichkeit der Melanesier, sondern gehört auf den Samoa-Inseln zu den Ausrüstungsgegenständen der Bonitofischer, welche, in ihren künstlich zusammengenähten Kanus zu zweien in einem Kanu sitzend, weit hinaus in den Ocean rudern, um mittels einer Angelleine, die an starker Bambusrute befestigt ist, einen Perlmutterfischhaken in schneller Fahrt nachzuschleppen. An Perlmutterhaken sollen die Bonito am sichersten anbeifsen.

Der samoanische Augenschirm — tamata — dient dem Fischer als Schutz der Augen gegen die blendenden Strahlen der Sonne. Er ermöglicht es dem Fischer, schon auf weite Entfernung hinaus, unter dem schützenden Schirme hinweg die Seevögelschwärme zu erkennen, welche die steten Begleiter der Bonitoscharen sind. Die Form der samoanischen Augenschirme ist viereckig, mitunter ausgezackt und endigt — wie auf der Abbildung im „Globus" — nach hinten zu in zwei Bändern, mittels welcher der Schirm am Kopfe festgehalten wird. Die samoanischen Augenschirme werden aus einem Stücke des Kokospalmblattes geflochten.

Matapoo, Insel Sawaii, Samoa. Werner v. Bülow.

— Über den Werwolf bei den Toradjas im mittleren Celebes berichtet Alb. C. Kruijt in der Tijdskrift voor Indische Taal-, Land- en Volkenkunde (Bd. 41, 1899, p. 548—567). Nach dem Glauben der Toradjas wird man Werwolf entweder von selbst oder durch Ansteckung. Ein Kind kann z. B. Werwolf werden, wenn es den Reis aufifst, den sein Vater, der ein Werwolf ist, übrig gelassen hat. Ein anderer Mensch wird zum Werwolf, wenn er denselben Trinknapf benutzt, aus dem ein Werwolf getrunken hat, oder beim Betelkauen von demselben Kalk nimmt, von dem ein solcher etwas gebraucht hat. Sowohl Männer als auch Frauen können Werwölfe sein. Man glaubt auch, dafs es Leute giebt, die Werwölfe von ihrer Werwolfschaft befreien können. Während ein Werwolf schläft oder bei der Arbeit ist, verläfst sein Inneres (lambojo) den Körper und irrt in der Gestalt eines Hirsches, Schweines, Krokodils, Affen, Büffels (nur mit einem Horn) oder einer Katze umher, um sich Beute zu suchen. Er fällt stets allein gehende Menschen an, diese werden bei seiner Annäherung schläfrig, so dafs sie keine Kraft zum Widerstande haben. Bei seinem Opfer angekommen, nimmt der Werwolf seine Menschengestalt an (sein Körper ist aber zu Hause geblieben), zerhackt den inzwischen in Ohnmacht gefallenen Körper in viele Stücke, öffnet den Bauch und ifst die Leber auf. Dann fügt er die Körperteile wieder aneinander, beleckt dieselben, und der Mensch wird wieder normal. Erwacht er dann aus seiner Betäubung, dann weifs er nicht, was mit ihm geschehen und wer seine Leber gegessen hat. Nach wenigen Tagen stirbt der Mensch dann.

Hat man einen Menschen als Werwolf erkannt, so wird die Todesstrafe über ihn verhängt. Zuvor mufs er ein Gottesurteil über sich ergehen lassen, und zwar einen Finger in geschmolzenes, siedendes Dammarharz stecken. Verbrennt der Finger, so ist der Werwolf für schuldig befunden, bleibt der Finger gesund, so ist die Anschuldigung eine falsche gewesen, die Ankläger müssen dann Strafe bezahlen. Wie Kruijt mitteilt, kommen Werwolfprozesse im mittleren Celebes sehr häufig und bis in die neueste Zeit hinein vor.

— In der Sitzung der Russ. Geogr. Gesellsch. in St. Petersburg am 22. Dezember 1899 (3. Januar 1900) machte Fürst Massalskij Mitteilungen über den Theebau im Kaukasus. Der Thee nimmt als Einfuhrgegenstand in Rufsland eine der ersten Stellen ein: jährlich gegen 1600000 Pud im Werte von 40 Millionen Rubel. Danach ist es ganz natürlich, dafs man versucht hat, in Rufsland selbst Theepflanzungen anzulegen, und zwar im Kaukasus. Zunächst war die Sache Privatunternehmen der Firma Possow. Zum Orte der Plantagen wurde der Bezirk von Batum gewählt; Theesträucher und Samen wurden aus China bezogen, von dort liefs man auch Lehrer kommen. Gleich die ersten Ernten gaben befriedigende Resultate; der zur Anpflanzung von Thee bestimmte Raum wurde infolgedessen vergröfsert; es wurden 1899 geerntet 2000 Pud schwarzen Thees und 10000 Pfund Ziegelthee. Die Zahl der Ernten ist drei bis vier im Jahre: die erste im Mai oder April, die letzte im September. Als mittleren Ertrag kann man 1 Pfund auf 10 Sträucher bezeichnen, d. h. 15 Pfund auf die Dessjatine. Die Bearbeitung des Thees erfolgt in einer besonders dazu eingerichteten Fabrik. Dann ist das Ministerium der Staatsdomänen im Jahre 1895 an die Kultivierung von Thee herangetreten. Fast alle bekannten Sorten asiatischen Thees sind mit bestem Erfolge angebaut worden; am besten waren die Ergebnisse beim indischen Thee.

Aufser den erwähnten grofsen Anpflanzungen giebt es im Kaukasus auch einige kleinere, die hauptsächlich im Bezirk Batum, zum Teil auch im Bezirk Suchum liegen. Das gesamte Areal, das zur Zeit mit Thee bepflanzt ist, erreicht einen Umfang von 300 Dessjatinen. Es unterliegt keinem Zweifel, dafs es noch bedeutend vergröfsert werden kann, weil an zur Theekultur geeignetem Boden über 25000 Dessjatinen vorhanden sind in den Bezirken Batum, Suchum, Osurgeti und einigen anderen. Wird auf die Dessjatine durchschnittlich ein Ertrag von 20 Pud gerechnet, so wäre der mögliche Gesamtertrag 500000 Pud, d. h. fast ein Drittel der ganzen Einfuhr Rufslands. T. P.

— Porzellanfabriken in Kintschen. Die einzige Stadt Chinas, in der es Porzellanfabriken giebt, ist das am Yangtsekiang bei Kiukiang gelegene Kintschen. Die Stadt soll eine halbe Million Einwohner zählen, die aus allen 18 Provinzen zusammengewürfelt sind. Mehr als 1000 Magazine beschäftigen sich nur mit dem Porzellanhandel, und in den über 100 betragenden Porzellanbrennöfen der Stadt werden 300000 Menschen — Männer, Frauen und Kinder — beschäftigt. Jeder Brand nimmt drei Tage in Anspruch und jeder Ofen liefert jährlich 86 Brände. Der jährliche Wert des exportierten Porzellans wird amtlich auf 4 Millionen Taels angegeben, doch geht für weitere 2 Millionen Porzellan ohne Wissen des Steueramts aus der Stadt. Die Porzellanindustrie ist in Kintschen schon seit $2^1/_2$ Jahrtausenden eingebürgert, aber irgend ein Fortschritt in der Herstellungsmethode ist seitdem nicht eingetreten.

— Aus dem Berichte des britischen Residenten der Salomon-Inseln für 1898/99 entnehmen wir, dafs auch im Jahre 1897/98 einige kleinere Inselgruppen, die aber für den Handel nicht von Bedeutung sind, dem Gebiete einverleibt wurden. Weifse wohnen jetzt etwa 50 bis 60 in der Gruppe, und die Aussichten für den Handel sind in neuerer Zeit stark gestiegen, besonders seit statt der Trocknung der Kopra durch Feuer die an der Sonne eingeführt wurde und die wertvollen Perlmuscheln durch Taucher gewonnen werden. Hauptausfuhrgegenstand ist Tabak, wogegen unter den Eingeborenen hauptsächlich die Nachfrage nach den in Sydney gebauten Booten zugenommen hat. Das von Weifsen bebaute Land ist im Wachsen; der gröfste Teil desselben ist mit Kokospalmen bepflanzt, doch sind auch gut gelungene Versuche mit Kaffee gemacht worden. Der Bericht enthält Tabellen über den Niederschlag, aus denen wir hervorheben, dafs die Zahl der jährlichen Niederschlagstage auf 240 (beides für 1898) angegeben wird, die wenigsten Regentage (15) hatte der Juni. Aufserdem werden Einzelheiten von einer Expedition des Mr. Woodfort in das innere Bergland von Guadalcanar mitgeteilt, die bis 2000 m gelangte und reiche botanische Ergebnisse lieferte.

— In der Novembersitzung der geographischen Gesellschaft in Petersburg wurden neue Nachrichten von Leutnant Kozlow mitgeteilt, dem Leiter der Expedition, die die Gesellschaft im Frühjahre nach Centralasien gesandt hatte. Ihr Weg führte durch ganz unbekannte Regionen des Grofsen Altai, wo man beim Vordringen bis zu Schnee und Gletschern ein flachwelliges Plateau mit Graswuchs von herbstlichem Aussehen und vielen kleinen Seen fand. Ein Teil der Expedition ging dann von da über das Gebirge direkt nach Kobdo, ein kleiner Teil unter Leutnant Koznakow gelangte auf einem südlicher führenden Umwege dorthin, von wo die Expedition nach dem Gobi Altai aufbrechen wollte. Neben allgemein geographischen Ergebnissen gelang es der Expedition vor allem, eine grofse Zahl neuer Seen zu finden, die zum Teil mit dem mitgenommenen Boote befahren und ausgelotet wurden.

Verantwortl. Redakteur: Dr. R. Andree, Braunschweig, Fallerslebenthor-Promenade 13. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEBER: DR. RICHARD ANDREE. VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXVII. Nr. 11. BRAUNSCHWEIG. 24. März 1900.

Die Königsgräber von Amassia.

Von Ad. Struck. Salonik.

Kleinasien ist das Land der Höhlen und Felsengräber. Nicht allein aus Syrien, Paphlagonien und Pontus sind uns eine grofse Anzahl natürlicher und künstlicher Höhlenwohnungen und Gräber bekannt, sondern die Verbreitung derselben erstreckt sich über das ganze Gebiet Kleinasiens, überall dort, wo die Natur selbst die Benutzung ihrer natürlichen Anlagen im Urzustande erlaubt oder eine Umgestaltung in einen den Bedürfnissen entsprechenden Bau gestattet. Es ist unglaublich, welch hohe Ziffer die Anzahl sämtlicher in Kleinasien bis tief in Armenien hinein bis jetzt gekannten Höhlen, Höhlenwohnungen und Gräber erreicht! Es wäre von gröfstem Interesse, hierüber eine statistische Zusammenstellung zu besitzen.

Wenn von den ziemlich verbreiteten Felsengräbern, die an sich eine Merkwürdigkeit ersten Ranges bilden, eine gewisse Anzahl als besonders sehenswert hervorgehoben werden soll, so verdienen die Königsgräber von Amassia unstreitig die allergröfste Aufmerksamkeit. Man kann sogar noch weiter gehen und ihnen einen besonderen Rang unter den Felsengräbern einräumen, umsomehr, als sie in der Art der Ausführung einzig dastehend genannt werden müssen. Ein weiterer Umstand kommt noch dazu, dafs nämlich die Identität dieser Felsengräber mit den berühmten Königsgräbern, von denen uns Strabo berichtet, über alle Zweifel erhaben ist.

Ich hatte im Sommer 1899 Gelegenheit, mich einige Zeit in Amassia aufzuhalten, wo ich den Felsengräbern eine besondere Aufmerksamkeit zuwandte und dabei vom Glücke begünstigt war. Im nachstehenden will ich kurz den gegenwärtigen Zustand der Königsgräber beschreiben und einige sich unmittelbar daran schliefsende Fragen beleuchten. — Strabo berichtet in seiner Erdbeschreibung wie folgt über Amassia (*Ἀμάσεια*), in welcher Stadt er 66 v. Chr. geboren wurde und dort lebte: „Meine Vaterstadt liegt in einer tiefen und grofsen Bergschlucht, welche der Flufs Iris durchströmt. Sie ist sowohl durch weise Fürsorge als durch die Natur wundervoll ausgestattet, so dafs sie zugleich als Stadt und Festung günstig ist, denn hier ragt ein hoher, ringsum steiler und gegen den Flufs jäh abfallender Felsen hervor. Auf der einen Seite, da, wo die Stadt liegt, befindet sich an dem Flufsufer eine Mauer, auf der anderen Seite steht eine zweite, die an beiden Seiten (des Felsens) zu den Gipfeln aufsteigt, deren zwei sind, mit einander verwachsen und gar schön mit Türmen versehen [1]). In dieser Umfassung befinden sich die königlichen Paläste und die Königsgräber. Die Gipfel haben eine überall schmale Halsenge, beiderseits fünf bis sechs Stadien hoch, wenn man von dem Flufsbette und den Vorstädten hinaufsteigt; von der Halsenge bis zu den Gipfeln aber führt noch ein anderer Aufstieg, etwa einen Stadium lang, der steil und gegen alle Angriffe sicher ist. Hier im Inneren (des Felsens) befindet sich auch das Wasserbehältnis, das nicht abgeschnitten werden kann, weil zwei Rinnen (richtiger: Gänge) ausgehauen sind, deren eine zum Flufs hinunter, die andere zur Halsenge führt. Über den Flufs geht eine Brücke von der Stadt nach der Vorstadt, eine andere von der Vorstadt in die freie Umgegend, denn hier endet der sich hinter den Felsen hinziehende Berg. Vom Flufs aus erstreckt sich das Thal, das anfangs gar nicht breit ist, sich dann aber erweitert und das sogenannte Feld Chiliokomon (Tausenddorf) bildet. Darauf (folgen) die überall fruchtbaren Landschaften Diakopene und Pimolisene bis zum Halys.“ (Lib. XII, 3. 39, p. 561.)

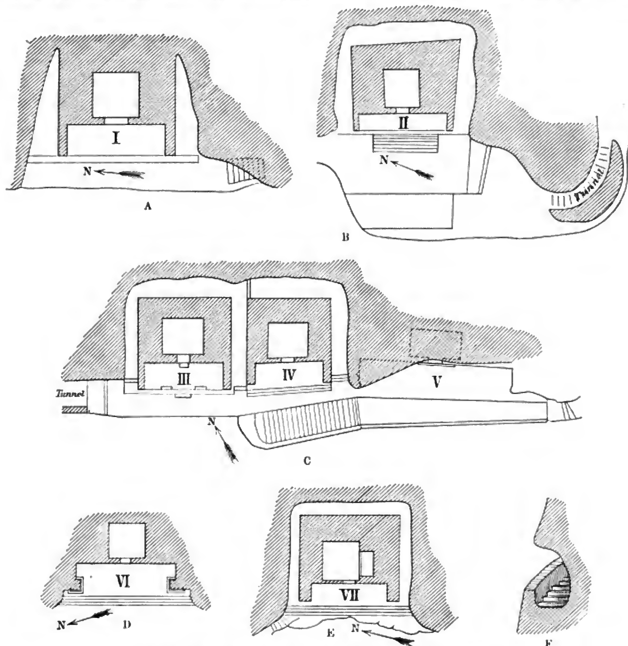
Diese Schilderung Strabos ist so naturgetreu, dafs man sie heute noch fast in allen Punkten anwenden kann und es bezüglich des antiken *Ἀμάσεια* keiner ergänzenden Bemerkungen bedarf, denn die Türme der Akropolis auf den Gipfeln des isolierten Bergkegels, das heutige „Ferhad“, sind noch erhalten, die Ringmauern stehen zum Teil noch (vergl. Fig. 1) oder läfst sich ihre Richtung zweifellos feststellen, den Palästen kann man leicht innerhalb der Mauern einen Standort zuweisen, über den beiden steinernen Brücken über den Iris, heute Yeschil-Irmak, vollzieht sich heute noch der rege Verkehr von und zu der Stadt, die Wasserleitungen und „Wasserbehältnisse“ und endlich die Königsgräber sind heute noch die grössten Sehenswürdigkeiten Amassias, die, wenn auch alle anderen Ueberreste aus dem Altertume hier schon längst verschwunden sind, noch Jahrtausende überleben werden.

An den nackten Felswänden in und um Amassia kann man etwa 30 Felsengräber zählen, von welchen 7 der Gröfsenverhältnisse und der Art ihrer Ausführung

[1]) Ich kann nicht umhin, bei dieser Gelegenheit besonders darauf aufmerksam zu machen, dafs *πεπυργωμένα*, sinngemäfs und dem Thatbestande heute noch entsprechend, nicht „aufgetürmt“ mit Bezug auf die Felsmasse, sondern wirklich mit Türmen (Bauwerken) versehen, übersetzt werden mufs.

wegen besonders hervorragen. Es sind dies die zunächst von Strabo „innerhalb der Umfassung“ besonders als Königsgräber bezeichneten fünf sicheren Grabmäler (I bis V) und ein unsicheres (VI) und das aufserhalb der Stadt befindliche prächtige „Spiegelgrab“ (VII).

Die ersten fünf Königsgräber befinden sich in 1/3 Höhe (40 bis 50 m) des westlichen und südwestlichen Felsgehänges linksseits der Yeschil-Irmak-Enge in einen scheint. Der Umstand, dafs wir notwendigerweise hier aufsteigen müssen, zwingt uns, mit der Beschreibung des Königsgrabes V anzufangen (das Grab I befindet sich am westlichen Endpunkte des Kyslar-Serai). Es ist in Bezug auf sein Ausmafs bei weitem das gröfste. Nachdem man über einige breite Stufen um einen Felsvorsprung gekommen ist, erreicht man eine etwa 17 m lange und 1,60 m breite Plattform und tritt von hier



Grundrisse der Königsgräber von Amassia. Aufgenommen von Ad. Struck.

grangrünlichen Protogyngneis gehauen. Man erreicht dieselben, wenn man vom rechten Ufer des Flusses über die vorletzte Brücke der Stadt den Fufs des linksseitigen Felsens erklimmt und jenseits einer aus grofsen regelmäfsigen Quadern gebauten, zum Teil zerstörten Ringmauer an die steil aufsteigenden Felswände herantritt, in welchen überall lange und schmale Stufen ausgehauen sind. Wir sind hier auf dem „Kyslar-Serai“, d. h. Mädchenburg, eine Benennung, die dem kastellartigen Bauwerk sowie den fünf Königsgräbern zuzukommen auf eine zweite etwa 15 m lange, 3,70 m breite und nur etwa 30 cm höher gelegene Plattform, die den Vorplatz zur eigentlichen Grabkammer bildet; die rechteckige Façade des Grabes ist 2,9 m tief in den Fels gehauen und ist hierdurch eine Art Vorraum geschaffen, der in der Breite 13,20 m, in der Höhe etwa 8 m und in der Tiefe 2,90 m mifst. In der Mitte der Façade, 2,10 m über der Plattform, befindet sich der fensterartige Eingang (2,60 × 1,80) zur eigentlichen Totenkammer, der abweichend von den übrigen Gräbern einen friesgezierten

Fig. 1. Blick auf Amassia und den Kyslar Serai. Aufnahme von Ad. Struck.

Sturz und eine mit breiter Leiste ausgestattete Schwelle besitzt. Die jetzt leere und durch Rauch geschwärzte Totenkammer besteht aus einem viereckigen etwa 4 m tiefen und 3 m hohen schmucklosen Raum mit gewölbter Decke. Die Façade des Grabes trägt einen dreikantigen, schmucklosen Giebel und tritt derselbe dadurch, daſs die Felspartieen oben wie auch an den Lateralseiten zum Teil losgelöst wurden, deutlicher hervor. (Fig. 2 und Grundriſs C.)

Wir gehen auf die Plattform zurück und steigen auf einer gleichfalls in den Fels gehauenen (alle Anlagen sind, wenn ich es auch nicht ausdrücklich bemerke, in den Fels gehauen) 10,50 m langen, 3,30 m breiten, mit 20 Stufen und einem Geländer versehenen Treppe 5,10 m höher, wo wir uns auf den Plattformen bezw. Vorräumen zu den Schwestergräbern III und IV befinden, welche die typische Form der Amassier Felsengräber tragen und in der Ausführung eine saubere langwierige Arbeit verraten (Fig. 3 und Grundriſs C).



Fig. 2. Königsgrab V. Aufnahme von Ad. Struck.

Diese Königsgräber stellen sich uns heute so dar, als wäre bei der Anlage beabsichtigt worden, den Eindruck eines Einbaues in einer vorhandenen Felsenhöhle hervorzurufen. Die Grabkörper sind an drei Seiten durch einen bequemen Circulargang isoliert, wie dies die bezügliche Skizze C (Schnitt in der Höhe der Totenkammern) am besten veranschaulicht.

Oben, wo die Gräber eine mehr gewölbte Struktur besitzen, ist die Decke bei Grab III ganz, bei IV teilweise vom Felsen freigehalten. Von den langen und schmalen Plattformen gelangt man über einige Stufen in je einen Vorraum,



Fig. 3. Königsgräber III, IV, V. Aufnahme von Ad. Struck.

der bei III etwa 2,40 m breit, 6,70 m lang und 5 m hoch, bei IV 2,50 m breit, 7,20 m lang und 6,5 m hoch ist; an den beiden Schmalseiten wird der Vorraum durch je eine bis etwa 1 m starke Scheidewand vom Circulargange geschieden und verleiht hierdurch der Façade das Aussehen einer rahmenartigen Einfassung.

Während der Vorraum bei III einen massiven, schmucklosen, gewölbten Aufbau besitzt, ist bei IV ein solcher, mehr der dreikantigen Form zuneigend, nur angedeutet. An der Spitze dieses Giebels tritt die auf der Decke des Grabkörpers III vorgenommene teilweise Isolierung vom übrigen Gestein in Gestalt einer nierenförmigen Öffnung zu Tage. Der Grundrifs der Grabkörper ist bei diesen beiden Denkmälern fast quadratisch, bei III von etwa 7,90 m, bei IV von etwa 7,20 m Seitenlänge. Die Totenkammern befinden sich auch hier in einer gewissen Höhe über dem Boden des Vorraumes, bei III 1,20 m, bei IV etwa 1 m und sind die vierkantig-rechtwinkeligen fensterartigen Eingänge in der Mitte der Façaden angebracht. Bei III mifst dieser schmucklose Eingang 1 × 1 m; die gewölbte Kammer ist 3,20 m tief, 3,50 m breit und 2,50 m hoch. An den stark mit Rufs geschwärzten Wänden konnte ich deutlich die Spuren ehemaliger Malereien erkennen. Unmittelbar vor dem Eingange ist, mit der Façade verwachsen, ein Opferstein angelegt, der 45 cm breit, 75 cm lang und 90 cm hoch ist. Bei IV ist der Eingang 1,25 × 1,30 m grofs, oberhalb desselben befindet sich gleichsam als Fortsetzung der Öffnung eine ebenso grofse 4 bis 5 cm tiefe Mulde. Die hier auch gewölbte Kammer ist 3 m tief, 3,60 m breit und 2,40 m hoch.

Hiermit sind die Charakterzüge der Königsgräber von Amassia gegeben, in welchen sie nur wenig von einander abweichen. Allen eigentümlich ist der eingerückte Vorraum, der in der Façadenmitte gelegene Eingang zur Totenkammer und die Höhenlage der letzteren.

Neben dem Königsgrabe III ist eine etwa 3 m lange, 1,60 m breite und 2,30 m hohe Öffnung tunnelartig durch einen Felsvorsprung gehauen und wir steigen allmählich etwas hinunter, um etwa 100 m westlich durch einen etwa 15 m langen, in einer Viertelkreisbiegung durch einen Felsvorsprung gehauenen Tunnel auf Stufen zum Königsgrabe II anzusteigen. Die Plattformen dieses Grabes sind ausnehmend breit, 3,00 × 5,20 m, in zwei Stufen. Auf einer in der Mitte gelegenen 5,90 m breiten Treppe von sechs Stufen steigt man etwa 1,50 m höher zum Vorraum, der 7,50 × etwa 2,50 m mifst. In 1,20 m Höhe befindet sich der quadratische Eingang zur Totenkammer, die 3,40 m lang, 2,75 m breit und 2,30 m hoch ist. Der Grundrifs des von einem Rundgang umgebenen Grabkörpers ist ein Quadrat von ungleichen Seiten. Die Façade hat eine Höhe von 10,5 m, ist oben gewölbt und in dieser Form mit einem giebelartigen Vorsprunge versehen. Hier ist die Ausführung sehr roh und das Gestein bereits stark verwittert (Fig. 4 und Grundrifs B). An der Felswand steigt man nun 18 m in nördlicher Richtung an. Hart am Abhange ist ein mit Stufen und Geländer versehener Weg gehauen, der kurz hinter Grab II den Charakter einer Galerie erhält, dort ist der Weg wie eine Furche durch die fast senkrecht abfallende Felswand geführt worden, wie dies aus dem Schnitt F ersichtlich ist. Dieser Aufstieg hat eine Länge von 40 m. Die Entfernung des Grabes I von II beträgt 48 m. Es ist in der Ausführung ebenso roh wie Grab II. Der Vorraum mifst 8,50 × 2,80 m; 2,50 m über dem Boden befindet sich die Grabkammer. Der Circulargang ist hier nicht zur Durchführung gekommen, der Grabkörper ist vielmehr an beiden Seiten senkrecht und oben halbkreisförmig etwa 9 m tief durch einen Einschnitt vom Felsen getrennt worden. Die Façade erhält durch die hier gleichmäfsig beibehaltene, etwa 1 m breite Scheidewand eine rahmenförmige Einfassung (Grundrifs A).

Hiermit ist der „Kyslar-Serai" erschöpft; offenbar, und für mich besteht hierüber kein Zweifel mehr, ist Grab I das älteste, ihm folgen in der Chronologie die



Fig. 4. Königsgrab II. Aufnahme von Ad. Struck.



Fig. 5. Königsgrab VI. Aufnahme von A. Struck.

Gräber II bis V in der Reihe nach; bei II sehen wir den Circulargang bereits durchgeführt. III und IV sind mustergültig und sicher angelegt, tragen dabei das Gepräge einer planmäfsigen wohl durchdachten Anlage. V ist bedeutend jünger; hier entfällt der Circulargang wieder völlig, aber andere Merkmale äufseren Einflusses machen sich geltend; die Gestalt eines Tempels, die isolierte von allen Seiten abgeschiedene Wohnung für den Toten wird aufgegeben, es tritt das Gepräge des eigentlichen Grabes in den Vordergrund und die Anlage erhält bereits einen Schmuck, den Fries an den Sturzen des Einganges und ein deutlich ausgeprägtes Giebeldach.

Wir gehen nun zu dem noch jüngeren Grabe VI, das sich am Fufse des Felskegels, nahe dem Flufs, hinter dem Gebäude der Tabaksregie befindet. Es ist weniger hervorragend als die Gräber des „Kyslar-Serai" und im grofsen und ganzen bedeutend einfacher. (Fig. 5 u. Grundrifs D.) Es ist ohne Zuhülfenahme einer Leiter nur auf einer links in der steilen Felswand gehauenen nur spannbreiten Furche erreichbar. Es besteht nur aus einem Vorraum, der 8,30 m lang, etwa 3 m tief und 3,50 m hoch ist. Die Totenkammer, die sich in derselben Erhebung wie der Vorraum befindet, ist hier durch eine Thür, 2 m hoch und 1 m breit, zugänglich. Das Merkwürdigste an diesem Grabe sind aber die nur noch zum Teil erhaltenen Pfeiler an den beiden vorderen Ecken des Vorraumes. Diese unverkennbaren Merkmale äufseren, vielleicht griechischen Einflusses deuten auch auf einen passenden Fries, Architrav, hin, der die Façade anstatt eines Giebelwerkes geziert haben dürfte und wofür die Spuren losgelösten Gesteines genügend sprechen.

Das Grab VII befindet sich eine halbe Stunde von Amassia entfernt in der Nähe des Zusammenflusses des Thersaban-Irmak mit dem Yeschil-Irmak, an dem Fufse des Felsens, unmittelbar an der Landstrafse. Es ist bei weitem das prächtigste Grab und trägt den Namen „Ainali-Maghara", d. i. „Spiegelgrab". Von diesem wird erzählt, dafs es einst so glänzend war, dafs die Pferde scheuten und man sich genötigt sah, die blendende Façade zu schwärzen. Dies geschah, indem man das mit Stroh umgebene Grab den Flammen übergab. Das Gestein ist härter und rötlich, die Anlage sehr regelmäfsig (Fig. 6 und Grundrifs E). Der Vorraum mifst 1,60 × 7,65 m; der Grabkörper ist 9,90 m breit, 7,40 m tief, 10,5 m hoch und von einem 0,90 m breiten Circulargange umgeben. Der Oberteil ist gewölbt und die Façade wie bei I durch die 1,12 m breite Scheidewand rahmenförmig eingefafst. Wo die Wölbung ansetzt, ist ein friesartiger Vorsprung beibehalten, der auf den Façadenteil harmonisch einwirkt und den Eindruck eines primitiven Kapitäls hervorruft. In 4,40 m Höhe über dem Boden des Vorraumes befindet sich der 1,0 × 1,30 m grofse Eingang zur Totenkammer. Diese fensterartige Öffnung ist nur durch eine leistenartige Erhebung geziert. Die Grabkammer besteht aus zwei Räumen, einem gröfseren im Ausmafse 3,30 × 3,20 m und aus einem kleineren 2,15 × 1,10 m, durch eine nur etwa 1 m hohe Scheidewand getrennt. Die Decke der grofsen Kammer ist gewölbt, setzt in 2,20 m Höhe an und ist mit noch deutlich erkennbaren Malereien (zwölf Apostel) verziert, die Decke der kleineren ist eben.

Auch an einzelnen Stellen der polierten Façade glaubte ich Spuren von Heiligenbildern zu erblicken. Offenbar diente der kleinere Raum zur Aufbewahrung des Toten, während der gröfsere später den Zweck eines Andachtsraumes erfüllte. Das Grab ist in allen Teilen, wie bereits angedeutet, ungemein sauber ausgeführt, der Stein des Grabkörpers ist fein geschliffen und poliert, an einzelnen Stellen so glänzend, dafs man sich noch heute darin spiegeln kann.

Über dem Eingange lesen wir die altgriechische Inschrift:



Fig. 6. Ainali-Maghara, Grab VII. Aufnahme von Ad. Struck.

ΓΗΣ
ΑΡΧ
ΙΕΡΕΥΣ

Unter dem Eingange stand eine andere Inschrift, von der ich bei günstiger Beleuchtung folgendes noch entziffern konnte:

Χ???ΣΟΠΟΣ
??ΑΣ?Ο

Das Alter der Königsgräber läfst sich mit grofser Wahrscheinlichkeit dahin bestimmen, dafs sie im 3. und 2. Jahrhundert vor Christi Geburt ausgeführt worden sind [1]).

Meine Reise nach Amaesia hatte insofern noch einen weiteren Erfolg zu verzeichnen, als ich die aus den Gräbern entfernten Leichen der Könige entdeckt zu haben glaub·. (? Red.) Dieselben werden von den Mohammedanern als Gebeine hervorragender Heiligen verehrt. Sie befinden sich zerstreut in zwei besonderen Gebäuden und in der Scheich Hamsa Moschee. Im Gök-Medressi sind neun Leichen untergebracht; ich konnte dieselben besichtigen. Im Hauptsaale dieses Gebäudes stehen neun niedrige Katafalke mit grünem Tuch überzogen, am Kopfende mit einem Turban versehen, wie die Mohammedaner solche für alle ihre Heiligen aufstellen. Der von mir bestochene Führer, dessen sonstige Angaben ich mir noch von verschiedenen ebenfalls kompetenten Persönlichkeiten bestätigen liefs, erklärte mir, dafs die Katafalke leer seien. Es ständen so viele Gerüste im Saale, als Leichen im darunter befindlichen kellerartigen Gewölbe aufbewahrt würden. Die Leichen dieser Heiligen stammen aus den Felsengräbern des „Kyslar-Serai", woher sie vor mehreren Generationen genommen wurden. Ich ging in das bezeichnete Gewölbe hinunter, wo drei grofse Holzsärge mit ebenfalls grün überzogenen Deckeln standen. Nur mit grofser Mühe konnte ich meinen Führer veranlassen, mich nicht am Aufheben der Deckel zu hindern und den Inhalt der Särge zu untersuchen. Die Leichen waren mumifiziert, heute aber sind die einzelnen Körperteile aus ihrem Zusammenhange gerissen; ob dies bei der Überführung unbeabsichtigt oder sonst absichtlich geschah, wird wohl kaum festzustellen sein. Die Fleisch- und Muskelpartieen sind an den Knochen festgetrocknet, an einzelnen Stellen haftete noch die Leinwand, die den Leichnam umhüllte; ich hatte den Eindruck, als ob diese Umhüllungen mit Gewalt heruntergerissen worden waren und sich die Trennung der einzelnen Glieder bei dieser Vornahme ereignete. In jedem Sarge konnte ich an der Anzahl der darin enthaltenen Schädel je zwei bis vier Leichen konstatieren. Ich hielt es aber nicht für geboten, mich eingehender mit der unheimlichen Nekroskopie zu befassen, um einem etwaigen unerwarteten Ausbruch des gefährlichen Fanatismus meines mohammedanischen Begleiters vorzubeugen. Im Gebäude dem Gök-Medressi gegenüber sind ebenfalls etwa sieben bis acht Leichen untergebracht, die aber seit kurzem in einem schwarzen Sarkophag hermetisch eingeschlossen wurden. Die übrigen Leichen befinden sich in der Scheich Hamsa Moschee, die von einer ungemein fanatischen Sekte verwaltet wird, so dafs der Zutritt jedem Ungläubigen unmöglich gemacht ist.

Es bliebe trotz der beglaubigten Aussage meines Führers immerhin die Frage noch offen, ob wir es hier doch nur mit den Leichen der pontischen Könige oder mit jenen hervorragender Persönlichkeiten, die aus den übrigen Felsengräbern entnommen wurden, zu thun haben. In Amassia dürften etwa 25 bis 30 solcher mumifizierter Leichname aufbewahrt werden, so dafs auf ein jedes Königsgrab fünf bis sechs Leichen kämen und jenen der Charakter von Familiengräbern zugestanden werden müfste. Andererseits glaube ich es wieder nicht mit der damaligen Anschauung der mohammedanischen Völker vereinbaren zu können, dafs sich ihre Nekrolatrie auf andere Tote erstreckt haben sollte, als nur auf jene, die aus den sich durch Gröfse und Seltsamkeit auszeichnenden Königsgräbern stammten, trotzdem sich die Anzahl der Leichen mit jener sämtlicher Gräber annähernd decken würde. Wie dem auch sei, wird die Bedeutung der Auffindung dieser mumifizierten Leichname durch obige Argumente keineswegs entwertet.

[1]) Vergl. Perrot. Explor. de la Galatie et Bithynie II.

Die Bevölkerung Südafrikas
in ihrem Verhältnis zum Transvaalkriege.

Von Gustav Fritsch.

II. (Schlufs.)

In dieses bunte Völkergemisch hat der englische Übermut neuerdings die Kriegsfackel geworfen, und in hellen Flammen lodert der Brand gen Himmel, die frevelhaften Urheber desselben bei der rächenden Nemesis verklagend. Was Jahrzehnte mühsam erbauten, es sinkt in wenigen Monaten in ein Häufchen Asche zusammen.

Die historische Entwickelung der zur Zeit bestehenden politischen Verhältnisse Südafrikas, die ich an anderer Stelle (Globus Nr. 2 u. 3) versucht habe darzustellen, lehrt jedem Unbefangenen gegenüber, dafs alle von England für sein Vorgehen beigebrachten Gründe nur als nichtige Vorwände zu betrachten sind, um sein einziges unverrückbares Ziel, jede selbständige politische Gemeinschaft in Südafrika und Centralafrika bis hinauf nach Ägypten zu unterdrücken und womöglich aus ganz Afrika eine englische Provinz zu machen, mit allen Mitteln, selbst den unerlaubtesten, zu fördern. Daher ist dem Engländer auch keine Anschauung so verhafst, als dafs es wirklich thatsächlich eine „afrikanische Nation" giebt; er kennt nur „Unterthanen Ihrer kaiserlichen Majestät". Erst in jüngster Zeit hat die Times (26. Dezember 1899) aus der Feder eines Herrn W. Greswell einen Artikel gebracht, der von den gröbsten Entstellungen wimmelt und zu beweisen sucht, dafs es keine „Afrikander" gäbe, sondern diese Bezeichnung lediglich als eine Art Schimpfwort für farbige Leute gebraucht werde.

Diese eine grobe Unwahrheit kennzeichnet das ganze Machwerk; nur einem englischen Publikum gegenüber kann man wagen, derartige Erfindungen ungestraft in die Welt zu setzen. Der ganze Gedankengang des Autors charakterisiert die Gesinnung des Städtebewohners, dem schon die nächste Umgebung mit Brettern vernagelt ist.

Er hat die staunenswerte Entdeckung gemacht, dafs die Shopkeeper Port-Elisabeths die östliche Provinz der

Kolonie gegründet haben. Würde es sich für ihn nicht lohnen, die Nase in ein historisches Buch zu stecken und sich davon zu überzeugen, dafs noch vor der Eroberung der Kapkolonie durch England die Boeren den grofsen Fischflufs überschritten und hier das Terrain mit bewaffneter Hand gegen die nach Süden vordringenden Kaffern hielten? dafs der Boer Hartmann der erste Ansiedler an der Algoabai war? dafs einzelne Posten schon damals bis gegen den Key vorgeschoben wurden, ohne dafs ein englischer Kaufmann der Bai auch nur einen Finger darum krumm machte? Wieviel von den Küstenbewohnern hatten denn eine Ahnung von dem Inlande, bevor die durch Gold und Diamanten geweckte Habsucht sie veranlafste, sich nach Inlandorten importieren zu lassen [1])?

Wenn man derartige englische Auslassungen liest, sollte man nicht glauben, dafs England mit bewaffneter Hand eine ihm begehrenswert erscheinende, bereits blühende Kolonie an sich rifs, sondern dafs es dies alles selbst geschaffen hätte?

Ein neueres, weit verbreitetes Buch von Poultney Bigelow „White man's Africa" ist nicht so kurzerhand zurückzuweisen, da der Autor vielfach aus eigener Anschauung die Angaben seines dickleibigen Buches geschöpft hat und als gewandter Litterat eifrig bemüht ist, das nicht selbst Gesehene nach besten Quellen wiederzugeben. Um so mehr ist man aber überrascht, schliefslich zu sehen, dafs Urteile gefällt werden, die mit den Prämissen in direktem Widerspruche stehen; dadurch macht das Buch entschieden den Eindruck der bestellten Arbeit.

„White man's Africa" ist nämlich für den Amerikaner Bigelow [2]) das Afrika des Engländers, andere weifse Rassen haben überhaupt nicht, am wenigsten aber in Afrika mitzusprechen, obwohl er selbst durchaus korrekterweise auf jeder Seite die weifsen Afrikaner erwähnt. Für Deutschlands kolonialen Besitz in Afrika hat er nur ein Achselzucken, Frankreichs Jahrzehnte hindurch erfolgreich durchgeführte Kulturarbeit in Algier ist für ihn nicht vorhanden.

Hat der Autor in Betreff der Verwaltung deutscher Kolonieen in Afrika nicht ganz Unrecht, wenn er die Vielregiererei und die rohen bureaukratischen Eingriffe in die Erwerbsthätigkeit des Einzelnen tadelt, so sollte er doch nicht vergessen, dafs wir nicht, wie England, anderen Nationen mühsam aufgerichtete Kolonieen mit Gewalt weggerissen, sondern solche selbst erst anfzubauen haben. Wenn er mit noch mehr Recht die unverständige koloniale Regierung in London tadelt, welche allein an den Verwickelungen die Schuld trage, so kann er doch von den Afrikanern nicht verlangen, dafs sie gleichwohl mit Andacht und Vertrauen zu dieser Regierung aufblicken. Warum hat denn Amerika seiner Zeit nicht geduldig gewartet, als die Mifsgriffe des heimatlichen Kolonialamtes sich drückend fühlbar machten, bis sich eine bessere Einsicht Bahn gebrochen hätte? Warum sind die Amerikaner nicht noch heute englische Unterthanen?

Der Raum verbietet es an dieser Stelle, auf die mannigfachen Widersprüche des inhaltreichen Buches aufmerksam zu machen, der Leser möge nur gewarnt sein, seinen Inhalt ohne Kritik in sich aufzunehmen.

[1]) 1798 durch Lord Macartney der grofse Fischflufs bereits als koloniale Grenze erklärt; 1803 Vertrag des holländischen Generals Janssen als Gouverneur mit dem Kafferhäuptling Gaika; Einrichtung einer monatlichen Post nach der Algoabai; 1820 Niederlassung britischer Ansiedler an der Algoabai.

[2]) White man's Africa, by Poultney Bigelow. London and New-York, Harper and Brothers, 1898.

Thatsächlich sind auch in Bigelows Angaben die Gründe genügend zu erkennen, welche mit Notwendigkeit die weifse Bevölkerung Südafrikas in Opposition und feindselige Haltung gegen die englische Regierung drängen mufsten. Den Tagesereignissen gegenüber ist er vielleicht selbst zweifelhaft geworden, ob die „englische Flagge allein stark genug sei, die kulturelle Entwickelung von „White man's Africa" durchzuführen, und dafs deshalb alles englisch werden müfste".

Vom ersten Eindringen der Engländer in Südafrika bis auf den heutigen Tag hat das heimatliche Kolonialamt niemals eine Verständigung mit den weifsen Afrikanern, die ja für sie gar nicht vorhanden waren, ernstlich und konsequent angestrebt. Einsichtige Gouverneure des Kaplandes, vor allen anderen der ruhmreiche Sir Benjamin d'Urban, haben sich vergeblich bemüht, die aus ihrem Verständnis der Verhältnisse geschöpften Anordnungen zur dauernden Anerkennung zu bringen.

In anerkennenswerter Objektivität ruft Bigelow sogar die Manen der bei van Aardts Post (später „Slagters Nek" genannt) in grausamster Weise durch die kaum erst in den gewaltsamen Besitz des Landes gelangte englische Regierung als Rebellen hingerichteten fünf Kolonisten wieder an das Tageslicht, obne auch hier aus dem mit allen furchtbaren Einzelheiten korrekt Erzählten die naheliegenden Schlufsfolgerungen zu ziehen.

Wie konnte England im Bewufstsein, sich durch einen offenbaren Rechtsbruch in den Besitz des Landes gebracht zu haben, den Mut gewinnen, den soeben (1815) erzwungenen Besitztitel dazu zu benutzen, bereits 1816 der Regierung widerstrebende Farmer, die bisher durchaus unabhängig gelebt hatten und sich blutwenig um den Pariser Frieden kümmerten, einfach als Rebellen aufzuknüpfen? Als die Hand des Schicksals sich dem frevelhaften Beginnen entgegenstemmte, und der Galgen unter der Last der zuckenden Körper zusammenbrach, benutzte man keineswegs diesen Wink von oben als günstigen Vorwand für eine Begnadigung, sondern die schon einmal Gehenkten wurden zum zweitenmal an dem schleunigst ausgebesserten Galgen wirklich zum Tode gebracht.

Das war aber nur der Anfang des über die Kolonisten durch Unverstand und Habgier des Londoner Kolonialamtes hereinbrechenden Ungemachs, wie ich in dem oben citierten Aufsatze näher ausgeführt habe; es kam auch später der Regierung mit Rücksicht auf den zu erreichenden Vorteil auf einen Rechtsbruch mehr oder weniger nicht an.

Wie sollte der Kolonist zu dieser nur von egoistischen Rücksichten geleiteten Regierung Vertrauen fassen? War sie reich an allen möglichen Machtmitteln, an Energie und Intelligenz den Afrikanern weit voraus, so empfanden dieselben den auf ihnen lastenden Druck nur um so schwerer. Anstatt dafs eine Amalgamierung der widerstrebenden Elemente und die Bildung einer vervollkommnungsfähigen Kolonistenbevölkerung mit einheitlichen Zielen und gemeinsamen Interessen auch nur versucht worden wäre, was bei einigem Wohlwollen von seiten Englands ganz gewifs ausführbar war, trat die Regierung mit der rücksichtslosen Anforderung bedingungsloser Unterordnung hervor.

So wurden die rot uniformierten Schergen dieser Regierung, die „Rooi-Badges", dem Kolonisten das verhafsteste Geschlecht auf Erden, so blieb der Boer „Boer" und sah seine Rettung, soweit seine Kräfte reichten, nur im Bestreben, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.

Daher giebt es noch heutigen Tages „Bauernkriege" in Südafrika.

Wenn man bedenkt, dafs der übermächtige Gegner, England, niemals in der Wahl seiner Mittel verlegen gewesen ist, so mufs man sich über das loyale Verhalten der schwächeren Partei geradezu wundern, ja man mufs es stellenweise bedauern. Hätte die Transvaalregierung Jameson und Konsorten als bewaffnete Strafsenräuber, die sie doch waren, kurzerhand an Ort und Stelle vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen, es wäre besser für das Land gewesen; vielleicht wäre dadurch der jetzige Krieg verhindert worden.

Wieweit die englische Regierung stets in ihrer Gewaltthätigkeit gegangen ist, ergiebt sich am besten aus der Thatsache, dafs dieselbe den unterdrückten Elementen der Bevölkerung sogar das Recht verweigerte, die ihnen mit Gewalt der Waffen aufgezwungene Eigenschaft als englische Unterthanen freiwillig unter Verlassen des Landes aufzugeben. Sie glaubte dieselben wie entlaufene Sklaven verfolgen zu dürfen (Erlafs des Sir George Napier 1837).

Im Hinblick auf die oben bereits citierten Aufsätze im Globus über die Entstehung der südafrikanischen Freistaaten möge es gestattet sein, ihre Geschichte, welche eine wahre Leidensgeschichte ist, hier (bis zur Neuzeit) zu übergehen.

Als das Gold im Transvaal entdeckt war, und die Minen anfingen, reiche Erträge zu liefern, da war natürlich nur „die englische Regierung stark genug", um all das Geld zu verdauen, das ganze internationale Gesindel von Johannesburg, welches sich keinen Pfifferling aus Südafrika machte, es wünschte dringend, von England annektiert zu werden, um das System der Ausbeutung unter einer bewährten Firma sicher fortsetzen zu können, und England war wieder grofsmütig genug, diesen Wünschen sofort nachzukommen (1877).

Für die Johannesburger Minenarbeiter, Spekulanten und Dividendenschinder war es natürlich eine fatale Sache, dafs es im Transvaal auch noch Boeren gab, wirkliche Boeren, welche so thöricht waren, dafs sie glaubten, Anrechte an das Land ihrer Geburt, an die Früchte ihres Schweifses zu haben. Sie waren sogar so undankbar und beschränkt, dafs sie den Nutzen, sich und ihr Land von Fremden lediglich ausbeuten zu lassen, um ewig „Boeren" zu bleiben, gar nicht einzusehen vermochten.

Dieser Überzeugung gaben sie 1880 im Heidelberger Manifest Ausdruck, welches ihre bescheidenen Wünsche als Nation betonte, und als auch dieser Schritt vergeblich war, ging der Krieg von 1881 in Scene, in dem sie ihre mangelhafte Bildung dadurch zum unverkennbaren Ausdruck brachten, dafs sie den Engländern in drei blutigen Gefechten bei Bronkers' (richtiger Bronkhorsts) Spruit, Lange's Nek und am Majuba gründlich die Wege wiesen.

Trotzdem war der britische Löwe wieder grofsmütig, er besann sich eines Besseren und machte Frieden, welcher durch die unglückselige Konvention von Prätoria (1882) und London (1884) besiegelt wurde; durch die Nachgiebigkeit der Boeren, welche den Engländern die bittere Pille zu vergolden suchten, wurde ein Paragraph eingefügt, nach welchem Transvaal bei Abmachungen mit fremden Mächten, ausgenommen mit dem Oranje-Freistaate, die Zustimmung Englands nachsuchen sollte.

Obwohl die Forderung der Souzeränität bei den Verhandlungen dauernd bekämpft und schliefslich durch Lord Derby in London ausdrücklich fallen gelassen wurde, versuchte die englische Regierung, gestützt auf diesen Paragraphen, doloserweise dieselbe wieder einzuschmuggeln und nochmals zwang sie der seit Jahrzehnten rastlos verfolgten politischen Gemeinschaft zur Wahrung ihrer Unabhängigkeit die Waffen in die Hand.

Solchen Erfahrungen gegenüber hält Bigelow die Annahme, „der Boer hasse den Engländer", für absurd [3]). Die Tagesereignisse werden ihn wohl eines Besseren belehrt haben, nachdem diesem allerdings mutwillig erzeugten Hass Hekatomben von Opfern auf blutiger Wahlstatt dargebracht wurden.

In der That hat der Autor insofern Recht, als der friedlich mit ihm verkehrende Engländer auch beim Boer auf höfliches, wenn auch kühles Verhalten zu rechnen hat. Das grofse nationale Unglück beruht aber darin, dafs die englische Bevölkerung sich aus Unwissenheit oder Verstocktheit mit den zur Zeit leitenden Geistern in einem Mafse identifiziert und gegen die Fehler derselben mit solcher Blindheit geschlagen ist, dafs eine Sonderung von Regierung oder besser Mifsregierung und Volk in der Beurteilung fast unmöglich wird [4]).

In welchem anderen Lande könnte ein Mann wie Chamberlain, der mit gutem Grunde im öffentlichen Parlament (durch Stead und Healy) des Betruges und Meineids bezichtigt wurde, gegen den vollwichtige Beweise der Schuld augenblicklich in belgischen Blättern veröffentlicht werden, weiter das öffentliche Vertrauen und das seiner Souveränin geniefsen? Die ganze Klasse der Jingos mit ihrem vielseitig ausgebreiteten Anhange, zu dem ich leider auch Bigelow rechnen mufs, sie leben in ihrer Welt für sich, Gründe, welche Recht zu Unrecht, Schwarz in Weifs verkehren, sie sind billig wie Brombeeren, und käme auch ein Engel vom Himmel, sie würden von ihrer im Geldbeutel wurzelnden, angeblichen Überzeugung doch nicht ablassen.

Diesen zur Zeit in Afrika anwesenden, aber nie afrikanisch gewordenen Leuten gegenüber erhebt sich drohend in immer finsterer Gestalt das Afrikanertum. Es entspricht nur der angedeuteten Vogel Straufs-Theorie, wenn die Times lange Artikel, wie den oben angeführten von Greswell, veröffentlicht, dafs es ein Afrikanertum überhaupt nicht gäbe (?). Wie der Geist Banquos im Macbeth setzt sich das Afrikanertum mit dem Engländer in Südafrika zu Tische, es spricht zu ihm im kapschen Parlament, sowie in der Tagespresse und bedroht ihn im Felde vom Rücken her, um ihm den besten Teil seiner Zuversicht zu rauben.

Täglich gewinnt die unheimliche Gestalt bestimmtere Umrisse und verkörpert sich zu Fleich und Bein. Dafür giebt es keinen schlagenderen Beweis, als das Verhalten der holländischen, französischen, deutschen und irländischen Bevölkerungselemente im Transvaal, die sich willig dem Volksheere angeschlossen haben.

Diese freiwilligen Mitkämpfer in einer grofsen und gerechten Sache, sie wollen doch nicht „Boeren" werden, sondern sie alle glauben an die hoffnungsvolle Zukunft einer afrikanischen Nation, die unter der Fahne von Freiheit und Selbständigkeit einer steigenden Vervollkommnung zustrebt. Im Gegensatz zu den Engländern rechnen sie es sich zur Ehre an, einer solchen Nation sich anzuschliefsen.

Es ist ganz müfsig und gehört zu den abgebrauchten Kunststücken, gegen dieses Afrikanertum die farbigen Rassen Südafrikas ausspielen zu wollen.

Soweit die Existenzfrage den Parteien die Waffen in die Hand nötigte, hat der weifse Afrikaner mit dem

[3]) a. a. O., S. 310.

[4]) Das 1898 erschienene Buch von Seidel, „Transvaal", giebt an der Hand authentischer Berichte und offizieller Urkunden sehr lesenswerte Aufschlüsse über diese Verhältnisse.

farbigen Eingeborenen gekämpft ohne besonderen Hafs oder stärkere Abneigung, wenigstens auf Seite der Boeren. Die Eingeborenen allerdings, die sich zunächst in ihrer Existenz durch die ihnen persönlich überlegenen Boeren bedroht sahen, sie lernten dieselben fürchten und hafsten sie im Gefühl ihrer Ohnmacht, was stellenweise auch heute noch der Fall sein dürfte.

Daher ist es durchaus begreiflich, wenn ein Teil der farbigen Bevölkerung da, wo sie sichere englische Unterstützung hinter sich zu haben glaubt, wie z. B. die Ba-Mangwato in Britisch-Bechuanaland, die Waffen gegen die Boeren ergreift; aber sicher ist auch, dafs diese Eingeborenen gegen letztere im Kampfe nennenswerte Vorteile nicht davontragen werden. Beide Teile haben in Jahrzehnten bitterer Kämpfe ihre Kraft gegenseitig zu wohl schätzen gelernt; im allgemeinen ist es dem farbigen Afrikaner ganz gleich, ob er einen „Engelsman" (Engländer), „Duister" (Deutschen) oder „Coachman" (Schotten) vor sich hat, zumal wenn es sich darum handelt, ob er von dem einen oder dem anderen totgeschossen wird, den Boer aber stellt der Farbige den europäischen Nationen stets entgegen, also auch für ihn sind letztere alle „Uitlanders".

Das Eingreifen der eingeborenen Stämme in den Krieg wird kaum von nennenswertem Einflusse auf den Gang desselben werden, wenn dieselben auch, heimtückischerweise von England aufgehetzt und bewaffnet, im Rücken der Kämpfenden viel Schaden anrichten und manche wehrlose Familie niedermetzeln werden. Möge der Fluch hingemordeter Frauen und Kinder die heuchlerischen Humanitätsapostel treffen, welchen die Schuld davon beizumessen ist.

Schliefslich ein paar Worte über die Stellung der Holländer zu den augenblicklich schwebenden Wirren. Verfolgt man den Einflufs und die Bedeutung Hollands für die Entwickelung der südafrikanischen Staaten im Laufe der Geschichte, so erhält man ein ganz eigentümliches Bild, welches sich nicht wohl zu einem einheitlichen Eindrucke zusammenfassen läfst.

Die ursprüngliche enge Beziehung der jungen Kolonie zunächst zur oostindischen Maatschappij- und dann zur holländischen Regierung war schon zur Zeit der Besitzergreifung durch England sehr gelockert, zumal das aufstrebende Afrikanertum auch die Holländer bedingungslos zu den „Uitlanders" warf. Aber auch hier erwies sich die Sprache trotz mannigfacher Verunreinigungen als ein mächtiges Band mit dem fernen Mutterlande.

Ein gewisser Hang, ja sogar Verehrung für dasselbe, welche zur Überschätzung seiner Machtmittel führte, wurde den Boeren bei den Kämpfen in Natal gelegentlich verhängnisvoll. Sie stellten sich 1840 unter den Schutz Hollands, ohne dafs England auch nur die geringste Notiz davon genommen hätte. In den Freistaaten wurden dann ebenfalls die nationalen Blätter natürlich meist in Holländisch gedruckt, und ebenso selbstverständlich fanden schon der Bequemlichkeit wegen in der Verwaltung vielfach Nationalholländer Anstellung und Beschäftigung. Eine engere Beziehung zu der europäischen Heimat unterhielten aber diese Leute ebenso wenig, als die vereinzelten, in gleicher Weise thätigen Deutschen mit Deutschland: es fehlte zu irgend welchen nationalen Intriguen thatsächlich Zweck und Ziel.

Eigentümlicherweise haben sich bei der jetzigen Krisis nationale holländische Elemente aufs neue mehr in den Vordergrund gedrängt. Zunächst hat dabei wohl die begreifliche Neigung, irgend einen festen Punkt in Europa zu gewinnen, die Transvaaler veranlafst, die holländischen Beziehungen wieder stärker zu betonen; und ebenso begreiflich ist es, dafs die zufällig vorhandenen nationalholländischen Beamten der Republik ihre heimatlichen Sympathieen den englischen Übergriffen gegenüber zum Ausdruck bringen, aber der englische Vorwurf, dafs die Regierung gewissermafsen an holländische Eindringlinge ausgeliefert sei, ist eine frivole Erfindung.

Was soll denn nun aber aus den Ländern da unten und ihren Bewohnern, welche das trotz des entrüsteten Protestes der ganzen aufserenglischen Welt fortdauernde Gemetzel übrig läfst, schliefslich werden?

Hat der leichtfertige Angreifer seine gerechte Strafe durch eine ganze Reihe empfindlicher Niederlagen bereits erhalten und wurde Englands Unfähigkeit, einen Landkrieg zu führen, wiederum zweifellos festgestellt, so ist damit die Sache leider noch nicht zu Ende. Im Gegenteil scheint man jenseits des Kanals Wert darauf zu legen, zu beweisen, dafs man bereit ist, das Völkerrecht nicht blofs numerisch schwachen, sondern auch starken Nationen gegenüber unter die Füfse zu treten, und hat sich den neutralen Mächten gegenüber auf Seeraub gelegt. Bezeichnend für die Situation ist, dafs grofse politische Zeitungen des Kontinents ganz schüchtern die Frage aufwerfen, was England wohl dazu sagen würde, wenn eine andere neutrale Nation im umgekehrten Falle gegen englische Schiffe das gleiche Verfahren einschlüge?

Die ganze Fragestellung schliefst doch ersichtlich die Anschauung ein, als ob England einseitig ein international anerkanntes Recht habe, anderen Völkern gegenüber seine Politik nur auf die brutale Gewalt zu stützen.

Ist diese Anschauung zur Zeit leider als Thatsache zu bezeichnen, so liegt doch sonnenklar auf der Hand, dafs keine fremde Nation das Vertrauen zu einer solchen Regierung haben kann, sie werde bei streitenden Interessen billige Rücksichten auf den schwächeren Teil nehmen und ein fremdes Land mit Wohlwollen verwalten.

Diese logische Konsequenz führt dann unvermeidlich zu dem Schlufs, die ganze civilisierte Welt habe ein eigenstes Interesse daran, dafs nicht ein übermächtiges England nach seinem Gefallen sich die Opfer aussucht, an denen es seine Gewaltthätigkeit auslassen kann, und wären es die deutschen Reichspostdampfer. „Mutato nomine de te fabula narratur!" Verändere den Namen und die Sache betrifft dich selbst! Heute Transvaal und morgen Frankreich (Fashoda), übermorgen Deutschland.

Ist es daher durchaus verständlich, dafs die Freistaaten, durch die bitterste Not gezwungen, wiederum die Waffen gegen den Erbfeind ergriffen haben, und dafs alle civilisierten Nationen mit ihnen auf das Lebhafteste sympathisieren, so richtet sich der Blick gleichzeitig auf die Zukunft in der Hoffnung, dafs aus dieser blutigen Saat eine erfreuliche Ernte aufspriefsen und den schwergeprüften südafrikanischen Ländern endlich eine gesicherte erfreulichere Lage geschaffen werden möge.

Das ganze bisherige Schreien der englischen Jingopartei nach Reformen ist ganz ersichtlich nur zu dem Zwecke in Scene gesetzt, Reformen zu verhindern und die Boerenregierung durch das beständige Drangsalieren schliefslich unmöglichen Verhältnissen gegenüberzustellen; denn zu Reformen gehört doch an erster Stelle Geduld und Ruhe, welche die englische Regierung den rücksichtslos verfolgten Afrikanern niemals gelassen hat und niemals lassen wird.

Dafs die Boeren den guten Willen haben, die politischen Zustände zu verbessern, haben sie oft genug bewiesen, aber freilich die Unabhängigkeit der südafrikanischen Staaten und die Selbstverwaltung war stets die

erste Nummer in dem Programm, und aus diesem Grunde allein für John Bull ein roter Lappen.

Vom rein menschlichen Standpunkte aus mufste man wünschen, dafs die englische Kriegführung nach den bekannten hoffnungsvollen Anfängen möglichst schnell und gründlich an den Rand ihres Witzes geführt werde, dann hätte sich das stolze England plötzlich auch wieder, wie in ähnlichen Fällen, auf seine gewohnte Grofsmut besonnen, zumal wenn ein liebevolles Zureden von seiten der neutralen Mächte stattfand.

Die Friedenspalmen würden unter solchen Umständen wohl über den endlich geeinigten südafrikanischen Staaten geweht haben, eine Lösung, welche schon nach dem Heidelberger Manifest auch von den Boeren keineswegs mit ungünstigen Augen angesehen, von England selbst aber direkt befürwortet wird in der Hoffnung, dafs es gelingen werde, dieselben von vornherein gänzlich von sich abhängig zu machen und als eine grofse englische Provinz, wie das verarmte Indien und Jamaika, zu verwalten.

Offenbar denken sich die Boeren die Sache aber anders: Sie gehen von der Anerkennung der weifsen afrikanischen Bevölkerung als Nation aus; verlangen politische und wirtschaftliche Selbständigkeit, wozu unter allen Umständen für Transvaal, dem schon früher die St. Luciabai vertragsmäfsig als Hafen zustand, eine gesicherte Verbindung mit dem Meere für Ein- und Ausfuhr gehören würde.

Nach den bitteren Erfahrungen der Vergangenheit wäre es aber ungenügend, dafs die unzuverlässige, englische Regierung allein diese Selbständigkeit garantierte, es müfsten andere civilisierte Nationen, denen die Afrikaner mehr Vertrauen entgegen bringen, gleichzeitig als Schutzmächte auftreten. Nur unter diesen Bedingungen kann man erwarten, dafs die so schwer geprüften, gemifshandelten südafrikanischen Staaten einer gesicherten, aufstrebenden Zukunft entgegengehen.

Wir begrüfsen die Boeren als Vorkämpfer dieses Gedankens, ohne sie mit den Afrikanern der Zukunft zu identifizieren, und wünschen im Interesse des Landes, dafs auch fernerhin das Glück ihren Fahnen folgen möge! Wir hoffen, dafs sie weiter die bewunderungswürdige Ausdauer im Kampfe und die erprobte Zähigkeit in den schwierigsten Lagen beweisen werden; mögen ihnen aber vor allen Dingen auch bei den zukünftigen Friedensverhandlungen weise Berater beschieden sein!

Nachschrift.

Vorstehende im Anfang Februar geschriebenen Zeilen werden das Licht der Öffentlichkeit im März erblicken. Seitdem hat sich manches auf dem südafrikanischen Kriegstheater geändert, meine früher ausgesprochene Befürchtung, dafs die Boeren der erdrückenden englischen Übermacht bei längerer Dauer des Krieges nicht würden Stand halten können, fängt leider an, sich zu bewahrheiten, und das Kriegsglück hat sich gegen das tapfere Völkchen gewendet. Es ist müfsig, sich über etwa begangene strategische Fehler zu verbreiten, oder warum die Boeren den für die Engländer anfänglich so verhängnisvollen Fehler der Zersplitterung ihrer Kräfte selbst nachahmten.

Noch ist der Krieg nicht zu Ende, und wenn die Boeren zur Zeit an dem entschlossenen Widerstande festhalten, so ist das Ende desselben trotz der ungeheuren von England aufgewandten Mittel nicht abzusehen; wahrscheinlicher ist aber freilich, dafs die Volkskämpfer wie bei früheren Gelegenheiten Sehnsucht nach dem heimischen Herde erfafst und ihre Reihen sich lichten.

Wie dem auch sei, ich habe von dem Vorstehenden nichts zurückzunehmen oder wesentlich zu ändern. Ein Jahrhundert blutiger Kämpfe zur Unterdrückung der südafrikanischen Nation durch England liegt hinter uns, ohne dafs dies Ziel erreicht wurde. Wenn jetzt sich der Vorhang über dem blutigen Drama senkt und der triumphierende Jingoismus zeigt wie bisher, dafs er aus den traurigen Erfahrungen nichts gelernt und nichts vergessen hat, so ist es nur eine Frage der Zeit: Wann hebt sich der Vorhang wieder und zeigt einen neuen, noch verderblicheren Akt des schrecklichen Schauspiels? Der in England herrschende Gedanke, „einen neuen Krieg durch Gewaltmafsregeln unmöglich zu machen“, ist die sicherste Bürgschaft dafür, dafs ein solcher über kurz oder lang in Scene gehen wird.

Unterliegen jetzt die Boeren, wie leider zu befürchten, so hat die ganze civilisierte Welt den Krieg verloren, auch wir, die genötigt waren, dem Gemetzel mit verschränkten Armen zuzuschauen, haben ihn verloren und werden zweifellos zu den Kriegskosten beizusteuern haben. Die gewaltthätige Faust des englischen Imperialismus wird schwer auf ganz Afrika lasten, und nicht zuletzt auf unseren afrikanischen Gebieten. Die Volkshelden aber, welche im Kampfe für Freiheit und Recht dahinsanken, sie starben mit einem Fluche gegen England auf den Lippen und dem Gedanken im Herzen: Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor!

Die Entstehung der Galapagos-Inseln.

Von Dr. J. G. Meyer. Steglitz.

In der gegenwärtigen Zeit der wissenschaftlichen Zersplitterung, wo nicht nur die einzelnen Wissenschaften, sondern selbst die Disciplinen derselben Wissenschaft oft ganz unabhängig nebeneinander ihren Weg und ihre Ziele verfolgen, gewährt es immer einen angenehmen Anblick, wenn sich verschiedene Wissenszweige um die Aufklärung desselben Gegenstandes, desselben Forschungsobjektes bemühen. Es sei deshalb erlaubt, an dieser Stelle einen Blick auf die kleine Gruppe der Galapagos- oder Schildkröten-Inseln zu werfen. Veranlassung dazu bietet die kürzlich erschienene Abhandlung der Herren Walther Rothschild und Ernst Hartert: „Eine Revision der Ornithologie der Galapagos-Inseln“ [1]), in welcher ein kleines Kapitel „über den Ursprung der Fauna“ derselben handelt und bemüht ist, auf die geologische Vergangenheit dieser Inseln und ihre Entstehung ein neues Licht zu werfen.

Die Inselgruppe liegt etwa 150 geographische Meilen westlich von Ecuador im Grofsen Ocean, ist vollständig vulkanisch und erreicht in einzelnen Inseln eine Höhe von über 1500 m. Die Zahl der erloschenen Krater soll 2000 übersteigen, und aus einzelnen steigt noch der Rauch auf. Während die Vulkane an der südamerikanischen Westküste ausschliefslich in Reihen geordnet sind, gehören die Galapagos-Inseln zu den Gruppenvulkanen, wie die italienischen Liparen- und Ponza-Inseln, wie die Canarischen Inseln und Azoren im Atlantischen Ocean. Im Gegensatze zu den sauren trachytischen und andesitischen Gesteinen Ecuadors sind die vulkanischen Eruptionsmassen der Galapagos-Inseln basaltisch.

Über die Entstehung der Inselgruppe sind verschie-

[1]) Novitates Zoologicae 1899, Bd. VI.

dene Ansichten ausgesprochen worden. Darwin und Wallace meinen, dafs sie durch vulkanische Kräfte aus dem Meeresgrunde emporgehoben worden sind, während der beste Kenner der Insel, Baur[2]), die Ansicht vertritt, dafs in früherer, noch nicht lange vergangener Zeit ein Zusammenhang mit dem amerikanischen Festlande bestanden hat, dafs dieser aber durch einen Einbruch sowie durch eine Versenkung des Landes aufgehoben worden ist.

Diesem Forscher gegenüber machen nun die oben genannten Zoologen den Einwand, dafs die geologischen Verhältnisse eine solche Annahme unwahrscheinlich machen, da unter anderem die Tiefen des zwischenliegenden Meeres sehr bedeutend seien, nämlich 3000 bis 4000 m betragen. Hierauf mufs man erwidern, dafs derartige Tiefen in allgemein als Einsturzbecken betrachteten Meeren oft vorkommen, so im Mexikanischen Meerbusen, welcher Tiefen bis 3900 m aufweist, und im Mittelländischen Meere, das an seiner tiefsten Stelle über 4000 m mifst. Dann aber spricht für einen ehemaligen Zusammenhang mit dem Festlande die auffallende Lage der Inselgruppe: Diese liegt nämlich gerade an einer Stelle, welche die natürliche Verbindung der Antillencordillere, die sich bekanntlich nach Guatemala in Mittelamerika verfolgen läfst, mit der ganz ähnlich gebauten südamerikanischen Cordillere darstellen würde. Die Auffassung, dafs ehemals ein einheitlicher Gebirgszug von Trinidad und der Nordküste Südamerikas über die Kleinen und Grofsen Antillen nach Honduras, Guatemala, den Galapagos-Inseln und den Peruanischen Anden bestanden habe, ist daher vom geologischen Standpunkte aus durchaus nicht unwahrscheinlich. Das zwischen unserer Inselgruppe und Südamerika liegende Meer würde also vielleicht, wie das Japanische und das Ochotskische Meer, als eingesunkenes „Rückmeer“ anzusehen sein.

Wie verhält es sich nun aber mit den zoologischen und botanischen Verhältnissen dieser Inseln, und welches Licht werfen sie auf deren geologische Vergangenheit?

Dafs das Pflanzenleben ein durchaus südamerikanisches ist und mit dem der trockenen tropischen Westküste dieses Erdteiles im Zusammenhange steht, ist bei der leichten Verbreitung der Pflanzensamen, auch über weite Meeresräume hin, nicht auffallend, und darf weder für die eine noch für die andere Ansicht angeführt werden. Das Tierleben indessen dürfte schon wichtigere Anhaltspunkte geben. Es kommen Schildkröten vor, die ein Gewicht von 600 bis 700 kg erreichen, aber fast schon ausgerottet sind, ferner Eidechsen, Schlangen, Käfer, von Säugetieren nur eine grofse Maus, dann aber eine Menge Landvögel, sowie Wat- und Wasservögel. Die Arten sind indessen auf den einzelnen Inseln der Gruppe verschieden, so dafs eine jede ihre eigene Fauna besitzt. Dieses ist indessen auch auf den meisten anderen Inselgruppen der Fall, so auf den Hawaii-Inseln, den Malaiischen und den Papua-Inseln, den Antillen, Philippinen, Mariannen und Karolinen. Auf den Galapagos-Inseln fällt es darum so auf, weil die Inseln einander so nahe liegen.

Baur, der einen früheren Zusammenhang mit dem Festlande annimmt, erklärt diese Verschiedenheit, indem er behauptet, dafs während des Untertauchens unter das Meer die Tiere sich auf die Berge geflüchtet hätten, welche jetzt nur noch als Inseln aus dem Ocean hervorragen; dadurch seien die Bewohner der einzelnen Inseln ganz voneinander getrennt worden, es geblieben, und hätten sich so zu ganz verschiedenen Abarten weiter entwickeln, differenzieren können.

Rothschild und Hartert nun neigen sich einer anderen Erklärungsweise zu. Sie meinen wie Darwin, dafs die Inseln aus der Meerestiefe emporgestiegen seien. Eine einzige Insel hätte ihr Tierleben von Südamerika erhalten. Von diesen Stammformen seien dann zu verschiedenen Zeiten die anderen Inseln bevölkert worden. Hier seien sie isoliert geblieben und hätten sich so zu verschiedenen Arten herausbilden können.

Das Vorkommen von Insekten und Vögeln würde, wie auch das schon oben erwähnte Pflanzenleben, einer derartigen, etwas gezwungenen Auffassung ja gerade nicht widersprechen; ob aber auch das Vorkommen der anderen Tiere sich auf diese Weise erklären läfst, scheint mindestens fraglich. Schliefslich geben die beiden Herren ja auch selbst zu, dafs es noch durchaus nicht zu entscheiden wäre, ob eine Verbindung der Inseln vor noch nicht allzu langer Zeit mit dem Festlande bestanden hat oder nicht.

[2]) Augsburger Allgemeine Zeitung 1892, Nr. 26.

Bücherschau.

A. B. Lloyd: In Dwarf Land and Cannibal Country. A Record of Travel and Discovery in Central Africa. Mit 146 Abbildungen und Karten. London, T. Fisher Unwin, 1899. Preis 21 sh.

Der Verfasser, ein Sendling der Church Missionary Society, traf, von der Ostküste kommend, im März 1895 in Uganda ein und wirkte dort und in Toro bis zum September 1898. Nach Europa beurlaubt, nahm er seinen Rückweg über die Westküste; er umzog den Russoro im Süden, überschritt den Semliki, durchwanderte den Ituriwald und fuhr den Aruwimi und Kongo hinunter. Im Urwalde hatte Lloyd Zwerge getroffen; daher der Titel seines Buches.

Diesem Titel „In Dwarf Land“ wird nun aber der Inhalt wenig gerecht; von den Zwergen ist nur auf zehn Seiten die Rede, von den Kannibalen, den Bangwa am Aruwimi, auch nicht viel mehr, und was über die ersteren berichtet wird, ist dürftiger als das, was von Stuhlmann oder selbst Stanley mitgeteilt worden ist. Allerdings hatte Lloyd, der sehr eilig reiste, zu genaueren Beobachtungen keine Zeit. Neu jedoch, und darum mitteilenswert, ist eine Bemerkung Lloyds, die auf einen noch ganz dunkeln Punkt, nämlich auf religiöse Vorstellungen der Zwerge Bezug nimmt; Lloyd sagt (S. 324): „Ich fand oft Anzeichen für das Vorhandensein eines religiösen Kultes. Am Fufse einiger grofsen Bäume nahm ich verschiedentlich kleine Bündel mit Nahrungsmitteln auf, die aus ein paar Waldbohnen oder einer Handvoll Reis bestanden und sauber in rohes Rindenzeug gebunden waren. Auch kleine Töpfe mit Honig waren am Fufse solcher Baumriesen niedergesetzt. Es schien, als ob die Zwerge den Geist der grofsen Bäume, unter denen sie wohnen, verehren. Ferner fand ich einige kleine, zierliche Tempel.“ Wie solch ein „Tempel“ aussieht, wird nicht gesagt; aus der beigegebenen Abbildung kann man jedoch entnehmen, dafs er ein niedriges, viereckiges, von einem Zaune umgebenes Giebelhaus (Fetischhütte?) ist, während die Wohnhütten der Zwerge bekanntlich halbkugelförmig sind. Ob man aus der Notiz irgend welche Schlüsse ziehen kann, sei dahingestellt.

In der Darstellung Lloyds nimmt die Erzählung seiner persönlichen Erlebnisse einen sehr breiten Raum ein, und es bleibt dem Leser nicht erspart der Kleinkram dessen, was den Tag über passierte. Dagegen fehlt es fast ganz an zusammenfassenden Bemerkungen, oder auch selbst einzelnen Notizen, die Beobachtungen bieten, sogar über Toro, das der Verfasser doch ziemlich genau kennen gelernt haben mufs. Ein paar Kleinigkeiten seien hier herausgehoben: In Toro wurden in einem Jahre 272 Regentage beobachtet; Trockenzeit herrscht nur von Dezember bis Februar. Am Morgen ist es sehr kalt, und dicke Nebel bedecken die Landschaft, die erst gegen 11 Uhr verschwinden. Heftige Stürme wür-

den beobachtet. Der Einfluſs des schneebedeckten Runssoro ist in alle dem wohl unverkennbar. In Toro fand Lloyd die Kenntnis des Schröpfens, und zwar dienten — wie auch sonst ab und zu in Afrika — als Schröpfköpfe Kuhhörner. Nördlich der Hauptstadt Kabarole fand Lloyd einen kleinen Kratersee, am Semliki heiſse Quellen. Im September 1898 kamen Erdstöſse vor, die in jenem Grabengebiete auch sonst mitunter beobachtet worden sind (in Unyoro). Die Zahl der Zwerge berechnet Lloyd auf 10000 nach Einzelangabe eines Häuptlings; es ist die erste Zahl dieser Art, sie erscheint uns aber sehr zweifelhaft. Lloyd scheint auſserdem anzunehmen, daſs Zwerge im Kongostaate nur in dem Walde am Ituri vorkommen, und das ist natürlich nicht der Fall: auf den Namen „Pygmy Forest“ hat noch mancher andere Wald dort Anspruch.

Lloyd hat das wenig bekannte Toro in verschiedenen Richtungen durchkreuzt und ist auf einem Ausfluge nach Nordwest über den Semliki hinausgekommen; auch ein Teil seiner Route im „Groſsen Walde“ führt durch neues Gebiet. Leider vermochte der Missionar es jedoch nicht, seine Reisewege aufzunehmen, und so sind die dem Buche beigegebenen Karten nur allenfalls als rohes Orientierungsmittel von Bedeutung. Unter den Abbildungen sind manche ganz brauchbare Ansichten. H. Singer.

Čeněk Zibrt: Bibliografie české historie. Díl prvuí. V Praze. Nákladem české akademie. 1900.

Dieser erste Teil der Bibliographie der böhmischen Geschichte, erschienen im Verlage der Franz Josefs-Akademie in Prag, ist wiederum ein rühmliches Zeugnis für die Arbeitskraft und die vielseitigen Kenntnisse des Verfassers Dr. Zibrt, denn auf etwa 670 enggedruckten Seiten sind nicht weniger als 23871 Titel verzeichnet. Selbstverständlich sind nicht nur Arbeiten und Werke in tschechischer Sprache, sondern auch in den übrigen Sprachen aufgeführt, so daſs auch jene, welche einer slavischen Sprache nicht kundig sind, das Werk mit Vorteil benutzen können. Dabei ist der Begriff „Geschichte“ nicht im engeren Sinne gefaſst und auch nicht bloſs Böhmen in den Rahmen einbezogen. Mähren, Schlesien und die Lausitz, längst verflossene Wenzelskronengebiete, sind mit berücksichtigt. Der geographische, einleitende Abschnitt des Werkes umfaſst allein gegen 2300 Nummern, welche sich auf die physikalische, politische und geschichtliche Geographie, die Kartographie und Reisebeschreibungen Böhmens beziehen.

Curt v. François: Deutsch-Südwestafrika. Geschichte der Kolonisation bis zum Ausbruch des Krieges mit Witbooi. Mit 14 Kartenskizzen. Berlin, Dietr. Reimer, 1899. Preis 8 Mk.

Die Geschichte der deutschen Kolonisationsthätigkeit in Südwestafrika ist schon öfter dargestellt worden, doch hat man auf diese Aufgabe nicht immer Sachkenntnis und Objektivität zugleich verwendet. Am wenigsten trifft das für die Zeit zu, da Curt v. François als Führer der Schutztruppe, als Reichskommissar und Landeshauptmann im Schutzgebiete wirkte. Die Entwickelung der Kolonie nahm diese ganze Zeit über einen die Optimisten so wenig befriedigenden Verlauf, bot Kolonialgegnern und Kolonialfreunden so viel Veranlassung zur Kritik, daſs man die Schwierigkeiten, mit denen v. François an allen Ecken und Enden zu kämpfen hatte, völlig übersah und ihm mit jener Kritik bitteres Unrecht that. Gegen dieses Unrecht lehnt er sich nun hier auf, und sein Werk gewinnt dadurch den Charakter einer Rechtfertigungs- und Verteidigungsschrift. Man bekommt hier zum erstenmale einen klaren Einblick in die Verhältnisse, die v. François leider die Richtschnur für sein Handeln sehr gegen seine Wünsche aufzwangen. Daſs v. François unendlich viel, mehr als alle anderen Beamten und Reisenden zusammen, für die geographische Kenntnis des Schutzgebietes gethan hat, wuſste man bereits; man erhält hier aber auch den augenfälligen Beweis, daſs er auſserdem als Militär- und Verwaltungsbeamter eine rastlose, aufreibende Thätigkeit entwickelt hat. In schwerer, undankbarer Zeit, fünf lange Jahre hindurch, hat er seinen Posten gehalten, Schwierigkeiten zum Trotz, die manch einen bald dazu veranlaſst hätten, die Flinte ins Korn zu werfen. Wer wollte es dem Manne also verdenken, wenn er hier in oft schärfster, grimmigster Form auf die Angriffe erwidert, die in älteren Schriften, die jenen trüben Zeitraum behandeln, namentlich in v. Bülows Buch (1895), sowie in Zeitungen und Kolonialzeitschriften gegen ihn gerichtet wurden? Anderseits natürlich darf man sich durch dieses Verständnis für v. François' Empfinden das günstige Urteil über das Buch v. Bülows nicht trüben lassen; es hat bleibenden Wert.

Dies der erste Eindruck, den das vorliegende Buch hinterläſst; man erkennt aber ferner, daſs es die bisher beste Darstellung der Geschichte des Schutzgebietes bis April 1893 bietet. Nachdem der Verfasser die Gründe dargelegt hat, die ihn zum Einschreiten gegen Witbooi veranlaſst, bricht er kurz ab, jedenfalls, um nicht die Frage öffentlich erörtern zu müssen, wer denn in letzter Linie das Verdienst um die Niederwerfung Witboois hat, er oder Leutwein.

Das Buch ist eine rein kolonialgeschichtliche Schrift; der Geograph findet darin nichts bis etwa auf die drei Karten, die die Verteilung der Stämme im Schutzgebiete 1852, 1870 und 1890 veranschaulichen. Eine besonders erfreuliche Perspektive aber eröffnet uns das Buch insofern, als v. François, der seit dem Erscheinen seines Werkchens über seine Stromfahrten im Kongobecken bis 1894 ununterbrochen in den deutschen Schutzgebieten thätig war, endlich wieder an der Schreibtischarbeit Gefallen gefunden zu haben scheint, und sich vielleicht nun auch entschlieſsen wird, über seine allgemeinen Beobachtungen in Togo, im Nigerbogen und in Südwestafrika in Buchform zu berichten. H. Singer.

H. Kerp: Die erdkundlichen Raumvorstellungen. Als erster Teil einer erdkundlichen Anschauungskunst. Mit 33 Zeichnungen. Berlin, Dietrich Reimer, 1899.

Mit der Entwickelung der Geographie als Wissenschaft Hand in Hand gehen die Bestrebungen einer Verbesserung des noch vor kurzem wohl überall sehr im Argen liegenden Geographieunterrichts in den Schulen und dessen Methode. Daraus ist auch die vorliegende Schrift entsprungen, die, von neueren methodischen Gesichtspunkten ausgehend, die erdkundliche Anschauung behandelt und zu einer höheren Stufe erheben will, d. h. die Vermittelung klarer, festwurzelnder Vorstellungen bei den Schülern auf Grund der Kenntnis der räumlichen Verhältnisse der betreffenden Länder anstrebt. Der Platz ist hier zu beschränkt, um im einzelnen auf die Ideen oder auf einzelnes aus den Ideen des Verfassers einzugehen, jedoch ist Referent überzeugt, daſs das Studium des kleinen Werkchens jedem Geographielehrer nur zum Vorteil gereichen kann, auch wenn er mit den Ansichten des Verfassers nicht überall einverstanden ist oder von ihnen überzeugt wird.

Darmstadt. Dr. G. Greim.

G. Vacher de Lapouge: L'Aryen, son rôle social. Paris, A. Fontemoing, 1899.

Die Werke dieses geistreichen und fruchtbaren Schriftstellers gehören zu denen, die jeder Anthropologe und Ethnologe kennen, zu denen man Stellung nehmen muſs, selbst wenn man im ganzen oder einzelnen anderer Ansicht sein sollte. Immer mehr drängt sich die arische Frage, von deren Entscheidung die Lösung einer langen Reihe anderer abhängt, in den Vordergrund der Völkerkunde, immer deutlicher zeigt es sich, daſs rein sprachliche Erwägungen in dieser Grundfrage, die vor allem Rassenfrage ist, nicht ausschlaggebend sein können. Ist sie aber wahrheitgemäſs beantwortet, dann müssen gewiſs auch alle sprachlichen, geschichtlichen und archäologischen Thatsachen dazu stimmen. Lapouge vertritt auch in seinem neuesten Werke mit viel Geist und groſser Sachkenntnis die Anschauung, daſs die langköpfige, hellfarbige, nordeuropäische Rasse (Homo europaeus Linné) an der Spitze der Menschheit steht, die herrschenden Stände der arischen Völker bildet und die Weltherrschaft behaupten wird. Wie die Erfahrung der beiden letzten Jahrzehnte lehrt, erfüllt diese Lösung die oben gestellte Bedingung. Im einzelnen freilich wird mancher nicht immer dem Verfasser beipflichten können. Er nennt sich selbst „sélectionniste“, geht in der Bewertung der Auslese noch weit über Darwin hinaus und wird dadurch in allerlei Widersprüche verwickelt. Er nennt z. B. die Farbenbleichung der Nordländer ganz richtig einen unvollständigen Albinismus, eine Art erblicher Krankheit, die unter Umständen „heilen“ könne. Erbliche Krankheiten aber vermag die Selektionstheorie nicht zu erklären. Von einigen der zehn europäischen Urrassen, die er annimmt, muſs er selbst zugeben, daſs sie vielleicht durch Kreuzung oder Entartung entstanden sind. Nach einzelnen örtlichen Spielarten könnte man leicht noch mehr Rassen aufstellen und mit Hülfe des Wörterbuches mit wohlklingenden Namen belegen; wie aber im Spectrum die Grundfarben, so sind hier die Grundrassen das Hauptsächliche. Wir kommen vollständig mit einer ureuropäischen Rasse (H. primigenius) aus, die sich in zwei Äste (H. europaeus und H. mediterraneus), einen nördlichen und einen südlichen, gespalten. Für die Rundköpfe genügt ebenfalls die Annahme einer einzigen Grundrasse (H. brachycephalus) mit dem Verbreitungscentrum in Mittelasien. Wir erfahren durch Lapouge, der sich dieser Ansicht anschlieſst, daſs Latham, einer der ersten Verfechter unserer europäischen Abstammung, in seinen letzten Lebens-

jahren mündlich das jetzt von den Fluten der Nordsee bedeckte Land zwischen England und Norwegen für die „Wiege" der Arier erklärt hat. Da er aber zugiebt: „En réalité c'est là (auf der skandinavischen Halbinsel) que l'évolution c'est parachevé, les Scandinaves étant les plus aryens des Aryens", und von den Germanen sagt: „C'est la région scandinave, ou plus exactement la région entre le Baltique et la Mer du Nord qui parait avoir été leur berceau", kommt er der skandinavischen Theorie so nahe als möglich. Der beschränkte Raum verbietet, auf einzelnes einzugehen, so viel sei aber doch noch gesagt, dafs die Herleitung der Steinzeitkultur aus Afrika und des ältesten Zinnhandels aus Frankreich oder Sachsen wenig Anklang finden wird. Übrigens ist das Buch, das aus Vorlesungen der Jahre 1889/90 entstanden ist, nach dem Datum des Vorworts schon 1898 abgeschlossen worden. Ludwig Wilser.

Dr. O. Schürch: Neue Beiträge zur Anthropologie der Schweiz. Mit 18 Tafeln. Bern, Schmid u. Franke, 1900.

An einer gröfseren Anzahl von Schädeln (455 neuen Schädeln aus der Mittelschweiz, und eine beschränktere Anzahl älterer, bis in die früheste Steinzeit hinaufreichende Schädel) hat Otto Schürch einzelne anthropologische Fragen studiert. Sein recentes Material zeigte eine hochgradige Brachycephalie der Mittelschweiz (von den 455 Schädeln waren 86,6 Proz. brachycephal und nur 1,6 Proz. dolichocephal). An demselben Material wurde die Frage nach der Korrelation zwischen gröfster Gesichtsbreite und der Breite der Hauptabschnitte des Gesichts untersucht. Kollmann hat es als „Gesetz" aufgestellt, dafs bei reinen Rassen die Breiten der Hauptabschnitte des Gesichtes sich verhielten, wie die gröfste Gesichtsbreite, d. h. dafs sie schmal seien bei schmaler und breit bei breiter gröfster Gesichtsbreite. Eine solche Korrelation tritt bei den beobachteten Schädeln der Mittelschweiz in der Hälfte der Fälle (50,75 Proz.) hervor, bei den übrigen (49,25 Proz.) nicht. Die Frage, ob ein solches „Gesetz" der Korrelation besteht, läfst sich aber überhaupt nicht feststellen, so lange man keine „reine Rasse" zu beobachten Gelegenheit hat, und wo wäre eine solche zu finden? Die Korrelation kann höchstens eine These, aber kein Gesetz sein. Das angeführte Zahlenverhältnis an den Schädeln der Mittelschweiz spricht (entgegen der Annahme Schürchs) nicht für ein solches Gesetz. — Das prähistorische Gebiet betritt Verfasser mit der Untersuchung der Gröfse der Zähne bezw. der Zahnfächer, und des Betrages der Zahnabschleifungen, bei der er 26 Oberkiefer und 27 Unterkiefer aus alten Zeiten mit 30 neuen Ober- und 16 neuen Unterkiefern verglich. Das Material, das zum Teil mehrere Tausend Jahre zurückreicht und bei dem grofse Epochen, wie z. B. die älteste Steinzeit, nur durch ein einziges Stück vertreten sind, läfst wegen seiner Kleinheit keine allgemeinen Schlüsse zu. Es treten in den Schädeln der einzelnen Epochen Verschiedenheiten hervor, die sehr wohl durch individuelle Variation bedingt sein können, jedenfalls aber keinen Beleg für die Behauptung des Verfassers abgeben, dafs sich die Gröfse der Zähne und ihrer Fächer seit den ersten prähistorischen Zeiten nicht geändert haben. Die hinter den anderen Molaren zurückbleibende Gröfse des Weisheitszahnes läfst sich schon in den ältesten Zeiten feststellen. — Bei den Zähnen der Vorzeit hat eine stärkere Abnutzung stattgefunden, als bei denen der Jetztzeit (derbere Nahrung, kräftigeres Kauen). — Zum Schlufs beschreibt Verfasser eine Anzahl von Schädeln aus historischer und prähistorischer Zeit und bildet sie in guter Wiedergabe ab. Auch hier ist das Material zur Charakterisierung der Schädelform der einzelnen Epochen zu klein, jedoch glaubt Verfasser im allgemeinen sagen zu können, dafs in der Stein- und Bronzezeit sowohl lepto- als chamae-prosope-Gesichter vorkommen, dafs die Alemannen vorherrschend dolichocephale, die Burgunder dagegen wieder mehr gemischte Schädelformen besessen haben.

Leipzig. Emil Schmidt.

Bartholomew's Physical Atlas. Bd. III: Atlas of Meteorology, a series of over four hundred maps, prepared by J. G. Bartholomew and A. J. Herbertson, and edited by Alex. Buchan. Gr.-Fol., 1 + 34 Taf., 40 Seiten Text, XIV Seiten Tabellen und Bibliographie. London 1899. 52 sh. 6 d.

Der neue englische physikalische Atlas, welcher vollständig in sieben Bänden das gesamte Gebiet der Geophysik (Geologie, Orographie, Hydrographie, Oceanographie, Meteorologie, Biogeographie, Ethnographie, Kosmographie und Erdmagnetismus) umfassen wird, hat durch Ausgabe des vorstehenden, von Bartholomew und Herbertson gezeichneten, von dem bekannten schottischen Meteorologen Buchan redigierten Atlas der Meteorologie zu erscheinen begonnen.

In Deutschland mufs diese Thatsache erhöhtes Interesse erwecken, weil hier Alexander v. Humboldt die physikalische Geographie begründete, Heinrich Berghaus die erste Sammlung physikalischer Karten unter dem Namen eines physikalischen Atlas (1836 bis 1848) veröffentlichte und des letzteren Neffe, der im Dezember 1890 verstorbene Prof. Dr. Herm. Berghaus, unter Beihülfe der bewährtesten Autoritäten eine Neuauflage dieses alten Berghausschen Atlas besorgte, welch letztere Weltruf erlangte und ein unentbehrliches Hülfsmittel zum wissenschaftlichen Studium der Erdkunde wurde. Ohne diese deutschen Vorläufer würde denn auch das englische Unternehmen des „Physical Atlas" undenkbar sein, obgleich wir heute in dem neuen Atlas, speciell seinem soeben erschienenen Band III: Meteorologie, infolge der grofsen Mehrung des Rohmaterials in den letzten zehn Jahren nur wenige Karten finden, welche unmittelbar aus dem von Hann bearbeiteten meteorologischen Teil des „Berghaus" übernommen wurden. Was uns geboten wird, entspricht in seiner Fülle dem Voranschreiten der meteorologischen Wissenschaft; und wenn auch die wenigsten der gebotenen Karten speciell für diesen Atlas gezeichnet, vielmehr schon anderen Ortes publiziert wurden und daher keineswegs so neu erscheinen, wie seiner Zeit die meisten Blätter des „Berghaus", so ist doch ihre überwiegende Zahl der Masse der Geographie Beflissenen bislang unzugänglich und unbekannt geblieben. Ihre zusammenhängende und vollständige Publikation in Gestalt eines Atlas mufs daher mit aufrichtiger Freude begrüfst werden.

Die Gesamtheit der Karten des Atlas zerfällt in klimatische und Witterungskarten. Durch kartographische Wiedergabe aller unter Klima und Witterung fallender meteorologischer Erscheinungen entspricht diese Einteilung dem Begriffe und den Aufgaben der Klimatologie, deren bildliche Darstellung der Atlas bezweckt. Demgemäfs werden in über 300 Klimakarten die mittleren Zustände der Atmosphäre in Bezug auf Temperatur, Luftdruck, Winde, Feuchtigkeit etc. für jeden Monat des Jahres, nicht nur für die gesamte Erde (im kleinen Mafsstabe und in Mercators Projektion), sondern auch für viele ihrer Teile (in gröfserem Mafsstabe) kartographisch zusammengefafst, sowie in weiteren fast 100 Karten typische oder anomale Witterungsverhältnisse, Stürme und Sturmbahnen etc. veranschaulicht. Es ist wohl kaum die alleinige Folge der Herausgabe des Atlas durch Engländer, sondern ein Beleg für die kolonisatorische Arbeitsleistung, Gröfse und Zeitdauer des britischen Weltreiches, dafs alle die Gegenden, welche wir aufserhalb Europas meteorologisch genauer kennen, ausnahmslos britischer Besitz sind oder waren. Dies gilt für Indien, Südafrika, Australien und das einst englische Nordamerika, deren meteorologische Verhältnisse in genauen Specialkarten dargestellt wurden.

Die technische Ausführung der Karten ist vorzüglich. Die Wahl der Farben weicht zwar von der durch den Berghaus eingebürgerten ab, ist aber decent und gut gewählt, in vielen Fällen, wie bei Darstellung von Bewölkung und Sonnenschein, von unmittelbar anschaulicher Wirkung.

Dagegen ist nicht genug zu bedauern, dafs die Grundlage der Karten durchgehende die englischen Mafseinheiten (Fahrenheitgrade und inches) und nicht die weit internationaleren Celsiusgrade und Millimeter bilden. Zwar ist überall die Umrechnung in Celsiusgrade und Millimeter auf der Karte ausgeführt, aber der Bemessung der Abstände der Isothermen, Isobaren etc. liegen, so weit nicht unmittelbar deutsche Originale übernommen wurden, stets englische Mafseinheiten zu Grunde, deren Umrechnung höchst selten runde Zahlenwerte ergiebt. Dieser die allgemeine wissenschaftliche Benutzung erschwerende Umstand hatte wohl seinen Grund in der Notwendigkeit, zahlreiche ältere englische Originale, deren völlige Umzeichnung unmöglich gewesen sein mag, zu übernehmen. Hoffentlich gelingt es noch einmal einer internationalen Vereinbarung, diesen leidigen Verhältnissen ein Ende zu machen!

Hamburg. Dr. Max Friederichsen.

Prof. Dr. Siegmund Günther: Handbuch der Geophysik. 2. Aufl. 2. Band (Liefer. 6 bis 12). 1009 S. Stuttgart, F. Enke, 1898/99.

Auf die Bedeutung dieses grundlegenden Werkes über jene Gesamtheit von Wissenschaften, welche uns, von der Naturlehre ausgehend, in die Erdkunde hinüberführen, haben wir bei Besprechung des ersten Bandes im Globus, Bd. 73, S. 50 hingewiesen. Die erste Abteilung des zweiten Bandes umfafst die Lehre von der Atmosphäre und ist, ent-

sprechend dem hervorragenden Einflusse der Erscheinungen der Lufthülle, auf die Morphologie des Erdkörpers und die Gestaltung unserer Lebensbedingungen, die umfangreichste (374 S.). Nach Betrachtung der allgemeinen Eigenschaften der Lufthülle und der Hydrometeore gelangen wir zur beobachtenden Meteorologie; die geschichtliche Entwickelung zeigt uns hier ein unermüdliches Streben nach besserem, gefördert durch die Bemühungen ganzer Vereine und Akademieen, das in der Neuzeit von ungeahnten Erfolgen gekrönt wurde. Von aktueller Bedeutung sind die Darlegungen über Wolkenmessungen, barometrische Höhenmessung und Ballonbeobachtungen. Die „meteorologische Optik“ behandelt zum erstenmale im Zusammenhange alle diejenigen Lichterscheinungen, welche wir an den Himmelskörpern, am Himmel selbst und in der Atmosphäre wahrnehmen, und die Strahlenbrechung. In der „kosmischen Meteorologie“ folgt die Untersuchung des Einflusses der Himmelskörper auf die Witterung. Eine eingehende Betrachtung der Forschungen über die Abhängigkeit des Wetters von der Mondstellung ergiebt, dafs bei Gewitter und Regen ein gewisser Einflufs nicht zu verkennen ist. Es kann kein Zweifel obwalten, dafs die Zeit zu einer im grofsen Stile aufzufassenden Mondmeteorologie noch nicht gekommen ist.

Eine eingehende Berücksichtigung finden die Sonnenfleckenperioden. Die „dynamische Meteorologie“ behandelt die Entwickelung der Luftdruckschwankungen, Wind, Stürme und Niederschläge. Die drei folgenden Kapitel sind der Klimatologie, Klimatographie und den Klimaschwankungen (Brücknersche Perioden und Eiszeiten) gewidmet. Von allgemein praktischer Bedeutung sind die Kapitel über Wetterprognose und hygienische Meteorologie (geographische Krankheitslehre, Malaria, Höhenkrankheit, klimat. Kurorte).

Die folgende Abteilung des Werkes umfafst die Oceanographie. An die Betrachtung der allgemeinen Eigenschaften, der Tiefen- und Böschungsverhältnisse, Temperaturverhältnisse und chemischen Zusammensetzung reihen sich Untersuchungen über die Bewegungserscheinungen des Meeres: Wellen, Brandung, insbesondere Gezeiten und die Meeresströmungen. Das Schlufskapitel behandelt das Eis der Meere und die Polarforschung.

Die folgende Abteilung führt uns in die dynamischen Wechselbeziehungen zwischen Meer und Land ein. Die Betrachtung der Verschiebungen der Küstenlinie im ersten Kapitel gelangt zu dem Schlusse, dafs dieselben ein komplexes Problem darstellen, welches unter keinen Umständen einer einheitlichen Erklärung fähig ist. Die eustatischen Meeresumsetzungen infolge von Brüchen der Erdrinde und Sedimentanhäufung sind bei den beobachteten Hebungen und Senkungen gewifs beteiligt, daneben kommt auch eine tektonisch bedingte regionale Landerhebung in Frage. Das folgende Kapitel behandelt die Bildung und Gliederung der Küsten und ihre Einzelformen und schliefst mit einer Morphologie der Seehäfen; das Schlufskapitel beschäftigt sich mit den Inseln und Korallenbauten.

Die letzte Abteilung behandelt: Das Festland mit seiner Süfswasserbedeckung, Aufbau und Zusammensetzung der Erdrinde, die Ausmessung der Bodenerhebungen nach Fläche, Inhalt und Neigung und sonstigen orometrischen Gesichtspunkten (Morphometrie); die Gletschererscheinungen, die Hydrologie der Binnenseen und fliefsenden Gewässer. Das Schlufskapitel giebt die allgemeine Morphologie der Landoberfläche: Tektonische Formenlehre, Theorieen der Gebirgsbildung, die zerstörenden Naturvorgänge der Verwitterung, Abwehung, Erosion und Denudation. Hieran schliefsen sich Abschnitte über Höhenkunde, Gestaltenkunde der Flüsse und Seen, endlich die Betrachtung geophysikalischer Landschaften: der Steppen- und Wüstenlandschaft, der Karstlandschaft und der Moränenlandschaft. Der Schlufsabschnitt enthält die Anregung, den Veränderungen der Landoberfläche auch in geschichtlicher Zeit nachzugehen, wozu bereits Anfänge vorliegen. Wir möchten bei dieser Gelegenheit darauf hinweisen, dafs die ungeahnte Entwickelung, welche die wissenschaftliche Photographie in unseren Tagen gewonnen hat, in erster Linie mit dazu beitragen kann, Dokumente über den jeweiligen Anblick von Landschaften, Gebirgsformen, Erosionsformen, Thalanen etc. zu schaffen; einen Anfang hierzu besitzen wir in den Aufnahmen photographischer Rundsichten für topographische und für geologische Zwecke auf bestimmten Hochgipfeln und trigonometrischen Punkten, weiterhin in den photogrammetrischen Aufnahmen für geographische und technische Zwecke, sofern der jeweilige Standort für spätere Vergleichungen unzweideutig festgelegt wird.

Die Darlegungen werden unterstützt durch 230 gut ausgeführte Abbildungen. Das Autorenverzeichnis weist 3900 Namen auf; an dasselbe reiht sich eine Übersicht von nahezu 500 wissenschaftlichen und technischen Zeitschriften, auf welche im Text Bezug genommen wurde. Bildet so das Werk für den Lehrer und für den Studierenden eine unerschöpfliche Fundgrube, die ihn jederzeit über das auf dem fraglichen Gebiete bereits Geleistete und über das bei weiteren Forschungen Auszuscheidende in bewundernswerter Klarheit und Knappheit Aufschlufs giebt, so wird das Studium desselben von höchster Bedeutung für den Ingenieur, Topographen und Forschungsreisenden, denen es eine breite wissenschaftliche Grundlage zur physischen Beurteilung ihres Arbeitsfeldes und für zweckentsprechende Gestaltung praktischer Mafsnahmen darbietet.

Braunschweig. P. Kahle.

Kleine Nachrichten.

— Schiffsleutnant C. Lecointe von der belgischen antarktischen Expedition unter de Gerlache hat im Bulletin der Pariser geograph. Gesellschaft, Februar 1900, Tafel 4, die wesentlichen kartographischen Ergebnisse jener erfolgreichen Expedition zusammengestellt, die in dem „Détroit de la Belgica“ gipfeln, einer von Nordost nach Südwest sich zwischen 64° und 65° südl. Breite und 61° und 62° 30′ westl. Länge hinziehenden engen Strafse des Grahamlandes. Dr. Ludwig Friederichsen in Hamburg unterzog nun diese neue Karte in der Sitzung der dortigen geographischen Gesellschaft einer Beurteilung, wobei er auf die früheren Fahrten und Aufnahmen des Hamburger Kapitäns Dallmann im Jahre 1874 hinwies, woraus mit grofser Wahrscheinlichkeit hervorgeht, dafs die Belgicastrafse identisch ist mit der an ihrem südwestlichen Eingange von Dallmann 1874 gesichteten Bismarckstrafse. Stellt sich diese Annahme Dr. Friederichsens als begründet heraus, so ist selbstverständlich nach dem Rechte der Priorität der Name Bismarckstrafse beizubehalten. Es ergeben sich dann auch noch andere Richtigstellungen in der Benennung, welche jedoch erst kritisch beleuchtet werden können, wenn die endgültige belgische Karte vorliegt, da jene Lecointes nur ein Vorläufer ist.

— H. v. Ihering findet beim Studium der fossilen Conchylien der patagonischen Formation (Neues Jahrbuch für Mineralogie, 1899, II.), dafs ein guter Teil der Mollusken der südamerikanischen Meere dort seit dem Beginn der Tertiärperiode einheimisch ist; gerade die Charakterformen, wie Trophon und Voluta, haben sich in diesem Zeitraume kaum verändert. Zu diesen kam später eine Einwanderung von Chile her, die Gattungen Monoceros, Concholepas etc., und erst in posttertiärer Zeit treten die Formen antarktischen Charakters hinzu, welche heute den wesentlichen Charakterzug der Fauna bilden. Zoogeographische Provinzen waren schon im älteren Tertiär gut ausgeprägt, sogar viel schärfer und charakteristischer als heute, wo vielfach Vermischung durch Wanderung stattgefunden hat. Ko.

— St. Petersburg, 28. Februar. Hierdurch teile ich Ihnen die Neuigkeit mit, dafs in Ostsibirien, im Westen vom Jablonoigebirge (so und nicht Jablonowoi- oder Apfelgebirge heifst es!), zwei erloschene Vulkane zu beiden Seiten des Witim auf dem sogenannten Witimhochlande entdeckt und zu Ehren der hervorragenden Forscher, J. W. Muschketow und W. A. Obrutschew, „Muschketow- und Obrutschewberg“ genannt worden sind. Das bis jetzt unerforschte Gebirge im Südosten vom Jablonoigebirge wurde nach dem Erforscher Sibiriens „Tscherskygebirgskamm“ genannt.

P. v. Stenin.

— Der französische Mittelmeerkanal. Das Projekt eines grofsen Kanals, der, quer durch Südfrankreich gehend, den Atlantischen Ocean mit dem Mittelmeere verbinden und für Kriegsschiffe passierbar sein soll, ist schon ziemlich alt, doch trat mit einem wohlerwogenen, ausführbaren Plane erst 1878 der Ingenieur Verstraete hervor. Mehr als 20 Jahre

sind darüber vergangen, und der Kanal ist noch nicht gebaut; zeitweise ist über ihn lebhaft debattiert worden, worauf das Projekt wieder in Vergessenheit geriet. Verstraëte aber ruhte nicht, er hatte bis ins einzelne ausgearbeitete Pläne bereit, und er hat die Genugthuung, dafs die Angelegenheit jetzt bis zu einem Gesetzentwurf gediehen ist. Ein solcher, der von 130 Abgeordneten unterschrieben war, wurde im Mai v. J. in der Deputiertenkammer eingebracht, und zur Zeit liegt er der Marinekommission der Kammer vor, die „Enqueten" vornehmen wird. Es seien bei dieser Gelegenheit einige Angaben über das Projekt in Erinnerung gebracht. Der Kanal soll in der Bucht von Arcachon beginnen, über Marmande, Agen, Toulouse und Carcassonne gehen und bei Narbonne in den Golfe du Lion münden. Die Länge soll 433 km, das Profil am Wasserspiegel 61 m, am Boden 37 m, die Tiefe 8,5 bis 9 m betragen. 22, event. nur 18 Schleusen sind vorgesehen, dementsprechend soll die Fahrt von Meer zu Meer 48 Stunden oder weniger beanspruchen. Die Kosten sollen sich auf 825 Millionen Frcs. belaufen, die Einnahmen eine Verzinsung von 4 Proz. gewährleisten. Die Bauzeit ist auf fünf Jahre bemessen. Die Verkehrs- und strategischen Vorteile liegen auf der Hand und sind auch von niemand bestritten worden; vielleicht, dafs man namentlich für die letzteren gerade jetzt in Frankreich ein „geschärftes Gewissen" hat, da die jüngsten Ereignisse wieder einmal die Seegewalt Englands so augenfällig bewiesen haben.

— Der Einflufs der Grasbarren des Weifsen Nil auf das Anschwellen des Flusses. Man hat gewöhnlich angenommen, dafs das Anschwellen des Nil lediglich auf den Blauen Nil und den Atbara zurückzuführen ist, und dafs der Weifse Nil auf die Höhe und den Verlauf der Nilschwelle keinen Einflufs hat. Ein solcher scheint jedoch, wie Willcocke, der Direktor der Kairiner „Wassergesellschaft", in einem Berichte nachzuweisen versucht, vorhanden zu sein, und zwar kommen dafür die Grasbarren („Sedd") in Betracht, die zeitweise auf weite Strecken den Bahr el Dschebel versperren. Sie beschränken dem Wasser den freien Abflufs und nötigen es teilweise zum Austreten über die Ufer, wodurch es überhaupt verloren geht. Die Seddanhäufungen im oberen Nilgebiete, die man übrigens erst seit 1863 beobachtet hat, wechseln in den verschiedenen Flufsläufen mit den Jahren; so ist zu gewissen Zeiten der Bahr el Dschebel seddfrei und sein Nebenarm Bahr el Seraf verstopft gewesen und umgekehrt. Augenblicklich herrscht folgendes Verhältnis: Der Bahr el Dschebel ist 250 km weit mit Sedd versperrt; deshalb führt er nur wenig Wasser, während der Hauptteil durch den Bahr el Seraf abzieht, der augenblicklich nur 30 km weit verstopft ist und im übrigen die aus den Seen Victoria und Albert kommenden Wassermassen schnell fortführt. Der früher weit ausgedehnte See No, wo der Bahr el Ghasal einmündet, ist zu einem Sumpfe zusammengeschrumpft, und das Wasser dieses Nebenflusses hat sich einen neuen Weg gesucht, der der Sobatmündung gegenüber in den Nil führt. Diese wechselnden Verhältnisse verursachen nun Störungen in der Nilschwelle, wie sie sich zuletzt im vorigen Jahre bemerkbar machten. Willcocke schlägt darum vor, den Bahr el Dschebel vorläufig sich selbst zu überlassen und zunächst den Bahr el Seraf vollends zu öffnen. Die Kosten zur Beseitigung der jetzigen Grasbarre im Bahr el Seraf veranschlagt er auf 20000 Pfund. Die allmähliche Wiedereröffnung des Bahr el Dschebel würde dann, auf zehn Jahre verteilt, 600000 Pfund kosten. Später hat man darauf zu achten, dafs es zu erheblichen Seddanschwemmungen überhaupt nicht mehr kommt, und das wird nicht viel kosten, da in Zukunft diese Flüsse nicht mehr Jahre lang verödet daliegen werden.

— Über die Thalgeschichte der oberen Donau handelt A. Penck im 28. Hefte der Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung. Bekanntlich erleidet die Donau zwischen Immendingen und Möhringen in den Kalken des Weifsen Jura einen beträchtlichen Wasserverlust dadurch, dafs ihr Wasser von den Kalken aufgeschluckt und in der 12 km weiter südlich befindlichen, 165 m tiefen Aachquelle bei Aach wieder zum Vorschein kommt. Diese bereits im Jahre 1719 von Prälat Brenninger bemerkte Thatsache wurde vor 20 Jahren von Knop experimentell bewiesen. Greift nicht die Menschenhand ein, so wird schliefslich das ganze oberste Donauthal versiegen, und es wird bei Möhringen ein blindes Thal durch einen Höhlenflufs entwässert, etwa wie das der Foida bei Mitterburg in Istrien und das der Reka bei N. Canzian. Aber noch von anderer Seite droht Gefahr, dafs das ganze oberste Donaugebiet dem Rhein angegliedert wird, da der Krottenbach, ein Nebenflufs der oberen Wutach, sein Bett nach rückwärts immer tiefer legt und nur noch 5 km von der Donau entfernt ist. Penck nimmt an, dafs er etwa ebensoviel Zeit gebrauchen wird, bis zur Donau vorzudringen und diese unterhalb Donaueschingen zu sich abzulenken, wie seit der bekannten Wutachablenkung bei Aachdorf vergangen ist. Auch am oberen Neckar droht der obersten Donau Gefahr, wenn sie auch weit weniger dringend ist. Die Ursache dieser Flufsablenkungen sieht Penck in der geologisch nachweisbaren Thatsache, dafs das Donauthal, gleich dem der Wörnitz und der Altmühl ein Schichtstufendurchbruch, indem sie, vom Schwarzwalde kommend, die Baar durchmifst und in die Schwäbische Alb eintritt, einer Abdachung folgt, die in miocäner Zeit noch vorhanden, später zerstört wurde. Auf dieser Abdachung liefen an der Ostseite des Schwarzwaldes vier Flüsse, die Wutach-Aitrach, Brege, Brigach-Elta und die Eschach-Faulenbach zum Miocänmeere herab. In späterer Zeit wurde die Brigach zum Brege abgelenkt, und beide Flüsse zur Donau zusammengefafst; Wutach und Eschach dagegen seitlich abgelenkt und dem Rheingebiete gewonnen. Brigach und Brege sind also uralte Schwarzwaldflüsse, die in das Miocänmeer mündeten, die Donau aber ein jüngerer Strom, der die verschiedenen Zuflüsse des subalpinen Miocänmeeres sammelte. Es ist nur eine Frage der Zeit, dafs jene beiden Schwarzwaldflüsse in das Rheingebiet abwässern und mit dem späteren Flusse, Donau genannt, keine Beziehung mehr haben werden. Halbfafs.

— Am 27. Dezember v. J. starb zu Washington (D. C.) der Deutsch-Amerikaner Dr. Theodor Poesche im Alter von 75 Jahren. Der „Globus" verdankt dem Verstorbenen mehrere Beiträge und widmet deshalb demselben gern einige Zeilen des Andenkens. Poesche wurde 1824 zu Zoeschen bei Merseburg geboren und studierte in Halle a. S. Infolge der Revolution wandte er sich 1848 zuerst nach England, dann nach den Vereinigten Staaten und erhielt nach dem Bürgerkriege eine Stellung in dem Inlandsteuerbureau zu Washington, dem er über 30 Jahre angehörte. Im Jahre 1872 war Poesche längere Zeit in Berlin, um Bismarck über amerikanische Steuerverhältnisse zu orientieren. Seinem Freunde A. Petermann lieferte Poesche das hauptsächlichste Material zu dessen neuen amerikanischen Karten in Stielers Atlas. 1874 veröffentlichte Poesche ein Buch über „die Arier" (Jena 1874, Costenoble), in dem er die Hypothese der asiatischen Abstammung der blonden und blauäugigen Rasse bekämpfte und die Theorie aufstellte, dafs diese Rasse in den Rokitnosümpfen Südrufslands durch den dort vorherrschenden Albinismus entstanden sei. W. W.

— Hostains Reise am Cavally. Der französische Kolonialbeamte Hostains, der bereits einmal — 1897 — den Cavally hinaufgegangen war, befindet sich auf einer neuen Reise ins Hinterland der Elfenbeinküste, deren Beginn bei einer früheren Gelegenheit (Globus, Bd. 75, S. 118) angekündigt wurde. Hostains hat inzwischen am Cavally, etwa unter 6° nördl. Br., einen Posten — Fort Binger — angelegt und das Gebiet zwischen dem Meere, dem Cavally, dem Nero und 6° 10′ nördl. Br. erforscht. Der Reisende beabsichtigte, in nordöstlicher Richtung durch das Stromgebiet des Sassandra nach dem Sudan vorzudringen; er schreibt, dafs in jener Gegend die Namen, die die Oberläufe der Küstenflüsse im Sudan haben, unbekannt sind. (C. R. Pariser geogr. Ges. 1899, S. 329.)

— E. J. Garwood hatte mit Sir Martin Conway zum zweitenmai Spitzbergen besucht und teilt einige Ergebnisse seiner Beobachtungen über die dortigen glacialen Erscheinungen mit. Besondere Aufmerksamkeit hat er den Eisflächen („ice-sheet") gewidmet, unter denen er die Schnee- und Eisflächen versteht, die eine Wasserscheide ohne sichtbare Grenze überziehen und nicht, wie beim alpinen Gletschertypus, durch aufragende Felsschranken in einzelne Teile geteilt sind. Solcher Eisflächen giebt es nach Garwood im erforschten Teil von Spitzbergen zwei auf beiden Seiten der Depression, welche die Dicksonbai mit der Wihdebai verbindet. Diese Eisflächen scheinen ihm ein Überbleibsel von der glacialen Eisbedeckung Spitzbergens aus der Eiszeit zu sein und zum Teil noch die gleichen Verhältnisse zu zeigen. Dazu kommen noch eine Anzahl einzelner Beobachtungen über andere mit dem Eise zusammenhängende Erscheinungen, die Bildung von subglacialen Ablagerungen von „Kames" ähnlicher Art und die Bildung der Eisberge.

— Die Molluskenfauna des Vierwaldstättersees schildert Georg Surbeck (Diss. phil., Basel 1899). Von den 23 Arten sind 22 litorale Formen, nur eine Art gehört der Tiefenregion an. Diese Fauna ist bei der grofsen Mannig-

faltigkeit von Lebensbedingungen, die der See in seinen einzelnen Teilen bietet, eine arme zu nennen. Diese litoralen Mollusken des Vierwaldstättersees sind auch in den übrigen Schweizer Seen mehr oder weniger verbreitet. Eine lokale Fauna hat sich nicht ausgebildet. Die Molluskenfauna des Vierwaldstättersees steht hinsichtlich ihrer Zusammensetzung derjenigen des Bodensees und einiger oberbayerischer Seen am nächsten. Variation von Ort zu Ort läfst sich nur in geringem Mafse nachweisen; dazu bezieht sie sich hauptsächlich nur auf verschiedene Gröfse und Dickschaligkeit der verschiedenen Species. Sehr verschieden ist die Artenzahl der Molluskenfauna in den einzelnen Seeteilen. An der Spitze steht das Gersauerbecken mit 20 Arten bezw. Varietäten, während der Alpnachersee deren nur acht aufzuweisen hat. Aber selbst in einem und demselben Seebecken sind die einzelnen Uferstrecken verschieden dicht bevölkert. Bei einigen Arten konnte das Auftreten von individuenreichen Gesellschaften an engbegrenzten Lokalitäten beobachtet werden. Der Gegensatz von felsigem Steilufer und sandigem Seichtufer tritt hauptsächlich durch das Vorkommen oder Fehlen der Schlamm bewohnenden Schnecken und der grofsen Bivalven deutlich zu Tage.

— Marcel Monniers Wanderung durch Korea. Im „Bulletin“ der Pariser geogr. Gesellschaft, 1900, S. 35 bis 50, veröffentlicht der bekannte Asienreisende Monnier einen kurzen Bericht über eine Wanderung quer durch Korea im Juni 1897; beigegeben ist eine schöne Routenkarte in 1 : 200 000. Monnier ging von Söul nordwärts, dann nordöstlich zur Ostküste, die er nach Nordwesten bis Wönsan verfolgte. Seine Route im Innern der Halbinsel verläuft nördlich von der Route v. Grünans (Globus, Bd. 72, S. 149), der etwa gleichzeitig oder kurz vorher die Reise in umgekehrter Richtung ausführte. Unterwegs hat Monnier Höhenmessungen vorgenommen. Die gröfste von ihm beobachtete Höhe, rund 1000 m, kommt einem Passe östlich vom Kloster Changansa zu, in dem Gebirge, welches das Rückgrat der Halbinsel bildet. Aus dem Berichte Monniers sind vor allem die Bemerkungen über Koreanische Dolmen von Interesse, von denen er zahlreiche Exemplare in der Umgegend von Söul auffand. Die einheimische Tradition schweigt sich über diese Monumente völlig aus. Sie sind den Dolmen Westeuropas ähnlich: aus der von Monnier an Stelle einer Beschreibung mitgeteilten Abbildung ersieht man, dafs eine Steinplatte von vielleicht 5 m Durchmesser auf einem schmäleren, niedrigen Steine ruht, so dafs die Höhe des pilzförmigen Gebildes etwa 1 bis $1^1/_2$ m betragen kann. — Nördlich von Söul bildet der Tiger eine wahre Landplage; er geht während des Winters auf die Menschenjagd und hat die Bewohner ganzer Dörfer genötigt, ihre Niederlassungen zu räumen. Die Bewohner der Klöster in der Gegend von Changansa rekrutieren sich nach Monnier aus Kindern, die von ihren Eltern, infolge der Unmöglichkeit, sie zu ernähren, an die Mönche verkauft werden, aus Erwachsenen, die freiwillig eintreten, und aus Verbrechern, die hier eine Freistatt finden. Die Stadt Wönsan, die Monnier nach zehntägiger Wanderung erreichte, zählt über 15 000 Einwohner und macht einen ziemlich elenden Eindruck.

— In seiner Doktorarbeit zur Kenntnis des Pleistocän im südlichen Schwarzwalde (Basel 1899) führt Philipp Roser aus, dafs in den vom Blauenmassiv ausgehenden Thälern die Spuren der letzten Vereisung unverkennbar nachzuweisen seien, dafs die untere Grenze der Maximalausdehnung der Gletscher während der letzten Eiszeit bei etwa 500 m lag und dafs in den höchsten Teilen des Gebirges während dieser letzten Phase des Rückzuges Kare gebildet worden sind auf 910, 885 und 840 m Höhe. Im allgemeinen aber läfst sich erkennen, dafs die Entwickelung der Gletscher im Blauenmassiv geringer war als in der Feldberggruppe. Die Miocänwälle sind viel weniger deutlich und die Gletscherwasser bedeutend geringer an Ausdehnung. Die geringere Höhe der Berge und vorherrschend nach Süden gerichtete Erstreckung der Thäler erklären diesen Umstand hinreichend.

— Westlich von Schottland, weit in den Atlantischen Ocean vorgeschoben, liegt die felsige Inselgruppe von St. Kilda. Von den Admiralitätskarten abgesehen, war noch keine genauere Darstellung derselben vorhanden, und dem sucht J. Norman Heathcote mit seiner Karte im ungefähren Mafsstabe von 1 : 37 000 (Geographical Journal 1900, Februarheft) abzuhelfen. Die Ufer sind meist steile oder überhängende Klippen, die nur kletternd und oft mit Lebensgefahr zu betreten sind. Das Meer dagegen ist meist so bewegt, dafs an Aufnehmen vom Boote aus kaum zu denken ist. Auch die kleineren Inseln der Gruppe sind so beschaffen, dafs Heathcote den Versuch nicht wagte, dieselben mit dem Theodolithen zu besuchen. Dazu kam noch das meist trübe, unsichtige Wetter, das manchmal während einer gröfseren Reihe aufeinander folgender Tage jedes Arbeiten unmöglich machte. Die frühere Beschreibung über die primitive Lebensführung der Bewohner, Kleidung etc. wird wohl bald nicht mehr stimmen, da die fortschreitende Civilisation sie zu verderben scheint. Besucher, die in Yachten kommen, sowie Touristen auf Dampfern, suchen die Inseln in der letzten Zeit fast jeden Sommer in nicht geringer Zahl auf und haben den Bewohnern immer Geschenke gegeben. Dadurch sind dieselben schon so weit gekommen, dafs sie förmlich auf derartige Geschenke ausgehen und sie als ihr Recht beanspruchen, ebenso wie sie erwarten, dafs ihnen ihr Landlord alle zum Leben nötigen Sachen, wie Mehl, Kartoffeln u. s. w., die sie sich nicht an Ort und Stelle verschaffen können, ohne Bezahlung liefert. Bis vor kurzem kannten sie überhaupt den Wert des Geldes noch nicht, und auch alle Geschäfte mit dem Landlord wickelten sich als Tauschhandel ab. Ihre Häuser sind gerade keine Muster von Reinlichkeit, aber für ihre Person sind sie reinlich und sauber. Ihre Hauptbeschäftigung ist der Vogelfang. Vor allem eine fette, thranige Möwe ist ihr Hauptjagdobjekt, und eine grofse Zahl junger Möwen und Wildgänse werden für den Winterbedarf eingesalzen. In der Zwischenzeit bebauen sie ein kleines Stückchen Grund, fangen einige Fische und beaufsichtigen ihre Schafe, aus deren Wolle sie im Winter eine bedeutende Quantität eigener Stoffe weben. Schon in früher Zeit ist St. Kilda bewohnt gewesen, wie eine Anzahl unterirdischer Wohnungen, ganz ähnlich denen der Ureinwohner von Schottland, beweisen. Die jetzigen Bewohner, etwa 70 an der Zahl, stammen von Auswanderern aus Skye oder den äufseren Hebriden, die die damals durch die Pocken vollständig entvölkerten Inseln wieder bevölkerten. Bemerkenswert ist, dafs die jetzigen Bewohner, trotzdem sie nur ineinander heiraten, und gar kein frisches Blut hinzukommt, doch keine Zeichen von irgend welcher Degenerierung zeigen.

— Neue Beobachtungen über die Zusammensetzung und Bereitung des Curaregiftes hat A. Gaillard veröffentlicht. Er hat dieselben bei den Guahibos und Piaroas gemacht, die etwa 900 km oberhalb Ciudad-Bolivar, am Orinoko, in einer wilden und schwer zugänglichen Gegend als einzige Bewohner hausen. Die Zubereitung des Giftes war das Monopol gewisser Familien, die damit einen schwunghaften Handel mit den benachbarten Stämmen trieben. Man unterscheidet starkes Curare, das zur Jagd auf grofses Wild verwandt wird, und schwaches Curare, das zur Jagd von Vögeln und kleinen Säugetieren benutzt wird. Gaillard fand in dieser Gegend nun sehr häufig Strychnos Gubleri Planchon, eine Liane, die 10 bis 12 m Höhe erreichen kann. In den Blattwinkeln einiger Blätter derselben bemerkt man kurze, verdickte und verholzte Knollen, eine Art modifizierter Zweige. Diese Strychnosart wird zur Bereitung des schwachen Curare benutzt. Die Frucht enthält ein weifsliches Mark von süfsem Geschmack, welches die Eingeborenen anstandslos essen, nachdem sie die darin steckenden Kerne entfernt haben. Zur Benutzung des Curare benutzen die Indianer die Rinde von Zweigen, welche sie abkratzen, so lange dieselben frisch sind. Sie kochen sie darauf mit Wasser in grofsen irdenen Gefäfsen und fügen die Blätter einer Aroïdee hinzu, die in derselben Gegend wächst, und die sie „picaton“ nennen. Die so erhaltene Flüssigkeit wird durch einen groben Stoff filtriert, den man aus dem Bast vom Lecythis coriacea, von den Indianern „marima“ genannt, gewinnt. Dann wird der Saft auf gelindem Feuer in flachen, grofsen Näpfen, die eine grofse Verdampfungsfläche bieten, eingedickt. Wenn der Saft die Dicke von Syrup erreicht hat, wird er in kleine Flaschenkürbisse gefüllt, die mit Holzpfropfen oder einem Faserbündel der Morichepalme (Mauritia flexuosa) verschlossen werden. Auf ihren Wanderungen tragen die Indianer diese Flaschenkürbisse an einer Schnur am Hüftgürtel befestigt, der ihren Guayuco oder Lendenschurz aus Bast oder Zeug festhält.

Das starke Curare wird aus einer höher wachsenden Strychnosart bereitet, welcher die verholzten Knollen in den Blattwinkeln fehlen, und die mit Strychnos toxifera Roxbury identisch zu sein scheint. (L'Anthropologie 1899, p. 603/4.)

Verantwortl. Redakteur: Dr. R. Andree, Braunschweig, Fallersleberthor-Promenade 13. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEBER: DR. RICHARD ANDREE. VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXVII. Nr. 12. BRAUNSCHWEIG. 31. März 1900.

Die Berufs- und Gewerbezählung im Deutschen Reiche vom 14. Juni 1895.

Von Dr. F. W. R. Zimmermann.

In einer stattlichen Reihe von 18 Bänden mit nahezu 10000 Druckseiten und 50 Blättern graphischer Darstellungen liegen uns jetzt die Ergebnisse der grofsen Deutschen Berufs- und Gewerbezählung vom 14. Juni 1895 vollständig vom Kaiserlichen Statistischen Amte verarbeitet, und zwar mustergültig verarbeitet, vor. Die ersten zehn Bände (Bd. 102 bis 111 der Statistik des Deutschen Reiches, Neue Folge) behandeln die eigentliche Berufszählung und geben Bd. 1 bis 9 die umfangreichen tabellarischen Nachweise, Bd. 10 die zusammenfassende textliche Darstellung unter der Bezeichnung „Die berufliche und sociale Gliederung des Deutschen Volkes“; der 11. Band (Bd. 112 der Statistik des Deutschen Reiches, Neue Folge) umfafst speciell die Landwirtschaft tabellarisch und textlich unter dem Titel „Die Landwirtschaft im Deutschen Reiche“; die letzten sieben Bände (Bd. 113 bis 119 der Statistik des Deutschen Reiches, Neue Folge) enthalten endlich die specielle Gewerbestatistik, und der letzte derselben wiederum als „Gewerbe und Handel im Deutschen Reiche“ die textliche Verarbeitung. Nur derjenige, der einen Einblick in die statistische Technik gewonnen und die Fülle von einzelnen Arbeiten kennt, die zu bewältigen ist, um eine Tabelle fertigzustellen, das Kontrollieren der Zählpapiere, die Auszeichnung derselben, das Ausschreiben der Zählblättchen, die Auszählungen und Konzentrationen für die einzelnen Positionen u. s. w., wird in vollem Mafse die Bedeutung der Herstellung eines derartig umfangreichen und eingehenden Werkes in der verhältnismäfsig kurzen Zeit von viereinhalb Jahren beurteilen können, denn bei einer solchen umfassenden, in das Einzelne eingreifenden Zählung hat man bezüglich aller der einzelnen Arbeitsleistungen mit vielen Millionen zu rechnen, waren doch über 60 Millionen Zählblättchen aus den Haushaltungslisten auszuziehen, 112 Millionen Auszeichnungen der Berufsart zu rechnen. Eine gründliche und weitgehende Vorarbeit, eine wohldurchdachte Organisation und sodann eine dauernde, angestrengte Arbeit unter nicht nachlassender, umsichtiger Leitung war erforderlich, um ein Gelingen herbeizuführen, ein Gelingen, durch welches nunmehr aber auch ein Werk geschaffen ist, wie es sich allein das Deutsche Reich zu besitzen rühmen kann. Für keinen Staat sind die Berufsverhältnisse der Bevölkerung, welche doch für eine ganze Reihe von Fragen der verschiedensten Richtung von so ungemeiner Bedeutung sind, in einer so umfassenden und vorzüglichen Weise zur Darstellung gebracht, als jetzt für das Deutsche Reich und auch gleichzeitig für seine einzelnen Staaten und Landesteile. In Österreich war mit der Volkszählung vom 31. Dezember 1890 eine Berufsaufnahme verbunden, welche aber weder so specialisiert angelegt war, noch so eingehend und umfassend verarbeitet wurde, als die deutsche; Ungarn hatte gleichfalls mit der Volkszählung vom 31. Dezember 1890 den Beruf aber in beschränktem Mafse mit erhoben, konnte aber das Material nur in verhältnismäfsig geringerer Weise verwerten; auch die Schweiz hatte ihre letzte Volkszählung vom 1. Dezember 1888 auf den Beruf erstreckt, die daraus zu veröffentlichenden Ergebnisse waren aber ebenmäfsig keine weitgehenden; für Frankreich sind die auf den Beruf sich beziehenden Fragen der Volkszählung vom 29. März 1896 in ihren Ergebnissen bislang überall noch nicht zur Veröffentlichung gelangt, die frühere Berufsstatistik bewegte sich in sehr beschränkten Grenzen; Grofsbritannien hat bisher die Berufsstatistik ebenfalls ziemlich vernachlässigt, das Wenige, was festgestellt ist, bezieht sich im wesentlichen nur auf den Hauptberuf; auch eine ganze Anzahl weiterer Staaten hat in die Volkszählung Fragen nach dem Berufe in mehr oder weniger umfassender Weise aufgenommen und auch danach Ergebnisse, die aber durchweg nur enger begrenzte waren, zur Veröffentlichung gebracht, so Dänemark bezüglich der Volkszählung vom 1. Februar 1890, Schweden bezüglich der vom 31. Dezember 1890, Norwegen bezüglich der vom 1. Januar 1891, Italien bezüglich der vom 31. Dezember 1881, Belgien bezüglich der vom 31. Dezember 1890, die Niederlande bezüglich der vom 31. Dezember 1889, die Vereinigten Staaten von Nordamerika bezüglich des Census vom 1. Juni 1890 etc.; ebenso hat Rufsland bei seiner ersten grofsen Volkszählung vom 28. Januar 1897 den Beruf berücksichtigt, doch sind Ergebnisse darüber noch nicht veröffentlicht. Alle die Veröffentlichungen dieser Länder über berufsstatistische Ergebnisse reichen aber an Umfang, Zuverlässigkeit und inneren Wert, sowie übersichtlicher, sachgemäfser Anordnung weitaus nicht an die jetzige Bearbeitung des Kaiserlichen Statistischen Amtes heran. Dazu kommt aber noch, dafs letztere vermöge der scharfen Anspannung der Arbeitskräfte in einer weit kürzeren Frist als durchweg die anderen in vollem Umfange und abgeschlossen der Öffentlichkeit übergeben werden konnte, so dafs die festgelegten Ergebnisse, abgesehen vielleicht von untergeordneten Einzelheiten,

noch als ganz auch den derzeitigen Stand wiedergebend angesehen werden können. Endlich verdient noch als ein Vorzug hervorgehoben zu werden, dafs die jetzige Verarbeitung der Berufszählung trotz ihrer nicht unwesentlichen Erweiterung und Vertiefung sich doch so an die frühere vom Jahre 1882 anfügt, dafs eine Vergleichung der Ergebnisse beider in den hauptsächlichsten Punkten sich immer noch durchführen liefs.

In der beruflichen und socialen Gliederung des deutschen Volkes ist in der Hauptsache die erwerbende und die nichterwerbende Bevölkerung, die Beteiligung der Bevölkerung an den einzelnen Berufen, die sociale Schichtung, der Nebenerwerb, Alter und Familienstand, sowie die Religion in Verbindung mit Beruf, die häuslichen Dienstboten und die nichterwerbend thätigen Familienangehörigen, die socialen Klassen der Selbstständigen, der Frauenerwerb, die beschäftigungslosen Arbeitnehmer u. s. w. näher zur Darstellung gebracht. Unter der Gesamtbevölkerung des Deutschen Reiches zu 51 770 284 Köpfen bilden

		Zunahme seit 1882
die Erwerbsthätigen im Hauptberuf . .	20 770 875 od. 40,12 Proz.	17,80 Proz.
die Dienenden . . .	1 339 316 od. 2,59 „	1,09 „
die Angehörigen . .	27 517 285 od. 53,15 „	10,46 „
die berufslosen Selbstständigen	2 142 808 od. 4,14 „	58,20 „

Dieses Verhältnis mufs als ein durchaus günstiges und normales angesehen werden, namentlich auch der Anteil der Erwerbsthätigen an der Bevölkerung, welcher in dieser Höhe sich nur bei einzelnen Staaten zeigt; auch haben sich die Erwerbsthätigen seit 1882 stärker als die Bevölkerung an sich vermehrt, ein Umstand, der gleicherweise im wesentlichen als vorteilhaft zu bezeichnen sein wird. Die grofsen Berufsabteilungen sind in folgender Weise im Deutschen Reiche vertreten:

Landwirtschaft und Zugehöriges	18 501 307 oder	35,74 Proz.	(seit 1882 Abnahme um 3,77 Proz.)
Industrie mit Bergbau, Hüttenwesen und Bauwesen . .	20 253 241 „	39,12 „	(„ 1882 Zunahme „ 26,12 „)
Handel und Verkehr	5 966 846 „	11,52 „	(„ 1882 Zunahme „ 31,69 „)
Häusliche Dienste, Lohnarbeit wechselnder Art	886 807 „	1,71 „	(„ 1882 Abnahme „ 5,49 „)
Öffentlicher Dienst, freie Berufsarten	2 835 014 „	5,48 „	(„ 1882 Zunahme „ 27,53 „)
Ohne Beruf und Berufsangabe	3 327 069 „	6,43 „	(„ 1882 Zunahme „ 48,12 „)

Als charakteristisch ist dabei hervorzuheben, dafs die Industrie jetzt den höchsten Prozentsatz zeigt, sie hat die Landwirtschaft seit 1882 überholt; die Abnahme bei der Landwirtschaft erscheint insofern in einem weniger nachteiligen Lichte, als sie sich nicht auf die Erwerbsthätigen bezieht, sondern nur durch Dienende und Angehörige veranlafst ist; Industrie und in noch etwas höherem Mafse Handel und Verkehr sind in regem Fortschreiten begriffen, das auf eine glänzende Entwickelung hinweist. Auch in den weiteren Einzelheiten, die die verschiedenen Abschnitte uns geben, zeigt sich im grofsen und ganzen durchweg eine gesunde und günstige Gestaltung, ebenso wie sich die Entfaltung der Berufsverhältnisse seit 1882 als eine durchaus zufriedenstellende und vorteilhafte erweist.

In der Landwirtschaft im Deutschen Reiche sind uns im einzelnen die landwirtschaftliche Bevölkerung, die Betriebe, die Nutzviehhaltung, die Benutzung landwirtschaftlicher Maschinen, die landwirtschaftlichen Nebengewerbe und anderes zur Darstellung gebracht, während Gewerbe und Handel im Deutschen Reiche in den Einzelabschnitten, namentlich die Gewerbebetriebe und das gewerbliche Personal im allgemeinen, die Gröfse der Gewerbebetriebe, die Arbeitsstellung des Gewerbepersonals, die thatsächliche Beschäftigung der Arbeiter in den einzelnen Betrieben, die gewerbliche Benutzung von Motoren und Arbeitsmaschinen, den Gesamtumfang und die Leistungsfähigkeit der gewerblichen Unternehmungen u. s. w. umfafst. Ebenso wie bei dem Berufe im allgemeinen tritt uns auch hier aus den Sonderdaten ein durchweg günstiges Bild entgegen. Wenn auch die Landwirtschaft an Personal in dem letzten Jahrzehnt verloren, so hat sie doch an Leistungsfähigkeit zweifellos zugenommen, wie speciell die Daten über die Nutzviehhaltung und den Gebrauch landwirtschaftlicher Maschinen ausweisen. Industrie und in gleicher Weise Handel und Verkehr haben sich nach jeder Richtung hin vorteilhaft entwickelt, das erwerbsthätige Personal hat stark gewonnen, die Betriebe haben sich verstärkt und an Umfang zugenommen, die Gesamtleistungsfähigkeit ist eine wesentlich höhere geworden. Der schon an und für sich als durchaus günstig zu bezeichnende Stand der Verhältnisse tritt noch schärfer hervor durch den Vergleich mit anderen Staaten, wie er überall, wo die Daten solches nur ermöglichten, gemacht worden ist.

Durch seine reiche Fülle von Einzelheiten, sein tiefes sachgemäfses Eindringen und Klarlegen der gegebenen Verhältnisse, seine mustergültige, übersichtliche Anordnung und Ausführung wird das Werk des Kaiserlichen Statistischen Amtes für Wissenschaft und Praxis in gleicher Weise und nach den verschiedensten Richtungen hin eine schätzenswerte und fördersame Fundgrube sein. Dem Kaiserlichen Statistischen Amte und vornehmlich dessen Direktor, Geheimen Ober-Regierungsrat Dr. v. Scheel, der mit bekannter wissenschaftlicher Befähigung in geschickter Weise die Oberleitung geführt, und dem bezüglichen Referenten, Königl. Bayerischen Bezirksamts-Assessor Dr. Zahn, der mit unermüdlichem Eifer und ebenso hervorragendem Geschick die schnelle und musterhafte Durchführung ins Werk geleitet, sind wir jedenfalls für die hochwertige wissenschaftliche Gabe zu grofsem Danke verpflichtet, den wir nicht anstehen, auch hier zum Ausdruck zu bringen.

Photographieen aus Deutsch-Ostafrika.

Erläutert von H. Seidel. Berlin.

I.

Der Kilimandscharo und die Wadschagga.

An der Nordostgrenze unserer gröfsten afrikanischen Kolonie erhebt sich hart vor dem anstofsenden britischen Besitz ein gewaltiger, altvulkanischer Kegel, dessen doppelspitziger Gipfel weit über die Schneelinie hinausreicht und, wie eine Welt für sich, aus den umgebenden Steppenländern zu mehr als alpinen Höhen emporragt. Das ist der Wunderberg Kilimandscharo, der zuerst von Deutschen entdeckt, zuerst von Deutschen erforscht, zuerst von Deutschen erstiegen ward. Zwei unserer Landsleute, die Missionare Rebmann und Krapf, brachten 1848 die früheste sichere Kunde von dem Dasein dieses Gebirgsriesen nach Europa. Dreizehn Jahre

später weilte Baron K. Cl. von der Decken an seinen Flanken und setzte nachher, im Dezember 1862, mit Dr. Otto Kersten die erste wissenschaftliche Exploration der durchzogenen Höhengebiete ins Werk. Aber zweieinhalb Decennien vergingen, ehe der erste deutsche Hochtourist, Dr. Hans Meyer aus Leipzig, über die Schneefelder an der Ostseite des Kibo bis zu 5500 m heraufklomm und die zusammenhängende Eisbedeckung des Berges nachweisen konnte. Auf seiner dritten Expedition 1889 gelang es ihm endlich, den inneren Kratercirkus zu betreten und am steilen Südrande die höchste Zinne zu erreichen, die seit jenem Tage als Kaiser Wilhelmspitze in aller Welt bekannt ist.

Der Fufs des schlummernden Feuerspeiers lastet 800 m über See auf der sonnendurchglühten Steppe. Ganz allmählich nimmt die Steigung bis zur Stufe des Dschaggalandes in 1450 m zu; sie beträgt hier auf 8 bis 10 km Horizontalabstand nicht mehr als 5 bis 6 Grad. Nachher wird sie zu 8 Grad berechnet und bleibt in diesem Verhältnis bis zu dem 4350 m hoben Plateau zwischen den beiden Kulmen. Denn auf der 5 km breiten Lavawüste teilt sich das so lange einheitliche Massiv in zwei verschiedenalterige Gipfel. Der östliche oder Mawensi bricht schon bei 5300 m ab; er stellt sich als eine stark verwitterte, von wilden Schluchten zerrissene Vulkanruine dar, an deren Aufsenseite scharfe Grate in radialem Zuge hinablaufen. Weit jünger als dies durch tellurische und atmosphärische Kräfte zermürbte Skelett ist der Kibo oder der westliche Kegel. Er besitzt die charakteristische Domgestalt aller echten Vulkane, verbunden mit einer steilen Böschung seiner Gehänge, die vom Sattelplateau bis zur Kaiser Wilhelmspitze 21 Grad beträgt. Sein Krater hat einen nahezu kreisförmigen Umrifs von 2000 m Durchmesser und wird seit ungezählten Jahren von gewaltigen Eismassen erfüllt. Diese treten durch einen tiefen Spalt nach Westen aus, zu beiden Seiten von ähnlichen, aber breiteren Feldern begleitet, die wie ein schimmernder Hermelin die Schultern des afrikanischen Bergkönigs umhüllen.

Am erhabensten wirkt unser Doppelvulkan auf den Beschauer im Frühlicht oder am Abend, wenn die neidischen Wolkenschleier zerflattert sind und die Firnen im rosigen Glanze erstrahlen. Wer das Glück hat, bei Tageshelle einen klaren Blick auf den Riesen zu gewinnen, wird mit Staunen sein Auge durch alle irdischen Zonen, von der tropischen Steppe bis zu den Moosen und Flechten der Pole, hinaufschweifen lassen. Zwischen den starren Rippen brausen Sturzbäche zu Thal, namentlich am südlichen Gehänge, das vom Indischen Ocean fast ununterbrochen feuchte Winde empfängt, die ihr Nafs in den kälteren Regionen des Berges niederschlagen. Je weiter nach unten, desto mehr vereinigen sich die Gefliefse zu gröfseren Rinnen, welche entweder zum Rufu-Pangani zusammenströmen, oder den Tsawo bilden helfen, der sich später in den Sabaki ergiefst.

Nur das nordwestliche Viertel entsendet keine Quellen zur Steppe, da es im Regenschatten liegt und somit von den günstigen Verhältnissen der übrigen Bezirke — mit Niederschlägen in allen Jahreszeiten — ausgeschlossen ist. Der Wasserversorgung entspricht genau die Lage und Zahl der menschlichen Siedelstätten, die im Norden und Nordwesten fast gänzlich fehlen, im Süden dagegen um so dichter aneinander geschart sind.

Das anbaufähige Land erstreckt sich von 1000 bis 2000 m, umfafst also im ganzen etwa 20 Quadratmeilen. Diese sind zur Zeit von den Eingeborenen in Kultur genommen und zeichnen sich durch jenen typischen Bananengürtel aus, der sich etwa um drei Viertel des Bergmantels schlingt. Hier liegen streifenweise nebeneinander zahlreiche Duodezstaaten unter erblichen Häuptlingen, die in Wahrheit ziemlich ohnmächtige, durch Gewohnheitsrechte beschränkte Potentaten sind, sich aber den Fremden gegenüber gern als „Sultane" aufspielen. Seit der Zugehörigkeit des Gebirges zum deutschen Kolonialbesitz sind vornehmlich die Herrscher Mandara und Meli von Moschi, der kluge Mareale von Marangu und Sina von Kiboscho auch bei uns recht häufig genannt worden.



Fig. 1. Die frühere Station Marangu.

Um unseren Einflufs am Kilimandscharo dauernd zu befestigen, wurden in Moschi wie in Marangu kaiserliche Stationen mit militärischer Besatzung angelegt. Gleichwohl sind erbitterte Kämpfe mit den Eingeborenen nicht ausgeblieben, und noch heute denken wir mit Trauer an den Tod der beiden Offiziere v. Bülow und Wofrum, die 1892 in einem Gefechte mit „Sultan" Meli, dem heifsblütigen Sohne und Erben des alten Mandara, ihr Leben verloren. Erst ein Jahr darauf erfolgte unter Aufbietung erheblicher Machtmittel die endliche Niederlage des jungen Empörers, der damit seinen Traum, ein grofses Kilimandscharoreich zu errichten, für immer zerrinnen sah.

Etwas östlich von Moschi, in der Luftlinie nicht mehr als sechs Gradminuten entfernt, liegt der von Dr. K. Peters begründete und jetzt aufgegebene Posten Marangu (Fig. 1). Er ist in 1430 m Seehöhe auf dem Rücken eines Bergausläufers erbaut, der im Westen vom Sangeni-, im Osten vom Unnabache bewässert wird. Da sich das Fort etliche Hundert Fufs über Mareales Residenz erhebt, so kann diese gegebenenfalls von den

deutschen Geschützen bestrichen werden. Die Befestigung besteht aus einem mit Bastionen versehenen Steinwalle, der an der Nord- und Westseite von einem 2,5 bis 3 m tiefen Graben umzogen ist.

Kaum 2 km nördlich des Forts lag die von Dr. Lent und Dr. Volkens errichtete „wissenschaftliche Kilimandscharostation". Sie ist seit der Ermordung Lents, der am 25. September 1894 mit seinem Begleiter Dr. Kretschmer von den wilden Warombo umgebracht wurde, nicht mehr besetzt worden; sie dürfte aber bei den Weifsen am Gebirge wegen ihrer prachtvollen Aussicht in gutem Andenken sein. Über die bananenreiche Kulturzone schweift der Blick hinab zum Fufse des Berges und die ihm vorgelagerten Höhen. Dann folgt die heifse, gelbbraune Steppe, aus der sich drohend der dunkle Kratercirkus von Uguëno abhebt, an dessen Morgenseite der Spiegel des Dschipesees aufblitzt. Im Norden und Nordwesten türmen sich scheinbar unvermittelt die Häupter des Kibo und Mawensi über die Wolken empor, und selbst das bedentend niedrigere Sattelplateau wird bei klarer Luft vollständig sichtbar.

Der ganze Südrand des Kilimandscharo ist von Angehörigen des Bantuvolkes bewohnt. In erster Linie rechnen dazu die Dschaggastämme oder kurzweg die Wadschagga, wie sie von den Küstenleuten genannt werden. Ursprünglich war dieser Name am Gebirge nicht heimisch; er hat sich erst dnrch die Fremden eingebürgert, aber so schnelle Aufnahme gefunden, dafs er heute allgemein bekannt und verbreitet ist.



Fig. 2. M'Bagari, Dschagga-Mann. Nach einer Photographie.

Auf der gegenüber liegenden Seite, also im Norden, hausen seit alters die nomadisierenden Massai, ehedem als Viehzüchter wie als Räuber gleich hervorragend. Mehr isoliert stehen die in der Südostecke angesiedelten rohen Warombo. Sie haben sich wie ein Keil zwischen Dschagga und die nordöstlichen Bantu in Useri und Kimangelia gedrängt und nach beiden Seiten vernichtende Schläge ausgeteilt. Selbst der deutschen Oberherrschaft wufsten sie mit Erfolg zn widerstehen, obschon sie 1891

von Dr. Peters und 1894 von Leutnant Eberhard empfindlich gezüchtigt wurden. Erst in jüngster Zeit haben die katholischen Väter vom heiligen Geist versucht, bei ihnen Eingang zu erhalten; es fragt sich nur, ob die Antwort auf dies humane Beginnen nicht wieder ein wüstes Blutbad sein wird.

Trotz der mancherlei mündlichen und schriftlichen Mitteilungen bezüglich der Kilimandscharovölker war bisher an guten Photographieen, welche Gestalt und Aussehen dieser Leute, ihre Tracht und den Putz, die Häuser und das Alltagsleben ausführlich zur Anschauung bringen, durchaus kein Überfluſs vorhanden. Um so mehr freut es uns, daſs wir heute den Lesern eine ziemliche Anzahl trefflicher Volksbilder vom Hochgebirge Deutsch-Ostafrikas vorweisen können, welche von dem Franzosen Joseph Chanel herrühren.

Wir beginnen mit den seſshaften, Ackerbau treibenden Wadschagga und zeigen zuerst einen männlichen Vertreter dieses Stammes (Fig. 2). Er ist mehr als mittelgroſs, schlank und wohlgewachsen. Die Stirn erscheint breit und gewölbt; die Backenknochen sowie die Kieferpartie springen nicht zu weit vor, so daſs dem Gesicht das Affenähnliche mancher Neger gänzlich fehlt. Denselben Eindruck erhalten wir auch aus den übrigen Bildern, so weit sie Glieder der Wadschagga darstellen. Ein sorgfältiger Beobachter wird jedoch bald inne werden, daſs letztere kein einheitliches Volk ausmachen, sondern sich erst allmählich aus verschiedenartigen Stämmen sowie aus Stammesteilen entwickelt haben. Das verrät sich schon durch die stark wechselnden Schattierungen in der Farbe der Haut, wie durch die abweichenden Schädelformen und Dialekte. Oft gewahrt man bei den Männern, die übrigens ihre „besseren Hälften" an Körperschönheit ausstechen, eine ausgesprochen griechische Nase, die sich ohne jeden Knick an die Stirn ansetzt. Gesellen sich dazu die gar nicht oder nur wenig gewulsteten Lippen und ein zierliches, rundes Kinn, so fühlt man sich geneigt, die Wadschagga den nilotischen Völkern zuzuzählen. Nicht selten erblickt man deutliche Mischformen, bei denen unter dem europäischen Obergesicht mit gerader, schmaler Nase ein breitgespaltener Mund und dicke Negerlippen plump hervorschauen.



Fig. 3. Wadschagga-Frauen.

Das Haar wird am Südabhange des Kilimandscharo neuerdings in allerlei Frisuren getragen, vom dichtesten Wollschopf bis zur völligen Kahlheit. Letztere sieht man namentlich bei den Frauen (Fig. 3). Die Männer schmücken das Haar zuweilen mit Bändern und Nadeln, oder ahmen gar, wie der schwarze Herr auf unserem Bilde, die Tracht der Massai nach. In diesem Falle werden die dunkeln Krauslocken mit Hülfe zäher Bastfasern zu einzelnen dünnen Strähnen ausgeflochten, die in mehrfachen Schichten übereinander liegen. Aus den Strähnen dreht man zunächst am Hinterkopfe einen fingerlangen, starren Zopf, der am Ende mit Zeugstreifen umwunden ist. Dann folgt der kürzere Stirnzopf, der bis zur Nasenwurzel herabhängt, und schlieſslich je ein Schläfenzöpfchen, damit auch dieser Teil des Hauptes nicht ohne Schmuck ausgehe.

Um Hals, Arme und Fuſsgelenke werden Perlenschnüre, Muschelbänder und Metallringe in mehr oder minder reicher Zahl getragen. Hin und wieder sieht man auch die massigen Elfenbeinarmbänder, mit denen sich vorwiegend das weibliche Geschlecht belastet. Auſserdem sind auch Fingerringe verschiedenster Sorte ein sehr begehrter Luxusartikel.

Von Jugend auf bemühen sich die männlichen Wadschagga, ihre durchlochten Ohrzipfel so auszuweiten, daſs sie die wunderlichsten Zierrate darin unterbringen können. Meist stecken sie eine flache Holzscheibe von 5 bis 7 cm Durchmesser hinein, oder, falls dies Anhängsel noch nicht genügt, einen förmlichen Spundzapfen, wie ihn unsere Bierfässer haben. Zuweilen werden aufgeschlitzte Patronenhülsen oder eiserne und kupferne Kettchen, die natürlich noch einen Extrabehang tragen, in die Öffnung gezwängt. Mancher Stutzer dreht auch nach Massai-Art eine zolllange Drahtspirale um den unteren Bogen des Hautbandes; ist er besonders wählerisch, so pfropft er wohl die Halsenden von Flaschenkürbissen oder schlanke, gurkenförmige Früchte in sein Ohrloch, wenns hoch kommt, sogar eine leere Liebigsche Fleischextraktbüchse. Die Weiber sind hierin bescheidener; sie nehmen schon mit einfachen Ohrringen bis zu 8 cm lichter Weite fürlieb.

Die kühle Witterung des Landes nötigt die Bewohner schon von selbst zur Errichtung stabiler und warmer



Fig. 4. Eine Wadschagga-Hütte.

Ziegen erwärmt. Die ovale Thüröffnung ist absichtlich so niedrig gehalten, auf dafs nicht allzuviel Kühle eindringen kann. Das Dschaggavieh ist derartig an Wärme gewöhnt, dafs ein Versuch auf der Station Marangu, die Herden in Ställen zu halten und nach unserer Weise auf die Weide zu treiben, den meisten Stücken das Leben kostete.

Dörfer in unserem Sinne giebt es am Kilimandscharo so gut wie gar nicht; denn jede Familie wohnt gesondert in oder bei ihrer Bananenschambe, die für Grofs und Klein eins der notwendigsten und alltäglichsten Nahrungsmittel liefert. Um das Grundstück zieht sich eine 3 bis 6 m hohe Dornenhecke (Fig. 5), die an versteckter Stelle eine niedrige, durch verschränkte Baumzweige spitzbogig umrahmte Thüröffnung besitzt.

Häuser. Im allgemeinen benutzt der Dschaggamann die in Fig. 4 dargestellte typische „Bienenkorbhütte", die jedoch von Osten nach Westen ziemlich erheblichen Abweichungen in der äufsren Form unterliegt. Unser Bild zeigt eine Behausung aus dem mittleren und östlichen Teile des Dschaggalandes. Bevor der Bau in Angriff genommen wird, schafft der Eigentümer eine hinlängliche Anzahl gerader, unten armstarker, oben fingerdicker und etwa 5 m langer Stangen herbei, die er zuvor von sämtlichem Geäst befreit hat. Diese pflanzt er in einem Zirkel von 4 m Durchmesser mit leichter Einwärtsneigung in die Erde und „beginnt nun, von unten anfangend, sie durch schwächere Ruten, Lianenseile und Baststreifen bestimmter Bäume seitlich zu verknüpfen". Oben werden die jetzt dünnen und nachgiebigen Stangen in ein Bündel zusammengefafst und zu einer schlanken Spitze eingeschnürt. Dann stellt man im Innern einen mannshohen, konzentrischen Pfahlring her, der sich von dem Aufsenring um Armeslänge entfernt hält. Der Raum zwischen beiden wird durch Dornen ausgefüllt, die nicht nur Einbrüche tierischer, sondern auch menschlicher Feinde abhalten sollen.

Die Dachbedeckung besteht teils aus langhalmigen Gräsern, teils aus den unteren Teilen getrockneter Bananenblätter. Unser Haus in Fig. 4 trägt ein Grasdach; die Bananendächer kommen mehr im Westen auf den plattgedrückten „Regenschirmhütten" der dortigen Bevölkerung vor. Mit Rücksicht auf das Klima brennt in den Wohnungen selbst tagsüber ein Feuer, das gleichzeitig die gesellig mit ihren Besitzern untergebrachten Rinder oder

Das Loch ist so eng, dafs nie mehr als ein Mensch durchzuschlüpfen vermag. Bei Nachtzeit wird es durch ein von innen vorgelegtes starkes Brett sicher versperrt. Jenseits der Pforte betritt man häufig einen schmalen, wieder von Palissaden und Hecken eingefafsten Gang, der schliefslich zu der eigentlichen Hofanlage führt. Hier erheben sich die Hütten für den Besitzer, für seine Frauen und deren Kinder und für die Eltern des Mannes, sofern sie noch am Leben sind. Auch der zierliche Getreidespeicher, der fast wie ein Häuschen im Kleinen aussieht, wird keinesfalls fehlen.

Will man gröfsere Ansiedelungen kennen lernen, so mufs man die „Boma" eines Häuptlings besuchen, vielleicht die des Mareale von Marangu oder den Herrschersitz des Sina von Kiboscho, der selbst dem Ansturm eines Wifsmann und seiner Scharen lange Zeit trotzte.



Fig. 5. Dornenpalissade um ein Wadschagga-Grundstück.

Die Wadschagga sind nämlich Meister in der Konstruktion starker und komplizierter Befestigungen, die nicht nur das einzelne Gehöft und die Boma des Fürsten, sondern oft genug die ganze Landschaft zum Schutze gegen feindliche Einfälle schirmend umgeben. Schon von weitem erblickt man die rohen, aber festgefügten Steinwälle, deren mehrere aufeinander folgen, so dafs förmliche Geviertwerke mit vorliegenden Gräben entstehen. Die Innenräume werden noch durch Schräg- und Seitenmauern in kleinere Abschnitte oder Höfe geteilt. In der Mitte erhebt sich das besonders armierte Häuptlingshaus, das manchmal schon in europäischem oder arabischem Stil erbaut ist.

Ein freier Platz unfern der Residenz oder sonst an bequemer Stelle bildet den Markt, wo Einheimische und Fremde zu Kauf und Verkauf friedlich zusammenkommen. Aufserdem hat jede Landschaft ihren Ngoma oder Tanzplan, d. i. eine rechteckige, von einzelnen grofsen Laubbäumen überschattete Rasenfläche, auf der sich die Einwohner zu Festlichkeiten und Beratungen vereinigen. Die Nachbargaue sind längst darin übereingekommen, dafs jeder seinen eigenen Markttag hat. Ist dies für Marangu z. B. der Mittwoch, so ist es für Kilema der Donnerstag und für Mambe der Dienstag. Die Landesprodukte werden ausnahmslos von den Weibern feilgehalten. Sie bieten Negerkorn in verschiedenen Varietäten zum Handel an; sie haben reife und unreife Bananen, Mais, Zuckerrohrstengel, Beeren, Honig, die beliebten Bohnen, Kolocasia- und Yamsknollen in ihren Vorräten ausstehen. Von Useri stammt das helle, krümelige Salz, während das dunklere, unreinere aus der Steppe bei Kahe heraufgebracht wird. Der Transport geschieht — auf den sogenannten „neutralen" Wegen — in zierlichen, dicht gewebten Säckchen aus zäher Aloëfaser. Useri liefert ferner das thönerne Hausgerät. Zuweilen ist auch frische Milch zu erhalten, und fast immer findet man Hühner und Hühnereier oder in Schlingen gefangenes Wild auf dem Markte.

Zur Etymologie des Wortes „Paraguay".

Von Dr. Rud. Endlich.

Über die Grundbedeutung des Guaraninamens „Paraguay" ist eine ganze Reihe mehr oder weniger wahrscheinlicher Lesarten bekannt, von denen bisher keine als durchaus einwandsfrei angesehen worden ist.

Zu den bekannten Auslegungen obigen Namens, die wir in den Werken von: „P. Fr. Xaver de Charlevoix, Geschichte von Paraguay und dem Missionswerke der Jesuiten in diesem Lande, Nürnberg 1768, Felix de Azara (Reisen 1781 bis 1801), Descripción é historia del Paraguay y del rio de la Plata, neue Ausgabe, Asunción 1896, Dr. J. R. Rengger, Reise nach Paraguay in den Jahren 1818 bis 1826, Aarau 1835 und Dr. J. Wappäus, Handbuch der Geographie und Statistik —" verzeichnet finden, möchte ich noch eine Version hinzufügen, die sich bis zum heutigen Tage bei den Paraguayern erhalten hat, ohne bisher in der Litteratur gewürdigt und mit den übrigen Angaben auf gleiche Stufe gestellt zu werden. Schon aus dem Grunde, dafs den mir persönlich bekannten Paraguayern, die über den Ursprung besagten Namens überhaupt eine Erklärung zu geben vermochten, nur letztere Auffassung bekannt war, schien mir deren Anführung erwähnenswert.

Zuvor sei es jedoch gestattet, auf die bekannten Lesarten zurückzukommen.

Nach Charlevoix (a. a. O., S. 1) bedeutet Paraguay in der Sprache benachbarter Völker „gekrönter Flufs". Er sucht diese Auslegung damit zu begründen, dafs der See (Sumpf) von Xarayes, den man noch im 18. Jahrhundert für die Quelle des Paraguayflusses hielt, sich gewissermafsen wie eine Krone auf dem letzteren ausnehmen soll.

Abweichend hiervon lautet eine von Rengger angegebene, in Paraguay gebräuchliche Uebersetzung jenes Wortes als „Wasser der bunten Kronen", wonach pará = bunt, quá = Kreis und ý = Wasser bezeichnet.

Den Ursprung dieser Version will man auf die bunten Federkronen der an den Ufern des Paraguayflusses wohnenden Eingeborenen zurückführen. Derartige Schmuckgegenstände werden übrigens noch gegenwärtig von den Payaguá-Indianern in Asunción angefertigt; allerdings nicht für den eigenen Gebrauch, sondern nur als Verkaufsartikel für Fremde.

[illegible]ra (a. a. O., S. 46) vertritt die Ansicht, dafs der Flufs früher den Namen Payaguay geführt habe, d. h. Wasser (ý) der Payaguás, jenes Indianerstammes, der zur Zeit der Eroberung das östliche Ufer dieses Flusses bewohnte und denselben von dem 20. Breitengrade bis zu seiner Mündung mit seinen zahlreichen Booten beherrschte. Die Änderung von Payaguay in Paraguay soll erst später durch die Spanier erfolgt sein.

Hiergegen wendet Rengger, und wohl mit Recht, ein, dafs in den alten Schriften nirgends Belege hierfür zu finden seien, da selbst die ältesten Dokumente nur den Namen Paraguay oder Paraquay führen. Ausserdem findet er es sehr wenig wahrscheinlich, dafs man den ursprünglichen Namen des Flusses geändert, dagegen den des Indianerstammes beibehalten haben soll.

Hierbei möchte ich noch erwähnen, dafs die den Payaguás als Begräbnisstätte dienende, nördlich vom Rio Piribebuý im Paraguayflusse gelegene kleine Insel noch heutigen Tages Payaguá tupao heifst.

Auch auf die bei den Guaranís vielfach gebräuchliche Weise, Flüsse und Bäche mit Tiernamen zu benennen, hat man das Wort Paraguay zu erklären gesucht. Danach bezeichnet Paraguay Wasser (ý) der Paraquás, d. h. der in einigen Gegenden Südamerikas vorkommenden Vogelspezies Penelope oder Ortalida Parraquá Temm.

Auffallender Weise findet man weder in einem der Paraguayer Lehrbücher, in denen die bekannteren einheimischen Vögel aufgeführt sind, einen Hühnervogel namens Paraguá, noch ist letzterer, soviel ich wenigstens zu erfahren vermochte, den Eingeborenen bekannt.

Nach von Martius [1]) gehört Penelope Parraqua der Fauna des Amazonasgebietes und Guayanas an. Rengger nennt diese Abstammungserklärungen mehr oder weniger gezwungen. Er macht daher selbst den Versuch, diesem Namen eine natürlichere Deutung zu geben.

Nach seiner Auslegung, die in der Litteratur am meisten Anklang gefunden hat, bedeutet Paraguay Quelle des Meeres. Hiernach soll pará in der alten Guaranísprache Meer heifsen, während sich qua-ý, wörtlich Wasserloch, als Quelle übersetzen lassen würde.

Es liefse sich gegen diese Erklärung durchaus nichts einwenden, wenn es erwiesen wäre, dafs pará in der

---

[1]) v. Martius: Die Tiernamen in der Tupisprache (in den Berichten der bayerischen Akademie 1860, S. 475).

Sprache der Guaranís jemals die Bedeutung Meer oder Wasser gehabt hätte.

Wie durch eine Reihe von Tier- und Pflanzennamen bestätigt wird, bezeichnet pará in der alten Guaranísprache, ebenso wie dies jetzt noch der Fall ist, „bunt oder gefleckt“, was dem Tupiworte guá oder goá entspricht. Ferner überzeugt uns ein Blick auf die Karte Südamerikas von der auffallenden Thatsache, dafs in den von dem Indianerstamme der eigentlichen Tupís bewohnten Gegenden bei Flufsnamen das Wort pará stets die Bedeutung Wasser oder Meer hat, während in dem ursprünglichen Verbreitungsgebiete der Guaranís Wasser mit ý wiedergegeben ist. So hat z. B. das Tupíwort Pará guassú dieselbe Bedeutung wie das Guaraníwort Y-guazú, d. h. grofses Wasser.

Das von Rengger angezogene Beispiel, wonach Paraná Verwandter des Meeres bezeichnet, liefert auch noch keinen Beweis dafür, dafs letzteres Wort der Guaranísprache entstammt, da es keineswegs erwiesen ist, dafs der Rio Paraná seine Benennung von den an seinem Unter- oder Mittellaufe wohnenden Indianern erhalten hat.

Im Gegenteil deuten ähnliche Namen unter seinen Zuflüssen, wie Paranahyba [2]) und Paranapanema, darauf hin, dafs der Ursprung des Wortes Paraná an dessen Oberlaufe, also in einer Gegend, wo ursprünglich keine Guaranís gewohnt haben, zu suchen ist.

Auch v. d. Steinen [3]) führt an, dafs zu den bei den Stämmen am oberen Xingú eingeschleppten Tupíwörtern auch der Name Paraná gehört.

Bei Wappäus (a. a. O., S. 1139) finden wir gegen die von Rengger aufgeführten Etymologien folgende Einwendung: „Wahrscheinlicher als alle diese Ableitungen ist, dafs Paraguay einfach aus Paraguá-y oder Paraguá-ú entstanden ist und danach Papagayenflufs bedeutet, von Paragua, Papagay und hy, hú, ý und ú, d. i. Wasser, Flufs.“

Auffallender Weise unterläfst es der Vertreter dieser Ansicht, irgend welchen Beweis dafür zu erbringen, dafs eine Papageienart mit dem Vulgärnamen Paraguá in jenen Gegenden überhaupt vorkommt.

Dafs eine Papageienspezies obigen Namens in Brasilien bekannt ist, davon berichtet uns allerdings v. Martius in seiner Abhandlung: „Die Tiernamen in der Tupísprache.“

Soviel es sich aber aus der einschlägigen Litteratur ersehen läfst, ist in Paraguay ebensowenig ein zur Ordnung Psittacus gehörender Vogel mit dem Namen Paraguá bekannt, wie dies für den oben erwähnten Hühnervogel Penelope Parragua Temm. zutrifft. Übrigens darf man wohl annehmen, dafs eine Vogelspezies, die zur Benennung des Rio Paraguay Anlafs gegeben haben soll, an dessen Ufern häufig vorkommen und aus diesem Grunde bekannt sein würde.

Was nun die gegenwärtig noch in Paraguay bekannte Erklärung betrifft, so möchte ich hiermit die Worte meines Gewährsmannes, Don Isidoro Cabriza zu Tobatí in Paraguay, wiedergeben.

Nach der Tradition, sagt Don Isidoro, wurde längere Zeit vor der Conquista der gröfste Teil der jetzigen Republik Paraguay von zwei mächtigen Kaziken vom Stamme der Guaranís beherrscht. Die Ländereien westlich vom Tebicuarý-mí standen unter der Herrschaft des Kaziken Paraguá (oder Paraquá). Der Flufs, welcher dieses Gebiet nach Osten zu abgrenzte, war das Wasser (ý) des Kaziken Paraguá oder Paraguay.

Östlich vom Tebicuarý-mí bis zum Rio Paraná befand sich das Land des Kaziken Guairá. Nach letzterem hat der grofse Wasserfall des Paraná, der salto (de) Guairá, seine Benennung erhalten.

Nach J. Cabriza ist es jetzt noch gebräuchlich, die Bewohner jener Distrikte nach den beiden Kaziken als Guaireños (d. i. insbesondere die Bezeichnung für die Bewohner von Villa Rica) und als Paraguayos zu bezeichnen.

Eine teilweise Bestätigung dieser Angaben giebt uns Azara in seinen Berichten (a. a. O., S. 46), wonach schon vor mehr als 100 Jahren in Paraguay die Ansicht verbreitet war, dafs der Rio Paraguay nach dem Namen eines alten Kaziken benannt worden ist. Azara, nach welchem jener Kazike Paraguaio hiefs, bringt hiergegen vor, dafs dieser Name weder irgend eine Bedeutung in einer der dortigen Sprachen habe, noch in irgend einer der alten Denkschriften, in denen die Namen fast aller Kaziken verzeichnet sind, zu finden sei.

Wenn Azara keine Erklärung hierfür fand, so liegt dies offenbar daran, dafs ihm ein hispanisierter Guaraníname (Paraguaio) überliefert worden war, denn pará (bunt) und quá (Kreis) sind, wie wir oben gesehen haben, Wörter der Guaranísprache, die für einen Häuptlingsnamen absolut nichts Aufsergewöhnliches bedeuten.

Der Einwand, dafs der Name des Kaziken Paraguá in den alten Dokumenten fehlt, wird zum Teil dadurch entkräftet, dafs die Kazikennamen, die in letzteren angegeben sind, sich im allgemeinen auf Personen beziehen, die zur Zeit der Eroberung und später gelebt haben, während nach Cabriza Paraguá längere Zeit vor der Conquista geherrscht haben soll.

Auch erscheint es mir nicht auffallender, wenn die alten Denkschriften diese Erklärung mit dem Namen Paraguá vermissen lassen, als wenn Reisende, wie Rengger, keine Notiz davon genommen haben, da z. B. zwischen der Ankunft des letzteren in Paraguay und der Abreise Azaras nur ein Zeitraum von 17 Jahren liegt.

Übrigens habe ich auch erst nach etwa $1\frac{1}{2}$jährigem Aufenthalte in Paraguay ganz zufällig Kenntnis von dieser Auslegung obigen Namens erhalten. Erst später wurde mir auf meine Anfrage hin die Erklärung Cabrizas, als in weiteren Kreisen bekannt, von verschiedenen Seiten bestätigt.

Über die Benennung des grofsen Wasserfalles des Rio Paraná sagt Azara: „Man nennt ihn Salto de Canendiyú nach einem Kaziken, den die ersten Spanier dort antrafen, und Salto de Guairá wegen seiner Angrenzung an die Provinz gleichen Namens.“

Wenn auch die Möglichkeit, dafs dieser Wasserfall eine Zeit lang den Namen Salto de Canendiyú geführt haben mag, nicht bezweifelt werden kann, so scheint doch diese Benennung nur eine vorübergehende gewesen zu sein. Wenigstens habe ich auf den verschiedenen älteren und neueren Karten diesen Namen nirgends finden können. Und im Lande selbst kennt man jenen Wasserfall, den ich im Jahre 1897 besucht habe, nur unter dem Namen Salto (de) Guairá (in Brasilien' as sette quedas genannt).

Keinesfalls können wir uns mit der Annahme Azaras, wonach dieser Wasserfall nach der Provinz Guairá benannt sein soll, begnügen, denn woher sollten die Jesuiten bei der Gründung ihrer Provinz diesen Namen bekommen

[2]) Nach den Erklärungen Parana-hy-ba, d. i. Wasser geht zum Meere, oder Parana-hy-b-a, Flufs von vielem Wasser (s. Wappäus, a. a. O., S. 1269), würde man bei der Bildung dieses Namens zwei gleichbedeutende, verschiedenen Dialekten angehörige Wörter (pará und ý = Wasser, Flufs) verwendet haben. Ganz unberücksichtigt hat man hierbei das Wort ná gelassen. Bei wörtlicher Übersetzung des Tupíwortes hýba würde Paranahyba „Stamm des Paraná“ heifsen.

[3]) Unter den Naturvölkern Central-Brasiliens. Berlin 1894, S. 324.

haben, wenn er nicht bei ihrer Ankunft schon vorhanden gewesen wäre?

Weit wahrscheinlicher sind daher die Angaben J. Cabrizas, wonach also der Salto (de) Guairá seine Benennung nach jenem bedeutenden Kaziken erhalten hat.

Die Provinz, die in der Umgebung dieser weit und breit bekannten, imponierenden Naturschönheit durch die Jesuiten gegründet wurde, kann man dann begreiflicherweise wohl eher Provinz des Wasserfalles Guairá als umgekehrt genannt haben.

Mit derselben Berechtigung, mit der wir die Jahrhunderte lang durch Tradition verbreiteten Namen von Flüssen, Tieren, Pflanzen etc. als richtig anerkennen, ohne davon vorher etwas in den Denkschriften gelesen zu haben, dürfen wir dies wohl auch bezüglich der Namen der beiden grofsen Guaraní-Kaziken thun.

Zwei Zeugen versunkener Bantukultur.

Von G. L. Cleve. Freiburg i. B.

1. Der Königstitel mfalme.

Ich hatte in Maneromango etwa zwei Monate den Volksdialekt, das Kizaramo, zu lernen begonnen, da fing ich schon an zu „dichten", wenn man das Übertragen von Liedern aus einem Bantu-Dialekt in den anderen so nennen darf. Wir schaffen ja erst die Dichtung und ihre Gesetze in diesen Sprachen und haben keine überkommenen Regeln und poetischen Gesetze zu berücksichtigen, weder für den Gehalt, noch für die Form.

Isa Masiya
mfalme wa mbinguni,

„Jesus Christus, König des Himmels", so hatte Missionar Kraemer das kindlich fromme Jesuslied:

Schönster Herr Jesu,
Herrscher aller Enden

übersetzt.

Dies Lied wollte ich nun mit Hülfe des Ulembo hin Kinyogoli und des Oberrecensenten Fujo, unseres gescheiten Maurergesellen, aus dem Kisuaheli in das Kizaramo übertragen.

Isa Masiya
ndewa wa Ulanga,

so hatte ich angefangen, — so steht es jetzt auch in Miss. Worms' Liederbuch des Kizaramo. Bei Ulembo erreichte ich damit zunächst einen Heiterkeitserfolg, wie man ihn öfters auch gerade dann erlebt, wenn man das Richtige getroffen hat; es überrascht die Leute, einen Gedanken, der ihnen bisher nur in der „gebildeten" Form des Suaheli gegeben war, sich so viel näher gerückt zu sehen, wie es einen Bauer vielleicht zum Lächeln stimmt, wenn er einen Bibelspruch in seinem eigenen Platt hört. Diesmal war es aber das Lachen der abfälligen Kritik. Unter ndewa konnte Ulembo sich nur einen schwarzen Zaramofürsten vorstellen; es erschien ihm als Bezeichnung Christi zu gering. Ein Kizaramowort, das einen noch höheren Herrscher bezeichnete, war nicht herauszulocken und Ulembo bestand darauf, es sei das Beste, mfalme wa Ulanga zu sagen. Meine Entgegnung, das sei ja eine Vermischung zweier Dialekte, schlug bei ihm nicht an; es sei ja wohl ein Kisuaheliwort, aber doch allen Zaramo bekannt. Ich will jetzt nichts dagegen sagen, dafs sich Worms für ndewa entschieden hat: es ist eine konkrete Vorstellung und es wird gelingen, das Wort in eine höhere Sphäre zu erheben. Ich aber kam damals zu keinem Entschlufs und bin nur durch diesen Anlafs auf das Wort mfalme einmal gründlicher einzugehen veranlafst worden. Dieses Wort mfalme darf ein besonderes Interesse für sich in Anspruch nehmen und ich will meine Beobachtungen einmal darlegen.

Das Wort mfalme weckte in Ulembo nicht mehr eine so greifbare Vorstellung, als wie das Wort ndewa. Er wufste wohl zu sagen, dafs es einen grofsen Herrscher bedeute, der mehr sei als die im Lande waltenden Jumben (Häuptlinge); aber er konnte keinen schwarzen Fürsten namhaft machen, der diesen Titel führe. — Ich habe dann weiter gereiste Leute ausgefragt und solche sind an der Küste unschwer zu finden; sie bezeichneten die grofsen Fürsten des Innern nach Suaheliweise mit dem arabischen Wort sultani, aber einen mfalme titulierten Fürsten wufste keiner zu nennen. Trotzdem ist das Wort ganz geläufig zur Bezeichnung eines grofsen Herrschers.

Vielleicht, dachte ich, ist das Wort nicht als Titel, sondern als Wesensbezeichnung anzusehen, wie das deutsche Wort „Herrscher". Aber solche Wesensbezeichnungen pflegen, wie im Deutschen, mit einem geläufigen Verbalbegriff zusammenzuhängen. Solches aber ist bei dem Wort mfalme nicht ersichtlich.

Später habe ich dann konstatiert, dafs in den grofsen Polyglotten und in gelegentlich durchgesehenen Wörtersammlungen in den Bantu-Dialekten mfalme nicht unter den Titeln der Herrscher genannt wird und bisweilen sind die Titel der Häuptlinge und ihrer Beamten, entsprechend einer komplizierten Verfassung, doch recht zahlreich, z. B. in Usambara. Nur Krapf erwähnt das Vorkommen des Wortes bei den Pokomo unweit Mombassa.

Man darf nun nicht in den Irrtum geraten, als ob mit dieser seltenen Erwähnung des Wortes das Wort als ziemlich unbekannt erwiesen sei. Die Abfassung der Wortsammlungen ist mit gutem Grund zumeist von einem Purismus geleitet, dem Bestreben, nur das zu bringen, was in dem betreffenden Dialekt allgemein und ihm eigentümlich ist. — Es wäre in mancher Beziehung wertvoll, festzustellen, wieweit Vokabeln der Nachbargebiete als ziemlich bekannt gelten dürfen. Ich glaube, dafs zu den ziemlich bekannten Worten in weiten Gebieten das Wort mfalme gerechnet werden mufs.

Ich glaube das in vielen Fällen auch bei Leuten, deren Kenntnis des Suaheli überaus dürftig war, beobachtet zu haben. Das war mir um so auffälliger, als allgemein kein Fürst bekannt ist, der den Titel mfalme führt, noch auch ein Verbalbegriff erkennbar, der das Wort verständlich und behältlich machte. Es schien mir in dem Wort ein besonderes Rätsel zu stecken. Krapfs Erklärung: ku faa wanme, was auf die Bedeutung führte „der den Männern nützliche", ist vielleicht als Volksetymologie ihm entgegengetreten, aber wissenschaftlich nicht wahrscheinlich.

Sollte hier nicht ein charakteristisches Überlebsel eines untergegangenen Reiches vorliegen, das gröfser war, als die jetzigen Häuptlingschaften und Sultanate? sollte sich nicht etwas ermitteln lassen über ein Reich eines so benannten oder titulierten mfalme?

Nun, die arabische Litteratur hilft dies Rätsel lösen. Vor 1000 Jahren hat der Araber Massudi in seinem

Werk „Die Goldfelder“ [1]) ausführlich von einem grofsen südafrikanischen Reich, das von einem falime regiert sei, gesprochen. Vom oberen Nil bis zum Limpopo soll das Reich sich ausgedehnt haben. Welch eine Perspektive auf eine dahingesunkene grofse Kulturperiode eröffnet uns dieser Bericht. Die Glaubwürdigkeit dieses Berichtes aber wird unter anderem, was mit moderner Forschung übereinstimmt, erhärtet durch das bisher so rätselhafte Wort mfalme. Die Herrschaft der wafalime hat diesen Herrschertitel so tief der Volksphantasie eingeprägt, dafs sich das Wort erhalten hat, obgleich kein schwarzer Fürst gegenwärtig noch diesen Titel sich beizulegen vermag.

Hören wir nun die alte Kunde von dem Reiche der wafalime, die vom Jahre 943 unserer Zeitrechnung datiert: „Wie wir oben gesehen haben, zerstreuten sich die Zindj mit anderen abyssinischen Stämmen rechter Hand des Nil, abwärts bis zum äufsersten Ende des Meeres (?) von Abyssinien. Von allen abyssinischen Stämmen waren die Zindj die einzigen, welche den Kanal überschritten, der aus dem oberen Nil kommt (Jubaflufs?). Sie liefsen sich in diesem Lande nieder und breiteten sich aus bis Sofala, welches am Meere von Zindj die äufserste Grenze ist, bis wo Schiffe von Oman und Siraf segeln. Denn, wie das chinesische Meer bei dem Lande Sila (Japan oder Korea) endet, so sind die Grenzen des Meeres der Zindj beim Lande von Sofala und dem der Wakwak (Hottentotten und Buschleute), ein Land, welches Gold in Menge mit anderen Wundern hervorbringt. Da haben die Zindj ihre Hauptstadt gebaut. Dann erwählten sie einen König, den sie falime (oder wafalime) nannten. — Der falime hat unter sich alle die anderen Zindjkönige, und kommandiert 300 000 berittene Leute. Die Zindj gebrauchen Ochsen als Lasttiere; denn ihr Land hat weder Pferde, noch Maultiere, noch Kamele; sie kennen diese Tiere nicht einmal. Es giebt unter ihnen Stämme, die scharfe Zähne haben und Menschenfresser sind. Das Land der Zindj beginnt bei dem Kanal, der vom oberen Nil abgeleitet ist und erstreckt sich bis zum Lande Sofala und dem der Wakwak.“

Die heutigen Bantu wissen von diesem Reich nichts mehr. Als ein Zeuge der grofsen Vergangenheit hat sich das Wort mfalme lebendig erhalten. Tief hat es sich der Phantasie eingeprägt, dafs es noch jetzt gebraucht und verstanden wird, obgleich niemand unter den Fürsten von heute bekannt ist, dem dieser Titel zusteht. Es wird vergleichsweise gebraucht, wie wir einen Menschen einen „Riesen“ nennen, um ihn als einen grofsen Menschen zu bezeichnen, ohne ihn aber mit dem Wesen einer mythischen Vergangenheit identifizieren zu wollen.

2. Der Gottesname Mulungu.

Nördlich vom Kilimandscharo bis südlich nach Kilimane am Sambesi-Delta und westlich bis zum Tanganjikasee habe ich mit leichter Mühe das Wort Mulungu feststellen können in 36 Dialekten, welche Zahl durch Umfrage und Auszüge aus neuerer Litteratur wohl leicht sich verdoppeln liefse.

Den Inhalt des Wortes betreffend, so wird derselbe durchgehend mit „Gott“ wiedergegeben. Welche Vorstellung damit verbunden sei, will ich mich auf den engen Kreis meiner Erfahrung in und bei Dar-es-Salaam, unter Wasuaheli, Wazaramo und Wandengereko beschränken. Bei den Wasuaheli hat das Wort seinen Inhalt aus dem Islam erhalten.

Wo der Einflufs des Islam nicht grofs ist, da ergiebt sich etwa folgende Vorstellungsreihe bei dem Wort Mulungu: Gott ist das höchste Wesen, Schöpfer und ursprünglicher Regierer der Welt; jetzt aber läfst er die Dinge gehen, wie sie wollen; Mulungu kümmert sich nicht um die Welt und darum die Menschen nicht um Mulungu. Die Geister der Verstorbenen und das Heer der Dämonen sind Gegenstand der praktischen Religion, gefürchtet, aber nicht geliebt. Mulungu fürchtet und liebt man nicht. Neben dieser deistischen Gedankenreihe läuft eine andere nebenher, die an den Grenzbegriff der Kantischen Philosophie erinnert, dafs der Gottesgedanke nämlich da eintritt, wo man an der Grenze sonstiger Erklärungen steht. Wenn jemand aus unerklärlicher Ursache plötzlich gestorben ist, so ist er gestorben auf „einen Befehl Gottes“. Wenn man einen Gefangenen fragt, warum er an der Kette ist, so antwortet er wohl: „Amri ya Mulungu“, „Befehl Gottes“. Damit will er keineswegs bekennen, dafs die Vergeltung des gerechten Gottes ihn erreicht habe; sondern er will sagen: Ich bin nicht schlechter, als andere; dafs mich es nun gerade getroffen hat, ist eben der unerforschliche Ratschlufs von Mulungu. Wie weit diese Gedankenreihe von mohammedanischen Einflüssen veranlafst wird, ob sich hier altes Heidentum und der Islam sozusagen zufällig decken, lasse ich dahingestellt. Auffallend ist mir, dafs von einem Missionar in Usambara, wo das Volk von islamischem Einflufs so gut wie ganz frei geblieben ist, die gleiche Vorstellungsreihe auch bei dem Mulungu der Waschambaa beobachtet ist.

Bei den Wandengereko (am unteren Rufiji, etwas landeinwärts, wohnhaft) habe ich einen wertvollen Ansatz zu einer ethischen Auffassung des Gottesbegriffes gefunden: Dafs Gott die Welt verlassen habe und sich um die Menschen nicht kümmere, habe seinen Grund in der Verschuldung der Menschen. — Wenn wir Missionare einen der Offenbarung verwandten Gedankengang im Heidentum konstatieren, so begegnen wir dem Mifstrauen, dafs wir nur das Echo unserer Gedanken aus dem Walde schallen hören. Ich erkenne das Berechtigte solchen Verdachtes an; denn auch in Afrika reden die Leute Respektspersonen gern nach dem Munde. — Um also die Unverfänglichkeit meiner Beobachtung darzulegen, will ich erzählen, auf welche Weise mir die Entdeckung in den Schofs fiel. Ich erzählte einem 14jährigen Katechumenen aus dem Lande der Wandengereko die Paradiesgeschichte und erzählte es als etwas ihm jedenfalls sehr Unfafsliches, dafs der weltenferne Mulungu mit den ersten Menschen vertraulich verkehrt habe, wie ein Vater mit seinen Kindern. Da unterbrach mich mein Schüler und sagte: „Das ist mir gar nicht so wunderbar und neu, das haben mir meine Eltern auch erzählt und die haben es von ihren Vorfahren überliefert erhalten.“ „Nun, wie haben sie es dir erzählt?“ „Anfangs hatte Mulungu mit den Menschen, wie mit Freunden, Umgang gepflegt. Eines Tages aber haben die Menschen gesagt: Ach, heute ist ein schlechter Tag, die Sonne scheint ja so heifs! Den nächsten Tag hat Mulungu regnen lassen, da haben sie gesagt: Ach, heute ist ein schlechter Tag, die Sonne scheint ja gar nicht. Und so fort, alle Tage sind die Menschen unzufrieden gewesen mit dem, was Mulungu gethan. Da hat Mulungu gesagt: Wenn ihr nicht zufrieden seid mit dem, was ich thue, will ich nichts mehr von euch wissen; er hat die Menschen verlassen und wohnt jetzt im Himmel und läfst die Menschen schalten und kümmert sich nicht darum.“ —

[1]) Maçoudi „Les Prairies d'Or“. Texte et traduction par Barbier de Meynard et Pavet de Courteille. Paris 1861—1877. Vol. III, p. 5. Torrend XXXIV.

Gegen mein Erwarten und in einer den Stempel der Originalität tragenden Form ist also dieser sittliche Zug afrikanischer Theologie mir entgegengetreten. — Später erst habe ich in einem religionsgeschichtlichen Werk eine Zusammenstellung gesehen, die von Ost bis West unter den Bantuvölkern in manchen zum Teil phantastisch ausgeschmückten Überlieferungen die gleiche Idee als gemeinsamen Überlieferungsschatz vieler Bantuvölker erkennen läfst.

Welch ein Einblick in einen grofsen kultur- und religions-geschichtlichen Zusammenhang! Der Gottesname gemeinsames Eigentum der östlichen Bantu verschiedenartigster Zunge, vom Kilimandscharo bis zum Sambesi, in einem Gebiet, mehr als dreimal so grofs als unser Deutschland; eine ethische Auffassung des Gefühls der Gottesferne, eine menschliche Schuld als Ursache setzend, über das ganze Bantugebiet hier und da bezeugt. Das ist ein Zeugnis einer bedeutenden Vergangenheit.

Die monotheistische Fassung des Begriffes Mulungu könnte in Zweifel gezogen werden im Hinblick darauf, dafs die Grammatiken Pluralformen aufweisen. Und in der That, an den Grenzgebieten im Norden und Süden und ganz vereinzelt auch in der Mitte ist ein polydämonistischer Gebrauch des Wortes festgestellt worden.

Im Norden sind es die Wakamba, die das Wort Mulungu nur polydämonistisch gebrauchen. Nach dem, was er bei ihnen und den benachbarten Wanika beobachtet hat, hat Krapf in zu einseitiger Weise auf die niedrigen Vorstellungen der „ostafrikanischen Heiden" gefolgert. Er fand in Mombassa, dafs die Mohammedaner mit Vorliebe mit einem umschreibenden Ehrentitel benannten: Mwenyizimgu = Mwenyi ezi Muungu, d. h. „der Inhaber der Macht, Gott". Der Name Muungu habe deshalb nicht genügt, weil die Heiden eine zu niedrige Vorstellung mit dem Wort verbänden. „Da die Heiden Ostafrikas eine sehr niedrige Idee von dem Ausdruck Muungu haben (im Kiuika und Kikamba Mulungu), indem sie darunter entweder Himmel, Himmelsgewölbe verstehen, oder etliche niedere Wesen (wie etwa die Menschenseele, welche nach dem Tode ein Mulungu wird), ist es einleuchtend, dafs die Mohammedaner den zweideutigen Ausdruck Muungu vermeiden wollten und dafür einen anderen einsetzten, welcher alle heidnischen Vorstellungen ausschliefst." — Was in den Worten Krapfs Beobachtung ist, will ich nicht bestreiten. Aber die Verallgemeinerung, dafs die Heiden Ostafrikas einen so niedrigen Begriff mit dem Wort Mungu verbinden sollten, ist verfehlt. Krapf denkt augenscheinlich an die Wanika und Wakamba. Beachten wir nun, dafs die Wakamba und Wanika an der Nordgrenze des Sprachgebietes wohnen, in welchem das Wort Mulungu vorkommt, wo, wie wir oben sahen, auch die Veränderung des Wortes vorkommt, so wird man sagen müssen, dafs die Vorstellung dieser Völker, die durch die Nachbarschaft beeinflufst sein werden, nicht als mafsgebend anzusehen sind für das, was die „Heiden Ostafrikas" sich unter Mulungu vorstellen. Für die Wakamba ist nach Last ein Wort vorhanden, das „Gott" nur im Singular bezeichnet, Itu. Eine Mehrheit göttlicher Wesen wird mit Mulungu bezeichnet. Die Wakamba kennen also doch wohl ein höchstes Wesen; es giebt nur einen Itu; daneben giebt es Mulungu-Götter. — Aufserdem kommt Mulungu als Bezeichnung mehrerer Götter bei den Galaganza in Unyanyeri vor, aber sie haben einen nur in der Einzahl gebrauchten Gottesnamen, Liwalelo, ebenso, wie die Ungu ihren Kwamama, die vielleicht auch von einer Mehrzahl von Mulungu sprechen. — Überall, wo das Wort Mulungu polytheistisch gebraucht wird, sehen wir, giebt es auch ein Wort für den höchsten Gott, dem keiner gleich ist.

Daraus kann man wohl folgern, dafs der Begriff eines obersten Gottes bei den Bantu noch älter ist, als das Wort Mulungu, dafs das Wort Mulungu dann durchgehend zur Bezeichnung dieses Begriffes eingetreten ist, dabei aber in etlichen relativ wenigen Gebieten in unklarem Sinne aufgefafst ist. Ich habe im Suaheli, Zaramo, Schambaa und Bondei die Pluralform Mi-lungu beobachtet und wird dies die durchgehende Bildung sein. Wenn ich nach dem Plural von Mulungu gefragt habe, so ist mir fast durchgehends eine verlegene Verwunderung begegnet, die etwa sagen wollte: Es giebt doch nur einen Gott, was willst du von Göttern wissen? Wenn man aber eine Mehrzahl bilden wolle, so müsse man Milungu und nicht Wa-lungu (mit persönlichem Präfix) bilden. Die Pluralbildung mit der Vorsilbe mi, die unpersönliche Fassung, hat sehr wahrscheinlich den Sinn einer Ehrfurchtsbezeugung; nur Namen übermenschlicher Wesen und im Suaheli mtume „Apostel" erfahren eine derartige Abwandlung; letzteres Wort entstammt dem islamischen Ideenkreise, ist aber von einem Bantuwort abgeleitet, das senden bedeutet.

Trotz dieser Fähigkeit der Sprache, einen Plural zu bilden, hat es mir nicht den Eindruck gemacht, als ob der Plural anders als in hypothetischem Sinne gebraucht würde, wie wir im Deutschen auch nur hypothetisch von „Göttern" reden.

Zwei Bantuworten sind wir nachgegangen, deren Untersuchung uns zu interessanten und unserer Anschauung keineswegs geläufigen Gedankenreihen geführt haben. Der Königstitel mfalme hat uns einen Rückblick gewährt auf eine Periode politischer Einigung zu einem gewaltigen Reich, woraus man ohne weiteres auf einen relativ hohen Kulturstand schliefsen kann. Und der Gottesname Mulungu zeigt uns ein weite Gebiete verbindendes Band gleicher Vorstellungen von Gott unter gleicher Benennung.

Möchte dieser Aufsatz den Zweck erreichen, dafs er beiträgt zur Kenntnis und zum Verständnis der Eigentümlichkeiten unserer Schutzbefohlenen, die zum allergröfsten Teil in allen unseren Kolonieen, mit Ausnahme von Togo, zum Bantustamm gehören. Unsere Schwarzen stehen uns näher, als wir denken: sie sind keine geschichtslosen Naturkinder, wie irgend eine Tierrasse, sondern ihr heutiges Leben baut sich auf, wie das unsere, auf Trümmern versunkener Kulturperioden; und ihre Vernunft ist auch nicht anders geartet, als die unsere; auch ihre Vernunft nimmt den Gottesgedanken wahr und ihr Gewissen erkennt ihn an. — Alle Erkenntnis führt dann zur Wahrheit, wenn sie zur Liebe führt. Möchte dieser Erfolg auch diesen Aufsatz begleiten!

Zur Entstehung des Büfserschnees. (Nieve penitente.)

Vorläufige Mitteilung von R. Hauthal. La Plata.

In parallelen Reihen, geordnet wie ein Regiment Soldaten, stehen 1,5 bis 2 m hohe Eisfiguren, zu den abenteuerlichsten Formen ausgestaltet, an vielen Stellen am Ostabhange der Gebirgszüge, welche die argentinisch-chilenische Cordillere bilden, in einer Meereshöhe von 3500 bis 4500 m, — das ist der Büfserschnee „Nieve penitente", von dem Güfsfeldt in seiner „Reise in den Andes von Chile und Argentinien", Berlin 1888, S. 115, eine klassische Schilderung giebt, und dem der um die

Geologie Argentiniens hochverdiente Forscher Brackebusch in dieser Zeitschrift, Bd. 63, Nr. 1 und 2, 1893, eine eingehende Abhandlung widmet.

Die meisten Autoren führen die Entstehung dieser eigenartigen Erscheinung in erster Linie auf die Wirkung des Windes und erst in zweiter Linie auf die der Sonne zurück. Nach Güfsfeldt facht der Wind den Schnee zu parallel verlaufenden Wülsten, die dann durch die Einwirkung der Sonnenwärme zu einzelnen, oft die eigentümlichsten Formen annehmenden Figuren umgemodelt werden.

Eine ganz andere Erklärung bringt Brackebusch.

Nach ihm entsteht Büfserschnee, der sich nur auf Geröll, nicht auf festem Fels finden soll, dadurch, dafs die in den die Unterlage bildenden Gehängeschutt einsickernden Schmelzwasser diesen in eine bergabwärtsgleitende Bewegung versetzen. Der auflagernde Schnee, zum gröfsten Teile in Eis verwandelt, kann als solches dem Abwärtsgleiten der Schuttmassen nicht folgen, er zerreifst in einzelne getrennte Teile, die nun allmählich durch die Sonnenwärme zu Penitentes umgewandelt werden. — Abrutschen des Untergrundes ist also hier die erste Ursache.

Meine Beobachtungen nun haben mir ergeben, dafs weder der Wind, noch das Abrutschen des Untergrundes irgendwie an der Bildung des Büfserschnees beteiligt sind, — es ist lediglich nur die Sonnenwärme, welche diese eigentümliche Erscheinung hervorruft.

Ich mufs mich hier darauf beschränken, kurz die Thatsachen anzuführen, auf die sich meine Angabe stützt, mir eine ausführliche Darstellung, erläutert durch gute Photographieen, vorbehaltend.

1. Büfserschnee findet sich nur an Stellen, die den in der Cordillere fast ständig wehenden westlichen Winden nicht oder nur sehr wenig ausgesetzt sind, daher am Ostabhange der Gebirgszüge, und hier vorzugsweise im sogenannten windstillen, toten Winkel, wo bei Schneestürmen die niederfallenden Schneemassen sich anhäufen.

2. Die einzelnen Figuren des Büfserschnees stehen in parallelen, geradlinigen Reihen, die in West-Ost-Richtung [1]) verlaufen, mit einer kleinen Abweichung nach Norden. Es ist eine Richtung, die genau der stärksten Wirkung der Sonnenstrahlen entspricht.

Wenn Winde die Ursache dieser reihenweisen Anordnung wären, müfsten die Reihen in Nord-Süd-Richtung verlaufen.

Gegen die Annahme Brackebuschs sprechen unter anderem besonders folgende Beobachtungen.

3. Büfserschnee findet sich nicht nur an mehr oder minder steilen Gehängen, sondern auch in beinahe horizontalen Thalböden, z. B. im Thale des oberen Rio Diamante, Provinz Mendoza, am Ostfufse des von Güfsfeldt zuerst bestiegenen Vulkanes Maipu. Hier schliefst die Terrainbeschaffenheit ein Abrutschen aus.

4. Ein Schneefeld wandelt sich gleichzeitig in seiner ganzen Ausdehnung in Büfserschnee um.

Wenn Brackebuschs Ansicht richtig wäre, müfste die Umwandlung in den unteren „abgerutschten" Partieen beginnen.

5. Der Büfserschnee liegt in Form von langen, festen Leisten an den Gehängen, so gleichsam ein natürliches Schutzmittel (Verankerung) bildend, um das Abrutschen der oft gewaltigen Massen von Gehängeschutt in der Cordillere möglichst zu verhindern.

6. Oft tragen die einzelnen Penitentesfiguren auf ihrer Spitze grofse Steine (kopfgrofs und noch gröfser), genau wie die Gletschertische.

Im oberen Diamantethale, sowie zwischen Tupungato und Aconcagua ist diese Erscheinung ziemlich häufig.

7. Niemals habe ich beobachtet, dafs das Ende eines Gletschers sich in Büfserschnee auflöst, wohl aber die Schneemassen, die auf dem Gletscher lagern.

Ich hoffe, dafs ich bald diese so sehr interessante Erscheinung des Büfserschnees eingehender behandeln kann.

[1]) Güfsfeldt, der die West-Ost-Richtung der Penitentesreihen richtig beobachtet hat, spricht am angeführten Orte von meridionalen Winden; in der argentinischen Cordillere sind aber meridionale Winde eine grofse Seltenheit.

Bücherschau.

Prof. Dr. Fr. Regel: Kolumbien. (Bibliothek d. Länderkunde. Bd. 7/8.) Berlin, A. Schall, 1899.

Als neuester Doppelband ist in dem Unternehmen „Bibliothek der Länderkunde" eine Monographie Kolumbiens von Prof. Regel (Würzburg) erschienen. Abgesehen davon, dafs der Verfasser aus eigener Anschauung einen Teil des Landes kennt, durfte man nach der Wahl des Bearbeiters erwarten, eine gute, übersichtliche Darstellung der Verhältnisse Kolumbiens zu erhalten. Diese Erwartungen sind in keiner Weise getäuscht worden, denn der Verfasser hat es verstanden, unter sorgfältiger und fleifsiger Benutzung der vorhandenen Litteratur ein vorzüglich ausgeführtes und an vielen Stellen noch durch eigene Anschauung geklärtes Bild unseres Wissens von der in Rede stehenden südamerikanischen Republik zu geben, das auch, so weit möglich, an relativ schwierigen Stellen, wie z. B. der Geologie des Landes, nicht versagt. Unterstützt wird die Anschaulichkeit der Schilderungen durch eine grofse Anzahl von Illustrationsbeigaben, unter denen wir besonders die Reproduktionen der meisterhaften Originalskizzen von A. Stübel, sowie die botanischen Tafeln von Berg hervorheben möchten. Weniger gefallen konnte dagegen die beigegebene Karte (Ausschnitt aus der Sechsblattkarte von Südamerika in Stielers Handatlas), bei der durch farbigen Überdruck zwar die Übersicht über die einzelnen Höhenstufen gehoben wurde, aber im Gebirgslande ein grofser Teil der bekannten Schärfe und leichten Lesbarkeit des Originals verloren ging. Eine nochmalige besondere Empfehlung des Werkes ist nach dem Gesagten natürlich nicht nötig.

Darmstadt. Dr. G. Greim.

Alfred Hillebrandt: Rituallitteratur; vedische Opfer und Zauber. (In: Grundrifs der indo-arischen Philologie und Altertumskunde, herausgegeben von G. Bühler, 3. Band, 2. Heft.) 190 S. Strafsburg, Karl J. Trübner, 1897.

In diesem auch für den Ethnologen hochwichtigen Beitrage zum „Grundrifs" erhalten wir zum erstenmale eine erschöpfende Darstellung der indischen Rituallitteratur und eine Übersicht des indischen Opfer- und Zauberwesens. Nach einer eingehenden Besprechung der Litteratur (§§. 1 bis 41) giebt der Verfasser eine Zusammenfassung des Hauptinhaltes der für das Alltagsleben der alten Inder so überaus wichtigen Grihyasūtras (§§. 41 bis 97). Diese Werke handeln von dem sogenannten Grihyarituell, d. h. von den Ceremonieen und Opfern des täglichen Lebens, welche den Inder von der Empfängnis bis zum Tode begleiten. Sie schildern die Gebräuche und Ceremonieen, welche an der Schwangeren vollzogen werden, um eine glückliche Geburt zu erzielen; ferner die Feier der Geburt und alle jene Bräuche, welche sich auf das Kind beziehen (wie Namengebung, erstes Aufstehen und Ausgang der Wöchnerin, erste Speisung des Kindes, das Haarscheren und Durchbohren der Ohren), die Einführung des Jünglings beim Lehrer (in welcher wir mit Oldenberg Überreste einer alten Jünglingsweihe zu sehen haben), Hochzeitsgebräuche, Totengebräuche und Manenkult, ferner die einfachen Opfer und Feste, welche zu gewissen Zeiten (wie Neu- und Vollmond, Sonnenwende, Jahresschlufs u. dergl.) gefeiert werden, und endlich die mit Hausbau, Viehzucht und Landwirtschaft zusammenhängenden Opfergebräuche. Es braucht kaum gesagt zu werden, dafs hier ein Material vorliegt, welches

für die vergleichende Völkerkunde von aufserordentlichem Werte ist und zum Teil auch schon für dieselbe verwertet wurde. Auch Hillebrandt weifs die ethnologische Bedeutung des von ihm so übersichtlich zusammengestellten Rituals voll-auf zu würdigen.

Der zweite Teil (§§. 97 bis 116) beschäftigt sich mit dem sogenannten 'Srautarituell, dem Inhalte der 'Srautasûtras. Hier werden die grofsen, komplizierten Opfer geschildert, welche mit unendlichem Aufwande von Pomp und Ceremoniell und unter dem Beistande von zahlreichen Priestern von den Reichen und Grofsen vollzogen wurden, während der gemeine Mann sich mit den Grihyariten begnügen mufste. Gerade auf diesem Gebiete des 'Srautarituells ist Hillebrandt eine Autorität ersten Ranges, und man kann sich keinen besseren Führer durch die oft sehr schwierigen Ritualtexte und das äufserst verwickelte Rituell wünschen, als Hillebrandt. Nur ist zu bedauern (und dies wäre bei einer zweiten Auflage leicht abzuändern), dafs der Verfasser allzu oft die Sanskrittermini gebraucht, wo auch deutsche Ausdrücke zur Verfügung stehen und für Nichtsanskritisten das Verständnis wesentlich erleichtern würden. Ich erwähne dies, weil dieser Abschnitt nicht blofs für Sanskritisten, sondern auch für Religionsforscher von Wichtigkeit ist. Wie wichtig das altindische Opferritual für die allgemeine Religionswissenschaft ist, haben erst jüngst M. Hubert und M. Maufs in ihrem äufserst interessanten „Essai sur la nature et la fonction du sacrifice“ (Année sociologique, 1897—98) gezeigt.

In einem letzten Abschnitte (S. 157 bis 186) behandelt Hillebrandt das altindische Zauberwesen und den mit Unrecht so genannten „Aberglauben“. Denn wie der Verfasser selbst andeutet, ist das, was hier „Aberglaube“ genannt wird, vom Standpunkte der alten Inder durchaus nicht „Aberglaube“, sondern ist höchstens als volkstümlicher Glaube zu bezeichnen und als solcher von dem mehr unter priesterlicher Kontrolle stehenden Opferwesen und dem damit zusammenhängenden Glauben zu unterscheiden. Aber eine strenge Scheidung zwischen Zauber und Opfer ist, wie Hillebrandt mit Recht bemerkt, in Indien nicht möglich. Gerade das vorliegende Werk bestätigt wieder so recht, dafs in der altindischen Priesterreligion viel mehr Volkstümlichkeit steckt, als man früher geneigt war anzunehmen, und dafs das vedische Rituell nicht blofse Priestermache ist, sondern im wesentlichen im Volksglauben wurzelt. M. Winternitz.

Dr. Rudolf Temesváry: Volksbräuche und Aberglauben in der Geburtshülfe und der Pflege der Neugeborenen in Ungarn. Ethnographische Studien. Mit 16 Abbildungen. Leipzig, Th. Griebens Verlag (L. Fernau), 1900.

Der verstorbene Leipziger Arzt, Dr. H. H. Plofs, der Verfasser der Werke „Das kleine Kind“ und „Das Weib“, würde seine Freude an dieser aus Ungarn stammenden Arbeit gehabt haben. Dr. Temesváry schliefst sich mit gutem Erfolge an sein hinlänglich bekanntes Vorbild an und bringt eine Fülle ergänzenden Stoffes, welchen er meist durch Studium magyarischer Werke, teils durch eigene Anschauung und Fragebogen erlangt hat. Es ist erstaunlich, zu sehen, wie viel urwüchsiger Aberglaube, wie viel eigentümliche Gebräuche sich noch in Ungarn erhalten haben, und zwar bei all den verschiedenen Nationalitäten des Landes der Stefanskrone. Viele dunkle, auf das Geschlechtsleben bezügliche Sitten oder Unsitten werden hier aufgehellt, und bei vielen Mitteilungen wird man unwillkürlich an Parallelen aus dem Leben der Naturvölker erinnert. Die einzelnen Kapitel behandeln Menstruation, Sterilität, künstliche Sterilität, Schwangerschaft, Geburt (Entbinden im Stehen, Knieen und Sitzen noch verbreitet), Wochenbett, das Säugen und die Behandlung des Neugeborenen. Für Ethnographen und Ärzte bringt das Werk eine Fülle wichtigen Stoffes. R. A.

William Z. Ripley: The Races of Europe. A Sociological Study. London, Kegan Paul, Trench, Trübner and Co., 1900.

In jeder induktiven Wissenschaft treten zwei Phasen hervor, die des Beobachtens und Sammelns und die des Zusammenfassens, Vergleichens und geistigen Verarbeitens der Thatsachen. So auch in der physischen Anthropologie. In verwirrender Menge hat sich, seit man auf diesem Gebiete mit exakteren Methoden zu arbeiten begonnen hat, der Stoff angesammelt; jetzt ist die Zeit gekommen, denselben zu sichten, und das Regel- und Gesetzmäfsige in demselben zu ergründen, und es ist nicht zufällig, dafs zu gleicher Zeit zwei hervorragende Forscher die Gesamtbearbeitung desselben in Angriff genommen haben, Deniker in Paris und William Z. Ripley in Boston. Sein Werk ist hervorgegangen aus einem Cyklus von Vorlesungen über die Beziehungen zwischen physischer Geographie und Anthropologie, die Ripley im Herbst 1896 in der Columbia University in New-York gehalten hatte. Mit der Vertiefung in den bis dahin ungeahnten Reichtum der Quellen wuchs dem Verfasser die Aufgabe unter der Hand zu viel umfassendem Ziele aus, nämlich die Summe alles dessen zu ziehen, was die verschiedensten Forscher über die Rassen Europas beobachtet und gedacht hatten. Verfasser beschränkt den Begriff Rasse, der so oft unscharf gefafst und auch auf das rein ethnische Gebiet (Sprache, Nationalität, Kultur etc.) ausgedehnt wird, in streng logisch-konsequenter Weise auf die körperlichen Merkmalgruppen des Menschengeschlechtes. — Die Entstehung des Buches hat seine Richtung und sein Ziel bestimmt: es ist eine höchst verdienstvolle Zusammenstellung der verschiedenen Ansichten der Originalforscher über den physischen Menschen in Europa. Mit riesigem Fleifse hat Ripley den ungeheuren Stoff bewältigt, seine Darstellung ist allgemeinverständlich und anregend, und ihre Klarheit wird unterstützt durch 220 mit Hülfe der neueren phototypischen Verfahren hergestellte Typenbilder, sowie durch reichliche Beigaben von Karten (zum gröfseren Teile von der Gemahlin des Verfassers gezeichnet), bei denen es weniger auf peinliches Ausarbeiten des Details, als auf übersichtliche Anschaulichkeit ankommt.

Mit den bedeutenderen neueren Rassenforschern (Broca, Beddoe, Collignon, Livi, Topinard etc.) nimmt Verfasser das Vorhandensein von drei Rassen in Europa an, einer hochgewachsenen, dolichocephalen, schwach pigmentierten im Norden, der „teutonischen“, einer untersetzten, dunkel pigmentierten, brachycephalen, besonders die höheren Gebirge Mitteleuropas bewohnenden „alpinen“ und einer kleinen dunkeln, dolichocephalen an den Rändern und Inseln des westlichen Mittelmeeres, der „mediterranen“. Verfasser schildert zunächst die Rassen und betrachtet dann ihre topographische Verbreitung im Osten über die Grenzen Europas hinaus, bis nach Vorderasien, die Kaukasusländer, Persien und Indien. Das Kapitel über die Juden wurde bereits im 76. Bande des Globus eingehender besprochen. Zuletzt werden noch die allgemeinen Fragen der Rassenlehre, die Bedeutung der socialen Verhältnisse der Umgebung, der Anpassung behandelt und ein Ausblick auf die wahrscheinliche Weiterentwickelung der europäischen Rassen gethan. Eine für jeden, der sich mit den Rassen und Typen Europas eingehender beschäftigt, aufserordentlich wertvolle Beigabe ist die fast 2000 Nummern umfassende Bibliographie der europäischen Rassen- und Völkerkunde.

Leipzig. Emil Schmidt.

M. Zurbriggen: From the Alps to the Andes. Being the Autobiography of a Mountain Guide. Mit Abbildungen. London, T. Fisher Unwin, 1899. Preis 21 sh.

Mit dem Namen des Schweizer Führers Zurbriggen sind viele der gröfsten Erfolge verbunden, die in den letzten Jahren in der Besteigung hoher Berggipfel in Asien und Amerika errungen worden sind. Zurbriggen hat hier seine Selbstbiographie geschrieben und daran Mitteilungen über seine Erfahrungen angefügt. Das in italienischer Sprache verfafste Original liegt uns in englischer Übersetzung vor. Zurbriggen, der 1856 in Saas-Fee in Wallis geboren ist, liefs sich nach einem etwas abenteuerlichen Leben in Macugnaga am Monte Rosa nieder und eröffnete dort einen kleinen Laden. Hier versuchte er sich zuerst 1886 (oder 1887?) als Führer. Später wohnte er in Zermatt, wo er die Bekanntschaft Sir Martin Conways machte. Diesen begleitete er 1892 auf einer Expedition in den Himalaya und das Karakorumgebirge, die in geographischer und bergtouristischer Beziehung sehr erfolgreich verlief; man gelangte hier bis zu niemals vorher erreichten Meereshöhen. 1894/95 war Zurbriggen mit Fitzgerald in Neuseeland, wo ihm u. a. die Besteigung des Mount Cook glückte, und 1896/97 in den chilenischen Anden. Drei Versuche, den Aconcagua zu bezwingen, scheiterten, weil Fitzgerald krank wurde, worauf es Zurbriggen allein gelang, den Gipfel des Schneeriesen als erster zu erklimmen. 1899 endlich besuchte Zurbriggen als Führer der Frau Bullock Workman nochmals das Karakorumgebirge, wo eine Reihe neuer hoher Gipfel erstiegen wurde.

Dr. O. Kröhnke: Untersuchungen vorgeschichtlicher Bronzen Schleswig-Holsteins. Zweite Auflage. Hamburg, Otto Meifsner, 1900.

Das Zusammenwirken zweier Wissenschaften, um zu einem Ziele zu gelangen, zeitigt im vorliegenden Falle gute Früchte. „Nur aus der Kombination der Form eines Gegenstandes mit der chemischen Beschaffenheit desselben sind wir berechtigt, unsere archäologischen Schlüsse zu ziehen“, sagt der Verfasser und er legt unter diesem Gesichtspunkte die Ab-

bildungen und chemischen Analysen von 49 schleswig-holsteinischen Bronzen vor. Es sind dieses die verschiedenartigsten Kelte, Dolche, Schwerter, deren Kupfergehalt zwischen 98 und 76 Proz. schwankt, und die von Spuren des Zinns bis zu 12 Proz. dieses Metalls aufweisen. Sind nun auch zinnfreie und sehr zinnarme Kupfergeräte in Schleswig-Holstein gefunden worden, so hat doch eine sogenannte „Kupferzeit" nicht bestanden. Der geringe Zinngehalt der Bronzen erklärt sich durch häufigeres Umschmelzen. Da das Land nicht selbst Kupfererze bietet, so mufsten diese im Handelswege von aufsen bezogen werden, und da deuten die Nebenbestandteile auf Schlesien und Ungarn. Das Antimon der Bronzen ist nicht absichtlich beigemischt, um die Bronzen zu härten, sondern stammt aus den Kupfererzen. Von Wichtigkeit ist auch der in der Schrift geführte Nachweis, dafs das bei Verwesung von Leichen entstehende Ammoniak das Kupfer allmählich aus den Bronzen entfernt, ohne dafs deren Form verändert wird.

R. Karutz: Ein Beitrag zur Anthropologie des Ohres. Archiv für Anthropol., Bd. 26, Heft 3, S. 733 bis 746.

Karutz hat in den „Studien über die Form des Ohres" (Zeitschr. f. Ohrenheilkunde, Bd. 30 u. 31, 1897) die Form des Ohres und ihre Beziehungen zur Physiologie, Anthropologie, Physiognomik und Degenerationslehre besprochen. Hier teilt er das anthropologisch Wichtige mit. Seine Zahlen stammen aus eigenen Untersuchungen an 300 erwachsenen Männern (vom 3. Bataillon des Infanterieregiments Nr. 76) und aus den in der einschlägigen Litteratur zerstreuten Angaben. Karutz will durch seine Arbeit einen Anstofs zur Aufnahme der Ohrmafse in die anthropologischen Aufnahmeschemata geben. Er hält es für nötig, dafs die anthropologische Wissenschaft der Ohrmuschel die gleiche Aufmerksamkeit zuwendet wie den übrigen Teilen und Organen des menschlichen Körpers. Es wird nicht mehr genügen dürfen, die Länge des Ohres zu bestimmen und von seiner Form nur auf Adhärenz oder Nichtadhärenz des Läppchens zu achten, sondern es mufs von den Mafsen mindestens Länge und Breite, von der Form die Berücksichtigung all der Varietäten verlangt werden, die seit den Arbeiten verschiedener Verfasser unterschieden werden. Nach der absoluten Länge des Ohres sind die Indogermanen und Mongolen mit ihren malayischen und amerikanischen Zweigen, Polynesier und Mikronesier, durch absolut lange, die Papuas, Australier, Neger, Finnen (?), Singhalesen (?), Buschmänner durch absolut kurze Ohrmuscheln ausgezeichnet. Im Verhältnis zur Körpergröfse sind die Mongolen, Amerikaner und Finnen „Langohren", denen Malayen und Mikronesier sich anschliefsen. Die Arier zeigen — aber immer noch als „Grofsohren" — die mittleren Längen; die Papuas, Australier und Polynesier bilden gleichsam die Übergangsstufe zu den echten „Kurzohren", Negern, Buschmännern (Singhalesen?).

Wenn diese Ergebnisse auch nicht als abgeschlossen betrachtet werden können, so schliefsen sie sich doch jenen Untersuchungen an, die einen Gegensatz der „negroiden" südlichen Völker und der „mongoloiden" nördlichen lehren. Hinsichtlich der Ohranomalien fand Karutz, dafs die abstehenden Ohren und das fehlende Läppchen nirgends als Rassentypus vorkommen, dafs sie anderseits in kleinen Prozentverhältnissen zu finden sind, und dafs dieser Prozentsatz ungefähr dem entspricht, der bei uns zur Beobachtung kommt. Die übrigen Varietäten der Ohrform sind zu wenig beachtet worden, so dafs keine genügende Vergleichs-Beobachtungen vorliegen.

Wenn Karutz für einzelne Ohrformen die Auffassung von atavistischen Degenerationszeichen bekämpft, so dürfte er wohl hinsichtlich des Atavismus recht haben, dagegen kommen doch manche Ohrvarietäten, wie O. Schäffer im Archiv für Anthropologie, Bd. 21, gezeigt hat, im Zusammenhange mit Verkümmerung der Hirnschädelbildung (Stenokrotaphie und Rhachitis) vor, so dafs sie als wirkliche Degenerationszeichen zu betrachten sind.

München. Dr. F. Birkner.

Rich. Herrmann: Anatolische Landwirtschaft. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1900. Preis 2,50 Mk.

Der Verfasser ist Generalinspektor der Landwirtschaft im türkischen Landwirtschaftsministerium und kennt, wie aus dem hier vorliegenden Buche erhellt, die einschlägigen Verhältnisse Kleinasiens aus langjähriger praktischer Thätigkeit und eigener Anschauung sehr genau. Kurz, doch erschöpfend für den Interessenten, bespricht er die Eigenart der Landwirtschaft treibenden, bekanntlich sehr buntscheckigen Bevölkerung der Halbinsel, das Nutzvieh, die Bodenkultur, die landwirtschaftliche Technik, die Kultur der verschiedenen Getreidearten und Gemüsesorten, Obst- und Weinbau, Seidenraupenzucht u. a. m., wobei er überall ins einzelne geht und mit ganz korrektem Material aufwartet. In Anbetracht des Umstandes, dafs jetzt wieder sehr viel von deutscher Kolonisation in Anatolien die Rede ist, wird das Werk auch über die landwirtschaftlichen Berufskreise hinaus Beachtung finden. Einer Auswanderung deutscher Bauern nach der Halbinsel vermag übrigens der Verfasser nur sehr bedingt das Wort zu reden; es kämen hierfür nur solche Landesteile in Betracht, wo es Wald und Wasser giebt, wo das Fieber nur selten auftritt und ausreichende Verkehrsmittel vorhanden sind. Diese Bedingungen finden sich aber nur selten vereinigt vor.

Die Slavisierung der Bukowina im 19. Jahrhundert als Ausgangspunkt grofspolnischer Zukunftspolitik. Ethnographische und politische Betrachtungen von einem Bukowiner Rumänen. Wien, Carl Gerolds Sohn, 1900.

Es unterliegt keinem Zweifel, dafs das 19. Jahrhundert ein räumliches Vordringen der slavischen Welt nach Westen zu aufweist, ein Vordringen, das mit der gleichzeitigen Ausbreitung westlicher Kultur unter den Slaven zusammenfällt. Wie an der ethnographischen Grenze der Deutschen die Polen und Tschechen nagen und die gegen den Osten gerichtete germanische Flutwelle wenigstens zum Stillstande gelangt ist, so zeigt die vorliegende Schrift, dafs in dem kleinen, wenig beachteten Winkel der Bukowina die Ruthenen im starken Vordringen gegen die Rumänen begriffen sind. Zu verwundern ist es nicht, dafs bei der in Wien in den oberen Kreisen herrschenden Slavenfreundlichkeit auch in der Bukowina die Regierung das Vordringen der Ruthenen begünstigt. Dafür liefert die Schrift Beweise. Wir Deutsche können uns dabei klar sein, dafs die deutsche Kultur und die deutsche Universität in Czernowitz, wenn sie ihre Aufgaben erfüllt haben, einst auch mit dem Spruche abgefertigt werden: der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehen; gerade so wie in Lemberg, in Ofen-Pest etc. Es ist gar nicht nötig, dafs wir Allerwelts Schulmeister bleiben — Dank haben wir nirgends davon gehabt. Wie aus der vorliegenden Schrift nun zu ersehen, vollzieht sich in der Bukowina jetzt mit einer geradezu staunenswerten Schnelligkeit die Ruthenisierung. Als 1775 das Ländchen an Österreich kam, war es (mit 75000 Einwohnern) fast ganz rumänisch, nur 6000 bis 7000 Ruthenen wohnten dort. Von Galizien her und durch die im grofsen Mafsstabe erfolgende Sprachverschiebung sind nun die Ruthenen so vorwärts geschritten, dafs sie schon über die Hälfte der Bukowiner Bevölkerung ausmachen. Die amtlichen (allerdings vom Verfasser nicht mit Unrecht angegriffenen) Zahlen für 1890 stellen 268000 Ruthenen und 208000 Rumänen in dem Kronlande fest. Es giebt schon eine grofse zweisprachige Zone in der Bukowina, die dadurch entsteht, dafs der Rumäne leicht ruthenisch lernt; dem Ruthenen aber fällt es nicht ein, sich die fremde Sprache zu eigen zu machen, und so bleibt er Sieger. „In der Bukowina spricht der liebe Gott ruthenisch." Man mufs sich daher ihm anbequemen, will man fortkommen, und die österreichische Regierung arbeitet auch in diesem Sinne; die politischen Erwägungen, welche der Verfasser an seine Auseinandersetzungen knüpft, erscheinen uns in vielfacher Beziehung belangreich. Richard Andree.

May Norman-Neruda: The Climbs of Norman-Neruda. Mit Abbildungen. London, T. Fisher Unwin, 1899. Preis 21 sh.

Norman-Neruda, ein österreichischer Alpinist von hervorragendem Rufe, verunglückte in noch jungen Jahren im September 1898 am Langkofel. Seine Gattin hat die von ihm in verschiedenen Zeitschriften veröffentlichten Berichte und seine sonstigen Aufzeichnungen über Bergbesteigungen in den Alpen hier zu einem Bande vereinigt. Die Mitteilungen betreffen u. a. Grofs-Seehorn und Grofs-Litzner, die Berninagruppe, Palagruppe, Fünffingerspitze und die Rosengartengruppe. Angeschlossen sind Kapitel über Bergbesteigungen im allgemeinen und Bergbesteigung ohne Führer — Bemerkungen, die jedem Alpinisten von Wert sein werden. Das Buch ist hübsch mit Abbildungen ausgestattet, denen zumeist gute Photographieen Norman-Nerudas zu Grunde liegen.

Hermann Wagner: Lehrbuch der Geographie. Sechste gänzlich umgearbeitete Auflage von Guthe-Wagners Lehrbuch der Geographie. 1. Band: Einleitung, Allgemeine Erdkunde. Hannover u. Leipzig, Hahnsche Buchhandlung, 1900.

Endlich ist das, wie auch in der Vorrede angedeutet wird, mit Spannung schon lange erwartete Schlufsheft des ersten Bandes von Wagners Lehrbuch der Geographie er-

schienen. In gänzlich verändertem, den Verhältnissen der Wissenschaft angepaſstem Inhalte präsentiert er sich, so daſs er mit Fug und Recht als neues Werk bezeichnet werden darf. Nach einer Einleitung, die einen litterarischen Wegweiser für die Gesamtwissenschaft, eine Geschichte der Methodik der Geographie als Wissenschaft und einen Exkurs über Begriff und Einteilung der Geographie giebt, folgt die allgemeine Erdkunde, in die mathematische Geographie, physikalische Geographie, biologische Geographie und Anthropogeographie zerfallend, während die Länderkunde den später in zwei Halbbänden auszugebenden zweiten Band des Werkes füllen soll. Über den Inhalt des vorliegenden Bandes im einzelnen etwas zu sagen, ist wohl unnötig, da sich einesteils der Reichtum und die Vielseitigkeit desselben hier in kurzem doch nicht andeuten lieſse, andernteils aber der Name des Verfassers gewissermaſsen so gut wie ein Programm ist. Wir sind überzeugt, daſs er auch ohne besondere Empfehlung sich auf dem Tische jedes Geographen finden wird, sei er nun mit wissenschaftlichen Problemen, oder mit dem Unterrichte in der Geographie an höheren Schulen beschäftigt, oder auch nur ein Freund der Wissenschaft.

Darmstadt. Dr. G. Greim.

A. Sartorius von Waltershausen: Die Germanisierung der Rätoromanen in der Schweiz. Volkswirtschaftliche und nationalpolitische Studien. Mit einer Karte. (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, XII, 5.) Stuttgart, J. Engelhorn, 1900.

Es ist wohl selten eine Arbeit, die über Sprachverschiebungen und den Übergang eines Volksstammes in einen anderen handelt, mit einer gröſseren Genauigkeit und Sorgfalt verfaſst worden, wie die vorliegende. Zu statten kam dem Verfasser hierbei, daſs er es mit einer kleinen, seit langem abgegrenzten Sprachinsel zu thun hatte, die sich geschichtlich und ethnographisch gut übersehen lieſs. Von seiner Wissenschaft, der Volkswirtschaft, ausgehend, hat aber Prof. Sartorius von Waltershausen sich nicht einseitig auf diese beschränkt, sondern er hat in mustergültiger Weise auch alle übrigen Faktoren herangezogen, welche auf die fortschreitende nationale Umänderung der Rätoromanen in der Schweiz von Einfluſs sind und somit eine in methodischer Beziehung vorbildliche Arbeit geschaffen. Es zeigt sich dabei in vollstem Maſse, wie solche Fragen nur unter der Beleuchtung verschiedener Wissenschaften gelöst werden können, denn die Anthropologie, die Geographie, die wirtschaftlichen Interessen, die Schule und Kirche werden zur Begründung herangezogen. Die natürlichen Bedingungen des gebirgigen Kantons Graubünden sind einer Volksvermehrung in dichter Besiedelung sehr ungünstig, denn nur etwas über 53 Proz. sind Nutzboden, daher die langsame Zunahme der Bevölkerung, die wesentlich auf Landwirtschaft angewiesen ist, und dieses tritt namentlich bei den Romanen hervor, die in den höheren Gebirgslagen angesessen, in geringerem Maſse sich vermehren, als die Deutschen des Kantons, ja verhältnismäſsig stark zurückgegangen sind. Während die Deutschen von 1850 bis 1888 von 35000 auf 43700 anwuchsen, sind in demselben Zeitraume die Romanen von 42400 auf 37000 zurückgegangen. Mit ganz auſserordentlicher Detaillierung geht der Verfasser den Ursachen der Germanisierung nach, zeigt, wie in den einzelnen Ortschaften das Deutsche als Muttersprache, dann als Verkehrs-, Amts-, Schul- und Kirchensprache zur Geltung gelangt und schon Mischgebiete entstehen, welche auf der Karte zum Ausdrucke gelangen. Wie die wirtschaftlichen Interessen, der Fremdenverkehr etc. zur Germanisierung der Romanen mitwirken, wird im einzelnen durchgeführt, und wie schlieſslich die Schule, die den Romanen eine Weltsprache statt seiner auf ein Häuflein beschränkten Muttersprache überliefert, germanisierend wirkt, erkennt man aus einem besonderen belangreichen Hauptstücke der Schrift. Es wäre zu wünschen, daſs in ähnlicher sorgfältiger Weise wie hier, andere Sprachinseln Europas, die in der Entnationalisierung begriffen sind, bearbeitet würden. Wie dieses anzustellen, dafür liefert der Verfasser den Weg.

R. Andree.

Kleine Nachrichten.

— **Reise des Gouverneurs v. Bennigsen durch den Karolinen- und Marianenarchipel.** Zum Zweck der Übernahme der Karolinen- und Marianeninseln von der spanischen in die deutsche Verwaltung unternahm der vom Reiche bestellte Gouverneur v. Bennigsen im September, Oktober und November vorigen Jahres eine Rundfahrt innerhalb des ehemals spanischen Mikronesien, über die er ausführlich in Nr. 3 des diesjährigen „Kolonialblattes" berichtet. Aus dem Bericht seien einige Bemerkungen von geographischem Interesse herausgehoben, wobei jedoch betont sei, daſs manche Mitteilungen nicht als absolut zuverlässig gelten können, da sie nur auf Erkundigungen oder flüchtiger Beobachtung beruhen. — Kusaie. Die Bewohnerschaft wird auf nur 500 Köpfe geschätzt; sie ist durch Pocken und Syphilis stark decimiert worden, nimmt aber jetzt wieder zu. Die Malaria scheint auf der Insel nicht zu herrschen. Über den Ursprung der Steinbauten auf Lele sagt v. Bennigsen, daſs sie wahrscheinlich „die Schutzwälle einer Handelsniederlassung besonders weit vorgedrungener Schiffer von den Philippinen oder Sunda-Inseln gebildet haben". Das trifft jedoch ebenso wenig zu, wie Christians Meinung, daſs die Japaner daran beteiligt sind; die Bauten sind offenbar einheimischen Ursprungs (Finsch). Auf Kusaie giebt es ausgezeichnetes aus Amerika eingeführtes Rindvieh. — Ponape. Die Einwohnerzahl wird auf 4000 geschätzt. Das Land soll zum groſsen Teil zu Plantagenkulturen (Vanille und Kakao) geeignet sein und wertvolle Bestände an nutzbaren Hölzern bergen. Die Regenmenge ist hoch, das Klima gesund, Malaria sehr selten. — Für die Rukgruppe erwiesen sich die vorhandenen Karten als unrichtig und unzureichend. Die Einwohner, deren Zahl auf 15000 geschätzt wird und trotz der ewigen Kriege noch zunehmen soll, machten den Eindruck groſser Wildheit. Unter anderem waren dort fünf japanische und ein chinesischer Händler ansässig. — Palauinseln. Auch hier soll die Einwohnerzahl — 4000; nach Christian „weit über 3000" — im Zunehmen begriffen sein. v. Bennigsen fand dort von den katholischen Missionen angebauten Kaffee und Kakao, er erhielt dort ferner ein Stück Steinkohle ganz junger Formation oder vielleicht Braunkohle zugesandt und erfuhr, daſs diese Kohle im südlichen Teil von Babelthaob in ausgedehnten Lagern vorkommen soll. Das Fundstück wurde nach Berlin geschickt, ist dort aber noch nicht eingegangen. Auch das Kartenmaterial über die Palauinseln wurde als sehr unzuverlässig befunden. — Auf Yap nimmt die Einwohnerzahl, wie die Missionen meinen, infolge Genusses schlechten Alkohols, seit einigen Jahren etwas ab, sie beträgt aber doch noch rund 8000 nach Zählung der Franziskaner. Die Kopraausfuhr ist von 1200 auf 800 Tonnen zurückgegangen infolge der Verheerungen eines Sturmes im Jahre 1895. v. Bennigsen beobachtete selber einen gewaltigen Taifun, der von einem Nachmittage bis zum folgenden Morgen anhielt. „Um $3\frac{1}{2}$ Uhr morgens trat für fast $1\frac{1}{2}$ Stunden eine entsetzlich schwüle, totenstille Luft ein — das Centrum des Taifuns ging über uns weg, — dann brach der Sturm bei Windstärke 12 über zwei Stunden lang auf uns ein mit einer unbeschreiblichen Gewalt." — Die Marianen. Rota hat viel Kokospalmen und wird von 300 bis 400 Menschen bewohnt. Saipan hat 1600 Einwohner, die bei dem auffallend reichen Kindersegen und der fortwährenden Einwanderung von Guam (amerikanisch) in rascher Vermehrung begriffen sind. Die Bevölkerung besteht etwa zur Hälfte aus Chamorros und Mischlingen dieser mit den Spaniern, zur anderen Hälfte aus Karoliniern von den Palau- und Rukinseln; diese Karolinier, die in den 60er Jahren in gröſseren geschlossenen Trupps dorthin übergeführt wurden, haben sich mit den Chamorros nicht vermischt und leben ziemlich für sich unter ihren eigenen Häuptlingen. Auf Saipan hat man etwas Kaffee, Kakao und Tabak mit gutem Erfolg angebaut. Im Innern liegen groſse Felshöhlen, die früher als Begräbnisplätze gedient haben; bei einem Besuche fand man einige Knochenreste. Die kleinen Inseln nördlich Saipan sind fast unbewohnt, haben aber ausgedehnte Kokosbestände. Auf Tinian fand Prof. Volkens, der den Gouverneur begleitete, eine Kaffeeart, die er für eine verwilderte Kulturpflanze hält. Besucht wurden auch die bekannten Steinsäulen der Insel. Von den 10 Säulen, die aus Korallenkalk gehauen sind, standen noch fünf aufrecht; sie sind etwa 4 m hoch, unten 1,2, oben 0,8 bis 0,9 m breit und tragen als Kapitäl einen runden, oben abgeplatteten Korallenblock von 1,5 m Durchmesser. Nach einer Tradition wurden oben (?) auf den Säulen die alten Könige von Tinian bestattet. von Bennigsen meint, die (kreisförmig angeordneten) Säulen könnten vielleicht die Grundpfeiler eines groſsen Gebäudes, einer Königsburg, gewesen sein. Sehr alt können die Säulen nicht sein, da sie aus weicherem Material und auch wenig

von atmosphärischen Einflüssen angegriffen sind. — Wie schon erwähnt, wurde v. Bennigsen von dem bekannten Botaniker Professor Volkens begleitet, der nach der Rundfahrt noch einen mehrmonatlichen Aufenthalt auf Yap zu nehmen gedachte. Wir haben also wohl aus der Feder dieses Fachmannes in nicht zu ferner Zeit Mitteilungen über die Inseln zu erwarten.

— Das Delta des Kupferflusses (Alaska) ist in den letzten beiden Jahren im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten von einer Vermessungskommission unter Leitung H. P. Ritters sorgfältig aufgenommen worden. Einigen allgemeinen Bemerkungen über das Delta, die ein Mitglied der Kommission im „Nat. Geogr. Mag." (1900, S. 29) mitteilt, sei folgendes entnommen: Die Breite beträgt 80, die Länge vom Beginn bis zum Meeresriff 40 km. Die schnee- und gletscherreichen Berge in der Nähe erreichen eine Höhe bis zu 2400 m. Vom Beginn des Deltas bis zu dem Punkte, wo er die Wiesen verläfst und sich über die morastigen Niederungen verteilt, ist der Flufs etwa 8 km breit und besteht aus vielen veränderlichen Kanälen von 1,5 bis 6 m Tiefe. Die Niederungen an der Mündung werden von zahlreichen Rinnsalen durchzogen, und in viele Inseln zerschnitten; doch führen die meisten nur Wasser, wenn die Flut hinaufkommt, und sobald die Ebbe eintritt, entstehen im Delta Morastflächen von Hunderten von Quadratkilometern Gröfse. Der wichtigste, weil vorzugsweise benutzte Flufsarm ist der Alaganik im Westen; er ist 24 km lang, 800 bis 1600 m breit und 1,5 bis 4 m tief. Die Schiffahrt auf diesem Arme wird dadurch erleichtert, dafs das Wasser während der Flut nach Osten, während der Ebbe nach Westen strömt. Bemerkenswert sind die heftigen Winde, die im September beginnen und den Winter über bis in den Frühling hinein andauern; sie sind so heftig, dafs es unmöglich ist, das Delta zu kreuzen, wenn sie vorherrschen. Etwa 50 km oberhalb der Mündung wird der Flufs von Schnellen durchsetzt, die aufwärts nur von Booten passiert werden können.

— Geologische Untersuchungen am Unterlauf der Suchona und am Oberlauf der Dwina hat im Auftrage der St. Petersburger Gesellschaft der Naturforscher der Professor W. P. Amalitzkij in Warschau im Sommer 1899 unternommen. Obgleich die ihm zur Verfügung stehenden Mittel sehr beschränkt waren, so sind die erzielten Ergebnisse doch glänzend. In den permischen Ablagerungen bei Kotlas wurden Skelette grofsen Umfanges von Wirbeltieren (Reptilien und Amphibien) gefunden, die nicht nur neuen Arten, sondern wahrscheinlich auch neuen Gattungen jener vorweltlichen Wirbeltiere angehören. Mehrere der interessanten Skelette sind ganz vollständig erhalten. Die ganze grofse Sammlung, im Gewichte von 1400 Pud, ist schon untergebracht und wird von Specialisten näher bestimmt. Behufs weiterer Ausgrabungen ist das Gelände der Funde von der Gesellschaft gepachtet worden und der Kaiser hat auf Verwendung derselben für die Fortsetzung der Ausgrabungen 10000 Rubel bewilligt. Zu gleichem Zweck werden in den nächsten vier Jahren (1901 bis 1904) alljährlich 10000 Rubel aus der Staatskasse gezahlt werden. P.

— William Henry Gilder, amerikanischer Journalist, der als Korrespondent des New York-Herald an mehreren Polarexpeditionen teilnahm, starb am 5. Februar dieses Jahres zu Moristown (New Jersey); er war 1838 zu Philadelphia geboren. Gilder war Mitglied der Leutnant Schwatka-Expedition zur Forschung nach dem Schicksal der Franklin-Expedition (1878 bis 1880) und nach der de Longschen Polar-Expedition auf dem Schiffe „Rodgers", das in der Beringstrafse 1881 verbrannte; auch an der Durchforschung des Lena-Deltas zum Auffinden der Überlebenden der Jeanette-Expedition beteiligte er sich und schrieb hierüber: Ice-Pack and Tundra: an Account of the Search for the „Jeannette", and a Siedge Journey through Siberia (1883); ferner Schwatkas Search: Sledging in the Arctic in quest of the Franklin Records.

W. W.

— Perdrizets Forschungen am oberen Sangha von 1896/97, über die im Globus, Bd. 73, S. 315 berichtet worden ist, erscheinen endlich in kartographischer Darstellung im letzten Heft des vorjährigen „Bulletins" der Pariser geographischen Gesellschaft im Mafsstabe von 1 : $1^1/_2$ Millionen. Perdrizet begab sich zunächst am oberen Sangha aufwärts auf dem Landwege nach Carnot und von da nordostwärts nach Guikora am Uom (fernster Punkt Clozels von 1895), den er abwärts bis zum 18. Grad östl. L. verfolgte. Die Richtung des Flusses ist eine westöstliche. Die Frage nach dem Verbleib des Uom, der übrigens nicht schiffbar ist, beantwortet Perdrizet dahin, dafs der Flufs nicht dem Logone zuströmt, sondern einem südlichen Nebenflufs des Schari, dem Bahr Sara, den Maistre 1892 oberhalb seiner Mündung gekreuzt hatte. Obwohl diese Anschauung mit Erkundigungen Ponels von 1892 übereinstimmt, wäre es unseres Erachtens nicht ausgeschlossen, dafs der Uom überhaupt nicht zum Scharisystem gehört, sondern in einen der Flüsse übergeht, die in der Gegend des Knies in den Ubangi münden. Seinen Rückweg nach Carnot nahm Perdrizet auf einem direkten südwestlichen Wege, wobei er die Oberläufe der als Lobai und Ibenga in den unteren Ubangi gehenden Flüsse kreuzte. Eine zweite Tour führte Perdrizet auf einem völlig neuen Wege am Mambere entlang nordwestwärts nach Kunde, dem bekannten Orte an der Ostgrenze Deutsch-Kameruns. Leider hat die erwähnte, sonst recht wertvolle Karte kein Gradnetz; man ersieht aber aus ihr doch, dafs Perdrizets Darstellung die Gebiete im Norden von Carnot gegen Clozels Darstellung nicht unbeträchtlich nach Osten verschiebt; so z. B. liegt Guikora nach Clozel fast nördlich von Carnot, nach Perdrizet nordöstlich davon.

— Keilhack führt in einem im Jahrbuche der Königl. Preufs. Geol. Landesanstalt für 1898 erschienenen Aufsatze: „Die Stillstandslagen des letzten Inlandeises und die hydrographische Entwickelung des pommerschen Küstengebietes" näher aus, welche Wirkungen die letzte oder dritte Eisperiode auf die Oberflächenform Pommerns und der angrenzenden Distrikte von Westpreufsen, Posen, Brandenburg und Mecklenburg ausgeübt hat und verweilt besonders eingehend bei der Darstellung der verschiedenen Stadien des Eisrückzuges innerhalb des Zeitraumes zwischen der Eisrandlage zur Zeit der vollkommensten Entwickelung des pommerschen Urstromthales und derjenigen Phase, während welcher nur noch der äufserste Nordosten des Landes zwischen Oder und Weichsel im Bann des Inlandeises lag. Die Konstruktion der zehn graphischen Darstellungen stützt sich auf die bei den geologischen Specialaufnahmen mit Sicherheit konstatierten Thatsachen, dafs von den subglacialen Rinnen die östlichen stets jünger sind als die westlichen und von den Randthälern jedes nördliche nicht nur jünger ist als die südlichen, sondern mit seinem Freiwerden von Eis dieselben auch mehr oder weniger trocken legt. Zum Schlufs wird noch die viel ventilierte Frage gestreift, ob sich die Ostseeküste in postglacialer Zeit gesenkt hat. Im Gegensatz zu Geinitz, Jentzsch und Behrendt spricht sich Keilhack gegen eine solche Senkung aus und zwar hauptsächlich, weil der Einflufs einer solchen eventuellen Bewegung auf die alten Urstromthäler und die heutigen Flüsse nirgends nachzuweisen ist. Referent ist der Ansicht, dafs aus den geistvollen Auseinandersetzungen Keilhacks noch wenig Licht auf die recenten Bildungen an der pommerschen Küste fällt, die in historischer Zeit mannigfache Änderungen erfahren haben und rechnet dahin auch z. B. die Möglichkeit, dafs die Cupov sich einst in den Lebasee, statt, wie jetzt, in den Gardersee ergossen hat. Halbfafs.

— In Betreff der Verbreitung des Wisent im Osten des europäisch-asiatischen Kontinents urteilt G. v. Westberg (Arbeit. d. Naturf.-Vereins zu Riga, Neue Folge, Heft 9, 1899): Innerhalb der Grenzen des Drudeschen mediterran-orientalischen Florareiches ist das Vorkommen des recenten Wisents mit einiger Gewifsheit nur an den Nordabhängen des persischen Küstengebirges und, wenn man des Solinus Glaubwürdigkeit nicht beanstanden will, auch noch im berühmten Tmolusgebirge zu konstatieren. Zwar hätte er ebenfalls am Südufer des Kaspimeeres in der Landschaft Talisch und an den Nordabhängen des Alburegebirges eine gedeihliche Existenz finden können, doch ist er hier nicht nachweisbar. Wo in Vorderasien die Knochenreste des Wisent gefunden wurden, gelangte man bald zur Erkenntnis, dafs sie sich als solche diluvialer Herkunft erwiesen. Aus denselben Gründen, wie der recente Wisent im gesamten Süden des mediterran-orientalischen Florenreiches nicht anzutreffen ist, hat er auch das indische Florenreich Drudes gemieden, welches die heifsesten Länder der Erde mit tropischer Vegetation umfafst und ihm in keiner Weise den seinen Bedürfnissen entsprechenden Unterhalt bieten kann. Der Wisent vermochte aus dem Banne seiner ihm durch Neigung, Gewohnheit und Ernährungsweise auferlegten Stabilität gemäfs seiner Natur nicht zu wandern, er verblieb stets ein Bewohner der Waldungen mit mitteleuropäischem Charakter, deren Erzeugnisse, wie auch ein nordisches oder Hohenklima ihm unentbehrlich sind.

Verantwortl. Redakteur: Dr. R. Andree, Braunschweig, Fallersleberthor-Promenade 13. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND" UND „AUS ALLEN WELTTEILEN".

HERAUSGEBER: DR. RICHARD ANDREE.  VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXVII. Nr. 13. BRAUNSCHWEIG. 7. April 1900.

Die Polaben im hannöverschen Wendland.

Von Dr. F. Tetzner. Leipzig.

Bilder nach Zeichnungen des Verfassers und Originalphotographieen von W. Bergmann. Lüchow.

I.

1. Siedelung.

Am Ende der Völkerwanderung finden wir auf altem germanischen Boden westwärts bis zu beiden Ufern der Elbe und Saale slawische Stämme. Das wieder erstarkte Deutschtum bewirkte Verdrängung und Germanisierung. Vor 100 Jahren waren von der grofsen Slawenwelle zwischen Elbe (Jeetzel), oberer Oder und Leba noch drei kleine Slaweninseln übrig: die noch bestehende sorbische in der Lausitz, die jetzt eben untergehende, völlig umschnürte slowinzische und die vor knapp 100 Jahren verschwundene polabische. Die polabische hatte ihre letzten Sitze an der Jeetzel, in den Kreisen Lüchow und Dannenberg. Sie hat einige Spuren in der Litteratur hinterlassen; eine Anzahl polabischer Worte sind im Dialekt der dortigen Deutschen bestehen geblieben.

Die Polaben wurden wahrscheinlich von Pipin oder Karl, mit denen sie im Bunde gegen die Sachsen waren, auf dem Gebiet ausgewiesener Sachsen angesiedelt. Die Geschichte vom „schönen Baum" geht auf einen wendischen Fürsten zurück, der im Sachsenkampf fiel, eine Eichel im Munde. Der sagenhafte Volksheld Jam Kahl kämpfte auch gegen die Sachsen. Karl weilte wiederholt bei ihnen, begünstigte sie und gilt als Begründer ihrer Rechte; auch die Ausnahmestellung im Erlafs des Zehnten und der Schutz der Sprache weist auf höhere Vergünstigung hin; das Christentum scheint willig Annahme gefunden zu haben. Zuerst berichten Adam von Bremen (Monum. German. 7, S. 283—398) um 1075, Helmold um 1172 (ebenda 21, S. 11—90), Saxo Grammaticus (1181 bis 1208) über sie, abgesehen von älteren Urkunden und vereinzelten Notizen bei Einhart, Widukind, Thietmar von Merseburg. Die ersten Landesherren waren die Grafen von Warpke, die späteren Grafen von Lüchow. Sie waren den Lüneburger Welfen unterthan, wufsten aber durch geschickte Lebensverbindung mit den Ratzeburger und Hagenower Bischöfen und durch Freundschaft mit Mecklenburg und Brandenburg sich ziemlich selbständig zu erhalten. 956 wird der Ort Clenze im Drawehn als erster polabischer Ort erwähnt, Lüchow 1144, Jeetzel 1244, Crummasel 1298. Um das Jahr 1000 tritt uns die vollständige Gaueinteilung entgegen: Lemgow, Öring, Bröking, In den Heiden, Gein, Drawehn. Der erste Lüchower Graf, Hermann I. (1145—1174), stand in einem Vasallenverhältnis zu Heinrich dem Löwen, den auch die Wendenhäuptlinge als Herrn anerkannten. Der letzte Lüchower Graf, Heinrich IV. (1278—1317), kämpfte in einem Kriege zwischen Brandenburg und Braunschweig-Lüneburg 1315 auf Brandenburgischer Seite und vererbte, da er ohne männliche Erben war, sein Land 1317 den Brandenburgern. Von deren Lehensgrafen erwarb es 1320 der Herzog Otto der Strenge von Lüneburg. Nun besafsen die Welfen das Wendland bis 1866. Das Gebiet selbst, das an der grofsen Handelsstrafse Leipzig-Hamburg liegt, tritt wiederholt in der Geschichte hervor. Das Rebenstorfer Urnenfeld, die Dannenberger Brakteaten, die alte Wendenkrone, Karls Aufenhalt in Lüneburg und Bardowik sind Zeugen des ersten Jahrtausends. Die Gefangenhaltung König Waldemars von Dänemark in Dannenberg, die Einführung der Reformation 1525, die schwedischen Bedrängnisse 1643, Karls XII. Aufenthalt im Waddeweitzer Krug 1714 sind Hauptdaten des zweiten. Im Befreiungskrieg brauche ich nur an die Namen Körner und Eleonore Prochaska zu erinnern. Auch ihren Sänger hat die Jeetzel gefunden in dem jugendlichen Sigmund von Birken, der 1648 als Erzieher im herzoglich-braunschweigischen Hause zu Dannenberg weilte. Er singt:

„Schöne Jeetze! Dein Gerinne
Hat mir oftmals zugehört,
Wenn die heifse Not verzehrt
Meine liebentbrannten Sinne.
Deine Wellen manches Ach,
Mir noch werden lallen nach. —
Liebster Ort begleite mich!
Mit dem Leib nur lafs ich Dich." —

Die alte Gaueinteilung hat sich bei Weg- und Brückenverbesserung noch heute als mafsgebend erhalten. Die Dorfanlage ist so ausgesprochen eigenartig, dafs man immer an eine gleichzeitige vorbedachte Gesamtbesiedelung eines Gemeindebezirks denken möchte. Inmitten prächtiger Waldbestände von Eichen, Ulmen, Buchen, Eschen, Birken, Weiden, Hollunderbüschen ist das Dorf gelegen. Es ist hufeisenförmig geplant, „ein Rundling", wie Jakoby die Anlage genannt hat. Abseits vom eigentlichen Dorf liegen grofse Gewanne, Feldanlagen, die später unter die Besitzer verteilt oder neu bebaut wurden. Jeder Ort hat seinen Ausbau, Koreitz, eine Art Vorstadt; manche besitzen noch ein Eichenfeld (Esterkamp), ein Noblisein, Barsing, Sopnug, abgesehen von der Hofkoppel (Zileitz) und dem Schulzenland (Jüsteneiz) (Fig. 1 und 2).

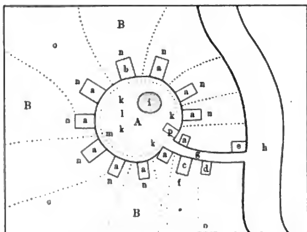


Fig. 1. Grundrifs (schematisch) eines Dorfrundlings im hannöverschen Wendland.

A Dorfplatz, B Prising, a Gehöfte mit dem Giebel nach dem Dorfplatz gekehrt, b Schulzenhaus, c Kirche, d Schule, e Wirtshaus, f Gottesacker, g Dorfzugang, h Landstrafse, i Dorfteich (meist zugeschüttet), k Milchkrugtische, l Linden- oder Eichenhain mit grofsen Setzsteinen (und ehemaligem Hirtenhaus), m Vorhaupt vor den Gehöften, n Klanzei, o Bäume, p Haus für Gemeindezwecke.

Die einzelnen Teile des Dorfes selbst sind der Dorfplatz, das Gehöft mit Vorhaupt und Klanzei, und das Prising. Den Mittelpunkt bildet der Dorfplatz; er ist fast kreisrund, ist mit Gras bewachsen, hat nur einen einzigen Zugang von der Landstrafse aus. Dieser wurde früher allabendlich abgesperrt, jetzt hat er sich zu einer neuen Dorfstrafse entwickelt, an der gewöhnlich Kirche und Schule stehen. In der Mitte des Dorfplatzes befindet oder befand sich ein Teich, die Notkuhle, die bei Feuersbrünsten gute Dienste that. Der Teich bietet Enten und Gänsen Aufenthalt. Neben ihm liegt immer ein kleiner Hain mit uralten Bäumen, an deren Fufs grofse Steine liegen. Hier setzt man sich abends nieder und erzählt, wenn man nicht auf der Hausbank sitzt. Früher stand inmitten des kleinen Haines das Hirtenhaus oder eine Art Gemeindehaus, wo sich die Familienvorstände versammelten. Die Kreuzbäume sind längst verschwunden, meist auch der Teich; die Molkereitische, auf die jedes Gut früh die vollen Milchkrüge zum Abholen setzte, verraten die neue Zeit. Ehemals stellte sich der Schulze vor sein Haus und rief früher wendisch, später deutsch sein „Kommt!“ oder „Herût“, um die Ältesten zur Beratung zu versammeln. Unter Umständen ging auch der Krückstock herum, jetzt ist beides verschwunden.

Um den Platz nun stehen symmetrisch die Giebelhäuser der Polaben; das Gehöft mit dem Prising bildet ein Segment. Zwischen dem Giebelhaus und dem Dorfplatz liegt ein neutrales Stück Raum, das Vorhaupt, wo die Kinder spielen, die Hausinsassen den Feierabend auf einer Bank zubringen und der Hund den Fremden anbellte (Fig. 3 und 4). Der charakteristische Vordergiebel besteht aus Balkenwerk mit Ziegelfüllung, schön farbig getüncht und sauber gehalten (Fig. 5 bis 7). Ehemals hatte man Fachwerk. Böse Mäuler erzählen, dafs hier und da bei versicherten Leuten das Fachwerk weggebrannt sei, weil man gesehen habe, dafs man mit der Versicherungs-Auszahlung schöne neue Häuser bauen könnte; ja, dafs ehemals das Fach nur 50 Pfennige (wegbrennen zu lassen) gekostet habe, jetzt müsse man mindestens 1 Mark geben.

Auf der Giebelspitze prangt eine blecherne oder hölzerne Giebelzier in Gestalt von Pferdeköpfen, Reichsäpfeln, Urnen, Kugeln mit Wetterfahne (Fig. 8 bis 13). Die drei wagerechten Balken des Giebeldreiecks sind gleichfalls farbig getüncht, und auf jedem Balken steht eine Inschrift, auf dem kurzen ein Grufs oder Sprichwort, auf dem mittleren der Anfang eines Gesangbuchliedes, auf dem dritten meist eine andere Lebensweisheit, öfters auf den vorigen Brand hinweisend. Den Eingang vermittelt überall die grofse Scheunenthorthür, zu deren beiden Seiten je eine niedrige Stallthür und ein kleines Fenster sich befindet. Über den Stallthüren steht wieder ein Sprichwort, über dem Thor aber der Name des Besitzerpaars und ihres Einzuges. Daneben hat man meist einen Blumenstock gemalt. Bei allen wichtigen Angelegenheiten wird durch diese Hauptthür gegangen. Sie führt über die Tenne zur Wohnstube (Dönz). Die Schafe, Ziegen, Pferde können auf die Tenne blicken; über ihren Ställen ist der Stroh- und Heuraum. Zwischen ihren Ställen und der Dönz, von der aus man die ganze Tenne und auch den Hof übersehen kann, liegen Knecht- und Mägdekammern. Dieses Haus selbst bietet nun durchaus nicht immer das ganze Gehöft, meist ist es nur ein Teil einer fränkischen Anlage, so dafs neben der einen Stallthür ein einfaches Thor auf den Hof führt, zu dessen Seiten rechts und links Wirtschaftsgebäude und Wohnhaus liegen, während Wagenschuppen und Schweineställe die anderen Seiten des Rechtecks bilden. Brunnen und Waschkuhle sind auf oder hinter diesem Hof. Hinter dem Wohngebäude liegt nun der kleine Garten (Klanzei) und dahinter der grofse Garten mit Wiese und Gartenland (Prising), wo die im Winter gewebte Leinwand gebleicht wird. In den Hausinschriften hat der Polabe mit mehr oder wenig Bewufstsein seine Gedanken niedergelegt. Sie sind unorthographisch geschrieben und rein deutsch. In polabischer Sprache ist bekanntlich aufser handschriftlichen Wörtersammlungen, einigen Gebeten, Fragstücken und dem „Brautlied“ nichts erhalten geblieben. Einige Giebelsprüche lauten:

1. Betrübt sah ich die Flamme brennen, die mein vorges Haus zerstört. Ich werde nun lobsingen können, dafs mir ein andres ist beschert. Gott will ich dieses übergeben, so wird er mein Beschützer sein.

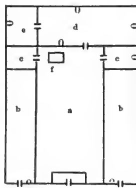


Fig. 3.

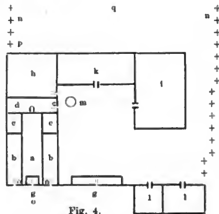


Fig. 4.

3. Grundrifs eines Küstener Wohnhauses. 4. Lübelner Gehöft.

a Tenne. — b Ställe. — c Gesindekammern. — d Dönz (mit Webstuhl, Bett, Tisch, Stühlen). — e Kammer. — f grofser Schrank. — g Thor. — h neue Wohnung. — i Wagenschuppen. — k Wirtschaftsräume. — l Ställe. — m Ziehbrunnen. n Zaun. — o Vorhaupt. — p Klanzei. — q Prising.

Thür. — ∩ Fenster.

An Gottes Segen ist alles gelegen.

2. Was das Feuer brannte nieder, gab so Gottes Güte wieder in der Tage kurzem Lauf, so hilft Gottes Hilfe auf. Preis und Dank sei unserm Herrn, seiner Hut (Hilf) vertraun wir gern, denn der Herr hilft nah und fern. — Gott schütz dies Haus vor Glut und Brand u. s. w.

Herr segne mich, dein Geist verleih, dafs, was ich treibe, glücklich sei, mit meinem Anschlag, That und Rat u. s. w.

3. Gott allein die Ehre.

Herr, wend in allen Gnaden, Krieg, Feuer, Wasserschaden, Sturm, Pest und Hagel ab.

Wo blieben unsere Häuser? Sie wurden als die Reiser verzehret durch die Glut. Wir suchen allerwegen, wo wir doch bleiben mögen, gleich wie ein armer freudig thut.

4. Gott allein die Ehre.

Ein feste Burg ist unser Gott, ein gute Wehr und Waffen, er hilft uns frei aus aller Not.

Was kränkst du dich in deinem Sinn und grämst dich Tag und Nacht, nimm deine Sorge, wirf sie hin, auf den, der dich gemacht. Hat er dich nicht von Jugend auf versorget und ernähret u. s. w.

Das vorige ward durch Feuer verzehrt.

5. Ehre sei Gott und dem Sohn.

Bis hierher hat mich Gott gebracht, durch seine grofse Güte, bis hierher hat er Tag und Nacht.

Hilf gnädig und ersetze auch, durch deinen reichen Segen, was Wind und Feuer, Dampf und Rauch in Staub und Asche legen, behüte, schaue diesen Ort von Glut und Brand und sei hinfort uns treuer Vater gnädig. Amen.

Joachim Heinrich Eickhoff, d. 13. April 1835. Maria Elisabeth Eickhoff, geb. Kraft.

Von Gott kommt das Gedeihn. (Derselbe Dolchower Spruch auch in Lübeln, 30. Juli 1805, bei Joachim Heinrich Schultz.)

Bete und arbeite.

6. Ich baue nicht aus Lust und Pracht, die Not hat mich dazu gebracht, das vorge ist vom Feuer verzehrt, Gott hat u. s. w.

Erbaue, was zerstöret, und was die Glut verzehret, ersetze diesen Brand, so wollen wir von neuen uns deiner Güte freuen und ehren dankbar deine Hand. Gott erhöre uns (auch in Lübeln 1805).

Aus- und Eingang segne Gott (Dolchow).

7. Gelobt sei Gott.

Gott Vater, ach für Glut und Brand und andre Not schütz unser Land, dafs unser und von Klagen frei dir u. s. w.

Was Gott thut, das ist wohlgethan, es bleibt gerecht sein Wille (die ganze Strophe bis „walten“).

Joachim Heinrich Flaack, den 6. März Anno 1835. Dorothea Elisabeth Flaack, geb. Glabbatz (Rebenstorf).

8. Gott mit uns.

Ein unglücklicher Abend, der 1. Oktober 1834. Mein ganzes Vermögen wurde ein Raub der Flammen.

Meine Seele wankte, da rief ich Gott an und kriegte Trost. Herr, wenn ich deinen Trost nicht hätte, so möchte meine Seele verschmachten. Mein Schöpfer, steh mir bei, sei meines Lebens Licht, dein Auge leite mich.

Johann Friedrich Martens, den 28. April Anno 1835. Anna Elisabeth Martens, geb. Glabbatz (Rebenstorf).

9. Gott schütze dies Haus.

Ich baue u. s. w.

Was das Feuer u. s. w.

An Gottes Segen ist alles gelegen.

(Buchstäblich) Ach Gott dis ganze Haus bewar für Feuer-Schaden und Gefar.

Jesu Mein Trost Hilf Freude und zier Mein Haufs und Hertz Stehet Hoffen dir

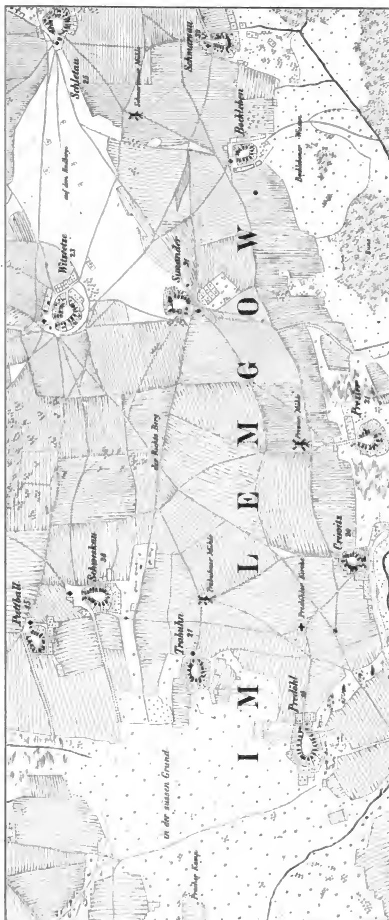


Fig. 2. Südöstlicher Teil des hannöverschen Wendlandes vor der Landesvermessung von 1775. Links oben Dangenstorfer Fluren; die Teilung der einzelnen Gewanne aufserhalb des Dorfrundlings mit Prising ist genau wiedergegeben, so z. B. bei Puttball. Westwärts stöfst direkt an unser Gebiet Lübbow und der Rebenstorfer Urnenfriedhof, ostwärts das Arendseegebiet in der Provinz Sachsen.

Ach Komme mit deinen Segen darein so Werde Ich reich und selich sein.

Joachim Glassak, Maria Elisabet Bacheratzen, den 27. April 1726.

10. Was Gott thut, das ist was Gott thut das ist. (Bete und arbeite.)

Dies Haus lafs gesegnet sein vom Anfang bis zum Ende, Wo u. s. w.

Christoffer Mutterhom (?), Catharina Elisabeth M., den 25. April A. D. 1777.



Fig. 5. Altes Haus in Belitz, 1777.

11. Gott ist, der das Vermögen schafft, was Gutes zu vollbringen, er giebt uns Segen, Mut und Kraft und läfst das Werk gelingen. Ist er mit uns, giebt sein Gedeihn, so mufs der Zug gesegnet sein.

Joachim Cristoph Schütz. Anna Elisabeth Schulzen, d. 28. März 1827 [1]).

2. Kleidung und Gerät.

Die Wohlhabenheit der Polaben hat es mit sich gebracht, dafs Kleidung und Gerät immer moderner wurden und jetzt fast nirgend von dem in anderen deutschen Dörfern üblichen abweichen. Aufser der dutenförmigen, weifsen Kopfbedeckung einiger Polabinnen, kann man wohl noch einmal bei einer goldenen Hochzeit die aufbewahrte, alte, prunkende Brauttracht sehen, die hier und da in den mächtig grofsen Koffern bewahrt wird; aber auch sie war nur eine Entwickelungsform und war, wie alle polabischen Trachten, so häufig der Veränderung unterworfen, dafs der alte Parum-Schultz gewissenhaft von Zeit zu Zeit berichtet, welcher Luxus in dem und jenem Jahre Mode sei. Am reichhaltigsten bewahren die Museen Kleidung und Gerät der Polaben. Es lohnt sich, einmal auf diese einzugehen. Abgesehen von kleineren Privatsammlungen kommen zwei in Betracht, das Lüneburger und Lübelner.

Das Lüneburger grofse Museum hat eine besondere Wendenstube, die der Hauptsache nach Gegenstände enthält, die bis vor kurzem, seit etwa 100 bis 200 Jahren, in Gebrauch waren. Ein wendisches Brautpaar um 1800, angethan mit Originalkleidung und -Schmuck bildet den Mittelpunkt. Goldene, silberne und Myrthenbrautkronen, Timpmützen in verschiedenen Formen und Farben, wie sie beim Trauern, Austrauern, sowie bei tiefer Trauer, beim Abendmahle und bei freudigen Angelegenheiten gebräuchlich waren, Kopftücher, Kindermützen,

[1]) Polabische Litteratur. Laut- und Formenlehre der polabischen Sprache von August Schleicher, St. Petersburg 1875. — Hilferding, Die sprachlichen Denkmäler der Drevjaner und Glinianer Elbslawen im Lüneburger Wendlande, aus dem Russischen von J. E. Schmaler, Bautzen 1857. — K. Henninge, Das hannoversche Wendland, Lüchow 1862. — K. Hennings, Sagen und Erzählungen aus dem hannov. Wendlande, Lüchow 1864. — Warmbold, Beiträge zur Geschichte des hannov. Wendlandes, Lüchow 1895. — Protokoll aus den Verhandlungen der Bezirkssynode Dannenberg vom 19. Juni 1883, Dannenberg 1883. — Johann Georg Keyfslers Reisen, herausgeg. von Schütze, Hannover 1776 (II, S. 1376 bis 1378, Hildebrandts Bericht). Annalen d. Braunschw. Läneb. Churlande VIII, 2, Hannover 1794 (S. 269—287). Nachricht v. d. Chronik d. wend. Bauern Johann Parum Schulze. — Eduard Ziehen, Geschichten und Bilder aus d. wendischen Volksleben, Hannover 1874. — E. Ziehen, Wendische Weiden, Frankfurt 1854. — R. Rocholl, Christophorus, 1862. — L. Giesebrecht, Wendische Geschichten 780—1182; 1843. — August Meitzen, Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen etc., Bd. II, Berlin 1895 (S. 475—493). — Das serbisch-wendische Schrifttum in der Ober- und Niederlausitz von A. N. Pypin, übersetzt von Tr. Pech, Leipzig 1894 (S. 1—10, auf 10—11 Litteraturangabe). — A. Brückner, Die slawischen Ansiedelungen in der Altmark etc., Leipzig 1879. — Festschrift zur Saknlarfeier der k. Landw. Ges. zu Celle, Hannover 1864, I, 2. — R. Andree, Braunschweiger Volkskunde, Braunschw. 1896 (361 f.). — R. Andree, Wendische Wanderstudien, Stuttgart, Maier 1874. — C. C. H. Burmeister, Über die Sprache der früher in Mecklenburg wohnenden Obodriten-Wenden, Rostock, Oeberg, 1840. — W. Bergmann, Bilder aus dem hannoverschen Wendlande, Originalphotographieen, Lüchow, Bergmann, 1899.



Fig. 6. Häuser in Schreyahn.
Im Vordergrunde Dorfplatz, am Vorhaupt Steine zum Setzen, im Hintergrunde Bäume des Prisings.

Nacken- und Kragenschleifen, Trauerkragen, Abendmahltücher und -Schürzen, Tanzoberhemden, Stirnbinden, Mützen- und Kranzbänder, Handschuhe und Schürzen, Wams und Ziereinsatz bietet sich uns in allen Mannigfaltigkeiten dar. Auch lange silberne Ohrbommeln und anderer Zierat ist beigefügt. — Die männliche Tracht tritt uns in langen Feldröcken und kurzen Jacken, langen und kurzen Hosen, in schönen „Siebenthalermützen", Klapp-, Winter- und Zipfelmützen, Halsbinden, ungewöhnlich hohen und breiten Cylindern, Seidenwesten und Leinenanzügen, Markt- und Feiertagstrachten entgegen. Eine silberne Meerschaumpfeife mit gesticktem Tabaksbeutel und Pfeifenstocher scheint des Bräutigams untrennbares Gut gewesen zu sein. Brille, Schnupftabaksdose, Bürste und Uhrkette, Schuhspangen, bunte Schirme und etwa $1^{1}/_{2}$ m hohe, mit langem Silberbeschlag versehene Spazierstöcke vervollkommneten den äußeren Menschen. Ein Donnerkeil wurde gegen Krämpfe gebraucht. An Mannigfaltigkeit stehen die Hausgeräte nicht nach, ich habe aber kein einziges Stück gesehen, das in derselben Art nicht auch vor 50 bis 100 Jahren im Elster- und Pleißengebiet ge-



Fig. 7. Dorfansicht in Schreyahn.



Fig. 14. Großvater mit Haspel im hannöverschen Wendland.

braucht worden wäre. Wir sehen den dauerhaften Tisch mit derben Holzstühlen und Bänken, Lehnstuhl, Wiege, Koffern, Schemeln, Spinnstuhl und Spinnrad, eine Zunderschachtel, deren linke rechteckige Vertiefung Schwefelfaden, Stahl und Stein, deren rechte quadratische aber Zunder enthält. Zinnerne Teller, Kannen, Krüge, mit Deckel versehen, Salzfäfschen (1 dm hoch und breit), Butterteller (2 dm hoch und breit), Leuchter erinnern an Wohlhabenheit. Tassen und Milchtöpfe, Butterdosen und Kiepen, Suppenschalen und Branntweinbowlen, Sand- und Standuhren, Lampen mit birnenförmigem, die Zeit anzeigendem Glasbehälter, grofse Holzschachteln für Tücher und Schürzen ergänzten das Hausgerät. Gesangbuch und Hauspostille und ein paar Schriften von Hennings verraten, dafs auch geistige Interessen nicht ganz mangelten.

Hechel und Haspel, Backhammer und Backmulter, Schwingblock und Schwinge, Garnrolle und Spulenbehälter, Nähkorb und Hakenpflug gemahnen an die Beschäftigung der Polaben, die Kirchenstöcke an eine weit verbreitete kirchliche Einrichtung (Fig. 14 u. 15). Vieles eigenartige, dem Wendland angehörige, ist aufserhalb der Wendenstube unter die allgemeinen Sammlungen eingereiht. Die alten, teilweise recht zierlich geformten Urnen, wie sie in grofser Zahl zu Rebenstorf gefunden worden sind, enthielten aufser Birkenharz, Beinkämmen, Kleiderresten, besonders einige Münzen aus der Zeit Mark Aurels und Antonins. Nach der gewöhnlichen Annahme entstammen diese also wohl vorwendischer Zeit; dies gilt natürlich auch von den bei Dannenberg gefundenen Brakteaten und von den Steinbeil- und Bronzefunden, aber nicht von der „Wendenkrone". Eine Eigenart bewahren zahlreiche Gegenstände, insofern sie mit Inschriften versehen sind. Aufser Grabplatten und Hausgiebeln versah der Polabe auch seine grofsen Holzschachteln, seine Teller, seine Schränke und Zierfenster mit Sprüchen. Die bunten Holzschachteln, deren ovale Grundform über $^1/_3$ m lang ist, haben auf dem Deckel meist ein farbiges Bild, ein Liebespaar und einige Bäume oder dergleichen darstellend. Darunter stehen die Verse:

„Auf dem Markt zu Sathemin,
Tanz ich mit meiner Katherin".
Oder: „Auf dem Markte zu Sathemin,
Da tanzten wir sonst nach der Violin."

Ein grofser Schrank des Lüneburger Museums enthält plattdeutsch folgende Inschrift:

„Ein neues Haus, gesunder Leib,
Ein reinlich Bett, ein schönes Weib,
Ein frisches Brot, ein gut Glas Wein,
Was kann auf Erden besser sein."

Die unbeholfenen Glasfenster aber, die scheinbar mitunter als Hochzeitsgeschenke dienten, bieten in der Mitte einen Reiter dar oder einen Kammerwagen, dessen Pferde Hirschgeweih tragen, wohl auch ein Schiff; unter diesen Figuren steht dann der Name des Besitzers. Rundum aber befinden sich Verse, wie die folgenden:

1. „Was frage ich nach der bösen Welt,
Ob sie mich lobe oder schelt.
Ich habe für mich ein' treuen Gott,
Der beschert mir wohl mein täglich Brot."

2. „Geld ist Geld, Welt ist Welt,
Wohl dem, der seinen ehrlichen Namen behält."

3. „Glauben halten ist wohl fein,
Gedenke du junges Mädelein,
Und lafs dich nicht betriegen,
Sonst mufst du rumpeln mit der Wiegen."

4. „Distel und Dorn stechen sehr,
Aber falsche Zungen noch viel mehr,
Doch will ich mich lieber in Disteln und Dornen baden,
Als mit falschen Zungen sollen beladen."

5. (Claus Singelmann 1720) „Alles mit Gott thu fangen an,
so wirst du Glück und Segen han."

6. Menschen-Fleifs gar nichts gelingt,
Wo Gott nicht seinen Segen bringt."

7. „Feinde kommen zum andern in der Nacht,
Aber Mann und Weib noch viel mehr."

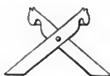


Fig. 8.



Fig. 9, 10, 11.

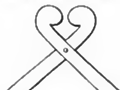


Fig. 12.



Fig. 13.

Fig. 8. Flacher Giebelschmuck aus Holz (Klennow). Fig. 9 bis 11. Körperlicher Giebelschmuck aus Zink (Dolgow). Fig. 12. Flacher Giebelschmuck aus Holz (Dolgow). Fig. 13. Giebelbrett mit Giebelschmuck.

8. „Wem Gott nicht giebt sein Rat und Gunst,
So ist all unser Thun umsonst.“

9. Ps. 38, 8 (? 19): „Ich zeige meine Missethat an
und sorge für meine Sünde.“

Das Lübelner Museum, das leider der nötigen Pflege entbehrt, enthält einige interessante Stücke neben vielem Altbekannten. Ein 40 cm langer, 10 cm starker, vorn abgeschrägter Granitcylinder wird als Pflug- oder Hakenspitze gedeutet. Daneben wäre die 35 cm lange und breite, herzförmige Eisenpflugspitze und ein noch spitzeres Hakenpflugeisen schon ein bedeutender Fortschritt. Da die Stücke des Lübelner Museums sämtlich der nächsten Umgebung entstammen, gewähren sie ein hübsches historisches Bild. Da liegt friedlich Steinaxt und ovaler Handmahlstein neben den Uniformen der Lützower, der wendischen Braut und dem Marktgänger, mächtig grofse Haarkämme neben alten Geschossen und Feuerzeugen. Ein salzfafsähnliches Näpfchen hatte den Zweck „Feuer zu erhalten“. Eine meterlange Halskette mit Halsring, Gliedern und Schlofs erinnert an die Zeit entwürdigender Kirchenbufse. Eine viertelmeterhohe Tabaksdose, eine ebenso hohe zinnerne und blecherne Öllampe, eine Goldwage, eine grofse Laterne mit hornenem Lichtloch, eine uralte thönerne Kinderklapper (Verhandl. d. Berliner Anthrop. Ges., 16. Jan. 1892) in Menschenform, zahlreiche glasierte und unglasierte, vasen- und krugförmige Urnen fesseln unser Augenmerk. Ein Bauer ist dargestellt, wie er nach der Stadt aufbricht. Er hat eine langgestreifte, grün und rote, kurze Jacke und zugeknöpfte Weste, erstere ist offen und rechts und links mit sechs Silberknöpfen besetzt. An die weifsen Kniehosen sind die Wollenstrümpfe angefädelt. Die Lederschuhe sind vorn mit einer gelben rechteckigen Schnalle verziert, so dafs noch der Strumpf durchschimmert. An einem Jackenknopf hängt der Tabaksbeutel mit Zubehör, im Munde hält der Bauer die schöne topfähnliche Meerschaumpfeife. Den Kopf ziert ein schwarzer Dreimaster mit schwarzweifsgelbschwarzer Kokarde in der Form einer halben Ellipse. In der Hand trägt er den langen Spazierstock. — Statt der Silberknöpfe sieht man auf anderen Kleidungsstücken grofse Messingknöpfe, statt der weifsen Hosen langstreifige bunte; die Jacke ist zuweilen schwarz. — Der Brautkranz aber ist mit seiner Raute und Flittern, vielen Bändern und Gehängen aufs verschiedenartigste verziert; der schwarze Brautrock berührt den Boden, die weifse Brautschürze umschliefst den Rock. Bekanntlich ist in der Mark bei alter Tracht die Schürze länger als der Rock.



Fig. 15. Polabische Spinnerin.

Hier sei noch einiger eigentümlicher Ausdrücke gedacht, wie Poleitzki (Büchse), Anatter oder Heinotter (Storch), Aust (Erntefest), Köst (Festspeise), Knbel (feines Roggenbrot), Pagleizen (Gebäck) etc. Charakteristisch ist die Behandlung des anlautenden Vokals; man sagt für „Der Hase hängt auf dem Hofe an dem Haken“: „de as ängt hupn of han aken“; diese Mundart heifst „Wendisch-Platt“.

Togo im Jahre 1898/99.

Von H. Seidel. Berlin.

Wieder ist es uns vergönnt, an dieser Stelle einen zusammenfassenden Bericht über die Entwickelung des Togogebietes — auf die letzte Jahresperiode bezogen — der Öffentlichkeit vorzulegen, und wieder müssen wir mit einem Hinweis auf neuerliche Grenzverträge beginnen. Denn die endgültige Regelung der Samoafrage hat uns neben anderen Überraschungen auch die lange erwartete Repartition der seit fast 12 Jahren strittigen „neutralen Zone“ im nordwestlichen Togo gebracht. Nach Artikel V des Abkommens soll fortan der Dakaflufs bis zu seinem Schnittpunkte mit dem 9. Breitengrade die Scheide zwischen dem englischen und dem deutschen Besitz darstellen. Von da ab wird die Grenze durch eine, von einer gemischten Kommission noch festzustellende Linie gebildet, die aber so verlaufen soll, dafs die Länder Mampruschi und Gambaga an England, die Länder Yendi und Yakoschi dagegen an Deutschland fallen. Leider birgt diese scheinbar unmifsverständliche Klausel die Gefahr in sich, dafs bei der schliefslichen Aufteilung neue Schwierigkeiten entstehen werden. Das zeigt sich sofort bei einem Blick auf die deutschen und die englischen

Karten der betreffenden Territorieen. Bei uns sieht man auf Grund der Reisen und Forschungen von Major v. François, Dr. Gruner, H. Klose, v. Carnap und Graf Zech die Landschaft Yendi als identisch mit Dagomba an, das sich in einem flachen, nordwestlichen Bogen bis an den weifsen Volta erstreckt und erst am Flüfschen Kluga zu Ende geht. Mampruschi und Gambaga würden dann eine nach Osten einschneidende Enclave ausmachen, deren Nordrand wenig unterhalb der bisherigen Togo-Nordgrenze zum weifsen Volta zurückkehrt. Ganz anders fassen die Briten die Sache auf. Sie ziehen die Gemarkung dicht vom Schnittpunkt des Daka mit dem 9. Parallel in geringer westlicher Ausbuchtung ziemlich direkt nach Norden, so dafs wir von der „neutralen Zone" eben ein Drittel übrig behalten würden! Vor der Hand weist man bei uns derartige Gelüste entschieden zurück; denn nach den Schutzverträgen, die Kurt v. François am 24. März, am 7. Mai und am 11. Juni 1888 mit den Herrschern von Yendi-Dagomba und von Salaga abgeschlossen hat, sind wir Deutsche eigentlich zum Alleinbesitz des Ganzen berechtigt. Trotzdem verfolgt uns die Sorge, dafs es zuletzt nicht nach unserem, sondern nach Englands Willen gehen wird.

Wir haben in Togo schon genug daran geben müssen! Nun liefern wir den nimmersatten Vettern aufser Mampruschi und Gambaga auch noch Salaga aus, das unter dem britischen Regiment — man mag von einzelnen Stellen dagegen sagen, was man will — in kurzer Zeit „seine alte, glanzvolle Bedeutung als Centrum des ganzen Sudanhandels wieder erlangen wird." So urteilt einer der besten Togokenner, Hauptmann Herold, über jenen wichtigen Platz, und kein anderer als Major v. François stimmt ihm darin bei.

Nach dem Abkommen vom 14. November 1899 würde sich der Flächenraum Togos auf 102 000 qkm stellen; die Kolonie wäre dann so grofs wie Bayern, Württemberg und Hessen zusammen, vorausgesetzt, dafs die neutrale Zone nach deutscher Auffassung geteilt wird. Anderenfalls hätten wir von jener Zahl noch 16000 bis 17000 qkm, d. h. soviel wie beide Mecklenburg, abzuziehen, und die hochbedeutsame Handelsstrasse von Salaga über Gambaga ginge an England verloren. Ebenso bedenklich erscheinen uns zwei weitere Lücken in dem jüngsten Vertrage, nämlich, dafs man es 1. nicht durchgesetzt hat, das von uns längst begehrte, geographisch mit Togo eng verbundene Umland von Kitta in unseren Besitz zu bringen, und dafs man es 2. unterlassen hat, die deutsch-englische Grenze vom linken Voltaufer dahin zu verlegen, wohin sie bei Flufsgrenzen gehört, also in die Mitte des Stromlaufes oder — um allen Mifsdeutungen vorzubeugen — in die Mitte des Fahrwassers.

Seit Jahren wollen die Klagen über die englischen Handelsbelästigungen in Kete-Kratschi nicht verstummen, und zwar kommen diese Beschwerden nicht blofs von privater Seite, sondern von den kaiserlichen Stationsleitern auf Hedwigswart. So lesen wir in den letzten „Denkschriften" (Aktenstück Nr. 508, dem Reichstag vorgelegt am 2. Dezember 1899) Seite 32 folgende erstaunliche Mitteilung. „Der Handel in Kete hat auch in diesem Berichtsjahre eine weitere erhebliche Einbufse erlitten durch die von der Verwaltung der englischen Goldküste getroffenen Anordnungen. Die schon im Vorjahre gemeldete Einrichtung einer Fähre bei Kratschi mit hohen Fährsätzen (5 Shilling für je 50 englische Pfund Waren) hatte zur Folge, dafs die Kolahändler, um diesen Ausgaben zu entgehen, vorgezogen haben, von Ateobu kommend, den Umweg über Yeggi zu machen, von wo sie dann, wenn sie das Togogebiet passieren wollten, über Kratschi gereist sind. Das Landen des von Ada den Volta aufwärts gebrachten Salzes auf dem deutschen Ufer ist seitens der englischen Regierung neuerdings gänzlich untersagt worden ... Die hier ansässige Firma Chevalier & Co. darf von Kratschi aus Produkte auf dem Volta nach Ada erst dann verschiffen, wenn sie für ihre Ladung, welche auf dem gegenüber Kratschi befindlichen englischen Posten deklariert werden mufs, Fährgeld entrichtet hat."

Eine Erklärung zu dieser „Politik der offenen Thür" dieser „Liberty of trade", ist unnötig. Facta loquuntur!

Ehe wir jetzt die inneren Verhältnisse Togos besprechen, müssen wir zuvor einen Blick in den neuen Etat der Kolonie werfen. Sie bezieht von sämtlichen Schutzgebieten die geringste Beihülfe durch das Reich. Bis 1898 hat sie jegliche Ausgaben allein zu decken vermocht und dabei in manchen Jahren noch ein erhebliches Plus erzielt. Erst 1899 empfing sie einen Zuschufs im Betrage von 254 100 Mk.; dieser ist für 1900 auf 270 000 Mk. erhöht, weil die Einnahmen aus Steuern und Zöllen um 82 000 Mk. niedriger angesetzt werden mufsten. Dabei haben wir wirtschaftlich kein schlechtes Jahr in Togo gehabt. Der Export von Palmöl und Palmkernen ist gegen die Dürrejahre auf mehr als das Doppelte gestiegen, und auch die übrigen Ausfuhrartikel weisen einen erfreulichen Zuwachs auf. Die Ursache des Rückganges liegt also anderswo, und zwar einmal in der beregten Voltasperre und zweitens in der unzulänglichen Aufsicht im Monodreieck. Hier war der Zollverwalter von Klein-Popo „nebenamtlich" mit den zahlreichen örtlichen Geschäften im Bezirke, sogar „mit der Rechtspflege gegenüber den Eingeborenen" betraut worden. „Infolge der durch das deutsch-französische Abkommen herbeigeführten Gebietserweiterung haben diese Bezirksgeschäfte einen solchen Umfang angenommen, dafs sie sich ohne Störung des gesamten Dienstbetriebes mit den Zollgeschäften in einer Hand nicht mehr vereinigen" liefsen. Daher ist im jetzigen Etat die Summe von 3600 Mk. bis 6600 Mk. für einen Bezirksamtmann und einen Polizeimeister ausgeworfen. Dieses sucht man natürlich durch sonstige Ersparnisse wieder einzubringen, und so ist z. B. die bereits für 1897/98 geplante Umwandlung der 150 Mann starken Polizeitruppe in eine Schutztruppe von 250 Mann noch „fernerweit vertagt". Zur Unterhaltung der Inventarien, Gebäude, Grundstücke und Gärten werden 48 000 Mk. gefordert, zu denen als „einmalige Ausgabe" noch 95 000 Mk. für „öffentliche Arbeiten" kommen. Als solche nennt der Etat in erster Linie die „vollständige Einrichtung des Gouvernements" in Lome, dann den Bau des neuen Bezirksamtes in Klein-Popo und endlich auch die Erweiterung des Strafsennetzes. Leider wird gerade für diesen vornehmsten Zweck wohl nicht viel übrig bleiben, und so darf uns — wie eine Kritik in der „Deutschen Kolonialzeitung" 1899, S. 509 treffend bemerkt — „ein weiterer Rückgang der Einnahmen an Zöllen und Steuern gar nicht Wunder nehmen; daran werden auch die prächtigsten Verwaltungsgebände nichts ändern."

Am verblüffendsten wirkt aber die Thatsache, dafs die 30 000 Mk., welche 1899 zu Vorarbeiten für die Landungsbrücke in Lome bestimmt waren, diesmal im Etat ganz fehlen! Dabei haben alle Kenner Togos einmütig erklärt, dafs der Mangel dieser Brücke den schwersten wirtschaftlichen Nachteil für die Kolonie bedeutet. „Der Bau des Kommissariats in Sebbe 1886", schreibt Major v. François, „wurde hierdurch um ein Drittel teurer und ging nur sehr langsam von statten.

Schon diese Erfahrung hätte dahin führen müssen, die Frage der Herstellung einer gesicherten Landungsstelle allen anderen voranzustellen und schnell zur Durchführung zu bringen. Die französischen diesbezüglichen Anlagen an verschiedenen Punkten der Küste Senegambiens konnten uns schon damals als Muster dienen."

Da die Landungsbrücke nicht beliebt wird, so ist es selbstverständlich, dafs auch von etwaigen Eisenbahnen kein Wörtlein verlautet. Nicht einmal die Strecke von Lome über Porto Seguro nach Klein-Popo darf auf baldigen Vollzug rechnen. Und doch veranlafsten die „unzureichenden Verkehrsverhältnisse" bereits 1888 die derzeitige Kolonialleitung zu einer zweiten Entsendung des Herrn v. François nach Togo, um die von ihm vorgeschlagene Trace Lome = Yo einer erneuten Prüfung zu unterziehen. — Jetzt ruht die Sache!

Gleichwohl hat der Etat auch seine Lichtseiten. Zunächst erschreckt er niemand durch grofse Zahlen; denn er balanziert in Einnahme und Ausgabe mit 750000 Mk. Weniger läfst sich für ein Land von 100000 qkm und reichlich 3 Millionen Einwohnern kaum verlangen. So sind denn für Expeditionen und Stationen 190000 Mk. ausgesetzt, ferner 49700 Mk. für den Unterhalt des farbigen Personals der Civilverwaltung und 60000 Mk. für die 150 Mann der Polizeitruppe. Sehr zu loben ist es, dafs der vorletzte Posten ein Mehr von 1100 Mk. empfangen hat, die zur Heranbildung deutsch sprechender Dolmetscher, Zollaufseher, Kanzlei- und Heilgehülfen, Unterlehrer u. s. w. verwendet werden sollen. Auch die Missionen erhalten einen Beitrag, der für jede der vier im Schutzgebiete thätigen Gesellschaften, die Baseler zum erstenmale eingeschlossen, 1000 Mk. beträgt.

Doch das sind Kleinigkeiten. Im allgemeinen wird der Leser aus dem Vorstehenden den Eindruck gewonnen haben, dafs keine unserer Kolonieen seitens der Regierung so stiefmütterlich behandelt ist und wird, wie unser schönes Togo, das nie durch Kriegslärm oder Millionenforderungen den Reichstag erschreckt hat. „Schon in den ersten Jahren des Besitzes wurden nicht nur die Verwaltungskosten gedeckt, sondern auch Zuschüsse zu den über alles Erwarten kostspieligen Kamerunexpeditionen Ende der 80er und Anfang der 90er Jahre abgegeben. Die zur Erforschung des Togohinterlandes in derselben Zeit vom Reiche entsandten Expeditionen erforderten nur ein Zehntel der Kosten der Kamerunexpedition und erschlossen in kurzer Zeit das Hinterland in seinem weitesten Umfange. Durch das richtige und umsichtige Vorgehen dieser Expeditionen wurde das Schutzgebiet gleich zu Anfang in eine äufserst günstige wirtschaftliche und politische Lage gebracht. Die Strafsen nach dem Innern bis in das südliche Nigerbecken wurden dem Verkehr geöffnet, der Handel aus diesen Gebieten von der englischen Goldküste nach der deutschen Küste gelenkt, die Häuptlinge im Randgebirgsgebiete auf den Wert und die schonende Ausnutzung der in den Waldungen vorkommenden Gummiliane aufmerksam gemacht und auf einen infolge des Eintretens eines gesteigerten Verkehrs nötigen intensiveren Anbau von Lebensmitteln hingewiesen. Die Expeditionen schlossen Schutzverträge ab mit den Adeli und den stark bevölkerten Sultanaten des oberen Voltagebietes: Salaga, Yendi, Gambaga, Karga und Nantong, knüpften überall freundschaftliche Beziehungen mit den Eingeborenen an, versöhnten die vielen kleinen in Fehde miteinander lebenden Gebirgsstämme und erweckten bei den Schwarzen Vertrauen zu dem weifsen Manne, so dafs unserer Togokolonie Zustände erspart blieben, unter denen Teile Kameruns noch jetzt und in Zukunft leiden werden."

Mit diesen Worten schildert Herr v. François in treffender Weise die stille und doch gedeihliche Entwickelung unseres vielfach als Aschenbrödel behandelten Schutzgebietes, und wir stehen jetzt vor der Aufgabe, jene Darlegungen des näheren zu illustrieren, besonders durch Beigabe des erforderlichen Zahlenmaterials.

Noch vor zehn Jahren bezifferte sich das weifse Element in Togo auf nicht mehr als 35 Köpfe, unter denen sich nur ein Engländer und drei Franzosen befanden. Letzteres Verhältnis ist ziemlich stationär geblieben, abgesehen von einem plötzlichen Zugange bei den Franzosen im Jahre 1894. Das Weitere ergiebt sich aus der folgenden Tabelle, bei der wir die in einzelnen Jahren mit je einer einzelnen Person auftretenden und deutsch redenden Österreicher, Schweizer, Holländer oder Luxemburger der Kürze halber unseren Landsleuten zugeteilt haben. Die Frauen und Kinder sind an den entsprechenden Stellen mitgezählt; auch sei noch erwähnt, dafs sich die Angaben, mit Ausnahme der untersten Reihe, die vom 30. Juni 1899 stammt, stets auf den letzten Dezember jedes Jahres beziehen.

In der Kolonie wohnten:

Im Jahre	Weifse überhaupt	Deutsche	Engländer	Franzosen	Beamte	Geschäftstreibende
1890	35	31	1	3	Keine Angaben	
1891	50	42	1	6	Keine Angaben	
1892	59	51	2	6	17	24
1893	67	58	4	5	19	26
1894	88	74	4	10	20	34
1895	96	87	2	7	22	34
1896	91	85	2	4	26	30
1897	110	105	3	2	31	30
1898	113	109	4	—	41	29
1899	118	113	3	2	47	35

Lehrreich an dieser Staffel ist zunächst das kontinuierliche Anwachsen des Beamtenstabes, der sich seit 1892 fast verdreifacht hat. Viel spärlicher und langsamer erhöhte sich dagegen der Bestand der Geschäftstreibenden, zu denen wir in den letzten vier Jahren noch die zwei oder drei Pflanzer, die in der Kolonie arbeiten, zugeschrieben haben. In Zukunft wird sich auch hierin eine Änderung vollziehen, da die kapitalskräftige Firma Sholto Douglas auf Grund ihrer ausgedehnten Landerwerbungen die Anlage von Plantagen im grofsen Stil am Agugebirge und seiner Nachbarschaft vorbereitet.

Die in unserem vorigen Berichte öfter beklagte Dürre ist im letzten Jahre nicht wieder aufgetreten. Die Hauptregenzeit im Frühling 1898 setzte gleich mit aufsergewöhnlicher Heftigkeit ein und dauerte bis in die zweite Hälfte des August ungeschwächt fort. Die Hoffnung auf eine gute Ernte wurde noch verstärkt, als schon Mitte September von neuem starke Niederschläge fielen, die stellenweise bis in den November anhielten und noch für Monate hinaus eine seit langen Jahren nicht erreichte Höhe des Wasserstandes zur Folge hatten. Zum Glück zog diese Feuchtigkeitsfülle für die gesundheitliche Lage keine besonderen Störungen nach sich. Weder Erkrankungen noch Todesfälle verrieten eine steigende Kurve. Von den im Schutzgebiete ansässigen Europäern starben fünf, darunter ein Säugling. Leider gehörten zu diesem Verluste zwei Männer, die sich um die Kolonie erhebliche Verdienste erworben hatten. Zuerst erlag im März 1899 in Klein-Popo der Gründer und langjährige Leiter des Nachtigalkrankenhauses, Oberstabsarzt Dr. A. Wicke, dessen Abscheiden weit über die Grenzen Togos hinaus allgemeine Teil-

nahme erweckte. Denn nicht blofs seine Verwandten, Freunde und Patienten, sondern ebenso sehr die medizinische Wissenschaft und die Tropenhygiene wurden durch seinen Heimgang aufs schmerzlichste betroffen. Wenige Monate später entschlief zu Kirikiri der Oberleutnant Valentin v. Massow, zuletzt Führer der deutschen Abteilung bei der deutsch-französischen Grenzkommission, der sich aufser durch verschiedene Expeditionen gegen unruhige Stämme des Hinterlandes auch durch wissenschaftliche Aufnahmen vorzügliche Anerkennung erworben hatte.

Das fruchtbare Wetter im Sommer und Herbst 1898 äufserte bald seine belebende Wirkung. Schon im Dezember strömten Palmkerne und Palmöl in gewaltigen Mengen auf den Handelsplätzen zusammen. Das Angebot war so stark, dafs sich die Faktoreien nach kurzer Frist in bedenklicher Geldverlegenheit befanden. Die Vorsteher mufsten das Gouvernement um Hülfe angehen, das „im Verlauf einiger Tage mit einer ganzen Reihe von Anträgen auf Darlehen gegen Wechsel überschüttet wurde". Die Exportziffern schnellten merklich empor, wie dies aus unserer zweiten Tabelle sichtbar wird, in welcher von 1892 an, d. h. seit dem Bestehen einer geordneten Statistik, die wichtigsten Ausfuhrartikel nach Menge und Wert eingetragen sind.

Ausfuhr.

Zeit	Palmöl Menge Liter	Palmöl Wert Mk.	Palmkerne Menge kg	Palmkerne Wert Mk.	Gummi Menge kg	Gummi Wert Mk.	Erdnüsse Menge kg	Erdnüsse Wert Mk	Elfenbein Menge kg	Elfenbein Wert Mk.
1892	1 807 944	750 762	7 117 543	1 512 781	36 749	144 497	—	—	158	1691
1893	3 364 445	1 845 148	6 801 681	1 465 106	28 647	99 254	286	60	243	2332
1894	2 894 608	1 089 227	8 174 624	1 687 346	30 582	115 621	—	—	165	1413
1895	2 901 731	1 084 307	9 022 174	1 652 769	87 498	306 123	—	—	374	3979
1896	666 143	196 319	6 320 451	1 137 681	82 646	297 523	—	—	1055	10870
1897	345 809	84 677	2 498 270	427 681	66 156	245 369	7 863	1 606	597	6078
1898	523 007	130 423	3 667 251	780 222	87 277	421 069	49 475	47 775	603	7965

Zu unserem Bedauern fehlen noch die Angaben für 1899, die wir erst Ende dieses Jahres zu erwarten haben. Inzwischen müssen wir uns mit den Zahlen der „Denkschrift" begnügen, obgleich diese vom 1. Juli 1898 bis 30. Juni 1899 gerechnet sind. Danach belief sich der Export an Palmkernen auf 4265583 kg, an Palmöl auf 1307095 Liter, an Gummi auf 177059 kg, an Mais auf 477107 kg, an Erdnüssen auf 78670 kg, an Kopra auf 13549 kg, an Palmblättern auf 1770 kg, an Schibutter auf 6566 kg, und aufserdem wurden 983 Rinder, 64 Pferde, 171 Esel, 292 Ziegen und 5863 Schafe nach der englischen Goldküste ausgeführt. Der letztjährige Export zeigt demnach mehrere Posten, die sich in der obigen Tabelle (Ausf.) gar nicht finden. Dahin gehört z. B. der Mais, der für 1897/98 mit 81835 kg zu Buche stand und jetzt eine Zunahme von 395272 kg erreicht hat. Neben ihm sind die Erdnüsse ein sehr gesuchter Artikel auf dem europäischen Markte geworden. Gerade um das Doppelte hat sich sodann die Gummiproduktion gehoben, und sie wird voraussichtlich weiter prosperieren, zumal es der Firma Chevalier in Kete-Kratschi gelungen ist, den in jener Gegend erzeugten Lianen- oder Landolphiagummi in einer bisher nicht gekannten Reinheit herzustellen. Überdies hat die Stationsleitung von Hedwigswart (Kete-Kratschi) in der Landschaft Tapá die Kickxia elastica Preuss gefunden, also denjenigen Baum, der nach den Forschungen von Schlechter und Preuss den besten Gummi liefert.

Der aufblühende Export belebte natürlich den Import in entsprechendem Verhältnis, so dafs dieser in der Zeit vom 1. Juli 1898 bis 30. Juni 1899 den Betrag von 3029598 Mk. erlangte. Wie sich das Einfuhrgeschäft der Kolonie überhaupt gestaltet hat, dürfte unsere dritte Tabelle (S. 211) lehren, welche für die letzten fünf Kalenderjahre und für 17 der wichtigsten Importtitel genaue Nachrichten über Menge und Wert enthält. Mit Genugthuung sehen wir daraus, dafs der vielbefehdete Spirituosenhandel sichtlich im Abnehmen begriffen ist. Im Jahre 1892 wurden noch 1492593 Liter in Togo gelandet, und jetzt ist's eben die Hälfte. Dazu sind unter „Spirituosen" sämtliche Liköre, Kognaks u. s. w. einbegriffen, die lediglich auf den Tisch des Weifsen kommen. Wie sehr diese teuren Sachen mitzählen, ergiebt sich aus einem kurzen Preisvergleich; denn die $1^1/_2$ Millionen Liter von 1892 kosteten 508739 Mk und die 761294 Liter von 1898 beinahe ebensoviel, nämlich 483194 Mk.

Bei der Geschäftspraxis unserer Togoneger, die sich den Erlös für ihre Erzeugnisse zur Hälfte in bar und zur Hälfte in Waren ausfolgen lassen, wird es ohne weiteres verständlich, dafs jede Lähmung des Exports sofort einen Stillstand im Vertriebe der Importgüter nach sich ziehen mufs. Während der Dürreperiode sah „es in den Höfen der Faktoreien tot und öde aus; ein kleiner Teil des Personals genügte, um die geringe Zahl der Produktenverkäufer und Warenkäufer abzufertigen; die anderen waren überflüssig". So schildert die jüngste „Denkschrift" den erschreckenden Tiefstand des Togohandels im Jahre 1897 zu 1898. Noch schärfer wird dies durch einen Vergleich der Gesamtbeträge für Ein- und Ausfuhr illustriert, woraus wir erkennen, dafs der Wertumsatz von 1897 gegen 1893, 1894 und 1895 um 50 Proc. heruntergegangen war.

Der Togohandel erbrachte:

Kalenderjahr	1892	1893	1894	1895	1896	1897	1898
Einfuhr . . . . Mark:	2 135 945	2 414 890	2 240 642	2 355 322	1 886 841	1 975 942	2 490 925
Ausfuhr . . . . „	2 411 542	3 413 920	2 894 393	3 046 465	1 651 418	771 025	1 470 484
Summa . . . . Mark:	4 547 487	5 828 810	5 135 035	5 401 787	3 538 259	2 746 967	3 961 409

Hoffentlich ist der jetzige Aufschwung von Dauer, und die Erschliefsung des Hinterlandes macht gleichzeitig so rasche Fortschritte, dafs die reichen Ernten jener Gebiete bequem zur Küste gelangen können, von der sie heute mangels geeigneter Transportmittel gänzlich fern bleiben müssen. Der Stationsbezirk Misahöh bietet nach den bisherigen Erfahrungen die beste Aussicht für Kola- und Kaffeekultur. Hier befassen sich bereits 10 bis 12 Dörfer mit dem Anbau des Kaffees, und selbst an die Zucht des Kakaos haben sich die Neger gewagt. Noch ergiebiger soll Atakpame sein, zu dem unter anderem die fruchtbaren Distrikte Ana und Akposso gehören, letzteres ein berühmtes

Einfuhr.

Bezeichnung der Waren	1894 Menge	1894 Wert Mk.	1895 Menge	1895 Wert Mk.	1896 Menge	1896 Wert Mk.	1897 Menge	1897 Wert Mk.	1898 Menge	1898 Wert Mk.
Baumwollwaren . . kg	1 415 330 m	608 413	231 526	628 962	203 535	501 266	184 806	465 762	364 751	740 103
Spirituosen aller Art Liter	1 092 756	676 013	1 134 482	661 048	858 974	466 518	674 607	370 362	761 294	483 194
Tabak und Cigarren kg	79 973	123 160	134 441	186 569	84 258	116 017	115 053	162 755	123 999	193 538
Bau- und Nutzholz, Holzwaren . . . kg	183 997	119 763	816 689	164 684	289 796	57 551	286 703	56 403	258 692	54 755
Salz . . . . kg	1 494 703	81 540	726 801	36 022	637 939	29 821	766 696	34 443	1 522 365	117 435
Eisen u. Eisenwaren kg	136 155	68 776	106 160	64 211	71 626	51 002	102 617	65 447	127 235	59 596
Blei und Bleiwaren . kg	7 147	2 262	9 988	4 321	4 286	2 542	4 269	5 945	62 249	4 068
Sonst. Metallwaren kg	31 406	31 786	20 506	21 824	11 364	12 914	25 502	29 481	19 448	32 063
Materialwaren . . . kg	120 580	88 637	157 837	110 991	213 307	113 461	216 128	175 190	145 349	124 072
Garne, Leinen und Leinenwaren . . kg	67 973	65 423	68 885	64 410	70 753	72 690	56 187	90 871	77 134	81 246
Feuerwaffen . . . . Stck.	2 963	38 503	5 704	54 470	3 482	40 949	3 121	41 571	1 492	19 166
Wein . . . . Liter	25 216	35 164	42 042	37 957	33 331	37 708	30 625	43 177	29 989	54 203
Glas und Glaswaren kg	18 900	28 449	22 867	29 394	20 462	30 872	15 154	16 696	20 894	27 327
Handelspulver . . . kg	28 640	23 796	10 068	16 495	32 367	56 880	63 393	92 562	59 792	113 683
Cement, Kalk und Kreide . . . . . kg	175 436	15 393	250 770	23 800	186 565	19 907	210 090	17 764	304 363	23 855
Lichte, Öle, Seifen u. Parfümerieen . . kg	55 750	31 016	34 781	27 514	32 760	27 940	30 840	25 445	45 079	27 473
Petroleum . . . . . kg	Verschied. Masse	9 005	46 591	13 731	63 942	14 313	58 694	14 004	101 333	17 645
Wert der Jahreseinfuhr überhaupt	—	2 240 642	—	2 353 322	—	1 886 841	—	1 975 942	—	2 490 925

Gummiland. In Pessi oder Pedschi wird namhafte Viehzucht getrieben, deren Überschufs zu Schlachtzwecken nach der Küste geht. Es war daher ein glücklicher Griff, in Atakpame eine Station zu begründen, die nun seit dem 11. Juni 1898 besteht und in Oberleutnant v. Doering einen vortrefflichen Leiter hat. Dank seiner Umsicht und Energie ist zu allererst der Bau einer Strafse ins Werk gesetzt worden. Schon im Sommer vorigen Jahres lief auf 70 Kilometer ein fester, stets gangbarer Weg von 3,5 m Breite mit Brücken und Dämmen quer durch das Stationsgebiet in der Richtung zum Meere. Kaum wurde diese Verbesserung in der Umgegend bekannt, so vollzog sich ein Wandel „im Karawanenverkehr, der für Togo bedeutungsvoll sein dürfte. Während früher nach Atakpame nur vereinzelte mohammedanische Händler des Nordens kamen, ziehen jetzt täglich lange Karawanen, die oft Hunderte von Köpfen zählen, durch die Station zur Küste. Sie bestehen aus Haussas, Tschantschos oder Yorubas und haben sich augenscheinlich äufserst schnell an die neue Route gewöhnt, deren Vorzüge gröfsere Kürze und das Fehlen fast jeder erheblichen Steigung sind". Schon unterwegs setzen diese Händler ihre Artikel, wie Matten, Webereien, Silberarbeiten und Gehörne, an die Eingeborenen in Geld um und kommen so in Lome bereits mit barer Münze an. Dort kaufen sie Zeug, Eisen, Messing, Garne, Branntwein und europäisches Salz ein, das sie lieber nehmen als das schmutzige Lagunensalz.

Minder befriedigend lauten die Berichte aus Kete-Kratschi, das unter der eingangs erwähnten englischen Voltasperre schwer zu leiden hat. Es fehlt hier dringend an einem freien Handelswege nach der Kolonialhauptstadt Lome; denn mit der stückweisen Landstrafse nach Misahöh ist nichts geschafft. Wir brauchen notwendig eine Togocentralbahn, die zunächst bis ans Gebirge zu führen ist und dort Anschlüsse nach Westen erhält, damit sie die Produkte jener Bezirke an sich ziehen kann. Die deutsche Voltazone scheint nach den Erfahrungen der Versuchsplantage auf Hedwigswart für eine grofse Zahl tropischer Kulturen, besonders Kaffee, Kautschuk, Indigo, Erdnüsse, Sesam und Kola wohl geeignet zu sein. Von Wichtigkeit ist uns ferner eine Äufserung des Stationsleiters über die Sklavenfrage, so dafs wir, um gewissen Ausstreuungen zu begegnen, die Stelle wörtlich hersetzen wollen: „Im allgemeinen werden Sklaven wie die Kinder im Hause gehalten; sind sie erwachsen, so arbeiten sie selbständig auf ihrer Farm, beziehen auf ihrer Farm ihre eigenen Häuser und haben nur die Verpflichtung, von den gewonnenen Bodenerzeugnissen an den Herrn, den sie meistens „Vater" nennen, einen Teil abzuliefern. Der Rest verbleibt dem Sklaven und seiner Familie. Diese Sklaven leiden nicht nur nicht Hunger, sondern leben häufig in solchem Überflufs, dafs sie noch einen Teil der ihnen verbleibenden Erzeugnisse für eigene Rechnung verkaufen können. Fälle, dafs sich Sklaven ein Vermögen erspart und selbst wieder Sklaven gehalten haben, sind gar keine Seltenheit. Man kann sogar Sklaven finden, welche so reich sind, dafs viele Freie sie darum beneiden. Sklavinnen werden von ihrem Herrn entweder selbst zur Frau genommen oder an einen seiner Söhne oder Sklaven verheiratet; in den seltensten Fällen ist ihr Los ein unglückliches . . . Die von Sklaven geborenen Kinder behandelt der Herr wie seine eigenen Kinder; sie werden wie freie Stammesgenossen erzogen und angesehen. Sie Sklaven zu nennen oder gar zu verkaufen, würde als eine ganz verabscheuungswürdige Handlung betrachtet werden."

Das jetzt noch übrige Gebiet der Kolonie oder kurzweg der „Deutsche Sudan" hat bezüglich seiner Verwaltung einen Wechsel erfahren. Seit mehr als einem Jahre sind die Bezirke Sokodé-Paratau und Bássari in einer Hand vereinigt. Doch bestehen aufser den beiden Hauptstationen Bássari und Sokodé noch acht Nebenstationen, nämlich in Paratau, Tschamba, Kirikiri, Sudu, Aledjo-Kadara, Dako, Bangere (Banyeri) und Bapure. Alle diese Punkte sind durch Militär- und Civilposten von ein bis drei Mann besetzt. Mit solchen geringen Machtmitteln soll ein Land von der Gröfse Württembergs und annähernd 300000 Einwohnern in Ruhe und Ordnung gehalten werden! Das Volk treibt zum Teil sehr eifrigen Ackerbau, obschon es noch immer ausgedehnte Striche giebt, die jeder Kultur bar sind. Durch den reichlichen Graswuchs und die Witterungs-

lage begünstigt, hat sich eine starke Viehzucht entwickelt. Sie erstreckt sich auf Pferde, Esel, Rinder, Schafe, Ziegen, Schweine, verschiedene Hühnerarten, Enten und Tauben. Der Handel gliedert sich in Binnen-, Aufsen- und Durchgangshandel und ist von den jeweiligen Marktbedürfnissen, wie von den Zufuhren an den altgewöhnten Verkehrsstrafsen abhängig.

Unsere nördlichste Station Sansanne-Mangu hat wieder über Friedensstörungen durch unruhige Stämme zu berichten. So fielen die wilden Konkomba über eine Viehkarawane her, die zum amtlichen Verkauf nach Kete-Kratschi entsandt war, und töteten drei Angestellte von der Begleitmannschaft. Dann wurde ein Teil der Moba aufständisch, und endlich mufsten die Barba mit Waffengewalt zum Gehorsam gebracht werden. Die Barba sind ein Reitervolk mit mehr als 1000 Pferden. Sie hatten sich bisher siegreich gegen die eingedrungenen Mangu behauptet und verweigerten daher im Bewufstsein ihrer Stärke die friedliche Unterstellung unter die Station. Trotz dieser zeitweiligen Wirren hat sich der Handel gut entfaltet. Selbst von der Küste und über Dagomba und Salaga kamen Salz, Kola und europäische Artikel ins Land. In der günstigsten Jahreszeit erschienen auf dem Markte in Mangu „täglich zwischen 4000 und 5000 Händler. Angesichts dieses regen Verkehrs wurden die verschiedensten Anordnungen zwecks Regelung und Unterstützung der Handelskarawanen getroffen. Auf dem Markte wurden acht offene Hallen, sowie Viehstände gebaut und ein Wachthaus für die Marktpolizei. Zur Unterbringung der Fremden wurde eine grofse Anlage von Gehöften mit ummauerten Höfen zur Einstellung des Viehs und der Tragesel in Bau genommen. Bis zum Schlufs des Etatsjahres waren 110 grofse Häuser fertig gestellt. Die Benutzung dieser Häuser, welche bis jetzt noch lange nicht für den Handelsverkehr ausreichen, wird den Händlern gegen Zahlung von 50 Kauris (etwa fünf Pfennig nach unserem Gelde) überlassen, woraus durch Verpachtung eine monatliche feste Einnahme von 60 Mk. einkam. An der Handelsstrafse nach Bássari wurden in gleicher Weise Gehöfte von 15 bis 30 Hütten von den Eingeborenen an den Hauptwachtpunkten auf Anordnung der Station erbaut; doch fielen die Einnahmen den betreffenden Ortsvorstehern zu. Dieselbe Einrichtung von Quartieren für die passierenden Händler wurde auf den anderen Handelsstrafsen durch das Gebiet in Angriff genommen."

So hat sich Togo ungeachtet der Zurücksetzung, die ihm an den „mafsgebenden Stellen" zu Teil wird, auch im abgelaufenen Berichtsjahre leidlich gut entwickelt. Viel hat dazu sonder Zweifel das rechtzeitige und reichliche Einsetzen des Regens beigetragen. Aber ohne die Mühe und den Fleifs unserer Landsleute, in den Städten sowohl, wie auf den vorgeschobenen Posten, wäre es nicht möglich gewesen, den Handel trotz alles Segens so weit zu fördern und in die gewünschten Bahnen zu lenken, dafs wir auf derartige Erfolge zurückschauen können. Nur dürfen wir uns nicht vertrauensselig dem Gedanken überlassen, dafs dieser Zustand so bleiben werde; die Enttäuschung würde sehr bitter sein. Um uns eine solche zu ersparen, heifst es schnell ans Werk gehen und für Togo vor allen Dingen bessere Verkehrsmittel schaffen. Diese können lediglich Eisenbahnen sein; darüber herrscht gar kein Zweifel. Es fragt sich nur, welche Strecke zuerst in Angriff zu nehmen sei, und da möchten wir uns vorläufig für die Küstenlinie von Lome nach Klein-Popo entscheiden. Wir haben zwar 1897 das Monodreieck erworben, nicht aber die vorgelagerte Nehrung mit Agoué und Grofs-Popo, wohin die Güter vom Mono viel eher gelangen als nach unseren Plätzen. Um daher die eigenen Togoprodukte nach Klein-Popo zu dirigieren, ist es empfehlenswert, auf dem Flufs, wie auf der Lagune kleine Dampfer einzustellen, welche die Kanus der Eingeborenen von Abanakwe nach Klein-Popo schleppen. „Der Zeitverlust," schreibt Bergassessor Hupfeld, „der dann noch immer bliebe, würde den Neger, der ja stets Zeit hat, nicht abschrecken. Wohl aber ist ihm bisher die Arbeit, sein Kanu sechs Stunden lang fortrudern, beziehungsweise staken zu müssen, natürlich recht unangenehm."

Gleichzeitig mit der Küstenbahn oder unmittelbar nachher ist die Centralbahn vorzunehmen, die in der Richtung der jetzigen Kunststrafse bis Palime laufen mufs. An diese Hauptstrecke hat sich ein nordöstlicher Seitenarm nach Atakpame zu legen, teils um das fruchtbare Plantagenland mit der Küste zu verbinden, teils um den Handel jener Gegenden dauernd an unser Lome zu fesseln. Denn schon betreiben die Franzosen eine Bahn durch Dahome zum Niger, die sich der Ostgrenze Togos in gefährlicher Weise nähern wird. Wir haben also auch nach dieser Seite entgegenzuwirken, und dazu, wie zur Bekämpfung der englischen Konkurrenz im Westen, ist eine Verlängerung unseres Projekts bis Sansanne-Mangu, sei es nun rechts oder links vom Oti, unbedingt geboten. „Ehe man jedoch mit dem Bau einer Bahn beginnt", sagt Heinrich Klose in seinem grofsen, inhaltreichen Togowerke, „ist es dringend erforderlich, dafs „zunächst eine Landungsbrücke errichtet wird; denn ohne eine solche würde es schwer sein, das nötige Material, wie Maschinen u. s. w., ans Ufer zu schaffen." Dasselbe wiederholen uns alle Kenner des Schutzgebietes, um leider mit Schmerz sehen zu müssen, dafs man heute „an leitender Stelle" den Brückenbau und noch so manches andere „fernerweit vertagt!"

Bücherschau.

H. C. Folmer: Die ersten Bewohner der Nordseeküste in anthropologischer Hinsicht, verglichen mit den gleichzeitig lebenden Germanen in Mitteldeutschland. Archiv für Anthropologie, Bd. 26, Heft 3, S. 747 bis 763.

Das Hauptverdienst dieser Arbeit liegt darin, dafs Folmer die Mafse von 39, wie es scheint, aus der vorkarolingischen Periode stammender Schädel aus friesischen und groninger Terpen mitteilt. R. Virchow konnte nur sechs Schädel aus dieser Gegend selbst untersuchen, und zwar vier aus einem Grabkeller bei dem Dorfe Warga in der Nähe von Leenwarden und zwei aus etwa 60 Jahre alten Gräbern. Die Schädel aus dem Grabkeller stammen aus dem Jahre 1500, es sind also ziemlich moderne Schädel. Während die mittelalterlichen und modernen Schädel einen Längenbreitenindex von 75,5, 83,0, 80,5, 78,2, 79,3, 77,7 und 81,7 aufweisen, fand Folmer bei den von ihm besprochenen Schädeln 53,84 Proz. dolichocephale, 38,46 Proz. mesocephale und 7,66 Proz. brachycephale. Der Längenhöhenindex ist nach Virchow 70,3, 72,0, 75,4, 68,5, 71,5, 67,8 und 69,1, von den Schädeln Folmers haben 30,54 Proz. einen Höhenlängenindex unter 69,9, 69,6, ein solcher über 70,0, die 39 Schädel Folmers sind mehr dolichocephal und höher, als die Schädel Virchows. Sie sind von Dr. A. Folmer, dem Vater des Verfassers, im Jahre 1887 und früher ausführlich in der Nederlandsch Tijdschrift voor Geneeskunde beschrieben. Es wäre sehr zu begrüfsen, wenn

Herr Folmer die Fundumstände, sowie gute Abbildungen publizieren würde, damit jedermann über das Alter und die Gesamtform sich ein selbständiges Urteil bilden könnte. Folmer hält die Schädel für vollkommen identisch mit dem Reihengräbertypus. Die Friesen sind nach ihm, seitdem sie sich in Friesland niedergelassen haben, gemischt worden und in kraniologischem Sinne umgewandelt. So wie überall in Europa, schreibt er, die brachycephale Bevölkerung vor der dolichocephalen in den Vordergrund getreten ist, so haben auch in Friesland die brachycephalen Elemente das Übergewicht bekommen und die dolichocephalen verdrängt. Die Schädel der jetzigen Friesen sind niedriger als die der alten Germanen. Die Ansicht Folmers, dafs in Europa die Brachycephalen die Dolichocephalen gleichsam verdrängt haben, ist bekanntlich in dieser Allgemeinheit nicht richtig. In Südbayern, für welches von J. Ranke eingehende Untersuchungen vorliegen (J. Ranke, Frühmittelalterliche Schädel und Gebeine aus Lindau. Sitzungsber. d. math.-phys. Kl. d. kgl. bayer. Akad. d. Wiss., Bd. 27, 1897, Heft 7), sind die Verhältnisse so, dafs es den in das von Brachycephalen bewohnte Gebiet eingedrungenen dolichocephalen Bajuvaren und Alemannen nicht gelungen ist, die Brachycephalie der Bevölkerung zu verdrängen.

München. Dr. F. Birkner.

A. A. Macdonell: Vedic Mythology. (In: Grundrifs der indo-arischen Philologie und Altertumskunde, herausgegeben von G. Bühler. 3. Bd., 1. Heft A.) 178 S. Strafsburg, Karl J. Trübner, 1897.

Hillebrandts „Rituallitteratur" und der vorliegende Beitrag zum „Grundrifs" ergänzen sich gegenseitig und geben zusammen ein Bild der ältesten indischen Religion, so weit sie bis jetzt erforscht ist. Was Hillebrandt für den Kult gethan hat, hat Macdonell für die Mythologie gethan. An gröfseren und kleineren Arbeiten über die vedische Mythologie fehlt es ja nicht. Gerade dieses Gebiet hat sich seit dem Aufblühen der Sanskritstudien von jeher der gröfsten Pflege erfreut. Nebst einer Unzahl von kleineren Abhandlungen über einzelne vedische Gottheiten giebt es auch mehrere zusammenhängende Darstellungen der vedischen Mythologie. Freilich giebt jede einzelne dieser Darstellungen ein von allen anderen wesentlich verschiedenes Bild des altindischen Götterglaubens. Jeder Forscher hat seine eigene Theorie, und die Meinungsverschiedenheiten auf diesem Gebiete gehen so weit, dafs der eine Forscher da einen Sonnengott sieht, wo der andere einen Mondgott, und ein dritter keines von beiden zu sehen glaubt. Ja von vielen Seiten begegnet man diesen Forschungen geradezu mit mitleidigem Lächeln und Achselzucken, indem man glaubt, wo so viel Meinungsverschiedenheiten herrschen, sei es überhaupt unmöglich, zu einer Entscheidung zu kommen, und könne von exakter Forschung nicht mehr die Rede sein. Und doch handelt es sich um wichtige religionsgeschichtliche Thatsachen — Thatsachen, die eine Erklärung erheischen. Die Schwierigkeit der Aufgabe berechtigt doch wahrlich nicht dazu, auf diejenigen, welche deren Lösung versuchen, hochmütig herabzusehen. Wir müssen nur stets die Thatsachen von den Theorieen trennen, zwischen Sicherem und Zweifelhaftem zu unterscheiden wissen und es vertrauensvoll der künftigen Forschung überlassen, über das, was jetzt noch zweifelhaft ist, Licht zu verbreiten.

Es war demnach keine leichte Aufgabe, eine den Zwecken des „Grundrisses" entsprechende Darstellung der vedischen Mythologie zu geben. Denn hier galt es, den Leser in völlig unparteiischer Weise einerseits mit allen Thatsachen des vedischen Götterglaubens und anderseits mit all den zahlreichen Theorieen, welche von den verschiedenen Forschern aufgestellt worden sind, bekannt zu machen und ohne Voreingenommenheit über die gröfsere oder geringere Wahrscheinlichkeit der einen oder der anderen Theorie zu urteilen, und schliefslich strenge zu unterscheiden zwischen dem, was schon feststeht, und dem, was bisher noch blofse Vermutung ist, damit der Leser vollständige Klarheit über den heutigen Stand der Wissenschaft bekomme. Macdonell hat sich dieser seiner Aufgabe meisterhaft entledigt. In nüchterner, durchaus unparteiischer Weise hat er alles Thatsächliche zusammengestellt und die verschiedenen von Forschern aufgestellten Theorieen registriert und das Pro und Contra in jedem einzelnen Falle sorgfältig erwogen. Wo er eine eigene Theorie zu vertreten hat, thut er dies in einer durchaus unaufdringlichen und sachlichen Weise.

Nach einer allgemeinen Charakteristik der vedischen Mythologie und einer kurzen Besprechung der Quellen und der Methode (S. 1 bis 8) behandelt der Verfasser die vedische Kosmologie und Kosmogonie (S. 8 bis 15), um dann zur Besprechung des vedischen Pantheons überzugehen (S. 15 bis 138). Darauf folgen die Abschnitte über Heroenkult (S. 138 bis 147), über Zoolatrie, Baumkult u. dergl. (S. 147 bis 155), über Dämonenglauben (S. 156 bis 165) und über die Eschatologie (S. 165 bis 174).

Bei der Besprechung der Götterwelt hält sich Macdonell hauptsächlich an den Rigveda, berücksichtigt aber auch den Atharvaveda, Yajurveda und die Brâhmanalitteratur. Einiges aus der späteren vedischen Litteratur vermissen wir. So wären gewisse Krankheitsdämonen, welche in den Grihyasûtras und im Atharvaveda mit Namen genannt werden, zu besprechen gewesen, ebenso der die Empfängnis befördernde Nejamesha. Auch das in den Grihyasûtras erwähnte und bei der Hochzeit als Göttin verehrte Sternbild Arundhatî und die Plejaden (Krittikâs) hätten eine Erwähnung im vedischen Pantheon verdient. Bei den Visvedevâs (S. 130) wäre auf Calands (allerdings zweifelhafte) Erklärung derselben als eine Art Manen („Väter der Götter") hinzuweisen gewesen (W. Caland, Altindischer Ahnenkult, S. 181 bis 185).

Doch das sind Kleinigkeiten, wie sie jeder andere wohl auch hätte übersehen können. Irgend etwas von Bedeutung dürfte kaum übergangen sein. So können wir denn das Werk Religionsforschern nur aufs angelegentlichste empfehlen, und es sollte wegen seiner Übersichtlichkeit, Vollständigkeit, Objektivität und Unparteilichkeit neben solchen Werken wie Oldenbergs geistvoll und anziehend geschriebener „Religion des Veda" und Hillebrandts grofs angelegter „Vedischen Mythologie", namentlich von Anfängern auf diesem Forschungsgebiete immer zu Rate gezogen werden.

Prag. M. Winternitz.

Kleine Nachrichten.

— Dr. Swen Hedin ist auf seiner neuen Forschungsreise in Innerasien im Dezember 1899 glücklich bis zum Lop-nor gelangt. Er verliefs im September Kaschgar in Ostturkestan und schiffte auf einer Fähre den Flufs Tarim abwärts, auf dem er $2\frac{1}{2}$ Monate ohne Unfall zubrachte. Das letzte Stück der Reise, bis zum Jangiköll am Lop-nor, führte durch eine mit riesigen Dünen besetzte Sandwüste. Hier traf Swen Hedin mit dem Franzosen Bonin zusammen.

— Eine Abnahme der Thätigkeit der Geyser im Nationalpark wird seit vier Jahren beobachtet, und man meint, dafs, wenn dieser Prozefs noch weitere zehn Jahre andauert, die dortigen Geyser überhaupt verschwunden sein werden. Die Thätigkeit der heifsen „Mammutquellen" beschränkt sich infolge Erlöschens der „Minervaterrasse" (1895) auf den zehnten Teil der früheren, und die „Pulpit-" und „Jupiterterrasse", die „Narrow Gauge" u. a. haben ebenfalls stark abgenommen und sind dem Verschwinden nahe. „Roaring Mountain" giebt noch Dampf, schweigt aber. Im „Norrisbassin" zeigt der Geyser „Black Growler" eine geringere Thätigkeit; der grofsartige „Fontain"-Geyser ist nahezu erloschen, wogegen sich ein kleinerer Geyser, „Dawey", in seiner Nachbarschaft geöffnet hat; die Höhe des „Giant Paint Pot" ist um vieles geringer geworden. Man meint ferner, dafs einige der gröfsten Geyser des „Oberen Bassins" erloschen sind, während die ehemals täglich auftretenden Eruptionen des „Grand Geyser" nur noch dreimal in der Saison und ganz unregelmäfsig stattfinden; auch die Ausbrüche der „Cascade", die 1895 noch viertelstündlich beobachtet wurden, zeigen sich jetzt nur noch einmal täglich. Über die Ursachen der Erscheinung ist man noch nicht im klaren.

— Über das sociale System der Kruneger berichtet in der Londoner anthropologischen Gesellschaft Mifs Kingsley. An der ganzen Guineaküste liegt der socialen Ordnung der Stämme eine Zweiteilung der Gewalten in eine religiöse und eine gouvernementale zu Grunde. Bei einzelnen Stämmen, wie bei den Aschanti oder in Dahome sind dieselben mit der Zeit in eine einzige Person verschmolzen, bei anderen hat sich der ursprüngliche Zustand noch ganz unverändert erhalten, so besonders bei den Krunegern, die Mifs Kingsley

durch langjährigen Aufenthalt an der Kruküste genau kennen lernte. Bei ihnen giebt es keine Sklaven, nur Freie; diese sind wieder in drei sociale Stufen gegliedert, die zugleich auch Altersstufen sind. Die jüngste Klasse sind die Kedibo, die jungen Männer; sie sind es, die der Europäer als Krulente, als vortreffliche Seeleute und tüchtige Arbeiter kennen lernt. Sobald sie erwachsen sind, verlassen sie die Heimat, um sich ein kleines Vermögen zu erwerben, mit dem sie dann wieder heimkehren. Damit steigen sie in die nächst höhere Klasse, die der Krieger, Sedibo, oder der Männer mittleren Alters auf. Die höchste und angesehenste Stufe der Gesellschaftsordnung ist die der Gneckbade oder der alten Männer; ihnen gehören auch die beiden Häupter des Volkes an, der Bodio oder Fetischkönig und der Worabank oder politischer König. Der erste ist in religiösen Fragen, und da diese in das ganze innere Leben des Volkes hineinspielen, auch in vieler Beziehung in rechtlichen etc. der höchste Herrscher, seine Stellung ist sehr angesehen, unter Umständen jedoch auch unbequem, oft recht mifslich. Neben ihm steht der Worabank, der in Friedenszeiten gegen seinen Kollegen sehr zurücktritt, im Kriege dagegen unumschränkte Gewalt ausübt.

— Am 4. März d. J. ist in Bern der rühmlichst bekannte Alpinist **Ludwig Purtscheller** im 50. Lebensjahre gestorben. Derselbe war in Innsbruck geboren und als Turnlehrer am Gymnasium in Salzburg thätig. Als hervorragender Hochtourist hat Purtscheller über 1000 Alpengipfel in den verschiedensten Alpengebieten bestiegen, die höchsten Gipfel des Kaukasus und mit Dr. Hans Meyer den Kilimandscharo erklommen. In hohem Ansehen steht sein (in Gemeinschaft mit H. Hefs bearbeitetes) Reisehandbuch „Der Hochtourist in den Ostalpen" (1897, 2. Aufl. 1899); auch sonst war Purtscheller für die Alpenzeitschriften vielfach litterarisch thätig und hat meisterhafte Schilderungen der Gebirgswelt hinterlassen. W. W.

— **H. Palander** behandelt (Diss. phil., Helsingfors 1899) die **althochdeutschen Tiernamen**, so weit sie auf die Sängetiere Bezug nehmen. Sie bewahren, so weit sie in der ersten litterarischen Epoche uns vor Augen treten, Elemente aus sehr verschiedenen Sprachperioden. Bis in die Urzeit gehen beispielsweise zurück und sind europäischen wie asiatischen Sprachen angehörig: hunt, boc, ohso, stior, kalb, sû, scâf. Urgermanisch sind z. B. fochs, bëro, mardaro, wizula, eihhorno, wizeut, rëb. Die Lehnworte auf dem Gebiete der deutschen Fauna sind von hohem kulturgeschichtlichen Werte. Von den Römern stammen esil, sou, mûri, zeltâri, mûl, hëlfant, etwas später ist entlehnt praraveredus. Bei ihrer Ankunft in das romanische Alpenland lernten die Deutschen die Gemse und das Murmeltier kennen. Wegen Mangel an Beweismaterial sind die keltogermanischen Beziehungen nicht klar zu erkennen. Charakteristisch für die Beziehungen der Deutschen zu ihren östlichen Nachbarn sind die drei slawischen Tiernamen zobel, bilch, sisimûs. Alle drei auch Namen von Pelzwerken. Noch unermittelt sind manche Quellen, so für hazza, racta und olbento (albandus, Kamel). Man nimmt aber an, die beiden ersteren stammten aus Italien. Der alte Name des Kamels, den die Germanen mit den Slawen gemein haben, bleibt vollständig rätselhaft. Unmöglich ist es nicht, dafs wir es mit einer germanischen Bildung zu thun haben, aber so lange die Geschichte des Kamels ganz verborgen ist, erscheint diese Annahme immerhin etwas gewagt zu sein.

— **Namen für die Oberflächengestaltung Nordamerikas.** Prof. J. C. Russell veröffentlicht im letzten Novemberhefte des „Bulletin of the Geographical Society of Philadelphia" eine kleine Arbeit, in der er den Versuch macht, an die Stelle der jetzt gebräuchlichen, vielfach unbestimmten und verwirrenden zahlreichen Bezeichnungen für die orographische Gliederung Nordamerikas einfache, wenige gröfsere Gebiete umfassende Namen zu setzen. Er schlägt vor, nur drei Gebiete anzunehmen: die östlichen und die westlichen Gebirge und das dazwischen liegende Land, und unterscheidet demgemäfs: 1. Die „Atlantische Cordillera", die alle der atlantischen Küste benachbarten Gegenden gebirgigen Charakters vom mittleren Alabama und Georgia bis zum Eismeer umfafst. 2. Die „Pacifische Cordillera", die im südlichen mittleren Mexiko beginnt und sich durch die Vereinigten Staaten und Kanada ebenfalls bis zum Eismeer erstreckt, und 3. die „Nordamerikanische Mulde" zwischen diesen beiden Cordilleren. Den Ausdruck „Cordillera" wünscht Prof. Russell jedoch nur in der Wissenschaft angewandt zu sehen, während er für den populären Gebrauch die Bezeichnungen „Atlantische Gebirge" und „Pacifische Gebirge" für ausreichend hält. Diesen Artikel hat Russell an mehrere amerikanische Geologen und Geographen gesandt mit der Bitte, sich dazu zu äufsern. Diese Äufserungen sind erfolgt, aber mit der Eintheilung Russells wenig einverstanden; man nimmt Anstofs an dem Worte „Cordillera", und wendet ein, dafs die Bezeichnungen teilweise zu allgemein sind und der orographischen Gliederung des Kontinents nicht gerecht werden; die meisten der angefragten Gelehrten warten mit eigenen Systemen auf, von denen beispielsweise das A. Heilprins' neun Nummern umfafst. Unter diesen Umständen wird wohl auch fernerhin jeder Gelehrte sich den Erdteil so zerlegen, wies ihm pafst; schlimm ist das unseres Erachtens nicht, und vielleicht wird die passendste und überzeugendste Einteilung einst vielleicht ganz von selber die herrschende.

— In einer Erwiderung auf die Müggesche Arbeit (siehe Globus, Bd. 76, S. 179) hält **v. Drygalski** seine Ansicht über die **Struktur des grönländischen Inlandeises** und ihre Bedeutung für die Theorie der Gletscherbewegung (N. Jahrb. f. Mineral. etc., 1900, Bd. 1) aufrecht, indem er nachzuweisen sucht, dafs im wesentlichen eigentlich seine Ansichten mit denen Mügges über die Faktoren der Eisbewegung übereinstimmen und nur über den Anteil derselben die Meinungen auseinandergehen. Es zeigt die Diskussion übrigens von neuem wieder die in der Sache begründeten Schwierigkeiten der Möglichkeit einer scharfen Scheidung zwischen den hierbei ineinander spielenden Vorgängen, insbesondere der Translationsfähigkeit resp. Plasticität des Eises und der Änderungen, die durch innere Verflüssigungen, durch Druck und Wiedergefrieren hervorgebracht werden. Gerade die vorliegende Diskusson dürfte übrigens in den hiermit zusammenhängenden Fragen in mancher Hinsicht zur Klärung beitragen, was wir, wie schon einmal erwähnt, neben dem reichen mitgebrachten Schatz von Erfahrungen auch für ein nicht unwesentliches Ergebnis der Grönland-Expedition halten. Gm.

— Eine Übersicht über die **abergläubischen Gebräuche beim Bauen und Bewohnen der Häuser in den Preanger Regentschaften auf Java** giebt **J. Habbema** in den „Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië (Deel VII, 1900, p. 110—138). Schon die Wahl des Bauholzes verlangt grofse Aufmerksamkeit, und zwar müssen, entsprechend den sieben Tagen der Woche, sieben verschiedene Holzarten zur Verwendung gelangen, sollen die Bewohner in dem neuen Hause glücklich werden. Gut sind Holzarten, die saure Früchte tragen, und deren Blumen wohlriechend sind, schlecht solche, deren Stamm Dornen trägt. Auch das Holz von umgefallenen, blätterlosen oder kronlosen Bäumen darf nicht gebraucht werden, weil die Bewohner eines davon gebauten Hauses nicht lange leben würden. Würde man Holz, das von einem verbrannten Hause herrührte, verwenden, so würde in dem neuen Hause auch bald Feuer entstehen. Holz von heiligen Bäumen darf man benutzen, nachdem man goldene oder silberne Nägel in den Baum getrieben hat, wodurch man den Geist, der in dem Baume seinen Sitz hatte, zwingt, den Baum zu verlassen.

Die Bearbeitung des Holzes mufs am Geburtstage des Bauherrn begonnen werden.

Auch in Bezug auf den Boden, auf welchem man das Haus errichten will, mufs man alles mögliche berücksichtigen, da es guten und schlechten Boden für Häuser giebt. Der als gut erkannte Boden mufs erst durch Zaubermittel gereinigt werden, namentlich, wenn auf der Stelle ein Haus zum erstenmale errichtet werden soll. Nach welcher Himmelsrichtung die Vorderseite des Hauses und in welche Wand die Thür desselben hinkommt, hängt von dem Tage ab, an welchem der Bauherr geboren ist; ist z. B. der Bauherr an einem Dienstag geboren, so mufs die Hauptseite nach Norden und die Thür in der Mitte derselben liegen; jemand, der am Donnerstag geboren ist, mufs Osten wählen und die Thür in der Süd- oder Nordwand anbringen u. s. w.

Das Haus mufs bezogen werden, bevor es ganz fertig gestellt ist, sonst würden seine Bewohner später Faullenzer sein. Zum Umzuge ins neue Haus eignet sich am besten der Geburtstag des Eigentümers oder seiner Frau. Zuerst müssen in jedes neue Haus eine Schlafmatte mit Kopfkissen, ein Korb mit Reis, Wasser und Asche hineingebracht werden. Ist das Haus bezogen, so mufs der Priester in jeder Ecke des Hauses, in denen am Tage vorher schräg geschnittene Bambusbehälter mit Wasser aufgestellt sind, Gebete sprechen, um die bösen Geister, die sich dort verstecken, zu vertreiben.

Darauf wird ein Opfermahl (salametan, sidekah) abgehalten. Auch bei dem Herrichten der Schlafstelle sind besondere Mafsregeln zu beobachten, die je nach dem Tage sich richten, an dem der Besitzer geboren ist.

Über das Leben im Hause hat der Sundanese eine grofse Anzahl fest bestimmter, von den Voreltern übernommener Regeln, die jedem Kinde von Jugend auf beigebracht werden. Vergeht ein Kind sich gegen diese Regeln, dann wird es gescholten und ihm die bösen Folgen seiner Handlung klar gemacht. Habbema führt 32 solcher Verbote an.

— Pontus und Mittelmeer sind zwar nach W. Kobelts Vortrag (Jahrb. d. nass. Ver. f. Naturk., 52. Jahrg.) die bereits im mittleren Miocän getrennten Glieder eines alten Meeres, haben aber seitdem eine völlig verschiedene Entwickelung genommen. Der Einbruch der Südhälfte des Schwarzen Meeres und des Marmarameeres einerseits, des südlichen Archipels anderseits, haben sie einander genähert, aber die Vereinigung ist nicht in der Weise erfolgt, wie sie Strato von Lampsakus gelehrt hat, sondern durch eine ganze Reihe von Vorgängen, bei denen die Erosion durch fliefsendes Wasser eine gar nicht unbedeutende Rolle gespielt hat. Die Verbindung selbst ist erst in einer relativ ganz neuen Zeit erfolgt, und die Meerengen sind deshalb wohl die politische, aber nicht die physikalische wie geologische, und ganz besonders nicht die zoogeographische Grenze zwischen Europa und Asien. Die Zoogeographie bestätigt voll und ganz den Schlufs, zu dem auch der unbefangene Paläontologe kommen mufs: dafs nämlich die gegenwärtige Periode der Erdgeschichte nicht eine selbständige Epoche für sich ist, wie die grofsen vergangenen Entwickelungsabschnitte, sondern trotz des Hervortretens des Menschen nur eine direkte Fortsetzung, eine Unterabteilung der grofsen Tertiärperiode.

— Zwei mit Stielen versehene Geräte der Steinzeit sind in den letzten Jahren in Dänemark gefunden und von Chr. Blinkenberg (in Mém. Soc. roy. Antiq. du Nord, 1898, p. 165—198) beschrieben worden. Das erste, eine mit einem Stiele aus Eschenholz versehene Axt fanden Arbeiter im grofsen Torfmoore von Sigerslev (Stevns Herred). Der Stiel ist etwa 60 cm lang gewesen. Das ganze Werkzeug zeigt eine sorgfältige und zierliche Ausführung. Das Holz des Stieles ist mit einem Feuersteinspan so bearbeitet, dafs derselbe in der Längsrichtung verlaufende parallele Facetten zeigt, nur das Ende des Stieles ist geglättet. Das dünnnackige Feuersteinbeil von gewöhnlicher Form füllt das Loch im Stiele genau aus. Das zweite Stück wurde im Torf des Moores von Stenild bei Hobro (Jütland) gefunden. Es besteht aus einem Holzstiele und einem Feuersteinspan. Der eigenartig geformte Stiel aus Birkenholz ist 36 cm lang und zum Teil geglättet. Die Klinge ist ein dicker Feuersteinspan mit einer Schneide, etwa 12 cm lang und 2 bis 3 cm breit. Das Ende, an dem sich die Schlagmarke befindet, steckt im Stiele und wird durch mehrere kleine Keile im Loche festgehalten; es konnte somit jeder andere Span mit leichter Mühe eingesetzt werden, nachdem der im Gebrauch befindliche abgenutzt war. Blinkenberg glaubt, dafs dies Gerät eine Sichel gewesen sei.

— Die Koralle in der keltischen Industrie hat Salomon Reinach zum Gegenstande einer genauen Untersuchung gemacht (L'Anthropologie 1899, p. 677). Nachdem der Handel mit Bernstein und Zinn die ersten Beziehungen zwischen den Mittelmeerländern und den nördlicher gelegenen Ländern geknüpft hatte, brachte die Koralle etwas später Handelsbeziehungen zwischen dem südlichen und östlichen Gallien einerseits und Ägypten und der Westküste Indiens anderseits zu stande. Im Altertume läfst sich der Gebrauch der Koralle zur Verzierung fast nur im keltischen Gebiete oder in Gegenden, wo die Kelten Einflufs hatten, feststellen. In Asien ist kein einziges Stück Koralle bis jetzt gefunden, ebenso wenig in Griechenland. Dagegen tritt sie bereits in den alten Nekropolen in der Nähe von Bologna auf, und zwar zwischen 400 und 200 vor Christi Geburt. Auch in den keltischen Begräbnisplätzen Deutschlands findet man Korallen, aber durch chemische Einflüsse der Luft und des Bodens verändert, sind sie oft schwer als solche zu erkennen. Schon Tischler hat darauf hingewiesen, dafs die Koralle als Verzierung von Fibeln und Nadeln in den Tumuli des südlichen Deutschlands gegen das Ende der Hallstattzeit vereinzelt auftritt, um dann in der La Tène-Periode häufig zu erscheinen. Auch in Grofsbritannien hat man in Gräbern mit Korallen verzierte Gegenstände zusammen mit emaillierten Bronzen gefunden. Am häufigsten findet sich aber die Koralle in den Gräbern Galliens, und das Museum in St. Germain besitzt mehr mit Koralle geschmückte Metallgegenstände, als alle übrigen Museen der Welt zusammen. Die Verbreitung in Gallien ist aber auch durchaus keine gleichförmige. Häufig findet man sie nur in den Ebenen der Champagne, besonders im Departement de la Marne. Reinach kommt zu dem Schlusse, dafs der Gebrauch der Koralle als Verzierung sowohl zeitlich als räumlich ein sehr beschränkter war. Die höchste Entwickelung dieser Kultur sei zwischen 420 und 380 v. Chr. erfolgt, sie hat sich vielleicht noch ein Jahrhundert erhalten, war aber zur Zeit der Eroberung Galliens durch Cäsar, wie Reinach nachweist, schon lange wieder unbekannt. Als Ort der Herkunft für die Korallen dieser Periode glaubt Reinach mit Sicherheit die Hyerischen Inseln nennen zu können, da Plinius auch von bedeutenden Korallenfischereien auf diesen Inseln (Stoechaden) berichtet. Als Tauschobjekt diente wahrscheinlich Bernstein, der sich in den Gruben der Champagne in grofser Menge findet, oder Sklaven. Das Wort Koralle hält Reinach auch für keltischen oder ligurischen Ursprungs. An Stelle der Koralle, die durch den Handel mit Indien allmählich selten wurde, trat dann, wie auch Tischler bereits annahm, in Gallien roter Schmelz als Nachahmung der Koralle.

— In der anthropologischen Gesellschaft von London teilt Graf de Cardi einige Beobachtungen über die Sitten und Gebräuche der Neger im Nigerdelta mit, die er bei langjährigem Verkehr gründlich kennen lernen konnte. Zu den Menschenopfern, die den Schutzgöttern der Flüsse dargebracht werden, werden Mädchen der lohefarbigen Iboneger ersehen; sie wissen sehr wohl, was ihnen bevorsteht, sehen es aber geradezu als eine Ehre an und sind stolz darauf; sehen sie bei einer anderen Frau schöne Kleider oder reiche Schmucksachen, so darf ihnen der Wunsch nach dem Besitze derselben nicht abgeschlagen werden, und so sieht man sie über und über mit den kostbarsten Seidenstoffen beladen und mit einem Übermafse von Korallenschmuck behängt. Eine ähnliche Gleichgültigkeit gegen den Tod (die nichts mit religiösen Vorstellungen zu thun hat) findet man auch bei anderen Menschenopfern. Als de Cardi einmal einen solchen Todeskandidaten retten wollte, wurde dieser darüber so wütend, und beleidigte mit Absicht so sehr die anwesenden Neger und ihren Häuptling, dafs man ihn sofort totschlug. Beschneidung (ohne Verbindung mit einem religiösen Mythos) kommt bei verschiedenen Stämmen mit ganz verschiedener Bedeutung vor: bei einzelnen gilt sie als Zeichen der Sklaverei, bei anderen als das des freien Mannes. — Ein schwerer Schimpf für eine Frau ist es, wenn eine andere Daumen und beide Kleinfinger der erhobenen rechten Hand einschlägt und dabei den Zeigefinger und Mittelfinger V-förmig gespreizt gegen sie ausstreckt. Es bedeutet: „Du sollst Mutter von Zwillingen werden!" Bei den meisten Negerstämmen des Nigerdeltas werden bei Zwillingsgeburten sowohl Mutter als beide Kinder getötet. Auch wenn eine Frau bei der Geburt stirbt, wird ihr Kind getötet und mit ihr begraben (nicht aus Aberglauben, sondern wegen der Unmöglichkeit, das Kind zu erhalten). Der toten Mutter wird der Stiel einer Bananenfrucht in die Geburtswege eingebohrt, damit der Geist der Verstorbenen glaube, dafs sie das Kind noch bei sich habe und es nicht bei den Lebenden suche.

— Männergehirn und Frauengehirn in Thüringen lautet der Titel einer Rede von W. Müller (Jena, zur Preisverteilung). Allerdings steht die Frau in Bezug auf die Proportionalzahl zwischen Gehirnmasse und Körpermafse gegen den Mann zurück, aber der Unterschied ist so gering, dafs er im Mittel nur 0,018 beträgt und zwischen 0,016 und 0,019 schwankt. In keinem Falle reicht der Unterschied hin, um die geringere Gehirnmasse unter den Gründen aufzuführen, aus welchen den Frauen die Zulassung zu den akademischen Studien zu versagen ist; denn rein willkürlich würde die Annahme sein, dafs die an sich geringfügige Differenz auf einem Fehler gerade der Nervenzellen beruhe, welche man für die höheren Studien braucht. Weiterhin ergiebt sich, dafs die durchschnittliche Gehirnmasse der Thüringer hinter jener der romanischen Nachbarvölker nicht zurückbleibt, jene der österreichischen und russischen Völker und den Teil des englischen Volkes, welchen Boyd untersucht hat, etwas übertrifft. Zugleich folgt aus Müllers Untersuchungen, dafs die Grenzen, welche man bisher mit einer normalen Funktion des Organs für verträglich hielt, nach oben und unten erweitert werden müssen. So versah eine Viehmagd, deren Gehirnmasse rund 800 g betrug, ihren Dienst zur Zufriedenheit ihrer Herrschaft, während ein Jenenser Bürger mit 2100 g Gehirnmenge seine Mitbürger in geistiger Hinsicht keineswegs überragte. Im allgemeinen

wächst das Gehirn bis zum sechsten Lebensjahre, während um das siebente Lebensdecennium eine Verminderung der Gehirnmasse, eine Art Gehirnschwund, eintritt, wobei die individuelle Variation dem Walten des Altersgesetzes nach Zeit und Intensität einen weiten Spielraum gewährt; das physiologische Alter braucht sich mit dem chronologischen nicht zu decken.

— Der Bericht über die beiden wichtigen Fahrten des dänischen Kreuzers „Ingolf" in den Jahren 1895 und 1896 nach den Nordmeeren in der Umgebung von Grönland und Island ist jetzt in zwei Ausgaben — einer in dänischer, einer in englischer Sprache — veröffentlicht worden, und behandelt im Zusammenhang unsere Kenntnisse der befahrenen Meere, die durch die Ingolf-Expedition bedeutend erweitert worden sind. Abgesehen von den Ergebnissen neuer Lotungen, die z. B. zur Auffindung eines wahrscheinlich vulkanischen unterseeischen Rückens südwestlich von Kap Reikjanes führten, an einer Stelle, die als Ausgangspunkt von Erdbeben bekannt ist, und von wesentlichen Neuerungen in der Apparatausrüstung bestehen die Ergebnisse der Expedition hauptsächlich in der Aufklärung der Verhältnisse der Strömungen im weitesten Sinne. Es ist hier nicht der Platz, darauf im einzelnen einzugehen, und sei darum aufser auf eine kurz gehaltene Notiz im Geographical Journal (März 1900, S. 273, mit Karte), auf den Originalaufsatz Pettersons mit Karten, Profilen u. s. w. in Petermanns Mitteilungen (Januar- und Februarheft 1900) verwiesen.

— Über den Kulturzustand der transbaikalischen Burjaten äufserte sich M. A. Krol in einem Vortrage in der ethographischen Abteilung der Russischen Geographischen Gesellschaft in St. Petersburg vom 17. (29.) Dezember 1899: Bei diesem Volke hängt alles mit der bei ihm feststehenden Familienorganisation aufs engste zusammen; sie beeinflufst die ökonomischen Verhältnisse, das eheliche und das Familienleben. So hat jedes Familienmitglied ein weitgehendes Recht, die der Familie angehörigen Ländereien zu benutzen. Aber seine Frau mufs sich der Burjate in jedem Falle aus einer anderen Familie wählen. Die ganze Verhandlung beim Abschlusse der Ehe hat einen rein bürgerlichen Charakter, und es kommt dabei gar nicht in Frage, ob die Braut zustimmt oder nicht. Nach Entrichtung des Kalyms wird die Braut das volle Eigentum des Bräutigams. Die Ceremonie der Heimführung ist recht charakteristisch, und stellt offenbar den früher vorhandenen Gebrauch des Entführens ganz realistisch dar. Die Braut schliefst sich in einer Jurte ein; es kommen zu ihr die Gefährtinnen, machen ihre Zöpfe los und flechten sie mit dem Zopfe der Braut zusammen, so dafs sie mit dieser gewissermafsen ein Ganzes bilden. Die Aufgabe des Bräutigams ist nun, seine Braut von ihren Gefährtinnen zu trennen und sie zu zwingen, sich in sein Haus zu begeben. In diesem letzteren ist nun die junge Frau die Sklavin ihres Mannes, der das Recht hat, sich bei der ersten besten Laune von ihr scheiden zu lassen; er kann ihr wohl erworbenes Vermögen benutzen, kann ihr die schwersten Arbeiten auferlegen, sie mit Rutenhieben bestrafen. Thatsächlich mifsbrauchen aber die Männer nur selten ihre Gewalt, und die burjatischen Familien gelten als Muster von Einigkeit und gegenseitiger Liebe.

Die Lage eines Mädchens und besonders einer Witwe ist dort weit besser, als die einer jungen Frau. Eine Witwe, die davon abgesehen hat, sich zum zweitenmal zu verheiraten, geniefst eine hohe Autorität in der Familie, und ihr Einflufs auf die Entscheidung der Familienangelegenheiten ist grofs. Auch die Mädchen geniefsen eine volle, ganz unbeschränkte Freiheit. Die Lage der Kinder ist eine vortreffliche. Jede Familie wünscht möglichst viel Nachkommen zu haben. In den Schulen sind die jungen Burjaten die besten Schüler, die sich durch Intelligenz, Aufmerksamkeit und Wifsbegierde auszeichen. Fügt man dazu einen grofsen Vorrat an Geisteskraft und Seelenfrische und gedenkt man der von den Burjaten stets bewiesenen Fähigkeit, sich neuen Lebensbedingungen anzupassen, so dürfte es nach der Meinung des Redners nicht allzu gewagt erscheinen, wenn man den Burjaten auch die Möglichkeit einer kulturellen Zukunft zuerkennt.

— In der Sitzung der Münchener geographischen Gesellschaft vom 3. März sprach Direktor Dr. F. Erk über das meteorologische Observatorium auf der Zugspitze. Es ist ein turmartiges Gebäude am Münchener Haus. Der Unterbau ist Mauerwerk, der eigentliche Wohnraum Holzwerk. Mit Rücksicht auf die hohe Lage und die Windstärke ist das Ganze an 16 Stellen 4 m tief in Fels verankert, der Turm noch aufserdem durch vier übergespannte Drahtseile gesichert. Die Kosten für das Observatorium betragen einschliefslich der Instrumente etwa 26000 Mk., was im Vergleich zu anderen Observatorien (Schneekoppe 45000 Mk., Brocken 120000 Mk., Sonnblick 145000 Mk., Ben Nevis 250000 Mk., Pic du Midi und Puy de Dôme je 300000 Frcs.) billig zu nennen ist. Der Bau wurde 1898 begonnen, im November 1899 vollendet. Die Beobachtungen sollen das ganze Programm der modernen Meteorologie umfassen und werden teils in direkten Ablesungen, teils in Aufzeichnungen durch Registrierinstrumente bestehen. Das Observatorium soll zugleich als Wetterwarte dienen. Seine Lage auf freiem, steil gegen offenes Flachland abfallendem Gipfel bietet für diesen Zweck unvergleichliche Vorteile. Es ist erwiesen, dafs zwischen den Teildepressionen, die sehr häufig den Fufs des Gebirges entlang ziehen und den für die klimatischen Verhältnisse Südbayerns charakteristischen Föhntagen, wie auch dem Zuge der Gewitter auf dem Alpenvorlande ein inniger Zusammenhang herrscht. Man mufs sich also schon von der wissenschaftlichen Beobachtung der Entwickelung und des Verlaufes solcher Teildepressionen, wie sie auf der Zugspitze ermöglicht sein wird, eine wesentliche Förderung des meteorologischen Studiums versprechen.

— Über Perlenfischerei und Perlenhandel im Persischen Golf hat der deutsche Vizekonsul in Buschär einen Bericht eingesandt, der sich in den im Reichsamte des Innern zusammengestellten „Berichten über Handel und Industrie" (Bd. 1, Heft 9) abgedruckt findet. Danach werden zum Tauchen noch heute zumeist Sklaven von der Ostafrikanischen Küste verwandt, die im Golf trotz der Aufsicht der englischen Kriegsschiffe noch immer Eingang finden, die gröfseren Taucherboote haben gewöhnlich 20 bis 25 Mann an Bord. Die Hälfte taucht. Jeder Taucher wird mit einer starken Leine versehen, die von einem zweiten Mann an Bord bedient wird. Zum Beschweren der Taucher dienen Steine. Die Nase des Mannes wird mit einer Klammer verschlossen, die das Eindringen des Wassers verhindert. Für die losgelösten Schalen dient ein kleiner Netzkorb; ist dieser gefüllt oder bedarf der Taucher frischer Luft, so zieht er an der Leine, worauf er für einige Minuten heraufgeholt wird. Das Wasser selbst aber verläfst der Taucher stundenlang nicht. Die Perlenausbente variirt stark, zumal auch die gefundenen Perlen keineswegs der Zahl der gewonnenen Muscheln entsprechen. Die Tauchplätze werden oft gewechselt. Die Tiefe, in der gefischt wird, ist sehr verschieden, beträgt aber im Maximum etwa 18 Faden. Die hier angedeutete Methode des Tauchens ist seit Jahrhunderten dieselbe geblieben. Der Perlenhandel liegt in den Händen von Arabern und Hindus. Die beiden Haupthandelsplätze für Perlen sind Bahrein und Linga. Der Wert der verkauften Perlen läfst sich schwer schätzen; im letzten Jahre mag er 30 Millionen Rupien erreicht haben. Handelsmünze ist hierbei fast ausschliefslich der Maria-Theresiathaler. Gehandelt wird nur nach Gewicht, abgesehen von ganz grofsen Perlen. Centralverkaufsplatz für alle Sorten ist Bombay; die besseren Qualitäten gehen von dort nach Europa, die übrigen bleiben in Indien, die kleinsten gehen nach China. Von europäischen Kaufleuten beschäftigte sich bisher nur eine deutsche Firma in Linga mit dem Perlenhandel; andere Versuche europäischer Firmen, direkt von den Tauchern zu kaufen, haben keinen Erfolg gehabt.

— Einen Beitrag zur Geschichte von Metz in römischer Zeit veröffentlicht J. B. Keune (Jahrb. d. Ges. f. lothr. Gesch. u. Altertumsk., 10. Jahrg.). Nach seinen Ausführungen hatte Metz in den ersten Jahrhunderten der Kaiserzeit keine Garnison, und ebenso wenig standen in jener Zeit auf die Dauer Truppen im Lande. Ringen wir uns also los von dem Vorurteile, als habe Metz von jeher seinen heutigen kriegerischen Charakter gehabt, wenn es auch möglich ist, dafs das keltische Metz in keltischer Weise mit einer durch Balkenanlagen unterbrochenen Steinmauer oder durch eine schwächere Befestigung geschützt war. Nennen wir also nicht mehr jede Fundstätte von Altertümern ein castrum und jede Gottheit, deren Wesen wir nicht zu deuten wissen, eine Sagengottheit. Nur unter dieser Bedeutung ist es möglich, die Kulturzustände jenes Landes in römischer Zeit zu verstehen. Dafs aber diese Kultur eine gallo-römische Mischkultur gewesen, deren Träger die romanisierte einheimische (gallische) Bevölkerung war, bewies Verfasser bereits früher. Die auf den Soldatenzustand bezüglichen Darstellungen müssen als Reste von Grabdenkmälern ausgedienter Soldaten, oder als Zeugnisse für vorübergehende Anwesenheit von Soldaten im Lande erklärt werden.

Verantwortl. Redakteur: Dr. R. Andree, Braunschweig, Fallersleberthor-Promenade 13. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEBER: DR. RICHARD ANDREE. VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXVII. Nr. 14. BRAUNSCHWEIG. 14. April 1900.

Die Verteilung der Kopfformen in Europa.

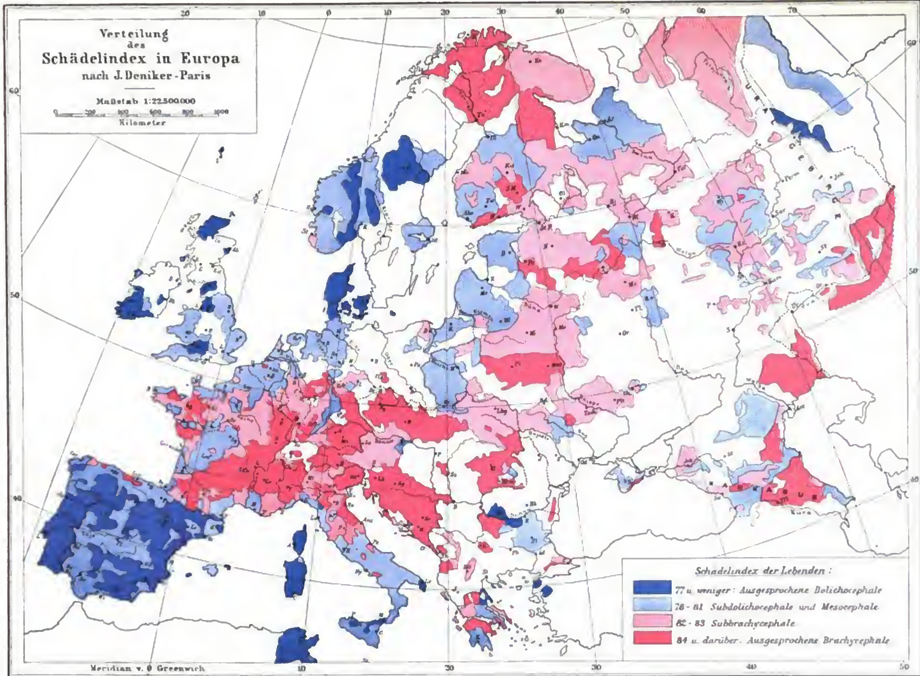
Von Emil Schmidt. Leipzig.

Mit einer Karte.

So lange man die Form und Gröfsenmerkmale des Menschen in seiner Gliederung in Rassen und Typen zum Gegenstande wissenschaftlicher Forschung gemacht hat, sind in der Methode immer zwei Richtungen hervorgetreten, von denen die eine das geschulte Gefühl des Beobachters, seinen richtigen Blick in der Abschätzung der Merkmale in den Vordergrund stellt, während die andere nur in dem exakten Mafse und der Zahl das Mittel sieht, die Unsicherheit und Willkür zu vermeiden, die mit jenem subjektiven Verfahren notwendig verbunden ist. Besonders seit Retzius mit Nachdruck auf die Wichtigkeit des Längen- und Breitendurchmessers des Hirnschädels und ihres Gröfsenverhältnisses (Index) hingewiesen hatte, wurde die messende Methode mit Eifer (wenn auch nicht immer mit systematischer Klarheit) ausgebildet und in gröfster Ausdehnung angewandt, und Tausende von Zahlen füllen in stattlichen Reihen alle kraniometrischen Tabellen. Entprach das Erreichte der aufgewandten Mühe? hatte insbesondere der Längenbreitenindex des Schädels die ihm zugeschriebene Bedeutung? war er wirklich ein für die Klassifikation in der physischen Anthropologie so wichtiges und ausschlaggebendes Merkmal, wie man von Anfang an geglaubt hatte? Mehr und mehr sind Stimmen gegen die Überschätzung jenes Gröfsenverhältnisses laut geworden, und der Reaktion gegen dasselbe haben Ehrenreich, Sergi u. A. entschiedenen Ausdruck gegeben. Eine eingehende, in grofsem Mafsstabe ausgeführte Prüfung des statistischen Wertes dieses Index hat freilich bisher noch nicht stattgefunden. Erst J. Deniker hat sich die Aufgabe gestellt, für unseren Erdteil, in dem die Kopfform seiner Bewohner bei weitem am ausgiebigsten studiert worden ist, auf Grund des gesamten Beobachtungsmaterials eine solche Prüfung vorzunehmen[1]). Er begnügte sich nicht mit dieser einen Aufgabe; sein Ziel war es, in gleicher Weise alle wichtigeren Rassenmerkmale der Bevölkerung Europas zu prüfen, zusammenzustellen und auf Grund aller dieser Thatsachen ein wissenschaftlich exaktes Bild von dem Bestehen und der Verbreitung der Europa bewohnenden Rassen zu gewinnen. Wir haben bereits früher im Globus auf die hochbedeutende Arbeit hingewiesen (Bd. 73, 1898, S. 214), als die erste vorläufige Mitteilung Denikers über diesen Gegenstand erschienen war. Erst jetzt ist in dem Berichte der französischen Gesellschaft der Naturforscher über ihre Tagung im Jahre 1897 der erste ausgeführte Abschnitt der Arbeit erschienen, der die Verteilung des Kopfindex in Europa behandelt. Ein Blick auf die der Publikation beigegebene Karte demonstriert in der bestimmten Abgrenzung und Verteilung der Indexgruppen überzeugend den hohen Wert dieses Mafsenverhältnisses. Wohl war es eine Überschätzung desselben, wenn Retzius und viele nach ihm die grofsen primären Rassenunterscheidungen durchführen zu können glaubten: für die Rassenklassifikation haben andere Merkmale, wie die Pigmentierung, die Beschaffenheit des Haares etc., gröfsere Bedeutung; dafs aber für die sekundären Gruppierungen, die Typen innerhalb der einzelnen Rassen der Kopfindex ein Merkmal von hervorragendem Wert ist, geht aus der Denikerschen Karte aufs unzweifelhafteste hervor. Die Verworrenheit, die der Index zeigen mag, wenn man nur die Individuen betrachtet, macht einem klaren Bilde Platz, sobald man es mit Tausenden, ja Hunderttausenden zu thun bekommt; hier treten typische Unterschiede mit überraschender Bestimmtheit hervor.

Mit bewunderungswertem Fleifs und peinlichster Gewissenhaftigkeit hat Deniker alles überhaupt in dieser Frage vorhandene Beobachtungsmaterial erschöpfend verarbeitet; er hat damit den Forschern nicht nur die Quittung erstattet für ihre Thätigkeit, sondern auch von Seiten der Wissenschaft die Anerkennung, dafs ihre Mühe nicht vergeblich gewesen ist. Nicht weniger als 380000 Individualaufnahmen kommen in der von Deniker gezeichneten Karte zum statistischen Ausdruck. Und dabei konnte er sich nicht damit begnügen, einfach die Zahlen zusammenzustellen, sondern es mufste bei der unseligen Zerfahrenheit der Methode der verschiedenen Beobachter in sehr vielen Fällen erst der Korrektionsexponent ermittelt und die Zahlen umgerechnet, es mufsten Mafse, die an toten Schädeln genommen waren, in Tausenden von Fällen für die Verhältnisse am Lebenden umgerechnet werden etc. Dann mufsten, so weit die Natur der Beobachtungen es zuliefs, die Durchschnittszahlen für möglichst kleine Bezirke (Arrondissements, Departements, Counties, Kreise etc.) berechnet und die entsprechenden Indexstufen in die Karte eingetragen werden. Die Bildung dieser Abstufung konnte sich nicht der international vereinbarten qui-

[1]) J. Deniker, Les races de l'Europe, I. l'indice céphalique en Europe. Association française pour l'avancement des sciences. Congrès de St. Étienne 1897. Paris 1899.



Die noch nicht auf die Kopfform untersuchten Gebiete erscheinen in der Karte weiß.

nären Indexeinteilung anschliefsen, da die Durchschnittszahlen von gröfseren Schädelreihen in weit geringerer Breite variieren als die Ziffern der einzelnen Schädel; es war eine engere Gruppenbildung geboten, und Deniker nahm sehr zweckmäfsig Stufen von je zwei Indexeinheiten an; er erhielt so das folgende Schema:

Hyperdolichocephaler	Kopfindex	der	Rassentypen	75,9	und	weniger
Dolichocephaler	"	"	"	76	"	77
Subdolichocephaler	"	"	"	78	"	79
Mesocephaler	"	"	"	80	"	81
Subbrachycephaler	"	"	"	82	"	83
Brachycephaler	"	"	"	84	"	85
Hyperbrachycephaler	"	"	"	86	"	mehr.

Maximum und Minimum der Durchschnittszahlen in den kleinen Verwaltungsbezirken waren 88,8 und 74,5.

Die genannten sieben Stufen kommen in der Denikerschen Karte sämtlich zur Darstellung; in der durch das Format dieser Zeitschrift bedingten Gröfse der Karte mufsten sie einer Reduktion unterzogen werden, indem die Gruppen der Hyperdolichocephalie und der einfachen Dolichocephalie, die der einfachen und der hochgradigen Brachycephalie, und auch die der Subdolichocephalie und der Mesocephalie zu je einer Abstufung zusammengezogen wurden. Der Charakter der Indexverteilung verliert dadurch nicht an Wichtigkeit, die Übersichtlichkeit gewinnt aber bei dem kleinen Mafsstabe durch diese Zusammenfassung.

Trotz der Eifers der messenden Anthropologen weist die Karte noch viele weifse Stellen auf: von geschlossener Farbe bedeckt ist nur Westeuropa, die Iberische Halbinsel, Frankreich, Belgien und Italien, in den übrigen Ländern Europas finden sich viele, oft bedeutend grofse unbeschriebene Landstrecken. In Spanien war bis vor kurzem fast nichts über Art und Verbreitung der Kopfformen bekannt, jedoch haben die Arbeiten von Aranzadi (1892) und Oloriz (1894) eine gute Kenntnis des Längenbreitenindex gebracht, und auch Portugal ist hierin durch Macedo (1892) u. A. gut erschlossen. In Frankreich ist die Frage nach dem Kopfindex schon von Broca in Angriff genommen und durch seine Schüler, besonders durch Collignon, weiter studiert worden, so dafs wir hier eine recht genaue Kenntnis des in Rede stehenden Verhältnisses haben; das gilt auch von Italien, wo nach den früheren Arbeiten von Calori, Moschen, Zampa etc. R. Livi in umfassendster Weise die Kopfform der Rekruten festgestellt hat. Houzé hat in Belgien die Kopfformen umfassend studiert. In allen anderen europäischen Staaten ist das Beobachtungsmaterial weit dürftiger; die Durchschnitte einzelner Teile sind oft nur aus einer geringen Zahl von Einzelbeobachtungen gewonnen, für andere grofse Bezirke fehlt oft jegliches Material. So existieren in den Niederlanden zwar manche kraniologische Arbeiten (besonders von Sasse, Vater und Sohn), aber keine systematische Kopfforschung. Grofsbritannien und Irland, wo man mit viel Eifer die Kopfform der früheren Bewohner des Landes studiert hat (Davis und Thurnam), ist in dem Studium der heutigen Bewohner zurückgeblieben, doch hat für manche Bezirke Beddoe wertvolles Material gesammelt. Die Karte ist in England nur in der Hälfte der Counties, in Irland und Schottland nur mit kleineren Bruchteilen des Landes mit Eintragungen bedeckt.

In Deutschland giebt es leider wenige gröfsere Beobachtungsreihen des Kopfindex von Lebenden oder jetztzeitlicher Schädel; auch hier hat sich das gröfsere Interesse früheren Zeiten zugewendet. Auf der Karte liefs sich der Kopfindex eintragen in Friesland, Hannover, Schleswig-Holstein. Mitteldeutschland ist nur durch recht fragmentarisches Material vertreten, Ostdeutschland fast gar nicht (nur Lissauer hat hier Dankeswertes geleistet), dagegen besitzen wir vortreffliche Beobachtungsreihen aus Elsafs (Pfitzner, Blind) und eine ganz vollständige aus Baden (Ammon). Württemberg (Ammon, v. Hölder) und Bayern (J. Ranke) gehören zu den besser bekannten deutschen Staaten. Die Schweiz hebt sich mit Ausnahme weniger Kantone (besonders Graubündens) fast ganz als weifser Fleck aus der Umgebung ab. In Tirol haben Tappeiner, Holl und Moschen reiches Material gesammelt, die anderen deutschen Provinzen Österreichs hat Weisbach, die Tschechen Niederle und Matiegka behandelt. Von Ungarn ist im ganzen nur dürftiger Beobachtungsstoff vorhanden, und nur Ostungarn liefs sich mit einiger Wahrscheinlichkeit in die Karte eintragen. Wenig unterrichtet sind wir über die Wenden in der Lausitz und die preufsischen Polen, etwas besser über die russischen Polen (Olechnowicz und Elkind) und ziemlich gut über die galizischen (Majer und Kopernicki). Um die Kenntnis der Südslaven haben sich Weisbach und Zuckerkandl verdient gemacht. Auf der Balkanhalbinsel liefsen sich nur Teile von Bulgarien und der Türkei bruchstückweise darstellen; Griechenland hat mehreren Beobachtern Stoff geliefert (wenn auch nicht sehr umfangreichen). Die Litauer sind von Olechnowicz, Talko, Hrynewicz u. a. studiert worden, die westlichen Finnen durch Haartmann, G. Retzius, Loven etc., die Lappen von Mantegazza, Sommier, Roland Bonaparte. Von nichteuropäischen, aber in Osteuropa eingedrungenen Völkerstämmen besitzen wir Material von den Sirjänen (Sommier), den Permiaken und Wotjäken (Maliew), den Tscheremissen (Rittich), Mordwinen (Maïnow) und Samojeden (Zograw). Von den Kaukasusvölkern sind mehrfache kleinere Beobachtungsreihen verschiedener Forscher vorhanden, gröfsere von den Kalmücken an der Wolga.

Aufserordentlich stark variieren die Durchschnittszahlen der verschiedenen Gegenden und Beobachter. Aber sobald man sie, graphisch in die Karte eingetragen, mit einem Blicke überschauen kann, ordnen sie sich in einer Weise, die deutlich gewisse geographische Rassenprovinzen erkennen läfst. Vier grofse, durch das Vorherrschen bestimmter Kopfformen charakterisierte Regionen treten deutlich hervor: im Norden, um Teile des Baltischen Meeres und um die ganze Nordsee herum gruppiert eine dolichocephale, im Osten eine subbrachycephale, im gebirgigen Teile des mittleren und westlichen Europas eine stark brachycephale und endlich im Süden, auf den Inseln und der Festlandumrandung der westlichen Hälfte des Mittelländischen Meeres (mit Ausnahme von Südfrankreich und Norditalien) eine stark dolichocephale Region.

1. Die nördliche Dolichocephalie (Kopfindex beim Lebenden 76 bis 79) erstreckt sich über die englischen Inseln, ganz Skandinavien (mit Ausnahme der Wohnsitze der Lappen ganz im Norden), die Südküste der Nordsee und ganz Dänemark; nach Süden (Frankreich, westliches Deutschland, Polen); dann auch in Kurland und Finnland lagert sich dieser Region ein Gürtel an von Mesocephalie (Mischung und Übergang von den Dolichocephalen des Nordens zu den südlich davon wohnenden Brachycephalen). Im ganzen Bereiche dieser Dolichocephalie nördlicher Zone verhält sich der Kopfindex ziemlich gleichmäfsig, er hält sich auf mittlerer Höhe und erreicht nirgends die hohen Grade von Dolichocephalie, die in manchen Gegenden der südlichen langköpfigen Region vorkommen.

2. Die östliche subbrachycephale Region, östlich von Polen, Kurland, Esthland und Finnland und

südlich herabreichend bis zur Zone der hochgradigen Brachycephalie (Ostungarn). Im Norden erstreckt sie sich bis zur Halbinsel Kola und zum äufsersten Nordosten Europas. Mesocephalie und etwas stärkere Brachycephalie kommen, in dieses Gebiet hineingesprengt, stellenweise vor; da, wo im Osten Dolichocephalie (Tscheremissen und Tschuwaschen) oder hochgradige Brachycephalie (Kirgisen) auftreten, handelt es sich um eingewanderte Asiaten. Das Wolga- und Dongebiet sind nicht genügend erforscht, um in der Karte eingetragen werden zu können.

3. Die dritte Region der starken Brachycephalie folgt im ganzen dem gebirgigen Rückgrat unseres Kontinentes. Wir können seine Ausdehnung nicht besser beschreiben als mit den Worten Denikers: „Sie erscheint auf der Karte als ein grofses Dreieck, dessen etwas abgestumpfte Spitze im Baskenlande und deren Basis nahe an 10° östl. Länge liegt, zwischen Thüringerwald (in der Nähe von Erfurt) und dem Punkte, wo die Apenninen im Süden, nahe bei Ancona, am nächsten an das Adriatische Meer herantreten. Diese dreieckige, an einzelnen Stellen ihrer Basis (in Bayern, Württemberg, Tirol, Oberitalien) durch mesocephale Inseln unterbrochene Region schickt ostwärts Ausläufer hochgradiger Brachycephalie aus, den einen über Böhmen, die Karpathen nach Siebenbürgen, den anderen südöstlich nach Venetien, Slavonien, Kroatien, Bosnien, Dalmatien und wahrscheinlich auch bis nach Albanien, denn einzelne Spritzer davon sind bis nach Epirus und im Ostpeloponnes beobachtet worden. Zwischen diesen beiden Ausläufern, dem nordöstlichen und dem südöstlichen, liegt ein bis jetzt nur in seinem westlichen Teile (Deutsch-Österreich), im übrigen aber noch nicht anthropologisch erforschtes Gebiet. Hier (in Deutsch-Österreich) läfst sich eine subbrachycephale Zone (Index 82 bis 83) feststellen, die sich winkelartig, mit der Spitze bis Innsbruck, in das brachycephale Dreieck hineinschiebt und die Anfangsrichtung der beiden Ostausläufer der starken Brachycephalie bestimmt. Die Grenzen dieser Zwischenzone sind im Norden ungefähr der Lauf der Donau, im Süden der der oberen Drau. Weitere, sehr wünschenswerte Untersuchungen in Ungarn und Rumänien werden uns sagen, ob man in den Bewohnern der genannten Zone eine aus Mischung mit den Hyperdolichocephalen der Hallstattzeit entstandene Bevölkerung sehen soll (denn gerade hier liegt Hallstatt und viele andere Stationen aus der ersten Eisenzeit), oder ob sie rasseverwandt mit den Dolichocephalen der Bulgarei sind, oder endlich ob sie sich in ihrer Kopfform der der russischen Subbrachycephalen anschliefsen."

4. Die südlichste unserer Regionen, die der hochgradigen Dolichocephalie, umfafst fast die ganze Pyrenäenhalbinsel (nur ganz vereinzelt kommen kleine Distrikte von Mesocephalie und Brachycephalie, besonders an der Nordküste des Landes vor); im nördlichen Portugal wird der höchste Grad von Dolichocephalie erreicht. In Südfrankreich und der Nordhälfte Italiens ist die Brachycephalie in die dolichocephale Region eingedrungen; zwar kommen die höheren Stufen von Brachycephalie hier nicht vor, aber meistens ist doch eine mäfsige Brachycephalie vorhanden, hier und da treten dazwischen mesocephale Distrikte auf. Dagegen stellt sich in der südlichen Hälfte Italiens Dolichocephalie ein, und zwar in um so höherem Mafse, je mehr wir nach dem Süden vordringen; die Inseln des westlichen Teiles des Mittelmeeres und Tunis zeigen ausschliefslich und meist hochgradige Dolichocephalie.

Auf der Balkanhalbinsel besteht, so weit die bis jetzt vorliegenden Beobachtungen es erkennen lassen, eine sehr bunte Mosaik der verschiedensten Kopfformen im dichtesten Nebeneinander.

Das sind die Ergebnisse der Zusammenstellung des reinen Rassenmerkmals. Die Veröffentlichung der weiteren Untersuchungen Denikers wird hoffentlich nicht zu lange ausbleiben, und wir werden dann auf dieselben zurückkommen.

Die Polaben im hannöverschen Wendland.

Von Dr. F. Tetzner. Leipzig.

Bilder nach Zeichnungen des Verfassers und Originalphotographieen von W. Bergmann. Lüchow.

II. (Schlufs.)

3. Feste und Gebräuche.

Hochzeit. Das gröfste und wichtigste Fest in dem Hause des Polaben ist die Hochzeit. Die jungen Leute lernen sich meist auf dem Tanz oder Jahrmarkt kennen, die Verbindung aber wird von den Eltern oder Verwandten betrieben, selten heiratet man sich ohne Vermittler oder Freiwerber. Der Bräutigam wird dann ins Haus der Schwiegereltern zu Besuch eingeladen; will aber die Braut einheiraten, so fragen ihre Verwandten an. Man kauft sich nun in Lüchow zusammen Geschenke: Ringe, Kleidungsstücke, früher mufste die meerschaumene Siebenthalerpfeife dabei sein. Nun wird eine regelrechte Verlobung gefeiert, und die Verwandten besuchen sich gegenseitig und gehen durch die Thorthür, „sonst geht die Verlobung zurück". Es wird nun genau ausgemacht, was man beiderseits mitgiebt, nach Einigung wird die Hochzeit auf Anfang Mai oder Ende September festgesetzt.

Zum Polterabend erschallen die zerbrechenden Töpfe, 200 bis 300 Gäste aus einem Dutzend Dörfern werden zu einer grofsen Hochzeit persönlich oder durch Verwandte eingeladen. Die eingeladene Familie läfst sich wieder von einer fremden fahren, die nun gleichfalls Gast ist. Efsgerät, Betten, Speisen bringen die Gäste mit ins Hochzeitshaus. Der Knecht, der die eingeladene Familie fährt, bekommt Frühstück, ladet alles ab und fährt dann zurück, um am Ende der Hochzeit seine Leute wieder zu holen. Die Hochzeit dauert zwei bis drei Tage, so werden bei einer grofsen zwei Ochsen, zwei Kälber, drei Schweine geschlachtet, Brot und Kuchen in Menge gebacken, Bier und Schnaps in Massen angefahren; Butter, Hühner u. dergl. bringen die Gäste mit. Sobald die Gäste ankommen, wird ein tüchtiges Frühstück eingenommen, die 200 bis 300 Gäste finden auf der Diele, in der Scheune, in einem Leinenzelte Platz, müssen wohl auch auf einander warten, wenn das Gewühl zu grofs ist. Alles wird auf einmal aufgetragen, das Hauptessen aber findet Mittags nach der Trauung statt. Die Hochzeitsgeschenke bestehen in Wirtschaftsgeräten. Oben an in der Dönz sitzen beim Hochzeitsmahl Braut und Bräutigam, die Verwandten daneben. Gedichte humoristischer Art, die sich auf das Eheleben beziehen und nicht immer fein sind, werden vorgetragen. Zehn Musikanten mit

Blechinstrumenten, Geigen, Clarinetten spielen. Diese mufsten ehemals grofse Hochzeitsgaben geben und wurden erst nach Verhandlungen darüber angenommen. Die Gäste gaben nämlich den Musikanten je drei bis vier Thaler für verlangte Musik und wollten sich dabei besonders zeigen. Bei den Ehrentänzen tanzt die Braut ganz allein mit jedem Verwandten, zuletzt der Bräutigam mit der Braut. Am letzten Tag wird der Braut von den Frauen der Kranz abgenommen. Die Mädchen bilden einen Kreis um die Braut, die Frauen suchen durchzubrechen und die Braut zu rauben. Gelingt es endlich, so schlägt eine Frau ein Taschentuch über den Kopf der Braut, setzt ihr dann eine schwarze oder goldene Timpmütze auf, und die Hochzeit hat ein Ende. Die Gäste bekommen ein Tuch voll Kuchen gebunden und fahren nach Haus.

Stammt die Braut aus einem anderen Dorfe, so holt der Bräutigam mit seinen Brautjungfern reitend oder fahrend mit Vorreitern und vier bis fünf Wagen die Braut ab. Die Vorreiter stürmen wie die wilde Jagd, holen die Braut, andere sprengen und holen Wurst von der fahrenden Gesellschaft und bringen sie und den Kammerwagen zurück, bis der Bräutigam der Braut begegnet. An jeder Dorfgrenze wird Halt gemacht und die Braut gefragt: „Willst du mit, noch ist es Zeit?“ Die Kinder, die an der Dorfgrenze stehen oder mit einer Kette sperren wollen, erhalten Geld, Pumpernüsse oder wirkliche Nüsse. Die die Braut anzieht, wirft die Nüsse vom Wagen herunter. Von den Schwiegereltern willkommen geheifsen, wird die Braut in die Stube geführt und bräutlich angezogen. Bei der Rückkunft von der Kirche erwartet sie die Schwiegermutter mit Zuckerkringeln und Wein. Die Braut nimmt die Gaben an und setzt sich an den Hochzeitstisch. — Das langsame gemächliche Fahren des geschmückten Kammerwagens und der Brautleute steht im Gegensatz zu der Jagd der Vorreiter.

Bei der Hochzeit werden verschiedene Förmlichkeiten noch heute beobachtet. Das Brautpaar hat Weizen und dergl. in der Tasche, „damit die Ehe und der Hausstand gesegnet sei“. Wer die Hand oder den Daumen bei der Trauung oben hat, bekommt die Herrschaft. Die Bräute treten dem Bräutigam zu demselben Zweck auf den Fufs oder schlafen auf seinen Beinkleidern in der Brautnacht. Während des Kirchgangs darf sich die Braut nicht umsehen. Das Paar mufs sich dicht zusammenstellen, dafs niemand durchschauen und die Ehe trennen kann oder ihnen etwas anthue. Erwartet der Bräutigam die vom Wagen in seine Arme springende Braut, so mufs er sie bis zur Mitte der Diele tragen, dafs sie mit keinem Fufse die Erde berührt. In der Sateminer Gegend erhält das Brautpaar beim Eintritt in die Stube eine Suppe aus allen möglichen Getreidearten, jetzt ein Glas Wein, das soll reiche Ernte andeuten. Erntesegen erhofft man auch, wenn man beim Hochzeitsgang Weizen in die Schuhe, Flachs in den Brautkranz legt. Bindet die Braut dem Bräutigam ein kleines Stöckchen ins Halstuch, so hofft sie, nie geschlagen zu werden. Giebt die Axt des Bräutigams beim Holzholen Feuerfunken, so brennt das Haus weg. Man schliefst die Ehen bei zunehmendem Mond, dafs nichts mangelt, und am liebsten Freitags. Leiht die Braut vor der Hochzeit vom Bräutigam Geld, so hat sie später Verfügung über die Kasse. Will sie überhaupt über den Mann herrschen, so mufs sie vor dem Altar ein im Handschuh verborgenes kleines Reis von Erbsenstroh zerbrechen. Zahnschmerz verliert sie, wenn sie beim Abendmahl hinterm Altar in einen kleinen Apfel beifst. Das wurde noch am 10. Nov. 1887 in Dannenberg beobachtet. Wessen Trauring bei der Trauung zur Erde fällt, der stirbt bald oder wird unglücklich; wessen Licht am längsten brennt, der lebt am längsten.

Wenn die Braut abgeholt wird, singt man u. a.:

Ein schönes Mädchen einsam safs
Im Wald bei einer Quelle,
Ihre Augen waren von Thränen nafs,
Schmerzvoll war ihre Seele. —
Sie hatte ein so schön Gesicht,
Dafs jedermann erschreckte,
Das Blümlein hiefs Vergifsmeinnicht,
Das sie am Ufer pflückte u. s. w.

Bei der Hochzeitsfeier singt man:

Der Jäger in dem grünen Wald
Mufs suchen seinen Aufenthalt,
Er ging bald hin, er ging bald her,
Ob auch nichts anzutreffen wär u. s. w.

Oder: 1. Du sagst, du wollst mich nehmen,
Bis dafs der Sommer käm,
Der Sommer ist gekommen,
Du hast mich nicht genommen.
Ei, so nimm mich doch,
Ei, so nimm mich doch,
Ei, so nimm mich doch zu dir.

2. Wie kann ich dich denn nehmen,
Denn du bist ja gar nicht schön,
Du bist nicht schön von Angesicht,
Scher dich weg von mir,
Ich mag dich nicht,
Scher dich nur weg von mir.

3. Ich lieb ein andres Mädchen,
Sieht aus wie Milch und Blut,
Sie ifst mit mir, sie trinkt mit mir,
Sie schläft die ganze Nacht mit mir,
Ei, das war schön von ihr.

4. Sie hat auch einen Thaler,
Das ist ihr baares Geld,
Dafür lafs ich mir was waschen,
Meine Stiefel und Gamaschen,
Kauf mir Wichs dafür,
Wichs mir meine Stiefel und Schuh.

Das durch Leibniz, Herder und Goethe unsterblich gewordene „wendische Brautlied“ unserer Polaben lebt im Volke nicht mehr, ebenso wenig die damit verknüpft gewesenen Gebräuche. — Ein Glück wars, wenn die Bäckerei geraten, nicht windiges Wetter, wohl aber ein sanfter Regengufs war, dann hat der Segen kein Ende. — An die polabische Hochzeit knüpft auch die bekannte Sage vom Brautstein bei Woltersdorf an.

Krankheit und Begräbnis. Krankheiten kommen meist von aufsen oder werden einem angehext, entweder mit Zaubersprüchen, oder indem man unbewufst über einen absichtlich niedergelegten, mit unsauberen Stoffen gefüllten Lappen geht. Gegen die Krankheit hilft Besprechung. Die günstigste Zeit dafür ist Vollmond, abnehmender Mond, Zeit vor Sonnenaufgang, nach Sonnenuntergang, und zwar unter freiem Himmel mit entblöfstem Haupt. Man sagt den Spruch ein- oder dreimal und fügt stets am Ende dazu: „Im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes“, die einen sagen noch Amen, die andern wollen es weggelassen wissen. Oft wird bei der Besegnung geräuchert, und die Frau mufs den Mann, der Mann die die Frau besprechen; niemand darf Geld dafür nehmen. Hilft die Besprechung nichts, so läfst man von einem anderen besprechen und geht dann zum Wunderdoktor. „Hat es aber sein sollen“, so macht man die Fenster auf, dafs die Seele entweichen kann. In allen Ecken werden Lichter herumgetragen, die Uhr wird angehalten, Hundeheulen, Totenwurmpicken vernimmt man nicht mehr. Wird der Sarg hinausgetragen, so wirft man die Bänke um, auf denen er stand und löscht die Lichter aus; zieht der Qualm ins Haus zurück, so stirbt bald

wieder einer. Das Stroh, auf dem der Sarg stand, wird vor dem Gottesacker weggeworfen; man kann da in Menge liegen sehen. Als Streu würde es das Vieh krank machen. Das Sargmafs wird, wie bei den Slowinzen, mit ins Grab gelegt, ebenso eine Schachtel Ungeziefer (statt eines wertvollen Stückes, wie bei den Pommern). Stücke des Leichentuches oder Berührung kranker Glieder mit der Leichenhand sollen gesund machen. Begegnet dem Sarg ein Mann, eine Frau oder ein Kind, so stirbt bald darauf ein gleichaltriges. Die Beerdigungsgegenstände werden aufs Grab gelegt, später ein merkwürdiges Kreuz in ziemlich rechteckiger, grabgrofser Fassung



Fig. 16.
Schwarzes Holzkreuz in Holzfassung, die dem Grabrand angepafst ist.
Auf der Holzfassung stehen Bibelsprüche (Satemin, Küsten).

(Fig. 16). Bei allen Begräbnissen endet die Feier mit Tanz und Leichenbier im Reiheschank. Die Gräber werden gut gepflegt, oft aufser Kreuz oder Platte (Fig. 17 bis 21) mit einem kleinen Holzstaket umgeben, so

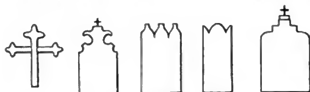


Fig. 17 bis 21. Hölzerne aufrecht stehende Grabplatten aus Holz. (Küsten, Rebenstorf.)

dafs das Grab ein Garten scheint, als Thür ist die Holzplatte zu denken. Ein paar Küstener Grabsprüche heifsen:

1. Sucht mich nicht mehr in meiner Wiege,
Ich ruhe jetzt in Gottes Schofs,
Wo ich auf lauter Rosen liege,
Ich zog gewifs das beste Loos.
(Hier ruht Johann Heinrich Schulze, geboren 1. Jan. 1858, gestorben 22. Febr. 1859, alt geworden: 1 Jahr, 1 Monat, 22 Tage.)

2. Je gröfser Kreuz, je lieber Sterben.
(Hier ruhet der Kassengehilfe J. W. Jauch aus Küsten, geboren am 10. Jan. 1870, gestorben am 23. Januar 1893 im Alter von 23. Jahren.)

Auch ein „Höfebesitzer" liegt auf diesem Gottesacker; man sieht, an Stolz fehlts nicht. — Grabschmuck trägt man selten zu Johanni oder am Totensonntag, eher zu Ostern und Weihnachten aufs Grab. Ganz besondere Vorsicht erfordert nun das Begräbnis eines Doppelsäugers. Am 17. Februar 1883 wurde zu Grofs-Heide und um dieselbe Zeit auch anderwärts noch mancher „Doppelsänger" begraben. Wenn die Mutter einem entwöhnten Kinde nochmals die Brust giebt, so verwesen seine Lippen im Grabe nicht, es verzehrt im Grabe sein Fleisch und zieht die Lebenskräfte der Verwandten aus und holt sie ins Grab nach. Dem Vampyrismus sucht man zu begegnen. Man giebt Toten, die man für Doppelsäuger hält, ein gekreuztes Geldstück unter die Zunge, legt wohl auch ein Brett unters Kinn, damit die Lippe nicht zur Brust kann, und vermeidet sorgfältig die Berührung des Totenkleides mit den Lippen. Geht der Zug zur Tenne hinaus, so hebt man die grofse Thürschwelle (Süll) hoch und trägt den Sarg darunter weg. Dann macht man sie sofort wieder fest, dafs der Doppelsäuger nicht zurück kann.

Wie der Doppelsäuger nach dem Tode, so wird der mit dem bösen Blick oder dem zweiten Gesicht behaftete im Leben den Menschen gefährlich. Man hütet sich vor solchen zweideutigen Leuten, indem man ihnen möglichst aus dem Wege geht, sie besonders nicht in Ställe und ihren Einflufs durch Besprecher wegmachen läfst. Im übrigen huldigt man der Anschauung, dafs der kranke oder altersschwache Mensch am besten jenseits aufgehoben ist; gerade aus der Polabengegend stammen alte Nachrichten von der Tötung altersschwacher Eltern. Die darob (1297) Betroffenen hielten sich für völlig berechtigt dazu mit dem Hinweis, dafs sie selbst froh wären, sich knapp ernähren zu können (Jammerholz bei Grabow). Auch die Erzählung vom Knaben, der für seinen Vater einen Holzteller aufheben will, weil er das schlechte Beispiel in der väterlichen Familie sieht, lautet auf Geringschätzung der Eltern in alter Zeit.

Pröpelsprüche. Jeder Spruch hat am Ende die in der ersten Formel angegebenen Schlufsworte.

1. Gegen den kalten Brand. Wie hoch is de Heven, wie rot is de Kreft (Krebs), wie kolt is de Dodenhand, damit stillt man den kalten Brand. Im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.

2. Gegen Rose, Geschwulst und Hitze. Du sollst nicht reifsen, nicht spleifsen, du sollst nicht weh thun, du sollst vergehen, als der Tau im Gras.

3. Herzgespann bei Kindern (Verschwellung unter den Rippen). Weich Rippengeripp, wie das Pferd aus der Krippe frifst.

4. Gegen Gicht. Birnbaum, ich klag dir all mein Reifsen und Spleifsen und die schwellende Gicht, die mich plagt Tag und Nacht, dafs sich Gott im Himmel erbarmen mag. Der erste Vogel, welcher fliegt über diese Kluft, nehme die Schmerzen mit in die Luft. (Ein andächtiges Vaterunser drei Montage und drei Freitage abends vervollständigen die Wirkung.)

5. Wenn ein junges Pferd zum erstenmal angespannt wird. Schwarten, se schallen treken vor Plog und vor Eggen, se schallen grat ut gahn, se schallen nicht nach de Stränge schlahn. (Die Frau tritt stillschweigend zum Pferde, macht die Stränge an den Wagen und murmelt dabei den Spruch.)

6. Gegen Flechten.

a) Die Pottasch und die Flechten, die flogen wohl über das weite Meer, die Pottasch, die kommt wieder, die Flechte nimmermehr. (Nackt beim Sprechen Pottasche gegen den Wind ins fliefsende Wasser streuen, vor- und nachher schweigen.)

b) Gegen nasse Flechten. Flecht, Barmgrund, packe dich, laufendes Wasser jagt dich. — Da stehen drei Jungfern an dem See, die erste wäscht, die zweite plätscht, die dritte langt an den Grund, damit der Barmgrund verschwund.

7. Gegen Tehrer (Auszehrung). Ju Lüdden, hier bring ick jü Flas to spinnen un bring jü Garn to Linnen, un bring jü Grütt to kaken, nu söllt jü uns Vadder (Mudder, Anlies) wohl laten. (Die Angehörige des Kranken geht mit Flachs, Garn und Grütze unter den Holunderbusch, schneidet Zweige ab, steckt sie in die Erde, raunt den Spruch und sieht dann, wieviel Tehrer der Kranke hatte.)

8. Dafs das Blut stille stehe.

a) Abek, Wabek, Fabek. In Christi Garten, da stehen drei Rosen, eine für das Gut, die andere für das Blut, die dritte für den Engel Gabriel.

b) Die heilige Mutter Gottes fuhr über Land, das Heiligste trug sie in ihrer Hand. Das Wasser, das thut fliefsen, das Blut sich beschliefsen.

c) Auf Christi Grab stehen drei Lilien, die erste heifst Demut, die zweite Wehmut, die dritte, wie Christus will, Blut, steh still!

d) Unser Herr ging in den Garten. Was fand er da? Drei Röselein, eins für sein Gut, eins für sein Blut, eins für sein' Willn, Blut, steh still!

e) Es kommen drei liebliche Mädchen herab auf die Erde vom Himmel, die eine heifst Blutlasserin, die andere Blutfasserin, die dritte Blutsteh-, Blutvergeh-, (Blutversteh-), Blutstillerin.

9. Gegen Ausschlag. Dar stunn dree Jungfern in de Grund, de eene wusch, de annere wrung, de drüdde brukte för Barmgrund.

10. Rose (vergl. 2). Rose, ich fasse dich, du sollst nicht brechen, du sollst nicht stechen, du sollst nicht brennen und nicht weh thun.

11. Gegen Warzen (bei abnehmendem Monde). Mond an de Wand, Wraken an de Hand.

12. Gegen Krankheit der Schweine. Unser Herr, der hat gehangen, dieses Schwein hat sich verfangen.

13. Gegen Brandwunden. Ich bespreche diesen Brand mit Marien Hand, dafs es nicht killt, dafs es nicht schwillt.

14. Gegen Leibschmers. Darmgicht, ich umgreife dich! Ich gebiete dir aus diesem Fleisch, behüt dich Gott und den heiligen Geist.

15. Gegen Würmer und Leibschmerz. Herzwurm und Fruchtwurm und Darmgicht, ich gebiete dir bei Gottes Gesicht, dafs du dich sollst legen und nimmer regen, bis die Mutter Gottes ihren zweiten Sohn thut gebären.

Geburt und Taufe. Die Mutter darf zur Zeit der Geburt mancherlei nicht thun, z. B. schenern, „sonst wird das Kind schmierig". Sie soll nicht Mund und Nase zuhalten, wenn sie an schlecht Riechendem vorbei geht, sonst bekommt das Kind übeln Atem. Wenn sie aus der Flasche mit dem Munde trinkt, wird das Kind engbrüstig. Sie darf Urin nicht unter die Dachtraufe fliefsen lassen, sonst geifert das Kind. Es erhält Male, wenn sie Spritzendes kocht; Sommersprossen, wenn sie gelbe Wurzeln schabt; schielende Augen, wenn sie durchs Schlüsselloch guckt. Vor der Taufe darf der Name des Kindes nicht genannt werden, sonst lernt es schwer sprechen. Greift man dem Säugling auf den Kopf, bekommt er schlechte Haare; ifst die Mutter gleich vor dem Brotschrank, wird das Kind nie satt. Um diesen Zauber zu heben, wird das Kind in den Schrank gesetzt, und die Mutter verrichtet davor neunerlei Arbeit. Man verschenkt oder verborgt vor der Taufe nichts, sonst wird das Kind ein Verschwender. Man legt Nähnadel, Salz, beschriebenes Papier ins Taufkissen, dann wirds fleifsig. Raunt man ihm ein Vaterunser ins Ohr und legt ihm ein Stück Gesangbuchblatt unters Zeug, so bekommts ein gutes Gedächtnis. Der älteste Gevatter trägt den Täufling aus dem Hause, dann wird er sehr alt; der jüngste schafft ihn zurück, so wird er sehr flink. Beim Eingang in die Kirche lüftet man das Taufkissen ein wenig, dafs ihn ein Sonnenstrahl trifft und er schönen weifsen Teint bekommt. Schmieren aber die Pathen die Stiefel, so wird das Gesicht unrein. Schreit er bei der Taufe, so stirbt er bald; auch mufs er den Kopf zur Erde hängen lassen. Die Pathen tragen ihn durch dieselbe Kirchthür zurück. Wird aus demselben Taufwasser zuerst eine Knabe und dann ein Mädchen getauft, so bekommt das Mädchen einen Bart. Das Taufwasser mufs man aufheben, es fault nicht und heilt die Sommersprossen. Der Sohn wird mit dem Taufwasser des Vaters getauft und wird ein fleifsiger Mensch, wenn während der Taufe zu Hause fleifsig mit Sägen, Beilen, Besen, am Rad und auf dem Hofe gearbeitet wird. Den Taufnamen Erdmann, Erdine erhält dann ein Kind, wenn kurz zuvor ein Geschwister im zarten Alter starb. Vor der Taufe trägt man das Kind über eine Schaufel glühender Kohlen. Gegen Schlaflosigkeit der Kinder legt man Eulenfedern in die Wiege.

Das Fest selbst ist jetzt sehr einfach und dauert nur einen Nachmittag. Tanz und Kartenspiel, wie oft beim Begräbnis, giebts nicht. Gemäfs der Anschauung, dafs der alte und kranke Mensch, der nicht mehr arbeiten kann, besser im Grabe liegt, gestaltet sich beim Polaben das Begräbnis anders, freudiger. Bei der Taufe des Erstgeborenen giebt der glückliche Vater zuweilen am folgenden Sonntag Bier, weit häufiger geschah dies noch bei der Hochzeit, damit entferntere Bekannte auch etwas hatten. Der Name „Pagleizenbier" ist von den grofsen hornförmigen Wecken abgeleitet, die dazu gegeben wurden. Unter „Kindsfeuten" versteht man das Fest, das der Vater seinen Freunden giebt, wenn die Frau guter Hoffnung ist. Eine Tonne Bier, dazu Schnaps, genügen dafür. — Öfter wird an den Pfarrer das Ansuchen um Überlassen von Taufwasser gestellt; man glaubt, es hilft gegen Bettnässen, wie man auch Kirchenwachs, Abendmahlswein und Hostien gegen Krämpfe und Krankheiten begehrt.

Kirchliche Feste. Bieten auch die kirchlichen Feste als solche nicht Aulafs zu besonderer Behandlung, so sind doch mancherlei Regeln erwähnenswert, die sich an jene knüpfen. So soll man in der Adventszeit die Bäume schütteln, dafs sie viel Obst bringen. In den heiligen Nächten soll man keine Hülsenfrüchte essen, sonst bekommt man Schwären; die Viehställe darf man um diese Zeit weder räumen noch waschen, Ackergerät mufs verschlossen sein, Wäsche darf nicht aufgehängt werden. Man schmilzt zu Sylvester Blei, sucht Treffpunkte in der Bibel, achtet darauf, ob man von einem Leichenzuge träumt. Die heiligen Nächte sind auch Wetterverkünder, und wenn jemand stirbt, so folgen in demselben Jahre 12 aus dem gleichen Alter nach. Regnet es am Charfreitag, so wird das Gras und Obst schlecht. Aus Gründonnerstagseiern kommen Hühner, die die Farbe wechseln. Ehemals schaffte man eine Tonne zu Ostern auf den Berg, legte sie auf hohe Pfähle und brannte Dornen darunter an, schliefslich rollte die Tonne ins Thal. Osterwasser ist heilkräftig. Blutstropfen von Johanniskraut am Johannistag, „wenn sich das Blattwerk dreht", gesammelt, sind heilkräftig. An Sonn- und Festtagen darf man nichts drehen. Geht man zu Sylvester rückwärts aus dem Haus, so kann man eine weifse Gestalt auf dem First sehen, die Anzeichen giebt. An Krebstagen darf nicht gesäet werden, am Pfingstfest wird das Pfingstbier getrunken. Wer zu Pfingsten am letzten aufsteht, wird Pfingstochse genannt; dabei wird, wie beim Julklapp, viel Scherz getrieben. Hierher gehören wohl auch die zahllosen Wetterregeln, die an gewisse Tage anknüpfen. So: Sonnt sich der Dachs in der Lichtmefswoche, geht er auf vier Wochen wieder zu Loche; Na St. Matthias geiht kein Vofs öbert Is, denn St. Matthias breckt dat Is; Quaken die Frösche am Markustag, so schweigen sie bis im Mai hernach; Auf St. Jürgen mufs man die Krähen von der Weide schürgen; Merk dies: St. Vit bringt Fliegen mit; Wenn der Kuckuck noch lange nach Johannis schreit, giebts unfruchtbare und teure Zeit; Um Mariä Geburt ziehn die Schwalben furt; Auf St. Gall die Kuh in den Stall; Wenn die Gänse um Martini auf dem Eise stehn, müssen sie zu Weihnachten im Kote gehn.

5. Dorffeste. Zwar haben auch im Polabenlande Krieger-, Schützen-, Kegelvereine u. dergl. überhand genommen, doch sind die alten Dorffeste noch nicht ganz ausgerottet. Von der Kirmefs weifs man nicht viel, mehr jedoch von den Erntefesten und Pfingstbieren. Vor der Gemeindeteilung oder Verkoppelung wurde wie in Litauen und Pommerellen an einigen Tagen gemeinsam gemäht und eingefahren, dann wurden die Mäher mit Musik geholt und mit dem Gesang des Liedes „Nun danket alle Gott" und „Bis hierher hat mich Gott gebracht" nach dem Dorfplatz geführt, dann wurde auf der Tenne eines Bauern wacker getanzt.

Viel höher ging es bei den Bauerbieren in den mit Maien geschmückten Stuben her. Daran nahm jeder Wirt teil, und jedes Jahr übernahm das Fest ein anderer, bis es der Landrat abschaffte. Drei Tage lang wurde bei Gesang und Jubel gezecht; am ersten Tage nachmittags wurde probiert, und dann wurde bei Tanz und Kartenspiel gefeiert; zwei Schaffner bedienten. Am Ende

bezahlte jeder Teilnehmer den gleichen Teil. Kuchen und Brot wurde in Menge gebraucht, das viele Tanzen auf der Lehmdiele machte hungrig. Auch die holde Weiblichkeit wollte ihr Teil von den 20 Tonnen à 104 Liter. Sie brachten Töpfe mit Zucker und machten sich Kaltschale, gaben auch den Kindern. Als Preis mufste jeder Gast zu Satemin zwei Groschen zahlen. Nur das Bier war gemeinsam; alles andre wurde einzeln bezahlt. Dies Fest, das beispielsweise in abgeblafster Form auch in Sachsen hier und da Mode ist, führt auf ein viel älteres zurück, dessen Zweck die Aufpflanzung des Dorfbaumes war. Der Obersuperintendent Hildebrand berichtet im Jahre 1672 darüber. Er führt etwa folgendes aus: Den Wenden wurde vor 50 Jahren ihre Sprache verboten, nachdem sie zuvor von den Fürsten gepflegt worden war, die möglichst viele Völker unter ihrer Herrschaft haben wollten. Wenden aber gabs so wie so genug, und sie bildeten sich mehr ein als die Deutschen. Im Hauptsitz, dem Drawehn, stehen in jedem Dorf zwei Bäume, der Kronen- und der Kreuzbaum. Der Kreuzbaum ist der wichtigste. Er darf, falls er umgefallen ist, vor Mariä Himmelfahrt nicht wieder aufgerichtet werden, weil sie sagen: „die Staete wollte es nicht haben“. Kein Wende mit garstigen Füfsen darf über diesen Platz. Als zu Rebenstorf oder Dangenstorf den Baum ein Bulle umwarf, wurde dieser erschlagen, und nun treibt man jährlich einmal das Vieh rundum. Wird ein neuer Kreuzbaum eingesegnet, wird auch das Vieh geweiht. Nach einem Gelage tanzt man um den Baum. Der Schulze, in Sonntagskleidern, mit weifsem Handtuch um den Leib, führt die Reihen, nimmt ein grofses Licht und ein Glas Bier, geht um das zusammengetriebene Vieh, bespritzt es mit Bier und besegnet es wendisch. An manchen Orten werden die Häuser, Ställe, Küchen, Kammern, Stuben an demselben Tage mit Bier und Branntwein begossen, „dafs das Vieh gedeiht“. In Predöhl bediente man sich noch eines grofsen Wachslichtes, und ein Greis soll jeden Tag dort Andacht gehalten haben. Der Baum war 20 Ellen hoch, oben darauf war ein hölzernes Kreuz mit einem eisernen Hahn. Der Stifter des Baumes soll Kaiser Karl gewesen sein. Zu Mariä Himmelfahrt wählen die Bauern einen anderen Baum im Holz, jeder thut dann einen Hieb, bis der Baum fällt. Man legt ihn auf einen Wagen, deckt ihn mit den Oberkleidern zu und fährt ihn nach der „Staete“. Ein wendischer Zimmermann behaut ihn viereckig, steckt rechts und links zum Aufsteigen Pflöcke ein und richtet ihn mit Freudengeschrei auf; der Schulz klettert hinauf, setzt den Hahn übers Kreuz, segnet ihn mit einem Glas Bier, dann folgt das grofse Gelage bei 10 bis 12 Fafs Bier.

Wie die Männer zu Mariä Himmelfahrt den Kreuzbaum, so setzten die Frauen zu Johanni den Kronenbaum. Alle Weiber eines Dorfes gingen am Johannistag „bei jedem Wetter“ in den Wald, wählten abwechelnd eine Birke und eine Eiche, hieben sie um, führten sie auf den Dorfplatz und richteten sie auf. Sie wurde zuvor behauen, nur die Krone wurde gelassen. Die Alten fuhren die Birke auf dem Vordergestell eines Wagens und spannten sich selbst vor, die jungen gingen nebenher und sangen wendische Lieder. Nachdem der alte Baum abgehauen worden war, den ein Häusling für 2 Schillinge kaufte, holte man für dies Geld Branntwein und richtete den bekränzten Baum unter Frohlocken auf. Dann erschienen auch die Männer, wieder wurden 12 Tonnen Bier getrunken und das Fest unter Jubel und Gesang abgehalten. Wenn ein Mädchen aus einem anderen Dorfe einheiratete, mufste sie um den Baum tanzen und eine Münze hinein legen. Wenn jemand am Baum gerieben hatte und gesund geworden war, spendete er gleichfalls eine Münze. Niemand rührte das Geld an, bis Soldaten kamen und für das Geld Tabak und Branntwein kauften. Zu Hildebrands Zeiten gabs solche Kreuzbäume noch in Klennow, Dangenstorf, Rebenstorf, Gistenbeck, Krauze. Das Gelage fand bei den Schulzen statt. Der Kreuzbaum scheint den Stadtfrieden bedeutet zu haben, das Fest hat gewifs als Einsegnungstag des Viehs gegolten, auf das der Bauer ja sehr hält. Bei der Eidverwarnung zieht die Androhung der Hölle weniger als die des Unsegens in Feld und Stall. Welche Bewandnis die Hahnenjagd hatte, die ehemals im Amt Lüchow stattfand und mit dem Erschiefsen des abgejagten und dem Verteilen und Verzehren des gekochten Hahnes schlofs, ist schwer zu sagen. Jedenfalls sind heute die symbolischen Gebräuche geschwunden, und nur das Gelage in sehr abgeblafster Form ist geblieben, dafür hat man Verständnis. In der Geschichte vom armen Lazarus denkt sich das Kind, dafs der reiche Mann alle Tage Hochzeitsfutter (Köst) hatte. Die Knechte wollen auch ihren guten Tag haben, gehen am zweiten Pfingstfeiertag mit ihren Peitschen in den Wald, knallen im Takt und sammeln dann für eine Tonne Bier ein. — Der Aberglaube wagte sich noch vor kurzem bei den Wenden so anspruchsvoll und selbstbewufst vor, dafs ein Hauswirt zu Sellien am 13. Aug. 1883 dem 50 Mark Belohnung zusagte, der ihm nachweisen könnte, wer seine Schafherde behext habe.

Meine Aufzeichnungen beruhen auf Beobachtungen zweier Reisen im März und Juli 1899 und auf mündlichen und schriftlichen Mitteilungen von Pastoren, Lehrern, Bauern und Städtern. Die Reisen gingen über Salzwedel, Lübbow, Lüchow, Plate, Lübeln, Küsten, Süthen, Grabow, Platenlaase, Jameln, Tramm, Schaafhausen, Dannenberg, Hitzacker, Reddebeitz, Saase, Bösel, Rebenstorf, Dangenstorf, Teplingen, Wustrow, Dolgow, Klennow, Neritz, Jeetzel, Satemin, Lüneburg.

Die dänische Nordseeküste.

Von R. Palleske.

Das Jahrbuch des Dänischen Touristenvereins für 1900 bringt unter dem Titel „Von Skagen bis Fanö“ eine Schilderung der westjütischen Küstenverhältnisse, die mancher verkehrten Vorstellung, besonders über die dortigen Riffe, ein Ende zu machen geeignet ist und den folgenden Mitteilungen zu Grunde liegt.

Fast auf der ganzen Strecke sieht man eine oder mehrere Reihen von 30 m hohen Dünen, die seiner Zeit, d. h. vor 150 bis 200 Jahren, nach und nach vom Strande aus vorgedrungen sind und bebautes Land bedeckt haben, jetzt aber mit Strandhafer, sowie auch Fichten und Tannen, besonders der ausdauernden Bergfichte, bepflanzt sind. An einzelnen Stellen, wo sie niedrig und schmal sind, hat man künstliche Sandwälle angelegt oder lange Molen von eingerammten Balken mit dazwischen liegenden Steinen und Cementblöcken erbaut, um so die Grundlagen für neue Dünen zu schaffen. Hier und da bespült das Meer vorspringende Anhöhen, z. B. den Bovbjerg bei Lemvig (47 m hoch), den Rubjerg und den Bulbjerg, die beide gegen 95 m



Rubjberg bei Hjörring. Nordjütland.
Höhe gegen 95 m. Auf der Spitze eine Bake.

hoch sind. Die thonige, steinartige Masse des Rubjberg (vgl. die Abbildung), der an dieser Stelle die fehlende Düne ersetzt, wird beständig von den Wellen untergraben, so dafs die Wand niederstürzt und das Meer Fufs um Fufs die Grenzen des Abhanges verändert; infolgedessen sind einzelne, an weit vorgeschobenen Stellen stehende Häuser bedroht und müssen weiter landeinwärts geschafft werden.

Bei gewöhnlichem Wasserstande reicht das Meer nicht ganz bis zum äufseren Rande der Düne, und es bildet sich dann ein breiter Gürtel aus Sand und Steinen mehrere Meter über dem eigentlichen Boden. Dies ist der sogenannte Vorstrand. Der Meeresboden, der fast überall aus losem, beweglichem Sande besteht, nimmt langsam an Tiefe zu, besitzt aber an den meisten Stellen zwei bis drei Barren, d. h. Wälle von Sand, der mit Steinen vermischt ist; zwischen diesen Barren ist das Wasser sehr tief. Die äufserste Barre liegt bis zu vier Kabellängen (zu je 100 Faden oder 188 m) vom Lande entfernt, hat aber nur 5 m Wasser über ihrem Kamme; die mittlere, mit etwa 3 m Wasser über sich, liegt bis $1^1/_2$ Kabellängen vom Lande entfernt, und bei ihr geschehen die meisten Strandungen; die innerste Barre hat gegen 1,5 m Wasser über sich und befindet sich dicht am Ufer oder läuft ganz mit diesem zusammen. Die Barren streichen nicht (wie selbst in dänischen Lehrbüchern der Erdkunde zu lesen ist) ganz parallel mit der Küste; sie bilden sich nämlich durch Anhäufung von Sand und Steinen, Wasserpflanzen und Wrackresten im rechten Winkel zu der vorherrschenden Windrichtung, Nordwest, und so erhalten sie selbst die Richtung gegen Südwest, ihre Linien weichen also um einige Grade von der Küstenlinie ab. Bei stürmischem Wetter zeigen die langen, grauweifsen Schaumstreifen deutlich die Richtung ihrer Kämme an.

Schon lange, bevor man die eigentlichen Rettungsapparate anwandte, gewannen die westjütischen Fischer die Hochachtung aller seefahrenden Völker durch den unverzagten Mut, womit sie in ihren elenden Booten dem wilden Meere trotzten und Leben und Gesundheit wagten, um ihre Mitmenschen zu retten. Man kennt noch aus den 30er und 40er Jahren viele Beispiele von glücklichen Rettungsthaten jütischer Fischer, aber ebenso auch Beispiele von Schreckensscenen, wobei alle Schiffbrüchigen und ihre Retter umkamen, weil es an zweckmäfsigen Hülfsmitteln fehlte. Erst gegen Ende der 40er Jahre des 19. Jahrhunderts machte man den Anfang mit einer Ordnung des Rettungswesens an der westjütischen Küste, indem man die zwei ersten Rettungsboote auf der Westküste — im Aggerkanal und bei Flyvholm in der Nähe von Harboöre — aufstellte. Gleichzeitig wurde ein Raketenapparat in Klitmöller, südlich von Hanstholm, eingerichtet. Aber erst in den 50er Jahren wurde das Rettungswesen in gründlicher Weise geregelt, indem neue Stationen gegründet und gutes Material beschafft wurde. Am Ende des Jahres 1857 gab es über 20 Rettungsstationen in Westjütland; 1897 war ihre Anzahl von Skagens Gren bis Blaavandshukd und Fanö bis auf 46 gewachsen. So befindet sich dort das Rettungswesen gegenwärtig auf einer hohen Stufe und steht seinem Vorbilde, dem englischen, kaum nach, so schwierig die Verhältnisse in Westjütland auch liegen. Die ganze Küste ist für Rettungszwecke in Strecken von 1000 bis 1200 Ellen (etwa 600 bis 750 m), die ein „Len" genannt werden, eingeteilt, deren jede unter einem zuverlässigen kleinen Besitzer oder Fischer, dem sogenannten Strandvogte, steht. Dieser mufs, wenn stürmischer Wind von der See her weht, alle ein bis zwei Stunden an den Strand wandern und Ausschau halten; ja, nördlich von Limfjord hat man in stürmischen Nächten ständige Strandwachen. Auch sonst mufs der Strandvogt täglich zum Strande hinabgehen und alles Strandgut einsammeln und in Sicherheit bringen. Im Frühjahr und Herbst findet die Versteigerung



Hohes Ufer bei Lönstrup, westlich von Hjörring. Nortjütland.
Etwa 80 m hoch.



Dünen bei Raabjerg, südwestlich von Skagen.

der angetriebenen Gegenstände statt; der Staat erhält zwei Drittel, der Strandvogt ein Drittel des Erlöses. Ein eigenartiger Rest aus dem Mittelalter ist es, dafs auf einer etwa 22 km langen Strecke, von der Thorsmindemündung (Nisumfjord) bis zu dem südlich davon gelegenen Stadilfjord, das Strandrecht noch in privatem Besitz (der Erben des Direktors des west- und südjütischen Kreditvereins in Ringkjöbing) ist. Hier geschieht die Ernennung des Strandvogtes durch die privaten Besitzer, im übrigen durch die staatliche Behörde.



Ausgrabung eines gestrandeten und versandeten Dampfers.

Seit alters ist der Bewohner der Dünengegend abergläubisch. Eine oder die andere Fischerfrau hier und da in der öden Düne weifs mehr von verborgenen Dingen als andere Leute, sie ist hellseherisch und sagt Ereignisse lange vorher, die am Meere geschehen werden, — eine „gute Strandung“ oder ein böses Unglück. Und wenn dann gelegentlich solch eine Voraussage eintrifft, so stecken die Leute die Köpfe zusammen: „Ja, ja, das wufste man im Voraus, wir waren ja vorher gewarnt!“

Manche Dünen tragen im Volksmunde die Bezeichnung „Totenberge“ und erinnern dadurch, wie durch die nicht selten darin zu findenden Gerippe an die „gute, alte Zeit“ des Strandraubes, wo die Bestimmung galt, dafs die Wracks ohne lebende Insassen dem Besitzer des Strandes gehörten, weshalb man Schiffbrüchige zu erschlagen und in den Dünen zu verscharren pflegte. Die Sitte, Leichen in den Dünen zu begraben, war übrigens noch bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts lebendig, wo zwei englische Kriegsschiffe am Bovbjerg strandeten und Hunderte umkamen. Auch solche Stätten werden Totenberge genannt.

Schön und grofsartig ist die jütische Westküste: Wer die Küste von Skagen bis Fanö bereist und sie bei jedem Wetter gesehen hat, der weifs, dafs dieser so mannigfaltige Strand die eigenartigste Gegend in ganz Dänemark ist. Frei und offen ist es oben auf Skagens Gren, wo zwei Meere zusammentreffen. Wüstenartig öde ist die Gegend um Raabjerg, wo die feinen Sandkörner umherschweben und jede Spur verwischen. In prächtigen Formen erheben sich die Dünen bei Lönstrup, durchbrochen von dem geschlängelten Laufe eines Baches und abgeschlossen vom hohen Lande, das hier seine Thonwand bis zum Meere vorschiebt und in wildem Trotze sich gegen 80 m hoch in die Lüfte erhebt, vom Meere aus unzugänglich, vom Wogenschwall untergraben, fremdartig, bergähnlich, fast westnorwegisch (vgl. die Abbildung). Hier steigt der Rubjerg mit seiner Bake auf, — das erste Stück Land, das der Seefahrer von Jütland erblickt. Und welch eine Aussicht über den Vendsyssel, das Land der Windmühlen, welch eine kraftvolle Gegend, welch eine grofsartige Natur! Oder man betrachte die breiten Dünenzüge mit der Heide im Hintergrunde im innersten Teile der Jammerbucht, oder das Dorf Agger auf der schmalen Nehrung, die flach und widerstandslos daliegt, zu allen Zeiten vom Meere bedroht, das die Küste fortnagt, Fufs um Fufs, trotz aller Anpflanzungen. Wie öde und einsam ist es hier auf dieser niedrigen Nehrung, auf deren äufserster Spitze niemand sich anzusiedeln wagt, weil das Meer heute die Stelle überspült, wo man gestern gewandelt ist! Und jenseits der Mündung des Limfjords, durch die der Rettungsdampfer „Vestkysten“ so oft ausgelaufen ist zu seiner kühnen Thätigkeit längs der Riffe, liegt Thyborön, das Land der sogenannten „Börster“. Gleich südlich davon liegt Harboöre, und hier kämpfen die Leute ihren Kampf gegen das Meer, das gewaltig rast und tobt, ehe es besiegt ist. Oder man begebe sich hinab zu den weitgestreckten, wilden, kiefernbekleideten Dünen südlich von Thorsminde, einer Berggegend aus Sand, der in dem phantastischen Auf und Nieder zusammengetrieben ist. Weiter nach Süden trifft man erst die schön geschwungene Dünenreihe mit Abhängen aus weifsem Sande, wo der Ringkjöbingfjord vielleicht einmal seine neue Mündung erhält, ferner die seltsam geformte Öffnung von Nymindegab mit der vogelreichen grasigen Halbinsel Tipperne, wo zur Zeit der Heuernte das lustigste Leben herrscht, endlich Skallingen, das Land der abenteuerlichsten Luftspiegelungen, und den breiten, festen Strand von Fanö. Keine Gegend in Dänemark ist so schön und eigenartig, so beständig neu trotz ihrer Einförmigkeit, wie die jütische Westküste von Skagen bis Fanö. Zwischen diesen beiden Polen, wo ein modernes Badeleben im Entstehen ist, liegen eine Menge „Badeorte“ von mehr oder minder bürgerlich-dänischem Charakter verstreut, — alte Dorfkrüge, die den Namen Hotel angenommen haben, und neue Hotels, die es zweckmäfsig finden, sich Krug oder Schenke zu nennen, aber überall finden sich dort auch grofse Strecken unberührter Natur, vollkommen öde, eine halbe oder ganze Meile weit, oder bewohnt von genügsamen Fischern oder Käthnern, die mit Verwunderung dem Radfahrer nachschauen und noch den Fremden nach Heimat und Namen fragen, ohne ihn gleichzeitig um ein Trinkgeld anzubetteln.

Das Land zwischen Inachab und Bethanien.

(Deutsch-Südwest-Afrika in seiner wirtschaftlichen Bedeutung.)

Von Ferdinand Gessert. Inachab.

Das mittlere Namaland ist reich an ausgedehnten Alluvialebenen. So dehnt sich nördlich vom Inachabberge (etwa 27° s. Br.) bis zum Chamnaub, dem Löwenberge, die Muisflakte (Mäusefläche) aus, die ihrem Namen alle Ehre macht. Unaufhörlich rascheln die Mäuse über den lehmigen Boden zwischen Ebenholzbäumen und Brakbüschen. Wenn hier einst Weizenäcker mit Obstbäumen wechseln, so wird der Landwirt eine schwere Aufgabe haben, diese Plage zu besiegen. Die gröfsten Feinde der Mäuse sind hier die Schakale, die aber auch mit Vorliebe den Schaf- und Ziegenlämmern nachstellen, ohne jedoch so grofsen Schaden zu thun, wie in anderen Teilen Südafrikas, wo sie in manchen Herden jährlich 30 Proc. der Lämmer und noch mehr wegholen. Die übergrofse Gefahr hat hier sehr vorsichtig gemacht. Von dem Ideal des Viehzüchters, dafs man in den weiten Umzäunungen das Vieh frei und ohne Aufsicht weiden läfst, kann hier noch lange nicht die Rede sein. Bei diesem Verfahren würden die Schakale die Lämmer, die Hyänen die Muttertiere, die Leoparden die Füllen zerreifsen.

An die Muisflakte schliefst sich nördlich Sandverhaar (Hunobes), eine gewellte Landfläche mit denkbar bestem Gras- und Buschfeld unter Berücksichtigung des geringen Regenfalles. Der Besitzer der Farm hat kürzlich einen Brunnen graben lassen, etwa 10 m tief mit 2 m Wasserstand, hinreichend, um das zahlreiche Vieh zu tränken und den Garten zu bewässern. Es sind vornehmlich Bäume angepflanzt, die aus Kapstadt eingeführt wurden, nur ein sehr geringer Prozentsatz ist nicht angegangen. Neben Weinreben, Apfel-, Birnen-, Pflaumen-, Pfirsich-, Aprikosenbäumen, die teils bereits jetzt, anfangs September, in voller Blüte stehen, fehlen auch nicht Bananen, Feigen und Guaven. Geht es an dieser Stelle mit der Baumzucht, so geht es fast überall im Lande, wo es nicht gerade massiver Fels verbietet, denn eine Reihe ungünstiger Umstände treten hier zusammen. Das Nivellement am Bergesabhang war kostspielig, die Lage

ist gegen die verderblichen Südweststürme ganz ungeschützt, man hat sich vorläufig mit Fässern geholfen, die die zarteren Bäumchen schirmen. Die Pumphöhe mit etwa 12 m ist ungewöhnlich hoch, zum Schöpfen ist eine kleine Dampfmaschine in Aussicht genommen.

Im Thal ist die Überschwemmungsgefahr übergrofs. Die Platzregen sind mitunter von furchtbarer Heftigkeit. So wurden auf Nomtsas im Jahre 1898 in wenigen Stunden 100 mm gemessen. Diese Wassermengen strömen von den Gebirgswänden ungehindert zu Thal, Verwitterungsprodukte und Vegetation mit sich spülend. Der Farmer gedenkt nun einen mächtigen Damm in der Schlucht kurz oberhalb der Anlagen aufzuführen, mit dem Doppelzweck, das unterliegende weite Gelände vor dem Wildwasser zu schützen, das Gartenland mit einer Röhrenleitung aus der Stauanlage zu bewässern und das Brunnenwasser zu verstärken. Wie herrlich mufs es sein, wenn dann der ganze Thalkessel ein Meer von Obstbaumblüten ist, wie man es prächtiger nicht in Werder, nicht im Rheingau sieht. Es fragt sich nur, wohin mit dem Segen?

Der Weltmarkt für Früchte ist von fast unbegrenzter Aufnahmefähigkeit. Nach der „California Fruit-growers' Annual Review“ exportierte Californien von seiner Ernte 1898 rund 369000 Tonnen, teils frisch, teils getrocknet und in Büchsen eingemacht, aufserdem 14845000 Gallonen Wein. 116000 Acres sind allein mit Pflaumenbäumen bepflanzt. Hören wir, was die Review weiter sagt: „Es mag erstaunlich sein, dafs sich Absatz für diese Ernte findet, und zwar zu Preisen, welche zu weiteren Anpflanzungen verführen. Es ist Thatsache, dafs wir in einem besonders stark Früchte verzehrenden Zeitalter leben. Vor kaum einem Jahrhundert betrachtete man Obst als einen zweifelhaften Luxus, aber jetzt wird es als gesunde Nahrung geschätzt, und der Verbrauch wächst ständig. Es liegt kein Anlafs zur Furcht vor, dafs die Fruchtmärkte der Welt in dieser Generation überfüllt werden.“ Californien hat nach allen fruchtverzehrenden Ländern einen weiten Seeweg. Weit günstiger ist das Namaland gelegen. Es bedarf nur einer Bahn, um die zu Obstbau vorzüglich geeigneten Distrikte mit den Häfen zu verbinden. Die schädlichen heftigen Seewinde hat das Land mit Californien gemein, vor diesem aber den grofsen Vorzug, dafs die Früchte im europäischen Winter reifen, also zur Zeit, da frisches Obst die höchsten Preise erzielt. Während im Damaraland die sommerlichen Gewitterstürme ausgedehntem Fruchtbau hinderlich sind, hat das Namaland fast nur Spätsommer- und Herbstregen, die eben erst nach der Ernte eintreten. Auch Tomaten gedeihen im Namalande grofsartig, ebenso wie Melonen und Kürbisse, im Winter nicht weniger freudig die deutschen Gemüse. Der Winter ist hier überaus milde. So tiefe Frostgrade wie selbst im gepriesenen Italien kommen trotz der gesunden Höhenlage nicht vor. Nur in besonders strengen Wintern erfriert die Ricinusstande. Zuweilen bringen die Feigen durch den Winter hindurch ihre Früchte im Frühjahr zur Reife. Pflanzen, die auch geringe Frostgrade nicht vertragen, wird man gut thun, an Abhängen anzupflanzen, da in den windstillen Winternächten die Thalsohle die niedrigste Temperatur zeigt. Wohl nur in wenigen Ländern tritt dies Phänomen so auffallend auf. Der Hirte läfst sein Vieh im Winter nicht im Flufslauf schlafen, obwohl jede Gefahr plötzlichen Abkommens des Wassers vorüber ist, aber die Lämmer dürfen der Kälte nicht ausgesetzt werden und dem aus dieser entstehenden heftigen Taufall. Auch seine eigene Hütte oder vielmehr seinen Schirm baut er nicht gern in einer Mulde, vielmehr am Abhange, wenn er da auch auf steinigem Grund schlafen mufs. — Der weitere Weg nach Bethanien kreuzt viele Flufsthäler, die sich von dem Tafelgebirge nach dem Koinkih hinziehen. Jetzt, im Frühjahr, stehen die Akazien in vollem Blütenschmuck, ebenso viele Salzgewächse. Die duftigen Blumen sind von einer Unzahl von Bienen umschwärmt. Nach einer guten Regenzeit läfst sich in Namaland behaglich leben. Der Hottentott spricht, wie unsere Altvordern, fleifsig dem Meth zu, und mancher kommt im Frühling aus dem Rausch des Honigbieres kaum heraus. Die Bienen bauen ihre Nester am liebsten in den Felshöhlen der Tafelbergkränze. Je unzugänglicher ein Nest ist, um so mehr wächst naturgemäfs die Honigmenge. Der Buschmann sucht den Schatz mittels Baumstämmen und aus Bast geflochtenen Stricken zu erreichen, bei dem einfachen Material ein gefährliches Unterfangen. Wo Akazien wachsen, da ist meist Grundwasser leicht erreichbar, und wo Akazien wild wachsen, da werden mit Pflege und Bewässerung Obstbäume prächtig gedeihen. Auch in den kleineren Flufsthälern könnten Hunderte glücklicher Familien durch Gartenbau ein sorgenloses Dasein führen, wenn nur die Grundbedingung erfüllt wäre, die Absatzmöglichkeit, die Erschliefsung des Landes durch eine Bahn. Man baut mit grofsen Kosten Wagenwege im Lande, ein fast zweckloses Unternehmen. Nach wie vor sieht man die Wagen von 50 Ctr. Belastung mit 20 Ochsen bespannt. Denn die schlechtesten Stellen kann man doch nicht ausbessern, die mehrfach viele Hundert Meter langen, tiefsandigen Durchgänge der Flufsthäler. Jede Kunststrafse würde hier das erste Abkommen des Flusses wegspülen. An ähnlichen Stellen hilft man sich in Indien durch Vorspann von Elefanten. Diese fehlen hier, und es fehlt das Futter für sie. Die Überbrückung solcher Stellen ist für Feldbahnen weit billiger als für Landstrafsen. Soll ferner ein gröfserer Verkehr auf dem Ochsenwagen bewältigt werden, so ist ein einzelner Weg völlig unzureichend, da die Zugtiere bald alles Gras in der Nähe der Strafse abgeweidet haben. Schon bei dem jetzigen äufserst geringen Transport zeigt der Hauptweg eine grofse Zahl Abzweigungen, die sich meilenweit ausdehnen und die der Fuhrmann zur Zeit der Dürre vorzieht. Durch Futterbau mit künstlicher Bewässerung liefse sich dieser Mifsstand heben. Doch rentabler wäre es, eine Bahn zu bauen und das bewässerte Land zum Anbau von Feldfrüchten aller Art zu verwenden. Teils als Notfutter für die Herde zur Trockenzeit, teils als Mastfutter, vornehmlich aber zu menschlicher Nahrung, zu Ausfuhrzwecken und hauptsächlich zur Ernährung einer Minenbevölkerung, welche sich sofort nach Bau einer Bahn ansiedeln würde; denn die Abbauwürdigkeit hiesiger Kupferminen steht nach Verbesserung der Verkehrsverhältnisse aufser Frage.

Manche glauben, das Land sei nur brauchbar, um in eine kleine Zahl Riesenfarmen aufgeteilt zu werden. Für die Viehzucht sind bei den geringen Regenmengen allerdings Grofsfarmen eine Notwendigkeit, so lange nicht künstliche Bewässerung in gröfserem Umfange stattfindet. Die Möglichkeit derselben aber wird von selbst zum Kleinbetrieb führen. Auch in denjenigen Weststaaten von Nordamerika, welche der künstlichen Bewässerung beim Landbau bedürfen, beobachten wir eine sehr schnelle Parzellierung. Der Estanciero in Argentinien pflegt ein Stück Grund zum Ackerbau zu verpachten und kommt dergestalt auch in entlegenen Gegenden preiswert zu Lebensmitteln. Grofsfarm und Kleinbetrieb schliefsen sich also keineswegs aus, ergänzen sich vielmehr. Wie viele Millionen Kubikmeter Wasser strömen im Durchschnitt alljährlich den Koinkih ab-

wärts, ja auch seine Nebenflüsse, wie Gnivib, Angam, Gurib, Nuganib, ganz zu geschweigen der ungeheueren Wassermengen des grossen Finchflusses. Jede Million Kubikmeter Wasser bedeutet aber die Möglichkeit, ein Rittergut damit zu bestellen. Für Jahre, die ja nur selten vorkommen, in denen die Flüsse teils nicht laufen, hat sich aber in den Thälern eine Grundwassermenge angesammelt, überreichlich zur Landwirtschaft in gleichem Umfang. Bei richtiger Wirtschaft darf hier nie ein Stück Ackerland brach liegen. Die entzogenen Nährstoffe führt das Rieselwasser wieder zu. Der Winter ist für viele Pflanzen die geeignetste Zeit, da im Sommer die Sonnenbestrahlung zu intensiv ist. Allerdings ist auch im Sommer das Wachstum der Pflanzen nicht derart schnell, wie man den extremen Temperaturgraden entsprechend annehmen sollte. Wie aber Mensch und Tier nur wenig hier unter der Hitze leidet, so scheint auch für die Pflanzen ein scharfer Unterschied zwischen physikalischer und sensibler Wärme gemacht werden zu müssen. Die trockne Luft, die oft starken Winde, setzen dem Sonnenbrand die Verdunstungskälte entgegen. An einem Januartage, an dem die Lufttemperatur 31° C. betrug, das Thermometer im Sande auf 58° stieg, zeigte dasselbe im Innern eines Euphorbienstengels nur 23°. Immerhin kommen Trauben und Feigen Ende Dezember zur Reife, also entsprechend dem deutschen Juni. In geschützten Lagen gewinnt man im langen Sommer von 10 Monaten drei Maisernten vom gleichen Stück.

Eins der zukunftsreichsten Flufsthäler des Landes ist das des **Gurib**, ein prächtiger Park. Unter dem teils dornigen Gesträuch und den Brakbuschen verschiedener Art Süfsgräser und Kräuter und Hartgras, das mitunter den Reiter überragt. Zerstreut in lichtem Bestande mächtige Giraffenakazien. An diesen Flüssen ist besonders früh morgens das Vogelleben so munter wie in der fernen Heimat, das Gezwitscher von Finken und Meisen, der Schrei kleiner Papageien, das Gurren der wilden Tauben, der Ruf der Trappe, der plötzliche Anfflug der Feldhühner verleihen auch hier der Natur ihren Reiz. Sobald nur einige Deutsche im Lande ein wirklich glückliches Heim gegründet haben, wird auch hier der poetische Zauber der Steppe erkannt werden. Bisher erstreckt sich aus naheliegenden Gründen alles dichterische Schaffen auf sarkastische Schelmengedichte auf die Regierungs- und Gesellschaftsbeamten. Guy de Maupassant hat in blütenreicher Bildersprache die Schönheit Algeriens beschrieben, und es wird ja wohl bald der Beweis geliefert werden, dafs ein verdriefslicher Engländer Unrecht hatte, wenn er vom Lande sagte: „The flowers have no smell, the birds no song, the girls no love". Nach dem Urteil eines Sachverständigen kommt z. B. der Duft der Acacia detinens dem der Acacia farnesiana mindestens gleich, die an der Riviera zu Parfumzwecken angebaut wird. Über die beiden anderen Punkte werden wir vermutlich Ähnliches erfahren, wenn Sachverständige um Meinungsäufserung befragt werden. Ich belauschte einmal höchst ungezogener Weise, aber in einer gewissen Zwangslage, nämlich bei Table d'hôte, eine holländische Dame, die ihrer Freundin flüsternd vom schönen Wuchse ihrer Tochter rühmte, dafs dieselbe nie einer Tournure bedürfen werde. Das gleiche Lob mufs man den Namamädchen spenden. Die Konzentration der Fettablagerung auf einen bestimmten Körperteil ist die Eigentümlichkeit auch einzelner vierfüfsiger Steppenbewohner.

Bei hiesigen Futterverhältnissen kann man die Strecke von Inachab nach Bethanien von etwa 80 km, die Ruhepausen eingerechnet, zu Pferd in 20 Stunden zurücklegen. Man braucht kein Alkoholiker zu sein, um nach einem solch scharfen Ritt ein Gläschen zuträglich zu finden. Sollte man es für möglich halten, dafs im ältesten Teil der ersten deutschen Kolonie keinerlei Spirituosen zu haben sind, vom Hafen abgesehen, dafs sich zwischen Oranienstrom und Knisib, zwischen Keetmanshoop und Lüderitzbucht kein Mensch der Schankerlaubnis erfreut! Nur wenn man sich mit dem Kantinenverwalter der Station gutstellt und Gesinnungstüchtigkeit heuchelt, kann man gewissermafsen unter staatlicher Aufsicht einen Schluck thun. Besonders versteht es aber der Missionar mit seinem vorzüglichen selbst gekelterten Wein zu trösten über das Kleinkinderbewahrsystem der Beamtenschaft. Scherz beiseite! Es wäre endlich Zeit, dafs all' die Erlaubnis- und Privilegienwirtschaft wegfiele, die dem Schutzgebiete schon so endlosen Schaden gebracht hat. Die Beamten müssen endlich aufhören im Streben, durch eine übermäfsig strenge Handhabung der Polizeigesetze sich eine Vorzugsstellung zu erzwingen. Es widerspricht jedem Rechtsgefühl, dafs in einem Gebiet, in dem die Leistungen des Staates äufserst geringfügig sind, wo der Einzelne vornehmlich auf Selbsthülfe angewiesen ist, eine Pünktlichkeit in der Befolgung häufig unmöglicher Vorschriften gefordert wird wie nicht einmal in einem hoch entwickelten Kulturstaat, in welchem die Gegensätze der Interessen, der geringe Ellenbogenraum strenge Verordnungen erklärlich machen. Um nur den achtzigsten Teil meiner Polizeistrafen zu nennen, wurde ich einmal zu 10 Mk. verurteilt, weil ich bei Durchreisung einer Militärstation der Meldepflicht nicht genügte! Eine Kolonie ist keine Kaserne, und wird sie als solche behandelt, so werden alle Anstrengungen der thätigen Ansiedler eine rückgängige Entwickelung nicht verhindern können.

Die zwischen Deutschland und den Niederlanden strittigen Mapia-Inseln.

Über diese aus fünf Inseln bestehende Gruppe, die auch unter den Namen St. Davids-, Freewill- oder Bunaj-Inseln auf den Karten verzeichnet sind, und die nach dem Ankaufe der Karolinen als zum deutschen Besitze gehörend gerechnet wurden (sie sind auf der neuen Langhansschen Karte der Karolinen auch so verzeichnet) berichtet der Holländer J. E. Heeres in der Tijdschrift van het K. N. Aardrijkskundig Genootschap (2. Ser., Deel XVII, 1900, p. 98—105) und sucht nachzuweisen, dafs die Inseln immer zum holländischen Gebiete gehört haben.

Die gröfste der Inseln ist Pegun oder St. David, mit gut geschützter Reede, dann kommen Burat (Buras, Brafs), Vanildor (Fanildo, Fanelda), Vancrak und eine kleine namenlose Insel. Sie liegen unter 1° nördl. Br. und 135° östl. L. nach Greenwich, nördlich von Niederländisch Neu-Guinea. Die einheimische Bevölkerung ist fast ausgestorben, sie bestand im Jahre 1898 nur noch aus dem Häuptling, seiner Frau und fünf Kindern; aufserdem wohnten damals 70 Bewohner von anderen Inseln dort. Es sind dies Leute im Dienste eines Amerikaners, der seit Jahren von dem Häuptling der Inseln die Erlaubnis besitzt, nach Trepang zu fischen und Copra trocknen zu lassen. Diese Arbeiter von den Karolinen sprechen ihre eigene Sprache, einzelne verstehen auch Englisch; Spanisch ist ihnen ganz unbekannt. Auch der Häuptling versteht etwas Englisch. Seine Anstellung empfing er von dem Sultan von Tidore und offiziell führt er den Titel „Sengadji."

Dafs die Holländer schon vor der Mitte des 17. Jahrhunderts mit den Mapia-Inseln bekannt gewesen seien, hat Heeres aus dem Reichsarchiv zu s'Gravenhage, wo die Akten der Ostindischen Kompanie aufbewahrt werden, nicht nachweisen können. Die erste Nachricht stammt vielmehr erst aus dem Jahre 1859. Damals hatte ein Engländer die Mapia-Inseln besucht und dort einige Personen zurückgelassen, mit der Absicht, die Inseln auszubeuten. Als dies in Ternate bekannt wurde, schlofs der dortige holländische Kaufmann Renesse van Duivenbode mit Zustimmung der holländischen Beamten mit dem Sultan von Tidore einen Vertrag, wonach ihm der Sultan gegen einen Anteil vom Reingewinn für 20 Jahre das ausschliefsliche Recht zusprach, die Inseln auszubeuten. Der Sultan mufste sich verpflichten, auf den Mapia-Inseln einen Militärposten unter Befehl eines „Serjetti" (sardjeti) zu errichten, während van Duivenbode die Kosten dieses Militärpostens zu tragen übernahm. Der vorhin genannte Engländer beteiligte sich bei dieser Unternehmung, die übrigens nicht zu voller Ausführung gelangte und 1879 mit Ablauf des Kontraktes aufhörte. Heeres hält es aber für wichtig, „dafs der Sultan von Tidore 1859 die Mapia-Inseln zu seinem Gebiete rechnete und dafs die holländische Regierung sein Recht anerkannte".

Im Jahre 1879 kamen einige Europäer und fremde Eingeborene nach den Mapia-Inseln, wo sie der holländische Kontrolleur antraf. Sie behaupteten, von dem Häuptling der Inselgruppe die Erlaubnis zum Aufenthalte erhalten zu haben und nicht gewufst zu haben, dafs sie sich auf niederländisch-indischem Territorium befänden. Auch der Häuptling der Inseln behauptete, von dieser Abhängigkeit vom Sultan von Tidore nichts zu wissen.

Sofort wurden nun seitens der Regierung Mafsregeln getroffen, um den Ansprüchen von Tidore und damit denen des niederländisch-indischen Gouvernements Geltung zu verschaffen. Im August 1879 begab sich der Resident von Ternate, de Munnick, in Begleitung eines tidoresischen Prinzen nach den Mapia-Inseln, gab dem Häuptling Marvedi, der damals noch 13 Unterthanen hatte, eine Anstellungsakte als Sengadji vom Sultan von Tidore und eine holländische Flagge. Den fremden Händlern, die auch der Resident van Braam Morris im September 1883 noch im besten Einverständnis mit den Bewohnern lebend vorfand, wurde der Aufenthalt gestattet. Als dann 1896 der erwähnte Amerikaner von den Karolinen nach den Mapia-Inseln kam, hatten die früheren europäischen Unterthanen die Inseln wieder verlassen, die holländische Flagge war verbrannt, und der Sengadji liefs sich bereit finden, mit dem Amerikaner einen neuen Kontrakt zur Ausbeutung der Kokoswälder einzugehen und die amerikanische Flagge in Pegun zu hissen.

Als der Resident von Ternate im Oktober 1896 die Inseln besuchte und die amerikanische Flagge antraf, liefs er sie durch eine holländische ersetzen, wogegen die spanische Regierung im März 1897 einen freundlichen Protest erhob, indem sie darauf hinwies, dafs die Mapia-Inseln zu den Westkarolinen, also zu einer spanischen Besitzung gehörten. Als Beweis dafür führten die Spanier an: 1. Dafs in dem Traktat zwischen Spanien und Deutschland vom Jahre 1885 (eine Folge des päpstlichen Schiedsspruches) die Mapia-Inseln zu den Karolinen gerechnet waren; 2. dafs England im Jahre 1886 ohne Widerspruch das Recht der Spanier auf die Karolinen anerkannt hatte.

Holland erkannte diese beiden Punkte nicht als beweiskräftig an, und am 13. November 1897 schrieb der spanische Gesandte im Haag an den holländischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, dafs die spanische Regierung im Begriffe sei, Untersuchungen nach ihren Rechten auf die Mapia-Inseln anzustellen. Diese Untersuchung war augenscheinlich noch nicht zum Abschlusse gelangt, als im Juni 1899 Spanien die Karolinen und damit seine Ansprüche auf die Mapia-Gruppe an Deutschland abtrat. Auf Ersuchen der holländischen Regierung hatte die spanische Regierung der deutschen davon Kenntnis gegeben, dafs die Holländer die Mapia-Inseln für sich beanspruchten.

Inzwischen liefs die niederländisch-indische Regierung die Mapia-Inseln regelmäfsig durch ihre Beamten besuchen. Stets hifste dann bei Annäherung des Schiffes der Sengadji die holländische Flagge, und auch der Amerikaner und seine Leute führten nur die holländische Flagge. Im Juni 1898 wurde von den Holländern auch ein sogen. „Posthouder" (Posthalter) und einige Polizisten auf den Mapia-Inseln stationiert.

Gegenüber einer Ausübung der Hoheitsrechte der Holländer auf Grund ihres Verhältnisses zu Tidore auf den Mapia-Inseln steht seitens der Spanier die Behauptung, dafs die Inseln zu ihrem Besitze gehörten. Allerdings mufs auch Heeres zugeben, dafs es sehr unwahrscheinlich sei, dafs die Mapia-Inseln zu dem Gebiete von Tidore gehören.

Kleine Nachrichten.

— Es ist von besonderem Belang, in diesem Jahre in dem an einer gröfseren Anzahl deutscher Universitäten Geographen zu Rektoren gewählt wurden, die Rektoratsantrittsreden durchzusehen. Diejenige von Prof. Richter (Graz) behandelt ein altes, aber doch immer wieder neues Thema, die Grenzen der Geographie. Wie uns scheint mit Recht, wird vor allem darin betont, dafs der Streit darüber nur den Lehrer des Faches, speciell den Hochschullehrer angeht, dagegen für den Forscher vollständig müfsig ist. Für den Lehrer aber giebt es ein Mittel, leicht zu erkennen, wo die Grenze zu ziehen ist, und was für die Geographie von der betreffenden Wissenschaft von Belang ist, das ist die Beziehung auf den Raum, da alles Das nur für den Geographen von Naturwissenschaft u. s. w. in Betracht kommt, was räumlich bedingt ist. Besonders sind es aber nach Richter zwei Wissenschaften, die in engster Weise mit der Geographie zusammenhängen, das sind Geologie und Geschichte, und der Beleuchtung der Abgrenzung gegen dieselben im einzelnen ist der übrige Hauptteil der Rede gewidmet.

— Über die Fortschritte der Siboga-Expedition (vgl. Globus, Bd. 76, S. 359) liegt ein weiterer Bericht in Tijdschrift van het Aardrijkskundig Genootschap (1900, p. 115—120) vor, dem wir folgendes entnehmen. Die berühmten Seegärten zu Ambon entsprachen nicht der Erwartung der Zoologen der Expedition in Bezug auf Artenreichtum, sie haben ihre Berühmtheit wohl mehr der Bequemlichkeit zu verdanken, mit der man die Korallentiere hier in ihrem natürlichen Wachstum beobachten kann. Am 11. September verliefs man Ambon und dampfte nach der Strafse von Manipa zwischen Ceram und Buru, um die Wasserverbindung des Bandasees mit den Oceanen zu studieren. Man fand hier eine steile, submarine Landverbindung zwischen Buru und Ceram mit Tiefen von nur 1067, 940 und 1195 m, während 10 Meilen südlich schon 4296 m gelotet wurden. Dann fuhr man in die Ceramsee hinein und lotete auf dem Wege nach der Insel Sula-besi 4082 m Tiefe mit 3,2° Bodentemperatur, wie in der Bandasee. Auch in der Ceramsee wurde ein Abschlufs durch submarine Verbindungen gegen den Stillen Ocean festgestellt, so dafs

Wasser, das kälter als 3,2° ist, nicht eindringen kann. Zwischen den Inseln Sula-besi und Buru besteht eine tiefe Verbindung der Ceramsee mit der Bandasee, da Tiefen von 2693, 3088, 4113 und 4892 m festgestellt wurden, während auf den älteren Karten Tiefen von nur 108 bis 216 m angegeben waren. Dem Plankton wurde stets grofse Beachtung geschenkt, auch gelang es der Expedition, Kokkolithen mit dem nachschleppenden Horizontalcylinder und in feinen Oberflächennetzen zu fangen. Chiasmodus niger, ein Tiefseefisch, der bisher von Madeira, Westindien und dem Golf von Bengalen bekannt war, wurde erbeutet. Zwischen Buton und Saleyer wurden aus der Tiefe viele Tiefseeorganismen, wie Harmosina, Haliphysema, Stortosphaera und Rhabdammina heraufgeholt. In Saleyer sollte die Expedition bis zum 25. Oktober bleiben, um dort die Strand- und Riffuntersuchungen fortzusetzen und dann nach den Aru-Inseln weiter zu gehen.

— **Hambergs Forschungen im Hochgebirge von Lappland.** Der Dozent Axel Hamberg hat mehrere Sommer hindurch umfassende Forschungen in der Umgegend von Kvickjock zwischen etwa 67° 7′ und 67° 31′ nördl. Br., sowie 0° 5′ östl. L. und 0° 50′ westl. L. von Stockholm angestellt. Zunächst galt es, eine neue Karte des Gebietes im Mafsstabe 1 : 50000 herzustellen; bei den zu diesem Zwecke vorgenommenen Messungen wurde vorzugsweise die von Hamberg verbesserte photogrammetrische Methode angewandt. Die bei den Lappen gebräuchlichen örtlichen Namen wurden sorgfältig gesammelt. Auf dem betreffenden Gebiete giebt es gegen 100 Gletscher; etwa die Hälfte ist, obgleich einige gegen 5 km lang sind, noch in keiner Schrift erwähnt und auf keiner Karte verzeichnet! Von den vorläufigen Ergebnissen seiner Untersuchungen über die Witterungsverhältnisse sei folgendes erwähnt: Vom 9. Juli bis 18. August 1899 betrugen die Niederschläge auf dem Gipfel des Tjävra (2039 m) 252 mm, in der Firnzone eines Nachbargletschers (1500 m) 284 mm, am unteren Ende des Gletschers (1000 m) 159 mm, in Kvickjock (300 m) 81 mm. So sind also bei einem Abstande von nur 25 km 3- bis 3½ mal so viel Niederschläge im Hochgebirge gefallen, als im benachbarten Flachlande. Beachtenswert ist der Vorschlag von Hamberg, vermittelst selbstregistrierender Instrumente vollständige Beobachtungsreihen herzustellen. Hamberg hat auch begonnen, die Wassermenge der betreffenden Flufsläufe zu messen; so ist bei dem Rapaätno, der 6½ Quadratmeilen bewässert, durch zweijährige Beobachtung festgestellt, dafs er Niederschläge in einer Menge von etwa 1800 mm jährlich dem Meere zuführt. **Somit ist die Menge von Niederschlägen in diesem Teile des Hochgebirges ganz bedeutend gröfser als an irgend einem anderen Orte Schwedens, von wo derartige Beobachtungen vorliegen.**

Auch die Temperaturverhältnisse zeigen merkwürdige Abweichungen, die nähere Untersuchung erfordern, wie folgende Übersicht geringster Wärmegrade beweist:

	1895/96	1896/97	1897/99
Sarjektjåcko (2091 m) . .	— 19,0° C.	— 27,0° C.	— 27,8° C.
Kvickjock (gegen 300 m)	— 27,0° „	— 38,5° „	— 37,5° „
Jockmock („ 300 „)	— 28,0° „	— 36,0° „	— 38,0° „

Also gröfsere Winterkälte im Flachlande, als auf der zweithöchsten Bergspitze Schwedens!

In geologischer Hinsicht hat Hamberg festgestellt, dafs die höheren Gipfel (bis 2100 m) allein von Amphibolit und Gabbrodiabasen, die bis 1500 m von Granit- und Gneisgesteinen gebildet sind, während Schiefer — wahrscheinlich silurisch — sich allein in den Thälern und der Ebene finden. Hamberg hofft durch staatliche und private Unterstützungen in den Stand gesetzt zu werden, diese Untersuchungen noch weitere drei Jahre fortzuführen. Alsdann sollen auch Tier- und Pflanzenwelt jener Gegend durch geeignete Mitarbeiter näher erforscht werden. (Ymer 1899, Heft 4). R. P.

— **Graf Barthélemys Reise im Lande der Mois.** Graf Barthélemy, der schon früher verschiedene Reisen in Französisch Indo-China ausgeführt hatte, besuchte 1898/99 die gebirgige, von den Mois bewohnte Gegend südlich von Hué. Nach seinem Bericht (Bull. Pariser geogr. Ges. 1899, S. 330 mit Karte) ist der Ausdruck Moi ein Kollektivname, der die auf primitiver Entwickelungsstufe stehenden, nach Rasse und Sprache voneinander verschiedenen Stämme jener noch wenig bekannten Berge bezeichnet. Graf Barthélemy unternahm zunächst eine kleinere Wanderung, die ihn von Hué südöstlich zum Songkai führte, und auf der er zwischen Hué- und Songkaiflufs zahlreiche Moidörfer antraf. So weit diese Ströme mit den einheimischen Fahrzeugen („Sampans") befahren werden können, wohnen in den Dörfern Annamiten; jenseits der Grenze der Schiffbarkeit beginnen die Moidistrikte. Die Annamiten, die als Kleinhändler sehr geschickt sind, unterhalten mit den Mois einige Beziehungen. Die Moihäuser sind ärmlich, aber luftig; in der Mitte des Dorfes steht ein Gemeindehaus, das auch zur Aufnahme der Fremden dient. Unter grofsen Schwierigkeiten infolge schlechter Wege und schlechten Wetters erreichte die Reisegesellschaft Andien, den letzten französischen Posten am Songkai, auf dem sie sich zur Küste begab. Ausgedehnter war eine zweite Reise, die sich an die erste anschlofs und durch das Innere südlich bis Quinhon (Küste) ging. Man begab sich zunächst landeinwärts nach Tramy, wo von Chinesen aus Faifu mit den Mois ein schwunghafter Zimmthandel getrieben wird. Der erste Moistamm, dem man begegnete, war der der Davaks, die sich durch ihre engen, mandelförmigen Augen auszeichnen. Sie schienen wilder und kriegerischer zu sein, als die vorhin besuchten Stämme, auch waren ihre Dörfer stark befestigt. Die Wasserscheide gegen den Mekong wurde in einer Höhe von 1600 m gekreuzt, während man Höhen von etwa 2000 m in der Nachbarschaft bemerkte. Man folgte dann dem Dakugai bis zur Mündung in den Kronghla, wobei man das Land der Sedangs kreuzte, die höher gewachsen und stärker sind, als die Davaks, aber in unbefestigten, im Dickicht verborgenen Dörfern hausen. Bis Kontum im Lande der Bahnars war bereits die Mission vorgedrungen; von hier begab sich Graf Barthélemy südostwärts auf bekannten Wegen zur Küste.

— Nachdem die nötigen Mittel zusammengebracht sind, wird sich nunmehr auch **Schottland an der Erforschung der Südpolarmeere beteiligen** und unter Führung des durch verschiedene arktische und antarktische Reisen bekannten Mr. **William Bruce** eine Expedition aussenden, deren Ziel das Weddelmeer sein soll. Der Walfischjäger James Weddel drang im Jahre 1822 im Meridian von Süd-Georgien bis 74° 15′ südl. Br. in ein weites, von Vögeln belebtes Meer vor, in dem nur wenige Eisberge schwammen, und das später nach ihm benannt und von Bellingshausen und Rofs befahren wurde. Während nun die geplante englische Expedition hauptsächlich das Südpolargebiet im Süden des Stillen Oceans und die deutsche jenes im Süden des Indischen Oceans durchforschen soll, tritt verbindend und ergänzend jene der Schotten im Weddelmeere hinzu.

— In der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin (1899, S. 408) hat O. **Baschin** als Beitrag zu dem neuen von V. Cornish eingeführten Wissenszweig der Kymatologie einen Aufsatz über **die Entstehung wellenähnlicher Oberflächenformen** veröffentlicht. Derselbe bezweckt im wesentlichen, die von Helmholtz über die Entstehung von Wasser- und Windwellen gelieferten Arbeiten unter einem gröfseren Publikum zu verbreiten, die Ähnlichkeit dieser Erscheinungen mit den Rippelmarken und Dünen nachzuweisen, und den Vorschlag zu machen, Cornishs neuen Namen nur auf diese und ähnliche Bildungen anzuwenden, die dadurch entstehen, dafs sich infolge des Geschwindigkeitsunterschiedes zweier übereinander gelegener, mehr oder weniger beweglicher Schichten eine wellenförmige Grenzfläche bildet.

— Einen beachtenswerten Aufsatz über **Einflufs der Kiefer und der Zähne auf den Gesichtsausdruck der Völker** liefs G. Flörke in den Odontologischen Blättern 1899/1900 erscheinen. Die Beobachtung und Messung der Gesichtsverhältnisse der Menschen ist trotz vielfacher Bemühungen lückenhaft, dazu hat das Beobachtungs- und Messungsverfahren im Laufe der Zeit sehr gewechselt, eine Einheitlichkeit ist nicht vorhanden. Alle bisherigen Urteile und daraus gezogenen Schlüsse tragen daher nur einen provisorischen Charakter. Die Gestaltung der Zähne erweist sich zwar bei den einzelnen Individuen und Altersstufen als sehr verschieden, innerhalb der Völkerrassen dagegen bietet sie keine markanten Unterschiede dar. Nur insofern kann von Unterschieden die Rede sein, als gewisse Völker den Gebrauch haben, ihr Gebifs künstlich zu bearbeiten, und die Gebisse bei den Naturvölkern im allgemeinen kräftiger, gleichmäfsiger und weniger zu Erkrankungen geneigt sind, als bei den Kulturvölkern. Ein gutes und vollständiges Gebifs verleiht aber einem Gesichte unbedingt einen lebendigen Ausdruck. In dieser Beziehung haben die Naturvölker einen entschiedenen Vorzug vor den Kulturvölkern. Zahnverstümmelung bei den Naturvölkern beeinträchtigt somit diesen Vorzug. Die Gestaltung der Kiefer ist bei den Individuen wie bei den Völkern sehr verschieden, doch findet man gewisse Merkmale, welche sich ethnographisch verwerten lassen.

Weit verbreitet ist beispielsweise die Prognathie, teils vererbt teils pathologischen Ursprungs. In mehreren Fällen, wie in Amerika und in Indien, giebt es zwei Hauptgesichtstypen, einen edleren und einen unedleren, von denen letzterer gewöhnlich einen höheren Grad von Prognathie aufweist. Sicher ist die Prognathie nicht immer ein Merkmal der in der Kultur am tiefsten stehenden Völker. Da aber die ausgesprochene Prognathie sich bei den Völkern findet, welche die Zähne künstlich zu irgend einem Zwecke zu bearbeiten pflegen, liegt die Frage nahe, ob etwa diese beiden Erscheinungen in einem näheren Verhältnisse zu einander stehen. Zuweilen ist auch die Gestaltung der einzelnen Kieferknochen und ihr gegenseitiges Verhältnis so charakteristisch, dafs dadurch der Gesichtsausdruck bestimmt wird. Verfasser erinnert zum Beweise seiner Behauptung an die Japaner und die Eskimo.

— **Eine Sammlung von Nachbildungen mittelamerikanischer Altertümer.** Im Naturhistorischen Museum der Vereinigten Staaten ist zur Zeit eine reichhaltige Sammlung von Nachbildungen mexikanischer und mittelamerikanischer Altertümer ausgestellt, die den Zweck hat, die über die Museen der ganzen Erde zerstreuten Funde, zum wenigsten die wichtigeren, allgemein zugänglich zu machen und damit auch das vergleichende Studium derselben zu erleichtern. Dieselbe enthält Abgüsse von Statuen, Skulpturen, Bilderinschriften und Facsimiles von mexikanischen und Mayahandschriften. Vertreten sind die Ruinen und Funde von Quirigua in Guatemala und Copan in Honduras, von Palenque (die berühmte „Kreuzinschrift"), von Chichen Itza (die Chakmolstatue), ferner die Funde Lumholtz' in Nordmexiko; auch fehlt nicht der bekannte Kalenderstein. Berücksichtigt sind alle Ergebnisse bis auf die neueste Zeit. Um das Zustandekommen der Ausstellung hat sich der Herzog von Loubat verdient gemacht, der seiner Zeit auch die ergebnisreichen Selerschen Forschungen ermöglicht hatte.

— **Eine kaukasische Trachtensammlung** ganz eigener Art, **für die Pariser Weltausstellung** bestimmt, hat **Frau Adele v. Seidlitz**, die Gemahlin unseres alten Mitarbeiters, des Herrn Staatsrats v. Seidlitz in Tiflis, mit vieler Mühe und grofsem Geschick zusammengebracht. Freilich sind es nicht die Originalkleider des bunten kaukasischen Völkergemisches, welches sie einsendet, sondern nur verkleinerte Nachbildungen derselben, welche in der Gestalt von Puppen erscheinen. Aber alles bis in das Kleinste herab ist echt, Farbe, Stoff, Schnitt, Schmuck, Bewaffnung dieser Puppen und ihrer Kleider entsprechen völlig den Originalen, so dafs wir in dieser Sammlung die Kaukasier im kleinen bequem betrachten können. Eine solche Zusammenstellung hat ihren Wert und ist besonders für ethnographische Museen geeignet, denen die Gelegenheit fehlt, sich die oft schwer erreichbaren Originale zu verschaffen. Zudem beginnt auch mit der Herrschaft der Russen und der gesteigerten Einfuhr europäischer Stoffe und Waren im Kaukasus die Zerstörung der schönen alten Nationaltrachten. Im ganzen hat Frau v. Seidlitz 18 Puppen hergestellt, welche paarweise neun verschiedene Nationalitäten umfassen: Gurier aus dem Gouvern. Kutais, Kurden aus dem Gouvern. Eriwan, grusinische Edelleute aus dem Gouvern. Tiflis, Kumyken (Tataren) und Kuriner (Lesghier) aus Daghestan, Armenier aus dem Karabagh und von Achalzych, Juden aus Achalzych, Tscherkessen (Kabardiner), Aisoren, Tataren aus Baku und russische Duchoborzen.

Wir veröffentlichen hier nur vier dieser reizenden Figürchen. Bei der Tscherkessin (Kabardinerin) ist das Auffallendste der 15 bis 20 cm hohe Kopfschmuck, ein Cylinder, der mit horizontalen Streifen aus Gold- und Silberdraht geschmückt ist und sich nach oben in eine aus Dreiecken zusammengesetzte Spitze verengt, die aus gediegenem Metall besteht und ebenso hoch wie der Cylinder ist. Die Metalldreiecke sind geschmackvoll graviert. An dieser Mütze hängen noch silberne Kettchen, und ein dünner, mit Binmen durchwirkter Schleier zieht sich über diese Kopfbedeckung und den Anzug im ganzen. Das weite seidene Kleid, Beschmat, ist faltig, meist gestreift. Stickerei und Goldbesatz schmücken den weiten Anzug. Der Mann erscheint hier mit dem weifsen Lammfellmantel und der weifsen, grofsen Schaffellmütze bekleidet, welche den sonst typischen und auf den Abbildungen hervortretenden Tscherkessenanzug, den eng anschliefsenden Überrock verdeckt, der vorn mit Patronenhülsen aus rotem Saffian besetzt ist.

Die zweite Gruppe stellt uns ein Kurdenpaar vor. Die Kurden wohnen in mehreren inselartigen Gruppen unter den transkaukasischen Tataren zerstreut im südwestlichen Teile des Gebietes. Lanzenbewaffnet tritt der Kurde auf, und neben den verschleierten mohammedanischen Frauen ist es ein wohlthuender Anblick, die freien Gesichter der kräftig gebauten und oft hübschen Kurdinnen sehen zu können. Aber bei unseren Puppen sind europäische Puppenköpfe verwendet worden — der charakteristische Typus kommt dabei nicht zur Erscheinung.



Tscherkessin (Kabardinerin) und Tscherkesse.
Aus der Kaukasuspuppensammlung der Frau Adele v. Seidlitz. Tiflis.



Kurdin und Kurde.
Aus der Kaukasuspuppensammlung der Frau Adele v. Seidlitz. Tiflis.

Verantwortl. Redakteur: Dr. R. Andree, Braunschweig, Fallerslebertbor-Promenade 13. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND" UND „AUS ALLEN WELTTEILEN".

HERAUSGEBER: DR. RICHARD ANDREE. VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXVII. Nr. 15. BRAUNSCHWEIG. 21. April 1900.

Hünengräber.

Von K. Schnmacher. Karlsruhe.

Wer hat nicht, sei es im Waldesdickicht, sei es auf weiter Heide oder mitten im bebauten Ackerfeld und Wiesengrund, schon jene halbkugel- und kegelförmigen künstlichen Erdhügel gesehen, die von dem Volke als „Hünengräber" bezeichnet werden? Mancher geht gleichgültig an ihnen vorüber, andere aber bleiben stehen und lauschen gern den Sagen, welche ein etwa begegnender Einheimischer von den hier ruhenden Helden und ihren Schätzen erzählt. Für den Forscher bilden sie einen willkommenen Gegenstand zur Klarlegung der Geschichte und Kultur vergangener Zeiten.

Während die Ruhestätte des kleinen Mannes zu allen Zeiten nur mit unscheinbaren Erkennungs- und Erinnerungszeichen versehen wurde, einem niedrigen Erdaufwurf, einem einfachen Stein- oder Holzmale, erhoben sich über den Gräbern der Grofsen überall gewaltige oder kostbare Bauten, geschaffen von der Dankbarkeit eines ganzen Volkes oder der Pietät der Hinterbliebenen. In Ägypten türmten sich über den Gräbern der Mächtigen jene kolossalen Pyramiden, in Hellas und Rom schmückten sie Kunstbauten aller Art. Bei den „Barbaren" begegnen uns Werke weniger des geistigen als des physischen Könnens, oft ganz riesige Bauten, nicht ohne technisches Geschick, zum Teil aus Steinmaterial, mehr aber noch aus Erdwerk: die sogenannten Grabhügel.

Diese Hügelgräber finden sich zwar im Umkreise des ganzen Mittelmeerbeckens, auch im Bereich der klassischen Kulturen, aber hier nur in den älteren Perioden. In der Ilias wird ausführlich erzählt, wie die Gebeine des Patroklos in goldener Schale beigesetzt und von einem Erdhügel überschüttet wurden, und heute noch ragen in der Skamanderebene eine Anzahl solcher bis 80 Fufs hoher tumuli empor, von welchen einer schon im Altertum als das Grab des Ajas bezeichnet wurde. Von den Skythen erzählt Herodot, dafs sie ihren toten König mit samt seinem Koch, seinem Leibrofs u. s. w. verbrannten, über dem Aschenhaufen ein zeltartiges Gerüst errichteten und über das Ganze einen gewaltigen Hügel auftürmten. Südrufsland und die benachbarten Gebiete sind thatsächlich noch heute bedeckt mit einer Menge solcher tumuli, deren Öffnung ungeahnte Schätze ergeben hat.

Besonders zahlreich sind sie aber im mittleren und nördlichen Europa, wenn auch selten von gleicher Gröfse. Litterarische Nachweise stehen natürlich nur für verhältnismäfsig späte Zeiten zu Gebote. Wenn Tacitus von den Germanen sagt: „Bei den Leichenbegängnissen ist kein Gepränge . . . jedem werden seine Waffen, manchem auch das Rofs ins Feuer mitgegeben. Aus Rasen baut das Grab sich auf (sepulcrum caespes erigit). Grabdenkmale zu Ehren der Verstorbenen verschmähen sie als drückend für diese", so will dies vom Standpunkte des römischen Betrachters verstanden sein. Der bescheidene Rasenhügel, welchen Tacitus andeutet, ist oft zu einem ganz gewaltigen Grabhügel geworden, wie die Funde ausweisen, selbst noch in merovingischer Periode. Noch im Beowulfliede, was ja allerdings ältere Zeiten im Auge hat, heifst es:

> Drauf gruben und häuften die Gautischen Helden
> Einen Hügel am Berghange, hoch und breit,
> Den Wogendurchseglern weithin sichtbar,
> Und zimmerten fertig in zehn Tagen
> Des Schlachthelden Grabmal . . .
> Sie vergruben im Hügel den ganzen Hort,
> Gold und Gestein . . .

Namentlich im alemannischen Gebiete finden sich nicht selten Grabhügel mit Beigaben, welche denen der Reihengräber völlig entsprechen, wie die bekannten von Wiesenthal (Baden), die ich keineswegs für so alt ansehen kann, wie es oft geschieht. Das Christentum erst hat dieser Sitte nur allmählich ein Ende zu bereiten vermocht.

Es ist nicht meine Absicht, die verschiedenen Arten der Grabhügel zu schildern, wie sie in Mitteleuropa vorkommen: jene aus gewaltigen Felsblöcken errichteten Dolmen und Hünenbetten, Kammer-, Kisten- und Ganggräber und Erdhügel aller Art. Sie alle enthalten eine oder mehrere Grabkammern, bald gröfser, bald kleiner, aus Stein oder Holz, ganz ausgeführt oder nur angedeutet, welche den Leichnam oder dessen verbrannte Reste nebst den Beigaben bergen und durch umgebende Steinsetzungen und Erdaufwurf vor äufseren Eingriffen geschützt sind. Auch nicht von jenen hervorragenden „Fürstengräbern" will ich sprechen, welche wie das kleine Aspergle bei Ludwigsburg (Württemberg) oder das Magdalenenbergle bei Villingen (Baden) bis über 100 m Durchmesser zeigen und umfängliche hölzerne Grabkammern enthalten, sondern auf unsere so zahlreichen kleineren Grabhügel möchte ich die Aufmerksamkeit lenken. Von 5 bis 30 m Durchmesser und günstigen Falles 2 bis 4 m Höhe mögen sie die Überreste der kleineren Häuptlinge und sonst angesehener Leute nebst ihren Familien bedecken. Sie liegen in der Regel in gröfseren oder kleineren Gruppen beisammen, in der Nähe gleichzeitiger dorfartiger Ansiedelungen oder von Einzelhöfen,

meist an einer durch ihre Lage ausgezeichneten Stelle, oft auch an uralten Verkehrswegen. Der Aufbau der Hügel wechselt nach der Zeit der Entstehung, nach dem zu Gebote stehenden Material, wiewohl solches oft aus weiter Ferne herbeigeschafft ist, nach den örtlichen Gebräuchen. Manche bestehen aus reiner Erde, andere nur aus Steinen, die meisten aus beidem, indem die einzelnen Grabstellen mit einem kisten- oder kastenförmigen oder auch gewölbeartigen Steinaufbau umgeben sind. Diese kleineren tumuli enthalten häufig, wenn nicht meist, mehrere Bestattungen, während die grofsen Hügel oft nur einer oder wenigen ganz hervorragenden Persönlichkeiten gelten.

Diese Ansicht, dafs die Mehrzahl unserer kleineren Grabhügel Familienbegräbnisse darstellen, die oft durch viele Generationen hindurch im Gebrauche waren, ist noch keineswegs allgemein anerkannt oder gar in der Praxis, d. h. beim Ausgraben, in gebührender Weise beachtet. In den Fällen, wo die einzelnen Grabstätten eines Hügels durch besondere Steinsetzungen bezeichnet sind, drängt sich jene Erkenntnis jedem vorsichtigen Ausgräber von selbst auf. Wenn aber der Leichnam nur von Brettern umstellt war, die jetzt, wenn auch selten ganz spurlos, vermodert sind, oder wenn die Aschenreste des Toten in einer Urne geborgen waren, die in blofser Erde beigesetzt schon früh unter dem Druck des Erdreiches in viele Stücke zerfallen ist und so ihren Inhalt leichterer Verwesung entgegenführte, dann ist es manchmal auch für einen geübten Ausgräber nicht leicht, die einzelnen Begräbnisse mit ihren Beigaben voneinander zu unterscheiden, namentlich wenn der Hügel sehr viele Gräber umfafst und, wie es oft der Fall ist, bei Anlage der jüngeren die älteren teilweise zerstört wurden.

Was sorgfältige Ausgrabung in dieser Hinsicht lehrt, wird durch Betrachtung der Grabgebräuche und der Grabbeigaben bestätigt. In demselben tumulus findet sich nicht selten Bestattung und Verbrennung nebeneinander. Früher nahm man beide Begräbnisweisen ohne Bedenken für alle Perioden als gleichzeitig an, wie es ja in manchen Perioden vorkommt, heute empfiehlt es sich, den Fall darauf hin zu besehen, ob in Wirklichkeit nicht Begräbnisse verschiedener Perioden mit verschiedenen Grabgebräuchen vorliegen. Schon die Beobachtung der Schichtenlagerung wird des öfteren Anhaltspunkte geben. Einige Beispiele. Namentlich in Süddeutschland sind zahlreiche Grabhügel bekannt, welche schon in der ausgehenden Steinzeit angelegt, aber in den folgenden Perioden noch benutzt wurden. Der steinzeitliche Tote liegt nun stets in einer, in den gewachsenen Boden eingeschnittenen tieferen Grube oder unmittelbar auf demselben in einer flachen Mulde, während die Begräbnisse der folgenden Perioden sich nur im Hügelaufwurf finden. Und auch bei diesen späteren Gräbern läfst sich nicht selten beobachten, wie die jüngeren etwas höher und oft direkt über den älteren liegen, wie z. B. bei den sorgfältig untersuchten Grabhügeln von Salem am Bodensee, in welchen einigemal Skelettgräber der ausgehenden Hallstattzeit über Brandgräbern eines mittleren Abschnittes dieser Periode festgestellt wurden. Ähnlich wurde in einem Grabhügel bei Zainingen (von Föhr-Mayer, Hügelgräber auf der Schwäbischen Alb, S. 50) zu unterst ein Brandgrab der (älteren-) mittleren Hallstattperiode gefunden und darüber eine Skelettbestattung aus dem Ende dieser Epoche, beide mit zahlreichen Funden, welche viele Ähnlichkeit mit den Salemer haben. Wenn es ausnahmsweise einmal vorkommt (z. B. bei Hagenau), dafs das jüngere Grab unter dem älteren liegt, erklärt sich dies wohl dadurch, dafs die spätere Bestattung von der Seite in den bestehenden Hügel eingegraben wurde.

Noch wichtigere Anhaltspunkte geben die Grabbeigaben. Nach dem jetzigen Stande der Forschung können wir das charakteristische Grabinventar nicht nur für die einzelnen Hauptperioden, wie die Bronzezeit, die Hallstatt- und La Tèneperiode, sondern auch für die einzelnen Unterabschnitte derselben bereits mit einer Bestimmtheit unterscheiden, dafs wir nicht mehr Vermengungen des Grabinventars verschiedener Gräber und Perioden als gleichzeitige Funde ruhig hinnehmen müssen, wie sie bisher meist und auch jetzt noch bei vielen Ausgrabungen geboten werden. Ist beispielsweise begreiflich, dafs Gegenstände der ausgehenden Bronzezeit gelegentlich noch in Gräbern der älteren Hallstattperiode vorkommen könnten, so erscheint ausgeschlossen, dafs sie — wenigstens in gröfserer Zahl — noch in Gräbern der jüngeren Hallstattperiode erhoben werden. In einem solchen Falle liegt eben eine Vermengung des Inhalts zweier benachbarter Gräber aus verschiedenen Zeiten vor. Belege hierfür liefsen sich aus älteren und neueren Publikationen in grofser Anzahl anführen. (Vgl. auch meine Ausführungen im Globus, Bd. 76, Nr. 6.)

Das Studium der Grabbeigaben zeigt uns aber auch, dafs die Gräber eines und desselben Hügels zeitlich bisweilen einander ganz nahe stehen und nur wenige Generationen umschliefsen, bisweilen aber auch weit auseinander liegenden Zeiträumen angehören. Ist im ersteren Fall der Charakter als Familienbegräbnisstätte unverkennbar, so entstehen im letzteren starke Zweifel über die Kontinuität der Benutzung des Grabhügels seitens derselben Bevölkerung; in vielen Fällen erscheint sie sogar gänzlich ausgeschlossen und vielmehr Wiederbenutzung desselben Hügels seitens eines neuen Volkes wahrscheinlich.

Mit dieser Erkenntnis der allmählichen Entstehung unserer „Hünengräber“ haben wir ein wichtiges und von der Forschung noch nicht genügend verwertetes Moment erlangt für die Frage nach der Kontinuität und dem Wechsel der damaligen Bevölkerungen. Es ist ja natürlich, dafs dort, wo die ersten Ankömmlinge einmal die alten waldlosen Steppenbezirke mit ihrem fruchtbaren Löfsboden angebaut oder durch Rodung aus Urwald Acker- und Weideland geschaffen hatten, angelehnt an einen Bach oder eine wasserreiche Quelle und in der Nähe eines schützenden Refugium, dafs an solcher Stelle sich auch neu eindringendes Volk immer wieder niederliefs und die Kulturarbeit seiner Vorgänger sich zu Nutze machte. Auch wurden diese keineswegs stets mit Stumpf und Stiel ausgerottet oder wanderten bis zum letzten Mann aus. Und diese Erwägungen werden durch die Funde bestätigt. Von Tag zu Tag mehren sich die Beispiele, welche für derartig günstig gelegene Punkte ununterbrochene Kontinuität der Besiedelung von der Steinzeit an bis in römische Zeit und noch weiter vorführen. Für Egisheim bei Colmar hat dies in letzter Zeit in geradezu mustergültiger Weise Lehrer Gutmann nachgewiesen (Mitteilungen der Gesellschaft für Erhaltung d. geschichtlichen Denkmäler im Elsafs 1899), indem er an der Hand zahlreicher, in der sorgfältigsten Weise gesammelter Funde zeigt, wie die Steinzeit-, Hallstatt- und La Tène-Siedler an derselben Stelle ihre Hütten aufschlugen und an demselben Bühl ihre Toten bestatteten. Aber durch solche Feststellung der Wohnreste und Gräber der verschiedenen Perioden ist nur die Kontinuität der Besiedelung überhaupt erwiesen, nicht das Verbleiben desselben Volkes an diesem Platze. Diese Frage nach dem Gehen und Kommen der

Völker bildet eines der schwierigsten Probleme der prähistorischen Archäologie. Der in den verschiedenen Perioden wechselnde Charakter der Grabbeigaben verrät keineswegs immer einen Wechsel der Bevölkerungen, sondern in erster Linie den der Handelsbeziehungen und Geschmacksrichtungen. Ebenso wenig läfst die Ablösung der Bestattung durch Verbrennung und umgekehrt ohne weiteres auf Völkerverschiebungen schliefsen, sondern zunächst nur auf veränderte religiöse Vorstellungen, Beeinflussungen von aufsen etc., wenn auch häufig ein Wechsel der Bevölkerung, wenigstens der herrschenden Klassen, damit verbunden ist. In dieser Schwierigkeit geben uns die Grabhügel mit ihren längere Zeiträume umfassenden Begräbnissen ungemein wichtige Aufschlüsse.

Betrachten wir nämlich die Funde gröfserer Grabhügelgruppen einer bestimmten Gegend, so treffen wir wiederholt die Erscheinung, dafs sie alle oder doch in überwiegender Mehrzahl mit derselben Zeit beginnen und mit derselben Zeit aufhören bezw. dieselben Lücken zeigen. So enthielten die erwähnten 20 Grabhügel von Salem [1]) nur Begräbnisse der mittleren und späteren Hallstattperiode, nichts früheres und nichts späteres (von einer alemannischen Nachbestattung abgesehen). Die zahlreichen Grabhügel des Neckarhügellandes (Sinsheim, Ehrstätt, Rappenau) beginnen alle, wenn auch nur mit wenigen Begräbnissen, in der ausgehenden Steinzeit und setzen sich in gleich schwachen Spuren durch die Bronzezeit fort; in der Hallstattzeit werden sie gar nicht benutzt, erst wieder in der Früh-La Tène-periode und jetzt sehr stark. Sie legen also den Gedanken nahe, dafs in der ausgehenden Stein- und in der Bronzezeit hier ein und dieselbe Bevölkerung safs, die noch vor der Hallstattzeit die Gegend verliefs, während in der Früh-La Tèneperiode ein neues zahlreicheres Volk erschien. Besonders lehrreich sind aber die Funde von Rappenau. Hier sind zwei etwa 1 km voneinander entfernte Grabhügelgruppen vorhanden, von welchen die eine Gräber der Stein- und Bronze- und Früh-La Tènezeit ergab, während die andere mit der älteren Hallstattperiode anfängt und kurz vor Früh-La Tène endigt (noch Vogelkopffibel). Die letztere Gruppe enthält also Gräber gerade der Zeit, die in der ersteren nicht vertreten ist. Die Hallstattsiedler (ein neues Volk?) scheinen sich also an einer anderen Stelle niedergelassen oder wenigstens an anderer Stelle beerdigt zu haben. Anderseits sehen wir in der Rheinebene, z. B. bei Weingarten und Gündlingen, Gräber derselben Gruppe sich von der Bronzezeit bis zum Ende der Hallstattperiode ununterbrochen fortsetzen. Dieselben und andere Beobachtungen lassen sich machen bei den zahlreichen Grabhügelgruppen der Umgegend Darmstadts (zwischen Ober-Ramstatt und Langen), bei Hagenau und Selz, auf der Rauhen Alb und anderwärts, worauf näher einzugehen hier zu weit führen würde.

Beweist nun das plötzliche Aufhören von Gräbern einer Hügelgruppe noch keineswegs, dafs die bisherige Bevölkerung von einer neuen abgelöst wurde — sie kann ja nur die Dorfstätte oder den Begräbnisplatz gewechselt haben —, so gewinnt die Erscheinung eine ganz andere Beweiskraft, wenn derselbe Vorgang sich in einer Reihe von Nekropolen der gleichen Gegend wiederholt, was thatsächlich sich mehrfach beobachten läfst. Durch den Vergleich des Befundes an verschiedenen Orten ergeben sich somit untrügliche Bilder des Ab- und Zuströmens der Bevölkerung für die einzelnen Gegenden und damit wichtige Bausteine zum Aufbau der Geschichte der grofsen Völkerbewegungen der Urzeit.

Auf die vielseitige wissenschaftliche Bedeutung des anthropologischen und archäologischen Materials, welches die Grabhügel uns liefern, kann hier nicht eingegangen werden. Nur eine Seite möge noch hervorgehoben werden, die reiche Belehrung, welche wir durch sie über die Tracht und Bewaffnung in den einzelnen Zeiträumen erhalten. Wenn, wie in Oberbayern, bereits Hunderte von Grabhügeln derselben Zeit in systematischer Weise mit schärfster Beobachtung der Lage der einzelnen Beigaben zur Leiche untersucht sind, gehört das Bild, wie Männer und Frauen bekleidet, geschmückt und bewehrt waren, nicht mehr der Phantasie an. Beispielsweise trugen in Oberbayern nach Naues Untersuchungen (Bronzezeit in Oberbayern, S. 266) vornehme Frauen in der älteren Bronzezeit einen mit zwei langen Nadeln oben auf den Achseln befestigten Wollenmantel, ein Oberkleid und ein Unterkleid. Das Oberkleid wurde durch einen bronzeverzierten Ledergürtel unter der Brust zusammengehalten, während ein zweiter aus drei Schnüren verfertigter Gürtel die Hüften umschlofs. In der jüngeren Bronzezeit trat an die Stelle des Ledergürtels ein breiter, reichverzierter Bronzegürtel. Den Hals schmückten Ketten und Bronze- und Bernsteingehänge, die Brust öfters reich verzierte oder durchbrochene Platten und Zierscheiben, die Arme bis zu sechs oft recht kunstvolle Ringe und Reifen. Als Kopfschmuck diente bisweilen ein Bronzediadem. Eine an der linken Hüfte hängende Ledertasche und ein Dolch oder Messer vervollständigen die Ausstattung. Oder wie anschaulich treten uns die kriegerischen Gallier, welche in den Grabhügeln bei Sinsheim ruhen, aus Wilhelmis Schilderungen entgegen: „Durchaus alle Toten sind beerdigt . . . öfters hatten sie das Schwert in dem rechten Arm und bog sich die rechte Hand über das Schwert herauf. In einem Grabe hatte das Skelett das Schwert in dem rechten Arm und der linke Arm bog sich zugleich über den Körper nach demselben. Diese Männer hatten ihre Schwerter recht lieb gehabt . . . Die Schwerter waren teils an einer Koppel befestigt, welche den Leib umschlofs, teils an einem Wehrgehänge, welches über die linke Schulter ging. Die bewaffneten Toten hatten fast alle zugleich Schwert und Lanze."

Bei dieser hervorragenden Bedeutung der Hünengräber für die Erforschung der ältesten Geschichte und Kulturgeschichte unserer Nation sollte man meinen, dafs alle in Betracht kommenden Kräfte aufs lebhafteste zusammen wirken, sie vor Zerstörung oder unberufener Durchwühlung zu schützen und sachgemäfser Untersuchung durch wissenschaftlich geeignete Persönlichkeiten entgegen zu führen. Was geschieht aber in Wirklichkeit? Alljährlich werden noch Hunderte von Hügeln durch den Ackerbau und andere landwirtschaftliche Arbeiten eingeebnet oder abgetragen, ohne dafs ein Museum oder ein Sachverständiger auch nur etwas davon erfährt, da der Denkmalschutz und die Denkmalpflege weder durch die Gesetzgebung noch durch die archäologische Überwachung in genügender Weise gehandhabt wird und es fast überall noch an einer wirksamen Organisation des archäologischen Landesdienstes fehlt. Und eine sicher nicht geringere Anzahl von Grabhügeln fällt alljährlich der Neugierde und dem Dilettantismus zum Opfer, wobei man meist noch ein gutes Werk zu thun vermeint. Auch wenn die bei diesen Raubgrabungen gefundenen Gegenstände an ein Museum abgeliefert werden, haben sie doch einen grofsen Teil ihres wissenschaftlichen Wertes eingebüfst,

[1]) Vgl. Veröffentlichungen der Karlsruher Sammlung II, S. 55 f. (E. Wagner).

da ihre gegenseitige Lage, Schichtung, Verteilnng auf einzelne Gräber etc. nur selten in genügender Weise beobachtet wird nnd von einem Laien auch gar nicht beobachtet werden kann. Nach dem heutigen Stande unseres Wissens ist es also geradezu unverantwortlich, Grabhügel ohne wissenschaftliche Oberaufsicht öffnen zu lassen.

In einzelnen Staaten Deutschlands giebt es bereits Landesgeologen, welche die einzelnen Gegenden systematisch erforschen und Dinge aufnehmen, die Niemand wegschleppt: Landesarchäologen sollen, scheint es, erst eingeführt werden, wenn ein grofser Teil der Altertümer vom Erdboden verschwunden oder für wissenschaftliche Untersuchung verdorben ist.

Photographieen aus Deutsch-Ostafrika.

Erläutert von H. Seidel. Berlin.

II.

Volks- und Missionsbilder aus dem Dschaggalande.

Die neueste Denkschrift über die Entwickelung des ostafrikanischen Schutzgebietes teilt beim Bezirk Moschi die erfreuliche Thatsache mit, dafs eine stetige Zunahme der Wadschagga deutlich zu erkennen sei. Dies zeigt sich besonders in der alljährlichen Vergröfserung der angebauten Flächen, die zusehends über die früheren Grenzen hinauswachsen. Schon im Vorjahre konnte der kaiserliche Stationsvorsteher von ähnlichen Wahrnehmungen berichten, und als Grund für das Ansteigen der Population wurde durchaus zutreffend der Wegfall der ehedem so häufigen Kriege und der Einzug milderer Sitten angeführt. Die Pacifizierung danken wir der Nähe der Militärstation und dem öfteren Erscheinen gröfserer deutscher Streitkräfte bei den Wirren und Kämpfen zu Anfang des vorigen Jahrzehnts. Für die Abnahme der Roheit und mancher blutigen Bräuche sorgen die Missionen, deren Walten hierin eine der besten Früchte trägt.

Schon 1893/94 sind die politischen Verhältnisse am Kilimandscharo dergestalt geordnet, dafs in möglichster Anlehnung an die gegebene Lage je eine bestimmte Gruppe kleinerer Häuptlingsschaften der Oberherrschaft eines mächtigeren Fürsten oder Sultans unterstellt wurde. Im Nordwesten und Westen blieb diese Würde bei Sina von Kiboscho, der die 11 Distrikte von Kibonoto bis Uru-tschini zugewiesen erhielt. Jetzt übt sein Sohn Mletia das Amt des Vaters aus. Ihm folgt gen Süden der Sultan Meli mit drei Bezirken, darunter Moschi selber, wo Meli im wahren Sinne des Wortes unter den Kanonen der deutschen Feste regiert. Weiter östlich beginnt das Reich Mareales, dem einschliefslich des eigenen Gaues Marangu acht Ländchen zu gehorsamen haben. Er fungiert sogar als „Grofssultan“ der benachbarten Warombo, deren nächst verantwortlicher Führer der Häuptling von Mku ist. Auch für Useri hat man einen Oberherrn eingesetzt, der, gehoben durch den deutschen Einflufs, die übrigen Potentaten nebst ihren Unterthanen nach den Befehlen der Station leitet und kontrolliert. Auf diese Weise hat sich unser Regiment befestigt. Die Eingeborenen sind an Ruhe und Ordnung gewöhnt; sie haben fremdes Leben und Eigentum respektieren gelernt und ein Verständnis für die Absichten und Zwecke der Handelskarawanen gewonnen.

Mit der fortschreitenden Besserung der Allgemeinzustände nimmt natürlich auch die Sicherheit des Einzelnen und seiner wehrlosen Angehörigen erheblich zu. Die ängstlich versperrten Gaugrenzen öffnen sich; die Dornhecken um jedes Feld und jedes Gehöft werden unnötig, und der fleifsige Dschaggabauer kann in Zukunft seine Hauptsorge dem Ackerbau, der Viehzucht und der Anlage seiner von jeher berühmten Rieselkanäle widmen. Diese künstliche Bewässerung ist bei den Wadschagga zu einer solchen Vollkommenheit gebracht, wie bei keinem anderen Stamme Centralafrikas. „Der Gürtelwald“, sagt Prof. Volkens, „an dessen oberem Rande eine Unzahl vom Kibo- und Mawensischnee gespeister Quellen hervorbricht“, ist das gewaltige Reservoir, aus dem die Leute schöpfen. Die Bäche werden „teilweise abgefangen, indem sie ein schräges, bis zur Mitte des Bettes sich vorstreckendes Stauwehr anlegen



Fig. 6. Junge Wadschagga-Mädchen mit Viehfutter beladen.

und, Seitenmulden und jede Terrainfurche benutzend, den abgezweigten Strom zur Kulturregion hinableiten. Hier wiederholt sich bei den natürlichen wie künstlichen Wasserläufen und in jeder Höhe des Gefälles immer derselbe Grundgedanke, stärkere, möglichst nach Ost oder West fliefsende Seitenbahnen zu schaffen, von denen die kleineren dann bergab über die Felder rieseln. Die wellige Natur des Landes kommt ihnen dabei freilich ungemein zu Gute; aber bewundernswert bleibt es doch, wie sie ohne Nivellierinstrumente dem Wasser nach jeder Richtung hin den gewünschten Weg zu gehen wissen“.



Fig. 7. Heiratsfähige Wadschagga-Mädchen.

ein klirrendes Geräusch verursachen. Dazu führen sie Wanderstäbe mit sich, woraus der Kundige schon von weitem ersieht, dafs ihm ehelustige Schönen begegnen. In diesem Aufputze durchziehen sie die Schamben und die Märkte, tanzen der schaulustigen Menge etwas vor und heimsen zum Lohn allerlei Geschenke ein, die sie ihren Eltern oder dem Erwählten ihres Herzens zustecken. Die „Mannsuche" dauert oft mehrere Monate und ist für die Familie der Mädchen zuweilen recht einträglich. Aber trotz des freien Umherstreichens scheinen sie in den meisten Fällen recht sittsam zu bleiben. Die Prostitution ist bei den Wadschagga so gut wie unbekannt. Auf Notzucht stand früher Todesstrafe, und diese wurde selbst gegen ehebrecherische Weiber angewendet, wenn der Verführer aus einem anderen Stamme war. Sonst mufste der Vater der schuldigen Frau eine Geldbufse zahlen und seine Tochter in die Sklaverei geben.

Immerhin besteht bei dem Volke seit alters die Vielweiberei, der namentlich die Fürsten und ihre Grofsen (Akiden) fröhnen. Der gemeine Mann huldigt schon aus finanziellen Rücksichten der Monogamie, da die Frauen von den Schwiegereltern um Vieh erkauft werden müssen. Bei Armen giebt nicht selten der Häuptling den Brautpreis her und ermöglicht damit die Heirat, die durch eine solenne Schmauserei der beiderseitigen Anverwandten des jungen Paares gefeiert wird.

Die natürliche Sittlichkeit der Wadschagga und ihr

Einen erheblichen Teil der Haus- und Feldarbeit überlassen die Wadschagga ihren Frauen und Mädchen. Sie müssen in den Bananenschamben das Unkraut ausjäten, Wasser holen, die reifen Früchte schneiden, Hirse ernten und — gleich den beiden Jungfräulein in Fig. 6 — das Futter für die Rinder heranschleppen. Bei all diesen Verrichtungen gehen sie fast nackt daher; denn an den Hüftschnüren hängt vorn nur ein winziger Schurz, der bei jüngeren Personen nicht umfangreicher als ein Kartenblatt ist. Erst mit Beginn des heiratsfähigen Alters, das bei den Mädchen etwa vom 17. Jahre gerechnet wird, wenn der Busen hinlänglich entwickelt ist, verlangen Sitte und Anstand eine gröfsere Schambedeckung. In Rombo dient zu diesem Zwecke ein kurzes Unterröckchen aus gegerbtem, weichem Ziegenfell. In Useri wird das Fell mit den Hautzipfeln der Hinterfüfse um den Leib gebunden, und in Dschagga trägt man über dem Fellkittel oft noch ein breites Tuch, das Brust und Schultern freiläfst.

Die zu Jungfrauen herangereiften Mädchen müssen sich, gleich den erwachsenen Burschen, einer Art Circumcision unterziehen und legen zum Zeichen dessen eine vorgeschriebene Kleidung an. Aufser den Fellröckchen (Fig. 7) mit den durch aufgenähte Perlen erzeugten Schachbrettmustern pflegen sie an den Beinen und den Hüftschnüren zahlreiche Glöckchen anzubringen, die bei jedem Schritte



Fig. 8. Die katholischen Missionare von Kilema.

von mancherlei Rechtsinstitutionen geregeltes Leben zogen bald die Blicke der christlichen Glaubensboten auf die Kulturzone des Kilimandscharo. Englische, französische und deutsche Missionare fanden sich ein und suchten mit wechselndem Geschick und Erfolg die schwarzbraunen Heiden zu bekehren. Die „evangelisch-lutherische Mission in Leipzig“ sandte 1893 ihre ersten Apostel aus, die sich in der Landschaft Madschame niederliefsen. Zu diesem Anfangsposten traten später Mamba und Moschi, denen jetzt eine vierte Station in Schira zugesellt werden soll. In Moschi gehört sogar der Sultan Meli der Schülerzahl an. Er übt sich eifrig im Schreiben, wird aber hierin, wie in manchen anderen Kenntnissen, von zweien seiner Frauen übertroffen, die sich aufserordentlich rege am Unterrichte beteiligen.



Fig. 9. **Eine Brücke aus Palmblattrippen.**

Der Versuch der Leipziger, auch in Aruscha am Meruberge festen Fufs zu fassen, endete leider sehr unglücklich; denn die mit dem Werke betrauten Sendlinge Ovir und Segebrok wurden dort im Oktober 1896 heimtückisch ermordet.

Mit vieler Vorsicht und, wie es scheint, mit stetem Glück sind die katholischen „Väter vom heiligen Geiste“ vorgegangen. Ihre Kongregation trat bereits 1702 zu Paris ins Leben und nahm vor bald 40 Jahren die Sultanshauptstadt Sansibar in Angriff. Dann kam 1866 das ostafrikanische Festland an die Reihe, auf dem jetzt 11 Stationen mit einer grofsen Schar tapferer, arbeitsfreudiger Kräfte unterhalten werden. Ihr Pionier am Kilimandscharo ist der allbeliebte Pater Gommenginger, ein Elsässer von Geburt, der jeden Deutschen, der ihn auf seinem weltfernen Posten besucht, in den trauten Klängen der Muttersprache begrüfst. Seine Residenz ist Kilema, wenig südlich von der gleichnamigen Boma des Häuptlings Fumba, der zur Zeit der Unruhen in Moschi mit dem Sultan Meli gemeinschaftliche Sache gegen die Weifsen machen wollte. Beim Einzuge der Missionare dachte er anders. Damals verhielt sich Sina von Kiboscho zweideutig und ablehnend, und Madschame und Moschi waren in kriegerische Wirren verstrickt, während Fumba friedlich auf seinem Eigentume safs und die Gottesleute einziehen liefs. Im Februar 1891, gleich nach Wifsmanns siegreichem Zuge gegen Sina, legte Pater Gommenginger Hand ans Werk, und mit Unterstützung seiner Gefährten Rohmer und Blanchard führte er schnell eine Kapelle mit mehreren Nebengebäuden in die Höhe. An Rohmers Stelle trat Anfang 1893 der Pater Flick ein, der noch heute in Kilema wirkt. Auch Bruder Blanchard, ursprünglich ein Gärtner, der in Lüneburg bei den Dragonern gedient hat, ist noch auf dem Platze und schaut nebst seinen beiden Patres freundlich aus dem Bilde (Fig. 8) zu uns herab.

In Kilema beläuft sich die Christengemeinde zur Zeit auf 200 Seelen mit 300 Katechumenen, für die jetzt eine neue, stattliche Kirche erbaut wird. Sie hat die Form einer Basilika von 50 m Länge und 7 m Breite im Mittelschiffe. Die beiden Seitenschiffe erhalten je 4 m Breite, und 26 m entfallen auf den Kreuzgang und seine Kapellen. Die Eingeborenen helfen rüstig am Werke. Der Häuptling Fumba läfst Sand und Steine herbeischaffen; aus Kirua kommt Holz, und Mareale von Marangu sorgt dafür, dafs der nötige Kalk in der Steppe gebrannt wird.

Ein Besuch der zweiten Missionsstation führt uns



Fig. 10. Häuptling Sina von Kiboscho, umgeben von seinen Akiden.

nach Westen in den Machtbereich des Häuptlings Sina (oder jetzt Mletia). Zum Glück brauchen wir nicht mehr auf den schwierigen Negerpfaden langsam dahinzuklettern. Eine gut gehaltene, fahrbare Strafse nimmt uns auf, und nicht selten begegnen wir schwarzen Arbeitertrupps, die eben dabei sind, entstandene Schäden auszubessern. Über die Bäche schwingen sich solide Brücken; die Hügel sind umgangen, und über die Schluchten leiten feste Dämme mit Wasserdurchlässen. Nur gelegentlich haben wir noch einen Flufsübergang zu passieren, wie er auf Fig. 9 abgebildet ist. Die Tragebalken ausgenommen, besteht der ganze Bau aus den langen, sehr zähen Blattrippen der Raphiapalme. Sie bilden sogar die Laufplanke, die durch ein dickes Bündel dieser schmeidigen, mit Lianen umwickelten Stangen hergestellt ist. Auch das Geländer setzt sich aus Palmenrippen zusammen, die allen Reisenden einen willkommenen Halt auf dem luftigen Stege gewähren. So kommen wir rasch zu Sinas Residenz, die an Umfang und Häusermenge die übrigen Fürstensitze am Gebirge bedeutend übertrifft. „Hütten für Vorräte, in denen uns namentlich die gewaltigen, wohl über eine halbe Tonne fassenden Honigtöpfe auffallen, gruppieren sich neben Wachtlokalen um die Wohngebäude herum." Aber allerwärts waltet Ordnung und verhältnismäfsige Reinlichkeit, besonders an den Tagen, wenn Gäste zu empfangen sind oder grofse Tanzfestlichkeiten stattfinden sollen.

Dann erscheint Sina, umgeben von seinen ersten Würdenträgern (Fig. 10), die sämtlich ihren besten Kriegsschmuck angelegt haben. Der Häuptling ist ein Mann in vorgerückteren Jahren mit kleinen, listigen Augen, deren Weifses stark gerötet erscheint. Sein Gesichtsausdruck verrät Ausdauer, Klugheit und in gewissen Momenten blutdürstige Härte. Daran hat es Sina auch nicht fehlen lassen, vornehmlich in der Jugend, als er zur Befestigung seines Regimentes unter seinen Verwandten schrecklich aufräumte. In Ohrschmuck, Finger- und Armbehang ist er noch der unverfälschte Dschaggamann; auch das feine Unterkleid aus weichgegerbten Klippschieferfellen hat er beibehalten. Aber darüber ist bei ihm, wie bei seinen „Akiden", in reichem Faltenwurfe indisches Baumwollenzeug geschlagen, das die Küstenhändler heraufgebracht haben, oder das er jetzt mittels der deutschen Fahrstrafse nach Taweta direkt von der nächsten englischen Bahnstation Voi empfängt. Der moderne Hinterlader und der gespickte Patronengurt zeugen für weiteren Kulturfortschritt, der sich bei Sina auch darin äufsert, dafs er neben seinem heimischen Biere die europäischen Spirituosen sehr wohl zu schätzen weifs.

Fast noch anziehender als der alte Häuptling sind für uns seine „Akiden", deren kriegerische Gesichter drohend aus dem wunderlichen Kopfschmuck herausschauen. Um den ganzen Vorderkopf legt sich ein daumenbreiter, mit Perlen verzierter Lederstreifen, in dem oben lange, wehende Straufsenfedern stecken. Die Schultern umhüllt ein Kragen von Geierfedern oder ein rauhhaariges Affenfell. In der Hand blitzt der furchtbare Speer mit dem breiten, 50 bis 100 cm langen Blatt, das in der Mitte einen mehr oder minder hervortretenden Längskiel zeigt. Am Grunde geht es in eine sich kegelig erweiternde Eisenhülse über, die durch einen zugespitzten, gewaltsam eingetriebenen Holzschaft von der Länge einer Hand bis zu der eines Armes mit einem eisernen Fufs oder Schuh vereinigt ist. Dieser hat einen viereckigen Querschnitt und läuft oben gleichfalls in eine Hülse aus, verjüngt sich dann nach unten und mifst durchschnittlich 50 cm, vielleicht noch etwas mehr. Die Schilde sind oval, ungefähr „meterlang und weniger als halb so breit, schwach um die Längsachse, stärker um die Querachse nach innen gebogen. Sie bestehen aus einem mit Büffel- oder Rindsleder überzogenen Holzrahmen, dessen Pole durch eine Schiene verbunden sind, die in der Mitte einen Holzbügel als Handgriff trägt".

Aber Sina, der hier noch als lebend eingeführt ist, hat bald nach Aufnahme der schönen Photographie sein irdisches Reich verlassen müssen. Der „Nero vom Kilimandscharo" ward eine Beute des Todes, von dem er früher so ungern sprechen hörte. Ebenso ungern sprach er auch über die Frage, wer einst sein Nachfolger werden solle. Das hat nun, ohne sein Zuthun, die Zeit und der deutsche Stationsleiter, Hauptmann Johannes, entschieden. Keine Palastrevolution, kein Verwandtenmord — nach väterlichem Vorbilde — ward in Scene gesetzt, sondern in aller Ruhe vollzog sich der Thronwechsel, wie in einem civilisierten Staate. Zwar wird der neue „Sultan" noch wenig im Lande genannt, da ihn der Ruhm des Vorgängers überstrahlt. Auch hat Mletia noch etliche Unarten abzulegen, z. B. seine kindische Eitelkeit, die er selbst bei europäischen Besuchen durchblicken läfst. Beim Empfange der Gäste sitzt er in einem Schaukelstuhle, vor dem — wie in einem Barbierladen — zwei hohe Wandspiegel aufgestellt sind. In diese starrt der junge Herr beständig hinein, sogar bei Unterredungen, und es bedarf schon eines besonderen Anstofses, um ihn von seiner Selbstbetrachtung auf einige Zeit abzulenken.

Mletia mufs also noch lernen, und dafs dies geschieht, dafür wird die Station in Moschi und die Mission in Kiboscho allmählich Sorge tragen. Mit beiden steht der Sultan im besten Einvernehmen, und voll Zuversicht können wir von seiner Boma und der weiten, fröhlich grünenden Kulturzone am Gebirge scheiden, da das jetzt hoffentlich andauernd zum Frieden gebrachte, sefshafte Bauernvolk der Wadschagga uns die beste Gewähr für die fernere wirtschaftliche Entwickelung der schönen Kilimandscharoprovinz bietet.

Die Vermählung des Kamins.

Russischer Volksbrauch.

Von A. C. Winter. Libau.

In den Gouvernements Minsk und Wilna wird der 1. September festlich begangen mit einer häuslichen Feier, in welcher der tiefreligiöse und dabei harmlos fröhliche Sinn des russischen Landvolkes in ansprechender Weise zum Ausdruck gelangt. Zu dem Heiligen des Tages, St. Simeon Stylites, steht die Festlichkeit in gar keiner Beziehung. Ungeachtet der christlichen Formen, die das Fest heutzutage aufweist, enthält es Züge, die seine Herkunft aus dem Heidentum unzweifelhaft bezeugen.

Der 1. September (örtlich der 15.) bezeichnet im Arbeitsleben des ländlichen Haushaltes den Beginn eines neuen Abschnitts, wie solche, durch den Wechsel der Jahreszeiten veranlafst, schon lange vor Einführung des

Christentums sich geltend gemacht. Uralter frommer Sitte gemäfs wird diesem regelmäfsig wiederkehrenden Ereignis, wie jedem für das Leben des Einzelnen oder der Familie wichtigen, durch Gebete religiöse Weihe erteilt, worauf ein gemeinsames Festmahl der Hausgenossen und allerlei Lustbarkeit folgen.

Nachdem der verdiente russische Forscher P. Schein sich lange vergeblich bemüht hatte, näheres über die „Vermählung des Kamins" zu erfahren, die er flüchtig erwähnen gehört, glückte es ihm endlich, durch einen Priester zuverlässige Auskunft aus dem Pinsker Kreise des Gouvernements Minsk zu erlangen. Die Pintschuki oder Pol(j)eschuki, die Bewohner des Waldgebietes (Pol(j)esje), bewahren in Glauben und Bräuchen viel für die Forschung wertvolles Altertümliche; bei ihnen hat sich auch die „Vermählungsfeier des Kamins" in solcher Vollständigkeit erhalten, wie sonst nirgend mehr.

Am 1. September beginnt schon am Morgen jede Hausfrau das Backen verschiedener Kuchen und Gebäcke und das Bereiten kräftiger Speisen zu einer festlichen Abendmahlzeit, für die der Hauswirt schon reichlich Met, Bier und Branntwein besorgt hat. Die Wirtin umwindet oder behängt den Rauchfang mit sauberen Handtüchern [1]), die Jugend schmückt ihn mit duftigen Kräutern und den letzten Herbstblumen; der Tisch wird mit frischem Tischtuch gedeckt und von seinem gewöhnlichen Platz unter dem Heiligenbilde in der vorderen Ecke der Stube an den Ofen oder unter das Rauchrohr des Leuchtspans gerückt. Bei einbrechender Dunkelheit versammelt sich die ganze Hausbewohnerschaft in der Stube, das älteste Familienglied verrichtet ein feierliches Gebet und darauf ordnen sich alle dem Alter nach um den Tisch. Der Wirt (Inhaber des Bauernhofs) füllt ein Gläschen mit Branntwein, sprengt daraus einige Tropfen auf den Rauchfang und spricht, dazwischen in Reimen, eine Reihe von Fürbitten oder Segenswünschen, die durch veraltete Formen und Wendungen ihr Alter erweisen: „Gieb, o Gott, Gesundheit dem Grofsvater und der Grofsmutter, dem Oheim, den Eltern und Kindern, dem lieben Gesinde, den Freunden und Wohlthätern! Schirme den heiligen Tempel zur Ehre Gottes! Schütze unser Hab und Gut, die Pferdchen und Öchslein, die lieben Milchkühe für die kleinen Kinderchen und alle anderen Haustiere. Lafs die Feldfrüchte gedeihen, nimm die Bienchen bis zum schönen Frühling in deine Obhut, dafs wir Honig haben mögen und Wachs zu Kerzlein für den heiligen Tempel Gottes! Lafs, o Gott, unser Geschlecht keine Überführung [2]) erleiden! Gieb unserm lieben Gesinde Lust zum Frühaufstehen, und mit Lust an seine Arbeit bei Licht zu gehen; und lafs in unserm Hause diese Bächlein (Branntwein) nie versiegen beim Schmause" u. s. w.; darauf küfst er dem ältesten Familiengliede die Hände, leert das Glas bis auf den Grund, füllt es von neuem, deckt ein Stück Kuchen darüber und reicht es dem neben ihm Sitzenden. Dieser spritzt gleichfalls Branntwein an den Rauchfang, spricht Segenswünsche u. s. f. So dauert es wohl eine Stunde, bis das Glas seine erste Runde um den Tisch vollendet hat; die weiteren folgen rascher und zuletzt herrscht keine Ordnung mehr, die feierlichen Reden und Ceremonien machen Plaudern und Scherzen Platz.

Nach beendeter Mahlzeit bringt die Wirtin in der Schürze Sonnenblumensamen herein, bestreut damit den Rauchfang und stellt dann allerlei Naschwerk auf den Tisch: Pfefferkuchen, kleine Kringel, Birnen, Äpfel, Moosbeeren, Mehlbeeren und andere. Die Jugend liest die auf den Boden gefallenen Sonnenblumensamen [3]) auf und macht sich über die Näschereien her. Die Wirtin fordert nach einer Weile auf, dem Rauchfang, dem Bräutigam, einen Hochzeitsgesang anzustimmen. Die Vorsängerin tritt vor, bittet um den elterlichen Segen und beginnt ein Lied, das seit alten Zeiten bei dieser Gelegenheit gesungen wird, und die Anwesenden fallen im Chor mit ein:

1. „Gekommen sind die dunkeln Nächte,
So leuchte denn du uns, o Kaminchen, helle;
Wir haben dich ja mit Blumen geschmückt,
Mit Immergrün und Raute umwunden.

5. Unsere Magd, die hochzeitliche Jungfrau,
Ist froh bereit, dich lieb zu haben.
Wir werden deine Hochzeit feiern,
Branntwein, Bier und Met trinken [4]).

9. Leuchte also, Kaminchen, helle,
Lafs das Gesinde früh aufwachen,
Die Jungen, dafs sie nähen, spinnen, weben,
Die Alten, dafs sie für Geschenke sorgen mögen.

13. Sei uns hilfreich, Kaminchen!
Verscheuche Wirbelwind, Schneetreiben, Sturm,
Trage Rauch und Rufs zu den Feinden,
Und bringe Licht, Lust und Freude" u. s. w.

Die älteren Familienglieder unterbrechen den Gesang mit allerlei Zurufen, z. B.: „Mögt ihr flink beim Frühaufstehen und so eifrig bei der Arbeit sein, wie jetzt beim Singen!" Wenn alles verzehrt ist, geht man zur Ruhe, um am folgenden Morgen zum erstenmal bei Licht aufzustehen und an die Arbeit zu gehen. Zeigt sich in der Folgezeit dabei jemand träge, so unterläfst der Wirt es nicht, ihn zu ermahnen: „Gefiel es Dir, am Simeontage zu trinken Met und Bier, Lafs jetzt auch das Frühaufstehen zur Arbeit gefallen Dir."

Ursprung und Bedeutung des Festes am 1. September, die aus dessen sonderbarer Benennung nicht zu ersehen sind, werden uns verständlich, wenn wir Wohn- und Lebensweise der Pintschuki jetzt und in früheren Zeiten in Betracht ziehen.

Sind die Waldleute in ihren schwer zugänglichen Sümpfen und Urwäldern, was die Kultur betrifft, in vieler Hinsicht hinter den Bewohnern günstiger gelegener Landstriche auch weit zurückgeblieben, so haben sie in ihren Wohnungen doch schon eine wichtige Neuerung eingeführt, durch die die ehemalige schwarze „Rauchstube" (kúrnaja izbá) zu einer „sauberen Stube" (tschistaja izbá) geworden ist. Der alte Ofen, der zum Backen und Kochen diente, und dessen Rauch sich selbst den Ausweg ins Freie suchen mufste, hat ein Rohr erhalten, das direkt aus ihm durch Decke und Dach den Rauch hinausleitet, oder aus einem baldachinförmigen Rauchfang über der Ofenöffnung, oder endlich aus einem kaminartigen Vorbau des Ofens, der den Kochherd bildet. Für alle drei Formen der erfolgreichen Verbesserung ist die Bezeichnung Kómin oder Kómen gebräuchlich. Aufser dem Ofenrohr haben viele Bauernhäuser in einiger Entfernung vom Ofen noch ein zweites kleineres Rohr (lutschnik) aus Schilfgeflecht mit Lehm

[1]) Die russischen Handtücher sind an den Enden mit eingewebten roten Streifen und Fransen oder farbigen Stickereien und geklöppelten Zwirnspitzen verziert und bilden dadurch einen hübschen Schmuck des Zimmers.

[2]) Überbleibsel aus der Zeit der Leibeigenschaft. Die Herren versetzten nach Willkür einzelne „Seelen" oder ganze Familien ihrer Leibeigenen von einer ihrer Besitzungen auf eine andere, wo, nach Epidemieen z. B., Mangel an Arbeitskräften sich herausgestellt oder wo bisher noch unbebautes Land urbar gemacht werden sollte, um den Ertrag der Besitzung zu steigern. War das Losreifsen von der Heimat in jedem Fall schmerzlich, so war eine Überführung behufs Ansiedelung auf „neuem Land" von den Leuten besonders gefürchtet, weil ihnen da Entbehrungen aller Art bei harter Arbeit bevorstanden.

[3]) Die ölreichen, süfslichen Kerne werden als Näscherei in unglaublichen Mengen verzehrt.

[4]) Zeile 7 und 8 bei Hochzeiten gesungen.

bekleidet, als Abzug für den Rauch des Leuchtspans (lutschina). Wo ein lutschnik vorhanden ist, werden ihm dieselben Ehrungen zu Teil, wie dem Komin; festlicher Schmuck, Libation, Körnerspende.

Die Pintschuki haben die Gewohnheit, in der dunklen Jahreszeit sehr zeitig sich zur Nachtruhe zu begeben und sehr früh wieder aufzustehen. Lange vor Tagesanbruch, oft schon bald nach Mitternacht, beginnen sie ihr Tagewerk mit den sogenannten „sefshaften Arbeiten“ (sedàl'nyja rabóty), die alle Hausbewohner in der gemeinsamen Wohnstube vornehmen; die Männer fertigen den Bedarf des Haushalts an Holzgeschirren, Körben, Ackergeräten, und die Frauen bearbeiten Flachs und Wolle zur Kleidung, alles in thunlichster Nähe des warmen Ofens und beim roten, flackernden Licht des Kienspans, dem ausschliefslichen Beleuchtungsmittel der Bauernstube dort, wo noch nicht Holzmangel zur Verwendung des Erdöls nötigt. Um dem Hausgesinde den Beginn dieser frühen Morgenarbeiten zu versüfsen, wird der Vorabend zu einer heiteren Festlichkeit gestaltet, bei der unter der Form einer Vermählungsfeier das nahe Verhältnis dargestellt wird, in das die Hausbewohner von da an wieder zu dem Ofen treten, dem Mittelpunkte des häuslichen Zusammenlebens. Hatten die Sommerarbeiten die Hausgenossen im Freien zerstreut, so führt der Eintritt der rauhen, lichtarmen Jahreszeit alle für eine lange Zeit wieder zusammen und ins Haus, das durch den Wärme verbreitenden Ofen zu einem behaglichen Aufenthalt gemacht wird. Da erhält der Freund des Nordländers, der in der guten Jahreszeit treulos verlassen war, seine wichtige Stellung wieder, jung und alt sucht seine Nähe bei der Arbeit und während der Ruhe [5]).

Ehemals, in den Zeiten eben erst beginnender Kultur, als ein paar Feldsteine auf dem Estrich den Hausherd bildeten, hatte dieser neben seiner Bestimmung, die Speisen herrichten zu helfen, auch noch die Aufgabe gehabt, die Wohnung zu erwärmen und zu erhellen. In seiner Erkenntlichkeit für die grofsen ihm geleisteten Wohlthaten sah der Mensch das Feuer als ein göttliches Wesen an und dessen Sitz, den häuslichen Herd, als Altar, an dem er seine Dankbarkeit in Gebeten und Opfergaben zum Ausdruck brachte. Aus diesem uralten Feuerkultus haben sich im Besprengen des festlich geschmückten Komin (und lutschnik) mit Branntwein und dem Beschütten mit Körnern Reste der Opferbräuche erhalten, auch nachdem der ursprüngliche Sinn derselben schon längst vergessen war.

Im Wandel der religiösen Vorstellungen, der sich im Laufe der Zeiten vollzog, wichen die Elementargottheiten den zu Göttern erhobenen personifizierten Naturerscheinungen; die Funktionen des bisher göttlich verehrten Herdfeuers übernahm der Donnerer zu den seinigen, nahm dafür aber auch den Hausherd als Altar für sich in Anspruch [6]). Doch blieb Agon [7]) als Hausfreund den Menschen treu, auch nachdem er seiner Würde als Gottheit verlustig gegangen war, und der Herd bildete nach wie vor den Vermittler der vom Feuer dem Menschen geleisteten Dienste; so blieb die einst dem Feuer gezollte dankbare Verehrung an dem Feuerherd haften.

Das Christentum hat die Menschheit gelehrt, sich mit Dank und Bitte an den Vater im Himmel, den Geber alles Guten, zu wenden; ihn flehen heute die Pintschuki um Wohlsein und Gedeihen für Heim und Habe an, doch üben sie daneben in aller Einfalt von ihren heidnischen Vorfahren überkommene Bräuche alter Feuerverehrung, wo, wie bei Gelegenheit der Feier am 1. September, dieselben Gefühle der Dankbarkeit wieder wachgerufen werden, die einst dem Wärme und Licht spendenden Herdfeuer mit dessen Verehrung als Gottheit gelohnt hatten.

Nachdem die dem Herde erblich verbliebenen Ehrenbezeugungen bei der Umformung desselben in den alten Rauchofen auf diesen übertragen worden, hat jetzt die Feier sich der letzten Neuerung anzupassen versucht; und so sehen wir als Gegenstand der Verehrung den Komin im Mittelpunkte der Festvorgänge, vom poetischen Sinn der Landleute persönlich aufgefafst als Bräutigam, dessen Vermählung mit der Repräsentantin des arbeitenden Hausgesindes gefeiert wird. Der Differenzierung des Feuerherdes in den Wärme verbreitenden Ofen und den Licht gewährenden Leuchtspan entsprechend, werden die Ehrungen jetzt dem Ofenrohr, sowie dem Rohr des Leuchtspans in gleicher Weise dargebracht, die beide den Hausbewohnern die Wohlthaten der Erwärmung und Beleuchtung in vervollkommneter Form zu Gute kommen lassen. Im Hochzeitsliede hören wir jetzt den Rauchfang um Dienste angehen, die zu leisten er nicht imstande ist; erinnern wir uns, dafs es ursprünglich sich an das Herdfeuer gewandt hat, so verstehen wir, dafs dieses „hell leuchten“ sollte; von der Hausfrau früh entfacht „das Gesinde aufwecken“; im neuen Lebensabschnitt den im Hause zu engem Zusammenleben Vereinten „Licht, Lust und Freude geben“; „vor Unwetter bewahren [8])“, was alles einst zu den Funktionen der Herdgottheit gehört hatte.

Die Feier des 1. September durch ein Festmahl ist auch in grofsrussischen Gouvernements üblich und trägt die Benennung zasitki, von dem späten Aufsitzen am Abend, um bei Licht gemeinsam Handarbeiten zu machen, was am folgenden Abend seinen Anfang nimmt. Bemerkenswerte Bräuche scheinen da nicht vorzukommen. Aus dem Kiew'schen Gouvernement erhielt Schein die Mitteilung, dafs in kleineren Städten bei den Handwerkern eine „Vermählung der Kerze“ (zenítjba sw(j)étschki) gefeiert wird. Am 1. September schliefst in den Werkstätten die Arbeit schon zu Mittag; am Abend versammeln sich alle Arbeiter und Arbeiterinnen wieder in festlicher Kleidung. Jeder nimmt ein mit Blumen und Bändern geschmücktes Licht in die Hand und, angeführt durch die vom Meister bestellten Musikanten, zieht der geordnete Zug feierlich mit den brennenden Kerzen durch das ganze Städtchen, vor alle Werkstätten und dann zurück zur eigenen, wo bei reichlicher Bewirtung ein fröhliches Zusammensein mit Tanz und Gesang folgt. Nach Mitternacht geht die Gesellschaft auseinander und arbeitet vom folgenden Tage an morgens und abends bei Licht. Es ist

[5]) Die Ofenbank und die breite obere Fläche des umfangreichen Ofens sind sehr beliebte Schlafstellen.

[6]) Bei aufziehendem Gewitter wirft die Hausfrau der deutschen Gebirgsbewohner Bündel getrockneter, an besonderen Tagen feierlich gesammelter Heilkräuter ins Herdfeuer, damit das Haus vom Blitz verschont bleibe. Zu demselben Zwecke verbrennen die Russen im Herdfeuer einige Kätzchen der am Palmsonntage in der Kirche als „Palmen“ geweihten Weidenzweige, die zu mancherlei Gebrauch, unter anderem als Arznei für Menschen und Tiere, sorgsam aufbewahrt werden. Kirchlich geweihte Zweige und Kräuter werden von Römisch- und Griechisch-Katholischen häufig als Ersatz heidnischer Heilkräuter gebraucht, die bei Opfern verwandt wurden.

[7]) Das Feuer, russisch ogònj, gesprochen agònj.

[8]) Perun mufs gleich Thor, Herdgottheit, Beschützer des Hauses, gewesen sein. S. Anm. 6.

unverkennbar der in die Stadt verpflanzte und den dortigen Verhältnissen entsprechend veränderte Brauch, den wir beim Landvolk als „Vermählung des Kamins" kennen gelernt. In der Stadt, wo die Küche mit dem Kochherde und die Wohnräume mit eigener Heizung von den Arbeitsräumen getrennt sind, hat der Herd, beziehungsweise Ofen schon längst die Bedeutung als Mittelpunkt des Hauses eingebüfst, die ihm in der Bauernstube noch zukommt. Bei den städtischen Handwerkern kommt daher das Feuer nur in seiner Eigenschaft als Lichtgeber zur Geltung. Im Anschlufs an die alljährlich wiederkehrende Festlichkeit, die den Zeitpunkt feiert, von dem an die künstliche Beleuchtung der Werkstätten für viele Monate in Kraft tritt, haben sich dürftige Reste des Feuerkultes erhalten: der lichtspendenden Kerze werden die Ehrungen dargebracht, denn sie ermöglicht die Morgen- und Abendarbeit, die den kurzen Wintertag um mehrere wertvolle Stunden verlängert; die Kerze wird geschmückt und in feierlicher Prozession als Bräutigam [2]) zur Vermählung mit den Arbeitern in die Werkstätte eingeholt.

[2]) Den lito-slavischen Letten ist die Vorstellung auch eigen. Eine Hauseinweihung heifst „Haushochzeit"; „Flachshochzeit" heifst das Brechen des Flachses mit Hülfe der eingeladenen Nachbarn, die für ihre Arbeit eine Bewirtung erhalten; diese sowie Gesang und Scherze, die die wenig angreifende Arbeit begleiten, geben dem Beisammensein den Charakter einer heiteren Festlichkeit. Das neue Haus, der Flachs, die die Veranlassung zu einer Vereinigung froher Menschen geben, erscheinen als Bräutigam, dem zu Ehren das Fest veranstaltet wird.

Vorgeschichtliche Reste in den Niederbronner Bergen (Elsafs).

Von Wilhelm Krebs. Hagenau.

Die Niederbronner Berge sind das verbindende Glied zwischen der Pfälzer Hardt und den Vogesen. Vom Volksmund werden sie den Vogesen, von den Geologen und den Geographen der Hardt zugerechnet. Sie stellen eine niedrige, leichter überwindbare Fortsetzung des ersteren Gebirges dar. Ist doch auch Niederbronn mit seiner durch Lithium-, Strontium- und Eisengehalt ausgezeichneten warmen Kochsalzquelle schon seit Römerzeiten ein Badeort und reich an vorgeschichtlichen Erinnerungsstätten.

Die benachbarten Berge, welche mit der Spitze des Grofsen Wintersberges in 581 m Meereshöhe gipfeln, sind von tiefen Bachthälern durchschnitten; wesentlich in der Richtung von Nordwesten nach Südosten, deren Gewässer schliefslich durch die Moder mit dem Rhein vereint werden.

Das Thal des Falkensteinbaches, unmittelbar oberhalb Niederbronn, unterscheidet sich durch einen fast düster zu nennenden landschaftlichen Charakter von den anderen, besonders von dem im Westen benachbarten Thale der nördlichen Zinsel, dem Bärenthal. Es erhält jenen düsteren Charakter von vorn herein durch die beiderseits nahe aneinander herantretenden, mit dichtem Wald bestandenen Bergkulissen. Noch mehr als von dem ersten Paar derselben gilt das von dem zweiten dahinter. Der höchste südliche Ausläufer des Wintersberg-Massivs, der 476 m über Meeresfläche, fast 300 m über Thalsohle hohe Ziegenberg, begegnet sich da mit dem fast ebenso hohen Risberg, dem nordöstlichen Ausläufer des Wasenbergmassivs.

Beide Ausläufer sind von dem durch sie beherrschten Thale aus nur schwer zugänglich, der Ziegenberg mit einem Böschungswinkel bis 19, der Risberg bis 15 Grad. Es mufs erklärlich scheinen, dafs beide Vorberge schon in uralter Zeit Zufluchts- und Versammlungsstätten boten für die in der Umgegend lebende Bevölkerung.

Allgemeiner bekannt ist das vom Ziegenberg. Der höchste und zugleich dem Thale nächstgelegene Teil seines Rückens ist als sogenanntes „Keltisches Lager" ein beliebtes Ausflugsziel.

Dieser höchste Teil ist mit Resten eines Ringwalles aus grofsen und kleineren, ohne Mörtel aufeinander geschichteten Steinen umgeben und enthält in seiner Mitte zwei grofse Felsbrocken, die durch quer darüber laufende Rinnen gekennzeichnet sind und als „Opfersteine" gedeutet werden. Beide Steine liegen dicht nebeneinander und sind derart geneigt, dafs ihre Oberflächen eine gemeinsame, nach Westnordwesten hin absinkende, nur durch einen Querspalt unterbrochene Plattform bilden. Die höchste Ecke des ostsüdöstlich gelegenen Steines ragt etwa 1,30 m über die Bodenoberfläche empor, während das entgegengesetzte stumpfe Ende des westnordwestlich gelegenen anderen Steines fast auf diese herabreicht. In derselben Richtung ver-

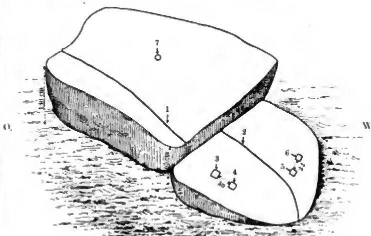


Fig. 1. Die beiden sog. Opfersteine des keltischen Lagers. Von Nordmanns.

1 und 2 sog. „Blutrinnen". 3 und 4 gröfsere Löcher, 10 cm tief. 5 und 6 kleinere Löcher, 4 cm tief. 7 rundes, 2 cm tiefes Loch.

laufen die Rinnen, von denen man annimmt, es seien „Blutrinnen". Ihre Längen entsprechen ungefähr der gröfsten Breite jeden Steines, die eine — auf dem ostsüdöstlichen Stein — 3,50 m, — die andere — auf dem westnordwestlichen — 2,60 m lang. In der Mitte des höheren ostsüdöstlichen Steines findet sich eine kreisrunde Vertiefung von 10 cm Durchmesser und 2 cm Tiefe. Beiderseits der „Blutrinne" des niedrigeren westnordwestlichen Steines ist je ein Paar viereckige Löcher eingehauen von 4 bis 10 cm Tiefe und 12 bis 20 cm Breite (Fig. 1). Die ersteren sind etwa 30, die letzteren 22 cm von einander entfernt.

Auf dem fast 1 km langen Rücken, durch den der Ziegenberg mit dem Grofsen Wintersberg in Verbindung steht, sind besonders aufserhalb des vorgeschichtlichen Mauerringes, im Norden desselben, mehr als zwanzig

Gruppen kleinerer Feuerstellen zu zählen. Diese bestehen aus je zwei oder mehr Felsstücken, zwischen denen sich schmale Klüfte befinden. Das Material ist überall der rote Vogesensandstein (Buntsandstein), mit einer schwärzlichgrauen Verwitterungskruste überzogen. Aber die letzterwähnten Felsstücken sind weit niedriger und meist kleiner als die „Opfersteine“ und entbehren der Löcher und „Blutrinnen“. Sie sind vielleicht die übrig gebliebenen Zeugen vorzeitlicher Massengelage. Doch ist nicht auszuschliefsen, dafs sie auch Feuerstellen von Wohnhütten gewesen sein können, von denen sonst jede Spur getilgt ist. Wasser mufste allerdings aus den Thälern herangeschafft werden. Die ergiebigsten Wasserstellen der Nachbarschaft sind fast in gleicher Höhe mit dem sogenannten Keltischen Lager, aber in mehr als halbstündiger Entfernung, nordöstlich vom Grofsen Wintersberg, gelegen. Es sind die Quellen des Durschbaches, von denen in der Gegenwart die Wasserleitung der Stadt Niederbronn gespeist wird.

Gerade gegenüber dem Ziegenberge, auf der ihm begegnenden Kulisse des Risberges, liegt eine andere alte Kultusstätte, auf der zur Römerzeit ein dem Merkur geweihter Tempel erbaut war. Die gut erhaltene Votivinschrift seines Gründers, in den Felsen eingehauen, ist längst bekannt, sogar schon von Goethe in seiner Selbstbiographie erwähnt, gelegentlich einer Reise durch das Elsafs 1771. Der Felsen, welcher sie trägt, gehört zum Fundament der im fünfzehnten Jahrhundert erbauten Wasenburg. Nicht ganz 100 m nordöstlich von ihm, auf dem Ende dieses Bergkammes gegen das

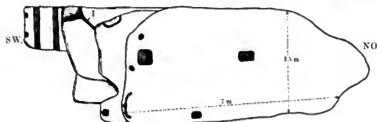


Fig. 2. Obere Plattform des sog. Opferfelsens.
1 = Spalte, aus welcher die Thonscherbe geschürft wurde.

Falkensteinbachthal, erhebt sich ein turmähnliches Felsgebilde zu einer Höhe von nahezu 11 m. An seiner nordwestlichen Längsseite in mehr als Meterhöhe ist ein breiter Sitzplatz eingemeifselt. Eine schmale Plattform linker Hand desselben trägt ein dem Augenschein nach künstlich eingemeifseltes beckenartiges Loch. Die grofse Plattform auf der Oberfläche des ganzen Felsens, fast 12 m lang, 3 bis 4 m breit, trägt mehrere rinnen- und beckenartige Vertiefungen, die dem Augenschein nach künstlichen Ursprungs sind (Fig. 2). Der ganze turmförmige Felsen wird von der einheimischen Bevölkerung als alter Opferstein ihrer germanischen, also alemannischen Vorfahren bezeichnet. Gelegentlich einer von mir veranstalteten Untersuchung wurde aus einer der Rinnen der Gipfelplattform eine dicke, unglasierte Thonscherbe geschürft.

Auch der Rieberg entbehrt nicht der Erinnerungsstätten an die dem sogenannten Keltischen Lager entsprechende vorgeschichtliche Epoche. Von der Wasenburg führt auf ihm entlang nach Südsüdwesten ein Fufsweg nach dem Bückelstein, einem Aussichtspunkte oberhalb des Landstädtchens Oberbronn, und in seiner Nähe zeigen sich wiederholt Feuerstellen der geschilderten Art im Walde.

Um andere Zeugen vorgeschichtlicher Zeit aufzufinden, mufs man sich weniger begangenen Pfaden zuwenden oder sich in das Dickicht vertiefen. Diese Stätten sind bei weitem weniger bekannt als die bisher betrachteten.

Etwa 150 m westsüdwestlich der Wasenburgruine, tief im Walde versteckt, schliefst eine niedrige Mauer eine Nadelholzparzelle ein. Die Mauer ist in einer Dicke von 2 bis 3 m aus unbehauenen Steinen verschiedener Gröfse und ohne Anwendung von Mörtel aufgeführt. Sie umgiebt einen viereckigen Raum von etwa 50 m westöstlicher, 30 m nordsüdlicher Seitenlänge. An der Südostecke ist die Süd- und Ostmauer etwas nach Süden hin vorgezogen und in einer ungefähr 15 m breiten Lücke geöffnet. Diese Öffnung ist jedenfalls an ihrer westlichen Seite, unmittelbar im Anschlufs an die dort endigende Südmauer, von Resten eines brunnenartigen Schachtes flankiert, der in 1,20 m lichtem Durchmesser ebenfalls ohne Mörtel ausgemauert war. An der anderen Seite der Öffnung glaubte ich gelegentlich eines Besuchs eine ähnliche Anordnung der Trümmer zu erkennen, vermochte mich später aber nicht wieder davon zu überzeugen. Vielleicht handelt es sich aber um Fundamente zweier kleinen, den Eingang zu dem ummauerten Raume flankierenden Türme. Diese kunstreichere Ausführung macht es immerhin nicht sehr wahrscheinlich, dafs das ganze Mauerwerk vorgeschichtlichen Ursprungs ist, zumal noch gegenwärtig die Kastanienpflanzungen der Umgegend oft durch Mauern ohne Mörtel abgegrenzt sind.

Aber ganz in der Nähe jener im Walde versteckten alten Mauer, nur 20 bis 30 m nach Süden entfernt, finden sich die ersten Spuren eines vorgeschichtlichen Gräberfeldes, das sich am Nordrande eines von Ostnordosten her in den Risberg eingeschnittenen Thales dahinzieht. Dieser Abhang wird von dem erwähnten Wege nach dem Bückelstein der Länge nach durchzogen. Die denjenigen des Keltischen Lagers ähnlichen Feuerstellen in der Nähe dieses Weges und übereinstimmend damit die Richtung des Abhanges nach Süden machen es sehr wahrscheinlich, dafs dieses Gräberfeld der gleichen Epoche angehört, wie das sogenannte Keltische Lager.

Der Abhang ist oben teils mit Wald — meist Laubwald —, teils mit einem oft undurchdringlichen Pfriemen-, Brombeer- und Heidegestrüpp, unten, besonders unterhalb des Weges, mit Laubwald verschiedenen Alters bestanden. Nach unten und Südosten hin reicht das Gräberfeld bis zu einem Pfade, der unweit südsüdwestlich der Wasenburg von dem Wege nach Niederbronn rechts abzweigt.

Auf einer Strecke von ungefähr 600 m entlang diesem Pfade bis hinauf in die Nähe der alten Mauer liegt auf dem meist dicht bewachsenen Abhange eine grofse Zahl alter Grabstätten vereinzelt oder in Gruppen, aber immer regellos verteilt. Mehrere Gräber sind bereits geöffnet und leer. Sie lassen zum Teil noch die mühsame Bauart erkennen. Riesige Felsstücke sind so zusammengelegt, dafs sie eine flache, scharf rechteckige Grube umschliefsen. Manchmal zeigt diese an der einen Schmalseite eine stufenartige Erhöhung ihres Steinbodens. Ihre Länge beträgt zumeist 2, die Breite 1 oder 2 m, die Tiefe gewöhnlich nicht mehr als 0,5 m. Mit Steingeröll bedeckte niedrige Hügel, von Gestrüpp und Moos überwachsen, scheinen auf andere, noch uneröffnete Gräber zu deuten. Über einigen erheben sich Felsblöcke in roh dreieckiger Form bis Meterhöhe. Im südwestlichen Teile dieses Gebietes stehen nahe einem offenen Steingrabe sogar zwei solcher Dreieckssteine mit wenigen Centimetern Zwischenraum genau neben ein-

ander. Ihre Grundlinie beträgt 1,25, ihre Höhe 0,80 m. Ihre Seitenflächen entlang den Dreiecksschenkeln sind je 0,40 m breit. Die Regelmäfsigkeit ihrer Gestalt und Stellung überzeugt durch den Augenschein, dafs sie ein Denkmal bilden. Die offenen Gräber in der Nachbarschaft lassen keinen Zweifel an dessen Natur als Grabdenkmal (Fig. 3).

Aus den geschilderten Befunden geht vor Allem hervor, dafs das Waldesdickicht in dem uralten Besiedelungsgebiete des Wasgaues noch manches wertvolles



Fig. 3. Doppeldreiecksteine über einem vorgeschichtlichen Grabe auf dem Risberge.
Nach einer Photographie des Verfassers.

Geheimnis birgt. Das gilt nicht allein von der menschlichen Urgeschichte und nicht allein vom Vogesengebiet. Auch andere wissenschaftliche und andere geographische Gebiete Deutschlands bedürfen der methodischen Aufnahme, Flora und Fauna besonders auch der fortgesetzten Untersuchung ihrer Änderungen. Die Universitäten sind für solche eingehenden und fortgesetzten Aufnahmen zu spärlich verteilt. Sie werden wie bisher immer nur eine leitende und durch ihre Museen centralisierende Stellung behaupten. Es erscheint aber mifslich, das Weitere wie bisher vorwiegend der Initiative rein privater Liebhaberei zu überlassen. Als örtliche und eigentlich ausführende Centralen scheinen mir die höheren Schulanstalten besser geeignet zu sein. Die Untersuchungsarbeit im Freien entspricht in hohem Grade den in neuerer Zeit mehr und mehr gesteigerten Anforderungen körperlicher Erholung. Die Arbeit des Wiederfindens sonst nur aus Büchern und Unterrichtsvorträgen kennen gelernter Gegenstände in der vollen Wirklichkeit, die Übung des eigenen Blickes an solchen monumentalen Urkunden, wird auch dem geschichtlichen Unterricht, der schon gegenwärtig zum eigentlichen Hauptfach der humanistischen Gymnasien erhoben ist, einen frischen Zug verleihen.

Ich mochte es nicht unterlassen, diese dem allgemeineren Interesse wie leider alle Pädagogik etwas fernliegenden Fragen zu berühren. Denn was gerade im Vorstehenden beschrieben wurde, ist wesentlich auf Schülerausflügen unter Leitung des Verfassers entdeckt oder festgestellt worden. Die Schüler gehen gern mit und haben geradezu eine Vorliebe für das Wandern durch Dick und Dünn. Bei der Beteiligung einer gröfseren Schar konnte bei der durch das Schulverhältnis gegebenen Disciplin in langer Kette vorgegangen und so auch manches verwachsene Waldgebiet methodisch durchsucht werden.

Die Ausbeute in vorgeschichtlicher Hinsicht war dabei noch dadurch eingeschränkt worden, als von der zuständigen Oberförsterei Ausgrabungen nicht gestattet werden konnten. Für die technische Ausführbarkeit derselben wäre sonst mit den vorhandenen Kräften und Mitteln gesorgt gewesen. Ein wichtiges Ergebnis bleibt aber ohnedies die Festlegung eines vorgeschichtlichen Gräberfeldes aus der Zeit des sogenannten Keltischen Lagers auf dem Kamme desselben Risberges, der durch den sogenannten Germanischen Opferfelsen und durch den römischen Merkurtempel zur Kultusstätte zweier anderen Geschichtsepochen erhoben ist. Darauf, dafs jene erste, sogenannte keltische Epoche einer besonders alten Zeit angehört, darauf deutet die Lage des Gräberfeldes ganz nahe dem höchsten Bergkamm. Denn daraus ist auf eine entsprechende Lage der gewöhnlichen Aufenthalte und Verkehrsstätten, also auf ein Zeitalter zu schliefsen, in welchem von den wichtigsten Pfaden des Verkehrs noch die Bergkämme bevorzugt und die dicht verwachsenen Thäler gemieden wurden.

Dem mühsamen Bau der Grabstätten selbst darf aber entnommen werden, dafs schon von der Bevölkerung jener ältesten Zeit dem Risberg ein gewisser Kultus gewidmet wurde. Es folgten einander auf ihm demnach die Kulte dreier verschiedenen Zeitalter. Er repräsentiert in dieser Hinsicht einen Satz, der durchaus auch aus dem örtlichen Landschaftscharakter erklärt werden kann, dafs nämlich die Kultusstätten älter sein können als die Bevölkerung, von der sie gepflegt werden.

Kleine Nachrichten.

— Unter den vielseitigen Ergebnissen der Reisen von Dr. O. Finsch nimmt die Sammlung der Gipsabgüsse von Südseetypen ohne Zweifel die hervorragendste Stelle ein, da bisher noch von keinem Reisenden in irgend einem Teile der Erde ein nur annähernd so reiches und vielseitiges Material zusammengebracht wurde. Dasselbe besteht aus nicht weniger als 164 Gesichtsmasken von Völkertypen der Südsee und des Malaiischen Archipels, denen Dr. Finsch in Neuseeland noch 49 Abgüsse der prachtvollsten Kunstarbeiten aus der Vergangenheit der Maoris, als Antiquitäten des Steinzeitalters, hinzufügte. Wir freuen uns daher, mitteilen zu können, dafs dieses wertvolle Material der Heimat erhalten bleibt, indem Dr. Finsch sämtliche, auf seine Kosten angefertigten Originalformen der Generalverwaltung der Königlichen Museen in Berlin zum Geschenk machte. Jedenfalls hat der patriotische Geber damit die richtige Stätte für den schwierigsten und mühevollsten Teil seiner Reiseergebnisse getroffen, von wo aus die für die Volkskunde so wichtigen Belegstücke am erspriefslichsten wirken können. Und daraus wird nicht allein die Wissenschaft Gewinn ziehen, sondern die plastischen Darstellungen sind auch für die weitesten Kreise von Belang, da sie Typen aus allen Teilen unser Südseekolonieen (von Yap bis Samoa und von den Marianen bis auf die Salomo-Inseln) enthalten. Das giebt ein anschauliches Lehrmittel auch für unsere kolonialen Bestrebungen, um die sich der Schöpfer dieser Abgüsse mit der Erwerbung von Kaiser Wilhelms-Land bekanntlich in erster Linie verdienstlich machte.

— **St. Petersburg. Die Expedition des Baron v. Toll ins Sibirische Eismeer.** Über diese im „Globus" schon erwähnte Expedition finden jetzt Beratungen unter Vorsitz des Präsidenten der Akademie der Wissenschaften, Grofsfürst Konstantin, statt. An Mitteln für die Expedition sind 240000 Rubel bewilligt worden. Chef derselben wird Baron E. W. v. Toll. Weiter nehmen teil: als Kommandeur des Schiffes Leutnant Kolomejzow, Leutnant Matifsen, der die meteorologischen, geodätischen und photographischen Arbeiten leiten wird; Leutnant Koltschak, Leiter der hydrographischen Arbeiten; als Magnetolog und Astronom der Kandidat Seberg; als Zoolog Bjalynizkij-Birulja; als Arzt Dr. Walter. Alle Mitglieder der Expedition haben schon früher an Polarexpeditionen teilgenommen. Die Schiffsbesatzung ist aus Matrosen der russischen Flotte zusammengesetzt und besteht ausschliefslich aus Leuten von der Eismeerküste. Im ganzen sind es zwölf Matrosen. Aufserdem nimmt die Expedition einen jakutischen Kosaken als Dolmetscher mit. Die Expedition gedenkt Anfang Juni (a. St.) St. Petersburg zu verlassen und wird folgenden Weg nehmen: über Tromsö nach dem Jekaterinenhafen, durch das Jugorfski Scharr und Karische Meer am Kap Tscheljuskin vorüber. Nachdem sie dieses Ende August passiert, wird sie auf der Nordostseite der Tajmyrhalbinsel einen Hafen suchen. Hier wird das Winterquartier aufgeschlagen, sowie zugleich eine meteorologische und magnetische Station errichtet werden. Während des Aufenthaltes hier wird die Expedition eine allseitige Erforschung der Tajmyrhalbinsel vornehmen.

Im nächsten Jahre, mit Beginn der Schiffahrt im August, begiebt sich die Expedition an die Mündung der Lena und an den Neusibirischen Inseln vorüber nach Norden und Nordosten; sie wird sich bemühen, das von Baron v. Toll 1886 gesehene, aber noch nicht erforschte Sannikow-Land und die von den Amerikanern entdeckte Insel Bennet zu erforschen, sowie dann suchen, möglichst weit nach Norden vorzudringen in die ganz unbekannten arktischen Regionen, die zwischen dem Kurse der „Fram" und dem der 1881 untergegangenen „Jeanette" liegen. Hier soll irgendwo das Winterquartier und eine magnetisch-meteorologische Station für den Winter 1901/1902 errichtet werden. Während des nun folgenden zehnmonatlichen Aufenthaltes daselbst sollen Ausflüge zu Fufs, auf Hundeschlitten und auf Schneeschuhen vorgenommen werden. Hier soll auch die Frage gelöst werden, wie weit die neu entdeckten Inseln nach Norden zu reichen. Darauf begiebt sich die Expedition mit Eintritt der Schiffahrt auf dem Kurse von Nordenskiölds „Vega" durch die Beringstrafse nach Wladiwostok.

Für den Fall, dafs das Schiff auf den Neusibirischen Inseln verunglücken sollte, sind drei Proviantniederlagen vorhanden, die schon 1893 von Baron v. Toll für Nansen errichtet worden sind. Diese werden besichtigt und mit neuen Konserven versehen werden.

Im Jahre 1901 soll der Kandidat der Naturwissenschaften, Wolossowitsch, eine Hülfsgesellschaft zusammenstellen, die sich von Sibirien aus auf Schlitten an die Mündung der Jana begeben und sich mit der Erforschung der Neusibirischen Inseln befassen wird. Gleichzeitig mit den Arbeiten der Expedition werden auch auf dem Festlande magnetische, meteorologische und physikalische Beobachtungen vorgenommen werden, und zwar auf den Stationen, die in Werchojansk, Ustjansk und an der Mündung der Indigirka errichtet sind. Aufser den erwähnten magnetisch-meteorologischen Beobachtungen wird die Expedition auch den geologischen Forschungen eine besondere Aufmerksamkeit zuwenden, sowie ferner den zoologischen, bakteriologischen, hydrologischen u. s. w. Die Expedition nimmt Vorräte verschiedener Art und Proviant auf 1200 Tage mit, und für die Schlittenfahrten 60 nordische Hunde. Das Schiff „Sarja", auf dem die Expedition stattfinden wird, ist in Norwegen für 60000 Rubel gekauft worden. Es ist nach dem Typus eines norwegischen Robbenschlägers gebaut. Gegenwärtig wird es zu den Zwecken der Expedition im Hafen von Laurvik umgebaut von dem Erbauer der „Fram", Archer. P.

— **Dr. Plehns Bericht über seine letzte Sangareise.** Der vor einigen Monaten im Hinterlande von Kamerun gefallene Forstassessor Dr. Plehn hatte im Juni 1899 Gelegenheit, mit einem belgischen Dampfer und im Boote den Sanga von Nzimu bis Carnotville zu befahren. Das „Kolonialblatt" bringt hierüber in seiner Nr. 5 einen von Dr. Plehn eingesandten Bericht, dem wir einige Bemerkungen entnehmen: Das Fahrwasser bis Bayanga ist durch Sandbänke sehr eingeengt, die Ufer sind anfangs flach und werden in der Nähe von Bayanga hügelig, hier hört auch der Urwald auf, und die Buschsavanne tritt an seine Stelle. Bewohnt ist auf der ganzen Strecke nur das linke (östliche) Ufer, die rechte Seite nimmt unbewohnter Urwald ein, der nur von Trupps der Badgiri oder Babenga durchstreift wird. Die Badgiri sind wohnsitzlose Elefantenjäger, die die Gegend bis zum Ngoka und östlich bis über den Ubangi hinaus durchziehen, sie liefern den sefshaften Stämmen das Elfenbein, die den Zwischenhandel noch völlig in Händen haben. Dr. Plehn konnte mehrere Badgiri photographieren und messen, auch etwas von ihrer Sprache sammeln, die von der aller sefshaften Stämme gänzlich verschieden ist. Dasselbe gilt auch von ihrem Äufseren: die Stirn ist niedrig, der untere Gesichtsteil von der Nasenwurzel ab vorgeschoben, die Nase sehr platt, breit, mit gewaltigen fleischigen Flügeln, der vorderste Teil stark gekrümmt, das Gesicht besonders um den Mund faltig, die Lippen bei vielen Individuen dünn. Die Farbe ist heller als bei den übrigen Stämmen, mit stumpfem, erdigem Ton; Tättowierung fehlt. (Man fühlt sich nach dieser Beschreibung versucht, an Zwerge zu denken; doch Plehn sagt weiter ausdrücklich:) Die Gröfse bleibt hinter der durchschnittlichen Negergröfse zurück, ist jedoch nicht zwerghaft. Die vier von ihm gemessenen Individuen hatten 151, 153, 155 und 165 cm Gröfse. Das Benehmen der Badgiri ist scheu und ängstlich. Einige tragen aus Bast geflochtene Ringe an Hals und Füfsen; die Elefantenlanze, deren lange und breite, stets haarscharf geschliffene Eisenklinge in einem starken Holzschafte festgeschnürt ist, führen sie stets bei sich.

Die Schiffbarkeit des Sanga für Dampfer hört bei Salo, anderthalb Rudertage oberhalb Bayanga, auf, und die Bergfahrt im Kanu von dort bis zum Posten Carnot erfordert 10 bis 12 Tage. Um Carnot giebt es bereits ansehnliche Haussaniederlassungen, und die französische Regierung ist bemüht, die Haussa noch weiter stromab zu ziehen. Das aus dem deutsch-französischen Grenzgebiete bei Nzimu nach Uësso gebrachte Elfenbein beträgt höchstens 3000 kg jährlich, wovon nur ein Drittel aus deutschem Gebiete kommt. Das hier von den Badgiri erbeutete Elfenbein geht vielmehr meist zum Bumba und Ngoko.

— Um die der Argentinischen Republik zugesprochenen Teile der **Puna de Atacama** zu erforschen, ist am 7. Februar von Buenos Aires eine Expedition unter Professor Döring aufgebrochen. Zunächst sollen von ihm Flora und Fauna ins Auge gefafst werden; auch begleitet ihn ein Topograph, der u. a. auch die Lage für eine neu zu errichtende Hauptstadt des Territoriums ausfindig zu machen hat. Unter den wissenschaftlichen Begleitern Dörings befindet sich auch der Schwede Dr. Erich Baumann.

— **Gurara, Tuat und Tidikelt.** Im laufenden Bande des Globus (S. 99) haben wir die Ende v. J. den Franzosen geglückte Besetzung der Oase Insalah erwähnt und kurz die Bedeutung dieser Thatsache gekennzeichnet. Es scheint nun, dafs jener Handstreich nur der erste Schritt einer gröfseren Aktion ist, denn man hört von Unternehmungen, die eine Besetzung auch der Oasen von Gurara und Tuat bezwecken; auf das eigentliche Tuat glaubt auch der Sultan von Marokko Anspruch zu haben, doch würde ihm unter den Verhältnissen, die heute die Weltlage geschaffen hat, ein Protest wenig nützen. Ein paar Bemerkungen über jene Oasenreihe, die die algerische Sahara im Süden begrenzt, mögen aus diesem Anlafs am Platze sein. Das Tidikelt mit seinem Hauptcentrum Insalah übt eine Art Suprematie über das eigentliche Tuat und Gurara aus, obwohl es schwächer als diese beiden bevölkert ist, und so geht man wohl in der Annahme nicht fehl, dafs seine vollzogene Besetzung die Occupation der anderen Oasen wesentlich erleichtern wird. Nach Deporter soll das Gurara mit einer Oberfläche von 500 qkm in 12 Distrikten etwa 8000 Einwohner und 2500000 Dattelpalmen zählen, und die Zahl der Berittenen, die es stellen kann, 1800, die der Fufstruppen 17400 Flintenträger betragen; es umfafst etwa 115 Ksuars (Niederlassungen). Das Tuat mag etwa 1200 (?) qkm grofs sein mit 155 Ksuars in 10 Distrikten; die Zahl der Einwohner mag sich auf 100000, die der Palmen auf 3 Millionen belaufen. Es kann 400 Reiter und 10000 Mann Fufsvolk stellen. Das Tidikelt endlich hat 6 Distrikte mit 62 Ksuars, 23000 (?) Einwohner und 1,5 Millionen Palmen; es vermag 650 Berittene, darunter 500 Kamelreiter, und 4000 Mann Fufstruppen zu stellen. Das sind also im ganzen etwa 203000 Einwohner und etwa 34000 Krieger, doch sind die letzteren nicht die Bewohner der Ksuars, sondern die Nomaden. — Inmitten eines ungeheuren Wüstengebietes ist die Bedeutung dieser Oasen nicht zu unterschätzen. Obwohl sie nur Datteln und einiges Gemüse hervorbringen, bilden diese 332 Ksuars die Verproviantierungsdepots für die benachbarten nomadischen Wüsten-

stämme; Insalah speciell ist vielleicht für die Hoggar-Tuareg der einzig mögliche Markt — wenigstens geben sich die Franzosen dieser Hoffnung hin. Das ganze Tuat ist infolge seiner geographischen Lage ein ziemlich wichtiges Handelsgebiet für den Sudan; denn es findet dort ein Austausch statt zwischen den Produkten der Länder jenseits der grofsen Wüste und der europäischen Waren, die über Marokko oder Tripolitanien kommen. Zwei grofse, Akabar genannte Karawanen gehen alljährlich von Akabli, der südlichsten Oase des Tidikelt, in der Richtung auf Timbuktu. Die erste bricht Anfang April auf, ist Ende Mai in Timbuktu, bleibt dort die heifsen Monate über, geht Anfang Oktober zurück und trifft Mitte November in Akabli ein; die zweite verläfst Akabli Anfang Oktober und kommt im Mai wieder zurück. 35 Marschtage genügen für die Reise, doch brauchen die Karawanen etwas mehr, da sie einige Ruhetage machen an bestimmten Punkten, die Wasser, Holz und Lebensmittel liefern können. Seit Major Laing, der bei Timbuktu 1826 ermordet wurde, hat nie mehr ein Europäer diese Karawanenroute zurückgelegt; sie stand bisher selbstverständlich ganz unter dem Einflusse der Tuareg. Zur Zeit zählen die beiden Karawanen im Durchschnitt 9000 Kamele; der auf diesem Wege erzielte Handelswert wird auf 2 Millionen Franks jährlich geschätzt, wobei der Sklavenhandel aufser Betracht gelassen ist.

Wie gesagt, die Besetzung von Insalah hat ihre Bedeutung; wenn nun aber die Franzosen (General Derrécagaix im Bulletin der Pariser geograph. Gesellsch. 1900, S. 141) meinen, die Nachricht von diesem Erfolge werde in der mohammedanischen Welt dieselbe Wirkung haben, wie die Besetzung von Timbuktu oder die Einnahme von Omdurman, so liegt darin doch ein wenig Übertreibung und Selbsttäuschung. Ob dadurch die Macht der Tuareg gebrochen ist, wird die nächste Zukunft schon lehren, wenn die Franzosen sich daran machen, durch Telegraphen oder gar Eisenbahnen die Verbindung von Algerien mit dem Sudan herzustellen.

— Nach eigenen Reisebeobachtungen schildert H. Kerp den **Einflufs der Eiszeit auf das Natur- und Kulturbild der skandinavischen Länder.** (Geogr. Zeitschr., 6. Jahrg., 1900.) Was die nördlichen Gebiete daselbst in der Eiszeit z. B. an Bodenwert einbüfsten, das haben die südlichen Gegenden gewonnen. Ihnen wurde die fruchtbare Erde, besonders Zerstörungsprodukte von Gneis und Granit, welche einen wertvollen Ackerboden liefern, zugetragen. Ein günstiges Klima läfst die Fruchtbarkeit des Bodens doppelt zur Geltung gelangen. Zwei Umstände bedingen die gröfsere Gunst des Klimas. Die Lage mehr nach Süden und der Einflufs des Meeres, der für Südschweden und die dänischen Inseln wieder wirken kann, weil der norwegische Gebirgsrücken nicht so weit nach Süden reicht. Die südschwedische Landschaft Schonen und die dänischen Inseln sind für das nördliche Europa eine fast unerschöpfliche Brot- und Fruchtkammer geworden. Die Gletscher haben also ihre riesengrofse Arbeit nicht ganz so unzweckmäfsig, wenn man so sagen darf, verrichtet, als sie den nördlichen Gebieten Skandinaviens das fruchtbare Erdreich raubten und es den südlichen zutrugen. Wurde auch überall der breite Küstensaum und die Sohle der Thäler der jetzigen Fjorde durch die Eiszeit und ihre Veränderungen unter Wasser gesetzt und so der beste, für die Besiedelung und den Anbau geeignetste Boden entzogen, so wuchs gerade dadurch die Bedeutung der Küste als ein günstiges Fischfanggebiet, wodurch eine stetig fliefsende Quelle des Reichtums entstand.

— **Borchgrewink** ist erfolgreich von seiner antarktischen Expedition Anfang April nach Neuseeland zurückgekehrt. Er hat mit 78° 50′ die höchste südlichste bisher gewonnene Breite erreicht und zwar mittels Schlittenreisen auf dem südlichen Viktorialande. Borchgrewinks Expedition ist im Juli 1898 im „Southern Cross“ aufgebrochen und hat, was auch bisher noch nicht der Fall war, in den antarktischen Regionen überwintert.

— **Die Lage am Tschadsee.** Seitdem der Artikel über Rabeh und seine europäischen Nachbarn im Globus (Bd. 76, Nr. 21) erschienen, haben sich die Aussichten der Franzosen am Tschadsee wesentlich gebessert. Gentil hat sich durch die Vernichtung seiner von Bretonnet befehligten Vorhut bei Togbau nicht lange in seinen Plänen aufhalten lassen, sondern ist nach einigen Monaten seinerseits angriffsweise gegen Rabeh vorgegangen, der in Süd-Bagirmi abwartend stehen geblieben war und in Kuna am Schari (Lage nicht sicher; vielleicht Nachtigals Kuno, 9° 40′ nördl. Br.) ein verschanztes Lager bezogen hatte. Gentil griff Anfang Dezember v. J. mit 320 Gewehren dieses angeblich von 12000 Kriegern und 3 Geschützen verteidigte Lager an, stürmte es und zwang Rabeh, der dabei verwundet wurde, zur Flucht nach seiner Hauptstadt Dikoa. Rabeh soll dabei 2000 bis 3000 Mann eingebüfst haben; aber auch Gentils Verluste waren schwer, da 1 Europäer und 43 Senegalschützen gefallen, 4 Europäer und 106 Mann verwundet worden waren. Gentil konnte somit an eine Verfolgung Rabehs nicht denken, sondern blieb vorläufig stehen, wo er war, die vom Generalkommissar de Lamothe angekündigten Verstärkungen erwartend. Eine unmittelbare Folge des Sieges war, dafs Gaurang, der von Rabeh vertriebene Sultan von Bagirmi, der infolge des früheren Mifsgeschicks der befreundeten Franzosen nach Lai (am Logone, 9° nördl. Br.) hatte flüchten müssen, sich nach Westen zum Schari, nach Tunia begeben konnte, wo Kapitän Robillot die rückwärtigen Verbindungen Gentils sicherte — und dafs anderseits der Schari für den Dampfer „Léon Blot“ wieder offen wurde.

Wenden wir uns nun den beiden anderen Expeditionen zu, die, von Westen und Norden vordringend, gleichfalls dem Tschadsee zustreben, um dem von Süden kommenden Gentil dort die Hand zu reichen. Hierüber sind Anfang April einige neue Nachrichten auf dem Wege über den Kongo nach Europa gelangt. Die Mission Voulet-Chanoine hatte unter diesem Namen zu existieren aufgehört, nachdem die beiden Offiziere nach der Ermordung des Oberstleutnants Klobb von ihren eigenen Leuten erschossen worden waren. Aus den Resten der Mission und den Leuten Klobbs bildete sich eine neue Mission unter Hauptmann Joalland und Leutnant Meynier, die, über Sinder marschierend, am 23. Oktober v. J. am Tschadsee anlangte, Kanem durchzog und den französischen Einflufs sicherte und nach Umwanderung des Sees (im Osten) die Stadt Gulfei und den von Gentil gegründeten Posten Port Archambault, die beide schon im Scharidelta liegen, am 9. Dezember erreichte. Liegt hier kein Mifsverständnis vor, so bedeutet das, dafs Gentil inzwischen den Schari sich wieder völlig geöffnet und Posten bis in die nächste Nähe des Tschad vorgeschoben hat; es bedeutet das ferner, dafs die von Westen kommende Mission der von Süden vordringenden in den Tschadseegegenden thatsächlich bereits **die Hand gereicht** hat. Es erscheint ziemlich gewifs, dafs dem so ist; denn diese mit genauen Zeitangaben ausgestatteten Nachrichten kommen, wie bemerkt, über den Kongo, also von Gentil, der, um sie überhaupt zu erhalten, mit Joalland und Meynier in Verbindung getreten sein mufs. Ja, die Verbindungen Gentils müssen offenbar noch viel weiter nach Norden und Westen reichen, denn auf demselben Wege kommt zu uns ferner die Nachricht, dafs Joalland und Meynier auf ihrem Rückwege vom Schari nach Sinder ihre Vereinigung mit der Mission Foureau-Lamy vollzogen haben. Die letztere stand damals zwei Tagereisen vom Tschadsee entfernt, mufs also endlich von Sinder losgekommen sein.

Auffällig bleibt hier nur der Umstand, dafs Joalland und Meynier von Gulfei und Port Archambault wieder zurückgegangen sind, und man könnte daraus den Schlufs ziehen, dafs in jenen Nachrichten Irrtümer liegen müssen; dafs die beiden Offiziere nicht bekannt mit dem Siege Gentils bei Kuna, Rabeh noch ungeschwächt glaubten und sich deshalb wieder zurückgezogen haben, um sich mit Foureau und Lamy zu vereinigen. Darüber sind wieder drei Monate vergangen, und man weifs nicht, was inzwischen geschehen ist.

— **Über den Gasgehalt der Gewässer im Winter** hat Knauthe, Assistent am tierphysiologischen Institute der landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin, sehr sorgfältig ausgeführte Untersuchungen angestellt, um die Wirkungen der chromophyllhaltigen Organismen einerseits, der verschiedenartigen Beleuchtungs- und Wärmeverhältnisse anderseits zu studieren (Biolog. Centralblatt XIX, Nr. 23 und 24). Die im Sommenthiner Dorfteiche bei Arnswalde angestellten Untersuchungen haben ergeben, dafs bei zunehmender Temperatur eine Vermehrung der Mikroflora und damit des Sauerstoffgehaltes stattfindet, und dafs bei gleichbleibender niedriger Temperatur, wenn Luft und Wasser keine oder nur sehr geringe Temperaturdifferenzen aufweisen, die Mikroflora nach belichteten Stellen wandert. Wurden aber stark belichtete Stellen bei kalter Aufsentemperatur vom Eise befreit, so überwog wieder das Wärmebedürfnis. Die Organismen zogen sich von der sich abkühlenden Oberfläche mehr nach der Tiefe zurück. Hat sich also bei anhaltendem Froste die Mikroflora angesammelt und ist dadurch eine allmähliche Verarmung der tieferen Schichten an Sauerstoff eingetreten, so wird ein Beseitigen des Eises an einigen Stellen genügen, um durch das Wandern der Flora nach tieferen Stellen diese Unterschiede wieder auszugleichen. Der praktische Wert der sogenannten „Wuhnen“ ist dadurch

theoretisch erklärt. Die zahlreichen Analysen des Gasgehaltes des Wassers, fast 200 an Zahl, wurden sämtlich mit dem vortrefflichen Tenaxapparat des bewährten Praktikus, Prof. Müller in Brandenburg, ausgeführt. Halbfafs.

— Hauptmann Kannenbergs Reise von Mpuapua zum Kisigo. Zu beiden Seiten der viel begangenen Karawanenstrafse von der Küste nach Tabora dehnen sich noch weite, unbekannte Gebiete aus, und zu diesen gehört auch der südwestlich von Mpuapua liegende, bis zum Rufidschiquellflusse reichende Landstrich, den Hauptmann Kannenberg im Februar 1899 besucht hat. Er berichtet darüber unter Beigabe einer Routenkarte in 1 : 300000 im ersten Hefte der diesjährigen „Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten". Bei Tsunyo, westlich Mpuapua, verliefs er die grofse Karawanenstrafse und durchwanderte in westlicher, dann südwestlicher Richtung die Marenga Makali, d. h. „die bitteren Wasser" genannte Steppe, die Ugogo in einer Breite von 50 bis 60 km 100 km weit durchzieht. Die Steppe steht ihres bittersalzigen, fast ungeniefsbaren und gesundheitsschädlichen Wassers wegen in üblem Rufe. Das Wasser mufs in den ausgetrockneten, sandigen Flufsbetten in Löchern gegraben werden; sein reichlicher Genufs erregt Dysenterie. Bei der Ortschaft Mvumi, die 5000 Einwohner zählt, wandte sich Kannenberg nach Süden und verfolgte den Flufs Umerobe bis zu seiner Mündung in den Kisigo (7° 10' südl. Breite). In dieser Gegend fand Kannenberg eine Ansiedelung von Massai, die hier aus eigener Initiative feste Wohnsitze von den Wagogo erworben haben und Ackerbau treiben; er beschreibt aus der Steppe ferner einen sie kilometerweit bedeckenden, 1 bis 2 m hohen Dornbusch mit akazienartig feingegliederten Blättern und 2 bis 5 cm starken Dornen, die durch den Bifs einer kleinen Ameisenart zu einer in die Dornspitze auslaufenden Hohlbirne anschwellen, die den Tierchen zur Wohnung dient. Es finden sich bis zu 50 Ameisen darin. Die Konstruktion der Route Kannenbergs ergab übrigens, dafs der Kisigo an der erreichten Stelle erheblich südlicher verläuft, als man bisher annahm.

— Über die Schneedecke im bayerischen Waldgebirge teilt P. Wagner (Leopoldina, Heft 35) mit, dafs der Pegel in Rabenstein, der Januar und Februar eine nahezu kontinuierliche Schneedecke zeigt, auch im Dezember und März nur kurze Unterbrechungen erleidet. Die übrigen Monate dagegen sind in ganz geringem Mafse an der Bildung einer dauernden Schneedecke beteiligt. Dieses Ergebnis dürfte sich freilich kaum mit dem im Volksbewufstsein befindlichen, nach blofsen Erinnerungen entstandenen Urteile decken; fast einstimmig wird dort von einer viel längeren Dauer der Hauptschneedecke berichtet. Was das Anschwellen der Gewässer durch Schneeschmelze anlangt, so stellt Verfasser folgende Sätze auf: Je mächtiger die Schneedecke ist, desto mehr Wasser verschluckt dieselbe; eine dünne Decke hat dagegen raschen Abflufs zur Folge. Je poröser der Schnee ist, desto mehr hält er das Wasser zurück. Je trockener der Boden, je ärmer die Quellen zu Beginn des Winters sind, um so weniger sind im Verlaufe desselben bei Schneeschmelzen Wasserstandserhöhungen zu erwarten. Erst nach Ergänzung der Vorräte, also in der zweiten Hälfte des Winters, treten rasch Hochwässer ein. In Bezug auf den Einflufs der Bodenformen auf das Liegenbleiben des Schnees zeigt sich, dafs nicht die Höhenlage sowohl das schnelle oder langsame Schwinden desselben bewirkt, als anstehende Kuppen oder einzelne Blöcke, zwischen denen Tausende von Hohlräumen zum raschen Verschwinden von Schnee beitragen.

— Aus Bolivia. Einem Briefe aus Cochabamba entnehmen wir folgendes: Man spricht augenblicklich in Regierungskreisen viel vom Bau verschiedener Eisenbahnlinien, so von Oruro nach La Paz, nach Cochabamba u. s. w. Die Konvention hat sogar beschlossen, dafs diese Bahnen gebaut werden sollen — aber durch wen, wird nicht bestimmt.

Die Minenindustrie Boliviens geht entschieden einer grofsen Zukunft entgegen. Was augenblicklich fehlt, um eine grofse Produktion hervorzurufen, sind Kapitalien, Arbeitskräfte und Kommunikationswege (allerdings nicht wenig). Der Erde Schofs birgt unendliche Schätze und Reichtümer, welche nur darauf warten, gehoben zu werden, und Leute, welche versehen wären mit oben aufgezählten Vorbedingungen, könnten auf gute Geschäfte mit Sicherheit rechnen.

Die Zinnproduktion nimmt bei den augenblicklich hohen Preisen stetig zu. Auch Antimon fängt an, ein guter Exportartikel zu werden. Es ist also für unternehmende Geister in Bolivien ein ausgiebiges Feld der Thätigkeit — dabei hat man nicht mit Fiebern und dergl. zu kämpfen, höchstens mit etwas Schmutz (ich spreche vom Hochplateau). Das Klima des Hochplateaus, das eine Meereshöhe von rund 3700 m hat, ist im allgemeinen gesund und nicht unangenehm. Die Kälte kann im Winter, besonders abends und morgens, recht empfindlich werden, da Temperaturen unter 20° C. nicht zu den Seltenheiten gehören. Die Sommermonate zeichnen sich durch ergiebige Regengüsse und prachtvolle elektrische Entladungen aus, die stets in den Nachmittagsstunden sich einstellen.

Das Deutschtum hat in Bolivien bereits tiefe Wurzeln geschlagen. Das Importgeschäft ist fast ausschliefslich in Händen von deutschen Häusern. Oruro besitzt eine, für dortige Verhältnisse zahlreich zu nennende deutsche Kolonie, welche die Sitten der Väter auch in jene Höhen verpflanzt hat. Oruro besitzt ferner schon eine deutsche Bierbrauerei, welche ganz ausgezeichneten Stoff zu annehmbaren Preisen liefert. Möge deutsches Schaffen und Wirken in jenen Höhen wachsen und gedeihen.

— Dr. Schnees Reisen an der Küste und im Innern der Gazellehalbinsel. Der stellvertretende Gouverneur von Deutsch-Neu-Guinea, Dr. Schnee, hat im November v. J. mit Pater Rascher eine Fahrt von Herbertshöh, die noch wenig bekannte Ostküste von Neu-Pommern entlang unternommen, worüber er in den „Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten" (1900, S. 75) berichtet. Die beigegebene Kartenskizze berichtigt die bisherige Darstellung nicht unwesentlich und verzeichnet eine Reihe neuer geographischer Objekte. Nördlich vom Rügenhafen sah man an der Küste einige Eingeborenendörfer, südlich davon jedoch bis zur Südküste der Weiten Bucht war die Küste unbewohnt. Die Küste der südlich der Weiten Bucht sich vorschiebenden Halbinsel wies wiederum eine ziemlich dichte Bevölkerung auf, die sich jedoch meist so scheu benahm, dafs es nur selten möglich war, mit ihr in Verkehr zu treten. Die Sprache war hier von der der Bainings (im Innern der Gazellehalbinsel) gänzlich verschieden und zerfiel im übrigen in viele Dialekte, die voneinander so stark abwichen, dafs ein paar von der Weiten Bucht mitgenommene Eingeborene sich mit denen in der nahen Jacquinotbai nicht verständigen konnten. Das Feuergewehr war unbekannt, die Pfeife des Dampfers rief vielfach eine grofse Panik hervor. Einige Küstenflüsse wurden kurze Strecken im Boot befahren, u. a. auch der am Fufse der Gazellehalbinsel in die Weite Bucht mündende Henry-Reidflufs, wo die Eingeborenen mit ihren primitiven Steinwaffen angriffen. — Kurz vorher hatte Dr. Schnee mit Pater Rascher einen Zug in das Innere der Halbinsel unternommen, um unter den Bainings einige Diebe festzunehmen. Der Baining wohnt ausschliefslich in den Bergen, wo er umfangreiche Pflanzungen, besonders von Taro, anlegt, und kommt nur an die Küste, um Fische zu fangen. Die von Dr. Schnee gesehenen Bainings waren alle mit einer Schmutzkruste bedeckt, während sonst die Eingeborenen des Archipels ziemlich reinlich sind. Muschelgeld war unbekannt. Nach Rascher unterscheiden sich die Bainings in Sprache und Sitten durchaus von der Küstenbevölkerung; so herrscht nicht Mutterrecht, sondern lediglich das Elternverhältnis entscheidet. Die Dukduk- und Ingietceremonieen, die an der Küste eine grofse Rolle spielen, sind ihnen unbekannt, dagegen haben sie grofse Tanzfeste, bei denen — im Gegensatz zur Küstenbevölkerung — die Männer mit den Frauen gemeinsam tanzen. (Kolonialblatt 1900, Nr. 6.)

— Das Gebiet zwischen dem unteren Limpopo und unteren Nkomati erscheint in neuer, vielfach berichtigter Darstellung auf einer schönen Karte des Missionars Grandjean in 1 : 500000, die das „Bulletin" der Neuchateler geogr. Gesellschaft für 1900 veröffentlicht. Grandjean hat dort sieben Jahre zugebracht und seine zahlreichen Routen sorgfältig aufgenommen. Ein Ergebnis dieser Thätigkeit war u. a. die Feststellung einer bisher nur vermuteten Wasserverbindung der Unterläufe der genannten Flüsse, die ein von Sümpfen und Seen durchsetztes, hinter den sandigen Hügeln der Küstenzone liegendes Gelände ermöglicht. Sie setzt sich zwar nur aus einer Reihe periodischer Wasseradern zusammen, kann aber nach Berichten der Eingeborenen doch zwei Monate im Jahre von Kähnen benutzt werden. Die letzte Darstellung jener Gegend ist die portugiesische Karte des Leutnants de Noronha von 1894, die noch viele Irrtümer enthält. Sehr im argen liegt die Nomenklatur der verschiedenen Karten, und Grandjean war bemüht, hier Einheitlichkeit zu schaffen. Im Texte giebt der Missionar eine eingehende Kartenkritik und eine kurze Beschreibung des Gebietes.

Verantwortl. Redakteur: Dr. R. Andree, Braunschweig, Fallerslebenthor-Promenade 13. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEBER: DR. RICHARD ANDREE. VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXVII. Nr. 16. BRAUNSCHWEIG. 28. April 1900.

Überdauer primitiver Steinzeitkultur in der La Tène-Periode.

Von Dr. Gustav v. Buchwald. Neu-Strelitz.

Es ist eine oft beobachtete Erscheinung, dafs ein Rasseteil, ein Volk oder auch nur ein Volksstamm inmitten eines anderen sich Jahrhunderte lang in seiner Eigentümlichkeit erhält. Sei es, dafs er eine politische Insel in dem anderen bildet, oder ein helotenartiges Dasein fristet, oder gar zu einer Pariakaste hinabsinkt.

Für diese Erscheinung bietet sich als kurze Bezeichnung das Wort Überdauer.

Verwandt ist der Begriff des Überlebsels mit dem der Überdauer, denn deren letzte Reste können zum Überlebsel degenerieren. Die nomadische Existenz der Zigeuner im Deutschen Reiche ist allerdings eine Überdauer von rund einem halben Jahrtausend, aber man mag sie bei ihrer Geringfügigkeit auch als Überlebsel bezeichnen. Nicht so dürfte man es mit dem neuerdings bedrohlich erstarkenden Slaventum auf deutschem Boden machen, oder mit dem Deutschtum in Siebenbürgen.

Das eine Wort „Polenfrage“ ist wohl genügend, um zu zeigen, dafs die Lehre von der Überdauer eine eingehendere Würdigung verdient, als die Geschichtswissenschaft ihr bis jetzt hat zu Teil werden lassen; völkerkundliche Specialschriften — und darunter recht gute — sind zahlreich.

Bei dem übertriebenen Hange der Altertumskunde, Kulturperioden womöglich mit zahlenmäfsiger Zeitdauer zu finden, hat diese Wissenschaft die Überdauer geradezu vernachlässigt. Und doch schweben ganze Theorieen ohne den positiven Beweis von Überdauer geradezu in der Luft.

Der aristokratische Rassegedanke des Germanentums oder vielleicht richtiger Kelt-Germanentums hätte sich nicht herausbilden können, wenn die werdenden Germanen nicht stets Herren über andere andersgeartete Menschen gewesen wären. Es besteht eine gut fundierte Theorie, die hochgewachsene, blonde, blauäugige, langschädelige Germanenrasse habe sich zu ihrer Wesenseigenart in der neolithischen Zeit aus verschiedenen Horden — auf die Zahl kommt es hier nicht an — rings um das Ostseebecken, dem Zuge des Renntieres folgend, entwickelt. Ist diese Theorie richtig, so ist das Folgende notwendig:

1. Nicht alle Rassebildner gelangten an das Endziel, sondern es gab einen permanenten Gegensatz, welcher den Rassegedanken, also ein Ideal von Schönheit, Recht und Sitte, erweckte und wach hielt.
2. Die Träger dieses Gegensatzes, also der minder entwickelungsfähige Teil der werdenden Rasse, beharrten auf der Urstufe oder auf Vorstufen des Werdeprozesses.
3. Zurückgeblieben in der Entwickelung versanken sie in Knechtschaft und erzeugten in dem werdenden wie dem gewordenen Germanen den Instinkt des Herrenvolkes.

Sollen diese Sätze nicht reine Theorie bleiben, so müssen archäologische Beweise dafür geliefert werden.

Man hat also zu beweisen, dafs gleichzeitig auf demselben Boden hochentwickelte und niedrige Kultur bestand, so scharf getrennt, dafs sie nicht aus dem blofsen Gegensatze von Armut und Reichtum erklärt werden kann.

Wenn ich diesen Beweis für das meiner amtlichen Sorge anvertraute Gebiet antrete, so danke ich dänischer Forschung dazu die Anregung.

Sophus Müller sagt in seiner nordischen Altertumskunde, die Steinzeit habe die Bronzezeit in Dänemark nicht überdauert.

Dieser Gedanke umschliefst folgende Behauptung: Dänemarks gesamte Bevölkerung war gleichmäfsig intelligent und wohlhabend genug, um in relativ kurzer Zeit den Weg des Alten zu verlassen und den eines eminenten Fortschrittes zu betreten. Gleichmäfsig also stand sie auf einer Bildungshöhe, die dafür ausreichend war.

Unmöglich erscheint das nicht, aber die Tragweiten dieses Satzes sind von so grofser Bedeutung, dafs eine Nachprüfung doch wohl anzuraten ist.

Mit ganz der ausgezeichneten Vorsicht, die diesem Forscher eigen ist, beschränkt Sophus Müller seine Behauptung nur auf Dänemark und bemerkt, deutsche Forschung behaupte für ihr Gebiet etwas anderes, aber ohne zwingende Gründe dafür vorlegen zu können.

In fast allen Museen und gröfseren Sammlungen befindet sich eine Kategorie von durchbohrten Steinbeilen und Ornamenten, die man deutscherseits für Nachahmungen von Gufsnähten hält. Damit behauptet man also, Bronzebeile hätten die Vorlage abgegeben.

Dänische Forschung behauptet das Gegenteil.

Wenn ich nun von dem seltsamsten Unikum dieser Gattung, dem Schlichter Axthammer (A 1 n. 1a) in den grofsherzoglichen Sammlungen hierselbst, sage: „Ich sehe deutlich darauf zweimal in flachem Relief den lateinischen Buchstaben S in seiner ursprüglichen Kapitalform abgebildet, der Hammer stammt also aus einer Zeit, wo verstanden oder unverstanden, die lateinischen Buchstabenzeichen hier bekannt waren“ — und wenn jemand anders sagt: „Ich sehe zwar dasselbe Zeichen, aber ich halte es für eine sonst unbekannte Verzierung aus neolithischer Zeit“ — nun, so stehen sich zwei Behauptungen entgegen, die beide gleich viel für sich haben.

Viel anders steht es mit der ganzen Frage nicht, bis sich nicht die genau stimmenden Gufsformen vorlegen lassen, deren Nähte genau mit den Steinornamenten stimmen. Dann bleibt aber immer noch ein grofser Rest, welcher der Erklärung spottet, wie das S auf dem Schlichter Axthammer. Aufserdem ist bei dem Bronzebeil mit Schaftloch gar nicht immer eine Form nötig, die Gufsnähte erzeugt. Das einzige Exemplar dieser bei uns so seltenen Form, das auf dem Helpter Berge gefunden ist, war in offener Form hergestellt, hat also keine Gufsnaht.



A. Fig. 1 u. 1a. Axthammer aus Schlicht. Fig. 2. Schmalschneidiges Steinbeil mit rundem Kamm am Bahnende; Provinzialmuseum Stralsund. Fig. 3. Bronzewaffe aus Grabfund Quastenberger Koppel. (Die Schneide ist verloren.) Fig. 4. Ähnliche Waffe aus der Umgegend von Alt-Strelitz. Fig. 5. Gröfseres durchbrochenes Exemplar aus den ältesten Beständen der grofsherzoglichen Sammlung ohne genaue Fundangabe.

Photographiert von C. Wolff, Hofphotograph in Neu-Strelitz.

Diese ganze Kategorie sei hier als unsicher ausgeschieden, zumal die endende Steinzeit zu seltsamen Künsteleien neigt.

Etwas anders steht es mit einer verwandten Bronzeform ungarischer Herkunft, wie sie in Nr. 21 „Bronzezeit“ auf der Wandkarte „Vor- und frühgeschichtliche Denkmäler aus Österreich-Ungarn“ abgebildet ist; die Zeichnung eines der hiesigen Exemplare (A 5) bei Potocki [Voyage daus quelques parties de la Basse-Saxe pour la recherches des antiquités Slaves ou Vendes. Fait en 1794, Fig. 97 (Hambourg 1795)] ist falsch. Ein zweites Exemplar (A 4) stammt aus der Umgegend von Alt-Strelitz, das Genauere über den Fund ist unbekannt, das dritte defekte (A 3) ward mit einem Dolchklingenfragment zusammen in einer wannenförmigen Urne gefunden. Im Berliner Museum für Völkerkunde scheint die Form zu fehlen, im Museum regni Bohemiae in Prag sah ich neulich vier Exemplare (Fundort Křtěvov). Die Form ist nicht gerade häufig. Die Bronzewaffe besteht aus einer langen, schmalschneidigen Beilklinge, selten mehr als fingerbreit. Sie hat eine Röhre zum Anfstecken und hinten einen Ansatz zur Verstärkung des Hiebstiches, der halbmondförmig abschliefst. Dieser Abschlufs am Bahnende und die Schmalheit der Schneide sind die Charakteristika des Gerätes.

Gerade derselbe haldmondförmige Abschlufs und dieselbe Schmalheit der Schneide findet sich bei einer Steinwaffe (A 2), die im Stralsunder Museum mehrfach vertreten ist; die Röhre fehlt, denn sie liefs sich aus Stein nicht herstellen; man wählte dafür ovale Durchbohrung.

Die Waffe ist augenscheinlich dazu bestimmt, einen panzerartigen Körperschutz zu durchschlagen.

Wollte man nun der rügisch-pommerschen Waffe die Priorität vor der ungarischen vindizieren und sie als Mutter der letzteren betrachten, so würde man sich zu der unglaublichen Behauptung versteigen müssen, die Steinzeit-Pommern hätten panzerartigen Körperschutz früher besessen, als die Bronze-Ungarn.

Unabhängige Entstehung beider Typen ist durch den halbmondförmigen Abschlufs, fast sinnlos beim Stein, sinnreich bei der Bronze, mehr als unwahrscheinlich.

Nun bliebe nur noch die Behauptung übrig, hier in der jüngeren Bronzezeit sei die berühmte Ausnahme entdeckt, welche die Regel bestätigt.

Wenn ich auch glaube, dafs hier das Richtige getroffen ist, so verkenne ich keinen Augenblick, dafs diese Art der typologischen Beweisführung auf sehr schwachen Beinen umherläuft; als sekundärer Beweis mag sie immerhin herangezogen werden. Darin pflichte ich Sophus Müller gerne bei: in den meisten Museen ist keine Ausstellung vorhanden, welche den Beweis für die Überdauer der Steinzeit klar vor Augen legt.

Im Stettiner und im Stralsunder Museum befinden sich allerdings ein paar Funde, die dafür zu sprechen schienen, aber sie sind nicht vorsichtig abgehoben und werden als Mischfunde altbesiedelter Stätten bezeichnet. Später treten sie vielleicht noch einmal in ein anderes Licht, hier dürfen sie nicht in die Beweisführung gezogen werden.

Ich bemerke dabei, dafs die Studienreisen mit den Zweck verfolgten, mich zu vergewissern, ob sich aus meiner Nachbarschaft direkte Beweise für die Überdauer der Steinzeit erbringen liefsen, dafs ich sie hier im Lande finden würde und sie zur Ausstellung in den mir unterstellten Sammlungen bringen konnte, wufste ich allerdings vorher.

Bei der geradezu entzückenden Besonnenheit und

Vorsicht, mit der Sophus Müller seine Ansichten vorträgt, habe ich es aber für Pflicht gehalten, mich selber in anderen Museen zu kontrollieren und mein Hauptbeweisfeld für die Überdauer der Steinzeit wieder und wieder von neuem zu untersuchen, was um so bequemer war, als es nur eine halbe Stunde vom Bahnhof Alt-Strelitz entfernt liegt.

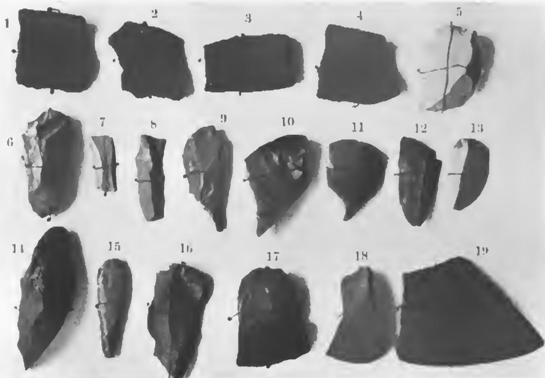
Geht man durch das Wiesenland zwischen der Berliner Bahn und dem Klein-Trebbower See über den gegrabenen Wasserabfluſs, so führt der Weg auf Wehsandstellen der Klein-Trebbower Feldmark. Rechts am Wege ist magerer Sandboden, der sich in der Richtung nach dem Dorfe zu aufhöht und mit spärlichen Kiefern bestanden ist.

Dies ganze Terrain ist mit Urnenschalen und Splittern von geschlagenem Feuerstein besäet. Schwarze Stellen im Sande bezeichnen die alten Wohnstätten. Gefunden ist auf diesem Gebiete ein Stück formlos geschmolzener Bronze und ein gut geschliffenes Beilfragment aus Feuerstein. Im übrigen macht das Feld ganz den Eindruck, wie eine Werkstätte aus neolithischer Periode; solche Stellen sind ja oft beschrieben.

Was mir aber von vornherein auffiel, war das absolute Fehlen von Thonware mit den charakteristischen Merkmalen der neolithischen Zeit. Die rohe, meist unverzierte Ware, deren Scherben ich sackweise absammelte, trug ganz den Charakter der Keramik, wie sie von der jüngeren Bronzezeit durch die Hallstattperiode hindurch bis in die allerjüngste La Tène-Zeit hinein im Gebrauch war.

Die steinernen Geräte, kleine Schaber und dreikantige Bohrer und dergleichen mehr (B 5 bis 18), aber erwiesen sich als so primitiv, daſs man sie für paläolithisch hätte halten mögen. Die Armut der Umgegend an gröſseren Feuersteinknollen drückte ihnen den Stempel primitivster Armseligkeit auf. Wo ich die schwarzen Stellen aufgrub, fand sich stets eine rohe Herdsetzung, wie sie von der neolithischen Zeit bis in die historischen Tage der zugewanderten Slaven an bei uns vorkommt. Zwischen den Steinen und Kohlen fanden sich dieselben Scherben und dieselben armseligen Feuersteingeräte. Ein Zweifel an der Gleichzeitigkeit war ausgeschlossen. Die Untersuchungen sind durch mehrere Jahre fortgesetzt und haben endlich aus der Keramik eine unzweifelhafte Zeitbestimmung ergeben.

B.



B. Fig. 1 bis 9. Scherben und Feuersteinwerkzeuge aus einer Herdstelle bei Kl. Trebbow. Fig. 10 bis 18. Feuersteingeräte von derselben Wohnstätte. Fig. 19. Schalenfragment von Kratzeburg[1]) mit facettirtem Rand wie Fig. 3 von Kl. Trebbow.

Photographiert von C. Wolff, Hofphotograph in Neu-Strelitz.

In einer Herdstelle fand ich, und zu meiner Freude in Zeugen Gegenwart, denn ein junger Ingenieur, Sohn des bekannten Altertümersammlers Frehse aus Saſsnitz, half mir, neben geglühten Steinfragmenten (B 5 bis 9) Topfscherben mit facettiertem Rand (B 3).

Schalen mit facettiertem Rand kommen in den preuſsischen Nachbarprovinzen schon mit Geräten der Hallstattperiode vor (Berliner Museum für Völkerkunde). Bei uns, also am Westrande der jüngeren Bronzeprovinz, sind sie aus so alter Zeit noch nicht gefunden. Die älteste Schale mit solchem Rande (C 21) stammt aus einem Kistengrabe unter hohem Steinhügel (Forst Zechow) mit Bronzen der älteren La Tène-Zeit. Facettierte Fragmente (B 19) fand ich bei den Kratzeburger Ausgrabungen, die nach den Bronzen und der Bestattungsart: bienen-

[1]) Über Kratzeburg siehe ausführlichen Bericht: v. Buchwald, Prähistorische Untersuchungen in Mecklenburg-Strelitz. Lisch, Jahrbücher für mecklenburgische Geschichte 51, S. 54 ff.

korbförmige Umpacknng unter flachem Erdhügel, zu urteilen noch jünger sind. Die Endzeit dieser Verzierungsart ist die Periode steinlos in die Erde gestellter Urnen, in welchen Eisengerät vorherrscht. Man datiert diese Zeit für gewöhnlich in das zweite Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung.

Nach der üblichen Datierungsmode wäre also die primitive Steinzeitkultur der Bewohner des Feldes von Klein-Trebbow zwischen das 5. und das 2. Jahrhundert v. Chr. anzusetzen. Ich selber lege sehr wenig Gewicht auf die Anwendung solcher Zahlenangaben in der Prähistorie; erweist sich doch in der Diplomatik die genaueste Zeitangabe bei mittelalterlichen Urkunden oft genug als ein sehr unsicheres Zeitbestimmungsmittel

C.

20



21



C. Fig. 20. Topf aus einem Kistengrab von Forst Zechow mit gleichem Ornament wie Fig. 2. Kl. Trebbow. Fig. 21. Schale aus demselben Grab Zechow.

Photographiert von C. Wolff, Hofphotograph in Neu-Strelitz.

sowohl für die verbriefte Handlung, wie für die Ausstellung der Urkunde.

Nur die eine Thatsache will ich festgestellt haben, dafs hier eine primitive Steinzeitkultur inmitten der jüngeren und jüngsten Bronzezeit ihr ärmliches Dasein weiterfristete. Und das nicht allein auf dem Fundfelde von Klein-Trebbow, sondern auch noch weiter am Kammerkanal, bei der Marienhöhe am Ende der Neu-Strelitzer Schlofskoppel und anderen Stellen mehr — ich will keiner verfrühten Fundstatistik Vorschub leisten!

Gerade dieses Terrain, der Westrand der jüngeren Bronzeprovinz, war reich an Bronze und am kunstfertigsten in ihrer Bearbeitung, und doch findet sich hier eine Überdauer, nicht der Steinzeit überhaupt, sondern der primitivsten, rohen Kultur. Das schliefst den Gedanken an den Durchbruch einer wilden Horde aus. Von wo hätte sie kommen sollen? Wie hätte sie sich dem überaus volkreichen Lande gegenüber behaupten können? Den Gegensatz von arm und reich hätte man wohl bei einem Reste der Bevölkerung mit guter Steinzeitkultur zur Erklärung heranziehen können. Für diese Erscheinung aber reicht er nicht aus. Zu ihrer Erklärung bietet sich eine andere vielfach beobachtete Thatsache. Primitive Steinwerkzeuge, oder wie Beltz sagt, „von paläolithischem Charakter", sind auch in Mecklenburg-Schwerin gefunden, man weist sie dort in die neolithische Periode. Ob das in allen Fällen richtig ist, lasse ich dahingestellt, sicher aber ist das bei sehr vielen mit Sorgfalt abgehobenen Stücken der Fall. Ebenso steht die Sache in Rügen und Hiddensoe, sporadisch auch hier im Lande. Anfänglich hielt man diese primitiven Werkzeuge für unfertig, bis sich, namentlich bei Beilformen, auch hier trotz aller Roheit eine grofse Sicherheit der Technik in der Herstellung der Schneide erwies. Man glaubte sodann, diesen Fundgegenständen ein höheres Alter zuweisen zu müssen. Der Vorstand des Provinzialmuseums in Stralsund, Dr. Beyer, sagte mir, aus den Rügenschen Funden gehe dafür kein Beweis hervor. Ich habe während etlicher Wochen 1898 in Hiddensoe eine Nachprüfung von Werkstätten vorgenommen und gelangte dabei zu der Ansicht, dafs sich der Beweis der Priorität für die primitiven Werkzeuge nicht führen lasse.

In Frankreich scheint ein ähnliches Verhältnis vorzuliegen, denn da taucht neuerdings der sonderbare Gedanke auf, die künstlichen Steingeräte seien Luxusgegenstände, die rohen Gebrauchswerkzeuge gewesen.

Der Schlüssel zum Verständnis liegt in dem, was Beltz „paläolithischen Charakter" nennt, denn das drängt sich dem Beschauer so unmittelbar auf, dafs einer der besten Altertumskenner Pommerns, Dr. Schumann-Löknitz, neben mir beim Beschauen eines Korbes neu angekommener Sachen in Stralsund einmal über das andere ausrief: „Das reine St. Acheul!" Ich habe hier das neutrale Wort „primitiv" gewählt, um zu vermeiden, von Paläolithik in der Neolithik reden zu müssen.

Ein klarer Ausdruck wäre der Zusatz „im Interglacialgeschmack". Auch diesen Ausdruck vermeide ich zunächst, um für die Untersuchung kein Präjudiz zu schaffen.

Die reine Formenbeobachtung legt es allerdings nahe, an eine stärkere Überdauer des Interglacialmenschen zu denken, als sie bisher angenommen ward. Wenn Gomme, „Ethnology in folkelore" in England, dem Lande der Bekleideten (Brythons) für die Zeit Shakespeares einen Stamm unbekleideter Menschen und in der Gegenwart Überlebsel der allerprimitivsten Quellenkulte nachweist, so hat der Gedanke an Überdauer von Interglacialmenschen sicher eine gewisse Berechtigung. Zählt man die langschädelige Cro-Magnon-Rasse zu den Rassebildnern des Germanen, so ist es auch nicht undenkbar, dafs sich ihnen überdauernde Interglacialmenschen auf Renntierfolge angeschlossen haben. Jedenfalls ist zähe Ausdauer und grofse Bedürfnislosigkeit eine Eigenschaft, die man diesem Stamme oder diesen Stämmen nicht absprechen können wird; die Überdauer über das Klima der letzten Eiszeit liefert den Beweis.

Ein Beharren bei der primitiven Steinzeitkultur inmitten der hoch entwickelten jüngeren Bronzezeit setzt eine ungemeine Beharrlichkeit und Bedürfnislosigkeit ebenso sehr voraus, wie Unbildungsfähigkeit.

Notwendig ist diese Annahme aber nicht, denn die primitiven Steingeräte brauchen nicht notwendig auf die Vorbilder der Interglacialzeit zurückgeführt zu werden. Die Formen erklären sich auch als Elementarformen aus der Spaltfähigkeit des Feuersteines. Diese

Erklärung aber bedingt die Annahme von Menschen, deren Bedarf und Geschmack an Werkzeugen wenig oder gar nicht über das Niveau der Interglacialepoche hinausragte.

Dafs es solche Menschen wirklich gegeben hat, und zwar von der neolithischen Zeit an bis in die La Tène-Zeit, ist aber durch die Funde von Klein-Trebhow als thatsächlich erwiesen.

Nehmen wir die dänischen Kjökenmoddingermenschen als eine singuläre Erscheinung vorläufig aus, so haben wir nicht einen Beweis, dafs es vor den Renntierfolgern, aus denen die Germanen entstanden, in den Ostseegegenden überhaupt eine Bevölkerung gegeben hat. Daraus folgt mit Notwendigkeit, dafs die Menschen mit dem Interglacialgeschmack zugleich mit den anderen Renntierfolgern ins Land gekommen sind. Die Roheit ihrer Werkzeuge im Gegensatz zu der staunenswerten Technik der anderen Steingeräte beweist, dafs ihre intellektuelle Fähigkeit nicht Schritt hielt mit dem Rasseentstehungsprozefs, der im vollendeten Germanen endete. Dieser positive Mangel mufste schon früh in neolithischer Periode zu ihrer Knechtung führen.

Wir haben also von vornherein eine Oberkultur und eine Unterkultur vor uns, die notwendig war, dem Germanen den Herreninstinkt anzugewöhnen und somit einen Teilbeweis für die erstberegte Theorie der Entstehung des Germantumes greifbar in Händen.

Ist nun Sophus Müllers Ansicht richtig, dafs die Bevölkerung Dänemarks relativ bald nach dem Bekanntwerden der Bronze ohne überdauernde Steinzeit zur Metallkultur überging, so folgt daraus, dafs es in Dänemark keinen solchen Knechtsstand mehr gab, wie im Süden der Ostsee. Dann aber kann sich nur das Ende des germanischen Werdeprozesses auf den dänischen Inseln abgespielt haben, wenn der dänische Germane nicht schon rasserein seine Heimat fand. Andernfalls müfsten dauernde Spuren zu finden sein; freilich kleine Spuren sind leicht zu übersehen. Will man den Schlufs aus der Folge anwenden, so liefsen sich historische Gründe von schwerem Gewicht in Sophus Müllers Wagschale legen. Mag man mit Johannes Chr. Steenstrups Normannerne rechten, wie man will, das Eine wird man ihm doch lassen müssen: ein sehr grofser Teil der Vickinger bestand aus Dänen. Damit ist neben dem Auswanderungsbedürfnis auch das nach fremden Sklaven erwiesen. Der Menschenraub ward durch mehrere Jahrhunderte fortgesetzt, das Bedürfnis konnte also nicht mehr durch stammesgleiche Arbeiter gedeckt werden — und trotz dieses Importes ist Dänemark noch heute ein Land, das den reinst germanischen Charakter zeigt. Aus den Nachrichten über knechtische Aufstände möchte ich keinen Schlufs ziehen, wenn nicht aus der vereinzelten Annalennotiz, dafs die „Katenkerle toll waren mit Keulen".

Die Bemerkung legt allerdings einen Vergleich mit Germanen aus der Zeit der Römerkriege nahe, die mit feuergehärteten Schäften fochten und einen Dorn als Nadel benutzten — sicher der Beweis für eine Unterbevölkerung, deren Kultur sich „om tidsbestämningen" so wenig gekümmert hatte, wie meine Bewohner der Feldmark von Klein-Trebbow.

Die Keule ist Riesenwaffe, auf den nordfriesischen Inseln, also ganz in der Nähe Dänemarks, weifs die Sage, dafs die Zwerge die Riesen mit Feuersteinwaffen bekämpften. Hier haben wir aus der Sage die Erinnerung an ein kriegerisches Völkerbild, wie es uns friedlich die Ausgrabungen am Schweizersbild ergeben haben; das Zwerginnengrab an der pommerschen Küste erweist die vereinzelte Persistenz der Rasse und macht Überdauer wahrscheinlich. Riese und Zwerg sind ethnologische Thatsachen, mit denen die Altertumskunde zu rechnen und die sie aus dem Mythenkäfig zu entfreien hat. Das Charakteristikum des Riesen der Sage ist Körpergröfse, Kraft und Dummheit: stimmt die Theorie des germanischen Werdeprozesses aus Hordenmischung, so durfte diese Sage nicht fehlen, denn es ist ein Postulat, dafs nicht alle Leute von Körpergröfse auf dem Entwickelungsgange zum Ziele gelangten. Das Riesenelement tritt aber in der dänischen wie in der nordischen Überlieferung zu stark hervor, um als blofses Phantasiegebilde betrachtet zu werden. Mutatis mutandis liegt die Sache beim Zwerge ebenso.

Gemeinsam ist beiden, dafs sie als Zauberer gelten und gefürchtet werden. Das teilen diese Abfälle des grofsen Entwickelungsprozesses mit allen schwächeren Nachbarn des ausgewachsenen Germanen — sie sind alle Zauberer.

Ich will hier noch nicht darauf eingehen, dafs in diesem Momente das Mittel liegt, die germanische Mythe von dem Beiwerke zu säubern, das mit ihr und in ihr aufgewachsen ist, sondern hier nur betonen, dafs in der elementaren Zauberfurcht der Schutz der Unterbevölkerung lag, welche ihre Überdauer begünstigte. Bevor man aber das grofse Hauptarchiv von Mythus, Sage und Folkelore öffnet, ist es notwendig, den direkten Beweis der Unterbevölkerung, wie er hier gebracht ist, weiter auszubauen.

Hin und wieder gewähren auch Überlebsel weite Perspektiven in die Vergangenheit; zumal wenn sie sich auf einem Terrain häufen, werden sie zum Beweise von Überdauer mit herangezogen werden müssen.

Auch die Sprache öffnet gelegentlich ein Fenster, durch das man tiefer hinabsieht, als der Orkus ist.

Wie kommt das dänische bezw. schwedische Zeitwort „orke" zum Begriffe „vermögen"? Da würde man aus Dahlmann, Geschichte von Dänemark I, S. 162, die Antwort leicht bereit haben. Orke bedeute das Sondergut, das der Herr den Sklaven gab. Dahlmann giebt keine Quelle an, legt aber mit den Worten, „doch wird beides eher in Norwegen, als in Dänemark vorkommen", die Vermutung nahe, dafs er die älteren norwegischen Gesetze grundleglich machte. Die Hauptstellen aus „Norges Gamle Love" findet man am bequemsten bei Cleasby-Vigfúson, s. v. orka.

Wollte man nun modern interpretieren, so könnte man orka für ein kleines Landmafs halten, etwa „Tagewerk", das läfst sich aber nicht halten. Orka ist der Hauptsache nach Sklavenwohnung mit Zubehör, ungefähr das, was der plattdeutsche Begriff „Hüsung" umfafst, ohne aber eine verächtliche Nebenbedeutung zu haben. Selbst das moderne Wort „orke" wird mit Vorliebe mit einer Negation verbunden! Es ist das ein ganz kleiner Rest aus der alten Zeit, wo „orka" den unfreien Besitz des verachteten Sklaven bezeichnete.

Auch wir brauchen die dem Ausdrucke „Orka" wortverwandte Bezeichnung „Höhle" für eine schlechte Wohnung — und ich stehe nicht an, zu behaupten, dafs dieses deutsche Wort den Grundbegriff wiedergiebt.

Zu „orka" gesellt sich altn. örk, lateinisch arca oder Kasten; auch bei uns heifst ein schlechtes, altes Haus spottweise Kasten. — Das Wort kann aber auch die Bedeutung Grab annehmen; Dr. Hubert Jansen erbringt (Globus 76, 17, S. 266) den Nachweis, dafs „orca" in portugiesischem Dialekt „megalithisches Grab" bedeutet, und dafs die Megalithen Westfalens „Harken-, Herken- und Horkensteine" genannt werden.

Das megalithische Grab ist aber stets die Nachbildung einer Höhlenwohnung. Es ist das Haus des Toten.

Verallgemeinert haben wir diese Vorstellung in dem lateinischen Worte „orcus", der allgemeinen Seelenhöhle.

Das Wort „orke, ork" bedeutet im Deutschen gelegentlich Gespenst und bezeichnet den Wiedergänger aus dem Ork. Im Keltischen kennt man das Wort wieder aus Inselnamen, denn die Orkneys können nicht von Skandinaven benannt sein, weil der Name schon in römischer Zeit vorkommt. Wie für die Franken und Kelten am Kanal Brittia die Toteninsel war, wie es England für den Aberglauben in Mecklenburg und Pommern noch heute ist, so müssen auch die Orkney für Goidels oder Brythons die Toteninseln gewesen sein.

Nun könnte man Halt machen und sagen: Neolithische Zeit nannte das megalithische Grab „Orka" oder „Horke" oder „Herke", die Herstellung eines solchen „at orka" oder werkôn, womit wir einen sprachlich haltbaren terminus technicus für megalithisches Grab gewonnen hätten; Sophus Müller bildet Sklaven bei der Heranschaffung großer Steinblöcke ab, und jeder wird ihm darin beipflichten, daſs diese unangenehme Thätigkeit Sklavenarbeit gewesen ist. In der Zeit der Rechtsbücher hatte sich das Unscheinbare des Steingrabes im Gegensatze zu der verzierten „Privatwohnung in der Sagazeit" auf das Sklavenhaus übertragen.

Hierbei wäre aber das Nomen Schöpfer des Verbums geworden, was in der Urzeit nicht anzunehmen ist, für eine Kulturperiode wie die der megalithischen Gräber allerdings annehmbar erscheint. Ein Wurzelwort ist aber noch nicht gefunden, und schriebe man OR-K, so sähe der Stamm des Zeitwortes wie ein Derivativ mit iterativer Bedeutung aus. Das Wurzelwort muſs, um als solches gelten zu können, eine Thätigkeit ausdrücken, die der allerprimitivsten Kultur eigen gewesen sein muſs. Direkt nachweisen läſst sich diese Wurzel nicht, weil sie in allzufrüher Zeit erwachsen sein muſs. Man muſs also die Konsequenz von der neolithischen Zeit an nach rückwärts ziehen.

Zu dem Begriffe or-ka oder Hor-ke ist der des Felsens und des Begrenzten oder Begrenzenden notwendige Voraussetzung. Beide Begriffe finden sich in dem griechischen ὄρος = das Gebirge und ὅρος = die Grenze.

In der Interglacialzeit war die Felsenhöhle vorwiegend die Wohnung von Menschen, und wo er sie verlieſs, grub er künstliche Höhlen in den Löſs.

Folgert man, hiervon ausgehend, weiter in die endende Präglacialzeit hinein, so schildert die Wagner-Müllersche Hypothese mit groſser Wahrscheinlichkeit die Felsenhöhle als ausschlieſsliche Wohnung des früheren Baumbewohners.

Der Gedanke, daſs die Wurzel „OR" Höhlen bewohnen, und das Derivativ OR-K Höhlenwohnungen herstellen, bedeutet, verträgt es also, bis in die letzte Konsequenz verfolgt zu werden.

Dazu kommt die Lautverwandtschaft von R und L, die das Wort Höhle zur Verfügung stellt. Das nordische orka ist nichts anderes, als das niederdeutsche hölken = eine Grube machen oder „harken", mit dem Rechen streifenförmige Vertiefungen in den Boden machen.

Als männlicher Eigenname findet sich im Althochdeutschen das Wort Horko, d. h. Höhlenbewohner, und weiblich dazu Harka, die Höhlenbewohnerin.

Das weibliche Wesen ist aber ein Spukgespenst oder eine alte Göttin in der Mark, einer Gegend, die reich an megalithischen Gräbern ist (Schoetensack und Krause). Ork und Örk als Gespenstername ist von Skandinavien bis Tirol nachweisbar. Die Göttin der Horken- oder Harkensteine ist aber mit den leichten Lautverschiebungen von R zu L keine andere als Frau Holle, die unter der Erde wohnt, und die altnordische „Hel", die in dem nordischen Orkus wohnt. Ihr gehören die „orka" bewohnenden Sklaven, eine Erinnerung, die noch in der Edda erhalten geblieben ist, deren Grundvorstellung aber zum Teil in die Zeit des Werdeprozesses der Germanen zurückreicht.

Wäre die endende Steinzeit zu einer so gleichmäſsigen Bildungshöhe gelangt, daſs sie den Stein in relativ kurzer Zeit mit der Bronze vertauschen konnte, so hätte dieser Umschwung nicht so sehr Erinnerungen an die alte Zeit überleben lassen, wie das auch auf dänischem Boden der Fall ist. Gern will ich es Sophus Müller glauben, daſs sich das germanische Element auf den dänischen Inseln am reinsten gehalten und des Minderwertigen am frühesten entledigt hat, aber für Jütland glaube ich nicht an wesentlich andere Verhältnisse wie für Schleswig, für Holstein und den nächst angrenzenden Südwesten und Südosten, so weit diese Lande an dem bel age du bronze teilnahmen.

Die groſse Fülle von Überlebseln in Mythe und Volksüberlieferung und die Wechselbeziehungen zwischen Grabfund und Sage weisen auch hier auf Spuren von Überdauer einer Unterbevölkerung hin — gerade so wie in der Provinz der jüngeren Bronze, an deren Westrande mir die jahrelang gesuchten Nachweise endlich unter die Finger kamen.

Die Tabakkultur in Sumatra.

Die Tabakerzeugung der Erde schätzt man jährlich (nach fünfjährigem Durchschnitte) auf rund 800 000 Tonnen im Werte von 800 Millionen Mk. Auf Deutschland entfallen hiervon etwa 30 000 Tonnen. Unsere Schutzgebiete eignen sich teilweise vortrefflich für den Anbau des Tabaks, und Versuche sind damit auch schon gemacht worden; Deutsch-Neu-Guinea liefert Tabak und Cigarren in den Handel, die nicht unbeliebt sind, aber im ganzen ist der Tabakbau, gegenüber anderen Plantagenunternehmungen, im Rückstande. Was sich aber in einem Tropenlande unter zusagenden Verhältnissen mit dem Tabakbau erzielen läſst, haben uns die Niederländer in Inselindien gezeigt, und auf sie als Lehrmeister hinzuweisen ist der Zweck dieser Zeilen. Zu den erzeugten 30 000 Tonnen führt Deutschland jährlich noch 41 000 Tonnen fremden Tabaks ein, der Verbrauch auf den Kopf beträgt 3 Pfund im Jahre — wir haben daher alle Ursache, diese groſse Menge nach Möglichkeit aus den eigenen Kolonieen zu beziehen.

Unter den Kulturunternehmungen in Sumatra nehmen die Tabakpflanzungen die erste Stelle ein. Sumatra ist das Land des Deckblatt-Tabaks, vom Tabak hängt hier alles ab. Viele groſse Gesellschaften, von denen die Deli-Maatschapij die erste ist, haben ungeheure Erfolge erzielt. Der Tabakbau erfordert einen mäſsig bündigen, humusreichen und an assimilierbaren Nährstoffen reichen Boden, und dieser ist in Sumatra, besonders in dem Gebiete von Deli und Langkat, vorhanden. Auſser dem Einflusse des Bodens ist aber auch der des Klimas, des Samens, der Behandlung bei der Kultur auf die Güte des Blattes ungemein groſs.

Die Sumatratabake stehen auf einer sehr hohen Stufe

der Güte und machen den geschätzten Kuba- und Habanatabaken häufig bereits den Rang streitig, und dies wird sehr bald noch mehr der Fall sein, wenn die



Fig. 1. Das Niederschlagen des Urwaldes für eine Tabakpflanzung.
Nach einer Photographie.

Amerikaner, wie verlautet, die Einfuhr von fremden Tabaken nach Kuba gestatten und somit der Fälschung Thür und Thor öffnen. Da die Tabake von Neu-Guinea



Fig. 2. Das Pflügen des Bodens mit Büffelgespannen.
Nach einer Photographie.

von Kennern den Sumatratabaken ziemlich gleichwertig geschätzt werden, so müfste sich deutsches Kapital bald mehr als bisher dazu bereit finden, dies im deutschen Interesse auszunutzen.

Auch auf Sumatra ist die Tabakkultur noch verhältnismäfsig neu, da die ersten Privatpflanzungen von Tabak vor 35 Jahren durch einen in Holland lebenden Deutschen angelegt wurden. Deutsches und englisches Kapital hat sich seitdem massenhaft in den Dienst des Tabakbaues auf Sumatra gestellt. Die Pflanzungen werden hier mit dem Namen „Estates" bezeichnet. Die Anlage einer Pflanzung erfordert viel Mittel und viele tüchtige Arbeitskräfte.

Nachdem die Stelle zur Pflanzung ausgewählt ist,

meist mit dichtem Urwalde bestandene Flächen, wird der Wald zunächst vom Unterholze geklärt. Als Holzfäller holt man mit Vorliebe Dajaken aus Borneo herüber oder nimmt eingeborene Bataker dazu. Diese schlagen die gröfsten und stärksten Bäume um, die an einzelnen Stellen durch Elefanten zur nahen Sägemühle geschleppt, um zu Brettern und Sparren geschnitten zu werden. Das kleinere Holz wird zusammengeschlagen und bleibt so lange liegen, bis es möglichst trocken geworden ist, um dann bei günstigem Winde entzündet und verbrannt zu werden. Unser Bild (Fig. 1) führt uns ein Stück des niedergeschlagenen Urwaldes in diesem Zustande vor Augen. Jegliche andere Art des Rodens würde zu kostbar sein und auch weniger schnell zum Ziele führen. Sobald der Platz gesäubert ist, werden Wege angelegt und Häuser gebaut, in denen der Pflanzer und seine Leute ein schützendes Obdach finden.



Fig. 3. Eine Tabakpflanzung auf Sumatra. Mit einmonatlichen Pflanzen.
Nach einer Photographie.

Zu der ersteren Arbeit werden besonders indische Klings verwandt, zu der letzteren eignen sich besonders die Bata-

ker gut. Der Pflanzer, oder wie es auf den meisten Pflanzungen der Fall ist, der Manager, d. h. der Leiter, erhält ein wohnliches gröfseres Haus, in dessen unmittelbarer Nähe nachher die Fermentierhäuser errichtet werden. Er überwacht die Arbeit der ihm unterstellten Assistenten, die, ebenso wie er, stets Europäer sind; im übrigen hat er nur Anordnungen betreffs des Tabaks zu geben, sobald er in die Scheune gebracht ist. Der Tabak auf dem Felde ist der Sorge des Assistenten anvertraut, der seinerseits nun wieder, je nach der Gröfse der Pflanzung, über ein mehr oder weniger vielköpfiges Heer von Eingeborenen, meist aber von Chinesen, Javanen und anderen Zugezogenen gebietet. Den Verkehr zwischen ihm und seinen Arbeitern vermittelt stets ein besonders dazu angestellter, gut bezahlter und mit grofser Vollmacht ausgestatteter Mann, der derselben Rasse, wie die Arbeiter, angehört.

Eine Pflanzung wird niemals in ihrer ganzen Ausdehnung gleichzeitig mit Tabak bepflanzt; nur ein Achtel oder Zehntel ist zur Zeit unter Kultur, dann erholt sich das Stück während acht bis zehn Jahren. Wird es von neuem in Angriff genommen, so ist wieder eine Rodung nötig; mehr als mannshohes Gras, wildes Gestrüpp und Gebüsch aller Art bedecken die Fläche, die in der Regel wie der Rest des Urwaldes niedergebrannt werden. Jetzt treten Pflug und Egge in ihr Recht, um alles, was noch stehen geblieben ist, in den Boden, dem es als Dünger dient, zu versenken (Fig. 2) und dann diesen zu glätten. Dann mufs der Entwässerung des Terrains viel Beachtung geschenkt werden, und oftmals verlangen die Hauptabzugskanäle einen ungeheuren Aufwand von Geldmitteln und Kräften.

Nachdem der Tabaksamen auf sogenannten Saatbeeten ausgepflanzt und sorgfältig durch Bedecken mit Matten vor den stärksten Sonnenstrahlen geschützt wurde, erfolgt im März das Auspflanzen in geradlinigen Reihen und in gleicher Entfernung. Man läfst ziemlich weite Zwischenräume zwischen den einzelnen Reihen, damit jede Staude genug Kraft aus dem Boden saugen kann, aber auch hinreichend Luft und Licht erhält. Die Tropensonne, die jungfräuliche Erde und befruchtender Regen, bezw. die eingeleitete Bewässerung sichern ein schnelles, üppiges Wachsen.

Unser drittes Bild (Fig. 3) zeigt uns eine Tabakpflanzung mit einmonatlichen Pflanzen. Schon nach zwei Monaten sind die Pflanzen etwa $1^1/_2$ m hoch. Blatt für Blatt wird gepflückt, wenn die Zeit der Ernte, meistens Ende Juni, kommt. Peinlichste Aufmerksamkeit ist geboten, damit auch nicht eines gelb wird und verloren geht. Schliefslich wird die ganze Pflanze abgehauen und in der nahen Trockenscheuer zum Trocknen aufgehängt. Diese Scheuern, die oft riesige Abmessungen zeigen, sind aus Holz, Bambus und Matten errichtet und so eingerichtet, dafs der Luftzutritt von allen Seiten geregelt werden kann, um ein vollständiges Trocknen zu ermöglichen. Je mehr Feuchtigkeit und Ölgehalt die Blätter aufweisen, desto länger dauert der Trockenprozefs. Ist der Tabak getrocknet, so wird er in grofsen Körben nach der Fermentierscheune geschafft; hier wird der Tabak in kleineren, später in gröfseren Haufen aufgeschichtet und zu einer natürlichen, allmählichen Erhitzung gebracht, die bis zu 60° und mehr sich steigert. Täglich mufs der Wärmegrad festgestellt werden, damit der Tabak sich nicht zu sehr erhitzt, nicht „verbrennt". Täglich werden die Haufen umgearbeitet, bis auch die letzte Spur von Gärung aus den Blättern verschwunden ist. Erst durch diesen Fermentationsprozefs erhält der Tabak seinen eigentümlichen Glanz und seine aufserordentliche Elasticität.

Nun beginnt die Hauptarbeit, die des Sortierens nach der Güte, der Länge und der Farbe der Blätter. Es gehört dazu grofse Kenntnis des Materials, denn darin, dafs jede Sorte in sich gleichmäfsig ist, besteht nachher der Wert der Sendung. Man unterscheidet oft mehr als 20 Sorten.

Die sortierten Blätter werden getrennt in Ballen gepackt und in grofse Matten eingenäht und kommen so in den Welthandel.

Deutsch-Ostafrika 1898/99.

Von Brix Förster.

Mein diesjähriger Bericht kann kürzer gefafst werden, als der vorjährige (vergl. Globus, Bd. 75, S. 208), da er nur eine Fortsetzung desselben während einer kurzen Spanne Zeit ist und die allgemeinen, von mir damals erörterten Gesichtspunkte dieselben geblieben sind und keiner Wiederholung bedürfen.

Der Rückblick befafst sich abermals mit der Beantwortung der zwei Hauptfragen: Was war das Erträgnis der Kolonie, und was hat die koloniale Arbeit in dem betreffenden Zeitraume geleistet?

Um einen Mafsstab zur richtigen Beurteilung des Erträgnisses zu erhalten, ziehe ich, wie das erste Mal, die zwei vorhergehenden Jahre in meine Betrachtung herein und nehme sie in die beifolgenden tabellarischen Übersichten auf.

Tabelle A zeigt uns eine bedeutende Minderung der Quantität aller Natur- und Plantagenerzeugnisse, mit einziger Ausnahme des Tabaks. Die Ursache liegt im allgemeinen darin, dafs im Jahre 1898 die nördlichen Küstengegenden, von Tanga bis Dares-Salaam, und die Binnenlandschaften Usambara und Dschaggaland, also gerade die produktenreichsten, unter aufserordentlicher Dürre und unter verheerenden Heuschreckenschwärmen zu leiden hatten. Zwar sagt der offizielle Jahresbericht (S. 42) für 1897/98, dafs auch 1897 ganz abnorme Dürre herrschte und Heuschrecken verwüstend auftraten; und trotzdem waren damals die Erträgnisse in den meisten Artikeln sehr zufriedenstellend! Im Jahre 1898 müssen die klimatischen Verhältnisse sich noch bedeutend verschlimmert haben; denn sie hatten eine ganz entsetzliche Hungersnot im Gefolge; verminderte sich doch beispielsweise die Bevölkerung im Bezirke Tanga um die Hälfte! Was die ernte-reichen südlichen Küstenstriche, namentlich Kilwa, als Getreideüberschufs lieferten, gelangte deshalb nicht zur Ausfuhr über See, sondern wurde nach den darbenden Distrikten des Nordens verschifft.

Wenn Kautschuk, Kopal und Wachs, welche weniger oder gar nicht der Ungunst der Witterung und der Vernichtung durch Heuschrecken ausgesetzt sind, in erheblich geringerer Menge auf den Markt gebracht wurden, so ist anzunehmen, dafs wegen der Hungersnot die Arbeitskräfte zum Sammeln dieser Produkte versiechten.

Der Rückgang des Elfenbeinexportes wird natürlich aus anderen als den angegebenen Ursachen bestimmt. Es mag ja richtig sein, wie ein Artikel im Deutschen Kolonialblatt vom 1. März 1900 (S. 179) auseinandersetzt, dafs der englische Ausfuhrzoll in

Produktenausfuhr aus Deutsch-Ostafrika [1])
in 1000 kg und 1000 Mk. **Tabelle A.**

Im Kalenderjahre	Elfenbein		Kautschuk		Kopal		Kopra		Wachs		Mtama		Sesam		Tabak		Zucker		Kaffee	
	kg	Mk.	kg	Mk.	kg	Mk.	kg	Mk.	kg	Mk.	kg	Mk.	kg	Mk.	kg	Mk.	kg	Mk.	kg	Mk.
1896	106	1768	275	937	167	182	569	108	34	75	2100	149	727	115	78	76	640	66	25	37
Hierv. n. Deutschld.	0,2	3,1	166	575	2,7	3	—	—	17	37	—	—	—	—	43	39	—	—	25	35
1897	96	1516	278	1164	153	187	1093	206	100	205	6286	267	1543	253	110	108	931	89	73	112
Hierv. n. Deutschld.	25	380	—	—	—	—	—	—	38	78	—	—	—	—	4,5	41	—	—	72	111
1898	38,6	1758	84	1358	105	394	680	440	37	225	318	80	613	341	250	58	322	140	60	336
Hierv. n. Deutschld.	0,1	5	42	646	0,3	3	4,3	2,6	10	66	—	—	—	—	—	—	—	—	56	310

Handelsverkehr Deutsch-Ostafrikas
in 1000 Mark. **Tabelle B.**

Im Kalenderjahre	Einfuhr				Ausfuhr				Warenumsatz			
	Summa	von Indien	von Sansibar	von Deutschl.	Summa	nach Indien	nach Sansibar	nach Deutschl.	Summa	mit Indien	mit Sansibar	mit Deutschl.
1896	9 110	4 282	117	2 186	4 327	30	3 429	784	13 437	4 312	3 546	2 920
1897	9 370	3 853	143	2 520	5 118	40	3 659	1 137	14 488	3 893	3 802	3 657
1898	16 401	2 759	9 720	3 116	5 995	28	4 450	1 084	22 396	2 787	14 170	4 200

Uganda und der erleichterte Verkehr auf den Wasserstrafsen des Kongostaates und des Nyassagebietes den deutschen Elfenbeinhandel etwas beeinflufsten; aber ausschlaggebend sind diese Faktoren gewifs nicht, sondern einzig und allein der Umstand, dafs die Menge der Elefantenherden von Jahr zu Jahr sich verringert. Weder Uganda noch der Kongostaat wirken nennenswert absorbierend weder auf den Gesamthandel, noch auf den Elfenbeinexport Deutsch-Ostafrikas. Hauptmann Schlobach berichtet aus Muansa am Viktoria-Nyansa (Deutsches Kolonialblatt 1899, S. 131), dafs „deutsche Firmen einen guten Verdienst durch Übernahme des Transportes englischer Lasten aus Uganda finden“ und dafs „auch nach Fertigstellung der Mombasbahn die englischen Kaufleute in Uganda beabsichtigen, ihre Güter weiterhin mittels Träger durch die deutsche Kolonie zu befördern“. Vom Kongostaate erhält freilich Deutsch-Ostafrika kein Elfenbein; aber dieses wird auch nicht nach jener Richtung abgelenkt. Denn, wie im Jahresberichte für 1898/99 (S. 288) zu lesen, „ist der Handel nach dem Kongostaate durch die Rebellenunruhen sehr herabgedrückt worden“. Die Abnahme des Elfenbeinvorrates in ganz Ostafrika ist eben eine unbestrittene Thatsache; wäre dem nicht so, so müfste das von den Engländern dem deutschen Handel versagte oder entzogene Elfenbein in Sansibar auf den Markt gebracht und in zunehmender Menge exportiert worden sein. Nun hat sich aber auch in Sansibar im Jahre 1898 die Elfenbeinausfuhr vermindert, und zwar um den sehr bemerkenswerten Betrag von 16000 kg! (Vergl. Nr. 2351. Diplomatic and Consular Reports. Trade of Zanzibar for 1898. Foreign Office. Septemb. 1898, p. 18.)

Wenn sich die Produktion des Tabaks vermehrt hat, so bedeutet das keinen gewinnreichen kolonialen Fortschritt; dieser Tabak nützt der Ausfuhr nichts, da seine Qualität nur dem Geschmacke der Neger genügt.

Merkwürdig mufs der Umstand erscheinen, dafs trotz der erheblich verminderten Produktenmenge bei fast allen Waren ein höherer Preis als in dem vorhergegangenen Jahre erzielt wurde. Man kann nicht sagen, dafs bei gleich gebliebener Nachfrage, aber verringertem Angebote ganz natürlich die Preise in die Höhe geschnellt worden sind. Denn in Sansibar stiegen (wie aus dem Consular Report zu ersehen) bei der sehr gegen das Vorjahr vermehrten Ausfuhr ebenfalls die Preise um ein Beträchtliches. Es mufs eine besonders günstige Handelskonjunktur des gesamten Weltmarktes angenommen werden, von dessen preissteigender Tendenz Deutsch-Ostafrika gerade in dem Jahre profitierte, in welchem es unverhältnismäfsig in der Produktion zurückblieb. Das gilt besonders in Bezug auf Kautschuk, Kopal und Kopra. Für die Erhöhung des Zucker- und Kaffeepreises finde ich keine andere Erklärung als die, dafs die Qualität dieser Plantagenerzeugnisse sich ganz wesentlich gebessert haben mufs. Als Rätsel bleibt dagegen die Zunahme des Elfenbeingewinnes bestehen, trotz der um mehr als die Hälfte verringerten Ausfuhr. Denn dieser Artikel participierte in Sansibar nicht an der fast allgemeinen Preissteigerung.

Infolge also der ausnehmend glücklichen Preisverhältnisse auf dem Weltmarkte hat Deutsch-Ostafrika im Jahre 1898 einen sehr erfreulichen Aufschwung genommen, insofern seine Erzeugnisse teurer bezahlt wurden als bisher. Der gesamte Warenumsatz hat sich um 12 Millionen, ja selbst die Ausfuhr um beinahe 1 Million Mark vermehrt. Der Löwenanteil beim Handelsverkehr fällt wie im Vorjahre der Einfuhr zu. Sie ist ganz erstaunlich hoch und hauptsächlich durch den enorm gesteigerten Bedarf an Reis und Baumwollwaren veran-

[1]) Die Zahlenangaben in beiden Tabellen sind nach Nr. 12 des „Deutschen Kolonialblattes“ von 1897, 1898 und 1899 und zum gröfsten Teile aus der Umrechnung von englischen Pfund und Rupies in Kilogramm und Mark entstanden. Zu meinem nicht geringen Mifsbehagen stimmen sie mit den Zahlen des hochoffiziellen Artikels — (er stammt aus dem Reichsamt des Innern) — in dem „Deutschen Kolonialblatt“ vom 1. März 1900 (S. 179), „Die Entwickelung von Deutsch-Ostafrika während der letzten zehn Jahre“, häufig nicht überein. Mein Mifsbehagen verwandelte sich in ein anderes Gefühl, als ich bei aufmerksamem Vergleich der verschiedenen Zahlenangaben in Bezug auf das Jahr 1898 herausfand, dafs der Verfasser jenes Artikels aus (kaum glaublichem) Versehen die Rupiensummen des „Kolonialblattes“ Nr. 12 als Summen in Mark eingetragen hat, und zwar wiederholt, auf S. 180 und 183. Auch passierte es ihm, dafs er gelegentlich statt englischer Pfund Kilogramme einsetzte (S. 180 unten, Aus- und Einfuhr durch deutsche Schiffe). Zu Irrtümern verführt auch seine Berechnung des Gewichtes nach Doppelcentnern in Verbindung mit der Wertangabe in Mark, da man bei dieser Nebeneinanderstellung annehmen mufs, unter „Doppelcentnern“ seien 100 kg gemeint, während bei dem Vergleich sich herausstellt, dafs darunter 200 engl. Pfund zu verstehen sind.

lafst, wie man bei einer Durchsicht des Verzeichnisses der importierten Waren erkennt. (Vergl. Deutsches Kolonialblatt 1899, S. 394.) Die vermehrte Nachfrage nach Baumwollwaren ist ein sehr gutes Zeichen; denn sie beweist die Zunahme der Kaufkraft bei der schwarzen Bevölkerung, um so mehr, da ein beträchtlicher Teil derselben infolge der schlechten Ernte keine Mittel besafs, um zu kaufen. Die Reiseinfuhr dagegen (über 1 Million Mark mehr im Werte betragend als 1897) predigt mit sehr vernehmlichen Worten die Notwendigkeit, auf jede erdenkliche Weise die einheimische Bodenkultur zu fördern, um die Ernährung von Deutsch-Ostafrika in Zeiten der Not unabhängig vom Auslande zu machen.

Bei Betrachtung der Tabelle B tritt die rapid anwachsende Bedeutung Sansibars als Handelsplatz für ganz Ostafrika in helles Licht; der direkte Verkehr zwischen dem Kontinente und Indien hat wesentlich abgenommen; Sansibar ist der fast ausschliefsliche Vermittler geworden. Was Deutsch-Ostafrika an Fabrikaten gebraucht, bezieht es von Sansibar unmittelbar; selbst der Reis kommt in gröfseren Quantitäten von der Insel, die ihn gar nicht produziert, und nicht mehr von Indien. Die Einfuhr von Indien nach Sansibar hat sich 1898 nach dem englischen Konsularberichte ansehnlich vermehrt, ein Beweis, dafs Indien das Erzeugungsland geblieben ist, aber den Vertrieb der Waren fast ganz den Sansibar-Kaufleuten überlassen hat. Der Warenumsatz Deutsch-Ostafrikas mit der Heimat hat sich um mehr als 1 Million Mark gehoben; aber die Kolonie schickt nur ein Drittel des Einfuhrwertes in Gestalt von Rohprodukten zurück, immerhin weit mehr als vor zwei oder drei Jahren. Über die Bedeutung der absonderlich hohen Einfuhr nach Deutsch-Ostafrika habe ich mich im vorjährigen Artikel (S. 209) ausgesprochen.

Die inneren staatlichen Verhältnisse der Kolonie haben sich in dem jetzt sicheren Geleise erhalten. Immer mehr reifen die Früchte der umsichtigen und beharrlichen kolonialen Arbeit. Ungestört und deshalb in vermehrter Anzahl ziehen die Karawanen ins Binnenland und aus demselben zur Küste zurück. Erfolgreiche, rasch vollzogene Strafexpeditionen waren nur notwendig gegen die aufständischen Matumbi, östlich vom Nyassasee, und gegen den Häuptling Katuga, einem Sohne des berühmten Mirambo im Bezirk Tabora, dessen Sultanat unter die bisherigen Unterhäuptlinge verteilt wurde. Das ehemals grofse Reich des Mirambo hat somit zu existieren aufgehört. Hauptmann Schlobach unterwarf die Wagaja der deutschen Herrschaft und errichtete eine Station in der Schiratibucht, so dafs jetzt auch an der äufsersten Nordostecke unseres Gebietes, da, wo unter 1° südl. Breite die englische Grenze den Viktoria-Nyansa erreicht, die deutsche Flagge triumphierend weht. Es kann in der Zukunft eine wichtige Zollstation werden.

An der Erweiterung der Negerpfade zu fahrbaren Karawanenstrafsen arbeitete man besonders eifrig im Bezirk Tabora, so dafs dieser Ort jetzt nicht nur in der Richtung nach der Küste und dem Viktoria-Nyansa, sondern auch mit Udjidji am Tanganika durch breite Verkehrswege verbunden ist; selbst die Strecke Udjidji—Kivusee wurde in das Strafsennetz einbezogen.

Am Bestande der Schutztruppe änderte sich nichts; sie hatte am 1. April 1899 eine Stärke von 1694 Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften, worunter 174 Deutsche.

In der Finanzverwaltung ergaben sich 1898/99 als Einnahmen: 6068000 Mk., und zwar aus Zöllen und Steuern: 2263000 Mk. und als Reichszuschufs: 3805000 Mk. Das Mehr aus den Zöllen und Steuern (561000 Mk.) rührt von der neueingeführten Hüttensteuer her. Ihr Erträgnis ist ein überraschend hohes, und zwar besonders deshalb, weil man wegen der Hungersnot einen grofsen Teil der Bevölkerung gar nicht zur Steuerleistung heranziehen konnte.

Warum das Resultat der in die Staatskasse abgelieferten Hüttensteuer nach dem offiziellen „Jahresbericht“ auf 334000 Mk. und nach dem „Etat für das ostafrikanische Schutzgebiet“ nur auf 218000 Mk. sich beläuft, vermag ich nicht herauszufinden. Aus dem „Jahresbericht“ erfährt man, dafs im ganzen (in bar, durch Arbeitsleistungen und Naturalien) 561000 Mk. eingingen, wovon 334000 Mk. in die Staats- und 227000 Mk. in die Kommunalkassen flossen. Da man mit schonender Rücksicht vorging, verlief die Steuereintreibung ohne die geringsten Störungen.

Sie ergab auch die Gelegenheit zu einer etwas genaueren Bevölkerungsstatistik. Die weifse Bevölkerung beträgt 1090 Köpfe (gegen 880 im Jahre 1897); die farbige (bei schätzungsweiser Zählung) 5406000, also bedeutend mehr, als man bisher angenommen, nämlich nur 3, höchstens 4 Millionen; immerhin bleibt die Besiedelung Deutsch-Ostafrikas eine sehr dürftige: nur 5,7 pro Quadratkilometer bei einem Flächeninhalte von 941000 qkm.

Von Forschungsexpeditionen ist nur die von Dr. Kandt (vom 20. Dezember 1898 bis 27. März 1899) besonders erwähnenswert. Er ging vom Nordende des Tanganikasees durch das Thal des Rusisi zum Kivusee, umging denselben in seiner ganzen Ausdehnung und gelangte nördlich desselben durch das vulkanische Gebirge des Virunga und Mfumbiro bis in die Niederungen am Albert-Edwardsee. Bis jetzt besitzen wir von dieser Reise nur eine flüchtige Kartenskizze (Danckelmans Mitteilungen 1899, XII, S. 237) von dem Kivusee, wonach dieser nicht meridional von Nord nach Süd, sondern diagonal von Nordost nach Südwest sich erstreckt. Kandt hat auch nahezu festgestellt, dafs die Lage desselben sehr viel weiter nach Osten, also in deutsches Gebiet, gerückt werden mufs.

Afrikanische Lehnstühle.

Von Prof. F. v. Luschan.

Die beiden umstehend abgebildeten Stühlchen gehören zu den gröfsten „Seltenheiten“ der Sammlungen des Berliner Museums für Völkerkunde. Das eine (A), das mit der grofsen, fratzenhaften Figur auf der Lehne, ist ein Geschenk des Herrn Leutnant v. Grawert und stammt aus der Tembe der Sultânin von Buruku, nordwestlich von Ussure, am Rande der Wemberesteppe, Deutsch-Ostafrika. Das andere (B) mit der kleineren Figur, ist von Herrn Hauptmann Ramsay aus Urua gebracht und dem Berliner Museum geschenkt worden. Ähnliche Stühlchen befinden sich in einer belgischen Sammlung, eines in Wien, andere dieser Art sind mir nicht bekannt. Sie machen zunächst einen so durchaus unafrikanischen Eindruck, dafs man bei oberflächlicher Betrachtung geneigt ist, die Lehne auf fremden, also hier wohl europäischen Einflufs zurückzuführen.

Die Stühlchen selbst, ohne die hohe Lehne, würden allerdings typisch ostafrikanisch sein. Besonders das dreibeinige Stühlchen (A) könnte man ohne jede Schwierigkeit als nach Unyamwesi gehörig erkennen, von wo sich Dutzende ähnlicher oder ganz gleichartig geschnitzter Schemel in den grofsen Sammlungen befinden. Ähnliche, ganz einfach geschnitzte, auf drei Beinen ruhende Schemel kennen wir auch von den Wakamba und sonst mehrfach aus Ostafrika; sie sind bei den unebenen Flächen, auf die sie gesetzt werden, natürlich einem vierbeinigen Stuhle weit vorzuziehen, wie denn überhaupt das vierte Bein der europäischen Stühle auf ebenem Boden zum mindesten überflüssig ist und auf unebenem geradezu schädlich wirkt. Der untere Teil unseres Schemels (A) wird uns also nicht weiter beunruhigen, und wir werden auch die Übereinstimmung gerade mit Wanyamwesiformen nicht weiter auffallend finden, wenn wir von Herrn v. Grawert hören, dafs er die Leute von Buruku als richtige Wanyamwesi betrachtet. Ebenso bietet auch der Untersatz von B nichts auffallendes — es sind allein nur die hohen Lehnen, die uns so fremdartig erscheinen. Ein Lehnstuhl bedeutet einen so grofsen Fortschritt gegen einen einfachen Schemel, dafs wir uns wohl die Frage vorlegen dürfen, ob es sich bei unseren Stücken um eine einheimische Erfindung, oder um Beeinflussung von auswärts handelt.

Es unterliegt keinem Zweifel, dafs die grofsen, thronartigen Stühle, welche wir in oft bewundernswert reicher Ausführung in Sansibar und an der Sswahiliküste antreffen, auf asiatischen Einflufs zurückgehen; sie haben durchaus die Form des alten assyrischen Thronsessels und sind einwandfrei durch arabische und indische Handwerker nach Ostafrika verpflanzt worden; ebenso kennen wir von der Goldküste und aus den Nigerländern einige richtige Lehnstühle, die ganz die Form von europäischen haben und teilweise wirklich aus Europa eingeführt, teilweise nach europäischen Vorbildern an Ort und Stelle gezimmert worden sind. Auch aus den oberen Nilländern besitzt die Berliner Sammlung einen richtigen Lehnstuhl, von dem es ganz klar ist, dafs er auf Bestellung eines Europäers (wahrscheinlich Emin Pascha) zusammengezimmert und mit Fellstreifen bespannt wurde. Er ist im übrigen in der Ausführung gänzlich verunglückt und erweist sich als richtiges Marterwerkzeug, wenn man je den Versuch macht, ihn als Stuhl zu benutzen. In allen diesen Fällen ist es also von vornherein klar, dafs es sich nicht um einheimische Erfindung, sondern um fremden Einflufs handelt.

Hingegen kennen wir aus Westafrika, besonders aus den Kongoländern, vielfach Schemel, die mit Benutzung natürlicher Äste und ihrer Gabelungen so geschnitten sind, dafs sie auch eine Art von Lehne haben. Wir werden nicht irren, wenn wir diese als einheimisch und unbeeinflufst betrachten. Dies also zugegeben, werden wir auch die richtigen Lehnstühle von Buruku und Urua als echte und unbeeinflufste Leistungen afrikanischer Kunstfertigkeit betrachten dürfen und zugleich als merkwürdige Zwitterbildungen zwischen östlichen und westlichen Formen, ähnlich wie wir gerade in Urua auch sonst vielfach ost- und westafrikanische Stile und Geräte nebeneinander vertreten finden. Auch dafs diese Lehnstühle nicht etwa zusammengezimmert, sondern ganz aus dem Vollen geschnitzt sind, spricht gegen die Annahme fremden Einflusses.

Die grofse Seltenheit derartiger Stühle ist wohl auf die technische Schwierigkeit ihrer Herstellung zurückzuführen und auf den Umstand, dafs sie nur für Häuptlinge angefertigt wurden. Beide unsere Stücke tragen die Spuren grofsen Alters an sich und sind sicher schon vor mehreren Generationen angefertigt worden;



A (Buruku). B (Urua).



A. B.

auch die belgischen und das Wiener Stück sind alt, so dafs ich den Eindruck habe, dafs wir es hier mit einer nahezu ausgestorbenen Form zu thun haben.

Über die Bedeutung der Verzierungen an der Rückseite der Lehne wage ich nicht, etwas zu sagen. Unterlegen ist da sehr viel leichter, als Auslegen; immerhin könnte man vielleicht im Auge behalten, dafs Hörner von jungen Antilopen vielfach in Ostafrika als Amulette dienen. In diesem Sinne könnten auch die auf der Lehne von B zweimal wiederkehrenden Paare kleiner Antilopenhörner als schützende Embleme gedeutet werden. Ebenso würde man dann auch die grofse Figur auf der Lehne von A als „schützende" betrachten können — doch würde ich das, so lange bestimmte Angaben von Einheimischen fehlen, immer nur für eine völlig unsichere Vermutung halten. Einstweilen müssen wir uns hier mit der Erkenntnis begnügen, dafs im Herzen von Afrika wirkliche Lehnstühle vorkommen, welche anscheinend ohne Beeinflussung durch europäische Vorbilder entstanden sind.

Bücherschau.

Georg Volk: Der Odenwald und seine Nachbargebiete. Eine Landes- und Volkskunde. Unter Mitwirkung vieler Landeskenner. Mit 100 Bildern, 2 statistischen Kärtchen, einer geologischen und einer topographischen Karte. Stuttgart, Hobbing und Büchle, 1900.

Dafs der Odenwald weniger bekannt und besucht ist, als er es verdient, liegt wohl zumeist darin, dafs der Strom der Reisenden überall an ihm vorbei nach bekannteren und bevorzugteren Gegenden führt. Aber vom Neckar, vom Main und der Bergstrafse her besuchen seine Wälder, Städtchen und Ruinen die Anwohner gern. Ein Blick auf den fast überreichen Bilderschmuck des stattlichen vorliegenden Bandes genügt schon, um zu zeigen, wie viel in landschaftlicher Beziehung der Odenwald bietet. Zu seiner Schilderung haben sich in dem vorliegenden Werke eine Anzahl Kenner des Gebietes vereinigt, deren Beiträge freilich sehr ungleichwertig ausgefallen sind. Neben solchen, die auf der Höhe dessen stehen, was wir heute von der geographischen Schilderung eines Gebietes verlangen, finden wir Kapitel, die weniger befriedigen. Aus den Abschnitten, welche die natürliche Beschaffenheit des Gebirges behandeln, heben wir den geologischen von Prof. Chelius hervor, der auf 40 Seiten eine sehr comprimirte Arbeit mit Geschick lieferte und dem auch die geologische Übersichtskarte (1 : 250000) zu verdanken ist. Eine besonders sorgfältige, auf allem erreichbaren Material beruhende Arbeit ist jene Dr. Greims über die klimatischen Verhältnisse.

Der von den Bewohnern handelnde Hauptteil bespricht das Volksleben, die Sagen, die Gesundheitsverhältnisse und bringt uns zwei Kapitel, die wir gleichfalls als vorzügliche Leistungen hervorheben wollen: nämlich Bergmanns Bevölkerungsdichte und die Behandlung der Mundart von Horn; erstere Arbeit in den Ergebnissen übereinstimmend mit des Verfassers eingehenderer Schrift „Die Volksdichte der Provinz Starkenburg", die auch eine schöne Karte bietet, während die im Odenwaldwerke vorhandene Skizze Klarheit vermissen läfst. Hauptstücke über die Geschichte und Erwerbsverhältnisse beschliefsen das Buch. Bei der regen Anteilnahme, welche sich überall für die Landes- und Volkskunde zeigt, wird wohl auch „Der Odenwald" eine zweite Auflage erleben und dann dürfte sich Gelegenheit bieten, manches harmonischer auszugestalten, auch einzelne Abschnitte vielleicht durch andere Verfasser bearbeiten zu lassen. v. K.

Eduard Hahn: Die Wirtschaft der Welt am Ausgange des XIX. Jahrhunderts. Eine wirtschaftsgeographische Kritik nebst einigen positiven Vorschlägen. Heidelberg, Carl Wintersche Universitätsbuchhandlung, 1900.

Wer in dem vorliegenden Buche eine Art Fortsetzung von des Verfassers Buch über die Haustiere, das mit Recht reiche Anerkennung gefunden hat, oder auch nur eine innere Verwandtschaft mit ihm zu finden erwartet, der wird sich sehr — man kann kaum umhin, es zu sagen: enttäuscht finden. Mit geographischen und ethnographischen Dingen hat es das Werk nur insofern zu thun, als in den ersten Abschnitten auf einige schwere Schattenseiten desjenigen Teiles unseres Erwerbslebens hingewiesen wird, der sich in den Kolonieen und den Gebieten der Naturvölker abspielt oder abgespielt hat, wie die unsinnige Ausrottung mancher Nutztiere, das Kreditgehen gegenüber den Negern oder das Überbieten mit minderwertiger Ware.

Im übrigen beschäftigt sich das Buch mit den Schäden unserer heutigen wirtschaftlichen Zustände und enthält überdies eine Anzahl Reformvorschläge. Es gehört also durchaus in das Gebiet der Nationalökonomie und vielleicht der Socialethik, so dafs der Zusatz „wirtschaftsgeographisch" auf dem Titelblatt kaum berechtigt ist. Eine eingehende Beurteilung ist an dieser Stelle also ausgeschlossen; und nur aus persönlichen Gründen möge wenigen Bemerkungen eines Laien hier Platz gegönnt sein. Die Schilderung der sichtlichen Schäden unserer heutigen Wirtschaftsverhältnisse ist treffend und ergreifend, aber kaum neu; das nämliche gilt von des Verfassers Kampf gegen die von der französischen Revolution gepredigten Grundsätze der Freiheit und Gleichheit. Bei der Behandlung der wirtschaftlichen Zustände aber hat sich Hahn doch zu ausschliefslich von der Anschauung und den zufälligen persönlichen Eindrücken bestimmen lassen und das unentbehrliche Hülfsmittel der heutigen Nationalökonomie, die Statistik, mit Unrecht überall verschmäht. So ist seine Auffassung stellenweise zu schwarz und bewegt sich zu sehr in den Geleisen der heute aufgegebenen Verelendungstheorie.

A. Vierkandt.

Dr. Cleanthes Nicolaïdes: Macedonien. Die geschichtliche Entwickelung der macedonischen Frage im Altertum, im Mittelalter und in der neueren Zeit. Mit einer Karte in Farbendruck. Berlin, Johannes Räde (Stuhrsche Buchhandlung) 1899.

Eine griechische Tendenzschrift; sie mag wohl bei Urteilslosen oder den Halbgebildeten des europäischen Morgenlandes in bezug auf die von ihr behandelte Hauptsache Eindruck machen, wird aber bei allen solchen, die sich unparteiisch mit der Ethnographie der Balkanhalbinsel beschäftigten, die strengste Zurückweisung erfahren. Die dem Buche vorgeheftete Karte ist ein ethnographisches Trugbild, das würdige Gegenstück zu der an Fälschungen reichen Karte von Macedonien, die Gopčević veröffentlichte. Was dieser für die Serben leistete, thut Nicolaïdes für die Griechen, die nach ihm nördlich bis zu einer Linie von Ostrumelien bis an den Ochridasee herrschen. Dafs dieses Machwerk sich auf eine von H. Kiepert im Auftrage des Herrn Zaphiropulos in Marseille gezeichnete Karte der von Griechen bewohnten Länder berufen kann, ist uns unverständlich und veröffentlicht scheint eine solche Kiepertsche Karte auch nicht zu sein, ganz abgesehen davon, dafs die „Ethnographische Übersicht des europäischen Orients" von Kiepert ein vollständig anderes Bild zeigt. Am besten wird man sich einen Begriff von der Karte des Herrn Nicolaïdes durch einen Vergleich machen können: sie ist so gezeichnet, als wenn man etwa eine Karte der Deutschen bis zur unteren Donau fortsetzen wollte, weil bei Kroaten, Magyaren, Rumänen u. s. w. überall die deutsche Sprache verbreitet ist. Uns Deutschen ist es einerlei, wer schliefslich in dem Völkergewimmel Macedoniens zur Herrschaft gelangt; dafs die Bulgaren dort das numerisch vorherrschende Element sind, ist sicher und bei fortschreitender Kultur werden sie sich auch behaupten: die Fragen, die in Macedonien auf der Tagesordnung stehen, sind sehr verwickelter Art und die vorliegende Schrift liefert dazu manchen belangreichen Beitrag. Aber die Beurteilung dessen, was dort Rechtens und wie die Statistik und Abgrenzung der Nationalitäten dort ist, möge man einem unparteiischen Fremden überlassen; was Griechen, Serben, Bulgaren darüber veröffentlichen, kann wohl als schätzbarer Stoff gelten, mufs aber mit der äufsersten Vorsicht benutzt werden.

Richard Andree.

Morris Jastrow jr.: The religion of Babylonia and Assyria. (Handbooks on the History of Religions.) Boston, U. S. A., Ginn & Co., 1898.

Wenn man die Fortschritte auf dem Gebiete der babylonischen und assyrischen Altertumskunde überblickt, welche während der letzten 10 oder 15 Jahre sowohl in archäologischer als in rein geschichtlicher Hinsicht gemacht wurden, so begreift man leicht, warum das bisher als vollständigstes Werk über die Religion der Babylonier und Assyrer bekannte

Buch von Sayce (Hibbert Lectures 1887) heute schon als unvollständig gelten kann. Man hat mittlerweile gelernt, die Texte auch richtiger zu lesen und dadurch viele Unklarheiten und Zweifel beseitigt. Das vorliegende Werk des Professors für semitische Sprachen an der Pennsylvania-Universität ist das Produkt langjähriger, gereifter Studien und steht auf dem neuesten Stoffe der Forschung. Insbesondere war es die unter der Leitung von Prof. Hilprecht und Dr. Peters im Jahre 1887 ausgesandte Expedition, welche den grofsen Beltempel bei Niffur entdeckte und dabei eine Kultur blofslegte, die an Alter die berühmten Ruinen von Telloh übertrifft. Die Menge der Thontäfelchen, welche dieselbe heimbrachte, ist von derartigem Umfange, dafs wohl noch lange Zeit darüber hingehen dürfte, bis alle Texte entziffert sind. Prof. Jastrow hat ausgiebigen Gebrauch von den Forschungsergebnissen dieser Expedition gemacht und in dem Schlufskapitel seines Werkes: „The temples and the cult“ giebt er eine eingehende Beschreibung nicht nur des von Hilprecht blofsgelegten Tempels, sondern auch der anderen archäologisch wichtigen Bauwerke. Das Werk selbst gliedert sich in drei Teile: der erste umfafst eine ausführliche Geschichte der babylonischen und assyrischen Götter, welcher ein kurzer geschichtlicher Überblick über Land und Leute vorangeht. Interessant dabei ist die Stellung des Verfassers zu der immer noch nicht gelösten und wohl auch nie lösbaren sumero-akkadischen Frage; Jastrow fafst seine diesbezüglichen Anschauungen darüber in folgende Hauptsätze zusammen (p. 23/24):

1. Es steht allgemein fest, dafs die ganze babylonische Litteratur, mit Einschlufs der ältesten und selbst jener in „ideographischem“ Styl geschriebenen, gleichviel ob wir sie „Sumero-Akkadisch“ oder „hieratisch“ nennen, das Werk semitischer Bewohner Mesopotamiens ist.

2. Die Kultur, mit Einschlufs der babylonischen Religion, ist gleichfalls ein semitisches Produkt und da Assyrien seine Kultur von Babylonien empfing, so gilt dasselbe für ganz Mesopotamien.

3. Das Keilschrift-Syllabar ist hauptsächlich semitischen Charakters. Die durch die ideographischen Werte der Zeichen ausgedrückten Ideen geben keinen Grund dafür anzunehmen, dafs sie in nicht-semitischer Umgebung entstanden sind; was auch immer der Ursprung des Systems sein mag, es ist derart von den Babyloniern zugestutzt und so gründlich ihren Zwecken gemäfs angepafst worden, dafs es in jeder Beziehung als semitisch gelten kann. Und endlich:

„6. Es läfst sich viel zu Gunsten der Annahme sagen, dafs in ferner Zeit in Südmesopotamien eine Rassenmischung stattgefunden hat und es ist deshalb weiter möglich, dafs die früheste Form der Bilderschrift in jener Gegend, aus welcher sich die babylonische Keilschrift bildete, von einer nichtsemitischen Bevölkerung gebraucht worden sein mag, und dafs Spuren davon noch in dem entwickelten System bemerkt werden können, welches letztere sich bildete, als die Bilderschrift in phonetische Schrift überging.“ Die Ansicht Jastrows deckt sich hier in vielen Punkten mit jener Masperos im 1. Bande seiner grofsen „Histoire ancienne“ (vgl. hierüber meine Besprechung im „Globus“, Bd. 71, S. 162).

In Betreff wenig bekannter Götter glaubt Jastrow zu vermuten, dafs es sich hier nicht um „andere“ Götter überhaupt, sondern nur um verschiedene Namen und Titel desselben Gottes handelt.

Der zweite Teil des über 700 Seiten einnehmenden Werkes umfafst die religiöse Litteratur, die magischen Texte, die Gebete und Hymnen, Bufspsalmen, die Kosmologie der Babylonier, das Tierkreissystem, das Gilgamesh-Epos und die Anschauungen der Babylonier über das Leben nach dem Tode. — Der dritte Teil ist, wie erwähnt, archäologisch-kulturgeschichtlicher Natur. In dem das Werk zusammenfassenden Kapitel widmet der Verfasser der babylonischen Ethik einige Seiten und schildert den Einflufs der babylonisch-assyrischen Religion auf jene der Hebräer. — Ein vorzügliches Hilfsmittel beim Studium des Werkes bietet das 40 Seiten umfassende Litteraturverzeichnis, welches, systematisch geordnet, auf leichte Weise dem Leser in die überreiche Bibliographie Einblick gewährt. — Leider sind eine Menge Druckfehler und Flüchtigkeiten unberücksichtigt geblieben; so S. 169: „Annuit“ statt „Anunit“; S. 334, 336 „Kishsassu“ statt „Kishassu“; S. 633 „Nimrod“ statt „Nimrud“ oder „Nimroud“; S. 146 „Cassite“ und S. 635 „Cossean“ für ein und dasselbe Volk; S. 220 „Nebo“ und „Nabu“ für dieselbe Gottheit. Ob der jüdische Ritus des Streuens von Erde auf den Kopf bei einem Todesfall auf altbabylonische Begräbnisgebräuche hindeutet, erscheint mir schwer beweisbar (S. 603).

Im Ganzen genommen mufs das Buch als die gegenwärtig vollständigste und beste Monographie über die babylonische und assyrische Religion bezeichnet werden, und wird der Wert des Buches noch wesentlich erhöht durch die anregende Schreibweise. Eine deutsche Übersetzung ist, wie mir Prof. Jastrow mitteilte, in Vorbereitung und soll im Laufe dieses Jahres erscheinen. Ch. L. Henning.

Hans F. Helmolt: Weltgeschichte. Vierter Band: Die Randländer des Mittelmeers. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1900.

Die vorliegende Weltgeschichte unterscheidet sich von anderen vorzüglich dadurch, dafs sie die Gesamtheit aller Völker umfafst und ihren Stoff nach geographischen Gesichtspunkten ordnet. Auf unbedingte Anerkennung werden beide Neuerungen, zumal im Kreise der zünftigen Historiker, freilich nicht rechnen können. Ihre grundsätzliche Bedeutung kann an dieser Stelle nicht erörtert werden; gegenüber dem ersten Bande hat dies der Berichterstatter beiläufig an einem anderen Orte (Petermanns Mitteilungen, 1900, Lb. Nr. 51) in nicht völlig zustimmendem Sinne gethan. Übrigens wollen die verschiedenen Bände jeder selbständig für sich beurteilt sein. Dem vorliegenden vierten, der die Mittelmeervölker in der Richtung von Ost nach West behandelt, kann man jedenfalls drei Vorzüge nicht absprechen: er würdigt die geographischen Einflüsse besser, erörtert die geographischen und ethnographischen Verhältnisse eingehender und behandelt manche herkömmlich ziemlich vernachlässigte Völker umfangreicher, als wir es von dem zünftigen Geschichtsschreiber gewohnt sind.

So beschäftigt sich der zweite Abschnitt, der den alten Völkern am Schwarzen Meer und am östlichen Mittelmeer gewidmet ist, unter anderem eingehender mit der ältesten Bevölkerung Kleinasiens und den Skythen. Der dritte, von dem Theologen Walther verfafst, gilt der Entstehung des Christentums und seiner örtlichen Entfaltung; die erstere ist vom strenggläubigen Standpunkte aus geschrieben, der es verschmäht, die Erscheinungen aus geschichtlichen und psychologischen Erwägungen heraus dem Verständnis näher zu rücken; bei der letzteren sähe man gerne die eigenartige, minderwertige Natur dieses sogenannten Christentums näher beleuchtet. Der folgende Abschnitt, der aus der Feder von H. Schurtz stammt und Nordafrika behandelt, bringt die Vorzüge, welche in der ethnographischen und geographischen Vorbildung des Verfassers liegen, in erfreulicher Weise zur Geltung.

Die Griechenland und Italien gewidmeten Abschnitte, welche ihren Stoff nur bis zur Zeit des Unterganges der alten Welt behandeln, stehen nach ihrem äufseren Umfange mit den übrigen Abschnitten in ziemlicher Übereinstimmung; eben deswegen können sie der geschichtlichen Gröfse ihres gewaltigen Stoffes kaum gerecht werden; ist auch die Vorgeschichte in dankenswerter Weise berücksichtigt worden, so ist doch bei den eigentlich geschichtlichen Zeiten fast nur die politische Geschichte behandelt, während die wirtschaftlichen und religiösen Zustände, überhaupt die Kultur in einer Weise in der Darstellung in den Hintergrund treten, die dem heutigen Stande der Forschung kaum völlig entspricht. Bei der Geschichte Spaniens, die wiederum von H. Schurtz geschrieben ist, macht sich dieser Übelstand weniger, eigentlich erst für die Neuzeit, die auf etwa 20 Seiten erledigt wird, bemerklich; im übrigen macht sich auch hier die besondere Vorbildung des Verfassers bei der Behandlung des Stoffes wohlthätig geltend.

A. Vierkandt.

Kleine Nachrichten.

Abdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

— Die Insel Sein. Die kleine Insel Sein liegt in der Verlängerung der Südwestspitze der Bretagne, der Pointe du Raz, und bildet den Kern eines Gewirrs von im Meere zerstreuter Felsen. Aber auch sie wird sich einst in Klippen auflösen, denn die Wogen nagen unaufhörlich an ihrem Bestande. Aus diesem Prozesse und aus dem Vorhandensein jener Felsen mufs man schliefsen, dafs die Insel ehemals weit umfangreicher gewesen ist, und den Beweis dafür erbringen auch die Funde von Resten menschlicher Ansiedelungen auf den ehemaligen Inselteilen, die jetzt in Trümmer zerschlagen sind. Der Steuererheber Le Cargnet in Audierne, der in seiner Heimat einen wissenschaftlichen Ruf besitzt, hat jenen Spuren alter Besiedelung nachgeforscht und seine Ergebnisse in einer Schrift „L'ile de Sein aux temps préhistoriques" veröffentlicht. Er fand zahlreiche Spuren aus allen Perioden der neolithischen Zeit, Dolmen, Cairns, Menhirs, Gräber u. s. w. Die älteste Bewohnerschaft mufs mit Schnecken und kleinen Tieren dort ein elendes Leben gefristet haben. Die Leichen sind verbrannt, die Asche ist in Urnen beigesetzt worden; die Gräber sind zumeist von Ost nach West gerichtet. Den Toten sind Nahrungsmittel mitgegeben worden. Spuren von geglätteten Äxten wurden nicht gefunden, nur zerschlagene Kieselsteine. Ferner fanden sich Reste aus gallisch-römischer Zeit, worauf wieder eine grofse Lücke folgt. Aus unbestimmter historischer Zeit rühren dann die Spuren einer Ansiedelung her, die an einer Stelle lag, die damals das Südufer der Insel dargestellt haben mufs; sie ist offenbar vom Meere zerstört worden. Die heutige Besiedelung ist jüngeren Datums, nur einige Jahrhunderte alt. Die Bevölkerung ist jedenfalls aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzt, doch will Le Carguet, wenigstens bei den Frauen, einen „vorwiegend lateinischen Typus" gefunden haben; keltische Beimischung wäre nicht vorhanden. Die Insel zählt heute 850 Einwohner, die sich absolut nicht bewegen lassen wollen, ihre dem Untergange geweihte Heimat aufzugeben, trotz der Ärmlichkeit der Lebensbedingungen, die sie vom Festlande abhängig macht. Die Insel hat nur einen einzigen Baum und sehr wenig Gras, sonst ist alles nackter Fels, und man baut nur ein wenig Gemüse. Versuche, dem Zerstörungswerke der Wellen durch Dämme Einhalt zu thun, sind gemacht; aufserdem ist ein Leuchtturm vorhanden.

— Saint Yves' Pamirreise. Unsere Notiz über die Reise, die Saint Yves im vorigen Sommer und Herbst durch Turkestan und die Pamir führte (Bd. 77, S. 151), ergänzen wir nach den Mitteilungen des Reisenden im Bulletin der Pariser gogr. Gesellschaft (1900, S. 93 bis 110, mit Karte) durch einige Angaben über den Verlauf der Expedition seit ihrer Ankunft in Kaschgar, wo Saint Yves u. a. auch Sven Hedin antraf. Saint Yves ging von Kaschgar südlich das Thal des Kenkol entlang, umzog den Mustag-Ata im Süden, verfolgte das Thal des Karasu und gelangte über den Karasupafs an den Aksu. An diesem entlang wanderte Saint Yves bis südlich Aktasch, von wo er nördlich der Nikolaus II.-Kette nach Westen in die Grofse Pamir ging. Von dort begab er sich nördlich zum Murghab und nach Pamirskijpost, dann auf der russischen Heerstrafse am Karakul vorbei und über den Transalai und Alai ins russische Turkestan zurück. Im wesentlichen hatte er sich auf bereits — von Hedin, Bogdanowitsch, Bonvalot, Capus u. a. — begangenen Pfaden bewegt, doch hier und da die Karte ergänzen können. So sollen die bisherigen Darstellungen des von ihm besuchten Teiles des Grofsen Pamir falsch sein, insofern sie hier mächtige Gebirgsmassive verzeichnen; statt deren seien dort nur verhältnismäfsig geringe Terrainunebenheiten vorhanden. Die beigegebene Karte betrifft nur den Transalai, wo Saint Yves auf der Reise nach Kaschgar eine Reihe neuer hoher Gipfel gemessen hatte.

— In Bezug auf die Kultivierung Sibiriens durch die Russen gesteht D. P. Nikolskij in einem Vortrage, den er am 5. Februar in der Anthropologischen Gesellschaft in St. Petersburg gehalten hat, offen ein, dafs die Russen während der 300 Jahre seit der Eroberung dieses Landes in jener Hinsicht fast nichts gethan hätten. Die einzigen Kulturträger der sibirischen Völker seien die russischen Krämer, die die unwissende Bevölkerung ausplünderten, indem sie sie zum Trinken von Branntwein verleiteten. Wenn wir etwas von Sibirien und seiner Bevölkerung wissen — fährt Nikolskij fort — so müssen wir das den Reisenden (darunter zahlreiche Deutsche) und der Intelligenz danken, die seit 1825 fast ununterbrochen Sibirien besiedelten. Die Thätigkeit der Dekabristen, die nach den Denkschriften vieler Schicksalsgenossen bekannt und in den Memoiren Bjelogolows so grell beschrieben ist, hat Sibirien nicht wenig Nutzen gebracht. Besonders viel solcher Arbeiten gab aber die Epoche der 70er und 80er Jahre, als sich die politischen Verbannten in breitem Strome nach Sibirien ergossen und fast in alle abgelegenen Winkel des grofsen Landes gelangten. Aus dieser Masse hoben sich sehr bald so bedeutende Kräfte ab, wie Klemenz, Sjeroschewskij, Diones (Schklowskij), Meltin (Jakubowitsch) und viele andere. Zu ihnen müssen auch Bogoras und Jochelson gerechnet werden, die an der von Sibirjakow veranstalteten nordischen Expedition teilnahmen und sich aus eigener Initiative mit der Erforschung der Tschuktschen, der Jukagiren, der Lamuten und anderer sibirischer Völker beschäftigten. Es ist auf diese Weise ein grofses philologisches, anthropologisches und ethnographisches Material zusammengebracht worden, das aber bisher nicht in die Öffentlichkeit gelangen konnte, weil nach dem Eintritt von J. M. Sibirjakow (das ist der Bruder des Sibirjakows (Alexander Michajlowitsch), der mit Nordenskiöld in Beziehungen stand) ins Kloster die Mittel dazu versiegt sind. Mehrere jüngere russische Gelehrte, darunter Herr Jochelson, haben von dem Naturhistorischen Museum in New-York den Ruf erhalten, an einer neuen Expedition teilzunehmen, die von den Vereinigten Staaten zur Erforschung der Völker im nordöstlichen Asien und nordwestlichen Amerika veranstaltet wird, und haben den Ruf auch dem Vernehmen nach angenommen. P.

— Paleologos C. Caudargis schildert uns (Thèse de Paris 1899) die Vegetation der Insel Lesbos. Das Eiland ist durchgängig gebirgig und durch zwei Golfe in vier natürliche Stücke geteilt, welche aber für die Flora nicht in Betracht kommen. Diese gliedert sich in sechs gut voneinander sich abhebende Stufen. Die Litoralzone unterscheidet sich nicht von denen anderer Gebiete. Es reiht sich die Zone der Ebene an, welche nur wenig entwickelt ist und auf dem Sandboden gedeiht. Während von 82 ausschliefslichen Litoralpflanzen 15 einjährig, 57 ausdauernd und 5 holzig sind, hat eine solche Zusammenstellung für die zweite Zone kein besonderes Interesse. Als dritte Abteilung tritt die Region der Olea europaea var. oleaster und der Quercus coccifera auf, welche im Südosten die stärkste Ausdehnung besitzt. Über 400 m Höhe geht der Ölbaum nicht hinaus. Die Begleiter dieser Holzgewächse sind hauptsächlich als xerophil zu bezeichnen. Die durch Pinus maritima Lamb. gekennzeichnete Zone reicht über 400 m Höhe hinaus bei gleichzeitiger Occupierung der Striche des Ölbaumes, nur bevorzugt sie den Serpentin und den Peridotid. Als stete Begleiterin auf diesen Böden ist die Odontarrhena lesbiaca P. C. zu nennen. Die Region der Pinus maritima ist die eigentliche Waldzone, deren Beginn Castanea vulgaris einnimmt. Die fünfte Region wird von Quercus Aegilops L. gebildet, welche paleozoischen Boden streng meidet; in ihrer Begleitung finden sich als charakteristische Leitpflanzen Rhododendrum flavum und Styrax officinalis. Als sechste Zone will Verfasser die der Castanea vulgaris Lam. angesehen wissen, für welche Kieselsäure notwendig ist. Subalpine wie alpine Pflanzen Europas und Asiens stehen zur Seite. Im Ganzen kennt man 1268 Arten und 439 Gattungen von Lesbos, von denen 60 Spezies auf der Insel endemisch sind.

— Bastards neue Reisen auf Madagaskar. Über die früheren Wanderungen Bastards, der im Auftrage des Pariser Museums behufs naturwissenschaftlicher Forschungen seit drei Jahren Madagaskar und namentlich den Westen der Insel bereist, ist im Globus (Bd. 75, S. 168) berichtet worden. Der Reisende wurde durch die Sakalavenunruhen an der völligen Durchführung seiner Pläne verhindert, konnte sie aber nach deren Beendigung wieder aufnehmen und als Erster im vorigen Jahre in den bislang völlig unbekannten Südwesten der Insel eindringen: in das Land der Mahafaly und Antandroy, die noch ganz unabhängig sind und für tapfer, aber auch für mifstrauisch und europäerfeindlich gelten. Bastard begab sich nach Tulear, dem bekannten Posten an der Westküste, und an den Onilahyflufs 100 km landeinwärts, wo er nach vielen Verhandlungen von einem Mahafalyhäuptling

die Erlaubnis erhielt, sein Land zu besuchen. Bastard erreichte auch das Herz des Mahafalygebietes, mufste aber, da sich weiter im Süden die Häuptlinge der anderen kleinen Mahafalystaaten ablehnend verhielten, nach Tulear zurückkehren. Indessen hatte er doch mehrere hundert Kilometer Weges in den unbekanntesten Teilen des Landes zurücklegen können. Das Mahafalyland, das man bis dahin, von der Westküste auf das Innere schliefsend, für unfruchtbar und öde gehalten hatte, erwies sich, wenigstens im Norden, als gut bewässert und angebaut. Die Bewohner sind dort zahlreich und nähern sich im Aussehen den Bara, die nördlich und östlich davon wohnen und von Bastard 1897/98 besucht worden waren; die Eingeborenen des Westens sind eine Mischrasse, auch findet man dort arabische Typen neben reinen Negern. Die Fauna und Flora am Ilinta, dem grofsen Flusse, der das Mahafalygebiet von Nordosten nach Südwesten durchzieht, und von dem man bis jetzt nur die Mündung (Bai von Masikoro) kannte, erschienen reich. — Dies der Inhalt eines kurzen Briefes Bastards im Bulletin der Pariser Geogr. Ges. (1900, S. 160); die dazu gehörige Karte in 1 : 700 000 ist sehr interessant, doch ist dem Zeichner ein Fehler insofern passiert, als er das Gebiet unter den 26. und 27. Breitengrad verlegt, die beide Madagaskar nicht mehr schneiden.

— Vorderindien behandelt W. Kobelt in einer zoogeographischen Studie (Bericht über die Senckenbergische naturf. Gesellsch. zu Frankfurt a. M. 1899). Wenige der gröfseren Abteilungen der trockenen Erdoberfläche machen so den Eindruck der Selbständigkeit, des Insichabgeschlossenseins, wie die indische Halbinsel diesseits des Ganges. Daher liegt der Gedanke nahe, dafs über die gesamte Fläche von Vorderindien hin die Fauna eine gleichmäfsige sein müsse, und in den meisten zoogeographischen Werken wird auch die ganze Halbinsel als eine Einheit behandelt. Aber trotzdem ist Indien nichts weniger als eine zoogeographische Einheit. Nicht einmal für die beweglichen Vögel oder Säugetiere läfst es sich als solche aufrecht erhalten. Für die minder beweglichen Tierklassen aber und ganz besonders für die bodensteten Mollusken zerfällt die Halbinsel in mindestens vier gut geschiedene geographische Abteilungen, deren Abgrenzung gegeneinander eine sehr eigentümliche und interessante ist. Ihre Grenzen werden nämlich weder ausschliefslich durch die physikalischen Verhältnisse, noch ausschliefslich durch die geologische Entwickelung, sondern durch das Zusammenwirken beider bedingt. Die näheren Ausführungen des Verfassers bringen dann noch den Nachweis, dafs die Monsune seit dem Beginn der Tertiärepoche in derselben Weise wie heute wehen, dafs also die Verteilung von Land und Wasser seit mindestens der sieben Epochen dieselbe gewesen sein mufs; somit kann ein Verbindungsland zwischen Indien und den Maskarenen in der Tertiärperiode nicht mehr bestanden haben. Hier ist wieder einmal ein Fall, in welchem die Wichtigkeit der Zoogeographie für die Erdgeschichte selbst dem Nichtfachmanne in der denkbar schärfsten Weise in die Augen springt.

— Franz Tappeiner untersuchte die Kapazität von 918 Tirolerschädeln, welche aus alten Beingrüften stammten (Zeitschr. f. Ethnol. 1899). Unter ihnen befanden sich 904 Exemplare mit gut gemessener Kapazität, von denen 537 Männern angehörten und 367 von Weibern stammten. Unter den Männern haben 12 eine grofse Kapazität (1 mit 1990, 2 mit 1860, 3 mit 1840, 4 mit 1820, 2 mit 1810 ccm), 6 eine kleine (2 mit 1200, 1 mit 1180, 1 mit 1160, 1 mit 1100 und 1 mit nur 990 ccm). Unter den Weibern sind 16 mit grofsen Kapazitäten von 1760 bis 1620 ccm, 8 mit kleiner von 1200 bis 1100 ccm hinab. Die mittlere Kapazität aller Männerschädel ist 1508 ccm, die der Weiber 1345. Die Ultra-, Hyper- und Brachycephalen weisen eine gröfsere Kapazität auf als die Meso- und Dolichocephalen. Das Hauptergebnis der Untersuchungen über die Messungen der Kapazität dieser Tirolerschädel gipfelt in den beiden Sätzen, dafs ihre stark brachycephalen Schädel eine auffallend grofse Kapazität zeigen, und dafs mit steigendem Längenbreitenindex auch gesetzmäfsig die Kapazität steigt. Als anthropologische Merkwürdigkeit verdient erwähnt zu werden, dafs das kleine Land Tirol von allen Kontinenten der ganzen Erde nahezu den gröfsten und den kleinsten Männerschädel mit dem Maximum der Kapazität von 1990 und dem Minimum von 990 ccm aufweist, so weit unsere Kenntnisse bis jetzt reichen. Als höhere Ziffer ist nur bekannt 2010 ccm von einem Männerschädel aus einer Südsee-Insel in Neu-Britannien, und als niedrigere ein Weiberschädel mit 870 ccm Kapazität.

— Seit der Tanganikasee im Februar 1858 von Burton und Speke entdeckt und zum erstenmale in die Karten eingetragen wurde, hat der gewaltige, 650 km lange See wiederholt sein Kartenbild verändern müssen. So kommt auch jetzt von der Mooreschen Expedition die Nachricht (Geographic. Journ., April 1900), dafs nach den Aufnahmen und Bestimmungen des Topographen dieser Expedition, Malcolm Fergusson, der See eine bedeutende Verschiebung nach Westen erleiden mufs. Die Mooresche Expedition, von Süden kommend, erreichte den See am 20. September 1899, schiffte sich am 28. ein und gelangte am 21. Oktober nach Usambura am Nordende, im deutsch-ostafrikanischen Gebiete. Unterwegs wurden die auf der Karte verzeichneten Stationen angelaufen, astronomische Ortsbestimmungen gemacht und auch der westliche temporäre, sich oft ändernde Ausflufs des Sees, der Lukuga, untersucht. Durch ein „sandiges Delta“ tritt der Lukuga in verschiedenen kleinen Strömen aus dem Tanganika heraus. Nach etwa 1,5 km Lauf vereinigen sich diese, um ihren Weg zwischen roten Sandsteinklippen, weiter nach Westen, zum Kongo zu nehmen. Sowohl in Usambura als an dem dort mündenden Rusisiflusse und weiter nördlich am Kivusee fand die Mooresche Expedition deutsche Stationen errichtet.

Tanganyika-See, nach den Aufnahmen von Malcolm Fergusson. 1899.

Das wichtigste Ergebnis dieser Untersuchung des Tanganika erscheint die bedeutende Verschiebung desselben nach Westen hin, also scheinbar in das Gebiet des Kongostaates hinein. Sie beruht auf 11 von Fergusson mitgeteilten astronomischen Ortsbestimmungen, durch welche das Kartenbild die hier wiedergegebene Form erhält. Die Nachrichten sind übrigens nur vorläufige, und von Tiefseelotungen ist im Briefe Fergussons nicht die Rede. Moores Expedition hat, nach Norden über den Kivu- und Albert Edward-See weiterziehend, Uganda erreicht.

Verantwortl. Redakteur: Dr. R. Andree, Braunschweig, Fallerslebenthor-Promenade 13. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND" UND „AUS ALLEN WELTTEILEN".

HERAUSGEBER: DR. RICHARD ANDREE. VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXVII. Nr. 17. BRAUNSCHWEIG. 5. Mai 1900.

Die Rumänen in Serbien.

Von Prof. Gustav Weigand. Leipzig.

Der Reisende, der die Donau abwärts fährt und mit den ethnographischen Verhältnissen der unteren Donauländer nicht vertraut ist, würde sehr irren, wenn er von den politischen auf die dortigen ethnographischen Verhältnisse schliefsen wollte. Wenn man von den Städten absieht, ist fast das ganze untere Donauthal auf beiden Seiten rumänisch, während politisch Ungarn, Serbien, Bulgarien und Rumänien beteiligt sind. Das erste rumänische Dorf auf dem linken Donauufer ist Oftscha, Belgrad gegenüber, es folgt dann eine aus Serben, Deutschen, Rumänen, Magyaren gemischte Bevölkerung, aber nur auf einer ganz kurzen Strecke, von Pantschowa bis Basiasch, von da aus donauabwärts ist das ganze linke Donauufer, ausgenommen einige wenige serbische Dörfer und die Städte, die selbst in Rumänien eine gemischte Bevölkerung haben, rein rumänisch. Auf dem rechten Donauufer beginnt das rumänische Element etwas weiter abwärts, nämlich kurz hinter dem Eintritt des Flusses in den grofsartig schönen Kasanpafs in Dobra in Serbien. Indem ich mir vorbehalte, in einem anderen Artikel den Austausch der Bevölkerung zwischen den Nachbarstaaten Bulgarien und Rumänien zu behandeln, will ich im folgenden nur das rumänische Element in Serbien betrachten, um so mehr, als es nicht nur das Donauufer besetzt hält, sondern tief in das Innere vorgedrungen ist, so dafs die ganze Nordostecke Serbiens, mit Ausnahme der Negotiner Sprachinsel, rumänisch ist.

Im Sommer 1898 habe ich dieses Gebiet wesentlich zu linguistischen Zwecken in Begleitung eines ehemaligen Schülers, Dr. Byhan, bereist. Am 9. August fuhren wir von Turn-Severin mit dem kleinen Lokaldampfer, der den Verkehr zwischen dem rumänischen und serbischen Ufer vermittelt, nach Kladova, einem Flecken, der im Vergleich zu Turn-Severin schon sehr an den Orient erinnert.

Bekannt ist der Ort durch die naheliegende Citadelle, die bis 1867 noch türkische Besatzung hatte. Jetzt dient dieselbe als Kaserne, die Gräben werden als Gemüsegarten benutzt. Kladova selbst hat gar keine Bedeutung, da das Hinterland fehlt, auch der hauptsächliche Verkehr von Serbien nach Rumänien über Negotin-Radujevac geht. Der Markt wird nur von den wenigen umliegenden rumänischen Dörfern aus besucht. Die Bevölkerung ist rumänisch, abgesehen von Beamten, Lehrern, Pfarrer und einigen Geschäftsleuten. Ich hatte eigentlich vor, noch an demselben Tage weiter zu fahren, allein Pafsangelegenheit und Beschaffung eines Wagens hielten uns zu lange auf. Da zufällig der Präfekt aus Negotin anwesend war, erhielten wir ein Geleitschreiben in serbischer Sprache, unser deutscher Pafs würde für das Innere des Landes wenig Wert gehabt haben.

Am nächsten Morgen brachte uns ein Wagen durch welliges Gelände, das von niederem Eichengestrüpp bedeckt ist, nach dem an der Donau freundlich gelegenen Brza-Palanka, das einen besseren Eindruck als Kladova macht. Auch hier ist die Bevölkerung rumänisch mit Ausnahme der Beamten, und aufserdem haben sich mindestens zehn aromunische Familien aus Makedonien als Kaufleute und Wirte dort niedergelassen. Ich hatte beabsichtigt, von dort, direkt der Strafse folgend, nach Milanovac zu fahren, allein der Bürgermeister schilderte uns in so begeisterter Weise die Felsenthore beim Kloster Vratna, dafs ich beschlofs, den Umweg zu machen, um das Naturwunder kennen zu lernen. Nach dem Essen wanderten wir unter Leitung eines Führers auf Pfaden rüstig nach Süden in die Berge. Es war ein heifser Tag, und belastet von dem Gepäck, waren wir bald in Schweifs geraten. Freudig begrüfsten wir auf der Hälfte des Weges eine Quelle mit herrlichem Wasser. Wir passierten das Dörfchen Urovica, das zur Hälfte serbisch, zur Hälfte rumänisch ist. Ein aufsteigendes Gewitter machte unsere Schritte beschleunigen, und noch vor Ausbruch des Unwetters erreichten wir den Han im Dorfe Vratna, wo wir auch bleiben mufsten, da das Kloster weiter thalaufwärts liegt. Wir waren auch ganz leidlich bei dem aromunischen Wirte aufgehoben, das Essen und selbst das Lager waren zufriedenstellend, doch wurde unser Schlaf durch ein Gewitter mit heftigem Sturm sehr gestört. Am nächsten Morgen beschlossen wir trotz des Regens aufzubrechen, und erreichten auch bald, allerdings sehr durchnäfst, das Kloster. Der Igumen nahm uns freundlich auf, zeigte uns dann seine Bücherschätze, meist rumänisch-liturgische Bücher aus dem vorigen Jahrhundert, nur ein einziges reichte ins 17. Jahrhundert zurück. Die kirchenslavischen Bücher waren älter, aber auch nicht besonders alt.

Als der Regen aufhörte, kletterten wir auf schmalem Pfade in der Schlucht, in der das Kloster liegt, aufwärts und sahen uns dann plötzlich den Felsenthoren gegenüber. Überrascht blieben wir stehen. Die beiden Thore stehen in einer Entfernung von etwa 60 m voneinander. Das obere ist wohl 30 m hoch, die lichte Höhe der Öffnung 25 m, die Dicke der Wände im Durchschnitt 8 m. Die Verhältnisse des unteren Thores sind

etwas kleiner. Mitten durch die Thore hindurch braust der Bach. Das Gestein ist Kalk mit zahlreichen Löchern und kleinen Höhlen. Der Anblick auf das Ganze ist in der That überwältigend und gehört sicher mit zum Grofsartigsten, was ich an derartigen Naturspielen gesehen habe. Wir bereuten es nicht, den Umweg gemacht zu haben. Neuer Regen und Wind trieben uns wieder ins Kloster zurück, wo wir uns an einem einfachen Mittagessen stärkten. Gegen 2 Uhr brachen wir mit einem Führer auf, der um deswillen nötig war, weil wir über das waldige Gebirge nach Topolnica gehen wollten. Der Himmel hatte sich einigermafsen aufgeklärt, doch war der Weg schlecht, zum Teil sehr schmutzig. Doch eilten wir sehr, denn wir hatten sechs Stunden Marsch vor uns. Die Gegend war gegen meine Erwartung gar nicht so einsam. Der Wald zeigte oft Lichtungen, in denen Maisfelder angelegt waren, und oft erblickten wir die armseligen Salasche (einzeln liegende Bauernhäuser) der rumänischen Bauern. Einmal flüchteten wir auch in einen derselben vor dem ausbrechenden Regen, doch machten wir nur kurzen Aufenthalt, da der Regen wieder nachliefs. Es fing schon an, dämmerig zu werden, als wir endlich den Kamm des parallel zum Porečkathale ziehenden Höhenzuges erreichten. Hier verliefs uns unser Führer, während wir auf nicht zu verfehlendem Pfade etwa 500 m ins Thal hinunterstiegen. Auf schwankem Stege oder vielmehr auf einem Baumstamme überschritten wir das hochgeschwollene Wasser und erreichten recht ermüdet die schmutzige Schänke, wo wir nichts als Schnaps und Eier bekommen konnten, nicht einmal Brot gab es, wir mufsten uns mit Mamaliga begnügen. Wo ein Aromune Wirt ist, kann man sicher sein, ein genügendes Essen und Trinken und auch Reinlichkeit zu finden, dagegen bei den Einheimischen ist wenig zu haben, auch starrt alles von Schmutz. Betten gab es natürlich auch nicht, und mein Begleiter machte grofse Augen, dafs er auf einem harten Holzgestell schlafen sollte, natürlich in den Kleidern. Mir war das etwas Wohlvertrautes, und wir schliefen auch nach den Leistungen des vorausgehenden Tages verhältnismäfsig gut.

Auf ganz guter Strafse wanderten wir am nächsten Morgen thalabwärts, machten kurze Rast in dem Dorfe Mosna bei einem albanesischen Wirte, wo wir für zwei Schnäpse, die dort immer in kleinen Fläschchen gereicht werden, für Brot, Käse und grünen Paprika 16 Pfennige zu zahlen hatten, wie denn überhaupt in diesem von Fremden so gut wie gar nicht besuchten Lande die Lebensmittel und Nachtquartiere aufserordentlich billig sind, ganz im Gegensatz zu Rumänien, wo man oft ganz fürchterlich gerupft wird, obgleich auch dort die Marktpreise der Lebensmittel sehr niedrig sind. In Milanovac, einem freundlichen Städtchen an der Donau mit serbischer und rumänischer Bevölkerung, mietete ich zwei Pferde, um noch an demselben Tage das hoch im Gebirge gelegene Majdanpek zu erreichen. Der Besitzer der Pferde eilte voraus, indem er sagte, wir würden ihn schon auf dem Wege, der nicht zu verfehlen sei, einholen. Wir trabten auch wohlgemut um zwei Uhr zum Städtchen hinaus bis an den Fufs der steilen Bergwand, die das Donauufer begleitet. Da ging es denn sehr langsam in Serpentinen aufwärts, und oben angelangt, ging es gerade so langsam weiter, denn das Pferd Dr. Byhans wollte nicht vorwärts. Die Sache wurde immer schlimmer, zumal auch das meinige die Lust zum Weitergehen verlor, vielleicht angesteckt von dem faulen Begleiter. Wir mufsten absteigen und trieben die Pferde mit Stockschlägen vor uns her, und es ging so langsamer, als wenn wir allein zu Fufs gewesen wären. Zeitweise setzten wir uns auch wieder auf, aber es dauerte nie lange. So zogen wir durch die Wälder bergauf, bergab, es wurde dunkel, und noch immer waren wir nicht am Ziele. Ich hoffte, wenigstens ein auf der serbischen Generalstabskarte angegebenes Rajkovo zu erreichen; als wir aber dort endlich ankamen, fanden wir nur eine Anzahl zerfallener Häuser, ehemalige Wohnungen für die Arbeiter eines eingegangenen Bergwerkes. Es war vollständig finster, als wir die letzte Höhe erreicht hatten, von der der Weg steil hinab ins Thal führt; dazu war der Weg völlig grundlos und teilte sich öfter, so dafs ich nicht wufste, wohin wir uns zu richten hatten. Wir stiegen wieder auf und liefsen die Pferde gehen, wie sie wollten, das meinige voran. Es war dabei so stockfinster, dafs wir uns gegenseitig nicht sehen konnten, obgleich wir dicht bei einander waren. Ich hatte zwei lange Stöcke in die Hände genommen und stützte mich damit vom Pferde aus rechts und links, einmal um zu fühlen, ob wir nicht in einen Abgrund gerieten, und dann auch, um das Pferd zu stützen, wenn es gar zu sehr ins Schwanken kam, was bei dem abscheulichen Wege öfter vorkam. Die Pferde kannten zum Glück den Weg gut, und so gelangten wir denn um 11 Uhr in den Ort und ins Wirtshaus, wo uns der Pferdevermieter mit freundlichem Grinsen erwartete. Dafs es ein Donnerwetter für ihn gab, brauche ich wohl nicht erst zu versichern.

Unser Humor war zwar schnell wieder hergestellt, da wir ein ganz hübsches Zimmer mit Betten und ein gutes Essen bekamen.

Samstag, den 13. August, verbrachten wir in Majdanpek. Es war nämlich Markttag, und von weit her waren die rumänischen Bauern erschienen, um ihre Produkte an die Bergleute zu verkaufen und sich dafür beim Krämer mit dem Nötigen zu versorgen. Dafs sehr viele bei der Gelegenheit sich auch einen Rausch antranken, das zu beobachten hatten wir im Wirtshause die beste Gelegenheit. Ich untersuchte die Dialekte von Leskovo, Jasikovo, Vlaole, Voluja und Majdanpek und zog Erkundigungen ein über die Bevölkerung der weiteren Umgebung, wodurch mir erspart wurde, weiter nach Westen vorzudringen.

In Majdanpek selbst besteht die Bevölkerung vorwiegend aus Rumänen, diese sind aber erst seit etwa 50 Jahren als Bergleute eingewandert und stammen aus Moldova im Banat und einige aus Saska. Aufserdem sind in dem Orte noch deutsche und slowakische Bergleute aus Ungarn ansässig. Die ehemals berühmten, schon zu Römerzeiten ausgebeuteten Kupfergruben sind nicht mehr recht ergiebig; wie ich von dem Direktor, einem Engländer, hörte, bleibt nach Abzug aller Kosten nur ein sehr kleiner Reingewinn übrig. Das Schlimmste ist, dafs die Lage des Ortes im Gebirge gar zu ungünstig für den Transport der Erze ist, und eine Verbindung mit der Bahn nur mit so grofsen Kosten möglich wäre, dafs es sich nicht recht rentieren würde.

Am folgenden Tage fuhren wir nach Überwindung einer steilen Höhe, von der man einen prächtigen Blick auf das tief im Thal in herrlicher Umgebung liegende Majdanpek zurückwerfen konnte, auf einem uns schier endlos vorkommenden Wege im Schaschkathale (d. i. Sachsenthale), wo auch früher geschürft worden war und noch die Trace der Materialbahn sichtbar ist, nach Rudna-Glava, wo wir uns im Han bei einem aromunischen Wirte, der aus Beala in der Nähe des Ochridasees stammt, ein Hühnchen kochten. Mittlerweile war ein wolkenbruchartiger Regen niedergegangen, das Wasser war hoch angeschwollen, und, wie wir

später sahen, die Brücken meist weggerissen. Wir wanderten zu Fufs weiter und gelangten noch glücklich auf gefährlichem Stege über den Schaschkabach, als wir aber dann ins Hauptthal kamen und die Cernajka dem Wege folgend hätten überschreiten müssen, da war die Brücke weg, zum Durchwaten das Wasser zu tief und reifsend. Wir versuchten zunächst dem Ufer folgend weiter zu kommen, mufsten aber bald des schlechten Terrains und des von neuem niederfallenden Regens wegen davon Abstand nehmen. Wir suchten Obdach in einem Salasch, wo wir einige Zeit verweilten, bis der Besitzer kam, der sich für Geld und gute Worte schliefslich bereit finden liefs, ein Pferd von der Weide zu holen, um uns damit an geeigneter Stelle über den Flufs zu bringen. Wir gelangten bald nach dem grofsen Dorfe Cernajka, wo wir, natürlich auch wieder bei einem Aromunen, einkehrten. Der Wirt hatte uns erst ein kleines Zimmer angewiesen, in dem es von Wanzen wimmelte, auf meine Vorstellung hin bekamen wir dann ein anderes, das sehr geräumig war, und gute und saubere Betten enthielt. Man hat eben vor Fufswanderern wenig Respekt, hält sie für Landstreicher, bestenfalls für Handwerker. Auch die Polizei war dort etwas argwöhnisch, doch wurde man sehr höflich, als man unseren Geleitbrief gelesen hatte. Am nächsten Morgen wanderten wir wieder zu Fufs thalaufwärts, im Vertrauen auf die Karte, auf der die Strafse nur auf dem rechten Ufer des Flusses eingezeichnet war. Allein Karten der Balkanhalbinsel sind trügerisch. Schon bald hinter dem Dorfe waren wir genötigt, Schuhe und Strümpfe auszuziehen und durch den Flufs zu waten, der bereits wieder gefallen war; wir wanderten barfufs ein Stück weiter, wo wir nochmals den Flufs durchschreiten mufsten. Wir hielten uns dann immer auf der linken Seite des Flusses, auch da, wo die Strafse überging, denn sämtliche Brücken waren von den Fluten fortgerissen worden. Von Tanda aus wurde der Weg besser; in der Nähe von Luke hatten wir die Wasserscheide erreicht. Dort waren wir aber genötigt, einen Führer zu nehmen, der uns, um das des Wassers wegen unpassierbare Thal zu vermeiden, auf sehr beschwerlichem Wege über den Berg nach Glogovica brachte, wo wir recht gut bei einem Aromunen aus Gopesch aufgehoben waren. Hier fanden wir auch eine Anzahl Deutscher, die bei einem neuangelegten ganz in der Nähe befindlichen Goldbergwerke beschäftigt sind. Die Bevölkerung ist rumänisch, aber weiter nach Süden die Dörfer Belareka, Rǎgotina, Vražogărnac, Zaječar sind bulgarisch, obgleich sie politisch zu Serbien gehören. Wir konnten uns also wieder nach Norden zurückwenden, und zwar marschierten wir zunächst nach Salasch, mit serbischer Bevölkerung, mieteten dort einen Wagen, der uns direkt bis Negotin führte, da die wenigen rechts und links des Weges liegenden Dörfer serbische Bevölkerung haben. Die Strafse ist in gutem Zustande, ist sie doch die Hauptstrafse, die den Verkehr aus Makedonien, Albanien über Südserbien nach dem westlichen Rumänien vermittelt. Sie war auch sehr belebt und wir sahen ganze Trupps von Albanesen auf ihren kleinen Pferdchen vorüberziehen, auch der Wagenverkehr ist bedeutend, wie wir in dem vortrefflichen Han eines Aromunen in Salasch beobachten konnten. Die Fahrt nach Negotin war ziemlich langweilig, erst die letzte Strecke, die durch einen schönen Wald führt, an dessen Ausgang sich auf einmal der Blick auf die weite Ebene öffnet, ist interessanter. Man passiert ein Kloster und eine grofse Winzerschule. Die serbische Regierung macht jetzt alle Anstrengungen, um den Schaden, den die Reblaus angerichtet hat, durch Einführung von amerikanischen Reben wieder gut zu machen. Die den berühmten schweren Negotiner Rotwein liefernden Reben, die auf den die Ebene umrahmenden Abhängen wachsen, sind vollständig zerstört, der Wohlstand der Bewohner vernichtet. Der Weg unmittelbar vor der Stadt führt durch Sumpf, der die Stadt von drei Seiten umgiebt. Negotin ist ein Landstädtchen mit lebhaftem Handel, Sitz der Behörden für den Nordosten Serbiens. Die Bevölkerung ist vorwiegend serbisch, doch giebt es auch genug Rumänen, da die nächstliegenden Dörfer nach Norden (Samarinovac), nach Osten (Bukovča), nach Süden (Mokranja) rumänisch sind. Nur nach Westen und Südwesten hin liegen serbische Dörfer, die aber ringsum auch nach Süden hin von rumänischen Dörfern umgeben sind. Ob die Bewohner dieser Sprachinsel echte Serben sind, vermag ich nicht zu sagen, jedenfalls war die Sprache, soweit ich sie in Negotin und von den Bauern hörte, wirklich serbisch, während doch das nach Süden ans rumänische Sprachgebiet angrenzende Gebiet, also die Gegend von Zaječar, zweifellos bulgarisch ist.

In Negotin hielten wir uns nur eine Nacht auf in dem von einem bulgarischen Rumänen bewirtschafteten Grand Hôtel; wir waren mit Verpflegung und Preisen sehr zufrieden, wie denn überhaupt meine Erwartungen, die allerdings sehr niedrig gestellt waren, bei weitem übertroffen wurden. Von Negotin brachte uns der Wagen über die grofsen rumänischen Dörfer Bukovča und Kobišnica an die Grenze am Timok. Die Pafsformalitäten waren schnell erledigt; der Zollbeamte und seine gut deutsch sprechende Gemahlin regalierten uns mit einem vortrefflichen alten Negotiner, und das war auch das einzige Mal, dafs wir einen guten Wein auf der Tour bekommen hatten.

Ein Soldat ruderte uns in einem schweren Boot über den stark strömenden Timok, der zwar die politische, aber weder die ethnographische, noch die Sprachgrenze bildet, denn in der Nähe seiner Mündung spricht man rechts und links desselben Rumänisch, weiter oberhalb wohnen zu beiden Seiten Bulgaren.

Nach diesem kurzen Reiseberichte wollen wir einen Blick auf die Bevölkerung werfen.

Die Nordspitze Serbiens, die von der das Gebirge durchbrechenden Donau im vielfach gewundenen Lauf umflossen wird, trägt den Namen Kraina, genauer Krajina, d. h. Grenzland. Die Bevölkerung der Kraina ist rumänisch. Seit Mitte dieses Jahrhunderts hat sich die Grenze des rumänischen Sprachgebietes zu Gunsten des Serbischen verschoben. Kanitz (Serbien, Leipzig 1868) giebt als erstes rumänisches Dorf im Mlavathale südöstlich von Petrovac das Dorf Zdrelo an. Der Landort Kruševica ist nach ihm rumänisch. Ferner erwähnt er Rumänen (S. 325) bis Ćupria und Alexinac und gar südlich von Zaječar. Es giebt zwar auch heute noch in jenen Gegenden Rumänen, aber mehr vereinzelt Neueingewanderte, allein die Menge der dort früher angesiedelten Rumänen ist definitiv slavisiert. In Požarevac, Petrovac, Žagubica und Kruševica sind zwar noch gröfsere Kolonieen, allein die jüngere Generation versteht zwar noch, spricht aber nicht mehr Rumänisch. Im Mlavathale befindet sich heute nur noch ein rein rumänisches Dorf, das ist Lasnica etwas nördlich von Žagubica im Distrikte Homolja. Das dieses Gebiet nach Norden abgrenzende Homolja-Gebirge bildet die Sprachgrenze. Alles, was südlich und westlich davon liegt, also Gebiete, in denen mehr Ackerbau getrieben wird, ist für das Rumänentum verloren. Dagegen ist der nördliche gebirgige Teil vorderhand vor der Slavisierung geschützt, ja es ist sogar eine bedeutende Kräftigung

des rumänischen Elements zu konstatieren, und zwar hauptsächlich durch natürliche Vermehrung, dann aber auch durch völlige Assimilierung aller slavischen Elemente der Kraina mit Ausnahme von Negotin und der serbischen Dörfer in dessen nächster Nähe. Es giebt nur ein einziges, isoliert liegendes serbisches Dorf in der Kraina, nämlich Petrovoselo, südlich von Tekija im Gebirge, und dieses ist eine ganz neue Ansiedelung von Montenegrinern. Das untere Pekthal ist serbisch bis Zelenik, dann Vukovic bis Krnševica gemischt, weiter oben ist alles rumänisch und das geht weiter nach Osten bis in die Nähe von Widdin in Bulgarien. Nach Süden zu giebt es keine natürliche Grenze, indem die Dörfer am Oberlauf der Belareka und seiner Zuflüsse rumänisch, der Unterlauf bulgarisch ist. Die Rumänen sind von der Donau aus nach Süden vorgedrungen und haben die slavischen Siedelungen, die sie vorfanden, in sich aufgesaugt. Wenn man eine Linie von Golubac an der Donau über Petrovac im Mlavathale nach Zaječar am Timok zieht, so umfasst diese im Vereine mit der Donau im Norden das ganze rumänische Sprachgebiet in Serbien, innerhalb dessen nur wenige anderssprachige Dörfer sind. Die genauere Sprachgrenze verläuft folgendermafsen: Dobra an der Donau, von da über das weite Waldgebirge südlich, dann im Pekthale aufwärts, Vukovic, Srbce, Lješnica, Sena, Kaona, Majdan-Kučajna, das vorwiegend rumänische Bergarbeiter, aber auch Deutsche und Slowaken aus Ungarn hat, das näher bei Kruševica liegende Kučajna ist serbisch, Cerovica ist rumänisch, das südlich davon liegende Čermosnik gemischt, die übrigen im Pekthale liegenden Dörfer sind rein rumänisch. Nach Südwesten bildet die Grenze die Homoljaplanina, dagegen bildet die bis zu 1200 m ansteigende Crna Gora keine Sprachgrenze, die von dort aus abfallenden Thäler sind auch nach Süden zu wenigstens in ihrem oberen Teile von Rumänen bewohnt, wie Jasikovo, Vlaole nach Westen, Krivelj, Bor, Oštrelj und Brestovac nach Süden, doch ist in den drei letztgenannten das Rumänentum sehr gefährdet. Die südlichsten Orte heifsen Duhočane, Grofs und Klein Jasikovo, Tabakovac am Timok, die das serbische Sprachgebiet der Negotiner Sprachinsel von dem südlich sich anschliefsenden bulgarischen Gebiet von Zaječar trennen. Nördlich dieser Linie bis zur Donau liegen an nichtrumänischen Orten nur Petrovoselo, die Negotiner Sprachinsel mit 18 Dörfern und einige gemischtsprachige Dörfer wie Miroč (neuangelegt), Urovica, und ferner die Städtchen mit mehr oder weniger Beamtenbevölkerung, die nicht rumänisch ist.

Ich gebe nun die Liste sämtlicher rumänischen Orte, wobei die mit einem Sternchen versehenen Orte auch einen merkbaren Prozentsatz serbischer Bewohner haben.

Leider bin ich nicht in der Lage, genaue Angaben über die Zahl der Einwohner jeder Gemeinde machen zu können. Ich beginne im Westen. 1. *Dobra, an der Donau. Im Pekthale: 2. Vukovic, 3. Srbce, 4. Lješnica, 5. Sena, 6. Kaona, 7. *Madjan-Kučajna, 8. Cerovica, 9. Čermosnik, 10. Nerešnica, 11. Bukovska, 12. Voluja, 13. Duboka (Dilboca), 14. Debeli Lug, 15. *Majdanpek, 16. Leskovo, 17. Jasikovo, 18. Vlaole. Im Mlavathale: 19. Lasnica. Im Porečkathale: 20. *Milanovac (vorwiegend serbisch), 21. Mosna, 22. Topolnica, 23. Klokočevac, 24. Rudna-Glava, 25. Cernajka, 26. Tanda. Im Donauthale abwärts: 27. *Golubinje, 28. *Miroč, 29. *Tekija, 30. Sir, 31. Cecerac, 32. Kladušnica, 33. Manastirica, 34. *Kladovo, 35. Kostol (Custeĭ), 36. M. Vrbica, 37. V. Vrbica, 38. Retkovo, 39. Korbovo, 40. Vajuga, 41. Brloga, 42. Podvrška, 43. Rečica, 44. Velesnica, 45. V. Kamenica, 46. Bordelj, 47. Grabovica, 48. Reka, 49. Brza Palanka, 50. Kupusište, 51. Slatina, 52. *Urovica, 53. Vratna, 54. Mihailovac, 55. M. Kamenica, 56. Jabukovac, 57. Malajnica, 58. Plavna (hier schliefsen sich nach Süden die serbischen Gemeinden Štubik, Popovica etc. an), 59. Kusjak, 60. Džanjevo, 61. Dupljani, 62. Praovo, 63. Samarinovac, 64. *Radujevac, 65. *Negotin (die Rumänen sind bei weitem in der Minderheit), 66. *Srbovlah, 67. Bukovča, 68. Kobišnica. Im Timokthale: 69. Mokranja, 70. Tabakovac, 71. Vel. Jasikovo, 72. M. Jasikovo, 73. Dubočane, 74. Glogovica. Im Thale der Belareka nebst Zuflüssen: 75. Luke, 76. Topla, 77. Buče, 78. Krivelj, 79. Bor, 80. Brestovac, 81. Oštrelj, 82. M. Gorniani, 83. Vel. Gorniani.

Was nun die Zahl der Rumänen betrifft, so kann ich nur ungefähr die Grenzen der Gesamtzahl nach oben und unten angeben. Persönlich konnte ich keine Statistik aufnehmen, da ich nur die kleinere Hälfte der Dörfer besucht habe, und selbst wenn ich alle besucht hätte, würde man sich doch in der Zahl der Bewohner eines Dorfes sehr irren, wenn man, wie ich das bei den Aromunen gethan habe, die Zahl der Häuser zählen wollte; denn es giebt genug Gemeinden, die dem Anscheine nach ganz klein sind, aber durch die im weiten Umkreise zerstreut liegenden Salasche wird die Zahl der Bewohner oft recht beträchtlich. Die hoch im Gebirge liegenden Gemeinden, die sich hauptsächlich mit Viehzucht beschäftigen, sind ja klein, die tieferliegenden, die Viehzucht und Ackerbau (im Salasch) treiben, sind mittelgrofs (500 bis 1500 Bewohner), die in der Ebene oder im Thale liegenden, und das sind die meisten, die sich mit Ackerbau, Weinbau und Schweinezucht beschäftigen, sind grofs, ja Gemeinden von 5000 und mehr Bewohnern sind keine Seltenheit. Ich habe mich verschiedentlich bei serbischen Beamten nach der Zahl der Rumänen erkundigt, und da wurde als Gesamtzahl 150000 bis 180000 angegeben. Kanitz giebt 123000 Seelen an (S. 325). Eine serbische Statistik, die auch die Nationalität angiebt, konnte ich nicht auftreiben. Man wird gewifs nicht fehl gehen, wenn man als Minimum der serbischen Rumänen 150000 ansetzt, zählt man die halb oder ganz serbisierten oder zerstreut wohnenden Rumänen südlich oder westlich des angegebenen Gebietes mit, so mögen wohl als Maximum 200000 herauskommen, die Zahl 180000 dürfte der Wirklichkeit am nächsten kommen. Die serbische Regierung strengt sich zwar sehr an, die Rumänen zu serbisieren, die gewonnenen Resultate sind aber noch gering. Man will wirken durch Kirche, Schule und Verwaltung. Man stellt nur serbische oder serbisch gesinnte Pfarrer an, die sich im Gottesdienste nur der serbischen Sprache bedienen. Aber die Bauern gehen nicht in die Kirche und so wird die Propaganda durch die Kirche illusorisch. Mehr wirkt schon die Schule, wenigstens in den gröfseren, ackerbautreibenden Gemeinden der Ebene, während die Gebirgsdörfer, deren Bewohner vielfach im Salasch wohnen, von ihrem Einflusse nicht berührt werden. Am meisten wirkt noch die serbische Amtssprache an den Orten, wo ein gröfserer Verwaltungsapparat ist. Da findet man denn auch, dafs die meisten Rumänen der serbischen Sprache mächtig sind, aber umgekehrt auch die Serben der rumänischen. Eine merkliche Abnahme der Rumänen hat nur nach Westen und Südwesten hin, also im Požarevacer Kreise, stattgefunden, aber im übrigen hat es mit der Serbisierung der Rumänen gute Weile.

Die Frage auf das Wann der Einwanderung ist schwer zu beantworten. Der östliche und südliche Teil

der Rumänen Serbiens stammt aus der kleinen Walachei, dagegen der westliche, die sogenannten Ungureni, sind Rumänen aus dem Banat, die schon vor langer Zeit eingewandert sein müssen, wenn auch im vorigen und in diesem Jahrhundert noch gröfsere Nachschübe folgten, die Bufanen sind ja erst vor 50 Jahren nach Majdanpek und Majdan-Kučajna eingewandert, ja eine langsame Einwanderung von Rumänen aus dem Banat hat überhaupt immer bestanden und besteht heute noch. Ich erinnere mich, in Tekija genug Leute getroffen zu haben, die noch im Banate geboren sind, anderseits hörte ich in der Klisura und Banater Krajna, dafs Leute mit der Absicht umgingen, nach Serbien auszuwandern. Viele Ortsnamen beweisen, dafs schon vor langem Rumänen eingewandert sein müssen, denn sie zeigen eine bulgarische und nicht serbische Form, und wir wissen auch aus der Geschichte, dafs nicht nur die Krajna, sondern auch das Land bis an die Morava dereinst zu Bulgarien gehört hat. Und sicher ist, dafs die ersten rumänischen Einwanderer die Ortsnamen aus bulgarischem Munde empfingen, z. B. Dilboca, serb. Duboka, blg. Dolboka. Topolnița, serb. Toponica, blg. Topolnica. Einer der höchsten Berge heifst Stol, serb. Sto, blg. Stol.

Da ein grofser Teil der Dörfer erst neueren Ursprungs ist, so kann es nicht überraschen, auch specifisch serbische Formen zu finden oder auch rumänische. Die serbische Generalstabskarte verändert die bulgarischen Formen in serbische; die rumänischen sind zum Teil bewahrt: Crac lung, Cornet, oder sogar mit Banater Aussprache Kornjet, Curmătură, La mormunt (mormint) etc., zum Teil sind sie übersetzt: Crna ruka (Hand) = Tilva neagră u. a. Rumänische Namen oder an Rumänien erinnernde Bezeichnungen findet man noch in der Nähe von Zaječar: Kulme la Kule, Vlaški Dolina, Vlaško Brdo u. s. w. Jedenfalls hat es auch nach Süden hin, wenn ich recht berichtet bin, bis in die Nähe von Nisch kleinere rumänische Niederlassungen gegeben.

Die Hauptursache der Auswanderung aus der kleinen Walachei im Anfange dieses Jahrhunderts war die Bedrückung der Bauern durch die Grundherren, besonders nach Einführung des organischen Statuts im Jahre 1831, während in Serbien nach den Befreiungskämpfen vom türkischen Joche Freiheit herrschte; dann aber auch haben die Hirten, die ja nicht an die Scholle gefesselt sind, und schon seit langem die Weiden im serbischen Waldgebirge gekannt haben, sich dieselben angeeignet und sich schliefslich dauernd niedergelassen. Auf der Karte von Lejean (Ethnographie de la Turquie d'Europe, Gotha 1861) sind bezüglich der Rumänen in Serbien bedeutende Fehler enthalten. Er giebt den ganzen Oberlauf des Timok als rein rumänisch an, wo sie doch nur sporadisch aufgetreten sind. Zaječar und Veliki Izvor sind nach ihm rumänisch, was nie der Fall war. Doch zeigt seine Karte immerhin, wie sehr die Rumänen im Westen und im Süden an Gebiet eingebüfst haben, während ihre Gesamtzahl, die nach Lejean, resp. nach der offiziellen Statistik vom Jahre 1857 104343 Seelen betrug, bedeutend zugenommen hat.

Photographieen aus Deutsch-Ostafrika.

Erläutert von H. Seidel. Berlin.

III. (Schlufs.)

Bei den Massai.

Auf unseren Karten des östlichen Afrikas, besonders auf den etwas älteren, ist das weite Gebiet zwischen Kenia und Kilimandscharo im Osten und dem Meridian von Urui am Viktoriasee im Westen unter dem Namen Massailand verzeichnet. Im Süden reicht es bis zum 6. Parallelkreise hinab; im Norden bildet der Äquator oder der 1. Grad nördl. Br. die Grenze. Auf diesem ausgedehnten, meist steppenartigen Raume haben sich in Zeiten, für die uns mangels jeglicher Tradition oder Urkunden der chronologische Ausdruck fehlt, die hamitischen Nomadenstämme der Massai niedergelassen. Wie eine verheerende Welle brachen sie über die ansässigen Völker herein, alles vor sich wegfegend und vernichtend, bis ihnen die veränderte Natur Usagaras und der Nachbarregionen eine Schranke setzte.

Immer aber blieben sie der Schrecken der Umwohner. Selbst bis zu den Küstenstädten am Indischen Ocean schlichen sich ihre Kundschafter auf heimlichen Pfaden durch, um dann in feuriger Schilderung der entdeckten Reichtümer ihre Kameraden zu den wagehalsigsten Zügen anfzustacheln.

Da nahte auch diesen Barbaren das Verhängnis! Im Jahre 1891 entstand in Ostafrika jene furchtbare Viehseuche, die in schnellem Umsichgreifen bald die ungeheuren Rinderherden, den einzigen Nationalbesitz der Massai, bis auf spärliche Reste vernichtete. Die einst so stolzen, harten Krieger sahen sich in das traurigste Elend gestürzt. Ihrer viele starben dahin, weil sie sich nicht rasch genug einem anderen Erwerbe zuwenden konnten. Als Bettler schlossen sie sich durchreisenden Karawanen an oder flohen zu den Dörfern der ackerbauenden Stämme, um hier ihre Nahrung zu suchen. Der ermordete Dr. Lent sah im März 1893 solche Jammergestalten bei Kisuani am Fufse des Kilimandscharo. Er schreibt darüber in seinem Tagebuche: „Man mag in unserem wirtschaftlichen Interesse die Vernichtung dieser Nomaden wünschen; in mir aber erweckte der Anblick dieser Kinder und halbwüchsigen Burschen Mitleid und Entsetzen. Wandelnden Skeletten gleich schlichen sie dahin; ihr trauriger Ernährungszustand spottete jeder Beschreibung.“

Als die Plage gar nicht weichen wollte, da hat sich der Massai, der „Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe“, endlich zu einer friedlicheren Lebensart bequemt. Er ist vielfach Ackersmann geworden und sucht nun im sauren Schweifse ungewohnter Arbeit wenigstens sich und die Seinigen, sofern er sie nicht verkauft hat, vor dem Hungertode zu schützen. Ob es aber gelingen wird, die eingefleischten Nomaden schon jetzt dauernd an die Scholle zu fesseln, das läfst sich wohl kaum erwarten. In den öden Steppen werden sie sich noch viele Jahre untereinander bekämpfen und hin und wieder auch andere Völker bedrängen. Denn der Hang zu Raub und Krieg liegt ihnen gar zu tief im Blute. Vielleicht haben wir solche Rückfälle schon bald zu erwarten, da sich die Leute nach den jüngsten Berichten zusehends von dem Verluste der Herden erholen, und die Organisation der einzelnen Stämme wieder eine festere wird.

Allein der Massai ist viel zu schlau, als dafs er seine mühsam errungene Position sofort durch neue Unthaten und Friedensbrüche gefährden sollte. Er wird sich

büten, den Zorn der Weifsen zu erregen und diese zu solchen Strafexpeditionen zu reizen, wie zu Anfang der neunziger Jahre, als nach einem einzigen Gefechte an 1000 Stück Vieh von den Deutschen erbeutet wurden.

Ehedem waren die Massai gleich gefürchtet wegen der Schnelligkeit ihres Vordringens und ihres vernichtenden Ansturmes, wie wegen ihrer Habgier und der blutigen Grausamkeit, mit der sie das Leben ihrer Gegner zerstörten. Selbst die eiligste Flucht konnte die Überfallenen nicht retten; denn in wildem Laufe und mit gellendem Geschrei jagten die phantastisch aufgeputzten Krieger auf die zum Tode erschrockenen Fremden heran, durchbohrten sie mit ihren langen Speeren oder liefsen ihre harten Keulen mit schmetternden Schlägen auf die Häupter der Unglücklichen niedersausen. In kurzer Zeit war das Morden zu Ende, und der ganze Warenschatz der Karawanen oder das Vieh aus den Dörfern fiel den Räubern zur Beute.

Sie kehrten lachend und scherzend nach Hause zurück, um auf ihren Lorbeeren auszuruhen. Fast unbekleidet stolziert der junge Held in Hütte und Gehege umher, an Wuchs ein Apollo, aber verunziert durch ein Teufelsgesicht mit finsterem, unheimlichem Ausdruck und breitem, klaffendem Munde, aus dem die Zähne gierig hervorstarren. Von den unteren Schneidezähnen fehlen übrigens die zwei mittleren; sie sind nach Landesbrauch ausgebrochen worden, und die häfsliche Lücke trägt keinesfalls zur Verschönerung des Mannes bei. Die hohe, eckige Stirn ist stets in drohende Falten gezogen; die Augen stehen etwas seitlich, und die Backenknochen springen ziemlich stark hervor. Die Ohrläppchen sind durchlocht und so weit ausgezerrt, dafs der Massai fast seine Faust hineinstecken kann. Je gröfser die Öffnung, um so stolzer ist der Besitzer, der nun ausgehöhlte oder volle Holzscheiben, Metallkeile und Spiralringe mit vielen daran hängenden Kettchen in dem erweiterten Hautlappen unterzubringen weifs. Das Haar wird meist in Strähnen getragen; in einigen Gegenden kommen bei älteren Personen auch kurz frisierte Köpfe vor. Diese Sitte scheint aber weniger verbreitet zu sein als die andere, welche einen förmlichen Strahlenkranz von Zöpfchen verlangt, die mit Baststreifen verflochten und mit roter Erde eingerieben sind. Um den Hals legt sich ein Gewirr von Drahtringen, Fellstreifen und Perlenbändern. An dem Fellringe des linken Oberarmes sind Pfeife und Schnupftabaksdose angebracht. Die Handgelenke umschlingen Bänder und Ringe von Eisen, Kupfer oder Messing. Nicht selten werden auch die Finger und Unterschenkel am Knie und am Knöchel mit Schmuck bedacht. Wenn im Lager der Kriegsruf ertönt, dann legt der eben noch nackte Wilde sofort seinen gesamten Kopfputz an. Das Ziegenfellmäntelchen, das sonst bei Ausgängen den Rücken bedeckt, wird jetzt fest um die Hüften gerollt, damit die Arme frei sind. Den Kopf umrahmt eine merkwürdige Federhaube, die von einem breiten Lederriemen zusammengehalten ist. Um den Hals legt sich ein ungeheurer Kragen aus Geier- und Habichtgefieder, und an die Waden kommt je ein weifses Affenvliefs, das flatternd hinter dem Krieger herweht. Die linke Hand trägt den bekannten breit ovalen Schild aus Büffelhaut mit den in roter, weifser und schwarzer Farbe ausgeführten „heraldischen Zeichen“. In der Rechten blitzt der geschmiedete Hauspeer, dessen Blatt 70 cm mifst. In der Mitte des Stieles sitzt, wie bei den



Fig. 11. Ein Massai mit seinen Töchtern vor der Hütte.

Dschaggaspeeren, ein kurzer Holzschaft, der unten wieder in einem 75 cm langen Eisenschafte steckt, so dafs der ganze Speer eine Länge von 2 m hat.

All diesen Putz und die prächtige Waffenrüstung erhält der Massai erst mit dem Tage seiner Mannbarkeitserklärung, der eine sonderbare Art der Circumcision voraufgeht. Er verläfst den elterlichen Kraal, wo er so lange im Familienkreise gelebt hat, und zieht als El-Moran oder Krieger in einen entfernten Kraal, der lediglich von jungen Leuten beiderlei Geschlechts bewohnt wird. Diese bilden, wie J. Thomson bemerkt, eine „Kolonie freier Liebhaber“, und es ist daher besser, von dem Thun und Treiben in solchem Kriegerlager nichts zu erzählen. Ungefähr 20 Jahre gehört der Massai den El-Morani an; dann verläfst er diesen Stand und heiratet, um als Hausvater und sorgsamer Rinderzüchter ein ruhigeres Dasein zu beginnen.

Wir sehen auf Fig. 11 solchen würdigen Herrn, der nebst seinen drei hoffnungsvollen Töchtern vor der mit Rindshäuten bedeckten, niedrigen Hütte steht. Die finstere, unreinliche Behausung ist aus Zweigen errichtet, die oben zusammengebogen und ineinander verschlungen sind. Eine Mischung von Lehm und Kuhmist dient zum Füllen und Abputzen der undichten Wände, die zu der Regenzeit durch aufgelegte Felle geschützt werden müssen. Der enge Eingang tritt wie ein seitlich angebrachter Kellerhals etwas über die Wand hinaus. Dann folgt die Feuerstelle und auf diese eine Art Vorratsraum, in dem gegerbte Häute, Waffen, Taschen, Tabak, Perlen, fertiger Schmuck, Honig und Milch in buntem Durcheinander aufbewahrt werden. Das nun anstofsende Wohn-, Schlaf- und Familienzimmer hat als einzige Bequemlichkeit eine Aufschüttung von dürrem Steppenheu. Die Häuschen sind durchschnittlich 3 bis 3,5 m lang, 2 m breit und 1,5 m hoch, dabei fensterlos und von allerlei Ungeziefer so arg bevölkert, dafs dem Europäer ein Aufenthalt in diesen mephitischen Löchern nicht möglich ist.

Interessant sind die im Kraale angebrachten Ställe für neugeborenes Vieh. „Sie bestehen aus kleinen, mit Öffnungen versehenen und auf vier Pfählen ruhenden Hütten“, die wohl geeignet sind, die „hülflosen Geschöpfe vor den Angriffen wilder Tiere“ zu bewahren.

Für die Anlage eines Kraals wählen die Massai gern einen ebenen, mit grofsen Bäumen weitläufig bestandenen Platz (Fig. 13) und stellen hier ihre Wohngebäude im Kreise auf. Die gesamte Niederlassung umgeben sie mit einem bis 2 m hohen Dorngehege, das bei Überfällen oder Sturmangriffen eine sehr wirksame Schutzmauer bildet. Im Innern treiben hauptsächlich die Frauen und Mädchen (Fig. 12) ihr Wesen. Mit ihren glattrasierten, langgezogenen Schädeln, den ausgezerrten Ohrläppchen und dem fast immer mürrischen Gesichtsausdruck können sie nach unseren Begriffen keinen Anspruch auf Schönheit erheben. Mit den Männern teilen sie das schwärzliche Zahnfleisch und die schiefe Stellung der Zähne. Die Hüften sind schmal und das Becken ziemlich enge; doch pflegen sich dadurch für das Gebären keine Schwierigkeiten zu ergeben. Die Beine sind lang und dünn, wahre Stelzen, an denen infolge des früh angelegten Drahtschmuckes die Waden gar nicht zur Entwickelung gelangt sind.



Fig. 12. Massai-Frau und Mädchen.

Die häfslichen Gestalten erscheinen obendrein mit einer erdrückenden Eisen- und Messingbürde überlastet. „In vollkommen dicht geschlossenen, 3 mm dicken Spiralen umspannt dieselbe nicht nur das Handgelenk, sondern auch den Oberarm, das Bein vom Knöchel bis zum Knie“ und — in breitem Kragen — auch den Hals. Selbst die Ohren sind mit 10 cm breiten Messingspiralen versehen, die an einer langen Drahtschlinge hängen. Oft schleppen die Weiber bis 30 Pfd. Metall an sich herum, wobei etwa 12 Pfd. auf die vier Armspiralen, 10 bis 11 Pfund auf die zwei Beinspiralen und 7 bis 8 Pfd. auf Kragen- und Ohrzierat kommen. Natürlich läfst sich in solcher Armatur weder bequem sitzen, noch liegen und noch weniger gehen. Denn wenn der Draht einmal angebracht ist, mufs er bis zum Lebensende auf der Trägerin bleiben. Den Halskragen kann man unversehrt nur von Leichen entfernen, denen zu diesem Zwecke der Kopf abgeschnitten werden mufs.

An sonstiger Tracht besitzen unsere Massaidamen eine gegerbte Ochsenhaut, von der das Haar abgeschabt ist. Diese wird auf der rechten Schulter befestigt und geht unter dem linken Arme durch. Ein Perlengürtel schnürt sie über der Hüfte dergestalt zusammen, dafs beim Gehen das eine Bein unbedeckt bleibt. Zuweilen gleitet das Fell von der Schulter herunter, so dafs die Brust entblöfst wird. Um den Hals kommen ferner Muschel- und Perlenbänder oder Eisenkettchen, die selbst dann nicht fehlen, wenn die Schöne bereits den riesigen Drahtkragen schleppt.

So sind — oder waren — nach Körperform, Lebensgewohnheiten und Kleidung die einst so gefürchteten Massai beschaffen. Vor der Hand ist es mit ihren Raubfahrten zwar vorbei; allein man mufs auch mit der

Zukunft rechnen, und da wird man, um Schaden und Gefahren vorzubeugen, nicht umhin können, die Stationen in und um Massailand entsprechend zu vermehren. „Si vis pacem, para bellum", ist hier die einzige Richtschnur, der wir zu folgen haben, ohne uns ängstlich um die Kosten zu besorgen. Wir haben im Süden die Wahehe pacifiziert und müssen ein Gleiches



Fig. 13. Ein Massai-Kraal.

mit den Massai im Norden durchsetzen. Der nächste Stützpunkt für alle Bewegungen in diesem Sinne ist aber der Kilimandscharo. Wenige Stunden vom Fufse des Berges stehen wir im Herzen der Massaisteppe und können — bei genügender Militärmacht — leicht einen Truppenteil unter weifsem Oberbefehle nach dem bedrohten Distrikte entsenden. Um das zu erzielen, ist es jedoch dringend geboten, dafs „unser einzig schönes Kilimandscharogebiet, diese afrikanische Schweiz, welche nach allen medizinischen Fachleuten schon längst das Sanatorium von ganz Ostafrika hätte sein sollen", in eine schnelle und sichere Verbindung mit der Küste gebracht wird.

Die Wegebauten am Gebirge reichen dazu nicht aus; sie bewirken höchstens — von sonstigen Vorteilen abgesehen —, dafs sich der Handel über Taweta nach der englischen Mombasbahn verlegt und so nicht uns, sondern den Briten zu Nutzen kommt. Wenn wir also nicht wollen, dafs der Nordosten unseres Schutzgebietes wirtschaftlich und kommerziell von den Engländern abhängig wird, so müssen wir „den Weiterbau der Tangabahn sofort kräftig in die Hand nehmen und sie nicht nur bis Korogwe, sondern bis zu unserem höchsten deutschen Berge fortführen". Erst dann werden uns aus der Eisenbahn die gehofften praktischen Erfolge aufblühen, zu denen wir die endgültige Pacifizierung der Massai als einen der vornehmsten zählen müssen.

Grundzüge der physischen Geographie von Schweden.

Von Dr. Gunnar Andersson. Stockholm.

Die Natur von Schweden hat einen von dem aller anderen Länder Europas abweichenden Charakter. Der regelmäfsige Wechsel von niedrigen, aber steilen Höhen und unzähligen Seen mit buchtenreichen Ufern, die langen, tief eingeschnittenen, breiten Flufsthäler, besonders in Norrland, die endlosen, nur in einzelnen Gegenden durch bebaute Gauen von gröfserer Ausdehnung unterbrochenen Nadelwälder mit ihrer einförmigen Bodenbedeckung von Preiselbeeren, Heidelbeeren, Rauschbeeren, Heidekraut und Moos, die meilenweiten, in den hellen Sommernächten von phantastischen Nebelgebilden eingehüllten Moore, die sanft gerundeten Umrisse der Gebirge des hohen Nordens, dies und vieles andere sind so eigentümliche Charaktere der schwedischen Landschaft, dafs man sich unwillkürlich nach der Ursache dieser Verschiedenheit der schwedischen Natur von derjenigen anderer Länder unseres Weltteils fragt. Und die Antwort auf diese Frage lautet: die Entstehungsgeschichte Schwedens ist eine andere, als die der Länder im Süden und Osten, und Millionen von Jahren müssen wir uns zurückversetzen, um die Ereignisse zu suchen, die diese eigentümliche Beschaffenheit der schwedischen Natur verursacht und Schweden zu einem ganz besonderen Lande gemacht haben, das es verdient, gesehen und verstanden zu werden.

In Schweden tritt, vielleicht schärfer als in irgend einem anderen europäischen Lande, überall der Unterschied hervor zwischen dem bereits vor der Eiszeit entstandenen und seinen groben Umrissen nach schon damals ausgebildeten festen Felsgrunde einerseits und den in und nach jener, vom geologischen Standpunkte aus jungen Entwickelungsepoche gebildeten lockeren Erdschichten anderseits.

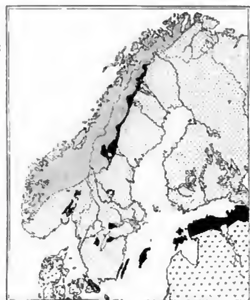
Der gröfste Teil von Schweden-Norwegen und Finnland bildet in Bezug auf den Untergund ein einheitliches Ganzes, gekennzeichnet durch die grofse Ausdehnung archäischer Formation (des „Urgebirges"), der ältesten Gesteine unserer Erde. Die Hauptmasse der zu diesem

Gebiete gehörenden Erdrinde besteht aus harten krystallinischen, dunkeln, grauen oder rötlichen Gesteinen, Gneisen, Granuliten, Glimmerschiefern und, wenn auch in geringerem Umfange, Quarziten, Urkalksteinen etc. In diese Hauptmasse, die wahrscheinlich desselben Ursprunges wie die Sandsteine, Schiefer etc. der jüngeren Formationen, aber durch langsame, tief eingreifende Veränderungen später umgewandelt ist, sind ungeheure Massen eruptiver Gesteine, vor allem Granite, Grünsteine verschiedener Art (Diorite, Diabase, Hyperite; in älteren Arbeiten oft „Trapp“ genannt) eingemengt worden. Diese verschiedenen Gesteine bilden jetzt sämtlich ein schwer zu erklärendes Gewirr von zusammengefalteten und ineinander gepressten Gesteinen. Ein Bild im kleinen von diesen Erscheinungen bietet fast jede entblöfste Felspartie in Schweden.

Über das gefaltene Urgebirge breitete sich in der Entstehungszeit der ältesten fossilführenden Schichten, der kambrischen Formation, ein ausgedehntes Meer, das weit über die Grenzen des heutigen Skandinavien hinausreichte. In diesem Meere, das auch noch in der folgenden Periode, derjenigen, da die Silurformation entstand, grofse Gebiete des heutigen Nordwesteuropa bedeckte, setzten sich in verschiedener Tiefe Ablagerungen ab, die man heute als Sandsteine, Schiefer oder Kalksteine wiederfindet. Durch später erfolgte Erosion und Denudation ist der gröfste Teil dieser Ablagerungen zerstört worden, wo sie aber aus dieser oder jener Ursache noch erhalten sind, wie im mittleren Skåne, in gewissen Gebieten von Östergötland, Västergötland und Nerike, auf den Inseln Öland und Gotland, im westlichen Jämtland und Lappland (die schwarzen Gebiete der Karte Fig. 1), hat Schweden seine fruchtbarsten Gefilde mit wahrer Flachlandnatur. Oft sind diese Schichten reich an leicht erhältlichen und schönen Fossilien, wie Trilobiten, Orthoceratiten, Graptolithen, Brachiopoden, Korallen etc. Berühmte Fundorte derselben sind der Kinnekulle, Visby u. a. m.

In der Zeit, die auf die Silurperiode folgte, scheint Skandinavien — mit Ausnahme des äufsersten Südens, Skåne, wo sich Trias-, Jura- (Rhät-Lias bei Höganäs, Bjuf, Stabbarp, Helsingborg etc., häufig mit zahlreichen Pflanzenresten) und Kreidesysteme (um Malmö und Kristianstad) finden — ein über dem Meere gelegener Kontinent gewesen zu sein, auf dem sich keine mächtigen und ausgedehnten Ablagerungen mehr bildeten, sondern die zersetzenden Einflüsse der Naturkräfte überwogen und so das charakteristische, koupirte Gelände des Landes hervorriefen.

Nach der Silurperiode begann in Westskandinavien eine grofsartige Gebirgsbildung, die sich im SW über die heutige Nordsee bis nach Westschottland und Nordirland, und im N bis zur Bäreninsel und nach Westspitzbergen erstreckte (die „Skandinavisch-Kaledonische Gebirgskette“). Diese Gebirgsbildung, von der heute die norwegischen Alpen und die Hochgebirge der nordschwedischen Provinzen Härjedalen, Jämtland und Lappland Überreste sind, ist für die Entstehung des Rückgrats der Halbinsel bedeutungsvoll gewesen, da dieselbe die Richtung der grofsen Flussysteme und den allgemeinen topographischen Habitus des Landes herbeigeführt hat.

1


2


Fig. 1. Übersicht über den geologischen Bau von Skandinavien und der Nachbarländer. — Fig. 2. Die Ausdehnung des spätglacialen Meeres in Nordwesteuropa. Die feine Linie bezeichnet die heutigen Küsten. (Nach J. J. Sederholm.)

Urgebirge (archäisch). Gebiet der skandinavischen Gebirgskette (archäisch, algonkisch, kambrisch, silurisch). Kambrische und silurische Ablagerungen (nicht metamorphische). Mesozoische und tertiäre Ablagerungen.

In den einzelnen Teilen des Reiches haben auch die „Verwerfungen“ genannten Verschiebungen des Felsgrundes eine sehr grofse Rolle gespielt. Durch dieselben sind teils eine Menge Seebecken (Vättersee, Teile des Mälarsees und des Hjälmarsees etc.) entstanden, teils sind vereinzelte Bergkuppen, Horste, im Gelände stehen geblieben. Die zahlreichen Verwerfungen gröfserer oder geringerer Ausdehnung haben nicht nur das koupirte, zerklüftete Gelände erzeugt, sondern auch einen grofsen Einflufs auf die Gestaltung der Topographie von Schweden ihren Hauptzügen nach ausgeübt. Durch grofse Verwerfungen von Norden nach Süden ist wahrscheinlich der gröfste Teil der Ostsee entstanden und durch ein anderes System in der Richtung ONO nach WSW hat sich das grofse Tiefland gebildet, das das südschwedische bis zu 300 bis 400 m hohe Hochland, Småland, von dem nordschwedischen trennt. Jene tiefgelegenen Gebiete, in

denen sich die grofsen Seen (Väner-, Hjälmar-, Mälarsee etc.) befinden, zeichnen sich physisch durch geringe Höhenunterschiede und grofse Ebenen mit lehmigem Boden (s. u.) aus. In Nordschweden (Norrland) dagegen ist die auf die Silurperiode folgende grofsartige Erosion die Hauptursache der heutigen Gestaltung der Landschaft gewesen, da durch sie die gewaltigen Flufsthäler, die wir heute bei der Fahrt auf den norrländischen Älfs bewundern, entstanden sind.

Neben dem Einflufs des fliefsenden Wassers bewirkte auch das vor der Eisperiode herrschende tropische oder subtropische Klima eine grofsartige säkulare Verwitterung, wie sie heute noch in den feuchten Gebieten der heifsen Zone stattfindet. Dieselbe erstreckte sich je nach der Beschaffenheit des Gesteins, dem Auftreten von Verwerfungsspalten etc. verschieden tief, und da in der Eiszeit alle losen Produkte mitgenommen wurden, blieb eine sehr unebene und koupierte Bodenoberfläche mit tausenden von Felsenhügeln stehen, d. h. gerade diejenige, der man heute noch überall begegnet. Die eigentümliche Bodengestaltung von Schweden ist also gröfstenteils entstanden unter dem Einflusse derjenigen Kräfte, die im allgemeinen den über dem Meeresspiegel gelegenen Gegenden ihre charakteristische Physiognomie verleihen. Diese „Landskulptur“ tritt in Skandinavien und Finnland, wegen der aufserordentlich langen Zeit, in der jene Kräfte hier ihr Spiel trieben, sehr scharf hervor. Ein Teil des in dieser Weise über dem Meeresspiegel gebildeten Landes ist später unter denselben hinabgesunken und erscheint heute an den Küsten als Schären und Fjorde.

Schweden würde jedoch bei weitem nicht sein heutiges Aussehen haben, wenn es nicht in unserer eigenen geologischen Periode, der Quartärperiode, wegen des seiner Ursache nach noch wenig bekannten Sinkens der Temperatur viele Jahrtausende lang von dem ungeheuern Landeise bedeckt gewesen wäre, das in Skandinavien sein europäisches Centrum hatte, sich aber weit über dessen Grenzen hinaus erstreckte.

Dieses Landeis, das zur Zeit seiner gröfsten Mächtigkeit wohl 1000 m dick gewesen sein dürfte, schritt etwa von der Wasserscheide der Skandinavischen Halbinsel aus nach allen Seiten hin langsam abwärts. Hierbei führte es grofse Mengen von Felsstücken (erratischen Blöcken, Findlingen), Kies, Sand und Lehm aus dem Centrum der vereisten Gebiete mit und setzte sie an den Grenzen derselben ab. Die ungeheuren Mengen der durch die säkulare Verwitterung entstandenen losen Accumulate erhielten also im grofsen Ganzen ihre jetzige Verteilung schon in der Eiszeit. Die hart zusammengeprefste, unsortierte, mit grofsen und kleinen Steinen gemengte Masse oder Moräne, die das Eis zurückliefs, ist denn auch überall in Kiesgruben und Einschnitten (z. B. der Eisenbahnen und Chausseen) zu sehen. Eine andere, ebenfalls höchst auffällige Bildung jener Zeit sind die 30 bis 60 m hohen, oft über 100 km langen wallartigen Rücken, Åsar oder Rullstensåsar, die besonders in Mittelschweden massenhaft auftreten. Häufig geht die Landstrafse über ihren Kamm hin, oft stehen sie aber bewaldet und durchziehen wie ein dunkelgrünes Band die flachen angebauten Ebenen. Wie die zahlreichen Kies- und Sandgruben, besonders an den Eisenbahnlinien, darthun, bestehen sie aus gröberem und feinerem, gut ausgewaschenem Kies- oder Geröllmaterial, das durch seine abgeschliffene Form an den Kies und die Rollstücke der Meeresküste erinnert. Dieselben sind indessen in der Eiszeit unter Mitwirkung des von der schmelzenden Oberfläche des Landeises herabströmenden Wassers entstanden.

Das von dem Landeise mitgeschleppte lockere Material bildete beim Fortgleiten des Eises über die Oberfläche der Halbinsel sozusagen das Polierpulver, das dem skandinavischen Untergrunde in allen Einzelheiten die letzte Gestaltung gab. Das Eis schliff mittels dieses Pulvers die kleineren Unebenheiten der Oberfläche ab, und so entstanden die besonders gegen die Stofsseite des Eises abgerundeten Felskuppen (Rundhöcker) mit zahllosen charakteristischen Streifen, den sogenannten Gletscherschrammen. Die ganze Landschaft erhielt hierdurch jene gerundeten Formen, „roches moutonnées“, die eine Eigentümlichkeit Schwedens sind.

In den Thälern, auf der Leeseite der Höhen und auch anderswo setzten sich, besonders beim Schmelzen und Zurückziehen des Eises, hier und da beträchtliche Moränenmassen ab. Dieselben liegen jetzt häufig quer über den alten Flufsthälern und überhaupt unabhängig von den vor der Eiszeit vorhandenen Wassersystemen. Als die Flüsse nach der Eiszeit wieder zu strömen begannen, fanden sie daher an vielen Stellen die alten Betten von losem Material angefüllt, weshalb sie sich recht oft auf gröfseren oder kleineren Strecken neue, noch ungebahnte Wege nach dem Meere suchen mufsten. Dabei traten ihnen vielfach Hindernisse in den Weg, die sie in der Form von Wasserfällen zu überwinden hatten. Die durch die Eiszeit verursachten Störungen der in der langen postsilurischen Zeit geregelten Wasserläufe ist mithin die wesentlichste Ursache von Schwedens grofsartigem Reichtum an Wasserfällen und Katarakten (Fors, Plur, Forsar).

Im Anfange der Eiszeit lagen Skandinavien und Finnland bedeutend höher über dem Meere als heutzutage, am Ende derselben aber war das Gegenteil der Fall. So lag z. B. Nordschweden etwa 200 bis 300 m, die Umgebung des Väner- und des Vättersees etwa 150 m, Nordskåne dagegen nur 40 bis 50 m unter dem heutigen Meeresspiegel, während Norddeutschland ein wenig höher lag als in unserer Zeit. Dieser Umstand bewirkte natürlich, dafs das geographische Bild dieser Länder damals ein ganz anderes war als heute.

Nach den in Fig. 2 veranschaulichten neuesten Untersuchungen erstreckte sich ein breiter Meeresarm über das mittelschwedische Flachland; der gröfste Teil von Finnland lag unter dem damaligen Meeresspiegel, was auch der Fall war mit weiten Strecken der schwedischen Küstenprovinzen; aufserdem stand das baltische Becken mittels einer schmalen Strafse im Nordosten mit dem nördlichen Eismeer in Verbindung, während der cimbrische Chersonnes mit einer grofsen, nach Nordosten gerichteten Halbinsel zusammenhing, die die dänischen Inseln und die südlichsten schwedischen Provinzen (Skåne, Blekinge, Halland, Småland) umfafste. Dieses Meer, das vor einigen zehntausend Jahren ein so grofses Gebiet von Schweden überflutete, war ein kaltes Meer, das spätglaciale Eismeer genannt. In den grofsen Tiefen desselben setzte sich ein feiner, gebänderter Eismeerthon ab (jedes Jahr gab eine Schicht), und an den Küsten entstanden ausgedehnte Ablagerungen von Eismeersand. Hierdurch bildeten sich in dem früheren Meergebiete die wie ein Fufsboden flachen, jetzt meistens angebauten Ebenen gröfseren oder kleineren Umfanges, die sich heute zwischen den mehr oder weniger von Moränen bedeckten Urgebirgshügeln ausbreiten. Diesen Landschaftstypus finden wir ziemlich überall in den Küstenstrichen, aber besonders auffällig tritt derselbe hervor südlich und nördlich von Stockholm, in den uralten, durch den buchtenreichen Mälarsee geschiedenen Provinzen Södermanland und Uppland.

Seit der Eisperiode ist Schweden stetigen Höhenveränderungen des Bodens unterworfen gewesen. Eine Hebung erfolgte noch vor dem völligen Hinschmelzen des Eises, und als dasselbe beendet war, standen schon die Wasserstrafsen, die im Westen und Norden das baltische Becken mit dem Ocean vereinigt hatten, hoch über dem Meeresspiegel, demzufolge die heutige Ostsee ein Binnensee wurde, der Ancylussee genannt. Dieser verschwand seinerseits nach mehreren Jahrtausenden durch eine neue, geringere Bodensenkung; deren wichtigste Folgen waren die Eröffnung der Belte und des Sundes sowie die Wiederverwandlung der Ostsee in ein salziges Becken, das Litorinameer, das nicht unbeträchtlich salziger war als heutzutage.



Fig. 3. Skandinavien. Verbreitung der Buche, Eiche und Linde.
Die über der Waldgrenze gelegenen Gebiete sind schraffiert.

Denkmäler jener wechselnden Niveauveränderungen des Meeres sind die alten Uferlinien (Uferwälle, Terrassen), die sich hier und da weit im Inneren des Landes finden; ferner die an vielen Orten auftretenden Thon-, Lehm- und Sandschichten, die bisweilen reichlich fossile Muscheln (wie z. B. die berühmten Kapellbackarne bei Uddevalla) oder, obgleich mehr vereinzelt, Knochen von Walen, Robben und anderen Seetieren enthalten. — Dem aufmerksamen Beobachter der schwedischen Küstenlandschaft wird wohl auch ein anderer Charakter derselben nicht leicht entgehen; das sind die zahlreichen, von dem stets bewegten Meere reingespülten Rundhöcker und Blöcke, die man überall in den Schären bis zu einer Höhe von 50 bis 100 m, in einigen Gegenden noch höher hinauf, antrifft.

Aus der letzten dieser Perioden, damals, als das Litorinameer seine gröfste Ausdehnung besafs, mithin vor 7000 bis 9000 Jahren, haben wir die ältesten sicheren Spuren von dem Auftreten des Menschen in Schweden. Diese Periode wird jetzt die ältere Steinzeit genannt. Der Mensch ist von Süden her in Schweden eingewandert; er folgte von Skåne aus der Küste, besonders der westlichen nach Västergötland und Bohuslän. Die hier wohnende Rasse der jüngeren Steinzeit — von einer noch älteren haben wir keine sichere Kunde — war, wie die in den Gräbern gefundenen Schädel beweisen, germanischen Stammes, und sie stand auf einer verhältnismäfsig hoch entwickelten Kulturstufe. In allererster Zeit war ihr einziges Haustier der Hund, und sie ernährte sich durch Jagd und Fischfang. Schon während der jüngeren Steinzeit erhielten die Schweden aber auch die übrigen Haustiere, Rind, Pferd, Schwein, Schaf und Ziege, und von Kulturpflanzen den Weizen und die Gerste. Das Volk der Steinzeit erstreckte sich nur wenig bis über das grofse Thal des Mälarsees hinaus. In der folgenden Periode, der Bronzezeit, sehen wir einen hohen kulturellen Aufschwung mit einem eigenen Kulturherd in Südskandinavien und den benachbarten Ländern. Diese Periode hat nach den neuesten Untersuchungen ungefähr vom Jahre 1700 bis etwa um 500 v. Chr. gedauert. Dann folgte die Eisenzeit, und von hier aus ist der Schritt nicht weit in die geschichtliche Zeit, der das folgende Kapitel gewidmet ist.

Das Land, das damals von den ersten Einwanderern in Besitz genommen wurde, war seiner Beschaffenheit nach wenn möglich noch einladender als das heutige. Das rauhe Klima der Eiszeit war allmählich immer milder geworden, und als der erste Mensch seinen Fufs auf schwedischen Boden setzte, besafs es eine mittlere Sommertemperatur, die um etwa 2° C. höher war als heute. Nach und nach war auch die erste, alpine Flora den Pflanzen der südlicheren Länder gewichen und nach ihren heutigen Wohnsitzen in den nördlichen Hochgebirgen gewandert (Fig. 3). Ihnen waren die arktischen Tiere, Renntier, Lemming, Schneehuhn u. a. gefolgt, und als in der Periode des Ancylussees der hauptsächlich aus Birken und Kiefern bestehende Wald weiter nach Norden vorrückte, nahm er auch andere Tiere, wie den Elch, den Auerochsen, den Bären, den Wolf und den Biber mit. Nun zogen auch südliche Laubbäume, Eiche, Ahorn, Linde, Hasel u. a., nach; sie erreichten den Dalälf und besetzten auch eine Strecke der norrländischen Ostseeküste (Fig. 3). Die Eiche hatte im Gefolge edles Wild, Rehe Hirsche und Wildschweine. Heute werden jene Laubwälder immer seltener, teils weil ihre besten Standorte in Felder und Wiesen verwandelt worden sind, teils weil das Klima sich langsam verschlechtert und teils auch, weil ihnen in der nordöstlich aus Finnland eingewanderten Fichte und in der südwestlich aus Dänemark eingedrungenen Buche siegreiche Nebenbuhler erwachsen sind. So entstand im Laufe von Jahrtausenden auf Skandinaviens altem Boden jene gewaltige Walddecke, die eines der charakteristischsten Merkmale des Nordens bildet und zugleich auch eine der ergiebigsten Quellen seines Reichtums ist, die der Mensch bis jetzt nur in südlicheren Teilen des Landes in gröfserem Umfang zu erschöpfen vermocht hat. Schweden hat eine Bodenfläche von etwa 45 Millionen

Hektar; hiervon sind nur etwa 5 Millionen in Felder und Wiesen verwandelt, während noch etwa 19 Millionen bewaldet sind.

Das heutige Klima von Schweden zeichnet sich hauptsächlich dadurch aus, daſs das Winterklima im Verhältnis zu der hohen Breite des Landes auſserordentlich günstig ist. Die Wintertemperatur ist um etwa 10 bis 13° höher, als man nach der geographischen Lage erwarten sollte. Die wesentlichste Ursache ist die Nähe des Golfstromes. Die Skandinavische Halbinsel besitzt zwei Kältecentra, und zwar ein südliches im Südosten von Norwegen und den Nachbargebieten von Schweden (Dalarne und Härjedalen), woselbst die mittlere Temperatur des Januar — 10° bis — 13° C. beträgt, während sie sonst in derselben Breite (62° n. B.) nicht unter — 4° bis — 5° C. sinkt; und ein nördliches, in den centralen Gebieten von Lappland, woselbst die mittlere Temperatur des Januar — 14° bis 16° C. beträgt. Je weiter nach Süden, desto milder wird natürlich auch das Klima, aber die 0°-Isotherme des Januar berührt doch kaum die Südküste von Skåne. Die Sommertemperatur ist bei weitem gleichmäſsiger und übersteigt nur wenig die mittlere Temperatur der Breitegrade, da in Südschweden die Julitemperatur ganz normal, in Nordschweden um 3 bis 6° höher ist als die normale. Der Juli hat in dem ganzen Reiche mit Ausnahme der eigentlichen Hochgebirge eine mittlere Temperatur von + 14° bis + 16° C. und nirgends von weniger als + 10° C. Aber der Sommer ist kurz im höchsten Norden.

Die Niederschlagsverhältnisse von Schweden sind recht günstig, da das Land im allgemeinen gut und regelmäſsig bewässert ist. Niederschläge haben alle Monate, besonders aber der Sommer und Herbst, wogegen Winter und Frühling niederschlagsärmer sind. Im Inneren des Landes ist der Juli und hier und da der August der regenreichste Monat des Jahres, an der Küste aber der August oder Oktober und an einigen Orten von Nordschweden der September. Überall ist der Februar und der März der niederschlagsärmste. Bisweilen leidet das Land durch Dürre im Frühling und Frühsommer, besonders an der Ostküste, und durch zu viel Regen im Spätsommer und Herbst. Die jährliche Niederschlagsmenge schwankt zwischen 1164 mm (Borås in Südwestschweden 1898) und 172 mm (Karesuando im nördlichsten Lappland 1891). Die mittlere jährliche Höhe ist für ganz Schweden etwa 500 mm, für die regenreichsten Gegenden in Südwestschweden 700 bis 800 mm und für die regenärmsten im nördlichsten Lappland weniger als 400 mm. Auch die Inseln Gotland und Öland und die gegenüberliegende Küste sind regenarm, die dortige Menge erreicht nicht 450 mm.

Schnee fällt jeden Winter und bedeckt im allgemeinen einige Zeit das ganze Land, was nicht nur für das Klima, sondern auch für den Holztransport in den Wäldern sehr wichtig ist. In Skåne beträgt die Schneedecke nur 9 Proz. der jährlichen Niederschlagsmenge, in dem übrigen Götaland 15 bis 20, in Svealand 16 bis 25, im südlichen Norrland 25 bis 30 und im nördlichen Norrland 30 bis 36 Proz. Die Schneedecke der offenen Ebenen bleibt im Mittel liegen: in Skåne nur 47 Tage, in dem übrigen Götaland 50 bis 93 Tage, in Svealand 86 bis 140 Tage, im südlichen Norrland 140 bis 170 und im nördlichen Norrland 170 bis 190 Tage. Sowohl die Dauer als auch die Mächtigkeit der Schneedecke wechselt bedeutend von Jahr zu Jahr. So dauerte dieselbe in Stockholms Län in dem strengen Winter 1880 bis 1881 166 Tage, aber nur 33 Tage in dem milden Winter 1889 bis 1890. Auch bleibt die Schneedecke im allgemeinen im Walde 4 bis 15 Tage länger liegen als in der offenen Ebene.

Schweden ist in der warmen Jahreszeit ein recht sonniges Land, was daher kommt, daſs der Sommerhimmel verhältnismäſsig heiter ist, und die Sonne wegen der nördlichen Lage des Landes lange Zeit über dem Horizonte bleibt. So erfreut sich Jockmock im inneren Lappland im Juni einer gröſseren Anzahl Sonnenscheinstunden als Madrid und Rom. In Karesuando bleibt die Sonne vom 26. Mai bis zum 18. Juli ununterbrochen über dem Horizont. Aber auch südlich vom Polarkreise, in ganz Norrland und in der nördlichen Hälfte von Svealand herrscht im Hochsommer ein fast ununterbrochener Tag, da die Dämmerung die ganze Nacht hindurch sehr hell ist. Dies verleiht den hochnordischen Sommernächten einen eigenen, ganz wunderbaren Reiz [1].

[1]) J. F. Nyström, Sveriges geografi, Upsala 1895 (allgemeine topographische Beschreibung von Schweden, nebst Meteorologie von H. E. Hamberg). Preis 5 Kr. — A. G. Nathorst, Sveriges geologi, Stockholm 1894 (Geologie und physische Geographie). Preis 8 Kr. — G. de Geer, Om Skandinaviens geografiska utveckling efter istiden, Stockholm 1896 (Geologie und physische Geographie der Quartärzeit). Preis 4 Kr. — Gunnar Andersson, Svenska växtvärldens historia, II. uppl., Stockholm 1896; dasselbe deutsch: Die Geschichte der Vegetation Schwedens, Leipzig 1896 (Pflanzengeographie). Preis 4 Kr. — Oscar Montelius, Les temps préhistoriques en Suède etc., Paris 1895 (Archäologie). Preis 8 Kr.

Djatschkows Forschungen am Issyk-kul [1]).

Der groſse See Issyk-kul in Russisch-Centralasien, der in einer Höhe von 1615 m zwischen dem Kungej- und dem Torskej-Alatau (zwei Ketten des Tian-schan) liegt, ist fast 200 Werst lang in der Richtung von der dem Ufer am nächsten liegenden Station Kule-maldy bis zu dem Dorfe Preobrashensk. Die Breite ist verschieden, am gröſsten (40 Werst) zwischen der Station Tschulpan-ata und dem Dorfe Sasonowskoje oder Sasonowska. Strjelbizklj berechnet die Länge mit 176, die Breite mit 69,3 km, den Flächenraum mit 6655,8 qkm [2]).

Nach Westen und nach Osten zu wird der See enger und sein östlicher Teil bildet zwei Buchten, eine groſse nordöstliche, an deren Ufer das Kloster Swjatoduchowskij (zum heiligen Geist) liegt, und die nicht weit von dem Dorfe Preobrashensk endet, und eine kleine südöstliche (die Dschargalansche), die sich in der Richtung der Stadt Prshewalsk hinzieht und von ihr gegen 15 Werst entfernt ist.

Das nördliche Ufer überrascht durch seine Mannigfaltigkeit. Am Ausgange der Buamschlucht hat es das Aussehen eines wüsten, steinigten Abhanges, ohne Vegetation, besäet mit schwarzen Felssplittern. Je weiter man nach Osten (auf dem Trakt nach Prshewalsk) kommt, um so mehr belebt sich die Gegend. Zu beiden Seiten des Weges erheben sich die dichten und hohen Büschel des Rauchgrases (Lasiagrostis splendens), stellenweise in Mannshöhe. Weiterhin finden sich ganze Strecken von Kusmitschkrant [3]) und das Ufer selbst ist von den stechenden Sträuchern des Sanddorns umsäumt. Bei der Poststation Tur-ajgyr sind eine halbe Werst vom Ufer entfernt auf dem Seeboden versunkene Ziegelbauten bemerkbar. Von der Station Kurunda an finden sich schon Saaten von Hirse, Weizen, Hafer und Gerste, die häufig Kirgisen gehören, und von dem Gebirgsrücken, dessen Grenzhöhen hier nahe an das Ufer kommen, stürzen geräuschvoll in breiten, mit Blöcken besäeten Thälern die Bergflüsse herab: der Groſse und der Kleine Ak-su, die Kamennaja u. a. Das erste Dorf auf dem Trakte ist Sasonowka (von „fsasy", d. h. Sümpfe mit salzigem Wasser, die ihr Entstehen einem versiegenden See verdanken); es hat etwa 1600 Einwohner: Kleinrussen, Tschuwaschen, Sibiriaken, Auswanderer aus den Gouvernements Astrachan und Kursk. Bis in die letztere Zeit hielten sich diese Gruppen gesondert, aber jetzt beginnt die tschuwa-

[1]) Nach dem Berichte von P. A. Djatschkow in „Izvěstija" der turkestanischen Abteilung der Kaiserl. Russischen Geographischen Gesellschaft 1898.

[2]) Siehe dessen Berechnung der Oberfläche Ruſslands zur Zeit Kaiser Alexanders III. (russ. St. Petersburg 1899), S. 92.

[3]) Russisch Kušmičeva trava, in russischen Nachschlagewerken als Ephedra vulgaris erklärt.

schische Sprache zu verschwinden und sogar das Kleinrussische wird vom Grofsrussischen aufgesogen. Die Häuser in den Dörfern sind Blockhäuser, mit Lehm beworfen, wie das kleinrussische Bauernhaus (chata). Bis zum Jahre 1889 stand das Dorf näher zum See, aber das Erdbeben am 30. Juni (11. Juli) zerstörte einen grofsen Teil der Lehmbauten nebst der Kirche, und die Bauern rückten weiter vom Ufer weg, wobei sie zugleich den Lehmbau durch Holzbau ersetzten. Am meisten hatte damals das Dorf Uj-tal, gegen 30 Werst von Sasonowka, gelitten; dort wurden fast alle Häuser zerstört und sieben Personen erschlagen; in Sasonowka kamen nur zwei Personen um, aber 160 Häuser wurden zerstört. Das Unglück ereignete sich hier am Tage, und dem starken Stofs ging ein schwacher voraus, der aber doch die Bevölkerung erschreckte und aus den Häusern trieb. Beim zweiten Stofs stürzten die Wände ein, aus dem Boden drang Wasser bis an die Knie und verschwand im nächsten Moment wieder. Der See wogte geräuschvoll, obgleich das Wetter ganz still war; bald stürmten die Wellen heran, den Uferrand überschwemmend, bald gingen sie wieder zurück, so dafs der Grund des Sees blofs lag. Von den Bergen bis zum See bildeten sich auf einer Strecke von 5 Werst Risse (70 bis 100 cm tief), die den Verkehr zwischen den Dörfern sehr erschwerten.

Hinter Sasonowka belebt sich die Gegend noch mehr; es werden schon sehr gute Heuwiesen gefunden; Salbei, Wicken, Raden, Ackerwinde, Johanniskraut stehen bunt an den Seiten des Weges. Die Berge rücken noch näher an den See heran; aus den Schluchten ragen dunkelgrüne Haine von Tannenwald hervor, die steinigten Flufsthäler sind mit dichtem Buschwerk des Sanddorns bedeckt. Das folgende Dorf Uj-tal mit 550 Einwohnern ist von Auswanderern aus dem Gouvernement Tobolsk bewohnt. Hinter Uj-tal beginnt der fruchtbarste Teil des Issyk-kul-Ufers. Hier lagert Schwarzerde, anfangs in kleinen Streifen, dann in zusammenhängender Fläche.

Das gröfste Dorf, Preobrashenskoje, liegt in einer malerischen Gegend am steilen Ufer des Flusses Tjup und hat 2500 Einwohner. Die grofse Holzkirche, die geräumigen Wohnhäuser, die grofsen Höfe mit Wirtschaftsgebäuden sprechen von Wohlstand.

Der Name Issyk-kul, d. i. Warmer See, erklärt sich dadurch, dafs der See im Winter nicht gefriert. Im Dezember, Januar und Februar bedeckt nur ein schmaler Saum von Eis den See an den Ufern. Der mongolische Name des Sees, Timurtu-nor, d. i. Eisensee, weist auf Reichtum an Eisenerz hin. In Bezug auf die Temperatur des Wassers sind noch wenige Untersuchungen gemacht worden; in der ersten Hälfte des Juni wurden an der Oberfläche 13 bis 15° R., in einer Tiefe von 12 bis 13 m 13° R. gemessen. Auch bezüglich der Erforschung der Tiefe ist noch fast nichts geschehen. Im östlichen Teil fand Djatschkow in $1^1/_2$ Werst Entfernung vom Ufer eine Tiefe von 8 Saschen (zu je 12,335 m), in $2^1/_2$ Werst 15 Saschen, in 5 Werst 21, in 6 Werst 27, in 8 Werst $33^1/_4$ Saschen. In $1^1/_2$ Werst von der Stätte Kojfsarg am südöstlichen Ufer sind in einer Tiefe von 2 bis 3 Arschin Scharen von versunkenen Gebäuden, Gefäfsscherben, Tierknochen deutlich zu sehen; auf der zweiten Werst wird der Grund tiefer und bildet allmählich Tiefen von 8 bis 13 bis 30 Saschen. Die Mitte des Sees, gegenüber Sasonowka, ist von Konowalow gemessen worden. Der ihn auf der Fahrt begleitende Fischer hat die Tiefe auf 1 Werst (= 1066 m) bestimmt; inwieweit dies aber der Wahrheit entspricht, läfst sich zur Zeit nicht angeben. Das Wasser des Sees, das vom Vieh sehr gern getrunken wird, hat eine Beimischung von Glaubersalz, ist aber in den östlichen Buchten ganz süfs. Seine Durchsichtigkeit, die übrigens im Juli infolge der Wasserblüte bedeutend verringert wird, ist derart, dafs in einer Tiefe von 4 Saschen 10 Werschok noch eine weifse Scheibe von 4 Werschok (zu je 4,4 cm) Durchmesser sichtbar ist. Von Fischen gedeihen im See: Cyprinus carpio, Schizothorax argentatus, Diptychus Dybowskii und Squallis Schmidtii, doch hat die Fischerei im allgemeinen keine besondere Bedeutung.

Eine Eigentümlichkeit des Issyk-kul bildet die fortwährende Abnahme seines Wassers, die in der neuesten Zeit dadurch erwiesen ist, dafs sich die Entfernung zwischen den Ansiedelungen und den Uferlinien immer mehr vergröfsert. Innerhalb 15 Jahren ist der See von den Trümmern des ehemaligen Dorfes Sasonowka um $1^1/_2$ Werst zurückgegangen. Was noch vor 3 bis 4 Jahren Sandbänke waren, sind jetzt schon kleine Inseln. Vorrichtungen zu genauen Beobachtungen sind noch nicht vorhanden. Anzunehmen, dafs die Verdunstung gröfser sei als der Zugang an atmosphärischen Niederschlägen und an Wasser durch die Flüsse, liegt kein Grund vor. In Przhewalsk beträgt die Menge der Niederschläge jährlich 40 cm, in Wjernoje 54 cm. Regen sind überhaupt häufig, namentlich im Mai und Anfang Juni; besonders zahlreich sind sie in der nordöstlichen Ecke des Sees. Gewitter sind häufig und stark. Im Winter liegt nur in der Umgegend von Preobrashensk während zweier Monate Schnee in einer Dicke von $^1/_2$ Arschin. Weiter nach Westen zu fällt nur stellenweise Schnee und taut rasch wieder. Um Preobrashensk sichern reichliche Regen einen 15fältigen Ernteertrag, in Sasonowka aber giebt bei Düngung und künstlicher Bewässerung der Weizen selbst in den besten Jahren nicht mehr als den 12fältigen Ertrag. Die Eintrocknung des Sees hat die Annahme hervorgerufen, sein Wasser finde einen unterirdischen Abflufs. Die Oberfläche des Sees ist selten ruhig. Es herrschen West- und Ostwinde vor, aber sie wechseln manchmal mit Nord- und Südwinden ab, und dabei so plötzlich, dafs sie eine Gefahr für die Schiffahrt bilden.

Für die Kolonisierung bietet der nordöstliche Teil des Sees die günstigsten Verhältnisse. Hier wird viel Getreide gebaut. T. P.

Bücherschau.

Joseph Vonderau: Pfahlbauten im Fuldathale. Mit 2 Plänen und 7 Tafeln. (Aus den Veröffentlichungen des Fuldaer Geschichtsvereins.) Fulda 1899.

Das Weichbild Fuldas war der Schauplatz einer prähistorischen Niederlassung; im dortigen Moor errichteten die Ansiedler Pfahlwerke, analog den in der Schweiz und anderen Ländern aufgefundenen Bauwerken, und zwar in zwei Bauweisen: die unters durchschnittlich 60 cm starke Kulturschicht kam in einem echten Pfahlbau zur Ablagerung, zwischen dessen Pfählen gröfsere Moorlachen stagnierten; die über die Sandbank geschütteten Kalk- und Basaltblöcke, sowie die dazwischen gefüllten Schottermassen geben von dem späteren Packwerkbau Zeugnis. Neben Geräten aus Stein, Horn, Knochen und Holz kommen Werkzeuge auch aus Metall vor, letztere freilich spärlicher und mehr in den oberen Lagen. Nur die im Moor versunkenen und demselben direkt aufliegenden Werkzeuge aus Bein und Stein, sowie die daselbst gefundenen Fragmente aus Thongeschirr tragen einen Charakter, welcher dieselben entschieden in eine vorrömische Periode verweist. Viele Werkzeuge sind an dem Orte der Niederlassung selbst hergerichtet worden, wie Feuerstein-Nuclei, halbverkohlte Knochen- und Horngeräte etc. zeigen. Knochen von Pferd, Rind, Schwein, Ziege wie Schaf weisen Spuren von Domestikation auf. Neben den älteren keramischen Erzeugnissen finden wir römische, fränkische, slavische oder karolingische Anklänge. Das Vorkommen von römischen Kunsterzeugnissen gestattet den Hinweis auf Handelsbeziehungen mit den benachbarten römischen Niederlassungen. Fränkische Erzeugnisse sind besonders in den nett ornamentierten Kammfragmenten vertreten. Der ehrwürdige Gründer Fuldas fand von der Niederlassung bereits keine Spur mehr vor, denn ein so gründlicher Beobachter und schlichter Berichterstatter hätte sie sonst sicherlich erwähnt. Dafs die Pfahlwerke durch Feuer zu Grunde gingen, erhärten die dicht lagernden Holzkohlen über dem gesamten Funde, sowie die angekohlten Holzgeräte in der oberen Schicht. Wann der Untergang erfolgt ist und in welche Zeit die erste Niederlassung zu setzen wäre, darüber herrscht zunächst noch tiefes Dunkel. E. Roth.

Dr. Eugen Traeger: Die Rettung der Halligen und die Zukunft der schleswig-holsteinischen Nordseewatten. Mit 10 Abbildungen und Skizzen. Stuttgart, Hobbing & Büchle, 1900.

Schon 1892 hat der Verfasser ein vielbeachtetes Werk über die Halligen der Nordsee geschrieben, das nicht wenig dazu beitrug, die Sympathie, welche man der Erhaltung der Halligen entgegenbrachte, in die Praxis zu übersetzen. Dafs viel in Bezug auf die Rettungsbauten geleistet wird und man noch immer frisch bei der Arbeit neuer Landgewinnung ist, zeigt nun die vorliegende Schrift, welche sich als eine Fortführung und Ergänzung der ersten Arbeit des Verfassers darstellt.

Aufserordentlich grofse Summen verwendet Preufsen jetzt auf die Erhaltung der nordfriesischen Inseln. Steinbuhnen, Faschinen, Lahnungen, Deichverstärkungen, Dünenbepflanzungen haben allein auf Sylt, Amrum, Föhr, Nordstrand, Pellworm und Helgoland Millionen verschlungen, während andere Millionen für die Sicherung der Schiffahrt in jenen Gegenden verwendet wurden. Wie sinnreich und der Zeit und dem Meere trotzend die Bauten ausgeführt werden, welche gewaltige Schwierigkeiten man zu überwinden hat, zeigt die vorliegende Schrift. Die Küstenlinien ändern sich durch die Riesenbauten, und das durch sie gewonnene Land ist so grofs, dafs der Kartograph davon Kunde nehmen mufs. Der Gewinn an Wiese und Ackerland aus den meerüberrauschten Watten ist schon jetzt ein bedeutender. Mit der Eindeichung der Watten aber verschwinden die Halligen als Inseln: sie werden Teile des Festlandes und sind vor dem absehbaren Untergange im Meere gerettet.

Dr. K. Th. Preufs: Künstlerische Darstellungen aus dem deutsch-holländischen Grenzgebiete in Neu-Guinea. Separatabdruck aus dem Internationalen Archiv für Ethnographie, Bd. XII, 1899. 25 S. 4°. Mit drei Tafeln.

Seit Hjalmar Stolpes klassischer Arbeit über die Ornamentik einzelner Teile des östlichen Polynesien und Karls v. d. Steinens glänzenden Untersuchungen über die Zierkunst der centralbrasilianischen Indianer ist auf dem Gebiete der Völkerkunde wohl nichts so fleifsig betrieben worden, wie das vergleichende Studium der plastischen und linearen Darstellungen auf den Gebrauchsgegenständen der Naturvölker. Es ist das eine keineswegs verwunderliche Erscheinung; denn während es für sprachliche und anthropologische Untersuchungen in sehr vielen Fällen noch an ausreichendem Material gebricht, bieten die reichen Schätze unserer heutigen ethnographischen Museen für Arbeiten der erstgenannten Art eine schier unerschöpfliche Fundgrube. Auch Preufs bewegte sich seit längerer Zeit auf dem Gebiete der Ornamentik, und man wird gern gestehen: mit grofsem Erfolge. So dankbar das Arbeitsgebiet an sich ist, so gefährlich vermag es zu werden, sobald man sich mehr auf seine Phantasie als auf seine Augen verläfst. Preufs hat sich in allen seinen Ornamentarbeiten einer sachlichen Nüchternheit befleifsigt, und so kann man seine Resultate als gesichertes wissenschaftliches Gut ruhig hinnehmen. Diese Arbeiten haben im Laufe der letzten Jahre die Ornamentik fast der gesamten Küste von Kaiser Wilhelms-Land behandelt (Zeitschrift f. Ethnogr. XXIX, 1897; XXX, 1898; Internat. Arch. f. Ethnogr., XI, 1898); die vorliegende Arbeit bildet nunmehr den Abschlufs nach Westen hin. Sie beschäftigt sich vorzugsweise mit der Strecke Massilia — Tanah — Merahbai und kommt zu dem Ergebnis, dafs das deutsch-holländische Grenzgebiet sich als sechster Kunstdistrikt den fünf von Kaiser Wilhelms-Land (Finschhafen, Astrolabebai, Nordküste, Ramufluſs, Augustafluſs) anreiht, derart jedoch, dafs manche der vorkommenden Formen erheblich über die Grenzen des Distriktes hinausgreifen. Das ist indessen bei allen anderen Distrikten ebenso der Fall. Unter den plastischen Darstellungen lassen sich der Mensch, die Echidna und der Cuscus leicht identifizieren; sonst kommen von Tieren noch Fisch und Vogel vor. Dieser nimmt unter den linearen Darstellungen den ersten Platz ein; aufser auf den Penisfutteralen kehrt das Motiv des fliegenden Vogels selbst in der Form der bekannten Brustschilde aus Eberhauern, Nassamuscheln und Abrusbohnen wieder. Die dabei von selbst sich aufdrängende Frage, ob der Schmuck von vornherein als Vogel gedacht, oder ob das Vogelmotiv erst nachträglich in den zufällig passenden Raum hineingebracht worden ist, beantwortet Preufs im ersteren Sinne. Es ergiebt sich daraus die andere Frage nach dem Ursprung des Vogelmotivs als Schmuck überhaupt. Ihre Behandlung eröffnet für die Ethnologie Melanesiens bedeutende Perspektiven. Neben dem Vogel kommen unter den linearen Mustern wieder der Fisch, die Schlange und die Eidechse vor; den weitaus gröfsten Raum nehmen aber freie lineare Elemente ein, d. h. Figuren oder Kombinationen von solchen, in denen nicht mehr ein einzelnes Motiv zum Ausdruck gelangt, die aber thatsächlich keinen Sinn in sich bergen. Dem Einwande, dafs durch solche Kombination heterogener Teile, unter denen keiner dominiert, doch ganze Gedankenreihen zum Ausdruck gebracht seien, dafs also eine Art Bilderschrift vorliege, begegnet Preufs durch den Hinweis auf die überall wiederkehrenden Übergänge von einem Muster zum anderen, ein Moment, das die Existenz einer Bilderschrift ausschliefst. Die Untersuchungen führen dann schliefslich zu dem bemerkenswerten Resultate, dafs für die Erklärung der geometrischen Formen die freie Ornamentik mitunter von gleicher Wichtigkeit ist, wie die Darstellung von Tieren und anderen realen Gegenständen. — Hoffentlich findet Preufs auch noch Gelegenheit, die übrigen Teile Neu-Guineas in gleicher Weise zu bearbeiten!

Leipzig. K. Weule.

Kleine Nachrichten.

Abdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

— Eine reichhaltige und wichtige Fundstätte des paläolithischen Menschen ist von Prof. Kramberger in den diluvialen Sanden von Krapina im nördlichen Kroatien im September 1899 entdeckt worden (Korrespondenzblatt der Deutsch. Anthropol. Gesellsch., März 1900). Vom Menschen wurden Kieferstücke mit Zähnen, einzelne Zähne, Parietalstücke, Postoccipitalstücke u. s. w., sowie Steinwerkzeuge in Gesellschaft mit Rhinoceros tichorhinus, Bos primigenius, Ursus spelaeus, Castor fiber u. s. w. gefunden. Die Art und Weise der Lagerung schliefst jede Zufälligkeit aus, so dafs wir es hier mit einer hervorragenden neuen Fundstätte des paläolithischen Menschen zu thun haben, über welche Prof. Kramberger in Agram eine ausführliche Abhandlung veröffentlichen will.

— Die Expedition des Deutschen Seefischereivereins nach den Gewässern der Bäreninsel. Nach einer 1898 vorgenommenen vorbereitenden Untersuchung mit Hülfe des Schulschiffes „Olga" sandte der Deutsche Seefischereiverein im Sommer v. J. eine gröfsere, aus zwei Hochseefischdampfern und einem Schoner bestehende Expedition in das europäische Eismeer mit der Aufgabe, dort solche neuen Fischgründe aufzusuchen, die die Nordsee von ihrer Befischung durch Dampf-Schleppnetzfischerei zu entlasten geeignet wären. Das Ergebnis war günstig, und die Expedition hatte aufserdem Gelegenheit, unsere Kenntnis von der Bäreninsel, die ihr Standquartier war, in einigen Punkten zu erweitern. Hierüber giebt ein vor kurzem erschienener Bericht in den „Mitteilungen" des Vereins (1900, Nr. 1) unter Beigabe interessanter Karten und Abbildungen Aufschlufs. Es wurden einerseits Grundlagen geschaffen für einen aussichtsvollen Walfischfang von der Bäreninsel aus durch die Seefischerei; anderseits ergaben die Erfahrungen über Klima, Topographie der Insel und Betrieb der Fischerei ein erfreuliches Bild, indem auch namentlich die angeblichen Schrecken der Schiffahrt in jenem Meere auf ihr wirkliches, bescheidenes Mafs zurückgeführt wurden. Das gröfste Hindernis aller Unternehmungen auf der Bäreninsel dürfte der häufige dichte Nebel sein, der aus der Berührung kalter und warmer Strömungen in jener Gegend entsteht. Die Seekarten, namentlich die englischen, erwiesen sich als unzuverlässig, und die Expeditionsschiffe gerieten dadurch öfters in Gefahr; die Korrekturen wurden kartiert. Die ganze Küstenformation mit den vorliegenden Klippen, so bemerkt der Expeditionsleiter, Hafenmeister Duge aus Geestemünde, weist auf das Vorhandensein bedeutender Unebenheiten des Meeresbodens in der weiteren Umgebung der Insel hin. Von den Karten der Bäreninsel selber ist die schwedische von Kjellström die beste; der die Expedition begleitende Markscheider Kefsler konnte indessen die Darstellung der Nordküste hier und da berichtigen und zwei in der Nähe derselben von ihm aufgefundene Seen — Haufsee und Lachssee — neu eintragen. Ferner wurden Versteinerungen und Pflanzen gesammelt und Kohlenproben mitgenommen. Die Kohlenflötze sind abbauwürdig und darum für die Eismeerfischerei von Bedeutung.

— Nachrichten von Bonin. Nachdem das letzte Lebenszeichen von dem französischen Forscher Bonin aus Lantschoufu am Hoangho gekommen (Globus, Bd. 77, S. 151), läfst er jetzt von einer weit davon entfernten Stelle Innerasiens wieder etwas von sich hören. Er schreibt unter dem 31. Dezember v. J. aus Karaschar (im Tarimgebiete) an die Pariser Geograph. Gesellsch. einen Brief, den diese in ihrem „Bulletin" (1900, S. 235) auszugsweise mitteilt. Nachdem Bonin Lantschoufu verlassen, überschritt er die Ketten des östlichen Nanschan zum Kuknoor und wandte sich von da

auf neuen Wegen nordwärts nach Kantschou. Hierauf begab er sich auf der schon vielfach begangenen Route über Sutschou nach der Oase Satschou. Von Satschou stiefs er etwa 170 km westwärts in die unbekannte Wüste vor, wobei er aus Wassermangel beinahe zu Grunde gegangen wäre, und ging dann geraden Weges südlich zum Altyntag, dem er bis zum Tarim folgte. An diesem entlang ging er nach Karaschar, von wo er über Urumtschi sich nach Kuldscha begeben will. Interessante Entdeckungen scheint Bonin in der Wüste westlich von Satschou gemacht zu haben; er schreibt darüber, leider nur sehr kurz, folgendes: „Ich fand dort, was man bislang vergebens gesucht hatte, nämlich die Reste der alten Handelsstrafse, die von Satschou nach dem Lobnor führte, und von dort durch die Pamir und Baktrien ging, China mit Europa verbindend. Es war der Marco Polo bekannte und von ihm verfolgte Weg. Ich fand dort auch vollständig erhaltene Türme, eine grofse Mauer, von der die Erinnerung der Chinesen abhanden gekommen war, und eine alte Stadt." Man darf auf genauere Nachrichten über diese Mauer- und die Stadtreste gespannt sein; vielleicht kann man daraus schliefsen, dafs die grofse chinesische Mauer sich weit westlicher erstreckte, als angenommen wird. Am Jangiköll (auf Hedins Karte nicht auffindbar; wohl südlich Karaschar) traf Bonin auf Sven Hedin (oben S. 213).

— Am 10. März d. J. starb in London der ausgezeichnete englische Meteorologe Georg James Symons im 62. Lebensjahre; geboren war er am 6. August 1838 zu Pimlico bei London. Schon früh widmete sich Symons dem meteorologischen Dienste und insbesondere der Beobachtung und dem Studium des Regens in England; schon für 1860 erschien sein „British Rainfall" mit den Beobachtungen von 168 Stationen; für 1898 enthielt dasselbe die Beobachtungen von 3404 Stationen. Im Jahre 1866 begründete der Verstorbene „Symons' Monthly Meteorological Magazine"; von seinen übrigen Schriften seien noch hervorgehoben „Rain-how, when, where, why it is measured". W. W.

— Kapitän Scott, der letzte Überlebende der antarktischen James Rofs-Expediton vom Jahre 1843, ist kürzlich im Alter von 84 Jahren gestorben; mit ihm ist die letzte Erinnerung an die berühmte Polarexpedition des Jahres 1843 dahingegangen. Der Verstorbene, eine echte Seemannsnatur von zäher Kraft und naturhafter Frische, ist an der reichen Ausbeute dieser Expedition für die Botanik und Zoologie, Geologie und Meteorologie in hervorragendem Mafse beteiligt gewesen. W. W.

— Die am 1. Januar 1900 von der chilenischen Regierung zur Erforschung Südpatagoniens ausgesendete Expedition ist am 7. März mit guten Ergebnissen nach Santiago zurückgekehrt. Sie bestand aus Dr. K. Reiche, Dr. R. Pöhlmann und Z. Vergara. Nachdem sie sich zuerst nach Punta Arenas an der Magelhaesstrafse begeben hatte, ging Dr. Reiche über Land nach dem Busen Ultima Esperanza, von wo aus er die benachbarten Cordilleren in botanischer Hinsicht untersuchte und auch der durch Dr. Hauthal bekannt gewordenen Grypotherinmhöhle einen Besuch abstattete, wobei er verschiedene Skelettreste des untergegangenen Säugetieres sammeln konnte. Gleichzeitig war in Südpatagonien die argentinische Expedition unter Dr. Hauthal thätig; sie ist grofsartig ausgerüstet und zählt allein 120 Reit- und Lasttiere mit den zugehörigen Leuten. Während des Aufenthaltes in Punta Arenas waren die Herren Pöhlmann und Vergara zu Ausflügen nach Feuerland aufgebrochen, wo sie die grofsen Glacialerscheinungen, die Goldwäschen, sowie die Kohlen- und Petroleumvorkommnisse studierten.

— Die Erfolge der Herrschaft Englands über Indien im 19. Jahrhundert. Einem Vortrage Sir William Lee-Warners vor der indischen Sektion der Londoner „Society of Arts" entnehmen wir folgende Angaben, die den Umfang des von England in Indien in diesem Jahrhundert geleisteten Kulturwerkes und das Wachstum des britischen Besitzes zu veranschaulichen geeignet sind. Vor Beginn des Jahrhunderts waren nur die Präsidentschaften Madras und Bengalen von Bedeutung; an die ersteren trat 1800 der Nisam von Mysore sein Gebiet ab, während die letztere 1803 Orissa und 1818 einen Teil von Nagpur gewann. Zu der Präsidentschaft Bombay, wo die englische Herrschaft sich bis dahin nur auf die Insel beschränkte, kamen 1817 bis 1819 das Dekhan und Gudscharat, 1843 das Sindh hinzu. Die Nordwestprovinzen wurden 1836 aus Teilen von Bengalen, einem Teil von Oudh und einem kleinen Teil von Nepal gebildet; der Rest von Oudh wurde 1856 einverleibt. Die Nordwestprovinzen ihrerseits gaben einen Teil ihres Gebietes an die Centralprovinzen ab, die 1853 Nagpur und nach dem Aufstande zwei Distrikte von Gwalior und Haidarabad im Austausch für andere Gebietsteile erhielten. 1849 wurde das Pandschab britische Provinz, 1874 Assam von Bengalen abgetrennt, 1824 gewann England Arrakan und Tenasserim, 1852 Pegu und 1885 den Rest von Birma. Damit waren aus den drei Präsidentschaften 8 grofse und 5 kleine britische Provinzen entstanden; aufserdem war die Schutzherrschaft über 66 Millionen Indier, die auf 1535530 qkm wohnen, aufgerichtet worden.

Die Verkehrsverhältnisse haben sich glänzend entwickelt. Von Calcutta nach Cawnpur brauchte man 1812 elf Wochen. Die erste Eisenbahn — Bombay—Thana — wurde 1853 eröffnet; heute beträgt die Gesamtlänge der indischen Eisenbahnen 36800 km. 1851 wurde die erste Telegraphenlinie gebaut, sie ging von Calcutta nach Diamond Harbour, d. s. 50 km. 1855 wurden die Linien Calcutta—Bombay, Meerut—Attock und Bombay—Madras dem Verkehr übergeben. Jetzt existieren in Indien 83200 km Telegraph. Ein vorzügliches Netz von Verkehrsstrafsen überzieht das ganze Land bis in die fernsten Winkel hinein.

Was die socialen Reformen anlangt, so wurden sie 1802 durch Lord Wellesley mit einem Verbot der Kinderopfer begonnen. 1804 wurden in einem halben Jahre in einem Umkreise von 45 km um Calcutta noch 116 Witwen verbrannt; allein der Widerstand gegen eine Aufhebung dieses schrecklichen Brauches war so grofs, dafs erst 1829 in Bengalen und 1830 in Madras die Witwenverbrennung als strafbar erklärt werden konnte. 1820 wurde die ungesetzliche Zwangshaft, die besonders die Brahmanen anwandten, um Geld zu erpressen, verboten; 1832 beseitigte man den Sklavenhandel im Lande, 1843 auch die Haus- und Agrarsklaverei. 1836 konnte die Zugehörigkeit zu der Genossenschaft der Thugs (einer Mördersekte, die ihre Opfer erdrosselte) mit der Todesstrafe bedroht werden. 1850 griff man auch in die Institution der Kasten ein. Ausschlufs aus einer Kaste oder Verzicht auf sie sollte hinfort das Eigentums- und Erbrecht nicht mehr berühren; doch ist die völlige Gleichberechtigung der Kasten vor dem Gesetz auf die Schutzgebiete heute noch nicht ausgedehnt. Februar 1881 wurde mit Ausnahme von Kaschmir die erste Volkszählung durchgeführt, sie ergab 253891821 Einwohner, die nächste 1891 für ein etwas gröfseres Gebiet 287223431 Einwohner, wovon 66050479 auf die Schutzstaaten entfielen. Die Zunahme in jenen 10 Jahren für das Areal der Volkszählung von 1881 betrug 27821420 Seelen, was einer jährlichen Zunahme von 9,7 Proz. entsprach.

— Erforschung des Aralsees. Die turkestanische Abteilung der Russischen Geographischen Gesellschaft hat die Erforschung des Aralsees begonnen, wodurch eine wissenschaftlich und praktisch wichtige Frage gelöst werden kann, nämlich die, ob sich Centralasien wirklich in der Periode des Austrocknens befindet oder nicht. Eine Reihe von Untersuchungen an den Seen der Kirgisensteppe hat gezeigt, dafs sich diese Seen dem Anscheine nach in der Periode des Wasserzuwachses befinden. Zuletzt haben sich, im Jahre 1899, ebensolche Anzeichen auch beim Aralsee ergeben, und mit Bezug auf die Wichtigkeit dieser Frage gedenkt nun die Geographische Gesellschaft in den nächsten Jahren eingehende Untersuchungen des Aralsees vorzunehmen. P.

— Freiherr Max v. Oppenheim hat, wie er an die Gesellschaft für Erdkunde in Berlin berichtet, abermals eine erfolgreiche siebenmonatliche Reise durch das nördliche Syrien, das obere Mesopotamien und Kleinasien unternommen, die ihn von Damaskus bis Konstantinopel führte. Dabei hat er von Urfa aus noch völlig unbekannte Gebirge besucht: Djebel Tektek und Djebel Abd ul Aziz, in welchen er wieder zahlreiche Ruinen von Burgen und Städten, aber auch von grofsen Höhlenwohnungen antraf, die zum Teil arabische, armenische, griechische und aramäische Inschriften aufwiesen. Mitten in der mesopotamischen Wüste bei der Quelle des Chabur entdeckte v. Oppenheim in einem Schutthügel die gewaltigen Reste eines alten Tempels mit Skulpturen von menschlichen und Tiergestalten, Keilinschrift etc. Die wissenschaftliche Ausbeute der Reise war sehr reich an Inschriften und Photographieen.

— In einem in der Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig am 5. Februar d. J. gehaltenen Vortrage „Über die Möglichkeit der Einwanderung von Metallen in Eruptivgesteine unter Vermittelung von Kohlenoxyd" (Berichte, 1900, S. 9 bis 16) weist Herr Clemens Winkler nach, dafs die von der schwedischen Polarexpedition vom Jahre 1870 auf der Südküste der Insel Disco bei Grönland am Fufse eines Basaltrückens aufgefundenen losen Blöcke von ge-

diegenem Eisen, welche unter der Bezeichnung „Ovifak-Eisen" bekannt und anfangs für meteorisches Eisen gehalten wurden, tellurischer Natur sind. Schon Steenstrup trat für die tellurische Natur desselben ein, weil die Art seines geologischen Vorkommens, vor allem das Auftreten ebensolchen Eisens inmitten des benachbarten Basaltes, seiner Meinung nach kaum einen Zweifel darüber aufkommen liefs, dafs die Bildung derartiger Eisenablagerungen mit der Bildung des Basaltes im Zusammenhang steht. Rein chemische Erwägungen bestätigen nun diese Annahme, weshalb die Arbeit auch für Geologen von Wichtigkeit sein dürfte.

— Verkehrsverhältnisse im Ogowegebiet. Im Auftrage der „Société du Haut-Ogowé" hat der Marineartillerieoffizier Osvald im Ogowegebiet Untersuchungen daraufhin vorgenommen, ob eine Verbesserung der Schiffbarkeit des Ogowe und die Anlage von Verkehrsstrafsen dort möglich ist. Er hat den Ogowe und seine südlichen Nebenflüsse untersucht und kommt zu dem Ergebnis, dafs nicht daran zu denken ist, den Ogowe schiffbar zu machen. Nur auf der Strecke von der Ivindomündung bis zu den Fällen von Bundji ist er für kleine Dampfer das ganze Jahr hindurch benutzbar. Man kann aber dem Verkehr durch den Bau von Strafsen aufhelfen; so wäre eine Karawanenstrafse von Ndjole (am unteren Ogowe) nach Kongobunda, ein Fahrweg von dort bis zur Mündung des Djilo (oberhalb der Ivindomündung) und ein anderer Karawanenweg zwischen den Bundjifällen und Lastourville möglich. Der Nebenflufs Lolo wäre für kleinere Dampfer etwa 150 km weit aufwärts acht Monate im Jahre benutzbar, während er von Kähnen das ganze Jahr über befahren werden könne.

— Urnen, die von den bisher bekannten Formen vollständig abweichen, wurden im März 1889 in der Umgegend von Odoorn und Emmen (Holland) gefunden. Wie J. G. Ch. Joosting in den Bijdragen tot de kennis van de Provincie Groningen (Deel I, 1900, p. 120 bis 127, Taf. VII, VIII) berichtet, kann man die Funde kaum Urnen nennen, es sind vielmehr Gegenstände für den häuslichen Gebrauch bestimmt. Neben Karaffen mit Stöpseln in Form von Menschenköpfen und Behältern in der Form von Zuckerdosen mit Deckeln fanden sich Gefäfse verschiedenartiger Form, die oft durch eine oder mehrere Zwischenwände in Abteilungen zerfallen. Einige dieser Gegenstände waren sehr schwach oder überhaupt nicht gebrannt, so dafs sie beim Reinigen mit Wasser sich vollständig zu einem Teig auflösten. Verschiedene andere Umstände führten sogar dazu, dafs der Verdacht aufkam, man hätte es mit Fälschungen zu thun. Um sich Gewifsheit zu verschaffen, besuchte Dr. Pleyte aus Leiden, wohin auch einige dieser Gegenstände hingekommen waren, das Museum in Assen, wo sich die Hauptmenge der Funde befindet, und es gelang ihm, in Gemeinschaft von Herrn Joosting die Echtheit der meisten Gegenstände mit Bestimmtheit nachzuweisen. Fast auf allen Gegenständen fanden sich fränkische Ornamente. Einer Volksüberlieferung nach hat nun auf der Stelle, wo die Funde gemacht werden, ein Dorf gelegen, das von den Normannen unter Olans 808 zerstört sein soll. Vielleicht haben die Bewohner dieses verschwundenen Dorfes bei der Annäherung des Feindes ihre Hausgeräte dem Boden anvertraut und sind die Stellen später in Vergessenheit geraten. Wir würden es also mit Gegenständen zu thun haben, die jetzt etwas über tausend Jahre alt sind und gewissermafsen der frühhistorischen Zeit angehören.

— Von der geologischen Karte der Schweiz 1 : 100000 beginnt eine neue, verbesserte zweite Auflage zu erscheinen, von der bis jetzt als erstes Blatt die Section XVI (Genf) vorliegt. Die eidgenössische geologische Kommission hat beschlossen, bei der Neuauflage jedem Kartenblatt eine ganz kurz gehaltene, gedruckte Erläuterung in Heftform beizugeben, die, wie aus einer Notiz am Kopfe des Heftchens hervorgeht, zu gleicher Zeit in den Eclogae geologicae Helvetiae erscheint. Dieselben sollen in keiner Weise die grofsen Materialien zur geologischen Karte der Schweiz ersetzen, von denen vielmehr eine neue Serie geplant ist, sondern nur eine kurze Übersicht der Hauptteile des Kartenblattes besonders auch in tektonischer Hinsicht geben — im vorliegenden Fall: Jura, Tertiärbecken des Genfersees, Voralpen des Chablais, — sowie eine Aufzählung und kurze Beschreibung der in den einzelnen Teilen ausgeschiedenen Schichten und Gesteine enthalten.

— Nichts kann schlagender die Umänderungen beleuchten, welche sich bei den Maori Neuseelands vollzogen haben, als die Gruppe tanzender Maorikinder, die nach einer photographischen Aufnahme hier wiedergegeben ist. Was ist aus den stolzen Maori, die Cook und selbst noch v. Hochstetter uns schildern, geworden? Abgesehen von den wenigen Gentlemen unter ihnen, von denen selbst einige im neuseeländischen Parlamente sitzen, eine recht verkommene, zusammenschwindende Rasse, die mehr und mehr von ihren Eigentümlichkeiten einbüfst und sich „civilisiert". Das zeigt klar ein Besuch bei den heifsen, berühmten Bädern von Ohinemutu am Südufer des Rotoruasees (Nordinsel), wo jetzt Badehotels stehen und Automobilen verkehren, wo feines europäisches Leben sich mit dem verkommenen Maoritum verquickt, das hier wie die Bettler an Wallfahrtsorten von den neugierig zusammenströmenden Fremden lebt. Überall qualmt dort zwischen Farnen und Manukagebüsch weifser Dampf aus der Erde, entspringen kochende Quellen und Schlammsprudel, und dort badet nicht nur der Europäer, sondern liegt der Maori halbe Tage lang im heifsen Wasser. Die jungen Weiber mit grofsen, feuchten Augen, welche der Verkehr mit den Fremden hierherzieht, und die Englisch radebrechen, dienen als Führerinnen zu den Quellen. Sie führen ihre haka- und poi-Tänze auf, wie die Mädchen von Capri Tarantella vor den Fremden tanzen, während die Männer gegen Bezahlung die alten Kriegstänze nachahmen — alles bestellte Komödie. Und wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen. Während die Alten ernst ihre Aufführungen veranstalten, eifert ihnen das junge Volk nach. Das sollen Maorikinder sein, diese schmutzigen braunen Affengesichter, diese Mädchen und Buben in zerlumpten europäischen Kleidern? Wirr und ungekämmt hängt das schwarze Haar herab, nur die grofsen, schwarzen Augen deuten sofort auf die polynesische Rasse, und auch die Bewegungen sind verschieden von denen unserer Kinder. Aber meisterhaft ahmen sie die Bewegungen der Alten nach, und so werden sie dereinst kommenden Touristengeschlechtern vor dem Geyserhotel genau die alten Tänze ihrer Rasse vorführen, wie sie, wenigstens in dieser Gegend, nur noch als Schauspiel für Entgelt aufgeführt werden.



Tanzende Maorikinder vor dem Geyserhotel Whakarewarewa.
Nach einer Augenblicksphotographie.

Verantwortl. Redakteur: Dr. R. Andree, Braunschweig, Fallersleberthor-Promenade 13. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEBER: DR. RICHARD ANDREE. VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXVII. Nr. 18. BRAUNSCHWEIG. 12. Mai 1900.

Die Erschliefsung des Kaburelandes in Nordtogo.

Von Fr. Hupfeld, Bergassessor a. D.

(Mit einer Übersichtsskizze.)

I.

Das Jahr 1897 war ein recht unruhiges für den nördlichen Teil unserer Togokolonie. Die Abgrenzung gegen die französischen Besitzungen stand vor der Thür, und beide Teile suchten sich noch im letzten Moment soviel Terrain wie möglich durch sogenannte „occupation effective“ zu sichern, die allerdings vielfach nur durch ein paar Polizisten repräsentiert wurde. Dabei hatten wir das Unglück, dafs einige unserer tüchtigsten Beamten wegen Krankheit nach Hause zurückkehren mufsten, während einer sogar, der Stationsleiter Wegener in Sugu-Wangara, nach längerem Leiden auf seinem Posten starb. Gleichzeitig brach ein Aufstand des fast noch unbekannten Konkomba-Volkes aus, dessen sofortige Bekämpfung angesichts der sehr heftig auftretenden Regenzeit verschoben werden mufste, obwohl dadurch unsere Station Sansanne-Mangu viele Monate lang ganz abgeschnitten war. Immerhin gelang es, einem weiteren Umsichgreifen des Aufstandes vorzubeugen.

Unterdessen war in Paris der deutsch-französische Abgrenzungsvertrag geschlossen, und wir konnten nunmehr alle verfügbaren Kräfte auf die Pacifizierung des uns dabei zugefallenen Landes verwenden. Die Polizeitruppe, unter der erfahrenen Führung des leider kürzlich verstorbenen Oberleutnants Baron von Massow, traf Ende September, also gegen Schlufs der Regenzeit, in der Station Bâfsari ein. Bereits Ende des Jahres war das Konkombaland unterworfen. Man erkannte dabei, dafs es sich hier um ein reich bevölkertes und fast ganz heidnisches Gebiet handelt, das sich vor Allem auch durch grofsen Viehreichtum auszeichnet.

Nun blieb nur noch das sogenannte Kabureland unerforscht, das den nordöstlichen Teil unserer Kolonie, östlich von den Konkomba bis hinüber zur französischen Grenze, umfafst. Der einzige Europäer, der meines Wissens mit diesem Volke bis dahin in Berührung gekommen war, ist Graf Zech, und zwar während seines Aufenthaltes in dem französisch gewordenen östlichsten Kaburegrenzorte Logba, nördlich von Semere. Im Übrigen war man stets um das Land herumgegangen. Auch die umwohnenden Eingeborenen wufsten nichts Näheres darüber anzugeben. Mit den Leuten von Bâfilo, Dáko und Kâbu lagen die Kabureleute fast beständig in Fehde, die sich in räuberischen Überfällen und ähnlichen Erscheinungen des Kleinkrieges äufserte. Zudem war Kabure von altersher eine Hauptquelle des Sklavenhandels im Hinterlande Togos gewesen, dem man nur dann energisch entgegentreten konnte, wenn man das Land selbst unterwarf. Aus allen diesen Gründen entschlossen sich die zuständigen Stationsleiter, die Anwesenheit einer ziemlich bedeutenden deutschen Macht zu benutzen, um in Kabure einzudringen. Man hoffte, durch Entfaltung grofser Machtmittel diesem wilden Volke so zu imponieren, dafs es keinen Widerstand wagte, eine Hoffnung, die sich allerdings nur zum Teil erfüllt hat.

Nach obigem Plane brachen nun annähernd zur selben Zeit Dr. Kersting von Südosten von Bâfilo her, Oberleutnant Thierry von Nordwesten etwa halbwegs zwischen Sansanne-Mangu und Bâfsari und Baron v. Massow von Kabu im Südwesten ins Kabureland ein. Dem letztgenannten Offizier hatte sich der Verfasser mit dem Hauptteile der Douglasschen Togoexpedition angeschlossen, um so auch diese Region der Kolonie wenigstens flüchtig geologisch untersuchen zu können.

Unser Abmarsch vollzog sich am Morgen des 22. Januar 1898 von Kâbu aus. Blutigrot stieg die Sonne mit schmaler Sichel — es war gerade eine partielle Finsternis — am östlichen Horizonte auf.

Kâbu oder Kúntum, wie es die Haussahändler nennen, einen Tagemarsch nördlich von Bâfsari gelegen, ist ein gröfserer Ort von einigen tausend Einwohnern. Diese gehören überwiegend dem Bâfsaristamme an und unterstanden früher direkt dem König von Bâfsari, dessen Oberhoheit sie auch jetzt noch, obgleich nur formell, anerkennen. Kâbu hat sich dann seinerzeit den Manguleuten und später den Dagomba bei deren Einfällen unterworfen und zahlte bis vor Kurzem an beide Tribut. Man sieht daraus, welchen problematischen Wert unsere staatsrechtlichen Begriffe von Oberhoheit und dergl. in Afrika haben.

Wie alle Orte des Bâfsarilandes ist auch Kâbu am Fufse eines isolierten, steilen Berges erbaut, der in Kriegszeiten eine leicht zu verteidigende Zufluchtsstätte bietet. Zwanzig Minuten südöstlich von Kâbu liegt am Fufse desselben Berges der vor etwa 30 Jahren gegründete Bâfsariort Sará, der sich durch eine ziemlich bedeutende Eisenerzeugung auszeichnet.

Im Gegensatze zu Bâfsari hat Kâbu seine günstige Handelslage bald erkannt und daher dem Eindringen des mohammedanischen Elementes und der halb moham-

medanisch gewordenen Händler aus dem Timgebiet keinen Widerstand entgegengesetzt. Das zeigt sich schon in dem Allgemeineindruck des Ortes. Die Hütten sind gröfser und schöner als in Bâfsari; die ganze Dorfanlage ist regelmäfsiger und der Handel sehr belebt, sowohl als Durchgangshandel wie als Kleinhandel auf den täglich stattfindenden Märkten. Besonders ist hervorzuheben, dafs Kâhu es verstanden hat, sich zu einem Hauptumschlagsplatze des in Bânyeri gewonnenen Eisens zu machen. Das Eisen, das von dort nach Bâfsari, Dáko, Bâfilo und darüber hinaus und nach dem Kaburelande geht, wird zum gröfsten Teile in Kâbu umgesetzt. Aufserdem hat Kâbu und neben ihm zeitweise wohl auch einmal Sará eine grofse Bedeutung als Eingangsthor für den Handel nach dem Kaburelande. Als Einfuhrartikel kommen hauptsächlich Eisenluppen, Salz und von europäischen Waren Glasperlen und Messingstangen in Betracht. Die Ausfuhr besteht in Eisenarbeiten, z. B. Messern und recht hübschen Eisenketten, wie man sie sonst in Nordtogo nicht anzufertigen versteht, früher auch Sklaven. Es ist mir von verschiedenen Seiten versichert worden, dafs die Kabureleute — wenigstens in manchen Distrikten — bei zahlreicher Familie oft ihre eigenen Angehörigen in die Sklaverei verkauft hätten, nur um selbst leben zu können.

Ein besonderer Ausfuhrartikel des Kaburelandes ist endlich noch Gift. In der Herstellung verschiedener Gifte sind die Kabureleute weit und breit bekannt. Ihr Pfeilgift ist als besonders wirksam gefürchtet. Als klassisches Beispiel dafür sei hier angeführt, dafs auf dem Banner des Königs von Yendi in arabischen Lettern geschrieben stehen soll, diese Fahne würde ihren Träger gegen die Kugeln der Gewehre, gegen Krankheiten aller Art und „selbst gegen das Gift der Kabureleute“ schützen.

Der Eintritt in das Kabureland ist Fremden unbedingt untersagt. Wo die Kabureleute nicht selbst zu den fremden Marktplätzen, wie z. B. nach Kâbu-Sará kommen, trifft man sich an bestimmten Grenzpunkten oder in Djamdé. Dieser Ort liegt südlich des Karáflusses, also nicht mehr im eigentlichen Kaburelande, und soll zum gröfseren Teile von Kabure-, zum kleineren von Timleuten bewohnt sein. Anscheinend steht er in einem sehr losen Abhängigkeitsverhältnis zu Dáko (von den Timleuten Dáude genannt). Auch er lehnt sich an einige hohe, isolirte Steilberge, die eine weithin sichtbare Landmarke bilden.

Abgesehen von Djamdé ist die weite Karaniederung unbewohnt. Letztere, an ihren tiefsten Punkten nur etwa 200 m über dem Meere gelegen, zieht sich, nördlich des 700 m hohen Dáko-Sûdu-Plateaus, von Osten nach Westen hin und bildet die menschenleere Savannenzone, die das Tshautshogebiet nach dieser Seite begrenzt. Hier giebt es noch ziemlich viel Wild: Elefanten, Flufspferde, Alligatoren, Panther, Hyänen, Antilopen, Hasen, die für die Jagd der umwohnenden Völkerschaften eine willkommene Beute bilden. Sogar Löwen sollen hier noch vorkommen.

In Kâbu herrschte allgemeine Freude, als es hiefs, dafs den Kabureleuten ihre Räubereien gelegt werden sollten, und ganz Kâhu stellte sich als Hülfsvolk zur Verfügung. Eine gröfsere Anzahl wurde als Träger angenommen; die übrigen liefen die ersten beiden Tage mit, wurden dann aber zurückgeschickt.

Die Expedition des Herrn von Massow bestand einschliefslich der Douglasschen Leute aus 4 Europäern, etwa 70 schwarzen Soldaten, über 100 Trägern und den nötigen Dolmetschern, Köchen, Jungen etc. Dazu war ein Trupp Sabermas als Hülfsvolk angenommen, etwa 30 Reiter mit 70 Mann Fufsvolk. Die letzteren waren zum Teil mit Steinschlofsflinten bewaffnet und gehörten hauptsächlich zur Bedienung der Reiter und ihrer Pferde. Diese Sabermas sind Mohammedaner, die aus der Gegend von Sai am Niger stammen. Ähnlich den deutschen Landsknechten im Mittelalter leben sie schlecht und recht vom Kriege und verdingen sich bereitwillig an den, der ihnen die besten Aussichten bietet. Unser Trupp war zuerst in der Gegend von Bâfilo aufgetaucht, hatte dann den Bâfsarileuten in ihren fortwährenden Fehden gegen Bânyeri geholfen und sich zuletzt in Kâhn festgesetzt. Herr von Massow engagierte sie hier für den Zug gegen die Konkomba und fand sie nach Ausmerzung einer Reihe schlechter Elemente recht brauchbar. Sie dienen zum Auskundschaften, zur Sicherung der marschierenden Karawane durch Seitenpatrouillen, zum Verfolgen des geschlagenen Feindes, zum Requirieren von Lebensmitteln und dergl. Bei all diesen Aufgaben sind die Saberma-Reiter von unschätzbarem Werte.

Die Bewaffnung unserer schwarzen Soldaten besteht aus dem Gewehr Modell 71. Die Leute sind in Togo selbst angeworben, zum grofsen Teile von der Küste, und bewähren sich unter richtiger Führung im Allgemeinen sehr gut. Aufser den Soldaten waren noch 15 gleichfalls von der Küste stammende Träger bewaffnet worden, und zwar mit Karabinern desselben Modells. Denn der kürzere Karabiner gestattet das Tragen einer Last, hat aber den Nachteil, dafs man kein Seitengewehr aufpflanzen kann, was manchmal recht mifslich werden kann.

Die Hauptwaffe, die die Expedition mit sich führte, war ein Maximgeschütz, das im Ernstfalle den Eingeborenen die riesige Überlegenheit europäischer Waffen zeigen sollte.

Unser Weg führte zunächst eine halbe Stunde bergab zu einem kleinen Bache, aus welchem Kâhn in der Trockenzeit sein ganzes Wasser holen mufs. Der Ahotándyör, d. h. der Eisensteinberg, von dem Sará sein Erz bezieht, bleibt links liegen. An vielen Punkten längs des Weges finden sich Eisenschlacken, ein Beweis, dafs die Eisenindustrie in dieser Gegend schon sehr alt ist. Das Gras der Savanne war dürr und braun; aber da, wo die Eingeborenen es niedergebrannt hatten, zeigte sich trotz der Trockenzeit — dank des reichlichen Nachttaues — überall schon frisches Grün. Das tief eingerissene Bachbett des Nyagpéne wird als die Grenze gegen das Kabureland bezeichnet. Hier tritt an die Stelle des Quarzites, in den der Roteisenstein des Abotándyör eingelagert ist, ein Thonschiefer, jedenfalls den ältesten Formationen angehörend.

Ab und zu wird die eintönige Baumsavanne durch eine Farm von Guineakorn unterbrochen. Vor uns im blauen Dunste des Harmattan erschienen die Berge von Kabure-lófso; denn so heifst der Teil des Kaburelandes, in den wir nun zuerst kommen. Nach fünf Stunden wirklicher Marschzeit stehen wir plötzlich vor dem „grofsen Kabureflufs“, dem Kará oder Dyafó, wie er in Tim heifst. Der Flufs entspringt östlich von Sémere und hat bei dieser Stadt nur eine Breite von etwa 30 m. Bei unserer Übergangsstelle ist er aber schon seine 120 bis 150 m breit, und sein Bett ist gegen 3 m tief eingerissen und ganz felsig (Glimmerschiefer). Die Wassermenge ist in der Trockenzeit natürlich nur gering; in der hohen Regenzeit dürfte der Flufs jedoch nahezu unpassierbar sein.

Jenseits des Kara marschieren wir durch eine schöne, reich angebaute Landschaft, die durch viele Palmen, meist Ölpalmen, einen parkartigen Eindruck erhält.

Hier und da stehen einzelne Farmgehöfte; aber kein Mensch ist zu sehen. Schon nach einer halben Stunde haben wir einen zweiten grofsen Flufs von 60 bis 80 m Breite und 6 m tief eingerissenem Bett zu passieren; er wird uns Báhile genannt.

Wenige hundert Meter dahinter begannen die Dörfer der Kabure-lófso-Leute, und hier wurden wir trotz unserer Bemühungen, den Leuten durch Zeichen den friedlichen Zweck unseres Kommens klar zu machen, sofort mit Pfeilschüssen angegriffen. Nach Zerstreuung der Angreifer bezogen wir am Ende des Dorfkomplexes Pessidé unser Lager und blieben daselbst auch den folgenden Tag. Die Nacht verlief ruhig; erst am Morgen wurden wir nochmals von drei Seiten angegriffen.

Pessidé liegt am Fufse des hier beginnenden Gebirges, das wieder die Hauptrichtung der Togogebirgszüge von SW nach NO aufnimmt, die vorher durch das Kuppenland von Bâfsari und das Dáko-Sûdu-Plateau unterbrochen war. Das Gestein ist Glimmerschiefer mit zahlreichen Quarzschnüren. Die Höhe des Gebirges dürfte hier auf etwa 500 bis 600 m über dem Meeresspiegel steigen.

Die Kabure-lófso-Leute sind mittelgrofse, nicht besonders schöne Neger. Ihre Bekleidung ist äufserst dürftig. Die Männer tragen weiter nichts als einige Schmucksachen: Ringe von Leder, Holz oder Eisen um Arme und Beine. Die Weiber schlingen um die Hüften eine Schnur, an der vorn ein kleines, hinten ein gröfseres dreieckiges Stück weifsen Baumbastes, an ein cul de Paris erinnernd, befestigt ist. Bei beiden Geschlechtern sind die Nasenflügel durchbohrt, um irgend eine Zierat aufzunehmen; auch die Ohrläppchen sind bei vielen durchbohrt.

Die Bewaffnung besteht aus Bogen von 1 m Höhe, dazu gehören Pfeile von 30 cm Länge mit eiserner, stark vergifteter Spitze. Sie werden in Köchern aus Leder, seltener aus Bambusrohr mitgeführt. Dazu kommt ferner das zweischneidige lange, unten gekrümmte, oben mit einem O-förmigen Griff versehene Messer, wie es im ganzen Norden von Togo sich findet. Viele Leute haben auch Streitäxte mit hölzernem Stiel, in den vorn eine halbmondförmige eiserne Schneide eingesetzt ist, oder auch Streithämmer von ähnlicher Konstruktion. Vor und während des Kampfes wird mit kleinen Pfeifen aus Horn ein schauderhafter Lärm vollführt. Feuerwaffen sind gänzlich unbekannt, ein Beweis, dafs sich das Kabureland systematisch gegen alles Fremde abschliefst.

Die Bauart der Häuser ist auffallend niedrig. Die runden Hütten sind sehr klein und haben nur einen sehr engen und niedrigen Eingang, vor dem sich vielfach noch eine kleine, ebenso niedrige Vorhalle befindet. Um wenigstens etwas Luft zu bekommen, hat jede Hütte aufser der Thüröffnung noch eine Anzahl kleiner, kreisrunder Fensterluken. Mehrere Hütten mit den zugehörigen Hühnerställen und den wie grofse Töpfe aussehenden Kornschobern stehen in einem Komplexe zusammen und bilden ein Gehöft. Selten findet sich eine gröfsere Anzahl von Gehöften dicht beisammen; meist sind sie über einen weiten Raum zerstreut, so dafs eine Schätzung der Gröfse der Orte äufserst schwierig ist.

Der Ackerbau wird ziemlich eifrig betrieben; es werden Guineakorn, verschiedene Arten von Hirse, Bohnen u. s. w., aber so gut wie gar kein Yam gebaut. Neben dem Ackerbau besteht eine rege Viehzucht; denn man sieht Schafe, Ziegen, Haus- und Perlhühner überall massenhaft, auch die durch ganz Togo verbreitete Hundeart. Rindvieh giebt es ebenfalls; aber es ist eine äufserst kleine, kümmerliche Rasse, nicht gröfser als sonst die Kälber. Pferde und Schweine fehlen hier gänzlich.

Die Pferde sind wahrscheinlich erst aus dem Norden durch die Mohammedaner in das Tim-, Mangu- und Dagomba-Gebiet und dann nach Bâfsari eingeführt worden. Es entspricht also nur dem Princip völliger Abschliefsung, wenn man sie im Kabureland nicht übernommen hat. Sehr auffallend ist jedoch das Fehlen der Schweine. Zunächst liegt es in Nordtogo nahe, bei der Verbreitung der Schweine an einen Zusammenhang mit dem Islam zu denken, und thatsächlich findet man auch an Orten, wo die Lehre des Propheten herrscht, keine oder nur sehr wenige Schweine. Das Fehlen dieser Haustiere in Kabure-lófso hat aber mit dem Islam gar nichts zu thun und ist um so auffallender, als die noch recht ursprünglichen und allem Fremden abholden Bâfsarileute massenhaft Schweine züchten. Auch in der Bâfsariniederlassung Tshamba finden sie sich in mäfsiger Zahl, trotzdem die umwohnende Timbevölkerung keine Schweine hat. Dako und Kabu halten ebenfalls Schweine. Sollte das Schwein als Haustier sich vielleicht erst in relativ neuerer Zeit bei diesen Völkern eingebürgert haben? Um von Grund aus verschiedene Völkerschaften scheint es sich hier nicht zu handeln; denn nach den allerdings recht spärlichen Auskünften sind die Sprachen in Kabure-lófso, ebenso wie in dem östlicher gelegenen eigentlichen Kaburelande nur stark abweichende Dialekte der Timsprache.

Am 24. Januar marschierten wir weiter nach Osten, zunächst am Fufse des Gebirges entlang, überschritten den Báhile wiederum und gelangten in einen ausgedehnten Komplex von Gehöften, die uns zusammen als „Klein-Kabure-lófso“ bezeichnet wurden, während wir im einzelnen die Namen Lófso (wahrscheinlich unrichtig), Tshâlia, Kâua und Sarindé erhielten. Wahrscheinlich liegen nördlich des Báhile noch weitere Dörfer. Natürlich liefs sich kein Mensch blicken. Vor Sarindé biegt rechts der Weg nach Djamdé ab; die charakteristischen Konturen der Djamdéberge waren in mäfsiger Entfernung zu sehen.

Am Ausgange von Sarindé gewahrten wir plötzlich eine grofse Schar Schwarzer, die von rechts her in hellen Haufen auf uns zukamen; es waren die Dakoleute, die sich Dr. Kersting als Hülfsvölker angeboten hatten und von ihm beauftragt waren, ihn hier zu erwarten.

Wir marschierten weiter östlich, zunächst durch Farmen, worunter auch eine Yamsfarm, dann durch die üblichen Baumsavannen auf immer schlechter werdendem Wege. Denn Kabure-lófso und das centrale Kabureland liegen natürlich miteinander in Feindschaft, haben also keine Verbindungswege. Erst später stiefsen wir auf einen von Djamdé herkommenden Weg, der gut begangen ist. Das Gestein ist ein stark verwitterter Quarzitglimmerschiefer, der bei nördlichem Einfallen ein ostwestliches, also dem Dáko-Sûdu-Plateau entsprechendes Streichen hat. Nach knapp fünf Stunden gesamter Marschzeit erreichten wir den ersten Ort des eigentlichen Kaburelandes, Tyetyáu. Hier kamen wir friedlich durch; es präsentierte sich uns sogar ein von Dr. Kersting provisorisch eingesetzter „König“ von Bâu, einer weiter im Osten gelegenen Kabureortschaft.

Das eigentliche centrale Kabureland ist ein Gebirgsland, dessen Höhenzüge sich um mehrere 100 m über die Thalsohle erheben. Sie bestehen überwiegend aus einem mit aufserordentlich vielen, bald nadelkopf-, bald bohnengrofsen, roten Thongranaten durchsetzten Gneifs. Das Verwitterungsprodukt dieses Gesteins hat eine

intensiv dunkel karminrote Farbe, die der ganzen Gegend um so mehr ihren Stempel aufdrückt, als auch die Hütten der Eingeborenen aus dem Lehm, der mit durch die Verwitterung entsteht, erbaut sind, und daher dieselbe Farbe haben. Der Verwitterungsboden zeichnet sich durch eine aufserordentliche Fruchtbarkeit aus, und dieser ist es zuzuschreiben, dafs man hier einen so starken Ackerbau antrifft, wie er im übrigen Togo so leicht nicht seinesgleichen finden dürfte. Fast jeder Fufs Erdreich, selbst an den steinigen Gehängen, ist ausgenutzt; an letzteren werden die Steine zu kleinen Mauern angehäuft, um Terrassen zu schaffen. Die dazwischen laufenden kleinen Fufssteige sind ebenfalls mit niedrigen Mauern eingefafst, so dafs man unwillkürlich an die Weinberge des Rheinlandes erinnert wird. Offenbar wird auf diesem Boden kontinuierlich Ackerbau betrieben, ohne die sonst in Togo ganz allgemein übliche und bei dem Mangel an Düngung ja auch nötige Brachzeit.

Skizze der Kabureise (Togo).
Nach eigenen Aufnahmen von Fr. Hupfeld.
(In der Karte ist die „officielle" Schreibweise beibehalten.)

Der Ackerbau umfafst dieselben Produkte wie in Kabure-lófso; Yam tritt ganz zurück, doch kaufen ihn die Leute angeblich in Djamdé. Yam scheint überhaupt in manchen Gegenden oder auf bestimmten Böden nicht zu gedeihen; doch kann ich darüber nichts Näheres angeben. Für Guineakorn und die ähnlichen Hirsearten hat man hier eine eigentümliche Art der Feldbestellung. Während diese Früchte sonst entweder auf Erdhaufen von etwa 1 bis 3 m Höhe oder in Reihen mit zwischenliegenden Furchen gepflanzt werden, hat man hier ebene Beete von 6 m Länge und $1\frac{1}{2}$ m Breite mit dazwischen liegenden tiefen Furchen. Die Viehzucht ist wohl dieselbe wie in Kabure-lófso; doch sahen wir kein Rindvieh. Pferde und Schweine fehlen auch hier vollständig.

Leider hörte ich erst nachträglich, dafs Tyetyán Schmieden besitzt.

Die Wohnungen der Leute sind kleine, aber hohe Rundhütten, deren mehrere ein Gehöft bilden, das durch hohe Verbindungsmauern der einzelnen Baulichkeiten von der Aufsenwelt abgeschlossen ist. Die Luftlöcher von Kahure-lófso fehlen hier.

Die Leute im eigentlichen Kaburelande gehen völlig nackt; nur diejenigen Weiber, welche ein Kind in der in ganz Togo üblichen Weise „huckepack" auf dem Rücken tragen, benutzen zum Festbinden des Kindes eins der in Nordtogo üblichen braunroten Tücher.

Auffallend sind die vielfach gebrauchten, halblangen Tabakpfeifen mit Thonkopf einheimischer Erzeugung. Wie wir hörten, waren wir bisher erst in dem kleineren Teile von Kahure-lófso gewesen; die „grofse Kabure-lófso-Stadt" liegt weiter nördlich. Dahin marschierten wir dann am 23. Januar. Zunächst kamen wir an einer Reihe von Kaburedörfern vorbei, die sich am Fufse des Gebirges, auf kleinen Anhöhen gelegen, hinziehen; dann rückten wir in nordwestlicher und, nach Überschreitung des hier Puélu genannten Báhile, in nördlicher Richtung weiter. Wir kamen damit wieder in die Glimmerschiefer- und Quarzit-Glimmerschiefer-Region hinein und erreichten nach drei Stunden Marschzeit eine etwa 160 m über dem Puélu gelegene Hochebene und danach bald den Anfang von Grofs-Kabure-lófso. Auch hier wurden wir friedlich, wenn auch sehr ängstlich aufgenommen.

Am nächsten Tage ging es nun durch ganz Kabure-lófso hindurch. Dies ist ein Ortskomplex von einer ganz riesigen Ausdehnung; denn wir brauchten rund drei Stunden auf gutem, ebenem Wege. Es ist natürlich nicht eine geschlossene Stadt; aber es liegt doch ein Gehöft nahe am anderen. Das Ganze ist reizend unter hochstämmigen Palmen, Affenbrotbäumen u. dergl. versteckt. Zwischen den Gehöften dehnen sich Farmen aus, meist von Guineakorn.

Die Bauart der Häuser, die Bekleidung, bezw. Nichtbekleidung der Leute u. s. w., alles zeigt völlige Übereinstimmung mit Klein-Kabure-lófso. Viele Leute bekamen wir allerdings nicht zu Gesicht; diejenigen, die sich heranwagten, hatten sich, wohl als Zeichen der Unterwerfung, den ganzen Leib mit Asche bestreut.

Am Ende von Tená trafen wir Dr. Kerstings Spuren, der von Norden kommend hier in südwestlicher Richtung weiter marschiert war. Wir selbst zogen weiter nach Nordwesten, wo ein grofser Ort Adyíra-Lamba liegen sollte.

Für die Richtigkeit dieses Namens kann ich allerdings nicht einstehen; denn mit der Verständigung zwischen uns und den Eingeborenen sah es recht schlecht aus, verstehen sich doch die Leute der südlichen Teile von Grofs-Kabure-lófso schon mit denen der nördlichen nur sehr mangelhaft. Der ganze Ortskomplex steht auch nicht unter einer gemeinsamen Verwaltung, wie denn im ganzen Kaburegebiete keine „Könige", sondern höchstens Häuptlinge kleiner Dorfkomplexe vorhanden sind. Daher liegen die Leute denn auch untereinander in beständiger Fehde. Nur wenn von aufsen jemand eindringen will, einigt man sich zu gemeinsamem Widerstande. Man mufs hierbei bedenken, dafs dieses dicht bevölkerte Land sicher schon seit Jahrhunderten ein Ziel feindlicher Überfälle seitens der umwohnenden Völkerschaften, vor allem zum Zwecke des Sklavenraubes, gewesen sein dürfte.

Von Tená ging es zunächst über dürftiges, steiniges Land hergan. Ein neuer Gebirgszug setzt hier auf der Hochebene an und zieht in der Richtung nach NNO, die genau dem Streichen der östlich einfallenden Quarzit-glimmerschieferschichten entspricht. Plötzlich stockt die Karawane; denn senkrecht, wohl 150 m unter uns, breitet sich ein grünes, mit Ölpalmen bestandenes Thal aus, in dem zahlreiche Gehöfte zerstreut liegen. Es ist

Adyíra-Lamba. Nicht ohne Schwierigkeiten gelang es, einen Abstieg zu finden. Die Bewohner waren alle unter Kriegsgeheul und Pfeifen auf kleinen Hornpfeifen entflohen, wie vom Erdboden verschwunden. Der nächste Tag, der Geburtstag Sr. Majestät, sollte ein Ruhe- und Festtag sein. Es kam aber anders. Wir wurden von den Eingeborenen angegriffen, die zum grofsen Teile in die steilen, vielfach überhängenden und in ihrer mannigfaltigen Zerklüftung vorzügliche Schlupfwinkel bildenden Felsen auf der Ostseite des Thales geflüchtet waren und sich da jedenfalls ganz sicher fühlten. Erst nach dreistündigem Gefecht gelang es, sie von dort zu vertreiben.

Die Leute von Adyíra-Lamba unterscheiden sich, abgesehen von der Sprache, von den Kabure-lófso-Leuten hauptsächlich dadurch, dafs die Weiber vorn und hinten statt des Schurzes aus Baumbast nur Troddeln herunterbaumeln haben. Bei der Bewaffnung der Männer fielen Helme aus Geflecht auf, die ringsherum mit dünnen, einige Centimeter breiten Eisenplättchen, die, vom unteren Rande nach oben sich verschmälernd, bis zur Spitze reichen, besetzt sind. Auch schmale, den Arm schützende Schilde aus Eisen wurden gesehen. Die Leute beschäftigten sich auch hier viel mit Viehzucht; die Rinder sind, im Gegensatze zu den von Klein-Kabure-lófso, von normaler Gröfse.

Fouchers Forschungen in Swât.

Zu den dürftig bekannten Teilen Asiens gehören die zwischen Afghanistan und dem britisch-indischen Vasallenstaat Kaschmir gelegenen Landschaften Kafiristan, Swât und Tschitral. Der Grund für diese Thatsache dürfte wohl hauptsächlich darin zu suchen sein, dass die dort wohnenden unabhängigen Völker die Überschreitung ihres Gebietes durch Europäer als den ersten Schritt zu einer späteren Unterwerfung unter europäische Macht betrachten und dafs demzufolge auch der Forscher nur unter aufsergewöhnlichen Voreichtsmafsregeln und unter scharfer militärischer Bedeckung es wagen kann, im Dienste der Wissenschaft jene Gebiete zu betreten. Dafs die politische Lage der Dinge ein eingehenderes Erforschen dieser Gebiete erschwert, ist um so bedauerlicher, als gerade dort dem Archäologen und Ethnographen ein reiches Arbeitsfeld zur Verfügung steht, da durch die Berührung der griechischen mit der buddhistischen Kunst im Zeitalter Alexanders d. Gr. manches kulturhistorisch wertvolle Denkmal der Nachwelt erhalten blieb und die Bevölkerung in ethnographischer Beziehung viel Eigentümliches bietet. Die Litteratur über dieses Gebiet ist daher auch ziemlich spärlich und mufs jeder auch noch so geringe Beitrag hierzu mit Freuden begrüfst werden. Ein solcher liegt uns vor in dem Bericht des französischen Archäologen A. Foucher, welcher vom November 1896 bis Februar 1897 die indo-afghanische Grenze bereist und darüber hauptsächlich in Nr. 41 und 42 der Zeitschrift „Le Tour du Monde" (1899) berichtet hat.

Von Khairabâd auf dem rechten Ufer des Indus erfolgte der Aufbruch nach Und, wobei der Landai überschritten werden mufste. (Der Landai entsteht aus der Vereinigung des Kâbul und Swât.) Spuren von Bauwerken, der griechisch-buddhistischen Kunst angehörig, fanden sich wiederholt am Wege. Abstecher wurden gemacht nach Lahor, dann nach Zaida und bei dem Trümmerhügel von Palos Darra wurde der Bhadrai überschritten. Nach dem Passieren von Hoti Mardan erblickt man gegen Norden eine Hügelkette, welche den Gebirgen, die dem Swât sein Bett vorschreiben, vorgelagert ist. Auf diesen Hügeln haben früher buddhistische Mönche ihre Klöster erbaut; rechts liegt der Hügel Jamâl-Garhi, links Takht-i-Bahai. Die aufserordentliche Dürre hatte den Boden zu Steinhärte ausgetrocknet. Auf dem Wege befinden sich überall Reste von Befestigungsmauern aus der Zeit der Kâfirs, der Ungläubigen. Bei Babuzai, einem kleinen Dorfe, wurde Nachtlager geschlagen und am folgenden Morgen nach Kaschmir-Smats aufgebrochen. Der Weg führt durch ein von mächtigen Felsen eingefafstes Thal, geziert mit Mauerresten, die offenbar gleich den eben erwähnten als Bollwerk dienten, um Fremden den Eintritt in das Thal zu erschweren. Der Weg verengert sich immer mehr, um dann plötzlich auf einem noch höheren Felsen zwei grofse Festungsruinen erscheinen zu lassen, deren Seiten von mächtigen Mauerruinen gekrönt sind. Man könnte sie für unzugänglich halten, aber die den Forschern begleitenden Kulis fanden bald einen Pfad, welcher, entlang der linken Wand, nach der Höhle von Kaschmir-Smats führt, welche letztere früher sowohl als Pilgerasyl als auch als Verteidigungsplatz diente. Auf dem östlichen Vorberge ist fast nichts mehr erhalten, aber auf dem westlichen stehen noch mehrere Gebäude mit gewölbten Fenstern. Ein Fufspfad führt von hier nach der Höhle; die Öffnung derselben bietet nichts Bemerkenswertes, das Innere dagegen ist überraschend grossartig. Gleich vom Eingange aus wölbt sich die Decke wie der Dom einer Kathedrale und im geheimnisvollen Dunkel liegt die Krypta. Eine zerstörte Treppe führt in den tiefer gelegenen Teil der Höhle, in welchem Hunderte von Fledermäusen und Tauben ihr Lager aufgeschlagen haben. Etwa 100 m vom Eingange entfernt gewahrt man einen weiteren grofsen Dom, der wie aus den Felsen geschnitten aussieht. Durch eine wahrscheinlich künstliche Ritze fällt das Licht auf einen Felsen, auf welchem ein Votivaltar stand, ähnlich einem Tabernakel unter einer Kuppel.

Am nächsten Tage erfolgte der Aufbruch nach den Ruinen und Stätten buddhistischer Klöster von Sanghao, Tangai, Nattu (Fig. 1) und Mian-Khân. Wie Foucher schreibt, sollen diese Trümmerstätten durchstöbert worden sein von dem „jemadâr" Kaleh Khân, der etliche hundert Skulpturen [von denen hier die „Geburt des Buddha" und das „Nirvana des Buddha" (Fig. 2 und 3) abgebildet sind] nach dem Museum von Lahor brachte.

Die eingeborenen Pathâner, obwohl als keineswegs friedlich bekannt, benahmen sich dem Forscher gegenüber sehr höflich und der „lambardâr" (Dorfvorsteher) von Sanghao lud Foucher ein, sein Gebiet (Pathân) zu besuchen. Er gehörte zum Stamm der Gujars, jenem zum Islam übergetretenen Hirtenstamme, welcher den ganzen Nordwesten bewohnt, überall da, wo Ochsen gezüchtet werden. Schon von weitem erkennt man diese Leute an der kleinen Axt, welche sie über die Schulter gehängt tragen und die ihnen während des Marsches zur Ausrodung des Gestrüpps dient. Während der Rast stopfen sie die Axt mit Tabak und rauchen aus dem Loch.

Am 12. Dezember Aufbruch nach Kharki, woselbst die Reisenden eine überaus gastliche Aufnahme bei der eingeborenen Bevölkerung fanden. Eine kleine Hügelreihe bezeichnet die offizielle Grenze, hinter welcher

sich die hohe Mauer des Swât erhebt. Am folgenden Tage kam von dem indischen Gouverneur in Malakand die Nachricht, dafs Foucher die archäologische Erforschung der Provinz Swât vornehmen könne. — Über Dargai führt der Weg nach Malakand, von wo aus sich ein Zugang nach Swât öffnet, der andere Weg liegt ein wenig mehr westlich und heifst Pafs von Shahkote (Fig. 4 und 5). Dortselbst sitzen die Yusafzais, welche am Ende des 15. Jahrhunderts den Distrikt von Peshavar mit dem Reste des Stammes der Pathân-Khakhai teilten. Das jenseits der Hügel liegende fruchtbare Thal war jedoch zu verlockend, als dafs sie ihre alten Wohnsitze behalten hätten und so schlugen sie denn Lager an dem Fufse des Shahkote auf. Dargai oder Süd-Malakand ist der erste vorgeschobene Posten jenseits der Grenze zum Schutze der neuen strategischen Linie, welche, bei Naoshera sich mit der „Grand Trunk Road“ vereinigend, über Mardân, Malakand, Chakdarra und Dir nach Tschitral führt. Dort ist der letzte Punkt für die Touristen und Missionare; nur die Beamten, die M. P. (members of parliament) können weiterziehen. Trotzdem wurde Foucher, dank dem Schutze, unter dem er reiste, gut aufgenommen.

In den Schluchten des Gebirges bemerkte Foucher zahlreiche Mauerreste mit Schiefsscharten, wie man sie auch von Gandhâra (Provinz Peshavar) bis nach Udyana (Provinzen Buner, Swât, Dir und Bajaur) bemerkt. „Man glaubt sich“, schreibt Foucher, „in eine kleine italienische Stadt des 13. Jahrhunderts mit ihren befestigten Türmen versetzt und mufs unwillkürlich an das in den unabhängigen Dörfern noch heute in Kraft bestehende System denken, wo jeder „Khêl“ (Clan) sein „Kandai“ (Dorfquartier) und jedes „Kandai“ seinen Chef oder „malik“ und jeder „malik“ seinen „bourj“, d. h. seinen Turnus hat.“

Bei dem Aufbruch von Malakand wurde die sogenannte buddhistische Route gewählt. Der Weg ist für Mensch und Tier sehr beschwerlich, insofern er beständig bergauf, bergab, durch Tunnels oder über schwer passierbare Terrassen führt. Bald wurde der „Kand“, d. h. der Gipfel des Passes Malakand erreicht. Der Ausblick von dem mit Olivenbäumen bestandenen Pafs ist grofsartig; nur zwei Häuser zieren denselben: das des politischen Agenten und des Obersten der Schutztruppe, während die Zelte entlang des Berges aufgeschlagen sind. Am anderen Abhang schweift das Auge den felsigen Hügel entlang und verfolgt die in den Stein eingegrabene Route, die bis zu dem Ende des Thales führt. Fern in der Ebene spiegeln sich die Fluten eines Flusses, des Swât, des Souastes der Griechen, des Suvastu der Inder, der sich sein Bett dort durch ein fruchtbares, aber ungesundes Thal gegraben hat, welches früher einen Teil von Udyana bildete.

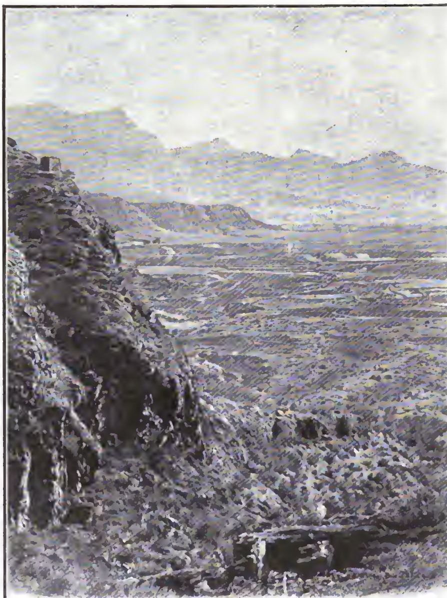


Fig. 1. Lage des alten Buddhistenklosters Nattu. Ansicht gegen Süden.
Nach einer Photographie.

Unter dem militärischen Schutze des englischen politischen Agenten, sowie eines Obersten und 8 Reitern der Sikhs wurde der Abstieg nach Nord-Malakand unternommen und der Flufs Swât überschritten. Auf den Hügeln am rechten Ufer, unterhalb des Dorfes Barangola, befinden sich interessante buddhistische Skulpturen. Das Thal verbreitert sich immer mehr und im Hintergrunde, in einem Einschnitt der am Horizont



Fig. 2. Nirvana Buddhas.
Relief, gefunden in Nattu. Museum von Lahor.

seine chirurgischen Kenntnisse zu verwerten; Frauen, denen ihre Männer die Nasen abgeschlagen hatten, mufsten neue Riechorgane beschafft, und einem Eingeborenen zwei Kugeln und drei Kieselsteine aus dem gebrochenen Schenkel entfernt werden. Diese Pathâner sollen von fast unglaublich starker Konstitution sein und soll eine einzige Kugel nicht genügen, sie niederzustrecken. Foucher schreibt: „Glaubwürdige Zeugen berichten von einem Pathâner, der, den Körper von sieben Kugeln durchbohrt, noch einmal feuerte und mit dem Leben davonkam."

Nachdem solcher Art das Samariterwerk des Doktors vollbracht war, wurde nach dem oberen Swât aufgebrochen. Der Weg führte in östlicher Richtung nach Thâna, welches zur Zeit etwa 1200 Häuser zählt und an der Spitze einer Hügelkette liegt und einen grofsen Bazar indischer Waren enthält. Früher erhoben die Khâne des Ortes einen Eingangszoll bei den Pässen von Morah und Chérat, doch hat die indische Regierung ihnen dieses Recht gegen eine jährliche Rate von 10000 Rupien abgekauft und sind die Pässe daher jetzt frei. Bis zur Höhe des Passes von Landâkai ging die Reise, dann hiefs es: bis hierher und nicht weiter! Hier in Landâkai endet die englische Interessensphäre, jenseits derselben ist das Volk nicht nur unabhängig, sondern geradezu feindlich. Dennoch gelang es Foucher, in der Schlucht von Top-Darra südöstlich von Haibatgram einen 10 m hohen Stûpa (Fig. 7) zu entdecken, an dessen Seite man noch gut erhaltene Reste eines Klosters bemerkte, welches von gewölbten Zellen umgeben war: die Reste eines der 1400 Klöster von Udyana im Stil der nordwestlichen Stûpas.

Nach Chakdarra wieder zurückgekehrt, erfolgte anderen Tages Aufbruch in der Richtung nach Tschitral.

sichtbar werdenden Berge zeigt sich der noch unerforschte Zusammenflufs des Swât und Panjkora, des Souastes und Gouraios. Leider konnte die Expedition den Aufbruch dorthin nicht wagen, da der dort wohnende Stamm der Utman Khêl noch nicht unterworfen ist und die Weisung der englischen politischen Agenten: keine Händel anzufangen, ein weiteres Vordringen dorthin unmöglich machte. Zum linken Ufer des Swât zurückgekehrt, wurde beim Weitermarsche das aus etwa 100 Häusern bestehende und von einer Mauer umgebene Dorf Matkanai nicht weiter berührt. Nach Chakdarra erfolgte Tags darauf der Aufbruch in einer „tonga", einem leichten Wägelchen; der Ort liegt 20 km nordöstlich von Malakand am Flufsufer und sollte das Centrum der Ausflüge werden. — Der Weg dorthin führt durch sumpfiges, ungesundes Gebiet und durch Reisfelder, woselbst wilde Enten und grofse blaue Reiher ihr Wesen treiben. Die raschen und aufsergewöhnlichen Temperaturschwankungen lassen die Bäume ihren Blätterschmuck plötzlich verlieren, doch verleiht das magische Licht der Gegend einen eigentümlichen Reiz. In einer Lichtung erscheint von neuem der Swât, auf dessen jenseitigem Ufer, wie auf dem Rücken eines Elefanten, auf einem Felsen das Fort von **Chakdarra** ruht (Fig. 6). Die lange Brücke über den Flufs ist derart wackelig, dafs, abgesehen von Fuhrwerken und Kamelen, selbst Reitern untersagt ist, zu Pferd die Brücke zu überschreiten. Reste buddhistischer Bauten sollen in nächster Umgebung von Chakdarra gestanden haben, doch ist nichts mehr davon zu sehen. Nur am Ende der Schlucht von Chakpat steht noch ein kleiner Stûpa von alter Form. Merkwürdigerweise haben sich um ihn Spuren eines zweiten Domes erhalten, der augenscheinlich den kleinen Stûpa einst überdeckte; einer der grofsen, flachen Steine, welcher früher die Zinne des übergelagerten Schutzdaches bildete, ist an der Seite herabgeglitten, ohne zu brechen. Er mifst 3,5 m im Durchmesser.

Während der Lagerrast fand der die Expedition begleitende englische Arzt reichlich Gelegenheit,



Fig. 3. Geburt Buddhas.
Relief, gefunden in Sanghao. Museum von Lahor.



Fig. 4. Nördlicher Abstieg des Passes von Shahkote.
Nach einer Photographie von Al. E. Caddy.



Fig. 5. Ansicht von Guniyar (Swât).
Nach einer Photographie von Al. E. Caddy.

Nachdem der Weg durch das Thal Adinzai geführt, wendet er sich westlich nach Talâsch und führt durch den sehr schwer passierbaren Pafs von Katgalla nach dem Flufsbett des Panjkora, den man über der Brücke von Sado überschreitet, hierauf wendet der Weg sich gegen Dir durch den mehr als 3000 m hohen Pafs von Lovarai und erreicht endlich den Tschitral, dem er etwa noch 50 Meilen folgt. — In dem Thal von Adinzai ist an Stupas kein Mangel und der die Expedition begleitende Arzt zeigte Foucher den Stupa von Sumai, der heute denselben Namen trägt, den der chinesische Pilger Hiuen-Tsang im 7. Jahrhundert n. Chr. hörte.



Fig. 6. Das Fort Chakdarra im oberen Swâtthale.
Nach einer Photographie.

Es sind im ganzen 5 Pässe, die vom Thal des Swât nach dem Distrikte von Peshavar führen: der Pafs von Charkotlai, der dem von Malakand am nächsten ist und in das Flufsgebiet des Dargai mündet, aber das Swâti-Dorf Batkhela nicht berührt; ferner der Pafs von Shahkote, von Guniyar (Fig. 5), von Chérat und Morah, welche das Dorf Palai umgrenzen und in ihrer nördlichen Richtung die Dörfer Aladand und Thâna berühren. Zwischen den Pässen von Chérat, woselbst ebenfalls mächtige Verteidigungstürme stehen (Fig. 8), steht der bedeutendste Stupa des Swât; doch ist der Pafs von Shahkote der interessanteste von allen. Um dorthin zu gelangen, wurde die Expedition zunächst nach der Schlucht von Loriyân Tangai durch Khâne aus Aladand geleitet. Im Jahre 1896 wurde dortselbst durch Al. E. Caddy für Rechnung der Regierung in Bengalen die Basis eines Stupa blofsgelegt und dabei eine Menge von Statuen und Basreliefs zu Tage gefördert, welche nach dem Museum von Calcutta gebracht wurden. Bei Jalal-Banda befinden sich ebenfalls noch kostbare Reste der buddhistischen Kunst.



Fig. 7. Stupa von Top-Darra.
Nach einer Photographie.



Fig. 8.
Verteidigungsturm im Passe von Chérat.
Nach einer Photographie.

Damit hatte die archäologische Forschung Fouchers ihr Ende erreicht; der weitere Verlauf seiner wissenschaftlichen Reise kann hier nicht gegeben werden, vielmehr mufs auf den Originalbericht verwiesen werden [1].

[1]) Anmerkungsweise sei hier auch auf den Bericht des Londoner „Geographical Journal", vol. XIV, p. 660 (1899 II) verwiesen, welcher auf die Forschungsergebnisse des Dr. Stein (principal of the Oriental College at Lahore) näher eingeht. Derselbe hatte anfangs 1898 die archäologischen Reste in der Provinz Buner näher untersucht, welche bis dahin den Gelehrten völlig unzugänglich waren. Die Ergebnisse seiner Untersuchungen erstreckten sich auf die Ruinen, welche auf der Spitze eines Felsens nahe dem Baranda-Flufs liegen, in unmittelbarer Nähe des Dorfes von Sunigram (Dr. Stein datiert diesen Namen zurück bis auf jene, der Pathânschen Besitzergreifung voraufgegangene Periode). Die Ruinen zeigten grofse Ähnlichkeit mit jenen von Takht-i-Bahai und Jamalgarhi. Stein identifiziert die Ruinenstellen mit jenen, welche die buddhistischen Pilger Fa-hien, Hiuen-Tsang etc. besuchten und beschrieben. Diese Thatsache wurde zuerst von Vivien de Saint-Martin bestätigt und weiter ausgeführt, dafs Mangali, die alte Hauptstadt von Udyana, mit Manglaur in Ober-Swât identisch ist.

Vergl. auch den hier einschlägigen Aufsatz von Prof. Alb. Grünwedel, „Zur buddhistischen Ikonographie" im 75. Bd. dieser Zeitschrift, S. 169 und die neueste Arbeit von Oberst T. H. Holdich, Swatis und Afridis im Journal of the Anthropological Institute N. S. II, p. 2 (1899).

Zur Entwickelung des slavischen Speichers [1]).

Von Karl Rhamm. Braunschweig.

I.

Man kann heutzutage die deutschen Gauen kreuz und quer durchwandern, ohne auf eines jener altertümlichen Gebäude zu stofsen, die in der Urzeit unseres Volkes auf keinem Hofe fehlen durften und der Bauer aus Franken oder Schwaben würde staunen, wenn er sich vor einen jener „Gaden" oder „Bauer", wie sie unsere Vorfahren unter längst veralteten Namen kannten, gestellt sähe, die überall, wo sie sich in entlegenen, durch die Natur geschützten Gegenden erhalten haben, sei es der „Spiker" der norddeutschen Heiden, das „Stöckli" des Schwarzwaldes und Aargaues, oder der „Kasten" der Ostalpen, durch ihre sorgfältigere Zimmerung, die saubere Fügung der schön geglätteten Balken, die selten fehlenden Verzierungen und das starke Thürschlofs bekunden, welche hervorragende Stellung sie in alter Zeit auf dem Hofe einnahmen, dessen Schatzkästlein [2]) zugleich und Schmuckkästlein sie darstellten.

Versuchen wir, um die Bedeutung dieser Vorratshäuser zu begreifen, uns in die alte Zeit zu versetzen, so finden wir das eigentliche Wohnhaus, den „Saal", auf einen einzigen Raum beschränkt, der, zwischen den vier Wänden bis zu dem offenen Dache, mit dem lodernden Herdfeuer in der Mitte und an den Seiten eingeengt durch einen zum Sitzen und Schlafen bestimmten Erdaufwurf oder eine gezimmerte Bühne, sich um so weniger zu Aufbewahrungszwecken eignet, als er von stetem Rauch erfüllt war und durch seine Wärme von Ungeziefer aller Art wimmelte [3]). Vorräte aller Art aber mufsten dazumal mehr auf Lager gehalten werden als jetzt, wo der Bauer bei der stetig vorgeschrittenen Arbeitsteilung und Geldwirtschaft von heute auf morgen das jeweilig Benötigte aus der nächsten Stadt beschaffen kann, während in der alten Zeit jeder Hof eine wirtschaftliche Insel darstellte, auf der Alles, was im Laufe des Jahres an Nahrung, Kleidung und allerhand Gerät und Geschirr gebraucht wurde, von seinen Insassen selbst hergestellt und für vorkommende Fälle in Verwahrung genommen werden mufste [4]).

Die altschwedischen Gesetze, die in dieser Hinsicht am genauesten sind, unterscheiden in ihren Bufseansätzen drei Gattungen von Speichern: den Kornspeicher, der wichtigste, da er stets an erster Stelle genannt wird, den Speicher für Efswaren und den Gewandspeicher, oder, wie die Gesetze ihn nennen, den „Schlafspeicher". Mit dieser begrifflichen Scheidung ist nun nicht notwendig gesagt, dafs dies immer getrennte Gebäude gewesen wären: wir sehen das schon im benachbarten Norwegen, dessen Gesetze nur ein einziges, grofses zweistöckiges Speichergebäude kennen, das in seinen verschiedenen Abteilungen allen jenen Zwecken gerecht wurde und insbesondere in seinem oberen, gewöhnlich über den unteren vorschiefsenden Stockwerk als Gewand- und Schlafspeicher diente. Wenn der „Speicher" im eigentlichen Sinne als das wichtigste dieser Gebäude betrachtet werden mufs, insofern er den Grundstock der Ernährung, das Korn, enthielt, so der Kleiderspeicher, der „Gaden", wie ich ihn im Folgenden nennen werde [5]), jedenfalls als das merkwürdigste. Der Gaden diente in erster Linie zur Verwahrung aller Vorräte an Zeug und Gewand, sodann als Nachtherberge, eine sehr naheliegende Verbindung, die ja auch auf die Schlafkammer mit ihren Truhen und Laden übergegangen ist. Diese Benutzung des Gaden fand sich wohl überall und hat auch auf deutscher Erde noch Spuren zurückgelassen. So wurde mir im Passeierthal (Tirol) mitgetheilt, dafs die Knechte dort im „Kasten" schlafen und das Gleiche habe ich in den Heidegegenden des östlichen Hannover beobachtet, wo die Knechte im unteren Raume des „Spiker" ihr Bett und ihren Koffer haben. Sie ziehen, wie ich hörte, dies Nachtlager dem dunstigen und unreinen Hause vor. Der Umfang jedoch, in dem dies geschah, war nicht

[1]) Der vorliegende Aufsatz ist umfassenderen Arbeiten über die Entstehung des altslavischen Bauernhofes entnommen, so dafs der Zusammenhang vielleicht nicht überall ganz ohne Beeinträchtigung des Verständnisses zu lösen war, zumal ich mich darauf beschränken mufste, nur die eine der zwei Gattungen der Speicher zu behandeln, den Kornspeicher, ein um so empfindlicherer Übelstand, als diese Scheidung, so sehr sie durch die Verhältnisse der ältesten Zeit geboten ist, sich in der Folge nicht überall aufrecht erhalten läfst.

[2]) So nennt Rosegger in seinem Volksleben aus Steiermark den „Kasten" der dortigen Bauern, der nicht nur den Vorrat an Korn, Mehl und das Selchfleisch, sondern auch die besten Wertsachen des Besitzers enthält.

[3]) Eine ehrwürdige Reliquie aus jener Zeit ist das „Wanzenbrett" (vaeggelus fjöl), das noch in Norwegen vorkommt; in eine Fuge der Wand gesteckt, diente es den unwillkommenen Gästen als Ruheplatz, bis der Bauer, wenn er sich nächtlicherweile erhob, es zwischen die Kohlen steckte.

[4]) Heikel erzählt (Die Gebäude der Tscheremissen etc. S. 131), dafs in entlegenen Strichen Rufslands das Korn — als Zeichen des Reichtums — nie verkauft wurde und oft Jahrzehnte in den Speichern angehäuft blieb. Dafür waren natürlich die Mifsernten nicht so bedrohlich, wie heutzutage.

[5]) Das Wort „Speicher" (vom lat. spica, Ähre) pafst nicht recht zu der Vielseitigkeit dieser Gebäude. In der alten deutschen Zeit gab es hierfür zwei Worte, bur und gadum. Aber das erste, in der Schriftsprache erhalten als Vogelbauer, kommt in seiner eigentlichen Bedeutung nur hier und da in der Schweiz vor, dagegen findet sich das Wort „Gaden" (alt-hochd. kadum) in Anwendungen, die unzweideutig auf den Speicher zurückweisen, noch heute sowohl in oberdeutschen als auch, wenngleich seltener, in niederdeutschen Mundarten.

überall gleich. An manchen Orten, wie in Skandinavien und noch neuerdings in Litauen, verfügte sich das ganze Hausvolk zu Nacht in den Gaden, anderwärts, wie bei den russischen Slaven, nur im Sommer. Eine Abart dieses Schlafspeichers findet sich mehrfach dort ein, wo nach Landessitte auf einem Hofe eine Anzahl verheirateter Familien unter einem Wirt zusammenleben, wie das noch bis auf den heutigen Tag nicht nur in der bekannten Zadruga der Balkanslaven der Fall ist, sondern auch in gewissen Gegenden Finnlands und Rufslands vorkommt. Hier erhält jedes der jungen Ehepaare seinen besonderen kleinen Gaden (vajat bei den Serben, maknus-huone, huone „Schlafhaus, Haus“ bei den karelischen Finnen, punja bei den Russen des Gouvernements Kursk), in dem es schläft und sein Sondergut verwahrt. — Diese beiden Speicher nun, den Kornspeicher und den Gaden, können wir als besondere Gebäude überall nachweisen, wo ein geordnetes Speicherwesen nach alter Art sich erhalten hat, von Skandinavien über Rufsland bis in die Balkanhalbinsel hinein; der dritte Speicher für Efswaren ist dagegen als besonderes Gebäude sehr selten.

Dies ganze Speicherwesen mufste seinem Verfall entgegengehen, als das Wohnhaus aufhörte, ein einziger Raum zu sein, als jene kalten Gelasse verschiedener Benutzung zu ihm hinzutraten, die samt ihrem Namen „Kammer“ in das Haus der Urzeit aus der Fremde einwanderten. Die „Kammer“ in ihrer vielseitigen Verwendung macht zunächst dem Gaden so vollständig den Garaus, dafs uns von seinem früheren Dasein und seiner Beschaffenheit in unserem Vaterlande gar keine Nachricht mehr überliefert ist, dafs wir insbesondere nicht wissen, ob er, wie in Rufsland, ein besonderes Gebäude oder in ähnlicher Weise, wie in Norwegen, mit dem Kornspeicher zu einem gröfseren Bau vereinigt war. Einiges könnte auf das letztere gedeutet werden. So könnte man den Umstand, dafs in weiten Strichen des fränkischen und bayerischen Mitteldeutschlands der Schüttboden nicht in dem Wohnhause sich befindet, sondern über einem Schuppenraum, dahin verstehen, dafs letzterer an die Stelle des als Gaden benutzten Speicherraumes getreten ist und auch die Benennung des Gebäudes, das im Fränkischen schlechtweg „Päule“ („Gebänle“) heifst, scheint auf eine ehemalige hervorragende Bedeutung zu weisen, wie denn gerade solche allgemeine Benennungen gern zur Bezeichnung des alten Gaden, bezw. des Gesamtspeichers, gebraucht werden. [So das kleinrussische chyža „Haus“, das tschechische srub „Zimmer“, das ostfinnische huone „Haus“, vergl. auch den „Kitting“ (Gehütting) der ungarischen Heanzen, siehe unten.] Die zersetzenden Wirkungen, die das Eingreifen der Kammer und der anderen in ihrem Gefolge auftretenden Nebengelasse der Wohnung auf die Speicherwirtschaft ausübten, erstrecken sich noch über die deutschen Gebiete hinaus, nach Osten weit über die slavischen Nachbarschaften, sie lassen sich genau so weit verfolgen wie die deutschen Einflüsse und das durch sie gebrachte Fremdwort der komora, nämlich bis zu den Grenzen des ehemaligen polnischen Reiches. In den alten Landen der Moskowiter hat die Entwickelung des Wohnhauses andere, eigene Wege eingeschlagen: sie ist durch die Vereinigung des Gaden (klět'), der von jeher seine Stelle dicht neben dem Vorplatze, sěni, hatte, mit der alten izba, der Stube, eingeleitet und hat auch hier schliefslich aus einem zunächst äufserlichen Verbande (svjaz') zu einem ähnlichen mehrgliederigen Wohngebäude geführt, wie dies unter anderen Verhältnissen in dem Gürtel der komora geschehen ist. In dieser durch die Invasion des lateinischen Kammerwesens gelegten Wüste, die auch insbesondere das ganze Mähren [6]) einschliefst, ist jedoch eine für das Auge der Altertumsforschung erquickende Oase geblieben, das tschechische Böhmen, dem wir nicht nur die Kenntnis der merkwürdigsten Gattung der altslavischen Speicher verdanken, sondern auch wertvolle Überlieferungen aus unserer eigenen deutschen Speicherwirtschaft.

1. Die tschechischen Speicher.

In Böhmen haben sich die Speicher, wenn auch in eingeschränkter Bedeutung, noch überall erhalten. Das gilt wenigstens von den eigentlichen Vollhöfen, bei denen sie noch heutzutage zu den regelmäfsigen Baulichkeiten gehören; dagegen pflegen sie den Chalupen abzugehen und durch Hausräume ersetzt zu werden, wodurch sich der auf den ersten Blick auffallende Umstand erklärt, dafs das Haus der Chalupa vielfach entwickelter erscheint als das der Vollhöfe [7]). Schlesien stellt sich in Bezug auf das Speicherwesen zu Böhmen, während diese Gebäude in Mähren, wie schon bemerkt, dem Anscheine nach gänzlich verschwunden sind.

Wir müssen unter den tschechisch-böhmischen Speichern verschiedene Gattungen unterscheiden, die übrigens das gemein haben, dafs sie in der Regel aufser dem Erdgeschofs einen Oberstock besitzen. Ich sondere zunächst die echten Speicher von den unechten, bei denen nur der Oberstock speichermäfsig ausgestattet ist, indes der untere einer anderweitigen Bestimmung dient.

Die echten Speicher haben fast stets eine quadratische Gestalt, sind sehr genau gearbeitet und verschliefsbar: „in ihnen wird die Habe und der Reichtum des Besitzers verwahrt“ (Český Lid II, S. 163), und zwar befindet sich gewöhnlich oben der Schüttboden (sýpka), während das Erdgeschofs zu allerhand anderen Verwahrungszwecken dient, zur Aufnahme von Speisevorräten aller Art, wie von Zeug, Kleidung und Gerät. Zuweilen sind die Speicher unterkellert. Die echten Speicher scheiden sich in zwei nach ihrem Ursprung wie nach ihrer Einrichtung ganz verschiedene Gattungen: sie sind entweder alttschechischer Herkunft oder deutschen Vorbildern nachgebildet.

Die ersteren zeichnen sich durch eine ganz eigentümliche Bauart aus: die Schrotwände verjüngen sich nämlich auf den Langseiten (zuweilen auch auf den Giebelseiten) oben im Bereich des Daches entweder allmählich, so dafs eine Art Holzgewölbe entsteht, oder vermittelst einer Einböschung der Wände im stumpfen, der Dachneigung angepafsten Winkel. Im letzten Falle ist natürlich eine besondere Decke erforderlich, während im ersten das Gewölbe zu einem vollständigen Abschlufs geführt werden kann, wie das bei dem von Hauer beschriebenen schlesischen sruh (s. unten) geschehen ist,

[6]) Bartoš, der in seiner Dialectologie moravska (Bd. II, Kap. XXV, Stavení) den Gebänden und ihrer Namengebung einen besonderen Abschnitt widmet, weifs ebenso wenig etwas vom Speicher, wie die vorhandenen Beschreibungen mährischer Höfe. Nach Kotts tschechischem Wörterbuch soll pícník in Mähren in der Bedeutung des Kornspeichers (sýpka) vorkommen, da jedoch das Wort (von píce „Futter“) sonst „Futterboden“ bedeutet, ist auch bei dieser jedenfalls nur sehr beschränkten Bedeutung wohl nur ein Schüttboden gemeint.

[7]) In alter Zeit spiegelt sich diese Abstufung im Besitz rein in Zahl und Umfang der Speicher. Im Gouvernement Kursk (Rufsland), wo auf den wohlhabenden Höfen ein Kornspeicher, ein Hauptgaden und eine Anzahl Sondergaden für die einzelnen Ehepaare zu finden sind, behilft sich der ärmere Bauer mit den letzteren (Etn. Sb. V, Byt krest'jan K. G., p. 2—8).

während bei dem chodischen (s. Fig. 3) die sich zu einer Wölbnng neigenden Wände durcb eine Lage von Qnerbalken geschlossen sind. Durch diese Konstruktion wird es ermöglicht, dafs das Dach nicht auf den Wänden befestigt zu werden braucht: es wird frei schwebend aufgesetzt, so dafs es im Notfalle bei Feuersgefahr herabgestürzt werden kann. Diese Bauart ist aus Böhmen nur einmal bezeugt, aber dies Zengnis stammt aus dem änfsersten Südwesten, aus dem Gau der Choden am Böhmerwald und sodann zweimal aus der entgegengesetzten Ecke, aus Schlesien. Die bezüglichen Nachrichten sind für die ganze Geschichte des slavischen Speicherwesens von so hoher Wichtigkeit, dafs wir näher auf sie eingehen müssen. Zuerst zn der Beschreibnng, die Hauer (Český Lid III, S. 199 bis 201) von einem solchen srnb ans der Gegend von Teschen (Opava) giebt, die einzige, die wir von diesen merkwürdigen Gebäuden besitzen — denn von dem hölzernen chodischen srub haben sich nnr schwache Reste erhalten und der andere, von Hauer abgebildete schlesische srub ist



Fig. 1. Tschechischer Lehmspeicher (srub) aus dem österr. Schlesien.

durch seine Versetznng über ein Thorhans verkümmert. „Der srub des J. Richter in Kylešovice (Abbildnng und Durchschnitt Český Lid III, S. 200 nnd 201, wiedergegeben auf nebenstehenden Fig. 1 u. 2) steht unmittelbar neben dem Thore, mit seiner Langseite am Dorfplatz, mit seiner vorderen Giebelseite dem Wohnhanse zugekehrt. Er ist 5,6 m lang, 4,15 m breit nnd bis zum First annähernd 6 m hoch. Hinten ist er niedriger, teils weil der Boden hier etwas ansteigt, teils weil sich das Dach ein wenig nach hinten senkt. Er ist von 32 cm starken Balken derart gezimmert, dafs die Seitenwände von der Hälfte ihrer Höhe an sich nach innen zu neigen. Auch die hintere Seite ist merklich eingebogen. Die Breite des Oberbodens beträgt deshalb nnr 2,44 m. Die Decke desselben erscheint lediglich als Fortsatz der Seitenwände nnd bildet eine Art von Holzgewölbe. Sie ist auf ihrer ganzen Oberfläche mit Lehm beworfen, der mit Spreu vermengt und durch in die Balken eingeschlagene Holznägel befestigt ist. Das leichte Schindeldach ist anf diesen Unterbau ohne anderweitige Befestigung nur flach aufgesetzt, so dafs die Ränder weit überragen (Fig. 2). Infolge dieser Einrichtnng kann es, wenn es Feuer fängt, ganz abgestürzt werden, ohnebin ist das untere Zimmerwerk durch die starke Lehmlage des Bodens geschützt. Die wegen der hohen Wölbnng der Wände sehr kurzen Giebel sind vorn und

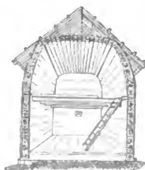


Fig. 2. Durchschnitt desselben srub.

hinten mit Brettern verschlagen und unten mit Vordach versehen.

„In das Innere des srub gelangen wir auf drei Stufen durch eine Thür, die etwas nach der linken Ecke gelegt ist. Die Thür ist doppelt und besteht aus einer inneren eisernen und einer äufseren hölzernen. (In einem anderen srnb fand sich nnr eine hölzerne Thür, die mit Pflöcken mit grofsen Blechköpfen beschlagen war.) Das Innere ist durch vier eingesetzte Querbalken in ein Erdgeschofs nnd einen Oberstock geteilt. Das Erdgeschofs empfängt sein Licht nnr durch ein kleines viereckiges Fenster in der Hinterwand. Nach dem Oberstock gelangt man dnrch eine Fallthür vermittelst einer hölzernen Stiege gleich hinter der Thür. Erhellt wird er durch drei kleine Fenster in der hinteren und eines in der vorderen Wand. Der Boden des Erdgeschosses und des Oberstocks ist auf der einen Seite mit Brettern belegt. Hier befindet sich das Getreide in durch Bretter gebildeten Abteilungen, anfserdem ist im srnb eine Mehltruhe (židla) und im Oberstock hängen an Querstangen Speckseiten. Unter dem srub ist ein Keller (pivnica), doch ist dies nicht allgemein. In einem anderen grofsen, hente niedergerissenen srub befand sich ein in die Erde gemauerter Raum, in dem die Besitzer zur Zeit des Krieges von 1866 ihre Schätze bargen."

Im „Dorf" der Prager Ansstellnng war ein srub aus der gleichen Teschener Gegend dargestellt, der lehrreiche Abweichungen bot (wohl derselbe, der anch bei Hauer abgebildet ist). Der srub war hier von seiner gewöhnlichen Stelle verschwunden nnd über die zu einem Thorhause verwandelte Hofeinfahrt gelegt — wahrscheinlich verdrängt durch das Ansgedinge, das sich auf der Nachbarseite des Hofes mit einem Znbehör für reisige Einquartierung breit machte. Auch dieser srub zeigt jene eigentümliche Anlage der Dachsetzung, jedoch mit der Abweichnng, dafs die betreffenden Wände sich nicht allmählich verjüngen, sondern etwa in der halben Höhe gebrochen sind und bis zum Ansatz des Bodens in einer der Dachneigung angepafsten schrägen Richtung aufsteigen, so dafs das Dach in diesem Falle nicht auf einem Ruhepunkte — im Profil betrachtet —, sondern auf einer Fläche anfliegt. (Siehe die nach einer Photographie gefertigte Abbildnng der Ausstellungspublikation „Národná Vystava", S. 112. Im Texte ist nnr allgemein von einer „Verengerung nach oben" die Rede, aber die beschriebene Abart des Banes wird dnrch die geweifsten Balkenköpfe der Wände scharf und unverkennbar herausgehoben.) Bei beiden Arten der Verjüngung werden die betroffenen Wände in ihrer Lage offenbar durch die Qnerbalken der Giebelwände gehalten.

Im Chodengan des südwestlichen Böhmens begegnen wir dem srnb ebenfalls, er hat jedoch hier in der Regel seine Selbständigkeit eingehüfst nnd ist dem Wohnhause, das sonst überall mit seinem Giebel und der hier befindlichen Stnbe auf die Gasse schliefst, vorgesetzt. Der srub hatte an diesem bevorzngten Platze neben seiner gewöhnlichen noch eine ganz besondere Bestimmung; er diente zur Vertheidigung des Hofes nnd stellte einen bäuerlichen Bergfried vor, der sich mit dem über dem Vorhause errichteten „Barfrö" des norwegischen Österdal vergleichen läfst. Dieser Auswnchs des sonst harmlosen Speicherwesens erklärt sich aus der örtlichen Lage des Chodengaues. Die Choden sind die Nachkommen eines kleines Stammes, der zur Zeit der Vereinigung Böhmens mit Polen durch Brecislaw, wenn ieb nicht irre, hierher versetzt sein soll, an das stets gefährdete Einfallsthor des Fnrther Passes, nm gegen die „deutscben Horden", wie sich der gedruckte tschechische Führer durch die Ausstellung geschmackvoll ausdrückte, die Grenzwacht zu

halten. Der Bestimmung entsprechend war der chodische srub besonders stark gebaut (siehe Fig. 3, nach einer Photographie aus dem „Dorfe" der Prager ethnographischen Ausstellung) und fast stets massiv aus Stein



Fig. 3. Tschechischer srub aus dem Chodengau.

gemauert, er besaſs auſser dem Erdgeschoſs einen Oberstock und ragte mit seinem nach allen Seiten gewalmten Schindeldach, dessen Bodenräume zuweilen noch durch eine Fortsetzung der Wandmauer erhöht waren, turmartig über das nur einstöckige Wohnhaus hervor. Der untere Stock hatte in seinen Wandungen, die etwa einen Meter stark waren, nur nach dem Dorfplatz hin einige kleine schieſsschartenähnliche Öffnungen. Die Benutzung des srub war im allgemeinen die bei Speichern gewöhnliche. In dem unteren, durch die mächtigen Mauern gegen Hitze und Frost geschützten Raume, dem sklep, „Keller", verwahrte man Vorräte und Lebensmittel wie auch allerhand Gerät; hier barg auch der Bauer sein Geld und seine Wertsachen. Der obere, gleichfalls gemauerte Stock, der srub im engeren Sinne, diente als Schüttboden und eine ähnliche Bestimmung hatte der Dachraum. Wie der Name srub andeutet, war auch dieser Speicher ursprünglich gezimmert, doch haben sich von diesem srub nur schwache Reste erhalten und auch diese beschränken sich auf das obere Stockwerk. Die Zimmerung eines solchen Veteranen (siehe Fig. 4 aus dem Český Lid II, S. 572: Durchschnitt eines srub aus Ujezd bei Taus) war trotz ihres sicherlich granen Alters so stark und schön, daſs sich der Besitzer bei dem notwendigen Umbau des Ganzen nicht entschlieſsen konnte, „das altertümliche feste Ding ganz zu kassieren", sondern es vorzog, ihm nur einen neuen Unterbau zu geben. — Über die Wölbung der oberen Wände und deren Zweck ist schon die Rede gewesen, doch scheint der letztere bei den Choden in Vergessenheit geraten zu sein, wenigstens wird er in der sonst so genauen Beschreibung von Hruška nicht erwähnt. Die Verbindung des srub mit dem Wohnhause war, wie schon gesagt, die Regel, doch kamen auch besondere srub vor, die dann gewöhnlich nach der üblichen tschechischen Anordnung an der anderen Seite des Thores standen.

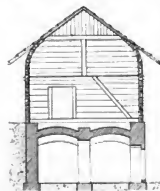


Fig. 4. Durchschnitt eines srub aus Ujezd.

Von diesem Speicher altslavischer Herkunft sind die deutschen Speicher, die eigentlichen špichar (špejchar), so verschieden wie möglich. Die heutzutage in Böhmen durchweg herrschende Gattung der echten Speicher sind die deutschen Speicher. Zweistöckig, wie jene, unterscheiden sie sich von ihnen dadurch, daſs sie auf gewöhnliche Weise gebaut sind und ein ordentliches Dach besitzen, sowie dadurch, daſs sie fast stets mit einem Laubengang auf der Lang- oder Giebelseite versehen sind, auf den von auſsen eine Stiege führt und von dem aus die oberen Räume zugänglich sind. Da der gewöhnliche Name des Speichers in Böhmen deutscher Entlehnung ist, so muſs man annehmen, daſs diese Speicher deutschen Vorbildern nachgebildet sind. Nur dieser Speicher findet sich in dem monumentalen Werke (Dřevěné stavby v severovýchodných Čechách 1895) von Pronsek abgebildet, dessen altertümliche Holzbauten — ein weiterer Hinweis auf das Deutschtum der dort mitgeteilten Speicher — durchweg eine Anlehnung an deutsche Muster verraten. Wir geben von diesen einen Speicher wieder (Tafel 12), der sich durch sein auſserordentliches Schleppdach auszeichnet, das ihn wie einen Mantel umwallt und noch ein Paar angeklappter Gelasse unter seine Decke nimmt (Fig. 5). Bezeichnend ist es, daſs, wenn der Speicher unten zwei Räume hat, die Thüren stets dicht aneinander, nur durch den gemeinsamen Thürpfosten getrennt, angebracht sind. Auch diese Eigenschaft dürfte deutsch sein, wenigstens findet sie sich in den Speichern der norddeutschen Heiden wieder, ohnedem scheinen in dem Gebäude des tschechischen srub Einteilungen des unteren Raumes und dementsprechend mehrere Eingänge unten nicht leicht vorzukommen. Leider ist ein Vergleich des tschechischen spichlar mit seinem nächsten Vorbild, dem deutschen Speicher, ausgeschlossen, da letzterer, wie schon gesagt, aus dem mittleren Deutschland verschwunden ist und mir aus den deutschböhmischen Gegenden, in denen er möglicher Weise noch vorkommt, keine bezüglichen Nachrichten bekannt sind.



Fig. 5. Tschechischer Laubenspeicher (špicharek) aus dem nordöstlichen Böhmen.

Über die unechten Speicher ist nicht viel zu sagen. Sie sind vermutlich erst durch die Konkurrenz des Wohnhauses entstanden, das einen Teil der Speicherräume, sofern sie für Eſswaren und Gewandstücke bestimmt waren, in sich aufgenommen hat, und enthalten oben in der Hauptsache nur den Schüttboden, unten Stall- und Schuppenräume. Auſser dem Laubengange vor dem oberen Stock haben sie mit den echten Speichern wenig Berührung, insbesondere zeigen sie in Folge der anders-

gearteten Benutzung des Erdgeschosses häufig eine gestrecktere Gestalt. Auch diese Art von Gebänden hat ihr Ebenbild, wie schon oben berührt, in dem fränkischen und bajuvarischen Flachlande auf der anderen Seite des Böhmerwaldes. Es scheint mithin auch diese Umwandlung der Speicher auf deutsche Anstöfse hin erfolgt zu sein.

Nach Jirásek (Österreich-Ungarn in Wort und Bild, Abteilung Böhmen, S. 430) sind die Speicher hier und da mit Lehm bestrichen und heifsen daher auch lepenec (von lep — „bestreichen — beschmieren“). Diese Bemerkung kann sich wohl nur auf den alttschechischen srub beziehen, da nur bei den aufsen völlig glatt verlaufenden Wänden desselben ein solcher Bewurf seinen Zweck erfüllen kann, nicht aber bei den Speichern der anderen Art mit dem freien Holzwerk ihres Laubenganges. In der That findet sich dieser Überzug bei allen mir bekannten Abbildungen von slovakischen Speichern wie bei dem schlesischen und chodischen srub (der über das Thor versetzte srub kann hier nicht in Betracht kommen). Die Verjüngung nach oben und der kuppelförmige Abschlufs — denn dies und nicht die schräge Linie mit wagerechtem Deckenschlufs mufs als das Ursprüngliche betrachtet werden — hat deshalb wohl noch einen anderen Zweck als den, das lose Aufliegen und die dadurch bedingte Beweglichkeit des Daches zu ermöglichen. Denn nur bei dieser vollständig abgerundeten Gestalt des Oberstocks ist es möglich, diese überall mit einer gleichmäfsigen Lehmlage zu bedecken, während bei dem eckigen Bruch derselben die Lehmschicht stets an den Ecken der Abbröckelung ausgesetzt sein würde.

Über die Abgrenzung der beiden Speicher-Gattungen ist bei der Dürftigkeit der Quellen nicht viel zu sagen. Zunächst darf als feststehend betrachtet werden, dafs der Laubenspeicher (špechar) im nordöstlichen Böhmen herrscht. Die Abbildungen des Pronsekschen Werkes zeigen nur diesen Speicher und so findet er sich auch in dem „Dorf“ der Prager ethnographischen Ausstellung auf dem Hof von Turnau, ich selbst habe ihn sodann noch in der Gegend von Lissa, also unweit Prag, gefunden, wo derselbe, der einzige in einem grofsen Dorfe, schon als ein seltenes Altertum betrachtet wurde. Des weiteren findet er sich in einem Modell aus Eule (Publikation der „Národná Výstava“, S. 148). Dagegen wird der Lehmspeicher (srub, lepenec) in den südlichen Teilen des Landes sich behauptet haben, die ja von der deutschen Einwanderung weniger berührt sind. Noch weniger ist mir über die Verbreitung der unechten Speicher bekannt: sie mögen überall zwischendurch vorkommen (so auf dem „südtschechischen Hofe“ des „Dorfes“ und auf dem Modell aus Schlan aus dem Nordwesten Nár. Výst., S. 147)[8].

[8]) Nach derselben Publikation (S. 149) kommen auch gemeinschaftliche Speicher vor, die mehreren Häusern zusammengehören, mitten im Dorfe stehen und von bedeutendem Umfange sind. Sie sind besonders in den Grenzgebieten anzutreffen und dienen häufig nebenbei noch anderen Zwecken (z. B. Bethaus der mährischen Brüder, Versteck in Kriegszeiten).

Kleine Nachrichten.

— Der Artikel „Die Lage am Tschadsee“ in Nr. 15 des „Globus“ erfährt eine Berichtigung durch neuere Nachrichten. Danach ist der Sieger von Kuna nicht Gentil, sondern sein Truppenführer Kapitän Robillot, der in Fort Archambault stand. Dieses liegt nicht im Scharidelta, sondern etwa unter 9° 15′ nördl. Br., am linken Ufer des Schari, und hierher zog sich auch Robillot nach dem Kampfe von Kuna infolge seiner schweren Verluste wieder zurück. Kuna liegt sieben schwache Tagemärsche unterhalb Fort Archambault, ebenfalls am linken Schariufer, und ist offenbar mit Nachtigals „Kuno“ identisch, jedoch etwas weiter nördlich zu suchen als nach Nachtigals Erkundigung; möglicherweise liegt der Schauplatz des Kampfes bereits auf deutschem Gebiet. Die Schlacht fand nicht erst im Dezember, sondern schon am 29. Oktober v. J. statt, so dafs Joalland davon wissen mufste. Dafs dieser in Archambault Robillot von Norden her die Hand gereicht hat, darf jetzt als zweifellos gelten; trotzdem bleibt es unklar, warum er wieder zurückgegangen ist. — Übrigens besagt ein neueres amtliches Telegramm des Generalkommissars de Lamothe, dafs de Béhagle von Rabeh nicht getötet worden, sondern am Leben ist. Wir haben dieser Vermutung schon bei früherer Gelegenheit Ausdruck gegeben.

— Ergebnisse der Reise Prins' nach Dar Runga. Während Gentils erster Scharifahrt (Ende 1897) unternahm Leutnant Prins, der spätere französische „Resident“ beim Sultan von Bagirmi, wie erinnerlich sein wird, eine Reise zum Herrscher von Dar Runga, Snussi. Das Märzheft des Bulletins der Pariser geogr. Gesellschaft bringt eine grofse Routenkarte Prins' und Bemerkungen über Dar Runga, denen wir das Folgende entnehmen: Prins verliefs am 28. November den Posten Gribingi und erreichte, in nordöstlicher Richtung marschierend, am 6. Januar das Lager Snussis, das etwa 25 km östlich von dem 1894 von Hanolet erreichten Orte Mbele lag und mithin eine Position von etwa 8° 30′ nördl. Br. und 21° 20′ östl. L. hat. Prins überschritt unterwegs den Bamingi, der als Oberlauf des Schari zu betrachten ist und im Gbagalande unter 7° 30′ nördl. Br. und 21° 20′ östl. L. entspringt; der Bamingi war dort 70 m breit und 4 m tief, flofs mit einer Geschwindigkeit von 1,4 km die Stunde und schien abwärts bis zur Mündung schiffbar zu sein. Nordöstlich davon traf Prins auf den Scharinebenflufs Bangoran, der aber dort, 400 km oberhalb seiner Mündung, nur ein unbedeutender Bach war. Dar Runga ist eben, aber mit vielen isolierten Granitblöcken und -Spitzen von bis zu 200 m relativer Höhe besäet, wie denn auch unter der dürftigen Humusdecke fast überall Granit liegt. Jene felsigen Bodenerhebungen sind ganz vegetationslos. Stellenweise findet sich sandiger Thon. Umfangreichere Bergmassive trennen die Landschaft im Südosten von Dar Banda; hier nehmen die Schari- und Ubangizuflüsse ihren Ursprung. Der Sultan Snussi, mit dem Prins in freundliche Beziehungen trat, entstammt dem früheren vertriebenen Herrschergeschlecht von Bagirmi; sein Vater irrte lange in Bornu und Wadai umher, erwarb sich durch eine Pilgerschaft den Titel Hadsch und wufste sich dann der Herrschaft über die Heidenstämme südlich des Bahr es Salamat zu bemächtigen. Der jetzige Sultan regiert seit 1875; die Hauptstadt El Kuti liegt unter 9° 5′ nördl. Br. und 20° 20′ östl. L. Die Bevölkerung gliedert sich in mehrere, früher politisch gesonderte Stämme, von denen die Ngaos, die Mbagas und die Marbas die wichtigsten sind; die ersteren, im Norden wohnend, sind Hirten geworden, treiben aber auch Feldbau, die beiden letzteren leben in den Bergen von ärmlichen Kulturen und von der Jagd. Alle sind Heiden geblieben; der Islam gewinnt dort nur auf friedlichem Wege langsam an Boden.

— Gletscherreste im Boden des Yukon-Territoriums. Martin W. Gorman giebt im Washingtoner „Nat. Geogr. Mag.“ (1900, S. 113 bis 147) einige interessante Aufschlüsse über die Ergebnisse seiner vorjährigen Forschungen im Gebiet zwischen dem Yukon und seinem grofsen südlichen Nebenflufs White River. Er durchzog zweimal, im Winter und dann im Sommer, vom Fort Selkirk am Yukon aus das Land bis zum Whiteflusse und wurde hier auf das Vorkommen merkwürdiger Eisreste aufmerksam. Während er nämlich auf seiner ersten Reise, die Ende März begann, die Quellengegend des Klotassin, des gröfsten östlichen Tributärs des Whiteflusses, passierte, fielen ihm einige Landstriche auf, die, obwohl sie einen sehr guten Boden aufwiesen, mit niedrigem Erlen-, Weiden- und Birkengestrüpp und einem

spärlichen Schlage zwerghafter, nur 5 bis 12 m hoher Schwarzsprossenfichten bewachsen waren. Viele von diesen Bäumen waren im Absterben oder in sehr armseligem Zustande, andere schon vertrocknet, ohne dafs die Ursache klar zu Tage lag. In nächster Nähe dieser Striche gedieh derselbe Baum bis zu 25 m Höhe und sein naher Verwandter, die Weifssprossenfichte, gar zu noch gröfserer Höhe, auf viel weniger fruchtbarem Boden. Gorman schrieb diese auffällige Erscheinung damals der Möglichkeit zu, dafs jene Striche mit der zwerghaften Baumvegetation die Bette ehemaliger Seen seien und dafs das kalte Wasser der Frühjahrsschwelle dort zu lange liegen bleibt und die Entwickelung der Bäume beeinträchtigt.

Zum zweitenmale verliefs Gorman Fort Selkirk am 22. Juli und erreichte den Whiteflufs etwa 340 km oberhalb seiner Mündung in den Yukon. Er durchzog damals dieselbe Gegend und fand, dafs das Schmelzwasser an der Verkümmerung der Vegetation nicht beteiligt war, da es dort keinen grofsen Umfang annahm. Die Erscheinung mufste anderen Ursachen zuzuschreiben sein, und Gorman fand des Rätsels Lösung am Whiteflufs selber. Er wurde durch das Getöse in den Flufs stürzender Erdmassen und Bäume auf eine steile Uferstelle aufmerksam, die zu jener Tageszeit, bei tiefem Wasserstande, unmöglich vom Flusse unterspült sein konnte, und sah sie sich näher an. Er fand, dafs es ein abgestumpfter Hügel von etwa 20 m Höhe war, der vom Ufer zeitweise durch einen Flufsarm getrennt sein mufste und aus Eis bestand; auf der Kuppe lagerte eine 1,5 bis 2 m dicke Schicht von alluvialem oder Moränensand und -Kies und darüber eine kaum einen Fufs starke Lage zersetzter Vegetabilienmasse; darauf wuchsen dieselben verkümmerten Bäume, wie auf dem vorhin besuchten vermeintlichen Seebett. Gorman fand dann, als er im August den Whiteflufs auf einem Flofs hinuntertrieb, noch zwei solcher Eisstücke, das eine auf ebener Erde am Ostufer, 40 km unterhalb des ersten Eisblockes, das andere am Westufer oberhalb der Mündung des Katrinaflusses; beide waren wie das erste mit Erde bedeckt und mit verkümmerten Bäumen bewachsen. Am Whiteflusse selber konnten die Blöcke nicht entstanden sein, denn die Dicke des Schnees beträgt dort kaum 1,5 m mitten im Winter; der Schnee ist trocken und pulverartig und verschwindet im Frühling sehr schnell, auch bleibt im Sommer am Flusse kein loses Eis liegen.

Die Frage nach der Herkunft der Eisblöcke beantwortet Gorman nun dahin, dafs sie ihm die Reste von vergrabenen Gletschern zu sein scheinen, durch die der Flufs in geologisch neuerer Zeit sich seinen Weg geschnitten hat. Beweise für eine neuerliche und kräftige Erosion wären vielfach vorhanden — so ist das Wasser zur Zeit von einem Gemisch blauen Lehms mit granitischem Sand durchsetzt; anderseits fehle es allerdings bis jetzt, so weit die Beobachtungen reichten, an Anzeichen glacialer Thätigkeit, wenigstens neueren Datums, wie wohl eine eingehende Untersuchung namentlich der härteren Felsen der Wasserscheiden und Kammlinien eine frühere Thätigkeit wohl ergeben würde. Diese eventuell vorhandene glaciale Thätigkeit würde wahrscheinlich lokalen Gletschern zuzuschreiben sein, da Anzeichen von Inlandeis nicht vorhanden seien. Der dritte erwähnte Eisblock nahm den Grund eines kleinen Thales ein, und sein Aussehen erinnerte Gorman an die vorhin erwähnten Striche am Klotassin; er kam infolgedessen zu der Überzeugung, dass auch dort der Untergrund aus solchen Eismassen bestände. Unter den heutigen Verhältnissen gehen diese Eismassen jedenfalls schnell ihrem Verschwinden entgegen.

— Geographische Arbeiten im ägyptischen Sudan. Major Austin, der frühere Gefährte Macdonalds, und bekannt durch seinen Vorstofs von Uganda nach der Nordspitze des Rudolfsees, ist jetzt in Omdurman stationiert und mit geographischen Arbeiten im ägyptischen Sudan beschäftigt. Ende v. J. hat er am Weifsen Nil und unteren Sobat eine Reihe astronomischer Ortsbestimmungen vorgenommen, für Omdurman und einen Punkt südlich davon unter telegraphischer Zeitübertragung von Kairo aus. Das Ergebnis war, dafs sowohl der Zusammenflufs des Weifsen mit dem Blauen Nil, sowie die ganze Nilstrecke bis zum Posten Sobat hinauf um etwa 7′ westlicher zu liegen kommen als auf unseren Karten, die auf zum Teil schon vor mehreren Jahrzehnten beobachteten Längen basieren. Diese Beobachtungen, verbunden mit geographischen Aufnahmen, setzt Austin augenblicklich in weniger bekannten Teilen des Nilgebietes fort: er gedachte den Sobat und dann dessen südlichen Nebenflufs Djuba hinaufzugeben bis zu den Quellen und am Nordende des Rudolfsees die Verbindung mit seinen Aufnahmen von 1898 herzustellen. Vom Rudolfsee wollte sich Austin den Abhängen der westabessinischen Gebirge entlang nach Norden bis Gambela am Baro (dem oberen Sobat) begeben, diesen bis Nasser abwärts verfolgen und somit die Kette seiner Aufnahmen nach deren Ausgangspunkt zurückführen. Gleichzeitig werden die Leutnants Gwynn und Jackson, die am Blauen Nil Ortsbestimmungen ausführen, diesen aufwärts gehen, sich dann über Land nach Süden wenden und in Gambela den Anschlufs an Austins Route zu erreichen suchen. — Es sei bemerkt, dafs das Reisegebiet Austins in den letzten Jahren mehrfach aufgesucht worden ist, so von Böttego, de Bonchamps, Marchand, Bulatowitsch und Weilhy, dafs dort aber immerhin noch genug zu thun übrig bleibt.

— Nach der Beschreibung der römischen Villa St. Ulrich bei Saarburg in Lothringen (Jahrb. d. Ges. f. lothr. Gesch. u. Altertumsk., Jahrg. 10, 1898) kommt K. Wichmann zu dem Ergebnis: Jedenfalls ist St. Ulrich mit seinen zahlreichen Sälen, Gängen und Höfen, mit seiner doppelten Badeeinrichtung nicht nur Wirtschaftshof, ebenso wenig aber — das beweist das angrenzende Wirtschaftsgebäude — nur Lustvilla gewesen. Villen, die in der schönen Jahreszeit oder zur Jagdzeit dem Städter vorübergehend als Erholungsort dienen sollten, erscheinen in der näheren oder weiteren Umgebung einer grofsen Stadt, wie Trier es zur römischen Zeit war, im schönen Moselthale und auf seinen waldigen Bergabhängen zweckentsprechend angelegt. In solchen Villen, die fern der Grofsstadt, inmitten des Ackerbaues lagen, haben Grofsgrundbesitzer mit Familie und Anhang ihren ständigen Wohnsitz gehabt, um von ihm aus die Verwaltung ihrer Güter zu leiten. Vor der Unterjochung Galliens waren sie freilich bessere Krieger als Ackerbauer. Dann fingen sie an, römische Sitten anzunehmen und ihre Wohnungen mehr nach römischer Art zu bauen, so dafs es weder einfache Wirtschaftsvillen noch Lustvillen waren; sie mufsten beiden Zwecken dienen, und ebenso Wirtschafts- und Wohnräume, wie Erholungs- und Prunkräume umfassen. Eine solche Villa hat einst an Stelle der jetzt von Wald und Feld bedeckten Trümmer bei St. Ulrich gestanden.

— Tutkowskis Hypothese über die Löfsbildung. In einer Zuschrift an die Edinburger geogr. Gesellsch. (Scott. Geogr. Mag. 1900, S. 171 ff.) bespricht der Kiewer Geologe Paul Tutkowski den russischen Löfs und zieht Schlüsse aus dessen Beobachtung. Tutkowski hält die Richthofensche Hypothese über die Löfsbildung im allgemeinen für die annehmbarste, doch wären noch manche Fragen zu lösen. Es fehle eine ausreichende Erklärung dafür, dafs die Bildung der grofsen Löfsmassen Europas und Nordamerikas eng mit der Eiszeit zusammenhänge, dafs der Löfs nur in Verbindung mit inter- und postglacialen Ablagerungen vorkomme, dafs er nördlich einer gewissen Grenze aufhöre; er fragt ferner: Woher kam der für die Bildung nötige Wind, wie läfst sich ein kontinentales Klima, das die Löfsbildung ermöglicht hat, mit der angenommenen gesteigerten Feuchtigkeit während der Eisschmelze vereinbaren? Tutkowski giebt darauf folgende Antwort: Auf Grund von theoretischen Erwägungen und von Beobachtungen am Inlandeise der Polarzone mufs man voraussetzen, dafs die Isobaren der pleistocänen Eiskappe konzentrisch verliefen, und dafs über ihr deshalb centrifugale, nach der Peripherie immer wärmer und trockener werdende föhnartige Winde herrschten. So lange das Eis im Vordringen begriffen oder stationär war, haben diese Föhnwinde allerdings keine Wirkung gehabt, wohl aber, als das Eis sich zurückzog. Es liefs breite, mit Geschiebelehm und vorglacialen Sanden bedeckte Striche zurück, wo es lange Zeit an fruchtbarer Erde und Vegetation mangelte und wo der Föhn daher seine austrocknende Thätigkeit beginnen konnte. Dieser Landstrich wurde also eine kahle Wüste, eine „Deflationszone" (d. h. eine der Fortwehthätigkeit des Windes ausgesetzte Zone), wie sie Tutkowski genannt wissen will; der Föhn dörrte sie aus und trieb den Staub weit nach Süden, Südosten und Südwesten, so eine „Inflationszone" bildend, d. h. ein Gebiet, wo sich das Ergebnis zusammenwehender Thätigkeit des Windes zeigte. Dieses Gebiet hatte — Tutkowski bringt dafür einige Gründe bei — sicherlich Steppencharakter und wurde somit eine Löfsregion, in der sich Reste von Steppenfauna und vom paläolithischen Menschen vorfinden. Während sich nun das Eis immer weiter zurückzog, folgten ihm allmählich Deflations- und Inflationszone, und mit der letzteren dehnte sich auch das Löfsgebiet immer mehr nach Norden aus. Schliefslich aber mufste ein Stillstand im Vorrücken des Löfs, also auch in der Löfsbildung eintreten, da im Norden neue Meere (in Europa die Ostsee) vom Eise freigelegt wurden, und das Klima der Deflationszone feuchter und weniger kontinental wurde; das Eisgebiet wurde immer enger, der Föhn hörte auf und damit der Transport des Staubes. Aus diesem Grunde ist die Löfszone im Norden

genau begrenzt. Den auf diesem Wege entstandenen Löfs — in Rufsland, Mitteleuropa, Nordamerika und China — nennt Tutkowski den „Normallöfs", während der französische und belgische Löfs wohl auf einem von diesem abweichenden Wege gebildet sei.

— O. Fuhrmann giebt einen Beitrag zur Biologie des Neuenburger Sees (Biolog. Centralbl. 1900, Nr. 3 u. 4), worin er betont, dafs einzig in Norddeutschland und Nordamerika Seen während eines oder mehrerer Jahre einer faunistischen Untersuchung unterworfen worden seien. Der am Fufse des Jura gelegene Neuenburger See zeigt eine Oberfläche von 216 km, seine gröfste Tiefe beträgt 153 m, die mittlere nur 65 m. Merkwürdig ist, dafs Fuhrmann im Neuenburger See zwei Maxima und zwei Minima in der Planktonproduktion nachzuweisen vermochte, deren erstere Ende Mai und Anfang Dezember erscheinen, während das erste Minimum den Monat März und das zweite den August occupiert. Das Studium des Genfer Sees hat dieselben Resultate ergeben, während dagegen in den norddeutschen Seen sich nur ein Maximum und ein Minimum vorfinden. Auch zeigt sich das Maximum der Planktonproduktion in letzteren Seen mehrere Monate später.

— Lemaires Katangaexpedition. Seit April 1898 ist eine neue grofse belgische Katangaexpedition unterwegs, die neben der weiteren wissenschaftlichen Erforschung des Kongoquellgebietes namentlich die wirtschaftliche Erschliefsung desselben fördern soll. An der Spitze steht Leutnant Lemaire, der über einen Stab von 6 Europäern, darunter einen Geologen und einen Prospektor, verfügt. Die Expedition begab sich auf der Route Schire—Nyassa—Tanganika nach Mpueto am Moerosee, wo Ende November 1898 die Ankunft erfolgte. Ende Februar war sie in Lofoi, der belgischen Station in der Nähe des Lufira in Katanga. Aus im „Mouv. géogr." vom 25. März d. J. veröffentlichten Nachrichten, die bis Ende November v. J. reichen, geht hervor, dafs die Expedition zunächst das Stromgebiet des Lufira bis zum Luapula eingehend durchforschte und die Ergebnisse Le Marinels, Delcommunes, der Mission Bia-Francqui, Stairs' und Brasseurs erweiterte, und dafs sie dann westwärts bis zum Dilolosee (Wasserscheide zwischen Sambesi und Kassai) vordrang. Den Rückweg nahm Lemaire der Südgrenze des Kongostaates entlang, indem er sich auf der Wasserscheide des Sambesi- und Lualabasystems hielt; er kreuzte hierbei die Oberläufe des Lulua (Kaombeberg), Lubudi, Kabompo, Nsilo, Lufira u. a., durchzog also ein zum gröfsten Teil noch unbekanntes Gebiet. Am linken Ufer des oberen Lualaba traf Lemaire den bekannten Major Gibbons an, der seinen letzten Briefen zufolge Anfang Oktober v. J. bis in die Gegend des Dilolosees gekommen war und von dort nach Osten zu gehen beabsichtigte. Gibbons schlofs sich der Expedition Lemaires an und erreichte mit ihr zusammen Ende November Tenke im Lufiraquellgebiet. Lemaire teilt mit, dafs die Länge seines Itinerars 3000 km beträgt und dafs er es durch zahlreiche astronomische Ortsbestimmungen festgelegt hat.

— Über den Regen in Südchile schreibt K. Martin (Verhdlg. des deutschen wissensch. Vereins zu Santiago de Chile, 4. Bd., 1899). Als Gesamtcharakter der Regenverhältnisse dort kann man sagen, dafs die chilenischen Provinzen Valdivia, Llanquihue und Chilvé im Verhältnis zu ihrer geographischen Breite sehr starken Regenfall, ein sehr feuchtes Klima und einen geringen Unterschied ihrer Jahreszeiten besitzen. Der Regen verbreitet sich über das gesamte Jahr, vielleicht um so gleichmäfsiger, je weiter nach Süden, ist aber im ganzen im Winter reichlicher als im Sommer. Dieses Klima ist entschieden ein oceanisches. In der That wird man durch die häufigen und überaus wechselvollen, wenn auch in ihrer steten Wiederholung schliefslich monotonen Regenschauer an die Böen der deutschen, an die grains der französchen Seeleute erinnert. Der stärkste Regen in den letzten 12 Jahren fand am 10. Januar 1893 statt mit 193 mm Wasser. Wenn oberflächliche Beobachter behaupten, dafs in Südchile niemals eine Woche ohne Regen vorkomme, so hält dem Verfasser ein paar zufällig herausgegriffene Perioden schönen Wetters entgegen, die 24 und 37 Tage umfassen. Freilich kommen auch Perioden von Wochen und ganzen Monaten vor, in welchen nur wenige Tage frei von Regen sind, umgekehrt giebt es eben aber auch Perioden, in denen kaum ein Tropfen Regen zur Erde fällt.

Im „Globus", Bd. 75, S. 120, berichtete N. v. Seidlitz in Tiflis über die Auswanderung der russischen Duchoborzensekte aus dem Kaukasus nach Kanada. Jetzt liegen Berichte über die Aufnahme und das Wohlergehen dieser thätigen Russen in der neuen Heimat vor, denen wir die nachstehenden Mitteilungen entnehmen. Die neuen Ansiedler wurden überall in Kanada in geradezu enthusiastischer Weise empfangen, da die Presse vorher gehörig für deren Lob gewirkt hatte; in St. John, Neu-Braunschweig, bewillkommnete man sie sogar mit Kanonenschüssen. Die ersten 2000 kamen im Januar 1899 an und jetzt sind über 7000 in Manitoba angesiedelt. Kennzeichnend ist, dafs sofort Schulen für die Neuangekommenen errichtet wurden, in welchen die Duchoborzenkinder mit Leichtigkeit die englische Sprache erlernen. Als das Frühjahr herankam, begannen die Duchoborzen den ihnen überwiesenen, noch gänzlich unbebauten Boden zu kultivieren, wobei die Kanadier erstaunt sahen, dafs die Weiber der Sektierer sich mangels Zugviehes vor die Pflüge spannten. Ihre Häuser haben sie, da es an Zimmerholz nicht fehlt, in der Art der russischen Blockhäuser errichtet; oft blofs mit dem Beile arbeitend und ohne unsere Nägel zu benutzen. Die Beheizung erfolgt durch die gewaltigen selbstgefertigten Thonöfen, welche sie auch nach heimischer Art in die neue Heimat übertragen haben. Allgemein wird die grofse Geschicklichkeit und der Fleifs der Duchoborzen anerkannt, ihr höfliches und nettes Benehmen und die grofse Selbstdisciplin, die unter ihnen herrscht. Nur eines ist an ihnen den Kanadiern unheimlich: die ungeheure Stille, die in einem Duchoborzendorfe herrscht; es ist, als ob die Kinder nicht jauchzen und sich freuen könnten, denn auch sie verhalten sich bei ihren Spielen schweigsam. Was die Leute durch Fleifs und Genügsamkeit zu leisten vermögen, geht aus der folgenden Mitteilung einer kanadischen Zeitung hervor: „So aufserordentlich haben sich die Duchoborzen, diese russischen Quäker, in Kanada entwickelt, dafs sie von den Vorschüssen, welche ihnen die kanadische Regierung zum Ankaufe von Maschinen und Geräten leistete, schon nach Ablauf kaum eines Jahres 80 Proz. zurückgezahlt haben." Wir bringen hier nach einer in Kanada aufgenommenen Photographie die Abbildung einer Duchoborzenfamilie, welche zeigt, wie diese Sektierer ihre alte Tracht auch jenseits des Weltmeeres beibehalten haben.



Duchoborzenfamilie in Kanada.

Nach einer Photographie von Baldwin u. Blondell in Winipeg.

Verantwortl. Redakteur: Dr. R. Andree, Braunschweig, Fallersleberthor-Promenade 13. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEBER: DR. RICHARD ANDREE. VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXVII. Nr. 19. BRAUNSCHWEIG. 26. Mai 1900.

Die Echternacher Springprozession.

Von F. W. Kortüm.

Wie ein Ueberrest aus dem Mittelalter mutet den Fernerstehenden die weltbekannte Echternacher Springprozession an. In ihrer Art einzig unter den zahllosen Prozessionen und Wallfahrten der katholischen Christenheit, hat sie mit zähestem Festhalten am Althergebrachten die Zeiten überdauert. Ihr Schauplatz ist das alte luxemburgische Städtchen Echternach, nur wenige Stunden von der noch älteren Römer- und Bischofsstadt Trier entfernt. Aber während die Trierer nur alle Menschenalter einmal das erhebende Bewufstsein geniefsen, ihre Stadt als Zielpunkt von Hunderttausenden gläubiger Pilger zum heiligen Rock zu sehen, spielt sich im Städtlein an der Sauer jedes Jahr, und zwar am „weifsen Dienstag“ (Pfingst-Dienstag) das wundersame Schauspiel ab, das wir einer Betrachtung unterziehen wollen.

Im alten Wallfahrtsorte Echternach liegt der heilige Willibrord, der „Friesenbischof“, in der von ihm erbauten und nach dem Brande von 1017 wieder prächtig hergestellten Abteikirche begraben. Wie die „Anrufung des heiligen Willibrord“ das Alpha und Omega der ganzen Prozession bildet, so auch sein Grabmal in der Kirche der End- und Zielpunkt derselben, infolge der wunderbaren Heilungen, die man von altersher dem Heiligen zuschrieb.

Die Echternacher Springprozession gilt als heilsam für Nervenleiden aller Art, insbesondere aber für Epilepsie, Veitstanz und ähnliche schwere Störungen des Nervensystems.

Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, lenkt die merkwürdige Prozession auch die Aufmerksamkeit derer auf sich, die sonst dem religiösen Glauben fern stehen. Es ist das physiologische und pathologische Element, welches fesselt.

Sehen wir uns zunächst den Schauplatz näher an. Echternach liegt malerisch, umspült von den Gewässern der unteren Sauer, inmitten einer fruchtbaren Ebene, die von hohen waldbedeckten Hügeln umschlossen ist (Fig. 1). Sehr erweiterungsbedürftig ist das nur wenig über 4000 Einwohner zählende Städtchen nicht, wiewohl hier einige nicht unbedeutende Industrie herrscht und so sind denn die alten Festungsmauern noch zum Teil erhalten, obwohl der Festungscharakter des Städtchens schon seit über 200 Jahren aufgehört hat (Fig. 2). Eine uralte steinerne Brücke, angeblich schon aus dem 4. Jahrhundert stammend, führt aus dem Innern der Stadt über die malerisch das Gelände durchströmende Sauer zu einem Steinkreuz am linken Ufer des Flusses. Dies ehrwürdige Steinkreuz ist seit undenkbaren Zeiten das erste Ziel resp. der Ausgangspunkt der Prozession. Die Brücke ist mit dem Standbilde des Abtes und Historikers Jean Bertels geschmückt, welcher im 16. Jahrhundert lebte.



Fig. 1. Echternach an der Sauer.
Nach einer Photographie.

Schon am Pfingstmontag Nachmittag fluten von allen Seiten Scharen frommer Pilger und noch mehr Pilgerinnen, viele mit Kindern, Echternach zu und beten am Grabmale Willibrords in der Kirche litaneimäfsig ihren Rosenkranz mit dem inbrünstigen Refrain: „Heiliger Willibrord, bitte für uns, Heiliger Willibrord, erhöre uns.“ Der eigentliche Massenzustrom beginnt jedoch am frühen Morgen des „weifsen Dienstag“, oft schon beim Dämmergrauen. Auf den sonst so stillen Landstrafsen, die zum Kreuze führen, wogt es schon in

den frühesten Morgenstunden heran, zu Wagen, zu Fufs, selbst zu Rad. Je heller es wird, desto lebhafter das Gedränge. Neben den Pilgern und Prozessionsteilnehmern, die oft von weither kommen und von denen viele, wie man ihren müden Gesichtern anmerkt, die ganze Nacht marschiert sind, nahen auch Tausende von Neugierigen und sonstigen Zuschauern. Die Pilger bieten ein eigenartiges Bild. Viele fahren in mehr oder minder bequemen, oft patriarchalischen sogen. Planwagen, gezogen von stämmigen Ackerpferden, daher. Die meisten aber kommen zu Fufs, darunter die Mehrzahl gemeindeweise, geführt von ihren Pfarrern. Manche der ermatteten Wanderer können sich kaum noch schleppen und sind augenscheinlich fufswund. Ein buntes Gemenge verschiedener Nationalitäten und in den verschiedenartigsten Trachten, Deutsche, Franzosen, Luxemburger, Belgier etc. Unter den ersteren sind besonders stark vertreten die aus der Eifel, aus dem benachbarten Lothringen, Saar- und Moselgebiet. Alle aber ohne Unterschied im inbrünstigen Gebet um den Segen vom Schrein des heiligen Willibrord. Bald sind um das steinerne Kreuz Tausende versammelt und herrscht ein wirres Gesumme und Gewoge, bis es den Pfarrern der verschiedenen Gemeinden gelingt, allmählich Ordnung in das Chaos zu schaffen und die Aufstellung der Prozession zu ermöglichen.



Fig. 2. Alte Stadtmauer von Echternach.

Drüben in der Stadt ist es inzwischen auch lebendig geworden. Tausende kommen über die Brücke herüber. Tausende warten drüben, um sich dem Zuge der Geistlichkeit anzuschliefsen. Glockengeläute verkündigt das Herannahen der Ortsgeistlichkeit, welche sich im Ornat mit den fremden Klerikern, soweit diese nicht mit dem Aufstellen ihrer Pfarrkinder zur Prozession beschäftigt waren, am Grabe des heiligen Willibrord versammelt hatten und von da mit Kreuz und Fahnen, Chorknaben und Chorsängern, die Stadtkapelle voran, durch die Stadt der Sauerbrücke zuzogen. Bei Sonnenschein wird das Auge geblendet durch all das Geflimmer der Kreuzfahnen, der goldstrotzenden Priestergewänder, der funkelnden Abtsmützen etc. Ungefähr 50 Schritte von der tausendköpfigen Menge am steinernen Kreuze, die mit atemloser Spannung ihr Herannahen erwartet hat, macht der Klerus Halt. Der oberste Geistliche tritt zum Kreuze, segnet die niederknieende Menge und hält eine kurze Anrede an sie, zuerst in deutscher, dann in französischer Sprache. Er schliefst mit der Anrufung des heiligen Willibrord, welcher die oft von weither gekommenen Gläubigen segnen und schützen möge. Indem er mit sonorer Stimme die St. Willibrorduslitanei anstimmt, schreitet er durch die sich langsam erhebende andächtige Menge zur Geistlichkeit zurück, die sich in Doppelreihen unter Vorantritt der Schuljugend und einiger hundert Chorsänger, sowie unter allgemeiner Abbetung obiger Litanei langsam über die Brücke zurückbewegt. Die Stadtmusik, die unmittelbar hinter der Geistlichkeit folgt, fällt in den Litaneirefrain „Bitt' für uns, heiliger Willibrord“, ein und giebt so das Zeichen zum Tanze, zum Beginn der eigentlichen Springprozession. Die jenseits der Brücke zurückgebliebenen Gemeindepfarrer ordnen schnell die Reihen ihrer Angehörigen. Vor jede Gemeinde stellen sich aus der Heimat mitgebrachte Musikanten, die oft nur aus einem Trommler und Flötenbläser oder Pfeifer bestehen; vielfach sieht man aber auch Geiger, Trompeter und Posaunisten, ja auch Paukenschläger und Leute mit Ziehharmonikas im Zuge. In unglaublich kurzer Zeit ist alles zum Aufbruch bereit. Während die Prozession in endlosen Reihen langsam über die Brücke zieht, beginnt von neuem das Geläute der Glocken in der Stadt.

Die Musikmelodie, welche sich unaufhörlich während der ganzen Dauer der Prozession wiederholt und nach welcher gehüpft und gesprungen wird, ist von altersher, seit all den Jahrhunderten, dieselbe geblieben. Fig. 3 zeigt die auf buntgedruckten Bogen verkäufliche Melodie, welche gerade durch ihre Monotonie fascinierend und elektrisierend wirkt. Nach den Klängen der Melodie: „Adam hatte sieben Söhne, sieben Söhne hatte Adam“, geht der rhythmische Tanz vor sich: meistens drei Schritte vor und zwei rückwärts, sodann ein Sprung in die Luft, oder auch fünf Schritte vor und zwei rückwärts mit nachfolgendem Luftsprunge. Früher kam es auch zur Zeitersparnis vor, dafs überhaupt nicht mehr rückwärts gesprungen wurde, sondern nur je 3 bis 4 Schritte schräg zur Rechten und Linken. Je weiter die Prozession ins Innere der Stadt gelangt, desto gröfser die Zahl der Springenden, denn weitere Hunderte, ja Tausende schliefsen sich unterwegs mit ihren Musikanten an. Dazu die grofse Masse der mit- und nachziehenden „Beter“, die nicht tanzen, so dafs die Prozession oft 12000 bis 14000, ja selbst 15000 Personen zählt, von denen etwa ein Drittel, mitunter nahezu die Hälfte „Springer“ sind. So geht es langsam vorwärts, oft in der ganzen Strafsenbreite, so dafs die Zuschauerreihen rechts und links an den Häusern bisweilen Mühe haben, nicht in den Wirbel hineingerissen zu werden. Wie eine endlose Riesenschlange wälzt es sich einher, mit dem Vor- und Rückwärts nebst dem Hochsprunge die steten Krümmungen einer solchen täuschend versinnbildlichend. Oder, noch besser: der Zug gleicht dem rhythmischen Auf- und Abwogen der Meereswellen, wie sie langsam näher und näher dringen, und wirkt dadurch bei der Monotonie der Musik, dem Stampfen der Füfse und dem Murmeln der Tausende von Stimmen, sowie beim Anblick der Menge erhitzter, ja verzückter Gesichter schliefslich sinnverwirrend auf den Unbeteiligten.

Im Zuge befinden sich auch, meist gleich hinter der Stadtkapelle, einige Dutzend 14- bis 16jährige Knaben, welche barhäuptig und eifrig mithüpfen und -springen. Diese thun solches weder als Bufsübung, noch wegen

irgend eines Leidens, sondern **als Vertreter** von Pilgern, die durch Krankheit, Gebrechlichkeit, Alter oder sonstige Gründe am Springen verhindert sind. Natürlich geschieht dies nicht umsonst. Je schneller



Fig. 3. Melodie des Springprozessions-Marsches.

die Musik spielt und wohl auch, je höher die Bezahlung, desto höher und öfter springen diese Knaben und die sich ihnen in den Strafsen anschliefsenden jungen Leute, die gleichfalls gegen ein „Trinkgeld“ aus den Reihen der Zuschauer sich dem vorbeitanzenden Reigen thätig anschliefsen. Es ist dies ein wunder Punkt in der Prozession, da die zum Büfsen resp. zum Heilerfolg geforderte körperliche Anstrengung zum „Geschäft“ und „Extraverdienst“ gemacht wird.

Je tiefer die Prozession ins Innere des Städtchens dringt, um so aufregender wird das Schauspiel. Mit der endlosen Musikmelodie und dem Bodengestampfe der Füfse mengt sich das Murmeln der vielen Andächtigen, welche, ohne mitzuspringen, als Rosenkranz- und Litaneienbeter sich mit dem Hin- und Hergewoge der Springenden vorwärts schieben. Merkwürdige Scenen sieht man da. Acht oder zehn Personen, sich einander die Hände reichend, kommen, als geschlossene Ketten fast die ganze Breite der Gasse füllend, aufgeregt dahergesprungen. Andere halten sich, um durch die stete Tanzbewegung nicht schwindelig zu werden, mit Tüchern aneinander fest. Jünglinge, Männer und Greise, junge Frauen, Mädchen jeglichen Alters ziehen in rastloser Bewegung vorbei, die meisten schon mit hochroten, erhitzten Gesichtern, manche schon keuchend und schwer atmend. Viele Männer und Jünglinge sind hemdsärmelig. Frauen suchen sich durch aufgespannte Schirme gegen die Sonnenstrahlen zu schützen, wodurch manche Springende einen grotesken Anblick gewähren. Wir sahen Photographieen, auf welchen an besonders heifsen Tagen oder an Regentagen die Prozession unter einem wahren Wald von Schirmen sich daherbewegte. Trotz der mannigfachen Vorkehrungen zum Schutze gegen die Hitze und Überanstrengung, wozu auch zu rechnen, dafs an vielen Strafsenecken und Hausthüren Leute mit Wasser und Wein zur Erquickung von Zusammenbrechenden harren, giebt es doch viele Ohnmächtige, ja auch Schlaganfälle und bisweilen selbst Todesfälle. Trotz solcher Unfälle ist der bis zur Verzückung sich steigernde Eifer all der Springer und Springerinnen staunenswert. Man sieht u. a. weifshaarige Männer und Frauen, vom Alter niedergebeugt, die aber trotzdem nach Kräften mithüpfen, wobei auf ihren überhitzten Gesichtern die religiöse Begeisterung sich wiederspiegelt. Bald abstofsend, bald mitleidend wirken auf die Zuschauer — nicht blofs die Strafsenseiten und Fufssteige, auch die Fenster bis zur Dachluke hinauf sind von ihnen rings besetzt — die vielen Kranken im Zuge, die durch eine letzte gewaltige Anstrengung auf Heilung hoffen. Man sieht in den Reihen epileptische Kinder mit kraftlos herabhängenden Armen und Beinen, mit irrem, ja idiotischen Lächeln auf ihren bleichen Gesichtern, in den starken Armen der Eltern getragen, die ihnen zu Liebe über das schlechte Pflaster dahinspringen, so gut es geht. Auch manchem Springenden, mancher Hüpferin steht das Leiden deutlich in den vor Anstrengung krampfhaft verzerrten Gesichtszügen geschrieben, aber wie von unsichtbarer Kraft vorwärts getrieben, tanzen sie weiter, in der Hoffnung, sich durch die Fürbitte des heiligen Willibrord doch noch Gesundheit zu ertanzen.

Unaufhörlich bewegt sich die Prozession in zunehmender Sonnenglut weiter. Nur auf dem Marktplatz pflegt eine kurze Ruhepause einzutreten, und auch dies nicht in jedem Jahre. Im wörtlichen Sinne ein „Ausschnaufen“ nach der gehabten Anstrengung der Atmungswerkzeuge und der Erschütterung des ganzen Körpers. Sobald das Zeichen zum erneuten Aufbruch gegeben, geht es mit abermaligem monotonem Litaneigesang und dem fortwährenden nervenbetäubenden Spiel der „endlosen“ Tanzmelodie direkt der Kirche zu. Weithin hört man das dumpfe Gemurmel der Tausende



Fig. 4. Die Pfarrkirche zu Echternach.

beim Abbeten des Rosenkranzes, das dem Gebrumme eines fernen Volksauflaufes gleicht. Das letzte Ziel der Prozession, die Abtei- und Pfarrkirche (Fig. 4), ist dem heiligen Peter und Paul geweiht; sie besteht seit

dem 11. Jahrhundert (das alte „St. Willibrordus-Gotteshans" war 1017 samt dem von Willibrord 698 gestifteten Benediktinerkloster ein Ranb der Flammen geworden), ist aber im Laufe der Zeiten öfter baulich erneuert worden und besitzt ihre ursprünglichen Formen kaum mehr. Nur die 1031 vollendete Basilika steht znm Teil hente noch. Die von zwei Türmen flankierte Vorderfront ist nrsprünglich im romanischen Stile gebant gewesen, weist aber mancherlei Flickwerk auf. Das Innere ist verhältnismäfsig reich ausgestattet und architektonisch gut gegliedert.

Znr Kirche führen eine Reihe steinerne Stufen empor. Früher wurde anch auf diese hinauf der Springtanz fortgesetzt. Jetzt ist eine gewisse Abmilderung eingetreten. Die Musik hält ein, mit ihr das Tanzen, und die abgehetzten Pilger steigen ermattet die Treppe zum Hauptportal hinan. Kanm hat der Zng das Innere betreten, als die Musik von neuem ihre Zauberweise beginnt. Ihre am mächtigen Gewölbe widerhallenden Töne elektrisieren die Müdesten, und man bietet die letzten Kräfte „zu Ehren des heiligen Willibrord" auf. Wird doch behauptet, dafs innerhalb der Kirchenmauern die Hauptwirksamkeit des ganzen Festes, was wunderthätige Heilungen anbelangt, zu Tage tritt, indem der erschlaffte, jedoch unermüdliche Pilger, gleichsam mit letzter Anstrengung tanzend und springend, lant den heiligen Willibrord anruft und ihn bittet, ihn von seinem Übel zu befreien oder solche Personen zu heilen, für welche er, der Pilger, stellvertretend hierher gewandert, gehüpft und gesprungen ist. Daher kommt es wohl auch, dafs nach beendigter Prozession epileptische und sonstige leidende Kinder, die auf der Strafse in den tanzenden Reihen von ihren Angehörigen getragen werden, einen „Extrarundtanz" unter Anführung der Musik um die Aufsenseite der Kirche zu machen suchen.



Fig. 5. Der heilige Willibrord, die Pilger segnend. Gemälde von Anton Stevens.

Doch greifen wir den Dingen nicht voraus und begleiten wir die „Springheiligen", wie sie heute noch im Volksmunde heifsen, bis zum Schlusse der eigenartigen Ceremonie. Die tausendköpfige Menge zieht also unter dem betäubenden Widerhall all der Musikinstrumente im Innern der geränmigen Kirche umher, zuerst im rechten Seitenschiff dem Chore zu und dann um den Hochaltar hernm, hinter welchem, geschützt dnrch ein eisernes Gitter, sich das Grabmal des heiligen Willibrord befindet. Hiernach geht es dnrch das linke Seitenschiff hindurch nnd schliefslich durch ein anderes Thor wieder hinaus ins Freie, dahin, wo in vergangenen Zeiten der Gottesacker von Echternach gewesen ist. Dieser ehemalige Friedhof ist heute in einen hübschen Rasenplatz umgewandelt, der mit schattigen Bänmen bepflanzt ist und deshalb bei Sonnenschein einen angenehmen schattigen Aufenthalt bietet. Hier werden die letzten Tänze gemacht, und erfolgt der sogen. Endsprung. Der Geistliche, welcher das Ganze geleitet hat, erteilt den Schlufssegen, und die Springprozession ist zu Ende, nachdem sie zwischen zwei nnd drei Stnnden gedanert hat.

Die Kirche jedoch wird noch längere Zeit nicht von Betern leer. Unanfhörlich drängen sich zahlreiche Prozessionsteilnehmer, vor allem anch der ganze Schwarm der „ohne Tanz nnd Sprung", nnr als Beter mitgezogenen Männer und Frauen ins Innere, nm nochmals am Willibrordgrabe ihre Andacht zu verrichten nnd um Erhörung zu flehen. Viele nmkreisen dasselbe mit der monotonen lauten Wiederholnng ihrer Bitte, gleichsam wie um den Nachdruck derselben zu verstärken, damit der Heilige sie ja nicht überhört. Weithin tönen die tiefen Stimmen der Männer und die hellen der Frauen durcheinander: „Heiliger Willibrord, bitt' für uns! Heiliger Willibrord, erhöre uns." Wenn man, nachdem die Pilger endlich die Kirche verlassen haben, an das Grabmal herantritt, das den heiligen Bischof mit fromm gefalteten Händen darstellt, so sieht man innerhalb des Grabgitters auf dem gelätteten Boden zahlreiche Münzen liegen, vom Goldstück bis znm bescheidenen Kupfergeld, französische resp. belgische und dentsche bnnt durcheinander, die ersteren jedoch vorwiegend. Es sind dies freiwillige Gaben von Pilgern an die Kirche.

Um mit der Schilderung des Innern der Kirche zu schliefsen, so befindet sich unweit des Willibrordgrabes ein schmaler Seitenaltar, der heiligen Barbara gewidmet, und nahe bei ihm hängt ein altertümliches Gemälde, dasselbe wurde 1605 von dem seiner Zeit berühmten belgischen resp. vlämischen Künstler Anton Stevens im Auftrage des Abtes Jean Bertels gemalt und stellt den heiligen Bischof dar, wie er des Himmels Segen auf die tanzenden Pilger herabruft, welche in dichten Reihen hinter ihm knieen nnd stehen. In dem Hintergrunde ragt die Wallfahrtskirche, zu welcher Scharen leidender Pilgerinnen hinaufwallen (Fig. 5).

In früheren Zeiten gab es neben der Springprozession noch eine „Stehprozession" nnd eine „Kriechprozession". Beide erfolgten am Freitag nach dem „weifsen Dienstag" und stellten namentlich die nahen Eifelbewohner ein starkes Kontingent zu denselben. Die erstere ging gleichfalls vom Kreuze am linken Sauerufer bis zur Abteikirche und danert mehrere Stnnden. Sie hatte ihren Namen daher, dafs die Pilger alle drei bis vier Schritte auf ein Schellenzeichen stehen blieben, um eine Liedstrophe zu singen. Getanzt wnrde nicht. Minder bequem hatten es die sogen. Kriechpilger, die, bevor sie zur Wallfahrtskirche sich aufmachten, dreimal um das steinerne Kreuz an der Brücke herumgingen und dann zur Bufse unter einem nahe dabei befindlichen, künstlichen, etwa zwei Fufs vom Boden erhöhten Steine hindurchkrochen. Als ein menschenfreundlicher Abt es

den Kriechpilgern bequem machen und den Stein um einen Fufs höher stellen liefs, nahmen die merkwürdigen Pilger dies so übel, dafs sie das Durchkriechen ganz sein liefsen, und die Kriechprozession von der Bildfläche verschwand, welches Schicksal auch bald die der Stehenden teilte. Die Springprozession bildet also den letzten Rest all dieser Bufs- und Gelübdeprozessionen. Noch heute heifst sie im Volksmund vielfach die „Votivprozession“.

Mit dieser Bezeichnung kommen wir zum Schlufs noch einmal auf Ursprung und Zweck der eigenartigsten Prozession zu sprechen. Wie schon eingangs angedeutet worden, hat sie sich im Laufe der Zeiten als eine Einrichtung erwiesen, die geschaffen wurde, um bei den Gläubigen die Wirkung des innigen Gebetes um Heilung von Epilepsie, Veitstanz und ähnlichen Nervenkrankheiten und -Beschwerden durch körperliche Anstrengungen zu stärken, gleichsam also eine Art psychologisch-physiologischer Zweck. Der heilige Willibrord war ein Heidenbekehrer, und wurde ihm als solchem, wie so manchem seiner ehrwürdigen Kollegen, die Fähigkeit zugeschrieben, wunderbare Heilungen auszuführen. Die Tradition überliefert uns mit Vorliebe die Erzählung von Wundern, die er an Epileptikern und ähnlichen Kranken vollbrachte. Auch das oben besprochene Gemälde deutet auf Heilzwecke der Prozession. Man geht schwerlich fehl, wenn man Heilzwecke als den Hauptgrund ansieht, weshalb die so eigenartige Prozession sich bis auf den heutigen Tag erhalten und nach kurzen Zwischenpausen, in welchen sie staatlich verboten oder erschwert gewesen ist (z. B. unter Napoleon I.) stets wieder von neuem die Massen angezogen hat. Wäre sie blofse Bufsprozession, oder wäre sie ausschliefslich eine Dankprozession für das glückliche Überstehen von Menschen- oder Viehseuchen, so würde sie sicherlich im Laufe der Zeiten eingeschlafen sein und nicht Jahr für Jahr Tausende zum „Mitspringen“ anlocken.

Zur Entwickelung des slavischen Speichers.

Von Karl Rhamm. Braunschweig.

II.

Wenn ich im Vorhergehenden das Wort srub für den tschechischen und špechar für den deutschen Speicher gebraucht habe, so will ich damit keineswegs gesagt haben, dafs beide Benennungen im lebenden Gebrauch strenge auseinander gehalten werden. Höchstens kann dies für „špichar“ [9]) gelten, da an den wenigen Stellen, wo wir von dem tschechischen Speicher hören, nur sruh gebraucht wird, während es umgekehrt scheint, dafs dies Wort allgemein für jeden Speicher angewandt werden kann. Dagegen ist der Ausdruck lěpenec (von lěp- „kleben, leimen“) natürlich auf den Lehmspeicher beschränkt. Was noch den Namen sruh anbelangt, der in Anwendung auf den Speicher nur bei den eigentlichen Tschechen gebräuchlich ist, hier aber nach seiner Verbreitung von dem Böhmerwald bis zu den schlesischen Beskiden sehr alt sein mufs, so ist es schwer, eine befriedigende Erklärung dafür zu finden. Da das Wort (von sruh — „zimmern, schroten“), abgesehen von der allgemeinen Bedeutung eines aus Zimmerung hergestellten Bauwerks, eines „Zimmers“ im engeren und weiteren Sinne, auch in der alten Sprache für ein gezimmertes Bollwerk, einen Holzturm im Gebrauch war, so könnte man versucht sein, der von Jirásek (S. 430) aufgestellten Behauptung beizupflichten, dafs der Speicher bei den alten Slaven zu Kriegszeiten auch als „Schutzhau“, also zu Verteidigungszwecken benutzt wäre. Wennschon diese Aufstellung sich zunächst auf den chodischen sruh stützt, der zu solchen Zwecken erst mit dem Hause in feste Verbindung gebracht und kastellartig eingerichtet wurde, so kann doch nicht geleugnet werden, dafs der sruh an und für sich, mit seinem enggeschlossenen Aufbau bis oben hin, seinen starken, feuersicheren Wandungen, sich nicht übel als letzte Zuflucht des Bauern eignete, der hier, mitten unter seinen Vorräten, schon eine kleine Belagerung aushalten konnte, zumal der obere Raum nach dem Verschlufs der Fallthür ganz unzugänglich war und die untere Thür von hier aus durch die kleinen Luft- und Lichtöffnungen in der Wand verteidigt werden konnte. Übrigens steht der sruh mit seinen militärischen Alluren in seiner Sippe nicht allein, auch der reckenhafte Bau des altnordischen Loftspeichers, mit seinem überschiefsenden Oberstock und mit der Brustwehr seines Laubenganges mufs in zahlreichen Vorgängen der Sagazeiten als „Schutzbau“ des Hofes dienen und die Vorteile für die Verteidigung bei nächtlichen Überfällen waren sicherlich nicht der geringste Antrieb für die Gepflogenheit besonders der vornehmen Geschlechter, den Oberstock (Loft) des Speicherbaues zur Stätte ihres Nachtlagers zu nehmen. Trotz alledem möchte ich den Grund zu der Benennung des sruh nicht in derlei Rücksichten der Verteidigung suchen, zumal aus den verschiedensten Gegenden der alten Slavenlande Nachrichten vorliegen, nach denen die beste Habe und damit auch das Korn in schweren Zeitläuften gerade aus den Speichern in Gruben geflüchtet wurde. Ich beziehe mich auf eine allgemeinere Bedeutung des Wortes sruh, nach der es in weiter Verbreitung über die slavischen Sprachen, und so insbesondere im Russischen einen Rohbau bezeichnet, der noch „ohne Fufsboden, Decke und Dach“ ist — dasselbe, was im Kleinrussischen durch das Wort kletka ausgedrückt wird, ein Diminutiv des ältesten und verbreitetsten slavischen Wortes für den Gaden „klět“. Wie also hier der Name des Speichers auf den Rohbau (des Wohnhauses) angewendet wird, so würde umgekehrt nach meiner Annahme dort das Wort sruh auf den Speicher übertragen sein, aus dem gleichen Grunde, weil der Speicher und insbesondere der tschechische Lehmspeicher seiner ganzen Anlage nach nicht viel mehr ist, als ein Rohbau aus gefügten Balken in Wandung und Decke, ohne äufsere Gliederung und ohne eigentliches Dach — denn der aufgestülpte Dachhut hat mit dem sruh selbst konstruktiv keine Berührung. Wenn man daneben in der besonderen Festigkeit dieses Zimmergefüges, den zum Schutz der darin geborgenen Vorräte getroffenen Sicherheiten, wie den kleinen Luftlöchern, dem starken Verschlufs der Thür, überhaupt in der quadratischen, turmartigen Gestalt ein tertium comparationis mit einem Bollwerk sehen will, so habe ich nichts dagegen.

Dafs das Gegenüber des sruh auf der einen Seite und des špejchar auf der anderen wirklich aus einem

[9]) Bei den schlesischen Tschechen bedeutet špichar den Schüttboden im Gegensatz zu dem besonderen sruh. Der deutsche Speicher scheint bei ihnen also nie Eingang gefunden zu haben.

Kampfe zwischen alttschechischen und deutschen Einrichtungen hervorgegangen ist, wird nun durch das, was ich über den Speicher des slovakischen Ungarn beizubringen in der Lage bin, vollständig klargestellt. Es sind dies zuvörderst einige Photographieen, die ich, wie die hinzugefügten Erklärungen, der Zuvorkommenheit des Herrn Soehan', akademischen Malers in Turocz Szent Martón, verdanke. Auch hier, wie noch mehr in dem benachbarten Polen, ist der Speicher (syparen' vom Stamme syp — „schütten") durch die komora ins Gedränge gebracht und nicht mehr auf allen Höfen zu finden. Der syparen' entspricht durchaus dem böhmischen lepenec. Wie jener, ist er aus Balken geschroten und mit Lehm beschlagen, auch er ist gewölbt und hat das lose aufgesetzte Dach zum Herabstürzen. Diese Speicher sind stets zweistöckig, der untere Raum hat eine Aufsenthür, der obere ist nur von hier aus zugänglich und von einem Laubengange ist keine Rede. Er dient, wie sein Name besagt, hauptsächlich als Kornkammer. Da diese Bauweise in dem von fremden Einflüssen weniger berührten slovakischen Osten des tschechoslavischen Gürtels noch die gewöhnliche ist — der deutsche Laubenspeicher scheint hier völlig unbekannt —, so genügt das blofse Vorkommen dieser altertümlichen und ursprünglichen Zimmerung im Westen, um den Schlufs zu ziehen, dafs wir es hier mit einem alten tschechoslavischen Bau zu thun haben, der in Böhmen durch die Einwirkung des deutschen špejchar zurückgedrängt ist. Auch dieser Speicher hat ein unteres und oberes Geschofs, aber eine weitere Besonderheit besteht darin, dafs diese Einteilung nach aufsen nicht zu Tage tritt, da die scheidende Balkenlage nur von innen eingestückt ist, während bei den deutschen Speichern die Balken mindestens auf einer Seite vorstofsen, um den Laubengang zu tragen, wenn nicht gar der obere Stock über den unteren vorschiefst, wie das nicht nur in Skandinavien, sondern auch in unseren Alpengebieten vielfach der Fall ist. Hiermit hängt es offenbar zusammen, dafs diese alttschechischen Speicher keinen Laubengang besitzen, wodurch sie sich schon äufserlich von dem špejchar augenfällig unterscheiden. Dies ist keine Zufälligkeit, sondern durch die grundsätzliche Einrichtung des **Lehmspeichers** bedingt. Ein Laubengang würde die Ebenmäfsigkeit der Konstruktion, die eine Voraussetzung des Schwebedaches ist, durchbrechen, die Sicherheit der Funktionierung (Herabstofsen des Daches) gefährden und selbst dem Brande einen Anhalt bieten. Der Zugang zu den oberen Räumen befindet sich natürlich stets innen.

Soviel mir über die Speicher des westlichen Slovakengebietes bekannt ist, stimmten diese mit den schlesischen (und tschechischen) sonst überein und sind, abgesehen von der Eigentümlichkeit der Deckenwölbung, regelmäfsig gezimmerte Gebäude. Nun haben sich aber in den östlichen, abgelegenen Teilen der Slovakei Formen erhalten, die weit einfacher sind und an Ursprünglichkeit wenig zu wünschen übrig lassen. Leider beschränken sich meine Kenntnisse derselben auf eine Anzahl Photographieen, die der grofsen Sammlung des ungarischen Nationalmuseums in Budapest angehören. Von fünf daselbst abgebildeten slovakischen Speichern („hombár"), insgesamt aus der Gespanschaft Sáros, der äufsersten, am Abhange der Karpaten gelegenen slavischen Grenzlandschaft nach Osten zu, gebe ich in Fig. 6 den auffallendsten wieder [Nr. 6573 aus Margonya[10]]. Wie man sieht, beschränkt sich die Wölbung hier nicht auf den Gupf, sondern ergreift das ganze Gebilde und nur die Hauptseite ist offenbar der Thür zu Liebe als flache Wand gehalten und durch zwei Eckpfosten gestützt. Ohne dieses der Thür gemachte Zugeständnis würde das Ganze einem grofsen Termitenhaufen gleichen, auf das ein leichtes, mit Stroh bekleidetes Dachgestell geworfen ist. Es ist selbstverständlich, dafs der gewölbte Kern nicht gezimmert, sondern nur aus Flechtwerk hergestellt sein kann, und aus dem weifsen Ton der Photographie ersichtlich, dafs er mit einer dicken Lehmschicht überzogen ist; ebensowenig bedarf es einer Erläuterung, dafs das Dach nur lose aufliegt. Ich glaube mit der Annahme nicht fehlzugehen, dafs diese Rundspeicher eine ältere Stufe des Lehmspeichers überhaupt darstellen, wobei ich den Nachdruck nicht allein auf die Urwüchsigkeit des Ganzen gelegt sehen möchte, sondern hauptsächlich auf den Umstand, dafs nur bei einem geflochtenen Speicher, wie dem unserigen, das Princip der Wölbung von unten nach oben durchgeführt werden kann, noch vollständiger als hier geschehen, wenn wir die Thür aufgeben und durch eine blofse Luke ersetzen, wie dies thatsächlich bei dem weiter unten abgebildeten Speicher geschehen ist. Diesem einfachen und harmonischen Gebilde gegenüber mufs der geschrotene Lehmspeicher des civilisierten Westens als Neuerung erscheinen, die bei dem Übergang zu der Schrotzimmerung die Abrundung auf die Oberfläche zurückdrängte — wohl oder übel darf man hinzufügen —, denn dafs ein solches künstliches Gewölbe der natürlichen Technik des Schrothauses zuwiderläuft, liegt auf der Hand.

Was den Platz der tschechischen Speicherbauten betrifft, so stehen sie in Böhmen alle auf dem Hofe selbst und zwar der Regel nach gegenüber dem Wohnhause dicht am Thore oder etwas zurück. Bei einem Modell aus der Gegend von Eule steht der echte Speicher mitten auf dem durch die übrigen Gebäude geschlossenen Hofe. Auch im Chodengau behauptet der Speicher jene Stellung am Thore, soweit er nicht mit dem Wohnhause zu einem Ganzen verbunden ist. Weit freier ist die Aufstellung des slovakischen syparen'. Auch er findet sich häufig und vielleicht meistenteils an dieser Stelle, er kommt aber auch im Anschlufs an die Rückseite des Wohnhauses vor, das, wie in Böhmen, regelmäfsig seine Stirn nach der Gasse kehrt (die aus Rufsland bekannte Stellung des alten Gaden, die hier nach dem Aufgeben des letzten in der komora auf den Speicher übergegangen sein mag), oder auch dem letzten gegenüber auf der anderen Seite der Gasse, letzteree selbstverständlich nur, wenn diese Seite frei ist.

Wir haben nun den Spuren des Lehmspeichers noch in Ungarn nachzugehen. Da treffen wir zunächst einen Verwandten des Flechtspeichers von Sáros in den echt magyarischen Gebieten, wo ihre Erhaltung noch durch den Mangel an Zimmerholz befördert wurde. Ich beziehe mich wieder auf eine in der erwähnten Sammlung vorfindliche Photographie des Pester Museums, die einen solchen „Kornbehälter" (gabonatartó) aus der Mitte des ungarischen Niederlandes an der Theifs (Gespanschaft Congrád, Tápé) zeigt, von einer so sonderbaren Gestalt, dafs sie nur durch die Kunst einer im Dienste des Bauhandwerks geläuterten Korbflechterei hergestellt werden kann, wiewohl die Abbildung nur eine Aufsenseite von Lehm erkennen läfst (Fig. 7). Das Bauwerk, das als Suppenschüssel die Tafel eines Höhlenriesen zieren würde, er-

[10]) Die Abbildungen 6, 7 und 15 stammen aus der ethnographischen Abteilung des ungarischen Nationalmuseums und sind nach Originalaufnahmen des Custos der Anstalt, Herrn Dr. Johann Jankó, angefertigt, für deren gefällige Überlassung ich dem genannten Herrn hiermit meinen besonderen Dank ausspreche.



Fig. 6. Slowakischer Lehmspeicher aus der Gespanschaft Sáros.

des Hofes, auf der anderen Seite der Gasse, dicht am Bache, der in den Zipser Dörfern in der Regel die zwei Zeilen des Dorfes zu trennen pflegt. Wenn ich das Schutthaus slavischer Alluren verdächtigen will, so kann ich mich mit voller Sicherheit nur auf den Lehmbewurf und die dadurch bedingte glatte Aufsenseite berufen, wenn anders unter dem „Bodenraum" nicht ein unter der lehmbeschlagenen Decke befindlicher abgeteilter Oberraum verstanden sein soll (wie bei dem Kitting, s. unten), was eine Wahrscheinlichkeit für sich hat, da eine Durchbrechung der lehmgesicherten Decke, sei es durch eine Fallthür, den Zweck beeinträchtigen würde. Auch die von Fuchs hervorgehobene Aufstellung der Speicher aufserhalb des Hofraumes weist mehr auf slavische Gepflogenheiten. Man kann sich gegen mich auf das Wort tirpel für die Schwelle berufen, das uns über die Herkunft der Besitzer des Schutthauses einige Auskunft giebt. Dies Wort findet sich nur am Niederrhein (gewöhnlich dorpel) und ist schon aus der Lex salica zu belegen (duropalus „Thürpfahl"), ein halb deutscher, halb römischer Bankert (palus Pfahl), der sich wohl schon zur Zeit der Römerherrschaft unter den germanischen Stämmen der Bataver und Anderer gebildet haben mag. Wollen wir daraufhin das Schutthaus für einen alten niederfränkischen Speicher erklären, so kann ich nichts dagegen machen; so lange ich aber sehe, dafs der Bauer auf alter deutscher Erde überall, wo man sein Thun und Lassen in dieser Beziehung beobachten kann, die gröfste Sorgfalt auf die Aufsenseite seines Speichers verwendet, einerlei, ob Gaden oder Kornhaus, indem er das Holzwerk fügt und verziert, wie er nur kann und mag, kann ich nicht

weitert sich wie ein riesiger Korb nach oben, um erst in der Höhe des Daches (Schindel) in einer Weise, die durch das letztere verdeckt wird, in die Wölbung überzugehen. Eine Luke im Giebel soll jedenfalls die Thür ersetzen, die sich der Photograph, wenn überhaupt vorhanden, gewifs nicht hätte entgehen lassen. Auch dieser Speicher kann schon deshalb aus dem Zusammenhang des slavischen Speicherwesens nicht ausgeschlossen werden, da die Ungarn aller Wahrscheinlichkeit nach die Grundzüge ihrer Baukunst von den an Ort und Stelle vorgefundenen und aufgesogenen Slovenen erlernt haben.

Ich glaube nicht fehlzugehen, wenn ich unseren Landsleuten auf ungarischem Boden einige ähnliche Verirrungen zumesse, entschuldigt, wie sie sind, durch die unbezweifelte Zweckmäfsigkeit des lepenec, ich meine den „Kitting" der Hienzen und das „Schutthaus" der zipser Deutschen. Das Schutthaus der Zips liegt mitten innen zwischen den Gebieten des westslovakischen gezimmerten und des sároscher geflochtenen Lehmhauses. Es ist nach K. Fuchs „das deutsche Haus des Zipser Oberlandes" (in den Wiener Anthropologischen Mitteilungen XXIX, S. 1, 2), ein kastenförmiges Blockhaus von etwa 4 m Länge und 3 m Breite, dessen Wände und Decken mit einer dichten Lehmschicht überzogen und dadurch gegen das Feuer gesichert sind. Die Thür ist auf der Giebelseite und eine Treppe führt von innen in den Bodenraum. Der Fufsboden ist die blofse Erde, jedoch zum Schutz gegen die Feuchtigkeit auf den Durchschnitt der durch einen Balken gebildeten Schwelle (tirpel) erhöht. Im Schutthause wird nicht nur das Korn aufbewahrt, sondern alle Arten Lebensmittel, dazu Gewand, kurz, alles Wertvolle des Hauses, es ist also seiner Benutzung nach ein Gesamtspeicher. Das Gebäude steht gewöhnlich aufserhalb



Fig. 7. Magyarischer „Kornbehälter" aus der Gespanschaft Csongrád.

glauben, dafs er eine Beschmeifsung seines Schatzkastens mit Lehm anders als eine Schändung betrachtet haben würde. Und dieser Schlufs mufs erst recht gelten, wenn wir annehmen, dafs der Lehmbewurf ursprünglich als die unerläfsliche Ergänzung und Verstärkung eines leichtwandigen Geflechts zu betrachten ist, das bei dem Uebergange zu einer besseren Bauart, wie es nicht selten geschah, aus einem Grunde, der ursprünglich nur nebensächlich war, beibehalten wurde [11].

Noch sicherer bin ich meiner Sache in Bezug auf den Kitting der deutschen sogenannten Hienzen im westlichen Ungarn. Fuchs bemerkt (S. 2) in seinem Aufsatz, dafs der Hof der Hienzen im Eisenburger Komitat vor 100 Jahren auch sein Schutthaus besafs, den sogenannten Kitting, dafs er jedoch hinter dem Hause, auf dem Hofgrund, stand. Der Verfasser mufs die eingehende Abhandlung von Bünker (das Bauernhaus in der Heanzerei in den Wiener Anthropol. Mitteilungen 1895, S. 141 bis 149) nicht gekannt haben, da in derselben auch der Kitting behandelt wird. Die Hienzen [12] (die Deutschen im nordwestlichen Teil des Eisenburger Komitats) sind noch im Übergange zu der Kammerwirtschaft begriffen, so dafs die Kammer noch häufig durch den Kitting vertreten wird. Der Kitting ist aus Steinen oder Ziegeln gebaut und gewölbt. Das Innere ist durch eine Trambalkendecke in zwei Teile geteilt, der untere ist der eigentliche Kitting, darüber ist der Boden, auf den von innen eine Stiege führt. „Unmittelbar auf dem Gewölbe des Kitting ruht das Dach.“ Das Dach selbst liegt, wie Fig. 223 zeigt, lose auf dem Gewölbe. Ein Vergleich des beigefügten Durchschnittes vom Kitting mit dem schon mitgeteilten Durchschnitt des tschechischen und schlesischen srub schliefst jeden Zweifel aus. Hiermit ist wohl die Sippe des lepenec genügend gekennzeichnet, trotz der Übersetzung in Stein, die wahrscheinlich erst erfolgte, seitdem der Kitting seine Selbständigkeit aufgegeben hat und in enge Verbindung mit den übrigen Gebäuden gesetzt wurde. Er steht nämlich heute „überall“ gegenüber dem Wohnhause und ist durch eine überdachte Einfahrt („Hütte“) mit letzterem verbunden (vergl. Abbild. 152 und 159 und die Pläne 153 und 160). Von dieser Stellung leitet Bünker seinen Namen ab (Kitting = G'hütting) als ein Anhängsel zur „Hütte“ (Einfahrt). Da indes, wenn auch selten, einzeln stehende Kittinge vorkommen nach Art der „Getreidekästen“ (S. 99 und 100) und da diese Aufstellung, wenn ich die oben mitgeteilte Bemerkung von Fuchs recht verstehe [13], vor einem Jahrhundert allgemein war, so ist ein Zweifel, wenn auch nicht an der Bünkerschen Ableitung von dem Worte „Hütte“, so doch an der Verquickung mit der Einfahrts-„Hütte“ gestattet. Dafs wir bei den Hienzen, die auf altem slavischem Boden sitzen, auf slavische Erinnerungen stofsen, darf nicht befremden: slavisch ist noch anderes, ich nenne hier nur das Zeilendorf mit den enggedrängten Hofreiten im Süden der Hienzerei und das gestaffelte Strohdach, das ganz undeutsch und schon in Niederösterreich verschwunden ist (Bünker, „Das Bauernhaus in der östlichen Mittelsteiermark“. Wiener Anthrop. Mitteilungen 1897, S. 138. Vergl. die Dorfstrafse auf Fig. 150, die mit ihren eng gedrängten Höfen und den gestaffelten Dächern ebensogut in einer slovakischen Gegend stehen könnte.) Mit dem Kitting nun schliefsen die Spuren des Lehmspeichers auf dieser Seite ab. Noch aus demselben Eisenburger Komitate hat das Pester Museum eine Photographie von einem Speicher der daselbst im Süden der Hienzen angesessenen Slovenen (Nr. 6962 aus Vizlendva), der jede Annäherung an den Kitting verleugnet: ein zweistöckiges gezimmertes Gebäude mit einem Laubengange oben und dem üblichen slovenischen Halbwalm. Ich möchte in diesem Gebäude eine Nachahmung des deutschen „Feldkastens“ vermuten: die echt wendischen Speicher der zunächst benachbarten südlichen Steiermark sind ganz anders und sehr eigentümlich angethan; kleine Behälter, nicht viel gröfser als ein Taubenhaus und wie dieses auf einem oder zwei mannshohen hölzernen Pfosten errichtet, ohne Treppe, nur durch eine Leiter zugänglich, die auf einen vor dem



Fig. 8. Slovenische Vorratskammer aus Steiermark.

Giebel befindlichen Vorplatz führt (Fig. 8; aus dem Werk: „Österreich-Ungarn in Wort und Bild“, Band Steiermark, S. 211). Man darf nicht vergessen, dafs insbesondere die slovenisch-kroatischen Grenzgegenden im Mittelalter von deutschen Ansiedelungen stark durchsetzt wurden, wie denn der kašta („Kasten“) in Krain und Steiermark zur allgemeinen Benennung der Speicher geworden ist.

Nach unseren Ausführungen kann es keinem Zweifel unterliegen, dafs der Lehmspeicher mit seinem Holzgewölbe und losem Dach, wie wir ihn in seiner heutigen Verbreitung von dem Böhmerwald bis zu den Karpaten nachgewiesen haben, allein auf altslavische Zugehörigkeit Anspruch machen kann, und dafs er in seiner Entstehung auf die Stufe der alten Heimat hinter den Karpaten zurückgeführt werden darf. Wir sind danach zu der Vermutung berechtigt, dem lepenec auch jenseits der Karpaten zu begegnen, insbesondere bei dem mit den Tschechen nächst verwandten Stamme der Polen.

[11]) Als besonders bezeichnend für die erwähnten Gesichtspunkte verdient die Thatsache hervorgehoben zu werden, dafs in Norddeutschland, in der Nachbarschaft der Rheinfranken, wo doch die Flechtwand mit Lehmbewurf selbst bei dem Wohnhause altüblich ist, bei dem Spiker, soweit er nicht massiv ist, stets das schön gefügte Holzwerk zu Tage tritt.

[12]) Ich kann nicht einsehen, warum Bünker nicht bei der hergebrachten Schreibart „Hienzen“ bleibt. Ebenso gut kann man „Wean“ schreiben statt „Wien“.

[13]) Vielleicht bezieht sich die Bemerkung von Fuchs auf den südlichen Teil der Hienzerei, den Bünker nur kurz und ohne Erwähnung des Kittings behandelt, in welchem überdies wegen der Schmalheit der Höfe für die Stellung des Kittings vorn neben der Einfahrt gar kein Platz wäre.

Die Erschliefsung des Kaburelandes in Nordtogo.

Von Fr. Hupfeld. Bergassessor a. D.

II. (Schlufs.)

Am 28. Januar überschritten wir das Gebirge wieder und beschlossen nun, in östlicher Richtung bis zur französischen Grenze durchzustossen, um dann an der Grenze entlang nach Süden bis Sirka zu marschieren. Auf dem Gebirge trafen wir den Ort Bahá und sahen zwei Orte, Undé und Adyirl, in etwa 2 km Entfernung im Norden liegen. Weiter nördlich soll Sôla, das noch zu Lamba gehört, und dann ein grofser Ort Támberma liegen.

Nach steilem Abstiege von Bahá kehrten wir zum nordöstlichen Ende von Tená zurück und erreichten von da in $1^1/_2$ Stunden nach einem eintönigen Marsche durch Baumsavanne auf ebenem, sandigem Boden, auf dem ab und zu Quarzitglimmerschiefer anstand, den bedeutenden Ort Tyudená, auch Tyú oder Djíu genannt. Auch hier kamen wir halbwegs friedlich durch; eine Verständigung mit den Eingeborenen war aber nicht möglich, bis wir zufällig einen ziemlich intelligenten Mann aufgriffen, der sich mit einem unserer Dolmetscher verständigen konnte. Es war ein Händler, der aus Búfale, an der Ostgrenze des Kaburelandes, stammte und zu Handelszwecken in das Kabureland gekommen war. Südlich von Tyudená liegt nämlich ein Ort Kumbrá, von dem ich unter dem Namen Gurmá schon in Dako gehört hatte. Dieser Ort ist der gemeinsame Marktplatz des gesamten Kaburelandes, wohin alle Umwohner und die aus den Grenzorten stammenden Händler freies Geleit haben. Doch müssen letztere in Landeskleidung, d. h. nackt gehen, da das Tragen von Kleidern „vom Fetisch" verboten ist. Auch müssen sie von Kumbrá wieder auf demselben Wege, den sie gekommen sind, zurückkehren. Wir haben hier also Handelsstrafsen für den Waren-, aber nicht für den Personenverkehr. Solche Strafsen treffen sich in Kumbra von Mangu, Logba-Bufalé, Semere, Sirka, Bafilo, Dako-Djamdé und Kábu aus. Die Strafse von Mangu berührt vielleicht Tamberma und sicherlich Tená.

Dafs wir hier an einer aus dem Norden kommenden Strafse waren, zeigte sich auch daraus, dafs wir Salz vom Niger fanden. Dieses geht zwar als Salz für Pferde (wegen seines Bittersalzgehaltes) noch viel weiter nach Süden, selbst bis über Kete-Kratschi hinaus, was aber hier nicht in Betracht kommt. Das Kabureland ist also der südlichste Punkt, bis zu dem in Togo das Nigersalz als menschliches Nahrungsmittel vordringt. Übrigens kennen die Eingeborenen auch selbst eine Art der Salzgewinnung. Sie verbrennen die dürren Stengel des Guineakorns und laugen die Asche aus.

Tyudená ist der erste Ort, an dem wir wieder Yam in gröfserer Menge angebaut trafen.

Am 29. Jan. marschierten wir weiter nach Osten zu. Leider stellte sich ein derartig dichter Harmattandunst ein, der auch die folgenden Tage anhielt, dafs man keinerlei Ausblick hatte. Berge von 200 m Höhe entdeckte man erst als schwache Umrisse im blauen Dunst, wenn man auf 2 bis 3 km herangekommen war, — ein unleidliches Marschieren in unbekanntem Lande!

Südlich von uns lag das centrale Kaburegebirge; die Bäche, die wir kreuzten, flossen alle nach Norden, wie übrigens schon in Tená und Adyira-Lamba. Der bedeutendste Wasserlauf ist der Binó, knapp zwei Stunden von Tyudená entfernt. Hier tritt an die Stelle des Quarzitschiefers plötzlich wieder der Granatgneifs des eigentlichen Kaburelandes mit all seinen typischen Erscheinungen. Die Leute in Tshíndeburá, die uns mit selbstgebrautem Bier empfingen, scheinen eher zum eigentlichen Kaburelande, als zu Kabure-lófso zu gehören, obwohl die Weiber angeblich wie dort und in Tyudená bekleidet sind. Gesehen haben wir nämlich kein weibliches Wesen, sondern hörten sie nur in den Farmen sich etwas zurufen, was uns verdolmetscht wurde: „Die weifsen Teufel kommen."

Die Männer von Tshíndeburá sind reine Athleten, riesige, muskulöse Gestalten von martialischem Aussehen. Vorn auf der Stirn tragen sie, durch eine Schnur befestigt, eine runde Eisenplatte, in deren Mitte eine Perle von Glas, so dafs sie von fern wie Cyklopen aussehen. Die Arme schmücken eiserne Armringe und in den durchbohrten Nasenflügeln sitzen keck nach vorn herausragende Leopardenklauen. Im übrigen gehen sie ganz nackt; ja die Annahme eines Geschenkes von Tuch wurde uns direkt verweigert mit dem Bemerken, sie trügen keine Kleider; wir möchten daher unser Tuch bis Bufale behalten, wo wir es besser verwenden könnten.

Von dem isolierten Tshíndeburá-Hügel ging es nun wieder bergab und dann auf einen südnördlich sich hinziehenden (rel.) 200 m hohen Gebirgszug zu. Riesige Guineakornfelder erstrecken sich hier weithin und steigen an den steilen Bergen hinan, kaum ein Fleckchen Erde unbenutzt lassend.

Auffallenderweise wird das Guineakorn bei der Ernte hier nicht — wie sonst allgemein, z. B. in Kabure-lófso und den anderen, bisher berührten Orten —, dicht über der Erde, sondern in 1 m Höhe abgeschnitten. Zwischen den Guineakornfeldern entdeckten wir kurz vor dem letzten steilen Anstieg nach Bufale hinauf die erste Baumwollenfarm. Wir kommen zu einem anderen Volksstamme, der schon die Verwendung der Baumwolle kennt. Im Gestein treten die Granaten immer mehr zurück. Gesteine von Quarz und Hornblende, bald mehr, bald weniger geschichtet, nur ab und zu einmal auch Granaten führend, begleiten uns von nun an die nächsten Tage bis Sirka und hinunter zum Kará. Ihre Verwitterung ergiebt einen sandigen, aber anscheinend fruchtbaren und besonders für den Anbau von Yam geeigneten Boden.

Die Bufaleleute wollten uns mit den Waffen in der Hand den Zugang streitig machen, getrauten sich aber doch nicht zu schiefsen, und so kamen wir ohne Blutvergiefsen hinauf ins Dorf. Nachher kam es allerdings noch zu einem kurzen Gefecht. Bufale setzt sich aus mehreren kleinen Dörfern zusammen, die als geschlossene Ortschaften gebaut sind. Es untersteht dem französischen Logba, spricht auch dessen Sprache, und Logba seinerseits dürfte wiederum Semere nahestehen. Man kann es also nicht mehr zum Kaburelande rechnen, ebenso wenig wie Sirka, das wir zwei Tage später kennen lernen sollten.

In Bufale sind die Weiber, soweit wir solche gesehen haben, alle bekleidet und zwar mit dem üblichen, dunkelroten, im Lande selbst erzeugten Tuche; auch die Männer sind schon öfter bekleidet. Sehr auffallend ist es auch, dafs es hier Schweine giebt, die im Kaburelande ja ganz fehlen.

Bufale ist, wie wir aus der ziemlich grofsen Zahl europäischer Waren ersahen, dem Handel geöffnet. Dazu

geniefst es weit und breit einen grofsen Ruf als Fetischort, zu dem selbst aus Bâfilo Leute kommen sollen, die dahin freies Geleit haben. Schurze aus braunrotem Tuch, über und über mit Kaurimuscheln benäht, dienen jedenfalls auch zu Fetischzwecken.

Am nächsten Morgen stiegen wir den steilen Abhang des Bufalegebirges wieder hinab und marschierten direkt südlich auf ebenem, gutem Wege. Riesige Farmen von Yam, daneben Guineakorn und Baumwolle, erstrecken sich nach allen Seiten und in einer Ausdehnung, wie ich sie in Togo nicht gesehen habe, dabei ausgezeichnet gehalten. Wir überschritten einen Flufs Buná, wohl derselbe wie der Binó; er soll von Logba kommen und ist offenbar der Oberlauf eines der Quellflüsse des Oti.

Bald darauf erreichten wir einen gröfseren Ort, in dem uns ein paar Dutzend Leute angriffen, das letzte Mal, dafs wir von den Waffen Gebrauch machen mufsten. Der Ort wurde uns Grofs-Lâma genannt, im Gegensatz zu dem weiter im Südwesten gelegenen Kabure-Lama; es dürfte dasselbe Lâma sein, mit dem Logba — während der Anwesenheit des Grafen Zech — in Fehde lag. Bei unserem Weitermarsche überstiegen wir einen kleinen Höhenzug, dessen Gestein wieder viele Granaten enthält, und passierten sodann die Orte Káua (oder Kauará) und Sûnssoló. Alle diese Orte haben den Typus des eigentlichen Kaburelandes, besonders was die Bekleidung der Leute anbetrifft und ebenso in der eigenartigen Feldbestellung.

Es war schon gegen Abend, als wir — weiter südwärts — in Kútau eintrafen, wo wir die Nacht bleiben wollten. Wie grofs war daher unsere Enttäuschung, als wir den Ort vollständig zerstört fanden, ein Umstand, den wir uns damals gar nicht erklären konnten. Erst später hat sich herausgestellt, dafs ein französischer Offizier aus Semere hier entlang nach Norden marschiert und wohl von den Eingeborenen angefallen worden war.

Wir marschierten daher nach dem nahegelegenen Kumedá und blieben dort die Nacht. Kumedá ist ähnlich Búfale stark von dem nicht weit entfernten Logba beeinflufst, wohl auch von Semere. Die Leute kannten den Weifsen offenbar schon; ja sogar Silbergeld schien ihnen nichts Unbekanntes mehr zu sein. Die Weiber tragen alle Tücher; die Männer sind nackt oder mit einem Lederschurz bekleidet. Wie in Búfale trifft man auch hier Schweine als Haustiere. Der Ort ist wie alle anderen ein Komplex zerstreut liegender Gehöfte. Ein Gehöft ist aber aus einer ziemlich grofsen Zahl, nämlich 20 bis 30 Hütten, zusammengesetzt, die nach aufsen durch sehr hohe Verbindungsmauern abgeschlossen sind und nur einen einzigen kleinen Eingang haben, so dafs das Ganze einen kastellartigen Eindruck macht. Hervorzuheben ist noch, dafs man es hier mit einem gröfseren Dorfhäuptling zu thun hat.

Am nächsten Tage, dem 31. Januar, erreichten wir nach nur dreistündigem Marsche das auf einem isolirten, ziemlich steilen, mit grofsen Rollblöcken übersäeten Berge gelegene Sirka. Den Nachmittag benutzte ich, um nach Semere zu gehen. Da der Ort französisch ist, nahm ich keine Soldaten mit und machte auch, als ich hörte, dafs kein weifser französischer Beamter derzeit dort anwesend sei, vor den Mauern der uns leider verloren gegangenen Riesenstadt kehrt. Der Ausflug bezweckte die Feststellung der Entfernung Sirka-Semere, wobei sich ergab, dafs Sirka zweifellos deutsch ist. Ob dagegen die auf der beigefügten Skizze angenommene Grenzlinie ganz richtig ist, läfst sich erst sagen, wenn man von der Mitte zwischen den beiden Übergangsstellen der Wege Semere-Sûdu und Semere-Aledjokúra über den Kará, dem Thalwege dieses Flusses folgend, 5 km abgemessen haben wird. Es ist wohl möglich, dafs dann die Grenze sich noch etwas nach Westen verschiebt und z. B. Grofs-Lama auf die Grenze zu liegen kommt. Es ist wohl dasselbe Lama, bei dem Zeitungsnachrichten zufolge im vorigen Jahre die deutsch-französische Grenzkommission ein siegreiches Gefecht geliefert hat.

Auf volle Genauigkeit kann die Kartenskizze schon deshalb keinen Anspruch machen, weil bei ihrer Konstruktion die zahlreichen Peilungen auf entferntere Objecte — soweit der Harmattandunst das Peilen überhaupt zuliefs — nicht mit in Rücksicht gezogen sind.

Sirka, das früher unter Semere stand, ist eigentlich nicht zum Kaburelande zu rechnen. Es ist dem Handel voll geöffnet und steht sowohl mit Semere, wie mit Bâfilo in regen Beziehungen. Die Weiber gehen alle, die Männer wenigstens zum Teil bekleidet. Gemünztes Geld ist bekannt. Wie in Kumedá und Búfale giebt es auch hier ziemlich viel Schweine.

Nachdem wir Semere den Franzosen überlassen haben, hat Sirka für uns eine besondere Wichtigkeit als Eingangsthor in das Kabureland. Man mufs bedenken, dafs der Karáflufs, speciell hier oberhalb der Einmündung des Sála, wie wir auf unserem Weitermarsche nach Bâfilo festzustellen Gelegenheit hatten, auch in der hohen Regenzeit noch passierbar sein dürfte, während er weiter unterhalb in der Regenzeit ein geradezu unüberwindliches Verkehrshindernis bildet. Schon allein aus diesem Grunde halte ich es für wünschenswert, dafs für die einstige wirtschaftliche Erschliefsung des Kaburelandes die Linie: Tshautshogebiet-Bâfilo-Sirka schon jetzt ins Auge gefafst wird. Während der günstigeren Jahreszeit wird man dagegen natürlich die direktesten Routen wählen.

Am 1. Februar marschierten wir von Sirka nach Bâfilo, ein Weg von sechs Marschstunden. Am Kará hören die Hornblendegesteine auf; es folgt dann an einer Stelle typischer Gneifs und darauf der Quarzitglimmerschiefer des Dáko-Sudu-Plateaus. In Bâfilo trafen wir Dr. Kersting und Tags darauf in Dáko den Oberleutnant Thierry. Am 4. marschierte Herr v. Massow zurück nach seiner Station Bâfsari.

Dr. Kersting war, wie schon erwähnt, von Bâfilo aus aufgebrochen, hatte nördlich davon den Kará überschritten und hatte dann in Kabure-Lama mehrere Gefechte zu bestehen. Von hier wandte er sich zunächst westlich in das centrale Kabureland, kam hier friedlich durch und setzte den König ein, den wir nachher in Tyetyan trafen. Er ist dann über Tyín (unser Tyu(m)dená) nördlich durch eine Strecke Wildnis bis zu einem Orte Difále vorgedrungen, ist von da westlich bis ans Gebirge, auf dem Bahá liegt, marschiert, und hat sich dann am Rande dieses Gebirges südwärts gezogen, tags und auch nachts von den Eingeborenen belästigt. Von Tena aus wandte er sich südwestlich, kreuzte unseren Weg in Kâna, ging von da nach Djamdé und dann mit dem biederen Dákokönig nach dem centralen Kaburelande, wo er ihn zum Oberfürsten einsetzte, und kehrte endlich über Kabure-Lama nach Bâfilo zurück.

Oberleutnant Thierry dagegen hatte, von Nordwesten kommend, zunächst das Schmiededorf Anima passiert, sodann Kerstings und unsere Route in Grofs-Kabure-lófso gekreuzt, den Kaburemarkt Kumbrá besucht und war dann weiter östlich auf Dr. Kerstings Spuren gekommen, die ihn ebenfalls nach Bâfilo führten. Von Dáko ging er über Kabu zurück nach Mangu.

Durch die drei gleichzeitigen Expeditionen war das bisher gänzlich unbekannte Kabureland, über das auch

Erkundigungen bei Eingeborenen nur ein spärliches Licht verbreiten konnten, da die von dort herstammenden Leute stets nur einen kleinen Teil des ganzen Gebietes kannten, plötzlich ziemlich genau, wenigstens geographisch, beleuchtet worden. Auf ethnographischem Gebiete dagegen bleibt noch so ziemlich alles zu thun, und gerade hier, in einem so ganz abgeschlossenen Lande, ist sicher sehr viel Neues und Interessantes zu erforschen.

Es hat sich gezeigt, dafs wir es in Kabure mit einer aufserordentlich starken Bevölkerung zu thun haben, die auf einem verhältnismäfsig engen Raume eine Dichtigkeit aufweist, wie sie wohl selten in Afrika wieder anzutreffen sein dürfte.

Eine Schätzung der auf dem Gebiete der Kartenskizze nördlich des Kará wohnenden Menschenmenge zu geben, ist natürlich nach dem einmaligen Durchstreifen des Landes unmöglich. Um aber überhaupt eine Zahl zu geben, so scheint mir, dafs $^1/_3$ Million eher zu niedrig als zu hoch gegriffen ist.

Der Bevölkerungsdichte entspricht sodann der aufsergewöhnlich intensive Ackerbau, und wenn die Bewohner bisher auf einem so niedrigen Kulturstandpunkte stehen, so fragt es sich, ob das nicht dem Umstande wesentlich zuzuschreiben ist, dafs sie gezwungen sind, ihre ganze Kraft auf die Lebensmittelproduktion zu konzentrieren.

Natürlich wird es Niemandem einfallen, zu glauben, dafs wir aus diesem Lande nun sofort beträchtliche Handelswerte herausziehen können; im Gegenteil wird es noch viel Zeit, Arbeit und Geld kosten, bis die deutsche Herrschaft auch diesem Gebiete die Segnungen des Friedens, der Sicherheit in Handel und Wandel und des Rechtsschutzes zugänglich gemacht haben wird. Aber die Hinterländer unserer Kolonieen sind überhaupt zum grofsen Teile noch Zukunftswerte, die erst nutzbar gemacht werden müssen. Und da ist es nicht wohl anzunehmen, dafs man mit einem solch fruchtbaren, verhältnismäfsig gut bewässerten, alle Grundlagen für Ackerbau und Viehzucht bietenden Lande dauernd nichts sollte anfangen können. Aber selbst wenn das der Fall wäre, so ist doch die grofse Menschenmenge, d. h. die zahlreichen auf das Arbeiten angewiesenen Kräfte, ein Schatz, den wir nur zu fassen und an die richtigen Punkte zu leiten lernen müssen, um daraus für uns und für die Kolonie eine Quelle des Reichtums zu schaffen.

Als am 7. Februar unsere Expedition Dáko verliefs, um ihren Sitz weiter nach Süden zu verlegen, grüfsten, jenseits der weiten Karániederung, in der nur die Djamdéberge mit ihren steilen Felsen hervorragten, noch einmal, wie zum Abschied, die Höhenzüge von Kabure-lófso herüber, dann weiter rechts das Kaburegebirge, der isolierte Sirkaberg, die runde Kuppe des Semereberges und links vom Sirkaberg, weit ab im blauen Duft verloren, die Berge des Fetischortes Búfale.

Maultiere und Elkjagden in Wyoming.

Es ist nur wenig bekannt, dafs die Vereinigten Staaten in der Nähe von Cheyenne in Wyoming eine Anstalt zur Ausbildung eines viel geschmähten, aber unumgänglich notwendigen Tieres, des Maulesels, unterhalten. Diese höhere Erziehung wird nicht den gewöhnlichen Zugtieren zu teil, sondern nur solchen ausgewählten Tieren, die zu dem wichtigeren Dienste als Packesel ausersehen sind, die dem amerikanischen Militär bei allen Kriegen gegen die Indianer aufserordentliche Dienste geleistet haben.



Fig. 1. Bepacktes Maultier aus dem Gestüt von Cheyenne. Nach einer Photographie.

Der Grundzug, der einen Maulesel zu diesem Dienste geeignet erscheinen läfst, ist der, dafs diese Tiere sich in Pferde gewissermafsen verlieben. Maulesel, die einmal eine Zuneigung zu einem Pferde gefafst haben, folgen einem Pferde überall hin, bleiben nie weit hinter ihm zurück, versuchen das Pferd mit ihren Nasen zu berühren und zeigen andere Symptome von Zuneigung. Diese Thatsache ermöglicht es nun, einen Packzug von Mauleseln zu leiten. Das Pferd erhält eine Glocke um den Hals, der Koch der Expedition übernimmt in der Regel die Leitung des Glockenpferdes bei dem Marsche, und die Maulesel brauchen nun nicht weiter angetrieben zu werden. Sie wetteifern miteinander darin, dem geliebten Glockenpferde möglichst nahe zu sein.

Da gut und schnell zu packen auch eine Wissenschaft ist, so wird in Cheyenne auch das nötige Personal darin zu höchster Leistungsfähigkeit ausgebildet. Das Gepäck mufs genau auf dem Rücken des Maulesels so befestigt werden, dafs es bei keiner Gangart und in jedem Terrain sich darauf hält und anderseits beim Beziehen eines Lagers in kürzester Zeit abgeladen werden kann.

Die Anstalt in Cheyenne ist so eingerichtet, dafs sie,

wenn der Dienst es verlangt, sofort zwei Packmaulesel-züge stellen kann. Jeder derselben besteht ans einem Cargador oder Packmeister, einem Koch, neun Packern, einem Glockenpferde und 60 Mauleseln, von denen etwa 45 bepackt werden, während die übrigen zum Tragen des Personals und als Reserve dienen.

Diese Packzüge üben täglich, um die höchst mögliche Leistungsfähigkeit zu erlangen. Aufserdem werden während des Sommers Märsche von zwei bis drei Wochen Daner ausgeführt, wo alles wie im Feldznge zugeht. Zwei geübte Packer beladen, wenn alles bereit liegt, einen Maulesel in einer Minute fertig zum Marsche.

Unsere Abbildung (Fig. 1) zeigt die Art der Bepacknng eines Maulesels. Zuerst wird eine „Corona“ genannte Filzdecke auf den Rücken des Tieres gelegt, darunter einige Wolldecken und daranf der „aparejo“ genannte Tragsattel befestigt. Jeder Maulesel hat seine eigene Corona, die mit besonderen farbigen Fignren oder Zeichen, z. B. mit einem Fisch, Fliege, Vogel u. s. w. bestickt sind. Nach der Beobachtung der Packer sollen einzelne Maulesel ihre Coronas an diesen Figuren erkennen und an der richtigen Stelle in der Reihe antreten, wo das Sattelzeug hingelegt ist, wenn sie bepackt werden sollen.



Fig. 2. Halbblutindianer „Little Bat“.
Nach einer Photographie.

Besonders in den Gebieten von Wyoming, Utah, Idaho und Süddakota, wo man an vielen Stellen mit Packwagen gar nicht hingelangen könnte, haben diese Maulesel-Packzüge unschätzbare Dienste geleistet. Viele höhere Offiziere interessierten sich dafür nnd erprobten die Leistungsfähigkeit derselben im Frieden bei Jagdzügen auf Hochwild. Kapitän James Cooper Ayres machte im Jahre 1893 einen solchen Jagdzug mit dem verstorbenen General Crook mit, dessen wundervolle Erfolge im Indianerkriege hauptsächlich auf die Kenntnis des Landes und der verschiedenen Indianerstämme, die er auf solchen Jagd-



Fig. 3. Wapitis, um den geschossenen Leithirsch herumlaufend.

expeditionen erlangt hatte, zurückzuführen sind. Diesmal ging der Weg zur Sierra Madre und zu den Park Range Mountains des südlichen Wyoming. Von Fort Steele, einem verlassenen amerikanischen Posten, ging es zunächst in südlicher Richtung nach Saratoga. Am dritten Tage wurde eine weite Ebene durchzogen, die von grofsem historischem Interesse ist. Hier war einst das Nischni-Nowgorod Amerikas. Hier war das „grofse Lager“, wohin vor 30 Jahren, sobald das Gras der Savanne grün wurde, nachdem ein allgemeiner Friede zwischen den einzelnen Indianerstämmen erklärt war, diese von allen Richtungen hier zusammenströmten, um hier Wochen lang ihre Waren auszutauschen, Feste zu feiern, Wettrennen und Wettläufe zu veranstalten und Glückspiele zu betreiben, bei denen mancher alles, selbst sein Weib, dem glücklichen Gewinner abtreten mufste. Die verschiedensten Stämme verständigten sich miteinander durch das Volapük der Prairie, die Zeichensprache. Heute gehört das „Grand Encampment“ der Vergangenheit an, es ist zum Teil besiedelt.

Unter Führung von Baptiste Garnier oder „Little Bat“ genannt, eines Mischlings von französischer Herkunft und ausgezeichneten Jägers (Fig. 2), gelangte die Jagdgesellschaft nach der Kontinentalscheide, wo das Lager an einem Zuflusse des Snake-River aufgeschlagen wurde. „Little Bat“ galt in Amerika für den gröfsten Jäger der Welt, er hatte allein 85 Bären erlegt, das übrige Wild zählte er nicht mehr.

Namentlich beim Anpürschen an das Wild leistete er geradezu Hervorragendes. Nichts entging seinem Adlerauge. Dabei war er sehr schweigsam und einsilbig, wenn er von seinen Erfolgen als Jäger sprach. Eines Tages, so wird von ihm erzählt, hatte er sich bei einem Jagdausfluge mit General Crook am Nachmittage allein entfernt. Als er in der Dunkelheit wiederkam, fragte ihn jemand, ob er Wild gesehen hätte. „Ich sah 13 Wapitie (Elk)“, sagte er mit einer Betonung, die die Unterhaltung zu beendigen wünschte. Auf die weitere Frage, ob er einen getroffen hätte, antwortete er nur: „Ja, ich schofs sie.“ Er hatte nämlich das ganze Rudel von 13 Stück erlegt.

Das ist nur auf die Weise möglich, dafs der Jäger den Leithirsch schiefst und von den jüngeren Hirschen und Hirschkühen ungesehen bleibt. Die Tiere verlieren dann vollständig den Kopf und laufen im Kreise um ihren toten Führer herum, was der amerikanische Jäger mit „milling“ bezeichnet (Fig. 3). Dies war auch „Little Bat“ gelungen, und er hatte alle 13 Stück niedergeknallt. — Auch diesmal brachte er die Jagdgesellschaft auf eine Wapitiherde von 40 Stück heran, von denen sechs Stück geschossen wurden. Das Verpacken des Wildes war nun wieder eine Übung für die Packer; zunächst mufsten den Maultieren die Augen verbunden werden, und auch dann sträubten sie sich oft noch, veranlafst durch den Blutgeruch. Dann wird ihnen die Nase mit Blut eingerieben, oft aber ist es nur möglich, das Tier mit der ungewohnten Last zu beladen, nachdem man ihm die Füfse gebunden hatte.

Fundstätten und Bearbeitung des Nephrits in Ost-Turkestan.

Aus Leopold Conradts handschriftlichem Tagebuch der Grombtschewsky'schen Expedition.

Vorbemerkung. In den Jahren 1889 und 1890 unternahm der russische Major v. Grombtschewsky eine grofse Forschungsreise durch die unbekanntesten und wildesten Teile Hochasiens. Seine an Mühen und Gefahren, aber auch an Erfolgen überreiche Expedition ist bereits öfter in dieser Zeitschrift erwähnt worden, am ausführlichsten durch Emil Mayr in Bd. 59, S. 68 bis 70, wo sich auch eine Routenskizze vorfindet. In der Einleitung des Berichtes nennt uns Mayr als Begleiter Grombtschewskys einen deutschen Zoologen und Sammler, nämlich Leopold Conradt aus Ostpreufsen, der schon 1886 mit Grum-Grschimailo in Kaschgar gewesen war. Conradt, der 1858 geboren ist, blickt heute auf ein vielbewegtes Leben zurück. Er hat Europa, Asien und Amerika in weiter Ausdehnung kennen gelernt, bis er in den deutschen Kolonialdienst trat und als sefshafter Stationsleiter mit kulturellen und wissenschaftlichen Arbeiten betraut war. So weilte er geraume Zeit auf Bismarckburg in Togo; dann finden wir ihn in Ostafrika wieder und dann auf Johann Albrechts-Höhe in Kamerun. Während eines kurzen Aufenthaltes im Vaterlande hat er mehrere Artikel über seine Thätigkeit auf letzterer Station und seine dortigen Schwarzen veröffentlicht. Eine gröfsere Materialsammlung, den Ngumbe-Stamm betreffend, harrt noch der Veröffentlichung, da sie von Conradt bei der eiligen Ausreise nach Fernando-Póo leider mitgenommen ist. In Deutschland zurückgelassen hat er jedoch sein Tagebuch über einen Ausflug nach der Krim im Jahre 1885, sowie über die Reisen mit Grum-Grschimailo und Major v. Grombtschewsky. Der Verfasser hat mir diese Tagebücher zur Aufbewahrung übergeben und mich zugleich ermächtigt, sie ganz oder teilweise zu veröffentlichen, wie das durch Inhalt und das wissenschaftliche Interesse bedingt wird. Auf Wunsch der Redaktion des „Globus“ greife ich zunächst diejenigen Nachrichten heraus, die sich auf die Fundstätten und die Bearbeitung des in ganz Mittel- und Ostasien hochgeschätzten Nephrits beziehen. H. Seidel.

Im Oktober 1889 zog die Expedition Grombtschewskys über die Dagnyn-Basch-Pamir, wie die Russen die Taghdun-Basch-Pamir unserer Karten nennen, zum Thale des östlich fliefsenden Ily-Ssu hinab. Dort fand eine Begegnung mit dem englischen Dragonerkapitän Younghusband statt, der auf seiner Durchquerung Asiens von Peking nach Indien begriffen war. Er hatte u. a. 6 indische Soldaten und einen Afghanen mit; noch bunter sah es in Grombtschewskys Lager aus. Der Major photographierte daher kurz vor dem Abschiede beide Expeditionen, und da zeigte es sich, dafs auf den Bildern die Vertreter von 14 verschiedenen Völkerschaften sichtbar wurden. Am 14. Januar a. St. schlug die Trennungsstunde. Younghusband wandte sich über den Ily-Ssu-Pafs nach Nordwesten, während die russische Karawane zum Flufsbett des Raskom-Darja vorrückte, der sich später mit dem Jarkend-Darja vereinigt.

Am Lagerfeuer erzählte der Major eines Abends sehr viel von seiner ersten Reise in diese Gegenden und flocht dabei ein, dafs er im Jahre zuvor, allerdings weiter stromab, grofse Nephritlager beobachtet habe, die von den Chinesen früher stark ausgebeutet worden seien. Auch im oberen Flufsthale, auf dem Wege zum Karakorum-Passe, zeigte sich Nephrit. Nach Aussage der Eingeborenen soll der begehrte Stein hier an mehreren Stellen vorkommen. Die bedeutendsten Brüche liegen jedoch weiter östlich am Kara-Kosch, und zwar oberhalb von Schahidula. Grombtschewsky hat auf seiner mifsglückten Exkursion zum Karakorum-Passe etwa 100 Pfund an diesem Flusse erbeutet. Ebendort wird auch Gold gewaschen. Der Major nahm z. B. einen alten, viel vom Schicksal verfolgten Goldsucher als Führer mit, der ihn über das Gebirge nach Polu bringen

sollte. Der Vorstofs schlug fehl, und die Expedition mufste mit grofsem Verlust an Pferden und Gepäck den Rückmarsch zum Kara-Kosch antreten. Die Nephritbrüche daselbst sind schon durch Adolf v. Schlagintweit besucht und auf den Karten verzeichnet worden. Die Gewinnung ist überall eine sehr primitive. Sie geschieht durch Feuersetzen, worauf das erhitzte Gestein schnell mit Wasser begossen wird. Dann läfst es sich leichter abschlagen oder absplittern.

Die Gold- und Nephritsucher treiben sich auch in der Steppe bei Chotan (Khotan) umher. Namentlich bevorzugen sie die Halbinsel zwischen dem Kara-Kosch und dem Jurong-Kosch, wo schon mancher vom Glück begünstigt wurde und Nephritstücke bis zum Werte von 1000 Rubel aus dem Geröll auflesen konnte. Die meisten laufen indes vergeblich daher und finden oft wochenlang nichts als unerhebliche Brocken, die sich kaum zu Gelde machen lassen.

Der Nephrit auf der Pamir und den anderen vorgenannten Stellen ist ein dunkel- bis hellgrüner, mitunter graugrüner, sehr harter und undurchsichtiger Stein. Zuweilen nimmt er eine lichtere Färbung an, unterbrochen von schwarzen oder gar gelblich-roten Flecken, die Tschul-Pan genannt werden. Die beliebtesten Qualitäten pflegen die Chinesen geradezu mit Silber aufzuwiegen. Sie fabrizieren daraus allerlei Schmuck- und Gebrauchssachen, z. B. Fingerringe, Amulette, Spannringe für die grofsen Kriegsbogen, Mundstücke für Opium- und Tabakspfeifen, Gürtelschnallen und Flacons zu Schnupftabak. Das herrlichste Nephritgerät, das ich sah, war eine flache Trinkschale, für die ein Händler 100 Rubel forderte. Ebenso teuer sind die Flaschen aus Nephrit, da die Aushöhlung des Materials, das eine Härte von 6 bis 7 hat, erhebliche Mühe verursacht.

Die fertigen Artikel gehen meist nach dem eigentlichen China, wo sie hohe Preise erzielen. Doch mufs man sich sehr vor Nachahmungen hüten, mit denen manche Distrikte überschwemmt sind. Denn in gewissen Städten blüht eine förmliche Fälschungsindustrie.

Im Juni 1890 besuchten Grombtschewsky und ich eine Nephritschleiferei in Chotan, die Eigentum eines dortigen Einwohners war. In der kleinen Werkstätte safsen drei Arbeiter vor einem langen Tische, unter welchem sich bei jedem Sitze eine Tretvorrichtung befand, um die verschiedenen, wenn auch recht einfachen, aber praktischen Schleifräder, Schleifrollen und Schleifscheiben in Bewegung zu setzen. Unter den Schleifinstrumenten stand eine hölzerne Mulde mit Wasser, in welche die Arbeiter je nach Bedarf zwei Sorten von Schleifsand, eine schwärzliche und eine hellbraune, thaten. Die erstere stammt aus der Umgegend von Chotan, die andere soll aus Andischan im russischen Turkestan eingeführt werden. Die Arbeiter erhalten für dortige Verhältnisse eine gute Bezahlung, obschon sie mit Rücksicht auf ihre geringen technischen Hülfsmittel nur langsam produzieren. Das Schleifen und Aushöhlen eines etwa zwei Zoll langen Schnupftabakflacons nimmt durchschnittlich acht Tage in Anspruch. Major v. Grombtschewsky kaufte einen ganzen Satz alter (eiserner) Schleifinstrumente für 3 Rubel.

Den von ihm mitgebrachten Nephrit unterwarf Prof. Muschketow in St. Petersburg einer sorgfältigsten Prüfung und kam dabei zu dem Ergebnis, dafs der Raskem-Darja-Nephrit mit dem des berühmten Decksteines auf Timurs Grab in Samarkand identisch sei[1]).

[1]) Auch Conradt erwähnt am Schlusse der obigen Ausführungen gleich in einem Atem den graugrünen Nephrit von der letzten Ruhestatt des sinkenden Welterschütterers, „das gröfste Stück", das der Reisende je zu Gesicht bekam. Unsere Leser finden in Bd. 71 des „Globus", S. 153, eine vortreffliche Abbildung von jenem Herrschergrabe, die sehr deutlich den vielgenannten Stein erkennen läfst, der seit geraumer Zeit in zwei Stücke zerbrochen ist, die aber noch unverrückt an ihrem durch geschichtliche Erinnerungen geweihten Platze liegen.

Bücherschau.

K. Ahlenius: Till kännedomen om Skandinaviens Geografi och kartografi under 1500-talets senare hälft. (Skriften utgifna af K. Humanistiska Vetenskaps-Samfundet i Upsala, VI, 5.) Upsala 1900.

Nach zahlreichen gedruckten und ungedruckten Quellen (letztere stammen besonders aus der Königlichen Bibliothek in Stockholm, der Universitäts-Bibliothek in Upsala und der an Seltenheiten reichen Privatbibliothek Prof. Nordenskiölds in Stockholm) behandelt der Verfasser hier die Entwickelung der Kartographie Skandinaviens im 16. Jahrhundert und setzt damit seine Studien über Olaus Magnus, die 1895 erschienen, fort. Ahlenius bespricht zunächst den Einflufs der alten Seebücher und Segelanweisungen auf die Kartographie; schon Claudius Clavus hat sie für seine Geographie des Nordens (etwa 1427) benutzt. Als Sammler solchen Materials hat sich der Erzbischof Johannes Magnus verdient gemacht. Diese Sammlung benutzten Jakob Ziegler in seiner Schondia 1532 und Olaus Magnus; auf ähnlichen Quellen beruht die Seekarte über Südskandinavien, die Ost- und Nordsee, die auch Mercator bei seiner Europakarte von 1554 vorlag. Sebastian Münster benutzte in seiner Ausgabe des Ptolemäus (1540) Jakob Zieglers Schondia und Olaus; bei der Zeichnung Skandinaviens hat er mit Olaus Grönland von Skandinavien geschieden, in der Beschreibung dagegen läfst er sie wie Ziegler zusammenhängen. Die Europakarte Gerhard Mercators von 1554 kontaminiert Ziegler und Olaus; für die Gegend weiter östlich von Finnland sind auch russische Karten zu Rate gezogen; Grönland und Skandinavien sind durch einen schmalen Sund getrennt.

Die von Istoma und Kock 1496 unternommene Umsegelung der Halbinsel wurde erst 1549 von Herberstein publiziert. Sie veranlafste vielleicht die Nordostfahrt der Engländer Willoughby und Chancellor 1553. Die älteste (handschriftliche) Karte dieser Fahrt von William Burrough 1558 bringt zuerst den Namen „Nordkap" auf 71° 12'; benutzt scheint diese Karte auf Jenkinsons Karte von Rufsland 1562.

Die Zenokarte von 1558 ist eine ungeschickte Kompilation aus älterem Material; sie verbindet Grönland noch mit Norwegen. Eine Reihe anderer Irrtümer derselben ist in Mercators Weltkarte von 1569 aufgenommen.

Die Mercatorkarte von Europa 1554 lag dem Abraham Ortelius vor für eine seiner Karten im Theatrum orbis terrarum; für andere auch die Karte von 1569.

Neues Material lieferten dann die Niederländer; der Beamte der 1565 gegründeten Antwerpener Handelskompanie, Simon v. Salingen, sammelte selbst viel; danach ist auf den holländischen Karten in der Waghenaerschen Seekartensammlung von 1584 Nordskandinavien und die Kolahalbinsel gezeichnet. Auf Waghenaers Übersichtskarte von Europa ist die Konfiguration der Halbinsel ziemlich gut dargestellt; der Finnische Meerbusen hat hier zum erstenmale die wahre Richtung von Osten nach Westen; zwischen dem Bottnischen Meerbusen und dem Eismeere ist dagegen eine Wasserverbindung eingetragen. Im Bottnischen Busen war der Handel der Holländer unbedeutend, daher der Irrtum. In der zweiten Seekartensammlung Waghenaers von 1592 (Thresoor der Zeewart) finden sich zuerst Teile des Weifsen Meeres dargestellt.

Für den Atlas Rumoldus Mercators 1595 sind die Sammlungen Waghenaers benutzt. Die nördlichen Küsten Finnmarkens und der Kolahalbinsel sind genauer als bei Waghenaer; hier erscheinen die Murmanische und Terskische Küste, auch der Imandrasee. Vielleicht sind hier die Angaben Simons v. Salingen, der als dänischer Beamter im Norden war, benutzt, und zwar durch Vermittelung des gelehrten Heinrich Rantzau, des Statthalters von Holstein.

Spuren einheimischer skandinavischer Kartographie finden sich während des 16. Jahrhunderts nur vereinzelt und sind wenig bedeutend. Die Streitigkeiten Dänemarks und Schwedens über die Grenzgegenden im hohen Norden zwischen Norwegen und Schweden veranlassen dann genauere Aufnahmen des Landes. Die von Simon v. Salingen im Auftrage Christians IV. 1601 ausgearbeitete Karte berücksichtigt die dänischen Ansprüche; auf Befehl Karls IX. von Schweden wird das nördliche schwedische Gebiet aufgenommen. Dies Material ist sicher für die schwedische Reichskarte des Andreas Buräus (1626) benutzt, die, auf Messungen und Observationen gestützt, eine neue Periode der nordischen Kartographie eröffnet.

Oldesloe. R. Hansen.

Daniel Bruun: Studier af Nordboernes Kulturliv, II, 2. Archæologiske Undersøgelser paa Island, foretagne i Sommeren 1898 (Særtryk af „Geografisk Tidsskrift“). Köbenhavn, Det nordiske Forlag, 1899. 47 Seiten und eine Tafel. 8°.

Der dänische Hauptmann Daniel Bruun betreibt schon seit mehreren Jahren archäologische Forschungen auf Island, über die wir bereits früher an dieser Stelle Bericht erstattet haben. Das vorliegende Heft, besonders abgedruckt aus der Zeitschrift der Königl. Dänischen Geographischen Gesellschaft, auch erschienen als Beilage zum Jahrbuch 1899 der Isländischen Altertumsgesellschaft, bildet das zweite Heft vom zweiten Bande von des Verfassers „Studien zur nordischen Kulturgeschichte“ und berichtet über die wissenschaftliche Ausbeute seiner Reise durch Island im Sommer des Jahres 1898. Zuerst wird eine sogenannte sjóhúð („Seehude“) beschrieben, d. h. eines der Gebäude, die den Fischern zur Unterkunft dienen, welche zur Zeit des Fischfanges vorübergehend aus dem Landesinnern an die Küste gezogen sind, um diesem Erwerbe nachzugehen. Sodann wird Bruuns Sammlung von Beschreibungen verlassener Gehöfte, auch aufgelassener Kirchen fortgesetzt, Viehpferche und als Ställe benutzte Höhlen beschrieben. Endlich werden alte Grabstätten und Gerichtshöfe untersucht, Runeninschriften, die auf Island selten sind, mitgeteilt und zum Schlusse eine genaue Beschreibung des sogenannten Borgarvirki („Burgwerkes“) in der Húnavatnssýsla gegeben, einer Schanze, die der Überlieferung zufolge im ersten Viertel des 11. Jahrhunderts anläfslich einer Fehde zwischen einigen isländischen Grofsen aufgeführt worden ist. Aufser einer Tafel in Gröfse einer Vollseite erläutern noch 29 Abbildungen und Pläne im Texte das darin ausgeführte. Allen Freunden nordisch-germanischer Kulturgeschichte sei das Heftchen aufs wärmste empfohlen. August Gebhardt.

J. Deniker: The races of man, an outline of anthropology and ethnography. With 176 illustrations and 2 maps. London, Walter Scott, 1900.

Eine klare übersichtliche Darstellung der Anthropologie und allgemeinen Ethnologie in einem einzigen handlichen Bande zu liefern, ist keine kleine Aufgabe. Man darf anerkennen, dafs dieselbe im vorliegenden Buche in recht befriedigender Weise gelöst ist. Die Einwendungen, die man immerhin machen darf, richten sich weniger gegen den Inhalt an Thatsachen als gegen das dem Ganzen zu Grunde gelegte Klassifikationsprincip: Der Schematismus, der in demselben zum Ausdruck kommt, steht im schroffen Gegensatz zu dem umfassenden Quellenstudium und der trefflichen kritischen Sichtung des ganzen riesigen Materials, die der Verfasser sonst bekundet.

Als gegebene Thatsachen (definitive facts) betrachtet der Verfasser in der Einleitung nur die ethnischen Gruppen als Völker, Stämme, Clane u. s. w., die durch Sprache, Institutionen u. a. zusammengehalten werden, ihrer physischen Beschaffenheit nach aber vielfach aus mehreren somatologischen Einheiten zusammengesetzt sind: Diese somatologischen Einheiten entsprechen den zoologischen Species, aber nur selten treffen wir Individuen, die den Typus dieser Species rein erkennen lassen. Meist sehen wir nur Kreuzungen und Mischungen. Die Frage, ob das ganze Menschengeschlecht eine einzige Species bildet, die in Varietäten oder Rassen zerfällt, oder ob jede dieser Varietäten als besondere Species aufzufassen ist, wird mit Recht als praktisch bedeutungslos bezeichnet. Thatsache ist die Existenz verschiedener „anthropological units“, die wir gemeinhin als Rassen bezeichnen. Jede Volksgruppe besteht eben aus „Several distinct somatological units“, die eine besondere Betrachtung und andere Klassifikation erheischen als die „ethnical units“ der Völker. Was an dieser Auffassung falsch ist, ist ohne weiteres ersichtlich. Der Verfasser betrachtet die somatischen Varietäten innerhalb eines Volkes als besondere Rassen, was zunächst völlig unberechtigt ist, und übersieht dagegen die thatsächliche Existenz der grofsen Hauptrassen im Sinne Blumenbachs, in deren Rahmen sich die einzelnen Völker entwickelten und die den anthropologischen Gesamtcharakter des Volkes bestimmen. An Stelle dieser Blumenbachschen Gruppen wird im Kapitel 8 eine überaus komplizierte Rasseneinteilung gesetzt, der man sofort anmerkt, dafs sie schematisch am Schreibtisch ausgeklügelt worden ist. Sie umfafst nicht weniger als 17 bezw. 29 Rassen und Unterrassen nach Hautfarbe, Haarbeschaffenheit, Nasenform, Schädeldurchmesser u. a., als wenn es überhaupt möglich wäre, die endlose Mannigfaltigkeit des menschlichen Habitus mit wenigen Schlagwörtern auch nur einigermafsen erschöpfend zu charakterisieren. Die Unterscheidung, die unser Auge hier auf den ersten Blick ermöglicht, ist einem solchen, man möchte sagen büreaukratischen Schema noch immer unermefslich überlegen. In dieser Aufstellung erscheinen die Südamerikaner aus der amerikanischen Gruppe ausgeschieden und den Polynesiern zugerechnet, die Äthiopier (? wahrscheinlich schwarze Hamiten) stehen zusammen mit Australiern und Dravidas. Ganz unverständlich ist die „Assyroide Rasse“, die als verschieden von der „semitischen“ bezeichnet wird. In Europa finden wir sogar: littoral European, Ibero-insular, Adriatic u. a., alles durchaus unfafsbare, gänzlich überflüssige Begriffe.

Glücklicherweise folgt dann daneben die Einteilung der Völker ganz sachgemäfs nach den sprachlichen und geographischen Momenten. Die die Einzelheiten der physischen Charaktere behandelnden Kapitel 2 und 3 sind eine treffliche, knappe Darstellung aller anthropologischen Fragen der Gegenwart. Ebenso bilden die Kapitel 4 bis 7 eine gute Einführung in die allgemeine Ethnologie und die vergleichende Kulturgeschichte: Nur der linguistische Abschnitt ist etwas dürftig, berücksichtigt aber Zeichensprache und Schrift. Der letzte Teil behandelt Völker und Rassen der einzelnen Erdteile, beginnend mit dem prähistorischen Menschen Europas. Hier werden leider die Schädeltypen ohne weiteres als Rassen aufgestellt. Die arische Frage wird im ganzen richtig beurteilt. Die Arier sind eine sprachliche Gruppe, die in einer gewissen Periode der neolithischen Zeit den gröfsten Teil der europäischen Bevölkerung arianisierten, ohne Veränderung ihres physischen Typus und ihrer Kultur.

Die „gegenwärtigen Rassen Europas“, die nun auch bildlich in ausgewählten Repräsentanten vorgeführt werden, sind wie gesagt Phantasiebildungen und es wäre bedauerlich, wenn von nun an solche Homunculi in den Lehrbüchern noch weiter ihr Wesen treiben sollten. Alle Varietäten des europäischen Typus werden als Rassen aufgeführt, die natürlich in der buntesten Weise durcheinander gewürfelt erscheinen. So ist z. B. die „Dark, very brachycephalic, short race“, kurz Cevennenrasse, über das centrale Tafelland Frankreichs, Teile von Italien (Toskana und Umbrien), Schweiz, Galizien und Podolien verbreitet! Die „dark, brachycephalic tall race“, die „Adriatische oder Dinarische“ erstreckt sich von Dalmatien und Bosnien durch Tirol und die Schweiz nach Nordfrankreich (!).

Ein Blick auf das beigegebene Rassenkärtchen (S. 327) genügt, um die völlige Wertlosigkeit dieser Art der Einteilung erkennen zu lassen.

Die Völker werden dann im folgenden wieder ganz richtig nach den Sprachen klassifiziert. Da sich für die übrigen Erdteile keine so spitzfindigen Rassenkonstruktionen machen liefsen wie für Europa, so war Verfasser genötigt, sich mehr an die natürlichen Gruppierungen zu halten, daher denn diese Abschnitte bei weitem annehmbarer sich gestalten. Weshalb er die Eskimo den Asiaten zurechnet, ist unerfindlich. Trotz aller dieser Ausstellungen ist doch das Thatsachenmaterial des Werkes um so reichlicher, so dafs es zur Orientierung wohl empfohlen werden kann. Zahlreiche gut ausgeführte und ausgewählte Rassenporträts sind beigegeben.

Berlin. P. Ehrenreich.

Kleine Nachrichten.

Abdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

— Abschlufs der mittelamerikanischen Reisen Karl Sappers. Jinotega (Nicaragua), 29. März 1900. Zum Abschlusse meiner mittelamerikanischen Thätigkeit habe ich nochmals die Republik Honduras bereist, die noch immer der wenigst bekannte Staat Centralamerikas ist. Ich verliefs Coban anfangs Januar und habe auf dem Wege von Gualan über S. Bárbara nach Comayagua und über Yoro nach La Ceiba manche geologische und topographische Beobachtungen von Wichtigkeit machen können. Von La Ceiba aus besuchte ich dann die Bai-Inseln Ruatan und Utila, welche ebenso durch ihre geologischen Eigentümlichkeiten, wie durch ihre merkwürdigen historischen Schicksale mein Interesse erweckten. Es ist wohl möglich, dafs ich Ihnen hierüber seiner Zeit einen eingehenderen Bericht übermitteln werde.

Bei der Heimkehr von diesen Inseln wurde unser Segelboot auf der Reede von La Ceiba nachts von einem heftigen Nordweststurme überrascht, der uns zwang, in stockfinsterer Nacht bei schwerem Seegange einen Zufluchtshafen bei den selten besuchten Cochinasinseln zu suchen, wo ich mit meinen beiden Indianern ausgesetzt wurde, um zwei Tage später, nachdem der Sturm sich gelegt hatte, auf einem anderen Segelboote nach Ceiba zurückzukehren. Von La Ceiba aus unternahm ich den mühsamen, höchst beschwerlichen vierwöchentlichen Marsch über Sonaguera und Juticolpa nach Jinotega, wo ich gestern wohlbehalten, aber recht ermüdet ankam. Während ich meine beiden Indianer von Corinto aus mit dem Dampfer nach Guatemala zurücksende, werde ich selbst in einigen Tagen nach dem Rio Coco aufbrechen, um diesen Flufs in der ganzen Länge der schiffbaren Strecke aufzunehmen und vom Capo Gracias á Dios die Heimreise nach Europa anzutreten. Da nur alle zwei Monate ein Dampfer von diesem Hafen aus nach New-York fährt, so kann ich Ihnen die Zeit meiner Ankunft in der alten Heimat, wohin ich endgültig zurückkehre, noch nicht mit Bestimmtheit angeben, ich hoffe aber, im Juni drüben zu sein.

Karl Sapper.

— Am 18. Februar d. J. starb im 70. Lebensjahre zu Winterthur in der Schweiz Johannes Randegger, der sich als vorzüglicher Kupferstecher und Kartendrucker in weiten Kreisen einen achtungsvollen Namen erworben hat und der noch mit zu den Zeugen der grofsen Zeit in der schweizerischen Kartographie gehörte. Nachdem der Verstorbene von 1853 bis 1863 in der bekannten kartographischen Anstalt Erhardt in Paris thätig gewesen war, war derselbe von 1863 bis 1890 Chef der rühmlichst bekannten, von Melchior Ziegler 1842 gegründeten topographischen Anstalt „Wurster, Randegger & Cie." in Winterthur. Die in dieser Anstalt gedruckte schweizerische geologische Karte gilt heute noch als ein Meisterstück. Besonders auf dem Gebiete der wissenschaftlichen und der Schulkartographie hat die Winterthurer Anstalt Vorzügliches geleistet. Im Jahre 1889 erhielt sie in Paris unter den verwandten Anstalten den grand prix. 1890 trat Randegger aus Gesundheitsrücksichten aus dem Geschäfte zurück, das nun auf J. Schlumpf überging, der dasselbe in der Tradition seiner Vorgänger weiterführt. W. W.

— Über das Alter und den Ursprung der Zadruga, der slavischen Familien- und Gütergemeinschaft, herrscht seit einiger Zeit unter den slavischen Gelehrten ein heftiger Streit. In seiner Schrift Slovo o zádrnze (Ein Wort über die Zadruga) hat Dr. J. Peisker in Graz nachzuweisen versucht, dafs die Familiengemeinschaft keineswegs bei den Slaven uralt sei, wie man bisher annahm, sondern dafs sie erst unter staatlichen und fiskalischen Einflüssen entstand. Peisker sieht den Ursprung der Zadruga in dem System byzantinisch-römischer Steuern und öffentlicher Abgaben und nimmt an, dafs die grofse Zadruga auf der Balkanhalbinsel erst unter türkischer Herrschaft entstanden sei. Die Unteilbarkeit der Güter des slavischen Adels dort habe auch nichts mit der Zadruga der Bauern zu thun. Gegen diese Aufstellungen Peiskers wendet sich jetzt Karl Kadlec in Národopisný Sborník Českoslovanský (Band 6, Prag 1900), welcher schon früher eine Arbeit über die Unteilbarkeit der Familiengüter nach slavischem Recht veröffentlicht hat. Er, Kadlec, weist Peiskers Theorie als durchaus irrig zurück, und zwar auf Grund der von Peisker selbst benutzten serbischen, russischen und polnischen Quellenschriften. Keinenfalls ist in diesem Streite schon das letzte Wort gesprochen. R. A.

— Das Telegraphennetz des französischen Sudan umfafst nach einer Zusammenstellung Bingers im Bull. der Pariser geogr. Ges. (1900, S. 30) zur Zeit etwa 8000 km, und man mufs angesichts der respektablen Zahl den Franzosen das Zeugnis geben, dafs sie in dieser Beziehung ihren englischen und deutschen Nachbarn dort bei weitem den Rang abgelaufen haben. Der Bestand an fertigen Linien ist zur Zeit folgender: Der Draht geht von St. Louis den Senegal aufwärts und erreicht über Kayes, Badumbe und Kita den Niger bei Bammako; er führt dann diesen entlang bis Segu und quer durch den Nigerbogen über San, Kury und Uagadugu nach Diapaga in der Nähe von Say, worauf er sich südwärts durch Dahome zur Küste (Porto Novo) wendet. Von diesem Hauptstrange zweigen sich ab: Eine Linie von Kayes über Sine einmal nach Dakar, zweitens zur Mündung des Casamanceflusses und dann nach Conakry; ferner geht eine Linie von Badumbe nordwärts nach Nioro und eine von Kita über Siguiri und Kurussa (Niger) westwärts nach Conakry. Segu ist mit Timbuktu, San mit Bandiagara, und Kury mit Kong verbunden. Endlich gehen Linien von St. Louis nach Dakar, von der Cavallymündung die Elfenbeinküste entlang über Grand Bassam zur englischen Grenze und von Porto Novo über Kotonu nach Abome. Auch Timbo, die Hauptstadt von Futa Dschallon, hat Anschlufs, und zwar nach Conakry. Eine grofse Zahl anderer Linien im Nigerbogen und im Hinterlande der Elfenbeinküste ist im Bau oder projektiert.

— In den Abhandlungen der Kaiserl. Königl. Geographischen Gesellschaft (Wien, Bd. 1, S. 179 ff., 1899) findet sich ein umfangreicher Aufsatz von Prof. J. Rein (Bonn) über die spanische Sierra Nevada, der eine der wichtigsten deutschen Quellenschriften über das behandelte Gebiet bleiben dürfte. In sehr anschaulicher Weise, zum Teil in Form eines Itinerars, schildert er den Aufbau und orographischen Charakter des Gebirges, sowie die teilweise bedeutenden Schwierigkeiten seiner Untersuchung und Besteigung. Daneben werden die Bewässerungs- und klimatischen Verhältnisse ausgiebig berücksichtigt und dann besonders ausführlich die Flora der Sierra Nevada geschildert und insbesondere mit der des Hohen Atlas verglichen, den der Verfasser aus eigener Anschauung kennt. Weitere Kapitel sind der Landwirtschaft in der Sierra Nevada und der Seidenzucht und Seidenindustrie Spaniens, besonders der Alpujarras gewidmet. Als Anhang ist eine Übersicht über die wichtigsten Ereignisse während der maurischen Herrschaft im Gebiete der Sierra Nevada und ein sehr ausführliches Litteraturverzeichnis beigegeben. Eine andere Beigabe ist die Karte der Sierra Nevada, nach noch unveröffentlichtem Material gezeichnet und im Kaiserl. Königl. Militärgeographischen Institut sehr schön ausgeführt. Ein zweites Kärtchen zeigt eine Skizze der Verbindung des algerischen und spanischen Dreiecknetzes, zu dem sich die erläuternden Bemerkungen im Text finden. Gm.

— F. Buhre beschreibt die Flora des Alburs und der Kaspischen Südküste in den Arbeiten des Naturf.-Vereins zu Riga (Neue Folge, 8. Heft, 1899). Infolge grofser klimatischer und bedeutender Höhendifferenzen erhellt die gewaltige Verschiedenheit der Vegetation auf der Kaspischen Seite und im Innern des Gebirges. An der Küste verbindet sich nach dem Ausdruck Grisebachs gleichsam die Wärme des andalusischen Sommers mit einem isländischen Winter: Das Laub der Bäume fällt meist erst im Dezember ab, das Grün der Wiesen und Weiden erhält sich das ganze Jahr hindurch, nicht wenige Kräuter blühen den ganzen Winter. Bei aller Pracht der oft undurchdringlichen Waldungen herrscht in der Zusammensetzung derselben eine grofse Einförmigkeit. Im Inneren des Gebirges sieht man dagegen die gröfste Mannigfaltigkeit der Formen auch in den steppenartigen Thälern, noch mehr an den Abhängen, und überall, wo es nicht an Wasser fehlt. Aber der oft blendend schöne Blütenflor dauert nur wenige Frühlingsmonate, und mit Beginn des Sommers vertrocknen die meisten Kräuter entweder ganz oder bis an die Wurzel. Nur einige widerstandsfähigere Stauden und Sträucher haben in mittleren Höhenlagen eine längere Vegetationsdauer. Fünf Regionen will Verfasser annehmen, von denen die höchste pflanzengeographisch am wichtigsten und interessantesten ist, aber leider beinahe gänzlich noch der Durchforschung harrt.

Verantwortl. Redakteur: Dr. R. Andree, Braunschweig, Fallerslebertbor-Promenade 13. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND" UND „AUS ALLEN WELTTEILEN".

HERAUSGEBER: DR. RICHARD ANDREE. VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXVII. Nr. 20. BRAUNSCHWEIG. 2. Juni 1900.

Welche Erdgebiete sind am Schlusse des 19. Jahrhunderts noch unbekannt?

Von H. Singer.

Wir leben in einem Zeitalter der Entdeckungen ebenso gut wie unsere Vorfahren, die das 15. und 16. Jahrhundert gesehen. Noch immer ist wie damals das Interesse für kühne Entdeckungs- und Forschungszüge wach, noch immer begleitet Anteilnahme und Erwartung die Pioniere, die den letzten Enden unserer Erde den Schleier des Geheimnisses zu rauben unternehmen; und noch jetzt fehlt es ebensowenig wie einst an gewaltigen, jenes Interesse belohnenden Erfolgen, die den Laien in Erstaunen setzen und den Geographen Bescheidenheit lehren.

Aber — die Bescheidenheit in Ehren — soweit geht sie doch nicht, dafs wir uns nicht freuen sollten des Errungenen, dafs wir uns nicht mit Befriedigung sagen könnten: es ist doch viel, überraschend viel erreicht. Bewundernswert und grofs war der durch viel materielle und wenig ideale Interessen beflügelte Wagemut eines Kolumbus, Diaz und Magellan — gröfser und darum wirksamer, als wir es uns heute vorzustellen vermögen; aber auch die Pioniere des 19. Jahrhunderts haben es an todesmutiger Kühnheit nicht fehlen lassen, die doch auch idealen Zielen nachging und durch eine allerdings gröfsere, immer mehr anwachsende Erfahrung klug geleitet wurde. Die Wende des 15. zum 16. Jahrhundert war eine Epoche mehr zufälliger, als berechneter Entdeckungen; das 19. Jahrhundert, das seinem Ende entgegengeht, dagegen ein Zeitalter zielbewufster geographischer Forschung, wenn natürlich auch hier Glück und Zufall oft eine wesentliche Rolle gespielt haben. In knappen Umrissen soll im Folgenden der Nachweis versucht werden, dafs wir dieses Zeitalter noch keineswegs hinter uns haben, dafs es noch viel zu thun giebt für die erste Rekognoszierung — dafs der Geograph sich also vorläufig auch weiterhin zu dem Worte Huttens bekennen darf: „Es ist eine Lust zu leben!" Ein kurzer Rückblick auf das, was das 19. Jahrhundert in der Erforschung unbekannter Erdgebiete geleistet hat, soll mit jenem Nachweis verbunden sein.

Was wufste man im Jahre 1800 von den Ländern um den Nordpol? Im arktischen Amerika war die Hudsonbai und die Südspitze von Grönland bekannt, an einer anderen Stelle, am Mac-Kenziefluss, das Eismeer ebenfalls erreicht; im europäischen Eismeer reichte die Kenntnis bis Spitzbergen und schloss Novaja Semlja ein, im asiatischen bis zur Nordküste Sibiriens; die Trennung Asiens von Amerika war festgestellt. Anderthalb Jahrzehnte vom neuen Jahrhundert vergingen, bis man sich in England des grofsen Problems entsann, das die Entdecker des 16. und 17. Jahrhunderts nach Norden geführt: des Problems der Nordwestdurchfahrt. Es begann dann 1818 jene Epoche glänzender Fahrten, die der Lösung dieser Aufgabe galten und erst mit der letzten Reise Franklins von 1845 ihren Abschlufs fanden. Die Expeditionen, die zur Aufhellung von Franklins Schicksal bis 1857 ins arktische Amerika gesandt wurden, brachten dann eine annähernd völlige Aufklärung über den Inselarchipel im Norden des Kontinents und über die Natur jener Durchfahrt. Inzwischen hatte das Interesse an der Erforschung der Polarregionen sich bereits einem anderen Teile derselben zugewandt, dem System von Bassins und Kanälen, das nördlich der Baffinbai einen Zugang zum fernsten Norden, zum Pol zu eröffnen schien. Die zweite Hälfte des Jahrhunderts brachte gleichzeitig die Gewifsheit von der Inselnatur Grönlands und überzeugte wenigstens nicht von der Unmöglichkeit, auf diesem Wege weit polwärts zu gelangen. Ferner wurde der Inselarchipel von Spitzbergen völlig erforscht, der des Franz Josef-Landes entdeckt und zum grofsen Teil aufgenommen, es gelang die Umsegelung Asiens und Europas, und neue Inseln entschleierten sich im Norden Asiens. Auch gewann man einen Einblick in die Natur des eisbekappten Innern von Grönland. Ein grofser Teil der Polarfahrten wurde durch die agitatorische Kraft der Idee vom „Offenen Polarmeer" ermöglicht und hervorgerufen. Diese Idee ist zerstört worden, aber sie hat ihren Zweck erfüllt, und dankbar gedenken wir August Petermanns, der sie lange Jahre verfochten und fruchtbringend zu gestalten gewufst hat. Von einem offenen Polarmeer mithin können allerdings heute selbst die Optimisten nicht mehr reden, an seine Stelle ist jedoch ein grofses, von umfangreichen Landmassen jedenfalls freies Polarmeer getreten; denn die grofse Fahrt Nansens hat es gewifs oder doch sehr wahrscheinlich gemacht, dafs die Meeresteile um den Nordpol keine kontinentartigen Inseln bergen können. Das beistehende Kärtchen (Fig. 1) soll den Umfang der Gebiete um den Pol veranschaulichen, über die wir aus augenfälliger Erfahrung heraus heute nichts wissen, die weder einem Schiffe, noch einem Schlittenreisenden je sich eröffnet haben. Im asiatisch-europäischen Eismeer vom Wrangel-Land im Osten bis nördlich von Spitzbergen im Westen wird das Unbekannte durch die Driften der „Jeanette" von 1881 und der „Fram" von 1894—96 begrenzt. In Nord-Grönland schliefst unsere Kenntnis im allgemeinen mit Lockwoods fernstem Punkt von 1882 (Kap Washington) und mit Pearys Forschungen in der Gegend der

Independencebucht (1892), wobei jedoch zu bemerken ist, daſs das Stück der Ostküste von Kap Bismarck (Payer 1870) bis zur Independencebai mit dem vorgelagerten Meeresteil noch ganz unbekannt ist. Ungefähr festgestellt ist die Ausdehnung des Grinnell-Landes nach Westen (Aldrich 1876, Lockwood 1883 und Peary 1898), während man über die Gröſse des südlich davon liegenden Ellesmere-Landes und über das Meer nördlich vom Parryarchipel (Mac Clintock 1853) und von der westlichen polaren Küste Amerikas (Collinson und Mac Clure 1850) nicht das Geringste weiſs — ebenso wenig wie über das Innere der zahlreichen groſsen Inseln. Der genaueren Aufnahme bedürfen sodann grosse Küstenstrecken des Baffin-Landes. Bekanntlich stehen wir seit 1893, seit dem Beginn von Nansens Fahrt, wieder innerhalb einer auf das Extensive gerichteten Periode der Polarforschung — glücklicherweise; denn nur diese Art der Forschung wird getragen von dem Interesse weiterer Kreise und findet bei ihnen Unterstützung. Die Bemühungen um die Polarforschung jetzt, auf der Schwelle

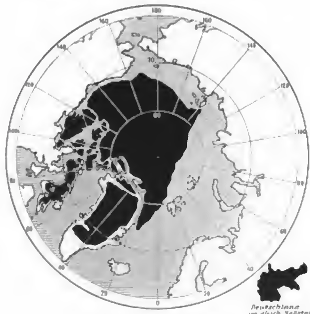


Fig. 1. Die Nordpolarländer.

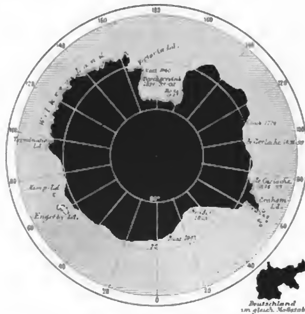


Fig. 2. Die Südpolarländer.

(Unerforschtes Gebiet: Schwarz.)

des 20. Jahrhunderts, sind auſserordentlich rege, so rege, wie nicht mehr seit der Franklin- und Smithsund-Periode. Ob Andrée mit seinem Ballon bereits wenige Meilen nördlich von Spitzbergen ein unrühmliches Ende gefunden, oder ob er das Verdienst, als erster Mensch den Pol gesehen zu haben, mit in den Tod genommen hat, wird wohl ewig ein Geheimnis bleiben. Aber auf dem Wege zum Pol, der wohl ihr letztes Ziel, sind zur Zeit drei andere Expeditionen, die nicht mit Gewaltmitteln rechnen: die des Herzogs der Abruzzen über Franz Josef-Land und die Pearys und Sverdrups auf der Route des Smithsundes, während der Amerikaner Stein an der Erforschung des Ellesmere-Landes arbeitet. Mögen auch diese Unternehmungen, wie alle die früheren, weitab vom Ziele scheitern; zweifellos werden sie uns neue interessante Aufschlüsse über die Polarländer bringen.

Viel weiter reichen die Grenzen des Unbekannten in der Südpolarregion (Fig. 2), denn nur selten haben es Fangschiffe, Weltumsegler und Polarfahrer gewagt, den Eisgürtel zu durchbrechen, der diesen gröſsten noch unbekannten Komplex unserer Erde umzieht. An einigen Stellen ist man auf Land gestoſsen; ob es aber die äuſsersten Ausläufer eines gewaltigen Südpolarlandes oder aber die Vorposten eines über weite Meeresteile zerstreuten polaren Archipels sind, die da gefunden wurden, darüber hat man nur Vermutungen, aber keine Gewiſsheit. Die Fortschritte der Südpolarforschung im 19. Jahrhundert sind bis ins Schluſsjahr desselben sehr gering gewesen, und so reicht unsere Kenntnis dort nur an sechs Stellen über den 70. Breitengrad hinaus: Unter dem 170. Grade ö. L., wo James Roſs 1840 das Viktorialand mit seinen Vulkanen sichtete, Borchgrevink es 1894 betrat und 1899 bis 1900 etwas näher erforschte; unter dem 160. Grade w. L., wo Roſs 1842 die bis vor kurzem höchste südliche Breite (78° 10′) erreichte; unter dem 110. Grade w. L. (Cook 1774); unter dem 110. Grade w. L., wo das Schiff der belgischen Südpolarexpedition (unter de Gerlache) während der Überwinterung 1898/99 bis über 71° 30′ s. Br. hinaustrieb, unter dem 35. Grade w. L., wo Weddell 1823 bis etwa 74° 30′ s. Br. vordrang, und endlich unter dem 15. Grade w. L. (Roſs 1843). Ferner ist an einigen nördlicher gelegenen Punkten zwischen dem 60. und 70. Breitengrade Land gesehen oder betreten worden: Enderby-, Kemp-, Termination- und Wilkes-Land im südlichen Indischen Ocean und Graham-Land im südlichen Groſsen Ocean. Eine Anschauung von der Ausdehnung des von niemand betretenen Südpolargebietes ergiebt sich am besten, wenn man die Grenzen des dort Unbekannten auf eine Karte der Nordpolarländer überträgt; man findet dann, daſs die Grenze Norwegen, Sibirien und Nordamerika bis zum 65. Grade n. Br. umfaſst. Auch die Südpolarforschung ist nach mehr als 50jährigem Stillstande gegen Ende des Jahrhunderts wieder in Gang gekommen. Der belgischen Expedition, unter de Gerlache, der ersten, die innerhalb des südlichen Polarkreises überwintert hat, wurde schon gedacht, ebenso der englischen privaten Expeditionen Borchgrevinks; die von 1899 auf 1900 hat auf Viktoria-Land und auf Schlittenreisen unsere räumliche Kenntnis der Südpolarregionen anscheinend sehr erheblich erweitert: denn Borchgrevink hat dort eine südliche Breite von 78° 50′ — das sind 40′ über Roſs' fernsten Punkt hinaus — erreicht und den magnetischen Südpol

gefunden. Und endlich ist auch die deutsche und mit ihr die britische Regierungsexpedition für das kommende Jahr gesichert. Die deutsche unter von Drygalski wird im August 1901 aufbrechen und ihren Angriff auf die nur flüchtig gesichteten Länder südlich der Kerguelen-inseln, auf Kemp- und Termination-Land richten, überwintern und Schlittenreisen unternehmen, die englische vielleicht gleichzeitig jedenfalls Viktoria-Land zur Operationsbasis wählen. In Aussicht stehen ferner eine schwedische und eine schottische Südpolarexpedition.

Wir kommen nun zu den Kontinenten, die trotz großser Schwierigkeiten der Forschung im allgemeinen doch günstigere Bedingungen geboten haben, als die eisigen, menschenleeren Polarzonen. Zwar nicht für eine oberflächliche, so doch für eine exakte Kenntnis sehr grofser Teile Asiens fehlten bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts noch die notdürftigsten Grundlagen. In Vorderasien, Persien und Russisch-Asien mangelte es zwar nicht an Routen einzelner Reisender, doch war das Bild, das sich daraus für die Karte ergab, sehr mangelhaft. Vorderindien war soweit unter englischem Einflufs, dafs zu Anfang des Jahrhunderts mit einer Landesaufnahme begonnen werden konnte, während die ganze hinterindische Halbinsel und der Sundaarchipel mit Ausnahme von Java noch der Erforschung harrte. Über China und einen Teil Tibets lagen die Karten der Jesuiten des 17. Jahrhunderts vor, die uns noch heute Bewunderung abringen. Sie basierten auf guten astronomischen Ortsbestimmungen, die dem zumeist bereits vorhandenen topographischen Material der Chinesen ein so festes Gefüge gaben, dafs die Karten aus jener Zeit ein wenn auch rohes, so doch ziemlich treues Bild von der Wirklichkeit liefern; sie müssen ja teilweise noch heute dem Kartographen zur Darstellung der Gebiete Chinas und einiger Gegenden Centralasiens herhalten, die der modernen Forschung bisher nicht zugänglich geworden sind. Für die meisten Nebenländer des chinesischen Reiches aber lagen zu Beginn des Jahrhunderts nur Wegebeschreibungen mittelalterlicher Reisender vor, die damals unbrauchbar erschienen und erst in neuerer Zeit im Rahmen der Routen unserer Forscher Wert und Bedeutung gewonnen haben. Die emsige Forschung des 19. Jahrhunderts hat auch für die Karte des asiatischen Kontinents neue, sichere Grundlagen geschaffen, und Hochasien ist eins ihrer vornehmsten Ruhmesblätter. Hier liegt auch, was Asien anlangt, der wichtigste Teil der Hinterlassenschaft, die das neue Jahrhundert mit der Verpflichtung, völlige Klarheit zu schaffen, übernehmen wird; in den Einöden Tibets ist noch Raum genug für Pionierarbeit trotz der Erfolge Prschewalskis, Bonvalots, Dutreuil de Rhins', Roborowskis, Hedins, Nain Singhs und anderer hervorragender russischer, englischer, französischer Reisender und indischer Punditen. Namentlich gilt das für das Land nördlich der Route Nain Singhs von 1874/75, südlich des Kwenlun und westlich des Reiseweges von Dutreuil de Rhins 1893; grofse Seen, wüste Einöden und gewaltige west-östlich streichende Gebirgszüge werden das Charakteristikum auch dieses Gebietes von Tibet sein. Nördlich des Kwenlun und der Routen Prschewalskis, Careys und Hedins liegen bis zum Tarim ausgedehnte, unbekannte Wüsten, die nur an wenigen, weit auseinander liegenden Stellen durchzogen worden sind und vielleicht ähnliche Geheimnisse, ähnliche vorgeschichtliche Kulturstätten verhüllen, wie sie Hedin westlich des Kerija-Darja anfzufinden vergönnt waren. Dasselbe gilt von dem östlich des Lop-Nor liegenden Teil der Wüste Gobi, die ebenfalls nur auf wenigen Routen gekreuzt und im übrigen meist nur an den Rändern begangen ist (durch Younghusband, Prschewalski, Carey, Roborowski, Kreitner, Futterer u. a.); hier hat Bonin in der Wüste westlich von Satschen am Ende des Jahres 1899 interessante Ruinen gefunden. Lediglich in ganz ungefähren Zügen ist ferner die östliche Hälfte des Himalaya bekannt; die dortigen höchsten Gipfel der Erde sind zwar von der indischen Ebene aus auf trigonometrischem Wege gemessen worden, aber ihren Fufs, geschweige denn ihren Gipfel hat noch niemand erreicht, die weitaus meisten Thäler Nepals noch kein britischer Reisender oder indischer Pundit durchwandert. Unbekannt bis auf die teilweise in Betracht kommenden Angaben der erwähnten chinesischen Karten, die aber gerade hier wenig zuverlässig erscheinen, ist sodann der von wilden, unzugänglichen Gebirgen erfüllte Strich östlich von Bhutan über den Tsangpo-Brahmaputra, den Salwen, Mekong und Jangtszekiang bis tief nach Kansu, Szetschwan und Jünnan hinein. So ist die Identität des Tsangpo mit dem Brahmaputra zwar zweifellos, aber noch nicht augenfällig bewiesen, da niemand bisher das Stromstück (Dihong) vom östlichsten Punkte des Punditen N-m-g (1878) bis oberhalb Sadiya verfolgt hat. In „gestrichelter" Zeichnung erscheinen auf unseren Karten weiterhin von ihrem Eintritt in Jünnan ab bis in die Nähe des von Dutreuil de Rhins gekreuzten Oberlaufs bezw. bis zur Quelle der Salwen und der Mekong, die nur an wenigen Punkten, wo die nach Tibet und Birma führenden Karawanenrouten sie überschreiten, von wissenschaftlichen Reisenden berührt worden sind. Im wilden Gefälle, eingeprefst von den meridional streichenden Gebirgszügen Indo-Chinas, weder befahrbar noch die Ufer gangbar, suchen sie sich ihren Weg durch unbekannte Schluchten, so dafs der Salwen auf einer Strecke von 1400 km, der Mekong mit einer Länge von gar 1600 km zu erforschen bleibt; und auch der Jangtszekiang ist oberhalb Batang noch auf hunderte von Kilometern nicht korrekt kartiert. Dafs die alten chinesischen Karten hier nicht so zuverlässig sind wie sonst, ergeben zunächst zwei Thatsachen: einmal das Fehlen der von Bonin 1895 aufgefundenen grofsen Flufsschleife am Knie des Jangtszekiang (27° 30' n. Br.), und dann der Umstand, dafs auf ihnen Mekong und Salwen um ihren ganzen Oberlauf, d. h. um ca. 1000 km verkürzt erscheinen, so dafs sie nicht nach Tibet hineinreichen; aufserdem haben gerade in diesen Teilen Chinas neuere Reisende auch über die allgemeine Unzuverlässigkeit der chinesischen Darstellung zu klagen gehabt. Der Grund für diese Erscheinung ist derselbe, der bisher auch die neuere Forschung erschwert hat: er liegt in der Unwegsamkeit der schmalen, die nicht schiffbaren Flüsse trennenden Gebirgsgrate, so dafs die chinesischen Jesuitenzöglinge es vorzogen, sich auf Erkundigungen zu beschränken. Im übrigen beruht noch die ganze Darstellung des eigentlichen China, namentlich der südlich vom Jangtszekiang liegenden Provinzen, auf den Jesuitenkarten des 17. Jahrhunderts, und eine Nachprüfung und Neuaufnahme ist durch im ganzen noch wenige neuen Routen erst angebahnt. Endlich dürfen Teile von Formosa, Siam, Annam und Borneo, die Pamir und ihre Umgebung, einzelne Gegenden Vorderasiens und vor allem Arabien noch nicht als genügend bekannt gelten. Auf Formosa sind grofse Bezirke des gebirgigen Innern, wo unabhängige wilde Stämme hausen, trotz der sehr versöhnlichen Eingeborenenpolitik der Japaner bisher nicht zugänglich geworden. Die terra incognita Siams umfafst den gröfsten Teil der zum Mekong entwässernden östlichen Landeshälfte, während in den Gebirgen Annams unser Wissen oft schon wenige Kilometer landeinwärts aufhört und die britischen Schanstaaten

(Ost-Birma) und die französischen Laosländer westlich bezw. östlich vom mittleren Mekong von ihrer Unnahbarkeit noch nichts verloren haben; ist doch hier, zwischen dem 21. und 22. Grade n. Br. der Mekong selber noch nicht aufgenommen. Auf Borneo sind zwar vielleicht zu den spätesten Erfolgen der Forschung gehören. Ferner wissen wir noch wenig über die Gegenden zwischen Mekka und Riad und den äußersten Norden der Halbinsel.

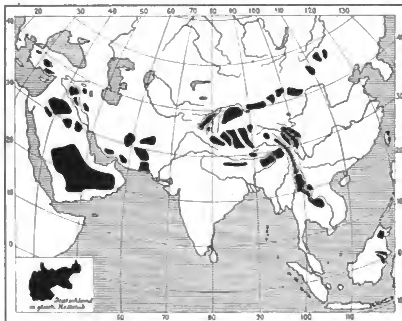


Fig. 3. Asien.

die wichtigeren Flüsse erforscht, nicht aber durchweg das dazwischen liegende Land, und vor allem die Karte des äußersten britischen Nordostens weist verhältnismäßig große Lücken auf. Die Pamirforschung der Russen und Engländer hat zwar in den letzten drei Jahrzehnten bewundernswerte Fortschritte gemacht; allein über viele Einzelheiten der Topographie des unwirtlichen „Dachs der Welt" sind wir noch nicht unterrichtet. Unbekannt ist ein umfangreiches Stück des mittleren Afghanistan (südlich vom 34. Grade n. Br.), sowie der Südwesten, ebenso der angrenzende Wüstenstrich Balutschistans und das mittlere Gebirgsland bis in die unmittelbare Nähe der Küste. Dasselbe gilt von den großen Wüsten Ost-Persiens, von der Berglandschaft Laristan am Persischen Golf und der Landschaft Luristan östlich von Bagdad. Mancherlei bleibt ferner in Mesopotamien und noch mehr in Kleinasien zu thun; so beginnt u. a. ein großes unbekanntes Gebiet bald südlich von Angora, das die alte Landschaft Lycaonien, den cilicischen Taurus und Cilicien umfaßt und an nur wenigen Stellen durchschritten ist. Eine deutliche Kennzeichnung als unerforschtes Land verträgt auf unserer kleinen Skizze (Fig. 3) allerdings nur der Süden von Arabien, das „Leere Viertel". Von den in den südlichen Küstenländern von Wrede (1843) und Hirsch (1893) erreichten Punkten bis nach Riad in Central-Arabien liegt eine nie durchmessene Strecke von 1000 km, und in ost-westlicher Richtung zwischen Oman und dem Jemen beträgt die Ausdehnung dieses Gebiets sogar bis zu 1200 km. Das „Leere Viertel" scheint allerdings völlig leer, d. h. eine von Oasen und Brunnen freie und darum höchst gefährliche Sandwüste zu sein, da es selbst an durch Erkundigungen gewonnenen Itineraren gänzlich mangelt. Da es hier also nichts giebt, was einen Reisenden sonderlich reizen könnte, so wird eine Aufklärung über die Topographie des inneren Süd-Arabien

Abgesehen von der Nordpolarzone, haben sich im 19. Jahrhundert die Bemühungen um die Entschleierung der unbekannten Erdräume mit besonderer Vorliebe Afrika (Fig. 4) zugewandt; der dunkle Weltteil erfreute sich des lebhaftesten Interesses der Pioniere und der Nationen, und noch heute hat es ja nicht aufgehört, sich aufs regste zu bethätigen. Die Kenntnis von Afrika um das Jahr 1800 war geringer als die von einem anderen Kontinent, Australien ausgenommen; sie reichte an nur sehr wenigen Punkten bis auf eine nennenswerte Entfernung ins Innere. Von Marokko hatte man durch einige ältere Gesandschaftsreisen eine gewisse Vorstellung erlangt; Hornemann hatte seinen Zug über die Ammonsoase durch das nördliche Gestadeland nach Mursuk ausgeführt; im Osten war die Nillinie bis zur Stelle des späteren Chartum, sowie die Route Brownes von Ägypten bis Darfur bekannt, außerdem der Blaue Nil und Teile von Abessinien dank den Reisen Bruces, dessen Berichte jedoch zu jener Zeit noch nicht für glaubwürdig erachtet wurden; im Westen hatte Mungo Park den oberen Niger erreicht und eine Strecke weit verfolgt. Vom äquatorialen Afrika war so gut wie nichts bekannt; denn weder erinnerte man sich der bescheidenen geographischen Ergebnisse von Reisen portugiesischer Händler ins Innere, noch der älteren portugiesischen Kolonisationsversuche am unteren Sambesi und der Reisen Pereiras und Lacerdas zum Muata Cazembe, für deren Wert man erst 50 Jahre später einen Maßstab fand. Und in Südafrika endlich wußte man über die Kalahari hinaus nicht Bescheid. Über die südliche Hälfte Afrikas wagten selbst die kühnsten Konjekturalgeographen keine Meinung zu haben, keine noch so vage Andeutung in die Karte einzutragen, während man allerdings seit Gründung der Londoner Afrikanischen Gesellschaft (1788) sehr geschäftig gewesen war, von der Sahara und dem Sudan ein Bild zu konstruieren, für das in Ermangelung neuerer Nachrichten die Notizen der alten arabischen Geographen herangezogen wurden. Ein wunderliches Zerrbild war dabei herausgekommen, aber gläubig hielt man noch Jahrzehnte hindurch daran fest und entschloß sich nur mit Widerstreben, dem Gang der Forschung entsprechend davon einen Teil nach dem anderen aufzugehen. Danach darf man wohl sagen, daß wir all unser heutiges Wissen über den Weltteil allein dem 19. Jahrhundert verdanken. Ja, wir sind heute schon so weit, daß stellenweise die Detailforschung in ihre Rechte treten darf. Trotzdem aber bleibt Afrika, wie bemerkt, noch immer ein interessanter Kontinent, der den einzelnen Kulturvölkern, die sich in ihn geteilt, dankbare Aufgaben stellt. Was zunächst die Sahara anlangt, so liegt ein sehr wenig bekanntes Gebiet zwischen dem Niger im Süden, der Oasenreihe von Tidikelt im Norden, der Route Lenz' im Westen und den Reisewegen Barths und Duveyriers im Osten. Die Gegend ist bisher nur einmal, 1826 durch Laing, durchquert worden; der Reisende wurde jedoch bei Timbuktu er-

mordet, und seine Tagebücher sind verloren gegangen. Auch westlich der Karawanenstrafse Timbuktu—Marokko zum Ocean hin weist die Karte noch Lücken auf. Ebenso schlecht ist es mit unserem Wissen über die östliche Sahara zwischen der Karawanenstrafse Mursuk—Bornu und dem Nil bestellt; hier ist Rohlfs von Norden her bis Kufra, von Westen her von Beurmann bis Wau und Nachtigal bis Tibesti gekommen, während vom Tschadsee aus Barth und Nachtigal nach Nordosten innerhalb dieses Gebiets vorgestofsen sind. Im Süden beginnt hier unsere Kenntnis erst mit Nachtigals Reiseweg von Kuka über Wadai nach Darfur. Hier wie dort, im Osten der Sahara wie im Westen, haben uns freilich die Erkundigungen, die die Reisenden bei den weitgereisten Karawanenleuten einziehen konnten, einige vorläufige Nachrichten verschafft, die man für die Karte verwertet hat; inwieweit jedoch das Bild der Wirklichkeit entspricht, mufs erst die Zukunft lehren. Wenig bekannt ist heute noch das Hinterland der Elfenbeinküste und das Stück des Nigerbogens nordöstlich der Route Barths von 1853, sowie die Gegend zwischen dem unteren Niger und dem unteren Benue. Vom Hinterlande von Kamerun, namentlich vom Süden, wissen wir ebenfalls nicht viel, zumal hierüber vorliegende deutsche Aufnahmen noch nicht bekannt gegeben sind. Dieses oft jahrelange Zurückhalten der Reiseergebnisse bringt es auch sonst mit sich, dafs wir grofse Teile Afrikas als wenig oder gar nicht bekannt bezeichnen müssen, die bereits von Reisenden aufgesucht worden sind; z. B. die Gegenden des Congo français nördlich vom Ubangi. Die Veröffentlichung der Karten Gentils und anderer würde über diese noch gröfstenteils nach Barths, Nachtigals und Junkers Erkundigungen gezeichneten Gebiete viel Licht verbreiten. Im allgemeinen würde aber trotzdem die Erforschung des Landes nördlich vom 8. Grade n. Br. bis Wadai und Darfur hinauf noch eine Aufgabe der Zukunft bleiben. Im Kongostaat ist sehr viel zu thun; wohl sind die



Fig. 4. Afrika.

Flufsläufe bis auf den Osten und Süden gröfstenteils bekannt, nicht aber die dazwischen liegenden Gebiete. Dann stellen das Kongoquellengebiet, obwohl es in den 90er Jahren oft aufgesucht worden ist, sowie die angrenzenden Teile Britisch-Centralafrikas bis zum Sambesi und Portugiesisch-Westafrika bis hinunter zur Grenze mit Deutsch-Südwestafrika noch manches dankbare Problem. Hierüber stehen uns allerdings wohl schon in Kürze wertvolle Aufschlüsse (durch Gibbons und Lemaire) bevor. Die Grenzländer von Deutsch-Ostafrika mit dem Kongostaat mit dem Quellsystem des Kagera und der Vulkanregion dürften der Pionierarbeit ebenfalls noch ein weites Feld gewähren, und das Gleiche gilt von Britisch-Ostafrika zwischen dem Tana, dem Rudolfsee und dem Djuba. Der empfindlichste „weifse Fleck“ der Karte Afrikas war bis vor kurzem die Gegend zwischen dem Weifsen Nil und dem Rudolfsee einerseits und Uganda und dem Sobat anderseits. Die im vorigen Jahre bekannt gewordenen Ergebnisse Macdonalds, Austins und Bòttegos haben seinen Umfang indessen bereits stark verringert, und die wohl in einigen Monaten zu erwartende Veröffentlichung der Aufnahmen Wellbys wird ihn fast völlig verschwinden lassen. Unbekanntes Land von geringerer Ausdehnung findet sich noch überall in Afrika, in der Sahara wie im Sudan, im äquatorialen Afrika wie im Osthorn, in Abessinien wie auf Madagaskar, so dafs wir wohl noch auf Jahrzehnte im neuen Säculum auf die Frage „Quid novi ex Africa“ häufig genug interessante und unerwartete Antworten hören werden. Für besonders gefährliche und schwer zugängliche Teile, wie die Sahara und den mittleren Sudan, werden willkommene Nachrichten jedenfalls am längsten ausbleiben, falls nicht die Franzosen mit verstärktem Eifer an die Arbeit gehen.

Amerika überkam uns aus dem 18. Jahrhundert als ein in den wesentlichsten Hauptzügen bekannter Erdteil — bekannter als Asien. Das Zeitalter der Entdeckungen hatte hier lange nachgewirkt, die Hoffnung, ungeahnte Reichtümer zu finden, andauernd den Ansporn zu Conquistadorenzügen abgegeben. Allerdings vermochte diese uns überlieferte Kenntnis die Forderung nach präcisen Forschungsresultaten so wenig zu befriedigen, dafs schon Alexander v. Humboldt, mit dem die moderne Forschung in Amerika einsetzte, der Wiederentdecker der Neuen Welt genannt werden durfte. In Nordamerika (Fig. 5) war zu Anfang des Jahrhunderts das Land zwischen dem Mississippi und der Westküste noch ungenügend bekannt, und erst die Entdeckung der kalifornischen Goldfelder brachte in die Erschliefsung und Erforschung des immer mehr hinausrückenden fernen Westens ein beschleunigtes Tempo. Ein solches hatte sich allmählich auch der heute Kanada genannten britischen Hälfte Nordamerikas mitgeteilt, wo die Rekognoszierungen älterer französischer Pioniere und die Erzählungen der Pelzjäger bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts das einzige Material für die geographische Kenntnis geliefert hatten. Die dann einsetzende wissenschaftliche Forschung enthüllte gewaltige Ströme und ein Netz grofser Seen, und heute weist eine Übersichtskarte von Britisch-Nordamerika nur nördlich vom Yukon, westlich vom Mackenzie und im Nordosten augenfällige Lücken auf. Näherer Erforschung bedürftig wären also noch: Labrador nördlich der Linie Ungavabai-Richmondgolf, die Gegend nördlich des Hamiltoninlet und Hamiltonflusses und die Mistassiniseen im Süden der Halbinsel-

das Innere mit seinen Flüssen westlich der Hudsonbai zwischen dem 60. Breitengrade und dem Chesterfieldinlet; das umfangreiche Gebiet südlich von Fort Providence bis südlich vom Peaceflufs mit seinen Strömen und Ge-

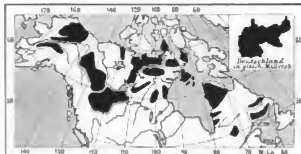


Fig. 5. Britisch-Nordamerika.

birgen; der Nordwesten und einzelne Landstrecken zwischen den Flüssen des Nordens. Ein grofser Teil der Karte Britisch-Nordamerikas beruht noch auf den — allerdings sehr zuverlässigen — Aufnahmen Franklins aus den 20er und Backs aus den 30er Jahren; diese Forscher aber hatten sich eben vorzugsweise an die Flüsse und Seen gehalten. Aufserdem werden der Norden und Süden Alaskas noch manche Arbeit geben. Dafs für die extensive Forschung in den Vereinigten Staaten heute kein Feld mehr ist, bedarf natürlich kaum der Erwähnung, und auch über Mexiko und Centralamerika wissen wir im Grofsen und Ganzen Bescheid bis auf wenige Stellen in Yucatan und den nördlichen Teilen von Guatemala, Honduras und Nicaragua. Es ist möglich, dafs die Urwälder Yucatans noch unbekannte Ruinenstädte bergen; man ist zwar geneigt, daran zu zweifeln, doch sei nur an die Entdeckungen Malers erinnert, dem noch eine sehr ergiebige Nachlese blieb, nachdem Stephens und Charnay alles Erreichbare gefunden zu haben schienen. Was die erwähnten centralamerikanischen Republiken angeht, so wird der unermüdliche Sapper sein auch viel topographisches Material enthaltendes Werk über den Gebirgsbau und Boden des nördlichen Mittelamerika sicher noch zu erweitern in die Lage kommen.

In Südamerika (Fig. 6) war die Ausdehnung der Anden und das Stromsystem am Beginn des 19. Jahrhunderts wenigstens ungefähr bekannt, wiewohl diese Kenntnis nur zum sehr geringen Teil auf rein wissenschaftlicher Forschung beruhte — wie etwa die Aufnahme des Rio Magdalena durch Bouguer 1743 und des Amazonas durch La Condamine 1744; auch über die Bifurkation des Orinoco war man seit 1744 orientiert. Viel verdankte man namentlich den Missionaren, die ihre Posten bis in die einsamsten Urwälder des Amazonenstromes und seiner Nebenflüsse, sowie den Paraguay hinauf schon frühzeitig vorgeschoben hatten. In dem 19. Jahrhundert wurde dann Südamerika das klassische Forschungsfeld der Naturforscher aller Nationen, die die schier unerschöpfliche, artenreiche Pflanzen- und Tierwelt nicht minder wie der Mensch unwiderstehlich anzog, von Spix, Martins und Pöppig bis hinunter auf Bates, Wallace, Sachs, Crevaux, von den Steinen, Ehrenreich und Meyer. Aber auch die Anden und die Flufsaufnahmen kamen trotz dieser Richtung nicht zu kurz, und vor allem hat die neueste Zeit schnell nachzuholen gestrebt, was man in früheren Jahrzehnten weniger beachtet hatte. Es bleibt jedoch dafür noch viel zu thun. Die chilenischen, kolumbischen und ecuadorensischen Ketten sind am besten bekannt, weit weniger jedoch die Anden Perus und die hohen Bergspitzen Bolivias, und die Frage nach dem höchsten Gipfel Amerikas ist noch nicht ganz sicher entschieden (neben dem Aconcagua ist infolge Conways Besteigung wieder der Sorata in Betracht gekommen). Auch die Mittelgebirge im Süden Venezuelas und Guayanas bedürfen noch näherer Erforschung. Von den Flüssen ist eine grofse Anzahl in den letzten zwanzig Jahren neu oder zum erstenmal aufgenommen worden, so die oberen nördlichen Nebenflüsse des Amazonas und einzelne der kolumbischen Nebenflüsse des Orinoco durch Crevaux; trotzdem giebt es hier viele Dutzende grofser Ströme, die des Forschers harren; u. a. Apoporis, Yary und Caguan, die von Norden her in den Yapura, und Guainia und Vichada, die in den Orinoco münden. Ebenso sind fast sämtliche rechten und linken Tributäre des Rio Branco unbekannt, ferner die Ströme Tigre, Urubu und Uatuma, die von Norden dem Amazonas zufliefsen, wie denn überhaupt die Landstriche zwischen den Strömen oberhalb Manaos und nördlich der Amazonasstrecke Manaos bis Obidos durchaus unerforscht sind. Ein einziger grofser weifser Fleck ist auf der Karte das holländische Surinam, während es um Französisch-Guayana und die angrenzenden brasilianischen Gebiete bedeutend besser bestellt ist. Die um die Kenntnis der südlichen Zuflüsse des Amazonas am meisten verdienten neueren Forscher sind Chandlefs, von den Steinen, Ehrenreich und Coudreau; die Nebenflüsse dieser Tributäre aber sind zumeist noch nie befahren worden, so dafs sich zwischen Madeira, Tapajos, Xingu und Tocantins noch Urwälder von der Gröfse Frankreichs ausdehnen, in die bisher noch kein Forscher, kaum ein Kautschukhändler vorgedrungen ist. Es ist

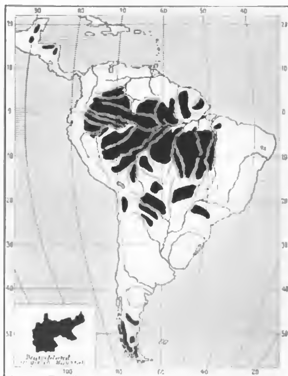


Fig. 6. Mittel- und Südamerika.

nicht ausgeschlossen, dafs da noch Indianerstämme hausen, die bislang nicht einmal dem Namen nach bekannt sind und auf einer ähnlichen Entwickelungsstufe stehen, wie die im Quellgebiet des Xingu aufgefundenen;

vielleicht winkt dort die Lösung manchen Rätsels, das das Studium der amerikanischen Menschheit noch stellt. Auch in den Urwaldgebieten Bolivias, im südlichen Matto Grosso und im westlichen São Paulo ist der Stand der Forschung nicht befriedigend, wie die zahlreichen, nur nach Vermutungen oder älteren Nachrichten auf der Karte eingetragenen Flufsläufe beweisen. Es seien ferner genannt die Wüste Atacama und die Südspitze des Kontinents vom 40. Breitengrade ab, wo trotz mancher schönen Erfolge im Einzelnen es vielfach noch an der dürftigsten ersten Rekognoszierung mangelt. Das Insellabyrinth südlich von Chiloë einerseits und südlich vom 50. Breitengrade anderseits ist bisher nicht ausreichend vermessen, und auch die gegenüberliegende unwirtliche Küste dieses Teiles der Republik Chile begrenzt nur an einzelnen Stellen bekannte Gebirge. Im argentinischen Patagonien sind viele Flüsse, besonders die in den Anden und ihren Vorbergen liegenden Oberläufe, noch nicht erforscht worden, und von den grofsen Strömen Arroyo Bajo und Arroyo Salado kennt man nur die Mündungen und kurze Strecken in der Quellengegend. Auch Feuerland bildet noch ein dankbares Forschungsfeld, namentlich die chilenische Hälfte.

Am schlechtesten war es vor hundert Jahren mit der

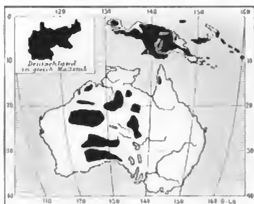


Fig. 7. Australien.

Kenntnis des Australkontinents bestellt (Fig. 7), war sie doch viel weiter zurück als die Kenntnis von Afrika, und nahm doch selbst die Küstenforschung noch die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts in Anspruch. Leidlich bekannt war wenig mehr als die Ost- und Südostküste, die Cook, Bafs und Flinders aufgenommen hatten. Das Forschungswerk im Innern wurde erst in den 20er Jahren begonnen; es machte anfangs sehr langsame Fortschritte, zeitigte dann aber die glänzendsten Grofsthaten, von denen die Entdeckungsgeschichte zu berichten weifs. Als im allgemeinen gut erforscht dürfen heute gelten: Viktoria, Neu-Südwales, Queensland, der östliche und mittlere Teil von Süd-Australien und der Südwesten (die Goldregion) von West-Australien. Dagegen ist das Arnhemland im Norden noch wenig bekannt, und die ausgedehnten Wüsten im Osten von West-Australien und im Norden und Süden von Süd-Australien westlich des grofsen Überlandtelegraphen sind bisher nur auf sehr weit auseinanderliegenden Routen gekreuzt worden — in ost-westlicher Richtung von Warburton, Giles und Forrest in den 70er Jahren und in nordost-südwestlicher Richtung 1896/97 von Carnegie. Von den Inseln stellt namentlich Neu-Guinea der Forschung noch sehr schwere, aber auch sehr dankbare Aufgaben. Nur am Flyflufs, am Ramu-Ottilien- und Kaiserin Augustaflufs ist man tiefer ins Innere gelangt, aber über die Flufsufer hinaus reicht auch hier die Kenntnis in der Regel nicht. Die centralen Gebirge hat noch niemand besucht, und für den niederländischen Teil fehlt es überhaupt an jeder Andeutung oder Vermutung über die Natur des Innern. Man hat bislang kein Mittel gefunden, die Schwierigkeiten, die in der Unmöglichkeit, unterwegs Nahrungsmittel zu beschaffen und in dem Fehlen benutzbarer Pfade durch die Urwälder liegen, in irgend einer Weise zu beheben und damit ein Vordringen auf dem Landwege zu ermöglichen. Endlich sei noch darauf verwiesen, dafs man von den gröfseren Salomonsinseln nicht einmal den Verlauf der Küsten überall kennt.

Das Antlitz unserer Erde ist uns also zwar in grofsen Zügen bekannt, aber es mit allen Linien und Fältchen zu porträtieren — dazu sind wir noch nicht in der Lage, und es scheint, als ob es damit noch sehr, sehr weite Wege haben wird. Nicht ohne Interesse ist vielleicht ein Blick auf die Beweggründe, die die Erdforschung im 19. Jahrhundert geleitet haben. Sie entspringen keineswegs durchweg und ausschliefslich einem reinen Idealismus, dem Bestreben, nur der Wissenschaft zu dienen, oder auch dem individuellen Ehrgeiz. Die Nordpolarforschung des Jahrhunderts, die mit Rofs' Fahrt in die Baffinbai begann, strebte die nächsten Jahre hindurch einem Ziele sehr materieller Art zu, nämlich der Untersuchung der sogenannten Nordwestdurchfahrt auf ihre Benutzbarkeit hin. Nachdem man erkannt, dafs die Durchfahrt zwar existiere, aber niemals praktisch verwertbar sein werde, gewann die Polarforschung allerdings einen durchaus wissenschaftlichen Charakter, den sie sich bis auf die Jetztzeit bewahrt hat. Die Südpolarforschung war zum Teil mit dem Bemühen, in den arktischen Gewässern neue Fangplätze zu finden, verknüpft; heute sind ihre unmittelbaren Ziele ebenfalls nur idealer Art. Man sagt, unsere Zeit kennt keine Ideale; es wird damit wohl seine Richtigkeit haben, wenigstens für gewisse Nationen; denn sonst wäre es nicht möglich gewesen, dafs es jahrelangen Bemühens bedurfte, um in Deutschland und England die doch verhältnismäfsig geringen Mittel zur Aufnahme der Südpolarforschung zu beschaffen. Was die Kontinente angeht, so sind hier für den Gang der Forschung vorwiegend politische und kommerzielle Ziele oft sehr mafsgebend gewesen, sehen wir ab von den Unternehmungen der Deutschen, die allerdings viele Jahre, in einer nun aber weit zurückliegenden Zeit, ausschliefslich der Erdkunde und den verwandten Fächern zu dienen bestimmt waren. Die ganze Asienforschung der Engländer und Russen, teilweise auch der Franzosen, war — soweit sie staatlich unterstützt wurde — nur das Mittel für ganz reale Zwecke. Dasselbe gilt von der englischen und französischen Afrikaforschung, auch in jener Zeit, wo von einer Aufteilung des Weltteils noch nicht die Rede war; hatte doch sogar Barth für seine britischen Auftraggeber handelspolitische Aufgaben zu lösen. Die deutsche Afrikaforschung war freilich zunächst anderer Art; sie war den Pionieren Selbstzweck, bis sie in den 80er Jahren mit der Forschung der übrigen Kolonialvölker ebenfalls einen politischen Anstrich gewann. Heute weifs man, am wenigsten freilich leider in Deutschland, dafs die wissenschaftliche Forschung allein die Vorbedingungen für eine wirtschaftliche Erschliefsung des Kontinents zu schaffen vermag, und stellt sie also in deren Dienst. Nordamerikas und des Australkontinents Erforschungsgeschichte wiederum läfst von Anfang an die realen Ziele erkennen: Pelztiere, Gold, Weideplätze waren die bewegenden Faktoren, während Südamerika sich im allgemeinen den Charakter einer

Domäne wissenschaftlicher Bethätigung für die Deutschen und Franzosen, in zweiter Linie auch für die Engländer bis auf den heutigen Tag bewahrt hat, wenn schon neuerdings das Bestreben der dortigen Staaten, sich Verkehrswege und Produktionsgebiete zu eröffnen, als treibendes Moment hinzugekommen ist. Im grofsen und ganzen ist es mit den Beweggründen der Forschung innerhalb der Kontinente heute ähnlich bestellt, wie im Zeitalter der Entdeckungen; auch in dieser Eigenart begegnen sich beide Epochen. Der Wissenschaft als solcher aber darf es gleichgültig sein, auf welchem Wege sie zu ihren Ergebnissen kommt — auch in Zukunft.

Zur Entwickelung des slavischen Speichers.

Von Karl Rhamm. Braunschweig.

III.

2. Die polnischen Speicher.

Unsere Untersuchung hat auf dem polnischen Gebiet mit besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen, die nicht allein darin begründet sind, dafs die bezüglichen Gebäude von den Höfen des polnischen Bauern fast schon in dem Mafse verschwunden sind, wie bei uns in Deutschland. In einer gedrängten Übersicht über die bäuerlichen Bauten verschiedener Gegenden, in der Biblioteca Warszawska (1858, tom. I, p. 263 in dem Artikel „Rolnicza ludnosć w Polsci", mitgeteilt von Szczęsny in der Wisla, Bd. VI, S. 263) finden wir den Speicher (śpichrz) nur auf dem Hofe des alten Masovien erwähnt[14]. Im Allgemeinen aber kommt der Speicher bei den Bauern kaum noch vor, unter den zahlreichen Mitteilungen über die polnische chalupa und ihre Zubehörungen, wie sie sich besonders in der Wisla und in der grofsen Veröffentlichung Kolbergs (Lud) finden, wird er nur noch ein einziges Mal aus Kujawien (Lud III, S. 75 auf dem Rifs an der Seite des Hofes śpichlerz, S. 81 im Text nur śpicherka) erwähnt und Moraczewski zählt ihn in seinen Betrachtungen über den Hausbau der galizischen Bauern (O budowie zagrod włoscianských, S. 108 bis 110) offenbar schon zu den Toten. „Ehedem, läfst er sich aus, war das Bedürfnis nach den Speichern gröfser, als jetzt: Das Dreschen nahm längere Zeit in Anspruch und die Verführung des Getreides war schwieriger; heute sind besondere Speicher nicht nötig und werden nicht mehr gebaut. Sie waren sehr einfache und kleine, von den anderen Gebäuden entfernte Gebände, etwa 5 m lang und breit, mit guten, dichten Wänden . . . Der Fufsboden einige Fufs über der Erde, darunter zuweilen ein Keller (pivnica). Statt ihrer hat man Schüttböden eingerichtet, am besten über der Scheuer oder Häckselkammer." Indes glaube ich nicht, dafs die von Moraczewski angeführten Gründe für den Verfall der Speicherwirtschaft entscheidend gewesen sind, es war vielmehr, wie schon oben angedeutet, die Kammer (komora) und die zunächst in ihr sich darstellende Entwickelung des Wohnhauses, die, wie sie den ersten und letzten Anstofs zur Beseitigung der kleinen Vorratshäuser gab, nicht nur in ihrer Eigenschaft als Zeug- und Speisekammer dem alten Gaden, der ohne Zweifel auch auf polnischem Boden bestanden hat, den Garaus machte, sondern auch den Kornspeicher bedrohte. Abgesehen davon, dafs eine Getreidekammer erwähnt wird (v. Hohenbruck, Typen landwirtschaftlicher Bauten des Kleingrundbesitzes in Österreich, auf einem Risse aus Horodenka im ruthenischen Galizien), und dafs das Wort „komora" auch für den Speicher gebraucht wird und umgekehrt (śpichlerz = die Kammer hinter dem sin', Vorhause, Kolberg, Lud Bd. V, S. 160. v. Romstorffer giebt für die Bukowina in den Wiener Anthrop. Mitteil. XX, S. 193 ff. als Benennung des Kornspeichers, der auf grofsen Höfen gewöhnlich vorkommt, komora bei den Ruthenen, camarutja bei den Rumänen), so sehen wir aus der Anführung Anmerk. 13, dafs die Erhaltung des śpichrz für den masurischen Hof die komora, die gleich darauf für das Gebiet von Przemysl genannt wird, ausschliefst[15].

Die Verhältnisse der polnischen Speicher befinden sich in einer dem Anscheine nach unrettbaren Verwirrung. Von den Speichern der eigentlichen Bauern, die ja ohnedem aus den meisten Teilen des altpolnischen Landes bis auf geringe Reste verschwunden sind, wissen wir nicht das Geringste; besser haben sich die Speicher auf den Gütern des Adels erhalten, und da der niedere Adel, die sogen. kleine szlachta, sich von den besser gestellten Bauern, z. B. in Böhmen, und ihrer Lebenshaltung nicht wesentlich unterscheidet[16], so könnten wir uns mit den Nachrichten über diese behelfen, ohne freilich die Möglichkeit aus den Augen zu verlieren, dafs das die gesamte szlachta gegenüber dem „chlop", dem Bauern, durchdringende Standesgefühl auch bei den Speicherbauten, wie man das bei den Wohnhäusern wahrnehmen kann, zu der Ausbildung eines besonderen,

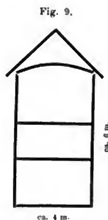
[14]) na Mazowszu dom z sieniami . . . od domu szto grodzenie do śpichrza a dalej chrósciane ploty. Dem Speicher werden 8 Ellen Länge gegeben. . . . Weiter: W. Przemyškém chalupa z komorą i sienią . . . Aus dieser Gegend stammt auch die Erwähnung eines spichrz in der Wisla II, S. 105 (Gau der Kurpen). Dagegen weifs der Aufsatz der Wisla II, S. 122 ff. aus der Gegend von Przasnysz nichts vom Speicher.

[15]) Ebenso berichtet Bünker in den Wiener Anthr. Mitteil. 1895 über das Verhältnis der Kammer zum Speicher („Kitting") in der westungarischen Hienzerei, dafs in Häusern, die über keinen Kitting verfügen, die Kammer dafür eintritt und alles aufnimmt, was in anderen Häusern der Kitting in sich fafst. Es giebt selbstverständlich auch Häuser, die Beides besitzen. In Böhmen verteilen sich Speicher und Kammer nach den bäuerlichen Ständen, indem die eigentlichen Bauern den ersteren besitzen, die chalupuchniken nur die letztere.

[16]) Eigentlich ist dies schon zu viel gesagt, denn in den nordöstlichen Strichen Polens, dem Hauptsitze der kleinen szlachta, wo sie einen grofsen Teil der Dörfer allein bewohnt, ist der Junker häufig schlechter gestellt als der Bauer, von dem er sich in seiner Lebensweise wenig oder gar nicht unterscheidet (vergl. die eingehende Schilderung bei Wl. Smolen'ski, Drobna szlachta w król królewstwie polskiem 1885). „Der Junker beteiligt sich an jeder Arbeit, wie ein gewöhnlicher Knecht. Er fährt Mist, drischt, hütet das Vieh, handhabt Sense und Sichel, säet und pflügt u. s. f.". „Die Edelfrau (szlachcianka) unterscheidet sich bei der Arbeit durch nichts. Barfufs, nur im Unterrock, ein Tuch um den Kopf gebunden, arbeitet sie mit Rechen und Sichel." Vor der Hausthür, auf dem Flur oder gar in der Stube füttert sie die Schweine und allerhand Federvieh. — . . Die Kinder treiben sich mit blofsem Kopf und barfufs, blofs im Hemde am Hause herum, graben im Sande oder hüten die Gänse. „Bei der kleinen Szlachta ruht die ganze Last des Erwerbes auf der Frau: . . . sie muntert den trägen Mann mit Wort und That zur Arbeit an, sie hat die Kasse unter der Hand und mifst ihm sparsam die Groschen für Tabak und Schnaps zu etc. etc." (S. 16, 28, 38, 42). Übrigens erwähnt Verfasser bei Schilderung der Gebäude, S. 11 bis 17, keinen besonderen Speicher; auf S. 12 heifst es, dafs der Boden des Wohnhauses als śpichlerz dient.

auf der Nachahmung fremder Vorbilder beruhenden Typus geführt hat; indes mit Zeugnissen über die Vorratshäuser des Adels ist es auch nicht besonders bestellt. Das einzige ist ein Aufsatz von Zygmunt Gloger über die alten Speicherbauten aus Podlachien, Gegend der Narew, also gerade aus der rechten Heimat der drobna szlachta, die nach Smoleński am dichtesten in Augustowo, Podlachien und dem Osten von Plock angesessen ist (Wisla III, S. 787 bis 793: „Dawne świrny i śpichlerzi"; „es sind das Gebäude von kleinen und gröfseren Höfen der szlachta". Es ist bezeichnend, dafs selbst in diesen entlegenen Landschaften im äufsersten Osten der Verfasser nicht in der Lage gewesen ist, alte bäuerliche Speicher aufzufinden), der indessen auch nur eine Anzahl von Abbildungen mit einigen Worten über die Herkunft und das Alter der mitgeteilten Gebäude bietet, ohne sich auf weitere Erörterungen einzulassen. Von der alten verflossenen Herrlichkeit der Speicherwirtschaft ist nur eins übrig geblieben, die Benennungen, und zwar sind diese so zahlreich, dafs sie uns die Lücken des Stoffes erst recht bedauern lassen. Der gewöhnlichste und verbreitetste Name ist auch hier, wie in Böhmen, der des „Speicher" (śpichlerz, śpichrz), der nach der Natur der Sache hauptsächlich im Westen zu Hause ist. Zu śpichlerz stellt sich das aus Deutschland zugewanderte Wort lamus (Lehmhaus, vergl. Linde, Poln. Wörterbuch). Gänzlich verschollen ist dagegen das Wort żytnica (von żyto, „Korn"), das nach Linde den Kornspeicher bezeichnete und nach einer dortigen Anführung durch das spätere śpichlerz verdrängt wurde[17]). Mehr im Osten findet sich das Wort świren (-on, swirna, -nja), das sich mit der Herrschaft des katholischen Polentums nach dem weifsrussischen Osten (Etnograf. Sbornik, Gouv. Witebsk, Heft II, S. 116, Wörtersammlung: swiran bei den Katholiken im Gegensatz zu klec' bei den Orthodoxen; daselbst Heft III, S. 136, Gouv. Wilna: svirěn oder klec' für den Kornspeicher, eine andere klec' gegenüber der izba dient hauptsächlich als Speisekammer) und bis zu der kleinrussischen Polesje (Wisla V, S. 309 ff. swironek oder klec) verbreitete und auch in Litauen gefunden wird (s. unten). Dagegen scheint swiren in Galizien unbekannt, dafür wird hier ein anderer Ausdruck sól erwähnt für einen Speicher in Städten bei reicheren Bürgern (Zbiór Wiadomości XIV, S. 14, Anm. 3). Auch der sól mufs wenigstens ehedem eine weitere Verbreitung gehabt haben, da er schon im 16. Jahrhundert in Mączyńskis Lexikon Latinopol. allgemein als granarium śpichlerz für Korn, Milch und dergleichen erklärt wird. Heute scheint das Wort nach Linde (sol, — ek „śpiżarnia czyli komora chlopska, Speisekammer im Bauernhause") bei den Bauern in ähnlicher Weise, wie wir das schon von dem śpichlerz gesehen haben, auf die ihrer Bestimmung nach entsprechende Kammer im Wohnhause übertragen zu sein. Obgleich es einleuchtend ist, dafs die durch diese vier Benennungen bezeichneten Gebäude ursprünglich in ihrer Bestimmung oder Einrichtung Verschiedenheiten gezeigt haben müssen, werden sie doch allem Anscheine nach heutzutage durchaus gleichbedeutend gebraucht und selbst die Lindesche Unterscheidung des lamus als eines gemauerten Behältnisses wird nicht festgehalten, wie z. B. in der Wisla II, S. 88 ein hölzerner swiren als lamus erklärt wird: „swiron (lamus) drewniany"; aus dem oben erwähnten Aufsatze von Z. Gloger, der lauter hölzerne świrny i śpichlerze abbildet, wird einer von diesen gelegentlich lamus genannt. Vergl. auch die Anführungen bei Linde unter „świernia" aus einer Übersetzung von Horaz' Satyren 1784, in der das lateinische granaria durch die Häufung von „lamusy, spichlerze i swiernie" wiedergegeben wird. Aber schon der Umstand, dafs die deutschen Entlehnungen spichlerz und lamus die allgemeinste Verbreitung gefunden haben, könnte auch ohne das ausdrückliche Zeugnis bei Linde darauf schliefsen lassen, dafs hier ein ähnlicher Kampf zwischen einheimischen und eingeführten Benennungen und Gebilden stattgefunden hat wie im tschechischen Böhmen. Wenn wir die Rätsel, die hier auf polnischer Erde tiefer liegen, zu lösen versuchen, so kommen uns die dort gemachten Erfahrungen zu statten. Im übrigen liegt der Fall gerade umgekehrt: wenn die tschechischen Speicherverhältnisse uns als Wegweiser nach Deutschland gedient haben, so sind wir hier in der Lage, die Hülfe der deutschen (und litauischen) Nachbarschaften anrufen zu müssen.

Fig. 9.



Schlesischer Laimes.
(Kreis Leobschütz.)

In einem Aufsatze von Dittrich „Schlesischer Hausbau und schlesische Hofanlage" (Globus Bd. 70, S. 285) lesen wir folgende Nachricht: „In einigen Orten des Leobschützer Kreises steht in demselben (dem an der Gassenseite vor der Wohnung befindlichen Gärtchen) ein turmartiger, viereckiger, aus starken Balken, die mit Lehm überzogen sind, hergestellter Bau, der Laimes (Fig. 3, vergl. auch die Risse 4 b und 6 b), ein Schütthoden für Getreide und Aufbewahrungsort für Mehl, Fleisch u. s. w., das hier bei den häufigen Feuersbrünsten gröfsere Sicherheit fand (Fig. 9). Dieser Bau erinnert an den Bercfrit der Burgen und findet sich als Lehmsel, Rammelkammer und Speicher auch sonst, aber an anderer Stelle[18]) und in anderen Formen. Meist ist er ein viereckiger massiver Bau mit kleinen vergitterten Fenstern, der durch eine eiserne, dahinter gelegte schwere Eisenthür verschlossen ist." Dafs „Laimes", „Lehmsel" mundartliche Entstellungen von „Lehmhaus", „Lehmhäusel" sind, hält Dittrich wohl für überflüssig besonders zu erwähnen. Man wird nun kaum zweifeln können, dafs das Laimes nichts ist als der nächste Verwandte des tschechischen „lepenec", dessen Benennung er teilt; wenn der Verfasser von dem letzten Kennzeichen desselben, dem beweglichen Dache, nichts sagt, so spricht die von ihm gegebene Abbildung, die wir dem Leser nicht vorenthalten wollen, trotz oder gerade wegen ihrer Skizzenhaftigkeit für die Sache, denn einen deutschen Speicher würde es unmöglich sein, in drei Strichen wiederzugeben; vor allem die glatten, von innen durchschossenen Wände und das gleichmäfsig abfallende Turmdach, wie es nur bei den Lehmspeichern, wenn auch nicht allgemein, vorkommt. Ich nehme also an, dafs der Lehmspeicher, wie bei den Tschechen, so bei den ihnen nächst verwandten Polen zunächst in Schlesien, für den Kornspeicher, die altpolnische żytnica, heimisch war, und dafs er mit den, wie uns Weinhold belehrt, in manchen Strichen sehr erheblichen Resten der slavischen Grund-

[17]) Linde unter żytnica: zboże zbierać do żytnicy abo jak dziś zowie do spichlerza (Bud. Mat.).

[18]) Entweder an Stelle des Auszugshauses gegenüber dem Wohnhause nach Fig. 4, also die böhmische Stellung, — oder zwischen Wohnung und Stallung, höchst merkwürdig, die Stellung des russischen Gaden, — oder in der Mitte des Hofes (Roben bei Leobschütz). In Niederschlesien heifst er auch Pulprich.

bevölkerung der Germanisierung verfiel [19]). Dafs in Schlesien seiner Zeit ein ähnlicher Gegensatz zwischen dem Lehmhause und dem deutschen Speicher bestand, wie in Böhmen, und vielleicht, wenn auch in durch den Zahn der Zeit abgeschwächter Gestaltung, bis auf unsere Tage sich erhalten hat, scheint aus der Andeutung Dittrichs über die verschiedenen Formen der schlesischen Speicher durchzublicken.

Dieser Gegensatz nun wurde, wie man vermuten darf, durch die Einwanderung des deutschen Speichers nach den eigentlichen polnischen Landschaften verpflanzt, die bis dahin zunächst für den Kornspeicher, die żytnica, nur den Lehmspeicher gekannt haben werden. Es bestand also zwischen der Entlehnung von lamus und śpicherz der Unterschied, dafs nur bei letzterem die Sache selbst übergegangen wäre, bei ersterem dagegen nur der Name, mit dem die einwandernden Deutschen die altpolnische żytnica belegten, in der sie ihren schlesischen Laimes wiederfanden. Dafs ehedem, wenn auch heute mehr verwischt, ein thatsächlicher Unterschied zwischen dem lamus und dem śpicherz gemacht wurde, geht aus dem Nachdruck hervor, den Linde (unter lamus) auf die besondere Feuerfestigkeit des Gebäudes legt, die man ursprünglich durch den starken Lehmbewurf, nachher durch die massive Mauerung erreichte und es ist nicht ausgeschlossen, dafs die Annahme des deutschen Wortes lamus durch jene von den Deutschen erlernte Verbesserung der Konstruktion befördert wurde. Dafs übrigens die Anwendung des eigentlichen Holzgewölbes bei den eigentlichen Polen bekannt war, geht aus einer Angabe von Moraczewski über den Bau des Kellers, pivnica in Galizien, hervor [20]). Dafs es sich mit der Benennung śpichlerz anders verhält und dafs mit diesem Worte eine bis dahin in Polen unbekannte Art von Speicherbauten eingeführt und sich neben das alte Lehmhaus gestellt, ist nach den in Böhmen beobachteten Vorgängen das Nächstliegende. Hier stofsen wir jedoch auf unerwartete Schwierigkeiten, die sich auf die von Z. Gloger mitgeteilten Abbildungen gründen. Diese Speicher sind samt und sonders alt, sie sind nach Inschriften oder sonstigen Anzeigen im 18. oder 17. Jahrhundert erbaut und zeigen alle denselben Schlag. Sie sind aus behauenen Balken geschroten mit glatten Ecken und meist einstöckig (Fig. 1, 3, 4, 7, 8), seltener zweistöckig (Fig. 2 und 6), meist quadratisch, seltener länglich (so der Fig. 1 abgeb. Speicher 27 Ellen lang, 13 breit; Fig. 2 und 7), die Thür, bezw. die Thüren (selten), auf der Trauf- oder Giebelseite; das erste stets bei den langgestreckten Speichern, bei den kürzeren ausschliefslich das letzte. Der Speicher auf Fig. 3 liegt auf Feldsteinen, „zum Schutze gegen Ungeziefer", wie ausdrücklich hervorgehoben wird, und hat dadurch besonderen Anspruch auf Altertümlichkeit, weshalb wir ihn auch wiedergegeben haben, wiewohl er nicht viel mehr als ein Jahrhundert alt ist, alle anderen sind von der Erde auf gezimmert. In einem Punkte aber bekunden alle ihre Zusammengehörigkeit: vor der Thür ist stets eine Vorhalle angebracht, die durch eine Reihe von Säulen gebildet wird, die, soweit aus Holz, in der Regel zierlich geschnitzt sind (Fig. 10). Liegt die Vorhalle an der Langseite, so wird sie durch das vorspringende Dach gedeckt, wenn an der Giebelseite, so hat sie ein kleines Schutzdach, wenn nicht, wie auf unserer Abbildung, die Giebel selbst vorgelegt sind. Andeutungen über die innere Einrichtung giebt der Verfasser leider nur für Speicher Fig. 1, dem ältesten, nach Münzfunden aus der Zeit J. Kasimir III., und zugleich gröfsten; das Innere des einstöckigen Baues, der von einem Strohdache bedeckt wird, und zu dem eine Thür auf der Langseite führt, ist durch Ständer in drei gleiche Teile geteilt, über deren Bestimmung wir nichts erfahren.

Wie man sieht, zeigen diese Speicher nicht die geringste Verwandtschaft mit dem Lehmhause, es sind



Fig. 10. Polnischer Speicher aus Podlachien.

Holzspeicher wie die deutschen und, um dies gleich hinzuzufügen, wie die Speicherbauten der russischen Slaven, aber sie unterscheiden sich auch scharf von allen anderen germanischen Holzspeichern durch jene typische Eigentümlichkeit der unteren Säulenhalle. Ein oberer Laubengang, der überhaupt einen zweiten Stock voraussetzt, wie er bei diesem Speicher allem Anscheine nach jünger ist, findet sich nur bei Fig. 6 (Jahr 1745). Es ist selbstverständlich, dafs eine solche Vergleichung auch auf germanischer Seite von dem einstöckigen Speicher auszugehen hat, denn bei einem vorschiefsenden Oberstock ist die Unterstützung der Ausladung durch untere Pfosten so naheliegend, dafs sie nur als sekundäres Merkmal gelten kann. Soweit sie aber einstöckig sind, ist bei den germanischen Speichern ein unterer Laubengang wo nicht unerhört, doch äufserst selten und nirgend typisch. Dies gilt zuvörderst durchweg von dem niedersächsischen Spiker, der selbst in dem selteneren Falle, wo er einen zweiten Stock besitzt, statt des Ganges sich mit einem Trittbrett vor der oberen Thür behilft und das Gleiche ist der Fall bei den hierher gehörigen Speichern der Schweiz, der Ostalpen und Schwedens. Aber auch da, wo der Oberstock mit einer Ausladung versehen ist, sehen wir den darunter befindlichen Raum vor der Thür nur in Norwegen durch aufgestellte Ecksäulen in eine Art Vorhalle verwandelt, aber schon in Schweden fallen diese Zuthaten, nach den allerdings spärlichen Nachrichten zu schliefsen, wieder fort und auf deutschem Boden findet sich eine ähnliche Vorhalle nirgend, am

[19]) Auf slavische Einwirkung im Bereich von Haus und Hof deutet noch anderes. Auch das Wort „Porsch" in Porschstall für Schweinestall weist nicht, wie Dittrich meint, auf das lateinische porcus, sondern auf das polnische, mit jenem urverwandte prosię „Ferkel".

[20]) Die pivnica, ein kellerartiger, zum gröfseren Teil in die Erde eingegrabener Raum wird nach Moraczewski (O budowie zagrod rolośc) am besten aus Schrotwerk gebaut zu dem Zwecke, „damit man die oberen Umgänge etwas verkürzen kann, so dafs die pivnica sich nach oben verjüngt und nach innen geneigte Wände bildet, wie ein Holzgewölbe, um mit gröfster Leichtigkeit die mächtige Erdschicht tragen zu können, womit das Gebäude rings beschüttet wird; die Decke wird gleichfalls von Balken gebildet, auf die wiederum Erde, Rasen oder Quecken kommen. Darüber ein leichtes Strohdach auf Stützen". Hiernach ist es sehr wahrscheinlich, dafs diese Bauart auch bei den alten galizischen und polnischen Speichern gebräuchlich war.

wenigsten bei dem tschechischen špejchar, der neben dem niedersächsischen Spiker als das nächste Zengnis für die verschollenen Speicher der Landschaften betrachtet werden mufs, von denen die deutschen Ansiedler in Polen ausgingen [21]).

Da die deutsche Nachbarschaft uns hier im Stiche läfst, versnchen wir nnser Glück anf der anderen Seite. Bei der Frage nach der Herkunft dieser Sänlenspeicher mufs vor allem zweierlei festgehalten werden, dafs sie sämtlich ans dem äufsersten Nordosten von Polen stammen, aus der Grenzlandschaft Podlachien (einer, Fig. 7, sogar schon ans dem Gouvernement Grodno), nnd dafs sie sämtlich adeligen Höfen angehören. Damit ist natürlich nicht gesagt, dafs sie nicht auch in den übrigen Teilen des polnischen Landes vorkamen und eben so wenig, dafs die alten Bauernspeicher in Podlachien die Einrichtnng der Säulenhalle besafsen. Das letztere ist schon um deswillen nicht selbstverständlich, da die Säulenhalle vor der Hauptfront dem Wohnhause der Szlachta ebenso angehört wie dem Speicher und geradezu eine Anszeichnung desselben ausmacht, die es von dem Hause des Bauern nnterscheidet. Bei dem Hause des chlop schiefst das Dach auf der Hauptlangseite ebenfalls vor, es ist aber niemals durch Sänlen gestützt [22]). Dieser Unterschied mufs als dem Stande zugehörig betrachtet werden, wie in der angeführten Stelle S. 686 ganz im allgemeinen hervorgehoben wird, dafs die chata eines szlachcic, auch da, wo sie ärmer ist (znacznie nawet nieraz nboższa), sich stets dnrch gewisse Vorteile nnd Beqnemlichkeiten anszeichnet. Dafs diese Auszeichnung auch dem bäuerlichen Speicher eigen war, könnte anch mit dem Hinweis darauf beanstandet werden, dafs der angezogene Aufsatz der Wisla (II, S. 105 ff.), der die chata der masovischen Knrpen eingehend behandelt, den špicherz nur kurz aufführt, ohne solcher immerhin auffallenden Eigentümlichkeiten zn gedenken. Dieser Anffassung der Säulenhalle als einer Auszeichnnng der adeligen Bauten steht nnn allerdings die Thatsache gegenüber, dafs die gleiche Besonderheit für den gemeinen Banernspeicher des litauischen Stammes bezeugt ist, also in der nnmittelbaren Nachbarschaft des alten Podlachien, dem die Glogerschen Darstellnngen eben entnommen sind.

[21]) Von den norwegischen Speicherbauten giebt N. Nicolaysen „Kuust og Haandverk i Norges Fortid, Christ. 1881—1891" in dem Abschnitte über Lofter und Stabure von S. 18 an zahlreiche Darstellungen. Einige Abbildungen schwedischer Speicher findet man in Mandelgréns Atlas de la civilisation en Suède und bei H. Hildebrand, Sveriges medeltid I, Fig. 69 nnd 70. Schweizerische Speicher bei E. Gladbach. Die „Kästen" der österreichischen Alpengebiete, meistens einstöckig, sind mir selbst genau bekannt.

[22]) Wisla II, S. 685, Beschreibung eines besseren Bauernhauses: Iest to chata nowa obszerna, z czterema dużemi i w jasne szyby zaopatrzonemi oknami, bez ganku który znowu w zagrodach szlacheckich nieodzowną cześć domku stanowi, ale w zamian z szeroką przyzbą dokoła ścian. Also nicht einmal das moderne Haus des Starosten, denn ein solches wird hier geschildert, besitzt einen „Gang", d. h. „Säulenhalle", wie sie bei dem adeligen Hof einen „unumgänglichen Bestandteil des Hauses ausmacht", sondern begnügt sich mit der alten przyzba. Auffallenderweise geschieht bei Smoleński in seiner schon angeführten Schrift über die kleine szlachta dieser Vorhalle keine Erwähnung.

Codex Cospi. Die mexikanische Bilderhandschrift von Bologna.

Von Ed. Seler. Steglitz.

Libro della China donato dal Sigr. Co: Valerio Zani re al Sig. March: Cospi il di XXVI Dic: M.DCLXV — so stand nrsprünglich auf dem goldbedruckten Schweinslederdeckel, in den ein sorgsamer Vorbesitzer die bunten Malereien der mexikanischen Bilderhandschrift hat fassen lassen, die ehemals dem Museo Cospiano angehörte und jetzt in der Universitätsbibliothek in Bologna aufbewahrt wird. Das „della China" ist nachträglich ausgelöscht und „del Messico" darüber geschrieben worden. Die ursprüngliche Aufschrift aber beweist, wie wenig man in der Mitte des 17. Jahrhunderts — das ist etwa 100 oder 130 Jahre nach der Zeit, wo diese Schriften nach Europa kamen — noch von ihrer Herknnft wnfste. Ein genanes Studium der Handschrift ist jetzt durch die Faksimileausgabe, die der hochverdiente Förderer der amerikanischen Studien, Se. Excellenz der Herzog von Loubat, hat anfertigen lassen, weiteren Kreisen möglich gemacht worden. Man erkennt nnschwer, dafs sie von ganz derselben Art ist, wie die beiden anderen mexikanischen Bilderhandschriften, von denen der Herzog von Lonbat vor einigen Jahren Faksimilereproduktionen ausgegeben hat, der Codex Vaticanus Nr. 3773 nnd der Codex Borgia. Es nnterliegt auch keinem Zweifel, dafs diese drei Handschriften derselben Gegend entstammen, und dafs diese Gegend nicht

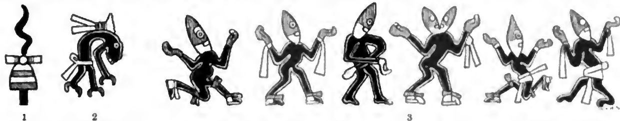
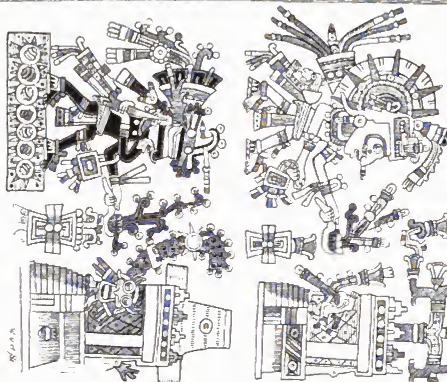


Fig. 1. Das Blitzzeichen. Hieroglyphe des Regengottes. (Tlaloc.) — Fig. 2. Tageszeichen. Cuetzpalin, Eidechse. Fig. 3. Formen des Tageszeichens tecpatl, Feuerstein, und des Steinmessergottes.

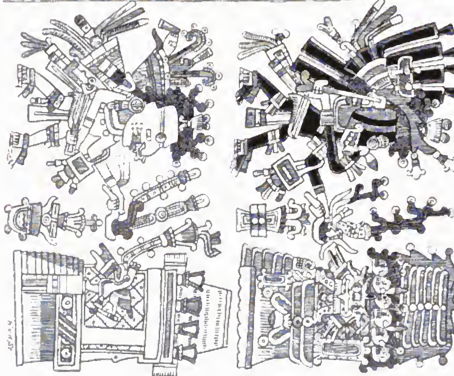
in der Nähe des Herrschaftssitzes Moteculzomas zu suchen ist, sondern irgendwo in der Nachbarschaft der alten Zapotekenkultur, etwa in Teotitlan, Tochtepec oder Coatzacualco. Während aber der Codex Vaticanus Nr. 3773 bis auf den aus Holz gefertigten und mit Türkiseinlagen verzierten Deckel ein vollständiges und fertiges altmexikanisches Buch darstellt, der Codex Borgia in einer Fülle grofsartig ausgeführter Malereien den ganzen Reichtnm der alten augurischen kalendarischen und astronomischen Wissenschaft uns vor Augen führt, ist die Bologneser Handschrift augenscheinlich ein nicht fertig gewordenes Buch. Es beginnt, wie die

Norden. Osten.









Westen. Süden.

Fig. 4. Gottheiten der vier Himmelsrichtungen.

beiden anderen Handschriften, mit dem in fünfgliederige Säulen geordneten Tonalamatl, dem augurischen Kalender von 13 × 20 Tagen, hat aber dann nur noch eine Darstellung der 5 × 13 Venusperioden und ein Bild der vier, den vier Himmelsrichtungen vorstehenden Götter. Die übrigen Blätter der Handschrift sind leer. Und einen Teil der leeren Hinterseite hat ein ganz anderer Autor zu anderen, im Stil abweichenden und auch lange nicht so sorgfältig ausgeführten Malereien benutzt, die 11 Götter-Figuren, augenscheinlich eine um zwei vermehrte Wiedergabe der neun Herren der Nacht, und ganz merkwürdige Tageszeichen und Zahlenreihen zeigen.

Die Zeichnung des ersten, ursprünglichen Teiles der Handschrift, auf der Vorderseite der Blätter, hat manches Eigentümliche. Der Gott **Tepeyollotl**, der achte der neun Herren der Nacht, ist immer durch seine Hieroglyphe (einen Berg und ein Herz), der Regengott **Tlaloc** häufig nur durch das Blitzzeichen (Fig. 1) dargestellt. Unter den Tageszeichen ist das der Eidechse, **cuetzpalin** (Fig. 2), ganz merkwürdig, und die lustige Reihe (Fig. 3), die das Tageszeichen **tecpatl**, „Feuerstein", und den Steinmessergott, den zweiten der neun Herren der Nacht, in verschiedenen Formen zur Anschauung bringt.

Fig. 4 ist eine Wiedergabe der beiden Blätter, auf denen die Gottheiten der vier Himmelsrichtungen dargestellt sind: links oben im Osten der Sonnengott, links unten im Norden Tezcatlipoca, rechts unten im Westen der „Maisgott", rechts oben im Süden der Todesgott. Alle vier bringen vor dem Hause, das ihre Himmelsrichtung bezeichnet, Weihrauch dar. Be-

merkenswert ist, wie in dem Räucherlöffel des Todesgottes das Räucherharz in Gestalt eines gebundenen Gefangenen gezeichnet ist. In den Häusern des Ostens und Westens steht ein mit Scheitelfederkamm versehener Tagvogel, im Norden und Süden, den Kardinalpunkten, zu denen die Sonne nicht gelangt, ein Nachtvogel, die Eule. Das Haus des Südens, das des Todesgottes, ist ganz und gar aus Knochen, Schädeln, Blut und Herzen gebildet. Die Himmelsrichtungen und ihre Verschiedenheit beherrschte das ganze Leben der alten mexikanisch-centralamerikanischen Stämme. Jegliche Gesamtheit wurde unter sie verteilt. Es sind durchaus nicht immer dieselben Vorstellungen, die in der Verknüpfung mit einer Himmelsrichtung hervortreten. Aber die hier wiedergegebene der Bologneser Handschrift ist eine der typischsten und hervorragendsten Darstellungen.

Der Stand der Südpolarforschung.

Von Otto Schlüter.

Die Zahl der Expeditionen, welche sich die Entschleierung des Südpolargebietes zur Aufgabe setzen, hat sich in letzter Zeit vermehrt. Gleichzeitig mit den grofsen Unternehmungen Deutschlands und Englands werden voraussichtlich zwei kleinere Expeditionen sich der Erforschung eines beschränkteren Gebietes widmen.

Die eine geht von Schweden aus. Der durch seine geologischen Untersuchungen in Patagonien und Feuerland bereits wohlbekannte Privatdocent Otto Nordenskiöld, ein Neffe von A. E. Nordenskiöld, hat im Januar vor der Schwedischen Gesellschaft für Anthropologie und Geologie zu Stockholm den Plan zu dieser Fahrt entwickelt. Danach hat die Expedition die atlantische Seite der Antarktis, die Weddelsee, zum Ziele. Sie wird 1901 von Schweden abgehen, und zwar schon im Juli, weil vor Antritt der eigentlichen Südpolfahrt ein ein- bis zweimonatlicher Aufenthalt auf dem Feuerlande in Aussicht genommen ist.

Anfang Dezember bricht die Expedition nach den Süd-Shetlandsinseln auf. Hier soll eine Station zum Zwecke magnetisch-meteorologischer Beobachtungen, sowie geologischer und biologischer Studien errichtet werden. Neujahr 1902 wird der Hauptteil der Expedition mit dem Schiffe weiter nach Süden vordringen, um Ende März nach den Süd-Shetlandsinseln zurückzukehren und bald darauf die Heimreise anzutreten. Bei dem geringen Umfange des Planes hofft man die notwendigen Geldmittel ohne besondere Schwierigkeiten aufbringen zu können. Schon jetzt sollen erhebliche Beiträge vorhanden sein. Nordenskiöld, welcher die Expedition leiten wird, beabsichtigt im laufenden Jahre Amdrup nach Ostgrönland zu folgen, um sich hier durch das Studium der Eisschiffahrt und anderer Dinge für die antarktische Fahrt vorzubereiten. Sollte er dabei, was kaum zu befürchten ist, zu einer Überwinterung gezwungen werden, so würde sich die Abreise der Südpolarexpedition demgemäfs verschieben.

Der andere Plan stammt merkwürdigerweise aus Edinburgh. Trotzdem dafs die englische Expedition als „imperial" angesehen werden soll, und z. B. deren Schiff in Schottland gebaut wird, will jetzt Schottland daneben noch ein besonderes Unternehmen ins Werk setzen. Als treibende Kraft dieses Gedankens wird man wohl Sir John Murray betrachten müssen. Zum Leiter ist W. S. Bruce ausersehen, ein Zoologe, der schon früher einmal eine Fahrt nach der Antarktis mitgemacht und sich ferner an der Jacksonschen Expedition nach Franz Josefs-Land sowie an der Nordpolarexpedition des Fürsten von Monaco beteiligt hat. Das Ziel ist wiederum die Weddelsee, der Reiseweg ganz ähnlich dem schwedischen. Man glaubt in Schottland, die Weddelsee fände in den Plänen der beiden grofsen Expeditionen keine Berücksichtigung, obgleich in Wort und Karte kein Zweifel darüber gelassen ist, dafs die deutsche Expedition auf dem Rückwege diese Gegenden besuchen wird. Die schottische Expedition wird etwa auf dem 30. Grade westl. Länge nach Süden vordringen. Dieser Weg ist früher niemals ernstlich betreten, und man nimmt an, dafs hier das Eis verhältnismäfsig geringe Schwierigkeiten bereiten werde. Die Zahl der wissenschaftlichen Teilnehmer ist ziemlich bedeutend. Es sind im ganzen sechs, von denen einer beständig auf dem Schiffe bleiben soll. Die übrigen fünf werden in hoher Breite an Land gehen, hier womöglich Ausflüge mit Schlitten machen und im übrigen Ortsbestimmungen vornehmen, Beobachtungen der magnetischen und meteorologischen Erscheinungen, sowie der Eisverhältnisse anstellen und wissenschaftliche Sammlungen zusammenbringen. Während dieser Zeit soll das Schiff, das in erster Linie den Zweck hat, für die Nahrungszufuhr zu sorgen, nach Möglichkeit Fahrten nach verschiedenen Richtungen unternehmen, Aufnahmen machen und Beobachtungsmaterial sammeln. Es ist in Aussicht genommen, dafs die Expedition einen, vielleicht sogar zwei Winter in der Antarktis zubringen soll. Im letzteren Falle würde sie 1904 zurückkehren. Das Schiff wird in Form und Gröfse den gewöhnlichen Walfängern entsprechen. Dadurch werden die Kosten verhältnismäfsig gering, und man hofft, mit 700000 Mk. auszukommen.

Von besonderer Wichtigkeit für die Südpolarforschung werden ferner die gleichzeitigen ergänzenden geographischen Beobachtungen an verschiedenen Stellen der Erde sein. Deutschland wird, wie bekannt, eine Station von zwei Gelehrten und zwei bis drei Hülfskräften auf den Kerguelen-Inseln errichten, der zugleich die Aufgabe zufällt, die noch vielfach unbekannte Inselgruppe zu erforschen und zu kartieren. England will eine Station auf Neuseeland anlegen und die magnetisch-meteorologischen Observatorien zu Melbourne und Kapstadt neu organisieren. Die Vereinigten Staaten beabsichtigen bei Washington, auf Hawaii und in Alaska beobachten zu lassen, und von Argentinien wird die Errichtung einer Station auf der Staten-Insel erhofft. So wird sich ein ganzes Netz von Beobachtungsstellen um das Südpolargebiet legen, wodurch die antarktische Forschung einen im hohen Grade systematischen Charakter erhält.

Für die deutsche Expedition sind nunmehr die wissenschaftlichen Teilnehmer endgültig bestimmt, wogegen die Ernennung des Schiffsführers und die Auswahl der Offiziere und Mannschaften noch nicht erfolgt ist. Die Mitglieder der Hauptexpedition sind: 1. Prof. E. v. Drygalski, der Leiter der Expedition, dem zugleich die physikalisch-geographischen Aufgaben zufallen, 2. Dr. E. Vanhöffen für die zoologisch-botanischen Beobachtungen und die Fischereiuntersuchungen, 3. Dr. H. Gazert, der neben seiner etwaigen praktisch-ärztlichen Thätigkeit medizinische und bakteriologische Beobachtungen machen soll, 4. Dr. E. Philippi für die geologischen und chemischen, und 5. Dr. F. Bidlingmaier für die erdmagnetisch-meteorologischen Arbeiten.

Das Schiff der Expedition, das bekanntlich von den Howaldts-Werken in Kiel gebaut wird, bekommt nicht, wie man vermuten könnte, die Form der „Fram", weil in beiden Fällen die Verhältnisse durchaus verschiedenartig sind. Die „Fram" hatte eine kurze Seefahrt zu machen, keinen hohen Seegang, wohl aber starke Eispressungen zu erwarten; und so war sie denn auch ein vorzügliches Eisschiff, aber ein schlechtes Seeschiff.

Bei dem Schiffe der Südpolarexpedition kommt es wesentlich aber auch auf Seetüchtigkeit an, sowohl wegen der Länge der Fahrt bis zur Antarktis, als auch wegen der heftigen Stürme, von denen die offenen Gewässer jener Gegenden heimgesucht werden. Widerstand gegen Eisdruck ist ebenfalls notwendig und vorgesehen, wenn auch nach allem, was wir wissen, die Eispressungen in der Antarktis geringer sind. Es mag dieses darin seinen Grund haben, dafs vom Südpole aus das Eis allseitig in das offene Meer ausstrahlen und sich infolgedessen über eine grofse Fläche verteilen kann, während das ringsum geschlossene Becken des Nördlichen Eismeeres notwendig Stauungen und Zusammenpressungen verursachen mufs. Bei dem Südpolarschiffe wird indessen den Gefahren des Eises auch durch starke innere Abstützungen und besondere Verstärkungen der Seiten in vollem Mafse Rechnung getragen. Das Schiff ist ein Dreimastmarssegelschoner von 46 m Länge, 10,7 m Breite und 4,8 m Tiefang. Auf Deck befinden sich die Arbeitsräume und ein Kartenhaus. Bei den Wohnräumen unter Deck ist besonders darauf Rücksicht genommen, dafs jeder Teilnehmer seine eigene Kajüte bekommt, weil diese Mafsregel bei einer Reise von mehreren Jahren das Zusammenleben wesentlich erleichtert.

Die Frage, ob für die Landreisen Polarhunde mitgenommen werden sollen, hatte auf dem Internationalen Geographenkongrefs zu einer längeren Erörterung geführt. Sir Clements Markham hatte in seinem Vortrage in echt englischer „Humanität" die Verwendung von Hunden als grausam verurteilt. Andere Autoritäten, vor allem Nansen, waren dagegen anderer Ansicht. In der That liegt kein Grund vor, weshalb man sich der grofsen Vorteile begeben sollte, welche das Reisen mit Hunden gewähren kann. So ist denn auch diese Frage für die deutsche Expedition dahin entschieden worden, dafs 50 Hunde mitgenommen werden

sollen, die eine ausreichende Bespannung für drei Schlitten abgeben. Zugleich ist eine Vermehrung der Zahl bezw. ein Ersatz durch Züchtung vorgesehen. Die Hunde werden aus Kamtschatka besorgt werden, weil sie hier, wie es heifst, besonders kräftig sind. Von Petropawlowsk werden sie weiter nach Wladiwostok befördert werden, von hier nach Japan (Kobe) und dann über Sydney, Melbourne nach Fremantle, von wo aus sie mit dem geplanten Kohlentransporte nach den Kerguelen-Inseln gebracht werden sollen. Auf diese Weise haben die Hunde eine verhältnismäfsig kurze Tropenreise zu bestehen, und das Schiff der Expedition wird nicht früher als nötig mit ihnen belastet. Transporte von Polarhunden durch die Tropen sind, wenn auch in kleinerem Umfange, gelegentlich schon gemacht worden, und es hat sich dabei gezeigt, dafs die Tiere die Hitze ganz gut überstehen. Auch die Erfahrungen der zoologischen Gärten mit Hunden sowohl wie mit dem gegen Hitze viel empfindlicheren Eisbären sprechen dafür.

Um die Hunde ohne Schaden nach der Südhalbkugel hinüberzubringen, erachtet man daher besondere Kühlvorrichtungen für überflüssig. Frische Luft und reichlicher Raum werden vollauf genügen.

Kleine Nachrichten.

Abdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

— Von der Tiefseeexpedition des „Albatrofs“ im Stillen Ocean. In einem Briefe aus Suva auf Viti Levu vom 11. Dezember vorigen Jahres (veröffentlicht in „Science“ 1900, S. 288 f.) giebt Professor Agassiz weitere Mitteilungen über den Fortgang der Fahrt des „Albatrofs“. Am 15. November verliefs man Papeëte und steuerte der Tongagruppe zu. Hierbei wurden im Norden des Beckens, das östlich von Niue liegt, Tiefen zwischen 4500 und 5250 m gefunden. Der Boden bestand wieder aus rotem Lehm, woraus der Schlufs zu ziehen ist, dafs die Zone, die durch die Mangannieren charakterisiert wird, sich sehr weit nach Westen erstreckt. Von Niue aus wurde die Tonga-Kermadectiefe besucht, die an einer Stelle mit der Tiefenzahl 8680 m auf den Karten verzeichnet ist. In der Nähe dieser Stelle lotete Agassiz 8260 m, an einer anderen 7600 m. Der Blakesche Schleppbeutel brachte in beiden Fällen grofse Bruchstücke von Kieselspongien, wahrscheinlich von der Art Crateromorphia, herauf, die vom „Challenger“ im westlichen Pacific, aber nur in Tiefen von weniger als 900 m, gefunden worden war. Der Boden bestand aus vulkanischem mit Radiolarien gemischtem Schlamm. Sodann wurde eine Tiefenmessung auf der Linie Vavau — Südende der Laugruppe vorgenommen, sie ergab aber nur 2515 m. Im Kanal nördlich Yangasa, wo das Lauplateau zwischen dieser Insel und Mothe gekrenzt wurde, fand man nur 825 m, wobei der Boden aus Korallensand, Pteropodenschlamm und einigen Globigerinen bestand. Diese und andere Zahlen zwischen 590 und 1800 m deuteten auf ein zusammenhängendes unterseeisches Plateau von mäfsiger Tiefe südlich von Wailangolala hin, auf dem sich die Laninseln erheben.

Den sonstigen Mitteilungen Agassiz' wäre noch zu entnehmen: Die Gesellschaftsinseln sind alle vulkanische Eilande, die von Uferplattformen eingefafst sind, auf denen sich die Barrierriffe aufbauen. Die Bildung dieser Riffe ist der der Riffe der vulkanischen Inseln der Fidschigruppe sehr ähnlich: grofse durch submarine Denudation und Erosion gebildete Plattformen mit Rand- und Barrierriffen charakterisieren die vulkanischen Eilande hier wie dort. Auf Motu Iti und Tetuora sind die vulkanischen Piks verschwunden, und es ist nur eine Plattform in geringer Tiefe übrig geblieben, von deren äufseren Rändern kleine, sandige Koralleninselchen emporgestiegen sind. Die Tongainseln sind mit dem Rücken, auf dem sie sich aufbauen, in schneller Hebung begriffen, ebenso die Gesellschaftsinseln, und zwar bläht sich, wie Agassiz meint, die ganze vulkanische resp. kalkige Kruste auf, die in beiden Fällen die Basis für die ganze Gruppe bildet. — In einem vom 5. März aus Yokohama datierten Schreiben sendet Prof. Agassiz den Schlufsbericht über seine Fahrt. Nachdem man Suva verlassen hatte, nahm man zwischen Nurakita und den Marshallinseln eine Reihe Lotungen vor, die im Verein mit den Lotungen des „Penguin“ beweisen, dafs die Ellicegruppe aus isolierten Spitzen besteht, die aus Tiefen von 2700 bis 3650 m emporsteigen. Dasselbe gilt von den Gilbertinseln. Zwischen den Marshallatollen wurden über 30 Messungen vorgenommen, die das Ergebnis lieferten, dafs auch diese Inseln als voneinander unabhängige Spitzen und Kämme mit steilem Abfalle aus Tiefen von 3600 bis 4550 m herausragen, und dafs die sogenannten parallelen Atollketten der Marshallinseln, die Ralick- und Ratackinseln, in Wirklichkeit nur die Spitzen weniger Fufs aus dem Meere herausschauender Erhebungen sind. Dasselbe Bild zeigen auch die Karolinen: auch hier giebt es kein unterseeisches Plateau. Die Fahrtlinie zwischen Namonuito und Guam zeigte die östliche Ausdehnung jenes tiefen Troges südlich der Ladronen, dessen Vorhandensein im Südwesten von Guam durch eine Lotung des „Challenger“ von 8145 m festgestellt worden war; Agassiz erhielt etwa 160 km südöstlich von Guam gar 8760 m. Die Riffe der vulkanischen Karolinen trugen ähnlichen Charakter wie die der Gesellschaftsinseln. Als „allgemeine Regel“ bei allen von ihm besuchten pacifischen Inseln fand Agassiz, „dafs man die Erklärung für die Bildung von Atollen, Barrier- und Rundriffen in submariner Erosion und einem Zusammenwirken lokaler mechanischer Ursachen suchen müsse, und dafs Senkung keine Rolle für die Existenzbedingungen der Atolle des südlichen und centralen Pacific gespielt hat!“ Agassiz meint, dafs man bisher zu wenig Gewicht gelegt habe auf den Einflufs der Passate auf die Veränderung der innerhalb dieser Windzone gelegenen Inseln; auch habe man nicht beachtet, dafs die Korallenriffe alle innerhalb der nördlich und südlich des Äquators wehenden Passate liegen. Von Guam stellt Agassiz die Thatsache fest, dafs die Insel nicht ganz vulkanisch ist, sondern dafs die nördliche Hälfte sich aus in der Erhebung begriffenem korallenhaltigem Kalkstein aufbaut, und er meint, dafs das auch bei anderen Marianen der Fall sein dürfte. Ungünstiges Wetter hatte in diesem letzten Teile der Fahrt die Tiefseearbeit stark beeinträchtigt, zum Teil überhaupt verhindert, so dafs die Untersuchungen sich hier zumeist auf das Studium der Korallenriffe beschränken mufsten. Die Forschungsreise hatte mit der Ankunft in Japan ihr Ende erreicht, und man darf nun auf die zusammenfassenden und begründenden Darlegungen Agassiz' gespannt sein.

— Seit etwa anderthalb Jahrhunderten haben die Herrnhuter, das Werk Egedes fortsetzend, für die Kultur und das Christentum unter den Grönländern segensreich gewirkt, eine Thätigkeit, welche seit Christian IV. von den dänischen Königen wiederholt anerkannt worden ist. Jetzt findet die Herrnhuter Missionsthätigkeit in Grönland ihr Ende, denn nach einem am 5. März 1900 zwischen der dänischen Regierung einerseits und der Leitung der evangelischen Brüderunität in Berthelsdorf bei Herrnhut andererseits abgeschlossenen Vertrage gehen die Missionsstationen samt Inventar für die Summe von 45000 Mk. an Dänemark über, welches dort nunmehr dänische Missionare statt der deutschen Herrnhuter einsetzen wird.

— Das Programm des deutschen Staatsgymnasiums in Budweis 1899 handelt von der periodischen Wiederkehr der Hochfluten, Nässen und Dürren, von Stephan Zach. Wir entnehmen ihm, dafs die Wiederkehr der Hochfluten in Mitteleuropa an die Perioden im Durchschnitt von 220, 110 und 55 Jahren geknüpft ist wie der Sonnenfleckenwechsel, die Nordlichterscheinungen und die Änderungen des Erdmagnetismus. In gleicher Weise befolgen die Pegelstände an den gröfseren Flüssen Mitteleuropas einen parallelen Gang mit den Sonnenflecken, und ihre Maxima fallen mit den Maximis der Sonnenflecken zusammen, oder unmittelbar wie die Nordlichtmaxima nach diesen. Die Hochfluten treffen in der Regel nach dem Maximum der Sonnenflecken ein. Die Hochwasser rühren von denselben Ursachen her, welche die Sonnenflecken und Nordlichter erzeugen, sind also wesentlich kosmischen Ursprungs, d. h. aufserirdischen Ursprungs und wahrscheinlich Wirkungen der periodisch wechselnden Planetenkonstellation. Die Planetenstellungen von Jupiter und Saturn scheinen einen wesentlichen Einflufs auf die an der flüssigen Sonnenhülle beobachteten Störungen, welche die Sonnenflecken im Gefolge haben, nach Art unserer Ebbe und Flut auszuüben; danach dürften wir auch einen Zusammenhang mit den Wasserphänomenen auf unserer Erde vermuten, worin wir durch den Umstand bestärkt werden, dafs nicht nur ganze Serien von Sonnenflecken und Nordlichterscheinungen, sondern auch von Hochfluten den Quadraturen des Jupiter und Saturn entsprechen, wofür Verfasser eine Reihe von Beispielen anführt. Die Vorausbestimmung der

Hochfluten erster Klasse, welche bei Beginn der 220jährigen Periode regelmäſsig eintreten, ist mit gröſserer Sicherheit möglich, als die Wetterprognose, für die übrigen Hochfluten zweiter und dritter Klasse immerhin noch mit derselben Wahrscheinlichkeit wie die Wettervoraussage. So konnte Reiz in Mainz bereits 1883 unsere nasse Zeit in ihrem ganzen Verlaufe bestimmen. Doch läſst sich die Dauer dieser Nässeperioden nur auf 14 Jahre vor und 14 Jahre nach dem theoretischen Maximum angeben. Genauere Angaben ergeben sich erst aus sicheren Theorieen über die Art des Zusammenhanges der Hochfluten und Sonnenflecken.

— Beiträge zur Klimatologie des Groſsen Belchen veröffentlichte Wirz (Progr. d. Gymnas. zu Gebweiler 1899). Als die wichtigsten Resultate seien hier folgende mitgeteilt: Im jährlichen Verlauf der Temperatur fällt die längere Andauer der Kälte im Frühjahr auf, hervorgerufen durch den Wärmeverbrauch bei der Schneeschmelze. Die tägliche Wärmeschwankung ist auf dem Berggipfel geringer als an den Fuſsstationen; auch die jährliche Schwankung nimmt mit der Höhe beträchtlich ab. Die Temperaturabnahme mit der Höhe beträgt daher im Mittel 0,58° für je 100 m Erhebung; im Frühjahr macht sich bei ihr ein schärferer Anstieg vom Februar zum März bemerklich. Die täglichen Änderungen der Temperatur sind auf dem Belchen im Mittel durchgängig beträchtlicher als in der Niederung; besonders überwiegen dort die stärkeren Temperaturänderungen von über 4°. Der April zeigt den konstantesten Charakter! Das Maximum der Veränderlichkeit fällt im sechsjährigen Mittel auf den Januar. Im täglichen Gange der relativen Feuchtigkeit weicht der Berggipfel von den Fuſsstationen insofern ab, als statt des Morgenminimums, das an den Fuſsstationen deutlich ausgeprägt ist, eher eine Neigung zur Bildung eines Maximums an den Abendstunden vorhanden ist. Im jährlichen Mittel zeigt der April die geringste relative Feuchtigkeit. Die Bewölkungsziffern der Gipfelstation sind bedeutend stärker als die der Thalstation, während die Bewölkung der Ebene mit der des Gipfels im Jahresmittel gleich ist. Die Zahl der Tage mit Nebelbildung ist auf dem Gipfel bedeutend gröſser als im Thale. Mit der Erhebung nimmt die Zahl und die Dichte der Niederschläge ganz beträchtlich zu, der Belchengipfel zeigt eine auffallend hohe jährliche Niederschlagsmenge. Die tägliche Periode der Windgeschwindigkeit hat auf der Gipfelstation einen dem der Thalstation gerade entgegengesetzten Gang; das Minimum liegt auf dem Gipfel in den Mittagsstunden. Die mittlere Windgeschwindigkeit ist auf der Höhe nicht stärker als in der Rheinebene. Der jährliche Gang des Luftdruckes vereinfacht sich mit der Erhebung über dem Meere; die Gipfelstation hat nur ein Maximum (im Sommer), ein Minimum im März.

— Plan der dänischen Expedition nach Ostgrönland 1900. Nachdem die Vorexpedition 1898/99 ihre Aufgabe zur vollen Zufriedenheit gelöst hat, wird die Hauptexpedition ungefähr Mitte Juni abgehen. Der Zweck derselben ist: 1. Die Untersuchung der Küstenstrecke zwischen Kap Brewster (70° 10′ nördl. Br.) und Aggas Insel (67° 22′ nördl. Br.), welche Strecke bisher noch nicht von dem Fuſse eines Europäers betreten ist; 2. Die Veranstaltung naturwissenschaftlicher Untersuchungen in den Gegenden um Scoresby-Sund und den Förden nördlich derselben; 3. Die Veranstaltung naturwissenschaftlicher Untersuchungen im Angmagsalik-Bezirke. Diese Aufgaben sollen teils durch eine Schiffs-, teils durch eine Küstenexpedition gelöst werden. Für die Ausführung ist das Eismeerfahrzeug „Antarctic“ unter der Leitung des Professors A. G. Nathorst, angekauft worden. Dasselbe ist für die Zwecke einer derartigen Expedition vollständig eingerichtet.

Die Teilnehmer der Expedition sind: Premierleutnant G. Amdrup, Leiter der Gesamtexpedition, cand. mag. Hartz, der Botaniker Chr. Kruuse, der Arzt, Ethnologe und Ornithologe H. Deichmann, der Geodät J. P. Koch, der Geologe Dr. O. Nordenskiöld, der Zoologe S. Jensen und der Kunstmaler E. Ditlevsen. Die Besatzung des Schiffes besteht aus 17 Mann auſser Leutnant Amdrup. Erster Steuermann und Eismeister ist V. Kjöller. Die „Antarctic“ wird zunächst versuchen, zwischen 70 bis 75° nördl. Br. an der Ostküste Grönlands hineinzudringen. Sobald die Eisverhältnisse es gestatten, wird die Küstenexpedition an Land gesetzt werden. Die Schiffsexpedition soll alsdann die Küste bis zum Kap Brewster untersuchen, welche bisher nur vom Schiffe aus aufgenommen ist (1822 durch Scoresby, 1892 von Ryder). Alsdann wird sie Untersuchungen nördlich vom Scoresby-Sund vornehmen, namentlich das so gut wie unbekannte Flemings-Inlet und die Förden westlich von Kap Gladstone untersuchen. Ende August geht sie nach Tasiûsak im Angmagsalik-Bezirk, wo die Untersuchungen besonders im groſsen Sermilik-Fjord fortgesetzt werden, da dieser nur teilweise durch G. Holms 1883 bis 1885 bekannt ist, und hier verweilt das Schiff so lange wie möglich, ohne sich der Überwinterung auszusetzen, um möglicherweise die von Norden herabkommenden Küstenexpeditionen aufzunehmen. Auf alle Fälle ist das Schiff für 15 Monate verproviantiert. Sobald die Küstenexpedition und das Gepäck derselben gelandet ist, wird das mitgeführte Haus errichtet, dessen Balken und Planken in der Heimat eingepaſst und bezeichnet sind, und in demselben werden Kajaks, Schlitten und andere Ausrüstungsgegenstände, sowie der Proviant verstaut, und alsdann wird versucht, mit dem Boote nach Angmagsalik hindurchzudringen. Gelingt es nicht, im Herbste 1900 Angmagsalik zu erreichen, so kehrt sie an die Landungsstation zurück, überwintert hier und wiederholt den Versuch im Sommer 1901. Gelingt es auch dann nicht, so geht sie abermals nach Angmagsalik zurück.

Da es jedenfalls auf einer der beiden Bootfahrten gelingen wird, ein Depot in gröſserer Entfernung südlich vom Winterquartiere zu errichten, vielleicht westlich vom Kap Grivel, so muſs im Winter 1901/2 versucht werden, Angmagsalik mit Schlitten und Kajaks zu erreichen. Das geplante Depot bei Kap Grivel und das von der Expedition 1898/99 ausgelegte Depot sollten diese Schlittenfahrt ermöglichen; da aber die Expedition nicht über Hunde verfügt, ist der Ausfall derselben stark abhängig von der Beschaffenheit des Eises. Falls die Expedition während einer der Bootfahrten vom Winter überrascht wird, beabsichtigt man, an der Küste Station zu machen, aus dem Boote Schlitten herzustellen, und sobald die Eisverhältnisse es gestatten, nach Angmagsalik aufzubrechen, wobei die beiden errichteten Depots gute Dienste leisten werden. Scheitern aber alle drei Versuche, so wird die Expedition im Sommer 1902 das von der Ryderschen Expedition 1891 angelegte Depot bei Kap Stewart zu erreichen suchen.

Die gesamte Expedition wird also glücklichstenfalls im Herbste 1900 zurückkehren können; aber die Möglichkeit, daſs die Küstenexpedition erst Angmagsalik erreicht, nachdem die „Antarctic“ von dort abgefahren ist, liegt nicht fern. In diesem Falle wird sie mit dem Schiffe „Godthaab“ des königl. grönländischen Handels im Herbste 1901 bezw. 1902 zurückkehren. A. L.

— Die Zahlenverhältnisse in der Pflanzenwelt Norddeutschlands behandelte F. Höck in der Hauptversammlung des Botanischen Vereins der Provinz Brandenburg zu Berlin am 7. Oktober 1899 (Verhandlungen, 41. Jahrgang, 1899, S. 49 bis 59). Nach Ascherson-Graebners Flora des nordostdeutschen Flachlandes beträgt die Zahl der hinreichend eingebürgerten Arten der Flora 1487. 20 Arten treten nach Höck in Nordwestdeutschland und Schleswig-Holstein, nicht aber in Nordostdeutschland auf. Aus Niedersachsen sind 1061, aus Schleswig-Holstein 1122, aus Brandenburg 1331 Arten bekannt. Norddeutschland im engeren Sinne zählt nach Höck 1549 heimische oder eingebürgerte Arten, die sich auf 108 Familien und 528 Gattungen verteilen. Von den in Nymans Conspectus aufgezählten 9505 Pflanzen von Europa besitzt Norddeutschland etwa 41 Proz. Die artenreichsten Familien sind Cyperaceen, Rosaceen und Orchidaceen, von denen mehr als der dritte Teil aller europäischen Arten in Norddeutschland vorkommt. Die artenreichsten Gattungen sind in Norddeutschland (wie in ganz Deutschland) Carex (70) und Rubus (55), Juncus (23), Veronica und Ranunculus (je 22).

— Oberleutnant Noltes neue Routen zwischen Tibati und Joko (Kamerun). Einen Ende 1899 aus politischen Gründen notwendig gewordenen Zug von Joko nach Tibati benutzte der Stationsleiter von Joko, Oberleutnant Nolte, um auf der Rückreise das östlich der v. Kamptzschen Route (Globus, Bd. 77, S. 98) liegende Gebiet zwischen Tibati und Joko am Djerem (Sannaga) kennen zu lernen. Nolte fuhr am 30. Dezember den Mao Meng — so und nicht Mao Bele heiſst der Fluſs, an dessen rechtem Ufer Tibati liegt — bis zu seiner Mündung in den Djerem hinunter. Der Mao Meng hatte zunächst ein tief eingeschnittenes Fluſsbett, das damals, zur Trockenzeit, viele Sandbänke, aber doch 1 m tiefes Fahrwasser aufwies; seine Breite wuchs dann von 50 auf 300 m, während sich die Ufer mehr und mehr verflachten. Der Djerem war an der Vereinigung 150 bis 200 m breit. Beide Flüsse waren überreich an Krokodilen und Fluſspferden, die Umgebung zeigte die bekannte wellige, von Buschstreifen durchzogene Grassavanne mit vereinzelten hochstämmigen Fächerpalmen. Nolte hatte gehofft, den Djerem bis zu den Nachtigalschnellen hinunterfahren zu

können, doch stiefs er schon bei dem Dorfe Galadima Beia auf Fälle. Das Flufsbett war dort in seiner ganzen Breite von 300 m mit riesigen Felsblöcken durchsetzt, und an einer Stelle stürzte das Wasser in mehreren Stufen 20 m tief herab. Nolte setzte darauf auf das östliche Ufer des Djerem über und erreichte in drei starken Tagemärschen in SSO-Richtung das $4\frac{1}{2}$ Marschstunden östlich von Djerem liegende Jangandi und nach einem weiteren Tagemarsche in SW-Richtung das $2\frac{1}{2}$ Stunden westlich vom Djerem gelegene Wungere. Hierbei wurden noch andere Schnellen im Djerem gefunden. Vier Tagemärsche in westlicher Richtung führten dann Nolte nach Joko zurück. Nolte bemerkt, dafs nach seinen Routenaufnahmen Wungere viel weiter westlich und südlich liegen müsse, als die Karten angäben. An Karten über dieses Gebiet fehlt es jedoch noch vollständig, wenigstens an allgemein zugänglichen; es ist daher nicht leicht, sich von dem geographisch bemerkenswerten Zuge ein Bild zu machen. Am ehesten ist das noch nach der Morganschen Karte (in dessen Reisewerk „Durch Kamerun") möglich, während die der neueren Atlanten von dem Stromsysteme des oberen Sannaga eine offenbar falsche Darstellung geben. Über die Bevölkerung der durchzogenen Gebiete teilt Nolte folgendes mit: Während die am Mao Meng in vielen kleinen Farmen ansässige Bevölkerung dem Mbumstamme angehört, sitzt am östlichen Ufer des Djerem in ebenfalls sehr zerstreut liegenden kleinen Dörfern der Beiastamm; am westlichen Djeremufer wohnen Beia und Wute gemischt. Die Beia sind mit den Boja Mizons identisch, und von Kunde, wo sie vor 13 Jahren wohnten, hierher nach Westen gewandert. Südlich davon ist die Gegend sehr schwach bewohnt, und bis nach Kunde hin sollen grofse, gänzlich unbewohnte Landstriche liegen. (Kolonialbl. 1900, Nr. 8.)

— Gallieni über die Bevölkerung Madagaskars. In einem Aufsatze über das bisher geleistete Kulturwerk der Franzosen auf Madagaskar (Bull. der Pariser Geographischen Gesellschaft 1900, S. 1 ff.) charakterisiert der Generalgouverneur der Insel, General Gallieni, auch die einheimische Bevölkerung. Die Hova, die im wesentlichen die centrale Provinz Emyrne bewohnen, schätzt er auf 1 Million Köpfe, und er fügt hinzu, dafs sie sich äufserst schnell vermehren. Die Betsileo, die den Emyrne im Süden benachbarten Teil des Innern bewohnen, bezeichnet Gallieni im Gegensatze zu Keller, der sie zum malaiischen Elemente rechnet, als eine „anscheinend autochthone, schon früh den Hova unterworfene Bevölkerung", die viel von den Gewohnheiten und Charaktereigenschaften der Sieger angenommen habe; ihre Zahl beträgt etwa 300000. Als das Produkt einer Kreuzung zwischen den Hova und den den mittleren Teil der Ostküste bewohnenden Betsimisaraka bezeichnet Gallieni die Moramanga, zwischen dem centralen Plateau und der Ostküste; das gleiche gilt auch von den Sihanaka am Alaotrasee, in deren Adern jedoch auch etwas Sakslavenblut fliefst. Einzelne Stämme des Nordens sind erst in letzter Zeit flüchtig bekannt geworden, so die Tsimihety, die Verwandte der Betsimisaraka zu sein scheinen. An der Südostküste finden sich Spuren sehr alter arabischer Kolonisation; so sprechen dort die Antaimoro zwar madagassisch, schreiben aber mit arabischen Buchstaben. Auf den Einflufs arabischen Blutes führt Gallieni den kriegerischen Mut und die hohe Intelligenz dieser Leute zurück. Die noch wenig bekannten Stämme der Bara, Tanala und Antaivondro im Innern des Südostens lassen „östliche Abstammung" vermuten. Die Antankara im Nordwesten und die dortigen Stämme der Sakalaven scheinen ebenfalls arabisches Blut in sich aufgenommen zu haben. An der Küste wird dort fast ebenso viel Suaheli wie Madagassisch gesprochen, auch trifft man viele Makua (Portugiesisch-Ostafrika). Alles in allem erscheint die Bevölkerung des Nordwestens sehr gemischt. Reine Sakalaven bewohnen die ganze Westküste bis südlich Tulear, unter ihnen ebenfalls Makua, die in gesonderten Ansiedelungen leben und ihre Sprache bewahrt haben. Von den Stämmen des äufsersten Südens, des Antandroy und Mahafaly, sowie von ihrem Lande weifs man noch nichts. — Die Küstenbevölkerung des Ostens und Nordwestens schätzt Gallieni auf 2 Millionen, die des ganzen Westens auf 200000 bis 300000, so dafs sich hiernach für die Insel eine Einwohnerzahl von etwa 3,5 Millionen ergeben würde. Ältere Schätzungen von Grandidier gaben 5, von Catat 7 Millionen an.

— Aus den Beobachtungen von Robert Beltz über die steinzeitlichen Fundstellen in Mecklenburg (Jahrb. d. Vereins f. meckl. Geschichte 1899) ergiebt sich die Bestätigung der Ansetzung von Lettow, welcher die Anlage im ganzen trotz altsteinzeitlicher Typen der jüngeren Steinzeit zuschreibt. Dahin führen die halbmondförmigen Messer, die Pfeilspitzen und die Verzierungen der Thongefäfse. Auch zeigen einige Stücke, welche in der grofsflächigen, paläolithischen Art zugeschlagen sind, sekundäre Bearbeitung durch Nachdangeln der Seitenflächen in der jüngeren Technik, und umgekehrt sind eine Anzahl geschliffener Geräte (wohl meist Keile) zerschlagen und neu zu Bohrern, Schabern u. s. w. verarbeitet. Auffallend ist das Fehlen des häufigsten neolithischen Gerätes, des „Arbeitskeiles"; ebenso kommen kantige Meifsel nicht vor, auch sind die „prismatischen Messer" im ganzen derber und grofsflächiger als die der „Feuersteinwerkstätte". Eine Anzahl von Typen, wie die Rundschaber, Bohrer, Spalter, sind aus rein neolithischen Ansiedelungen nicht bekannt geworden. Der Schliff erscheint ganz vereinzelt und zum Teil an typologisch alten Stücken. Wir sind demnach wohl berechtigt, den Fund als Ganzes in eine sehr frühe neolithische Zeit hinaufzurücken, und müssen eher die minder zahlreichen jüngeren Sachen (die ganz feinen Pfeilspitzen, kantigen Dolchgriffe u. s. w.) als spätere Beimischung erklären, als in den überwiegenden altertümlichen Dingen Überbleibsel einer früheren Besiedelung sehen.

— In der meteorologischen Zeitschrift (1900, Heft 1) bespricht Prof. Hergesell in einem Aufsatze die Ergebnisse der internationalen Ballonfahrten, u. a. die Temperaturverhältnisse der höheren Luftschichten nach den Ergebnissen von 32 Ballonfahrten. Es zeigt sich dabei auf den ersten Blick, dafs die Atmosphäre in allen Niveaus bis 10000 m Höhe einer äufserst wechselnden Temperierung unterworfen ist. Nicht nur die unteren Schichten zeigen je nach Jahreszeit und Wetterlage ein bedeutendes Schwanken der Temperaturzahlen, sondern auch in allen höheren Lagen erreichten oder überschritten die Temperaturschwankungen innerhalb eines dreijährigen Zeitraumes den Betrag von 40° C. Eine Abnahme der Gröfse der Veränderlichkeit mit der Höhe — welche man seither glaubte annehmen zu müssen — zeigen die Zahlen der mitgeteilten Tabelle nicht, sie scheinen sogar eher das Gegenteil anzudeuten. Dieselbe Beweglichkeit, welche die Temperatur in allen Höhenschichten in zeitlicher Beziehung besitzt, zeigt sie aber auch in örtlicher Hinsicht. Zur gleichen Stunde können auch in den höchsten bis jetzt erreichten Schichten Temperaturdifferenzen von über 30 bis 40° an Orten auftreten, die nur einige hundert Kilometer voneinander entfernt sind. Auch insofern zeigen sich den früheren Ansichten ganz widersprechende Resultate, als die Temperaturgradienten (die Abnahme der Temperatur mit der Höhe auf je 100 m Höhendifferenz berechnet) überall mit der Höhe abnehmen, freilich in regional verschieden starkem Mafse, entsprechend den geänderten meteorologischen Verhältnissen. Gm.

— Gebhard von Alvenslebens Topographie des Erzstiftes Magdeburg aus dem Jahre 1655, die sich handschriftlich in der Magdeburger Stadtbibliothek befindet, gab Georg Lorenz Gelegenheit, einen Beitrag zur historischen Landeskunde der Provinz Sachsen zu liefern (Inaug.-Diss. Halle a. S. 1900). Freilich ist das an sich schätzenswerte Material so verstreut und versteckt unter den Familien-, Lokal- und Skandalgeschichten, dafs man oft 10 und mehr Blätter umschlagen kann, ohne irgend eine Ausbeute zu haben. Immerhin kann man aus der Zusammenstellung von Lorenz vieles erkennen, was zur Eigenart der Städte und Dörfer jener Zeit gehörte; die grofse Zahl der Klöster, Kirchen und Kapellen, die Hospitäler, die Mauerumgürtung auch der kleinsten Städte, die aufserhalb des Mauerringes liegenden Vorstädte, endlich die Einteilung der Städte in Viertel. Bei den Dörfern fällt die grofse Zahl der adeligen Häuser auf, die bis auf sechs in einem einzigen Dorfe (Ohhausen) steigt. Dafs diese Adelssitze nicht immer Schlösser und Ritterburgen gewesen sind, ist wohl selbstverständlich. Zur Eigenart der Landschaft der Börde gehören ferner die Warttürme, die zum Teil noch jetzt stehen; sie dienten wohl in dem starkwelligen Bördlande, welches eine weite Fernsicht nicht ermöglicht, als Ausguck in kriegerischen Zeiten. Zu erwähnen sind noch die vorgeschichtlichen Wallbauten, die von Alvensleben der heute noch herrschenden Anschauung nach als Reste ehemaliger Burganlagen (Burgwälle) bezeichnet. Von den Zeichnungen im Originale sind 35 mit Feder und Tusche ausgeführt, die übrigen 18 sind nur Bleistiftzeichnungen; diese letzteren sind auch keine Originale, sondern stellen Kopieen der Merianschen Städtebilder in der Zeillerschen Topographie von Niedersachsen dar.

Verantwortl. Redakteur: Dr. R. Andree, Braunschweig, Fallerslebertbor-Promenade 13. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEBER: DR. RICHARD ANDREE. VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXVII. Nr. 21. BRAUNSCHWEIG. 9. Juni 1900.

Pfeile mit einseitigen Kerben.

Von Prof. F. v. Luschan. Berlin.

Mit zwei grofsen Sammlungen aus dem nördlichen Togo, die Dr. Kersting und Oberleutnant Thierry dem Berliner Museum geschenkt haben, sind zum erstenmal Pfeile mit einseitigen Kerben zu unserer Kenntnis gelangt. Bei dem allgemeinen Interesse, das Einzeluntersuchungen über Bogen und Pfeil in der letzten Zeit erregt haben und besonders mit Rücksicht auf die lehrreiche Arbeit von Dr. Karutz im letzten Bande dieser Zeitschrift, erscheint es mir angebracht, auf diese bisher völlig unbekannt gewesene Art der Kerbung zunächst an dieser Stelle aufmerksam zu machen.

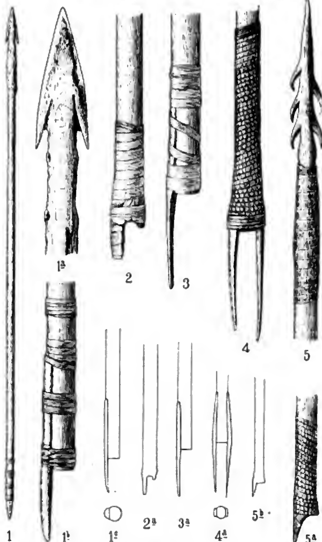
Das Centrum ihrer Verbreitung ist Sansanne-Mangu; am eigenartigsten ist sie, soweit unsere jetzige Kenntnis reicht, bei den Moba und Barba entwickelt. Über beide Stämme ist bisher sonst nur wenig bekannt; fast möchte es scheinen, dafs sich unter den Moba noch Reste eines Pygmäenstammes verbergen. Jedenfalls schildert sie Thierry als wesentlich kleiner, als alle ihre Nachbarn, die Barba aber als lange Kerle, die sich statt der Sporen Stachelringe unter das Knie binden müssen, um ihre kleinen Pferde aneifern zu können. Arabische und berberische Beziehungen sind für diese Barba nicht nur durch den Namen, sondern auch durch ihr Zaumzeug, durch die tellerförmigen Gazellen-Fallen und durch manche andere ethnographische Einzelheit angedeutet, aber es dürfte bei der Spärlichkeit unserer bisherigen Kenntnisse über diesen Teil von Togo angebracht sein, derartige weitgehende Folgerungen nicht weiter auszuführen. Einstweilen beschränke ich mich hier also auf die Beschreibung ihres Schiefsgerätes, wie es in zahlreichen Vertretern kürzlich zu uns gelangt ist.

Die Pfeile sind fast durchweg aus Rohr, meist sehr klein und leicht, etwa 55—60 cm lang, mit einer in den Schaft versenkten eisernen Spitze, gewöhnlich mit mehreren scharfen Widerhaken und stets vergiftet. Pfeile mit gewöhnlicher flacher Kerbe kommen in dem ganzen Gebiete ab und zu vor, meist aber finden sich einseitige Kerben. Unter diesen kann man sofort zwei voneinander völlig verschiedene Typen unterscheiden, freilich ohne dafs gegenwärtig eine bestimmte Stammeszugehörigkeit für den einen oder den anderen Typus der Kerbe festgestellt wäre. Der eine Typus ist auf der umstehenden Abbildung durch die Nummern 2 und 5 vertreten; man sieht, dafs die einseitige Kerbenwand mit dem Pfeilschaft selbst aus einem Stücke geschnitten ist. Gegen das Absplittern pflegt man ja auch sonst die Gegend des Kerbenendes irgendwie zu umwickeln oder zu verstärken, hier ist sogar die Kerbenwand selbst mit Bast oder auch mit Schlangenhaut auf das allersorgfältigste umwickelt. Bei Fig. 2 sieht man eine solche Umwickelung des ganzen Kerbenendes mit Bast; bei Fig. 5a ist nur die Kerbenwand allein mit Bast umflochten, während das eigentliche Schaftende mit einem dünnen Streifen Schlangenhaut umwickelt ist. Die schematischen Zeichnungen 2a und 5b zeigen, wie diese Schaftenden bei Rohr- und bei hölzernen Pfeilen aussehen, bevor sie umwickelt werden. Eine ähnliche Art von Umwickelung finden wir übrigens auch bei den symmetrischen zweilappigen Kerben in den benachbarten Landschaften Kabure und Bassari.

Völlig anders sieht die einseitige Kerbe des zweiten Typus aus. Wie aus den Abbildungen 1b und 3, sowie aus den schematischen Skizzen 1e und 3a hervorgeht, ist hier das untere Schaftende glatt abgeschnitten, aber an einer Stelle etwas der Länge nach abgeflacht. An diese Stelle ist nun ein schmales Holzstäbchen so angebunden, dafs es nach unten vorsteht und so eine einseitige Kerbenwand bildet. Ein solches Stäbchen kann bis zu 3 cm vorstehen, bildet also eine Kerbe von ganz ungewöhnlicher Länge. Schiefsversuche ergeben, dafs derartige einseitige Kerben völlig genügen und dafs das Spannen um so leichter ist, je länger das Stäbchen.

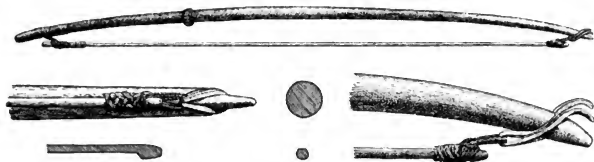
Ganz vereinzelt, nur durch einen einzigen Pfeil unter Tausenden aus dieser Gegend vertreten, ist der in Fig. 4 abgebildete Typus. In einem Köcher, der sonst nur Pfeile von der Art der Figur 3 enthielt, fand sich ein einzelner Pfeil, an den zwei Stäbchen angebunden sind, so dafs etwas wie eine gewöhnliche symmetrische Kerbe erreicht ist. Allerdings ist die Kerbe so tief, dafs sie beim Spannen schon keine Erleichterung, sondern eher schon eine Schwierigkeit bildet. Wie die Abbildung zeigt, ist das untere Schaftende sehr sorgfältig mit Bast und darüber mit Streifen aus Schlangenhaut umwickelt. Sonst unterscheidet sich der Pfeil in keiner Weise von den übrigen aus demselben Köcher. Man wird seine ungewöhnliche Kerbe wohl nur auf einen ganz individuellen, vereinzelt gebliebenen Versuch beziehen dürfen und kaum für typisch halten können. Allerdings kommt eine völlig gleichartige Kerbung, d. h. das seitliche Anbinden zweier etwas vortretender Stäbchen an das untere Schaftende als typische Einrichtung auch in Indien vor — wie ich annehme, durch das gegebene Material bedingt. Nur ein sehr festes, hartes und dabei elastisches Rohr gestattet das Einschneiden einer gewöhnlichen Kerbe; wo nur ein weniger ausgezeichnetes Rohr verfügbar ist, gelangt man ganz von selbst dazu,

die Einkerbung durch das Aufbinden eines Stäbchens zu ersetzen, also durch „Aufkerbung" (wenn mir die Neubildung dieses Wortes gestattet sein soll). Wenn solche „Aufkerbung" sowohl in Indien, als in Togo vorkommt, braucht man durchaus nicht etwa an Übertragung zu denken; bei dem Versuche, eine gebrochene Kerbe wieder in Ordnung zu bringen, kann man ganz unwillkürlich dazu gelangen, einen schadhaften Kerbenlappen durch ein aufgebundenes Stäbchen zu ersetzen. Thatsächlich befinden sich sogar unter meinem eigenen Pfeilvorrat, den ich für meine persönlichen Schiefsübungen benutze, einige Salomo-Pfeile, deren Kerbe von mir selbst in ganz ähnlicher Weise geflickt wurde, — mindestens zwei Jahre, bevor ich die oben beschriebene „Aufkerbung" in Togo und die in Indien vorkommende kennen gelernt hatte, einfach nur aus dem Bedürfnis heraus, einen weggebrochenen Kerbenlappen zu ersetzen, ohne den Pfeil selbst zu verkürzen. In diese Lage, den Pfeil nicht verkürzen zu können, wird man oft genug kommen, entweder weil man sich an einen Knoten im Rohre halten mufs, oder weil die Befiederung für ein weiteres Vorrücken, d. h. für das Anbringen einer neuen Kerbe, keinen Raum mehr gewährt. Der erstere Fall ist wahrscheinlich für die Salomo-Pfeile nur deshalb aufgekerbt wurden, weil sie früher von K. Ranke mit echter Xingu-Fiederung versehen worden waren. Als dann die ursprüngliche Kerbe schadhaft wurde, war es nicht mehr möglich, sie vorzurücken, ohne die wertvolle Fiederung zu zerstören; um die Pfeile überhaupt noch benutzbar zu machen, mufste das Aufkerben „erfunden" werden.



Pfeile der Moba, Barba und Namba.
$^1/_4$, $^1/_2$ und $^1/_1$ der wirklichen Gröfse.

Ganz besondere Beachtung verdient auch der Bogen dieses Teiles von Togo. Er ist meist klein, unter 1,30 cm hoch und zur Aufnahme der Sehnur nahe an den Enden mit einer seitlichen Längskerbe versehen, die an dem einen Ende rechts, am anderen links liegt; die Schnur ist aus tierischer Sehne gedreht. Neben dieser sonst wohl für das ganze Gebiet typischen Form scheint besonders bei den Moba noch eine zweite vorzukommen, der die untenstehende Abbildung entspricht. Da ist die Sehnur durch einen dicken, fast runden Rotanstreifen ersetzt, der an den beiden verdickten Enden mit einem Lederstreifen oder einer Sehnenschnur an den Bogen festgebunden ist. Ich habe erst kürzlich in den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie (1899, S. 636) darauf hingewiesen, dafs die gleiche Art der Besehnung mit einem Rotan-


Bogen der Moba.
$^1/_8$ und $^1/_2$ der wirklichen Gröfse. Sehne aus Rotan, mit Lederriemen befestigt.

Entstehung der „Aufkerbung" in Togo, der zweite für die der indischen von Einflufs gewesen. Ganz nebenbei sei hier noch mitgeteilt, dafs auch die eben erwähnten streifen sich auch bei den zwerghaften Watwa am Kiwusee und bei den Meädje im Monbuttu-Lande findet, sowie auch bei den indischen Bhil.

Zur Entwickelung des slavischen Speichers.

Von Karl Rhamm. Braunschweig.

IV.

Über die Zustände des litanischen Hofes sind wir weit besser unterrichtet als über die des polnischen, nicht nur ans neuerer Zeit, sonderen anch aus älterer, durch Quellen, die auf das 16. Jahrhnndert zurückgehen. Man findet diese Quellenzengnisse gesammelt und gesichtet in Bezzenbergers Anfsatz „Das litauische Haus" (Altpreufsische Monatsschrift XXIII, S. 36 ff.); dazu noch der vortreffliche Aufsatz von Tetzner „Haus und Hof in Litauen" (Globns Bd. 72, S. 249 bis 254). Was wir über das Speicherwesen der verflossenen Jahrhnnderte erfahren, zeigt uns dasselbe noch bis in die Mitte des 18. Jahrhnnderts (Lepner 1745) auf einer Stufe der Ursprünglichkeit, wie sie hente anch im Innern Rufslands nnr selten angetroffen wird. Nicht nur, dafs der Kornspeicher vom Gaden getrennt ist, so sind auch letztere, die als ordnnngsmäfsige Nachtherberge dienen, in der Mehrzahl vorhanden, für jedes Ehepaar eins [23]). Die Kleten waren also kleine einstöckige Gebäude, die, wie noch heutzutage (vergl. Fig. 7 bei Tetzner) ihre Nachkommen, durch einige Balkenumgänge über den Erdboden erhoben waren [24]). Nichts anderes kann unter dem Kellerlein Hennenbergers verstanden werden, denn dafs ein derartiger Sondergaden zweistöckig wäre, bezw. einen unteren Vorratsraum besäfse — an einen Keller im heutigen Sinne ist ohnehin nicht zu denken —, kommt nirgend vor, wo ähnliche Verhältnisse bestehen, wie z. B. im östlichen Finnland und im Süden Grofsrufslands, da ja alle in derselben Wirtschaft stehen und Tisch und Kost miteinander teilen. Diese patriarchalischen Zustände sind nnn längst verschwnnden, hente haben wir in ganz Litauen, sowohl auf der prenfsischen wie auf der russischen Seite, auf jedem Hofe nur eine Klete, die aber nicht etwa als Nachfolger des Kornspeichers oder nur des bezw. der Gaden betrachtet werden darf, sondern die alle jene kleinen Speicher znsammen in sich vereinigt. Das geschieht aber in sehr verschiedener Weise, ohne dafs leider aus den Quellen mit Sicherheit ersehen werden kann, inwieweit diese Unterschiede an landschaftliche Grenzen gebnnden sind.

Ich beginne mit einer dem russischen Litanen entnommenen Beschreibung von Tetzner (S. 252 ff.), die sich an einen Grundrifs (ans Fig. 5 B) anlehnt, den ich in Fig. 11 wiedergebe. Wie man sieht, ist das Gebände etwas mehr lang als tief uud hat den Hanpteingang anf der Langseite. Dieser führt anf einen „Kletenflur", der das Hans in zwei Hälften teilt. Auf der einen Seite *a* befindet sich ein Speicherranm für Getreide, die audere ist durch Querwände in eine Anzahl von Kammern zerlegt, welche seitliche Fenster nnd Zugänge haben nnd den erwachsenen Söhnen und Töchtern, Knechten nnd Mägden zum Schlafgemach dienen. Die vordere gröfsere Kammer (*b*) an der Ecke mit Fronteingang ist das Schlafgemach nnd der Wohnraum der Wirtin [25]). Die Treppe, die zu dem erhöhten Eingange führt, „ist", wie Tetzner bemerkt, „oft durch eine Säulenhalle geschützt" [26]). Eines Oberstockes oder nnr eines irgendwie benntzten Bodenraumes geschieht keine Erwähnung. Wie man leicht sieht, stellt dieser sonderbare Speicherban eine Zusammenschiebnng der ehedem getrennten Kleten dar, bei welcher der Kornspeicher die eine Seite des Flures einnimmt, die zu einem Ganzen vereinigten Schlafgaden die andere, eine Vereinigung, die uns an die Entstehnng des heutigen russischen Wohnhauses erinnern mufs, der die Verbindnng der alten izba mit der an die andere Seite der sěni, des Vorhauses, gestellten klět' zu Grunde liegt. Der gedoppelte Umstand nnn, dafs das Wohnhaus des russischen Litauen — im Gegensatz zu dem des preufsischen — als eine getrene Nachbildnng dieses russischen Doppelhauses erscheint, und dafs der Zwillingsspeicher Tetzners auf der preufsischen Seite gleichfalls nnbekannt ist, läfst uns vermuten, dafs wir anch das Vorbild des letzteren hier, in Rufsland, zu suchen haben. Nnr setzt eine derartige Entwickelung, wo immer sie vorkommt, stets das Dasein eines Vorhauses an der Giebelseite voraus, und in der That scheint ein solches Vorhaus im westlichen Rufsland (nicht bei den Grofsrussen) sehr allgemein zu sein. In dem Werke von A. Meitzen über „Siedelung und Agrarwesen" findet sich aus Kleinrufsland ein solches „Vorratshaus" abgebildet (Bd. III, S. 509 die Abbildung eines Hofes aus der Umgebnng von Charkow, nach einem Modell des Moskaner ethnogr. Museums), dessen Dach auf der Giebelseite vorspringt und hier auf zwei Ecksäulen gestützt ist, wodurch vor der Thür eine offene Vorhalle entsteht. Wenn in den russischen Quellen von dieser Einrichtnng keine Rede ist, so mag das darauf bernhen, dafs die chiža, wie der Name des kleinrussischen Speichers ist, in der Regel schon in ähnlicher Weise wie die grofsrussische klět, dem Wohnhause einverleibt und zu einer komora herabgewürdigt ist, wie denn der Umstand, dafs die chiža auch als besonderes Gebände vorkommen kann, in den einheimischen Zeugnissen überhaupt nur von Čubinsky (Trudy etnogr.-statist. exped.

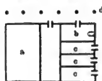


Fig. 11.
Grnndrifs eines litauischen Speichers.

[23]) Henneberger 1595 (bei Bezzenberger, S. 40): „Daneben hat ein jegliches Paar Ehegatten ein sönderlich Haus, das heifst man ein kleidt" (Klete, lit. kletis), „und ist von rnndem Holz gesetzt, unten hat's ein niedriges Kellerlein, oben darauf, wie eine Kammer ohne Fenster, nur eine Thür ... Darinnen haben sie ihre Kleiderchen und was sie sonderliches haben." Nach Praetorius (1680, S. 36): „Sie banen aparte Kammern, vom Wohnhause abgesondert, die teils zu Getreide, teils zu Speiswaren, teils zur Verwahrung ihrer Haussachen, Betten und Kleider emploiert werden", könnte man meinen, sogar die besonderen Speisespeicher der schwedischen Gesetze wiederzufinden. Diese Zeugnisse sind, nebenbei gesagt, auch nach einer anderen Seite von Wichtigkeit, sie zeigen, dafs schon am Ende des 16. Jahrhnnderts die Speicherwirtschaft in ähnlicher Weise aus dem Innern Deutschlands verschwunden sein mufs.

[24]) In den Dainos, den litauischen Volksliedern, heifst es deshalb mit stehendem Ansdruck: die „hohe Klete" (nach Tetzner). Von einem Pfahlrostbau übrigens ist überall keine Rede.

[25]) Wenn Verfasser im Gegensatze zu dem „Fronteingang" in das Gelafs *b*, den ich mit *e* bezeichnet habe, den kleineren Kammerräumen *ccc* „seitlichen Fronteingang und Zugang" giebt, so kann er mit den seitlichen Zugängen nur solche vom Kletenflur gemeint haben, da die Zeichen auf den Aufsenwänden der Kammer, die sich auch bei *b* finden, nur die Fenster bedeuten können.

[26]) Auch die Klete der Letten, die nicht nur als Vorratshans, sondern im Sommer als Wohnung der Familie dient, hat „ein hohes Fnndament nnd bedeckte Anfsentreppe". (Archiv f. Anthropologie XXV. Referat über einen Vortrag von Bielenstein senior „Über das Holzalter der Letten".)

o zap. russk. kraj. Bd. VII) beiläufig erwähnt, in den zwei Beschreibungen des Etnograf. Sbornik aber gar nicht berücksichtigt wird. Während in dem kleinrussischen Süden die Speicherwirtschaft schon gröfstenteils aufgehört hat und bestenfalls wie in Polen und Böhmen nur ein Gesamtspeicher, eben die chiža, geblieben ist, für welche, bezeichnend genug, auch hier schon die Benennung špichlir unterläuft, finden wir bei den verwandten Weifsrussen im Norden des grofsen Sumpf- und Waldlandes der Polesje den Kornspeicher noch überall erhalten und vom Gaden getrennt. Auch hier hat der letztere vielfach seine Selbständigkeit verloren und ist an die andere Seite des Vorhauses gegenüber der izba gestellt (Etnograf. Sbornik III, S. 131 aus Wilna), dagegen steht er nach derselben Quelle (Etn. Sb. II, 116) gerade in dem östlich an Litauen grenzenden Gouvernement Witebsk noch vom Wohnhause getrennt. Dabei wird bemerkt, dafs „zwischen den Kleten oder an einer derselben sich eine priklec', ein kleines „Vorhaus“ (sěni)“, befindet. Hieraus sehen wir erstens, dafs auch die weifsrussische klec', der Ahn auch der altlitauischen kletis, ein Vorhaus besitzt, das den Namen priklec' trägt. Sodann aber haben wir in der erwähnten Verbindung zweier Kleten offenbar die mittlere Stufe vor uns, die die getrennt stehenden Kleten der Vorzeit mit dem geschlossenen Neubau der Tetznerschen Grofsklete verbindet, eine Stufe, auf der die Kleten noch ihre Selbständigkeit bewahrt haben und nur mit Hülfe der priklec', des „Kletenflurs“ bei Tetzner aneinander gerückt sind. Die Annahme liegt also zunächst, dafs der Tetznersche Bau an letzter Stelle auf die weifsrussische Klete zurückgeht, wobei es zweifelhaft bleiben kann, ob die Litauer diese Verbindung selbständig vorgenommen haben, was zur Voraussetzung haben würde, dafs das Vorhaus an der Klete schon in alter Zeit mit der Benennung der kletis selbst (und der sonstigen Einrichtung) auf sie übergegangen wäre, oder ob die Anstöfse zu einer solchen Vereinigung erst in neuerer Zeit von dorther zu ihnen gelangt sind. Letztere Annahme erscheint mir dadurch gesichert, dafs diese ganze Einrichtung der Gesamtklete mit Mittelflur nur aus dem russischen Litauen bezeugt ist, dahingegen auf der preufsischen Seite ganz andere Formen vorkommen. Die ältesten Nachrichten über den Grofsspeicher dahier aus dem Jahre 1832 teile ich ihrer Anschaulichkeit wegen im Wortlaut mit (von Schultz bei Bezzenberger, S. 47): „Zur nächtlichen Ruhe dagegen verfügt sich Alles in den Speicher (Klēte). Diese Klete ist ein vom Wohnhause etwa 10 bis 20 Schritt entferntes kleines, hölzernes Gebäude. Gewöhnlich ist es auf ein etwas hohes Fundamente gebaut, so, dafs man nur vermittelst einer kleinen Treppe hineingelangen kann.

Der ganzen Front des Gebäudes entlang sind oft einige hölzerne Säulen angebracht, welche ein kleines Überdach tragen. Zwischen diesen Säulen und der Wand befindet sich die Treppe. Den ganzen unteren Raum des Gebäudes nimmt ein Gemach ein, in welchem sich aber keine Fenster befinden. Aus diesem Raume führt eine Treppe in das Getreidebehältnis. Das untere Gemach ist nun die Klete, das Prunkgemach der Litauer. Hier befinden sich Kisten und Kasten und (das Getreide ausgenommen) alle sonstigen Vorräte. Auch nimmt man hier im Sommer die liebsten Gäste auf.“ Mit dieser Schilderung stimmen im Wesentlichen einige Angaben von O. Glagau (Litauen und die Litauer 1869, S. 115 ff. über den Hausbau) überein, die bei Bezzenberger nicht berücksichtigt sind. Auch nach Glagau ist die Klete mit einem „laubenartigen Vorbau versehen, wo im Sommer die Grofsmutter sitzt und spinnt“ [27]). Auch hier scheint das Erdgeschofs nur einen einzigen Raum zu bilden, da nur bemerkt wird, dafs es noch ein besonderes Gastzimmer enthalte. Etwas abweichend lauten die, übrigens dürftigen, Nachrichten, die Bezzenberger selbst über den Speicher im Norden des preufsischen Litauens (im Süden ist der Speicher nach ihm heutzutage gewöhnlich mit einem anderen Raume verbunden, selten jedoch mit dem Wohnhause selbst) beibringt: „Kleten“, heifst es, „sind die einzigen litauischen Gebäude, welche zweistöckig vorkommen. Der untere Raum ist in Nordlitauen meist in zwei hintereinander liegende Kammern geteilt, von welchen die erste prýklete heifst, der obere Raum heifst hier grēdā (pl., nach Kurschats litauischem Wörterbuche die Balken oder Stangen, welche den oberen Raum nach unten abscheiden; d. Verf.) oder béningis (Dachraum).“ Die Benutzung als Nachtherberge ist hier schon eingeschränkt, in der Regel schlafen hier nur die erwachsenen Mädchen. Alle diese Angaben, so verschieden sie im Übrigen sind, treffen darin überein, dafs sie keinen vermittelnden Kletenflur kennen, und dafs der Kornspeicher nicht daneben, sondern über den eigentlichen Kletenraum gelegt ist. Dies mufs auch von dem Bezzenbergerschen Gebäude gelten, da für den oberen Raum mit seinen zwei Benennungen, mag er nun ein blofser abgetrennter Dachboden sein oder, was mir wahrscheinlicher ist, nachdem Bezzenberger eben von zweistöckigen Kleten gesprochen hat, ein niedriger, den Dachraum einschliefsender Oberstock, keine andere Bestimmung abgesehen werden kann, denn die prýkletis, der vordere Raum unten zunächst dem Eingange vor der eigentlichen Klete, kann seiner Benennung nach nichts anderes bedeuten als einen unselbständigen Vorraum (prýkletis — „Vorgemach zu einer Klete“. Bei Kurschat).

Wenn wir sehen, dafs an Stelle der älteren Säulenhalle vor dem ungeteilten Innenraum der Klete in der Beschreibung Bezzenbergers, die von jener nichts weifs, ein inneres Vorgemach auftritt, dessen Name, prýkletis, von Rechtswegen der Säulenhalle zukommt, so geht alle Wahrscheinlichkeit dahin, dafs die prýkletis nichts ist, als das alte, wandfest gemachte Vorhaus, gerade wie dies, wenn auch in anderer Weise, im russischen Litauen geschehen ist, wo der „Kletenflur“ offenbar gleichfalls eine Übersetzung eines litauischen prýkletis sein soll. Hierfür spricht auch die Übereinstimmung des litauischen prýkletis mit dem weifsrussischen priklec', das wir ja auch im Begriffe gefunden haben, sich in einen Innenraum zu verwandeln. Es ist sehr möglich, dafs bei der litauischen Entlehnung der klec' (= kletis) auch die priklec' in Wort und Sache entlehnt worden, wenn schon diese Übereinstimmung nicht entscheidend ist, da die Vorsilbe pry für derartige Bildungen im Litauischen ebenso bekannt ist wie im Slavischen (vergl. z. B. pryangis, eine äufsere Vorhalle — angá, äufsere Thüröffnung). Dafs ein offenes Vorhaus später in das Gebäude selbst einbezogen wird, ist ein ganz gewöhnlicher Vorgang, den wir unter anderem bei der finnischen Wohnung in allen seinen Stufen verfolgen können, vielfach wird dann das verschwundene Vorhaus durch ein neues ersetzt, wie das auch bei dem Tetznerschen Gesamtspeicher vorzukommen scheint. Dafs diese Speicherbauten, bei denen die Haupträume übereinander statt nebeneinander angebracht sind, anderen Einflüssen

[27]) Von Wichtigkeit wäre die Bemerkung, dafs die Klete in erster Linie für Gewand und Zeug bestimmt war und nur bei den Ärmeren auch die Getreide- und Mundvorräte enthielt, wofür bei den Wohlhabenden eigene Gebäude vorgesehen seien, wenn hiermit das anderweit aus unserer Zeit nicht bezeugte Vorkommen eines besonderen Kornspeichers gemeint sein sollte.

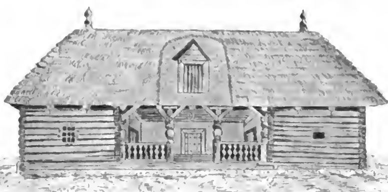


Fig. 12. Polnischer Speicher aus dem Gouvernement Lublin.

ihre Entstehung verdanken, als der russisch-litauische Zwillingsspeicher, bleibt auch darum nicht weniger richtig, dafs wir jene Einflüsse nicht recht klarlegen können, so sicher es ist, dafs sie nur von derselben deutschen Seite herkommen können, die die Entwickelung des litauischen Wohnhauses und Hofes überall widerspiegelt. Wir müssen uns vorläufig dabei bescheiden, die allgemeine Entwickelung der Baukunst und die Vorbilder der deutschen Städte anzurufen.

Wenden wir uns nach Süden zu den von Gloger aus den angrenzenden nordöstlichen Gebieten Polens gegebenen Abbildungen, so finden wir unter ihnen zwar drei Langspeicher, die eine Einteilung des unteren Raumes vermuten lassen, jedoch ohne bestimmten Anhaltspunkt für einen Zwillingsspeicher nach Tetznerschem Muster. Zu Speicher Fig. 1, dem ältesten und zugleich dem einzigen, über dessen Einrichtung der Verfasser Andeutungen giebt, wird bemerkt, dafs er im Inneren durch zwei Reihen von Pfosten, die jedenfalls als das letzte Überbleibsel von Bretterwänden zu betrachten sind, in drei gleiche Abteilungen geteilt sei, da indes diesen Abteilungen drei Thüren auf der Langseite entsprechen, ist kein Anlafs zu der Annahme, dafs der mittelste Raum einen zur Verbindung der zwei anderen bestimmten Flur darstellt. Der in Fig. 2 abgebildete, gleichfalls einstöckige Speicher hat auf seiner Langseite zwei Thüren, die offenbar zwei Abteilungen entsprechen, und der dritte Langspeicher, der mit nur einer Thür in der Mitte der Langseite bei seinen mächtigen Ausmafsen eine Gliederung des unteren Raumes und damit einen durch die einzelnen Aufsenthüren bezeichneten Kletenflur vorauszusetzen scheint, besitzt wiederum einen ausgebildeten Oberstock, dem wir notwendiger Weise eine hervorragende Rolle bei der Verteilung der Ämter zuweisen müssen, so dafs auch hier aller Wahrscheinlichkeit nach der Kornspeicher den oberen Raum und der Gaden das Erdgeschofs einnimmt. Der blofse Umstand, dafs ein Speicher bei seiner aufserordentlichen Ausdehnung und den dadurch geforderten Abteilungen einen inneren Flur zu Hülfe nimmt, kann natürlich keinen Beweis abgeben. Um so verwunderlicher ist das Auftauchen eines ähnlichen Zwillingsgebäudes in dem polnischen Südosten. Die Wisla (X, S. 845) bringt aus dem äufsersten Westen des Gouvernements Lublin (Gegend von Opole, dicht an der Weichsel) die Abbildung eines höchst eigentümlichen Speicherhauses (spichrz), die wir in Fig. 12 mitteilen. Ein einstöckiges, langgestrecktes Gebäude, dreifach gegliedert, in der Mitte ein hallenartiger Raum, der nach hinten eine Thür ins Freie zu haben scheint und nach vorn durch einige in der Wandrichtung gestellte Säulen abgeschlossen ist. Aus diesem Mittelraum führt nach jeder Seite eine Thür in ein quadratisches Gelafs, die Speicherräume, so dafs man den Eindruck gewinnt, dafs der Mittelraum bei der Verbindung der ursprünglich getrennten Speicher an die Stelle des Vorhauses getreten ist. Dieser Bau, welcher den zwei ursprünglichen Speichern in gewissem Mafse — bis auf das gemeinsame Dach — ihre Selbständigkeit beläfst, würde demnach in der Mitte stehen zwischen der rein äufseren Verbindung in Witebsk und der vollständigen Einverleibung bei dem Tetznerschen Muster. Dafs diese Auffassung des Lubliner Speichers aber in den Thatsachen begründet ist und nicht mit blofsen Zufälligkeiten rechnet, wird wohl dadurch aufser Zweifel gestellt, dafs aus der Mitte des litauischen Landes, aus dem Kreise Schawle, ein ganz ähnliches, nur noch anspruchsvolleres Gebäude bezeugt ist (Wisla VII, S. 383).

Dieser Speicher, der von einem Edelhofe stammt — über die Zugehörigkeit des Lubliner ist nichts gesagt —, unterscheidet sich von dem anderen in der Hauptsache nur dadurch, dafs er eine weit reichere Entwickelung zeigt, mit Oberstock und Mansardendach, im Übrigen besitzt er dieselbe Einteilung, die hier durch beide Stockwerke durchgeführt ist, in der Weise, dafs der untere Mittelraum vorn ganz offen gelassen, der obere mit einem Geländer versehen ist. Dazu die Erklärung des Verfassers „dwoma skladami (lamusami) po bokech“: „mit zwei Vorratsräumen an den Seiten“, wobei wir in der Hinzufügung des Wortes „lamus“ eine authentische Hinweisung auf die Entstehung des Ganzen aus zwei ursprünglichen Speicherbauten erblicken dürfen. Dafs der Bau nur etwa das Alter eines Jahrhunderts in Anspruch nehmen kann, thut nichts, da er offenbar alte Überlieferungen festgehalten hat.

Ich habe nun noch einen merkwürdigen Speicher nachzutragen, der auf litauischem Boden, aber unweit der polnischen Grenze [bei Preuz am Niemen, Wisla II, S. 88, „staroswětcky, świron (lamus) drewniany o piętrze, dokoła wierzbami osadzony“] steht und vielleicht von dorther beeinflufst ist. Dieser Bau (Fig. 13) fällt aus allen dargelegten Zusammenhängen heraus und trotzt allen Versuchen, ihn nach irgend einer Seite anzuschliefsen. Es ist, wie man sieht, ein einfach quadratischer, aber ziemlich geräumiger Holzspeicher mit einem Oberstock und zwei Lauben vor demselben, einer auf der Thürseite und der andere auf der Rückseite. Eine Aufsentreppe ist nicht vorhanden, die Verbindung nach oben liegt also innerhalb, die Angabe einer vom oberen Raume auf die Galerie führenden Thür ist offenbar vom Zeichner vergessen. Ist schon die zweite

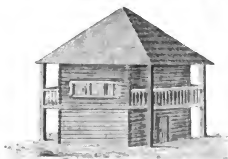


Fig. 13. Litauischer Speicher (swiron) vom Niemen.

Galerie rückwärts ganz ungewöhnlich, so noch mehr zwei weitere Eigentümlichkeiten: die erste, dafs die Lauben nicht, wie sonst üblich, auf den vorkragenden Trambalken liegen, sondern ihren einzigen Halt in den vier an den Ecken aufgestellten Stützpfosten finden, die zugleich das Dach tragen helfen; sodann das Dach (aus Stroh), welches ein spitzes Turmdach ist, wie man es sonst ähnlich bei dem lamus kennt. Der Bau, mit dem ich nichts anzufangen weifs, wird als ein „altertümlicher świron (lamus)“ bezeichnet.

Für eine Einbürgerung der deutschen Speicherbauten haben wir trotz der allgemeinen Verbreitung des Namens śpichrz nicht die geringsten Anhaltspunkte gefunden. Es kann das auf den ersten Blick befremden, da die Zahl der ins Polnische aufgenommenen deutschen Lehnwörter gerade auf dem Gebiete des Bauwesens ziemlich bedeutend ist und den in das Tschechische übergegangenen nicht nachsteht (z. B. dach, ganek, sztragarz, bant, przylap, polap u. s. w.), indes zeigt sich der polnische Hof, so viel ich sehe, abgesehen von Verbesserungen allgemein kultureller Natur, bei dem das Deutschtum nur als zufälliger Vermittler erscheint, wenn überhaupt, nicht annähernd in dem Mafse von dorther beeinflufst, wie der tschechische, der, wie schon erwähnt, fast gänzlich auf deutschem Fufs neugestaltet ist [37a]).

Wenn wir damit die Stufe des Zwillingsspeichers von Litauen und Weifsrufsland bis tief in den Süden von Polen verfolgen können, so ist die Frage nicht unberechtigt, ob der allen diesen Entwickelungen zu Grunde liegende Flurspeicher, wie in Weifsrufsland, so auch in Polen, mindestens in seinem östlichen Teile, heimisch war und ob wir nicht geradezu in den einfachen Säulenspeichern Glogers (Fig. 3, 4, 5) das Urbild dieses polnischen Flurspeichers vor uns haben, wobei die Vermutung gestattet ist, dafs die Ausbildung einer zierlichen Säulenreihe anstatt der zwei einfachen Eckpfosten (mitsamt dem Säulengang des Wohnhauses) auf Rechnung der nobeln Passionen zu setzen ist und am letzten Ende auf die in den Laubengängen der deutschen (und polnischen) Städte gegebenen Vorbilder zurückgeht.

Wir würden auf diese Weise zwei Haupttypen des alten polnischen Speichers gewinnen: für den Kornspeicher (żytnica) das Lehmhaus (lamus), und für den Gaden den einstöckigen Flurspeicher. Welches aber war der eigentliche Name des letzteren? Es können hierfür nur zwei Namen in Frage kommen: soł und świron. Aber wenn wir auch zu dem soł den weifsrussischen sel'nik ziehen, der in der kleinrussischen Polesje wiederum sich mit dem świronek begegnet (Trudy VII, S. 39, sel'nik do chlěba; Wisla V, S. 309 ff. świronek) — eine immerhin zweifelhafte Ableitung —, so mufs er doch für Polen vor dem świron zurückstehen, ein Wort, das in seiner allgemeinen Verwendung nur dem śpichlerz weicht und das sich, wie schon angeführt, bis in die benachbarten Striche von Klein- und Weifsrufsland und wohl auch nach Litauen verbreitet hat. Wenigstens kennen die ältesten litauischen Zeugnisse nur das Wort kletis (so auch Szyrwid's Wörterbuch) und swirna ist nach Tetzner erst in neuerer Zeit mehr in Aufnahme gekommen, besonders für massive Speicher. Wenn swirna (nach Kurschat) dagegen in den Dainos, den Volksliedern, erscheint, die jedenfalls auch in dieser Beziehung alte Überlieferungen bewahren, so mag sich das daraus erklären, dafs swirna, das ja auch bei Tetzner als ein vornehmeres Wort auftritt, durch die Polonisierung des litauischen Adels schon seit Jahrhunderten auf die Edelhöfe gelangte und als ein feinerer und seltenerer Ausdruck nach den Gesetzen aller Dichtkunst in die Sprache der Lieder überging. Richtig ist es freilich, dafs świron — und das Gleiche gilt von soł — nicht aus dem Slavischen erklärt werden kann und keinen recht slavischen Klang hat, ich lasse deshalb die Frage offen, ob beide ausländischer Herkunft sind, wobei ich, was den świron betrifft, an das auf dem Boden des nordöstlichen Polens untergegangene Volk der Jazwingen (litauischer Verwandtschaft) erinnere.

Überblicken wir den Lauf unserer Untersuchungen über die Speicher der westslavischen Stämme, so finden wir ihre Ergebnisse nur zum Teil befriedigend. Wir haben eine altertümliche Gattung des Kornspeichers kennen gelernt und feststellen können, dafs die alte žitnica bei den gesamten Tschechen (lepenec) und wohl auch Polen (lamus) die Gestalt eines glatten, oben in eine Wölbung übergehenden, an seiner ganzen Aufsenseite mit Lehm bedeckten und mit einem blofsen Schutzdach versehenen Gebäudes besafs, das vielleicht ursprünglich von Flechtwerk hergestellt war. Danach hätten wir den Säulenspeicher des nordöstlichen Polens zunächst für den Gaden in Anspruch zu nehmen. Dafs der häfsliche lamus früh das Feld räumte, sehen wir auf allen Seiten, auffallend bleibt nur, dafs der Holzspeicher, der ihm den Garaus machte, bei den Tschechen durchaus deutsche Muster zeigt, während auf polnischer Seite nichts an die letzteren erinnert. Der Grund der Schwierigkeiten, die hier zu überwinden sind, liegt eben darin, dafs auf dem westslavischen Felde nirgends mehr beide Speicher nebeneinander auf dem Bauernhofe anzutreffen sind. Ich mufs jedoch eine Ausnahme machen; wenn nämlich eine mir zugegangene Mitteilung richtig ist, wonach bei den Slovaken der liptauer Gespanschaft die Sippenwirtschaft nach Art der serbischen Zadruga in der Weise erhalten wäre, dafs jedes junge Ehepaar, wie dort, einen besondern Gaden bewohnte. Wenn man vermuten dürfte, dafs der Bauernhof der gesamten Westslaven oder doch der Tschechen nur diese kleinen Sondergaden besessen hätte anstatt eines gröfseren Gesamtgadens, wie etwa die zweistöckige grofsrussische klět', so wäre das frühe Verschwinden derselben, wenigstens für Böhmen, gegenüber dem tschechischen lepenec und dem deutschen spejchar, leichter zu erklären, da beide, mochten sie, wie der erstere, zunächst nur als Kornbehälter dienen, für den ganzen Hof Geltung hatten und eine dementsprechende Ausstattung besafsen.

[37a]) Eine Ausnahme will ich doch namhaft machen: sie betrifft das in letzter Zeit viel besprochene polnische Giebelhaus im Westen der Weichsel, das nicht nur von dem sonstigen polnischen Hause, sondern auch von allen anderen slavischen Bauten durch die Thür an der Giebelseite und das davor angebrachte, auf Säulen ruhende Vorhaus abweicht. Ich stimme mit Henning darin überein, dafs diese Abweichung germanischen Ursprungs ist, wobei ich jedoch nicht an die einst hier hausenden Ostgermanen denke, sondern an die Holländer, die nach der Rückerwerbung der Marken die im Osten der Elbe gelegenen Landschaften mit ihren Ansiedelungen bedeckten. Ich werde diese meine Aufstellung an anderer Stelle begründen und beschränke mich hier auf die Bemerkung, dafs das gleiche Haus sich nach Westen bis auf die Höhe von Berlin verfolgen läfst und dafs in Kujavien, der eigentlichen Heimat dieses Hauses in Polen, die deutschen Ansiedler noch heute holendry, olendry genannt werden (Kolberg III, S. 61), eine Benennung, die nur aus jener Zeit ererbt sein kann.

Die Kurgankultur des Gouvernements Kostroma im 10. bis 12. Jahrhundert.

Von D. N. Anutschin.

In den Jahren 1895 und 1896 wurden 542 Kurgane in den drei südwestlichen Kreisen des Gouvernements Kostroma aufgegraben. Die Kurgane liegen in Gruppen auf den oberen Terrassen der beiden Ufer der Wolga, an ihren Nebenflüssen und in den jetzt schon ausgetrockneten Schluchten an erhöhten Stellen, die mit Gebüsch oder Wald bewachsen sind. Sie haben eine halbkugelige Form, die mehr oder weniger sich flach ausbreitet oder kegelförmig abgeschnitten ist. Ihre Höhe beträgt gewöhnlich 0,25 bis 0,50, seltener 2 bis 3 m. Hier und da bemerkt man rings um den Kurgan Spuren eines Grabens. Je nach dem Gelände sind sie aus Thon, Sand oder Dammerde aufgeworfen; viele sind unten mit Steinen belegt.

In den Aufwürfen werden oft in gröfserer oder geringerer Menge Kohlen, bisweilen mit Scherben vermischt, angetroffen. Oft fand man in den Kurganen gar keine Sachen, sogar keine Spur von einem Begräbnis, aber meistenteils in solchen „leeren“ Kurganen Spuren von vermoderten Knochen, Kohlen oder Scherben. Kohlenreste in den Aufwürfen kamen fast in einem Drittel der Gesamtzahl der Kurgane vor, was übrigens nicht auf eine Leichenverbrennung hinweist, obwohl auch Spuren einer solchen, wenn auch sehr selten, gefunden wurden. Wo eine solche stattgefunden hatte, fand man eine dicke Schicht von Kohlen und Asche mit Resten von angebranntem Holze, Knochen und Sachen, die Spuren von Feuer zeigten. In zwei Fällen konnte festgestellt werden, dafs der Tote in einem Kahne, in einem, dafs er in einem Schlitten verbrannt war. In diesen Gräbern fand man bisweilen gar keine Sachen, meistenteils aber solche, die angebrannt waren. In den anderen Kurganen zeigten sich Spuren von einem Begräbnis, in welchem das Skelett ausgestreckt lag. Es wurden ferner auch, nach der Lage der Knochen zu schliefsen, knieende und hockende Stellungen angetroffen. Gewöhnlich lag in dem Kurgane nur ein einziges Gerippe; man fand indessen, wenn auch seltener, zwei und sogar drei Skelette in einem und demselben Grabe. Bisweilen war ein solches zweites Gerippe das eines Kindes, das mit dem einer weiblichen Person zusammenlag, obwohl auch die Gerippe von zwei erwachsenen Personen in einem Kurgane zusammen gefunden wurden.

Die Kurgane zeigten, dafs bei dem Begräbnis der Tote auf die Erdoberfläche gelegt und mit Asche und Kohlen beschüttet wurde; neben den Kopf oder die Füfse stellte man ein Gefäfs mit Speise; dann wurde der Körper leicht mit Erde bedeckt, auf welcher Kohlen ausgebreitet wurden. An den Füfsen wurden hier und da noch Knochengerippe eines Schafes oder Ochsen gefunden; endlich wurde Erde aufgeschüttet, indem man auch bisweilen Kohlen darauf warf, und stellte dann den Kurgan fertig her. Aufserdem breitete man über dem Toten in einer gewissen Höhe (15 bis 30 cm) Sand, Thon und Kalk aus.

Meistens wurden die Toten vollständig bekleidet begraben. Auch fanden sich in den Kurganen verschiedenartige Sachen, meistens Schmuckgegenstände, und zwar besonders in den Frauengräbern.

An eisernen Gegenständen wurden aufgefunden: Messer mit 5 bis 12 cm langer Klinge, die meistens gerade, vorn spitz und am Ende etwas gewölbt ist. Der Griff ist selten aus Knochen, öfter aus Holz hergestellt, und hat dort, wo die Klinge anfängt, bisweilen einen bronzenen Reif. — Feuerstahl, 8 bis 13 cm lang. — Eiserne Ringe, ziemlich dick, wenn auch von geringem Durchmesser; sie finden sich am Gürtel oder an dem äufseren Knöchel des Fufses. — Eiserne Schnallen, ebenfalls dick, mit einer Nadel. — Beile, gröfstenteils schmal. — Lanzenspitzen mit Tüllen sind nur in zwei bis drei gefunden. — Pfeilspitzen sind ebenfalls sehr selten, von länglicher Form. — Fischgabelspitzen. — Ferner: Krempen mit einem Ringe, Klammern, Meifsel, Hobeleisen, Sicheln, Sensen, Scheren zum Scheren der Schafe, Nägel, Metallringe, Hämmer, Hacken in der Form des Buchstabens S, 9 cm lang, eiserne Nadeln, Schnallen und eiserne Kinderarmbänder.

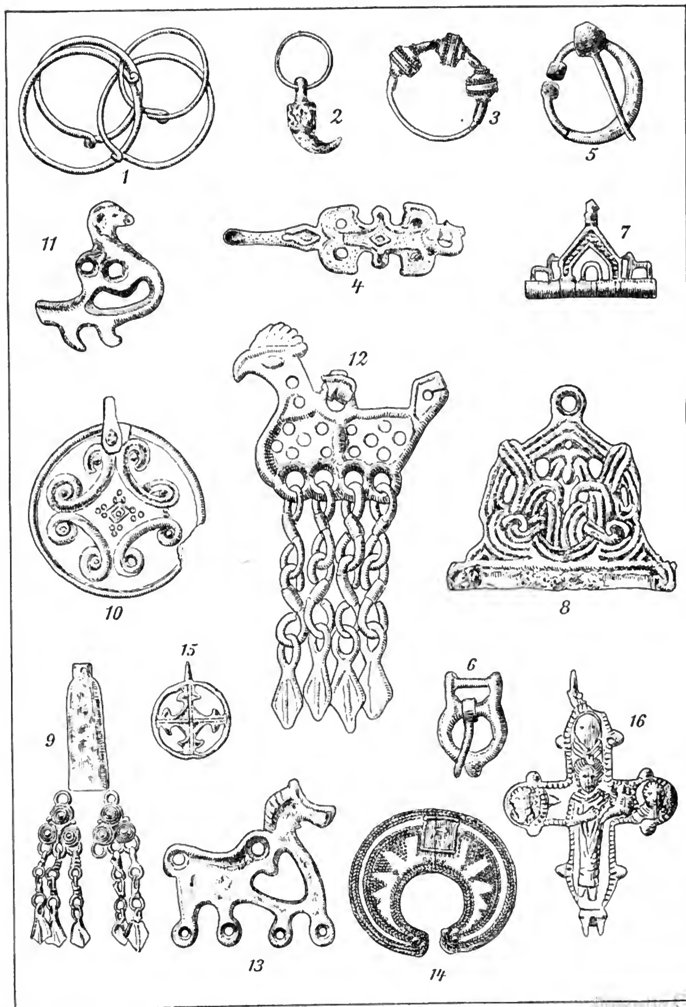
Die gefundenen Schmuckgegenstände sind meistens aus Bronze, zum Teil auch aus Silber angefertigt. Am verbreitetsten sind Schläfenringe, welche gewöhnlich aus Bronze, in geringer Zahl auch aus Silber hergestellt wurden; sie haben einen Durchmesser von 1,8 bis 5 cm. Die zusammengebogenen Ringe sind gewöhnlich aus einfachem Stahl, wobei ein Ende fast immer zu einem Haken umgebogen ist. Es werden 1 bis 13 Ringe an jeder Seite des Kopfes angetroffen, wobei sie oft untereinander verkettet sind. Bei vielen Ringen haben sich auch noch Reste von dem Kopfschmuck erhalten. Selten sind auf den einfachen Ringen zwei blaue Perlen angebracht; dergleichen kleine Ringe werden auch bisweilen als Ohrringe benutzt. (Fig. 1.)

Ohrringe trifft man sehr häufig, und zwar von mannigfacher Art: mit einer weifsen, blauen Glasperle, einer aus Bernstein gemachten Perle etc.; mit drei runden oder flach cylindrischen aufgezogenen kleinen Kugeln, gewöhnlich aus Silber (Fig. 3); es kommen auch Bronzen vor mit daran hängendem rundem Medaillon oder Heiligenbilde, oder Halbmond, oder einer Kralle (Fig. 2).

Halsspangen. Man traf einfache, aber öfter gedrehte, bisweilen auch mit einer dünnen Umwindung. In einem Exemplare sind die Enden durch Haken geschlossen; gröfstenteils gehen sie nahe zusammen und werden an den Enden entweder dünner oder sind umgebogen.

Halsschmuck und Perlen bestehen aus Bronze oder aus Thon. Die bronzenen Perlen sind grofs, von cylindrischer Form, mit runden Vertiefungen oder länglich wie ein Fäfschen (bis zu 2,1 cm lang) mit knotiger Oberfläche, oder endlich krugartig mit spiralförmigen Gewinden darauf. Die kleinen bronzenen Perlen werden in Cylindern, Spiralen oder in Ringen, bisweilen in grofser Anzahl, auf einer wollenen Schnur aufgereiht. Die thönernen und steinernen Perlen zeigen eine grofse Verschiedenheit in Bezug auf das Material, die Gröfse, Form und Farbe. Es kommen grofse längliche oder runde vor; viele haben eine cylindrische, fafsartige, abgerundete Form, andere eine gestreifte Oberfläche etc. Der Farbe nach giebt es weifse mit blauen oder schwarzen kleinen Augen, schwarze mit weifsen Querstreifen, blaue mit gelben und weifsen Augen, weifse aus Korallen, glänzende und trübe; gläserne, vergoldete und versilberte; rote, grüne, gelbe, blaue, schwarze etc.

Als Toilette-Gegenstand dienten knöcherne kleine Kämme; es wurden aber nur zwei Exemplare gefunden: das eine mit einer gewöhnlichen Verzierung aus konzentrischen Kreisen und Punkten, und bronzene Ohrlöffel (Fig. 4); letztere wurden an dem Gürtel getragen



Aus den Kurganen des Gouvernements Kostroma.

und hatten oft einen gemusterten, geschnitzten Griff mit Seitenvorsprüngen, welche in den besten Exemplaren das Ansehen von einem Paar Pferdeköpfen haben.

Fingerringe sind gewöhnlich gegossen. Die Enden laufen entweder nur zusammen, oder öfter greifen sie übereinander. Es kommen auch breite, durchbrochene, mit kleinen Löchern versehene vor. Es giebt auch solche mit einem kleinen Siegel. Ein silberner Fingerring hatte ein Siegel, auf welchem ein Löwe mit erhobenem Schwanze dargestellt war; es waren Spuren von grünem und blauem Schmelz vorhanden.

Armbänder, fast ausschliefslich aus Bronze, bieten folgende Haupt-Kategorieen: Blattartige, verziert mit einer einfachen punktierten Ausschmückung aus Rhomben, schrägen Linien, Dreiecken, kleinen Kreisen; blattartige, mehr oder minder massive, bisweilen mit besonders verzierten Enden, die sogar (selten) die Form von Köpfen von wilden Tieren haben, teilweise gedreht oder gestreift; aus bisweilen dickerem und einfachem, bisweilen gestreiftem oder dünnerem, zweifachem oder feinem Draht geflochtene; kettenartige und mit Figuren aus sehr dünnem und feinem Geflecht, und Glas-Armbänder, das eine blau gewunden, das andere schwarz, feingestreift.

Knöpfe und Schellen: erstere hoch, birnenartig, mit einem Öhr, wurden eine bis drei mitten auf der Brust gefunden und dienten augenscheinlich zum Zuknöpfen der Kleidung; letztere von runder Form mit einem Öhr, mit kleinen Löchern oder mit einem kreuzartigen Schnitt unten.

Ringe von dem Gürtel, den Schuhen und der Kleidung. Die Ringe von dem Gürtel sind sehr grofs, rund, glatt, von grüner Farbe, oder flach; von den letzteren sind gewisse, mit Greifgeierköpfchen oder Bärenklaumustern verziert. An einzelnen hat sich auch ein Überbleibsel von breitem wollenem Bande erhalten.

Schnallen findet man am Gürtel und auf der Brust. Die gewöhnlichste Form ist hufeisenförmig mit nahe zusammengehenden Enden und mit einer Nadel und einem einfachen Öhr; die Enden sind freistehend (selten sind sie untereinander mit einem dünnen Querbalken vereinigt), seltener endigen sie in runden oder viereckigen Köpfchen (Fig. 5), die vorn zusammengebogen sind. Die Schnallen sind gewöhnlich klein, gröfsere sind selten. Es kommen auch runde, massive Schnallen mit einem Rücken aus zwei Vorsprüngen, die durch einen Steg verbunden sind, vor (Fig. 6).

Die interessantesten Gegenstände sind die Anhängsel, die zum Teil zur Ausschmückung, zum Teil als religiöse Symbole und als Amulette gedient haben. Dazu gehören die sogenannten Nadeldosen, die anscheinend auch einen praktischen Zweck haben. Man fand ziemlich lange (4,44 bis 8,89 cm) Röhrchen mit einem mehr oder weniger verzierten, gereiften kleinen Bügel, woran sie horizontal an der Brust an einem kleinen Riemen oder einer kleinen Kette hängen, aber bisweilen waren sie unten mit Öhren oder Ringen versehen, an welchen hängende kurze Kettchen, die in Glöckchen (ohne Klöppel) enden, befestigt waren. In der einfachsten Form hat eine solche kleine Röhre nur einen einfachen Bogen, mittels dessen sie auch an dem Riemen aufgehangen wurde; bei den komplizierteren befindet sich über dem einen Bügel ein anderer verzierter, bisweilen noch mit kleinen Seitenfiguren (kleinen Pferden, Fig. 7), oder der Bogen wird zu einem grofsen Schilde, der in Geflecht übergeht (Fig. 8).

Man fand Gegenstände nach Art eines mehr oder weniger abgeplatteten, innen leeren Flacons mit einem Halse und einer oberen (sowie auch unteren) Öffnung, mit Anhängseln und hängenden Kettchen. Ein solches bronzenes Flacon (etwa 7 cm lang) hatte massive Wände ohne Einschnitte, unten waren an Öhren zwei gleiche Anhängsel angehängt, jedes aus drei zusammen gegossenen, mit Spiralen verzierten, unten mit drei Öhren versehenen Ringen, in welchen drei kurze Kettchen befestigt waren, die in Pfötchen endigten (Fig. 9).

Die Anhängsel im eigentlichen Sinne sind von sehr verschiedener Form. Man trifft ovale oder eiförmige, massive, glatte, mit einer durchgehenden Öffnung an dem einen Ende zum Anhängen; ihrer Form nach erinnern sie an knöcherne Amuletts. Es kommen runde massive Medaillone mit dünnen bronzenen (selten silbernen) Ringen vor, die zum Anhängen mit Öhren versehen sind, die entweder mit dem Ringe zusammen gegossen, oder öfters mit kleinen Nägeln angeheftet sind. Auf einer solchen Scheibe befindet sich eine Verzierung aus Mustern nach Art von vier Buchstaben C (Fig. 10); auf einem anderen Medaillon ist als Verzierung ein Kreuz sichtbar. Von diesen Medaillons ist ein Übergang zu den Münzen natürlich, nämlich zu den silbernen arabischen Dirhems und ihren Nachahmungen; diese Münzen sind mit angenietetem silbernem oder kupfernem Öhre versehen, und wurden auf der Brust, bisweilen an dem Halsschmuck neben anderen Medaillons mit Anhängsel getragen. Die Dirhems wurden in verschiedenen Städten des Ostens in der Zeit von 875 bis 987 geschlagen. Aufser den wirklichen Münzen kommen bisweilen noch gefälschte vor, wenn man sie auch eigentlich nicht so nennen kann; es sind eher Nachahmungen, die auch aus Silber hergestellt wurden.

Sehr verschiedenartig sind die durchbrochenen Anhängsel, die gegossen oder geflochten wurden. Zu den ersteren gehörte ein Schmuck aus mehreren (sechs) zusammengegossenen Ringen, die zusammen ein Dreieck bilden, mit drei unten an Ringen angehängten Pfötchen; bisweilen fand man sie in einem Exemplar, bisweilen in zweien, symmetrisch auf der Brust liegend, wo sie augenscheinlich zur Verzierung der Kleidung dienten; in einem Falle hing ein solches Dreieck von oben nach unten und war mit einem Pfötchen verbunden; — ein Schmuck aus einem durchbrochenen Schilde, der an einen Schmetterling erinnert; — flache Ringe mit mehreren Öhren unten. Eine kurze Kette; durchbrochene, ovale oder halbovale Schilde mit einem Öhr oben und mit drei bis vier Ringen unten, an welchen an kurzen Ketten Pfoten, Schellen oder Glöckchen befestigt waren.

Die interessantesten Anhängsel sind die Darstellungen von Tieren; es giebt flache und gewölbte (hohle). Die flachen zerfallen in massive (ohne Durchbrüche) und durchbrochene. Die massiven stellen kleine Hühner und Hähne mit Kopf und Rumpf im Profil dar, aber ohne Schwanz und Beine; auf dem Rücken befindet sich ein Öhr zum Aufhängen, an dem unteren Rande — kleine Ringe für die Kettchen mit den Pfötchen. Die durchbrochenen stellen auch Vögel — Enteriche, Enten, Hühner — aber auch kleine Pferde dar. Folgende Typen sind zu unterscheiden: durchbrochene Enteriche; Hühner, Enten stehen im Profil, mit zwei Beinen, kurzem Schwanze, gewölbter Brust, bisweilen mit nach oben gebogenem Schnabel, ohne Öhre und Ketten (Fig. 11); durchbrochene Hähne (mit Kämmen) und Enten oder Hühner, im Profil, ohne Beine, aber bisweilen mit kurzem, hochgehobenem Schwanz, mit einem Öhr auf dem Rücken und mit grofsen Öffnungen an dem unteren Rande des Rumpfes, die mit kurzen Kettchen aus einer 8 gleichenden Gliedern vereinigt sind; die

Kettchen endigen mit Gänsepfötchen (Fig. 12); durchbrochene kleine Pferde im Profil (Fig. 13).

Die hohlen Darstellungen von kleinen Pferden und Enten wurden in verhältnismäfsig grofser Anzahl gefunden und bilden reliefartig gegossene kleine Figuren mit Kopf, Rumpf und Schwanz, einer leeren Höhlung im Inneren und einer kleinen runden Öffnung oben auf dem Rücken, durch welche ein kleiner Riemen durchgezogen wurde, um die Figur an dem Gürtel und bisweilen an der Brust zu befestigen.

Mond- und halbmondförmiger Schmuck ist gewöhnlich aus Bronze, selten aus Silber, gröfstenteils aber mit Öhr zum Anhängen. Von den Schmucken ohne Öhr ist besonders ein silberner grofser, breiter mit stumpfen Hörnern, an den Rändern mit Körnern verzierter, die Dreiecke bilden, bemerkenswert (Fig. 14). In seiner Mitte, in einer viereckigen Vertiefung, war eine gelbliche Masse eingesetzt; an den Enden der Hörner war durch eine Schleife mit einem bronzenen Riemen ein kleiner Stein von grauer Farbe angehängt. Die Halbmonde mit einem Öhr haben gewöhnlich stark umgebogene Hörner, deren Enden freistehen. Die vordere Seite ist bisweilen mit Dreiecken, kleinen Durchbrüchen, Mustern oder Greifenköpfen verziert. Öfter findet man eine Verzierung aus hervorstehenden Punkten, welche in der Mitte unter dem Öhr ein kleines Kreuz bilden. An einzelnen Exemplaren ist zwischen den Hörnern ein wirkliches Kreuz angebracht, das mit seinem oberen Ende mit der Ausbuchtung des Halbmondes verbunden ist. Hergestellt sind diese Halbmonde oft aus irgend einer dunkeln oder glänzenden, bleifarbenen Metalllegierung. Man fand sie am Halse, als Halsschmuck, zwischen Perlen und anderen Anhängseln.

Kreuze wurden in grofser Zahl und von verschiedenartigen Formen gefunden. Es sind kleine Kreuze in Ringen und Kreuze im eigentlichen Sinne zu unterscheiden. Erstere bilden einen Ring mit einem oberen Öhr zum Anhängen; in dem Ringe ist ein kleines gewöhnlich gleichseitiges Kreuz mit mehr oder weniger breiten Querbalken befestigt (Fig. 15). Den Übergang von diesen Ringen zu den wirklichen Kreuzen bilden die durchbrochenen Kreuze, die z. B. aus vier zu einem Kreuze angeordneten Ringen bestehen. Die Kreuze im eigentlichen Sinne sind sehr verschiedenartig; die meisten sind gleichendig, aber es giebt auch solche, deren untere Enden länger sind; öfter sind sie flach, sie werden bisweilen durch runde (röhrenartige, aber nicht hohle) ersetzt. Die Mittelkreuzung ist in ihnen rund, in anderen rhomboidal; in der Mittelkreuzung ist bisweilen das Zeichen X oder ein unklares Brustbild eines Menschen sichtbar. Die Enden der Querbalken sind bisweilen abgerundet, bisweilen blumenblätterig, bisweilen rhomboidal, zuweilen mit Spuren von Verzierungen aus gelber Emaille. Besonders interessant sind zwei Halsschmucke mit Darstellung der Kreuzigung, auf der vorderen Seite ist die Figur eines Menschen in einem Mantel (Fig. 16) vorhanden, welcher die linke Hand unter der Kleidung verborgen hat, aber mit der rechten etwas wie eine Fackel oder ein Gefäfs (für die geweihte Hostie) hält; auf dem linken Querbalken des Kreuzes ist eine Aufschrift ausgeschnitten, welche die einen lesen: $\frac{\text{ГДБ}}{\text{БО}}$ d. i. Господь Богъ (Herr Gott), aber die anderen: $\frac{\text{ГАБ}}{\text{БО}}$ d. i. Глѣбъ Борисъ [1]), was wahrscheinlich richtiger ist; auf der entgegengesetzten Seite ist eine ähnliche Figur, aber sie hat die rechte Hand auf der Brust, und die linke ausgestreckt, mit der sie denselben Gegenstand hält. An den oberen und Seitenenden des Kreuzes befinden sich auf beiden Seiten je drei Medaillons, auf denen Gesichter (wahrscheinlich die der drei Erzengel) abgebildet sind.

Die aufgefundenen Heiligenbilder sind gewöhnlich klein, rund, seltener viereckig, aus Bronze gegossen, immer mit einem Öhr versehen. Sie bilden folgende Typen: die Muttergottes mit dem Kinde auf dem Arme, Brustbild eines Heiligen mit einem Pferde, die Himmelfahrt der Maria etc. In den Öhren der Heiligenbilder wurden kleine Ringe angebracht, und in den Ohren wie Ohrringe, oder an dem Halse und auf der Brust mit anderen Anhängseln zusammen getragen.

Die in den Gräbern gefundenen Münzen (Dirhems) und die Schmuck- und anderen Gegenstände gehören dem 10. bis 12. Jahrhundert an. Nach den Daten der historischen Ethnographie und Topographie zu urteilen, ist in dem Gouvernement Kostroma anfänglich eine finnische Bevölkerung anzunehmen, aber in dem 11. und 12. Jahrhundert trat eine slavische Kolonisation ein, die in den Ausgrabungen zu Tage trat, und durch die slavischen Aufschriften auf den Kreuzen bewiesen wurde. In der Herstellung der Kurgane sind aber die slavischen und finnischen schwer voneinander zu unterscheiden. Sie ist gleichalterig, und das Auffinden z. B. von Kreuzen und Heiligenbildern bringt keine charakteristischen Unterschiede in die übrigen Gegenstände. Die Kultur der Bevölkerung war überhaupt eine gleichartige, und die Masse von Schmuckgegenständen war aus den damaligen Handelscentren Bolgar und Kiew eingeführt.

Im allgemeinen waren die Bewohner unzweifelhaft noch Heiden, worauf auch die Art der Begräbnisse und ihre Einrichtung hinweist. Man hat auch Grund zu der Annahme, dafs die zahlreichen hier gefundenen Nachbildungen von Tieren und Halbmonden nicht ausschliefslich Schmuckgegenstände waren, sondern auch einen gewissen religiösen Zweck hatten und die Rolle von schamanischen Amuletts spielten. Dafs nun auch christliche Symbole in den alten heidnischen Gräbern gefunden werden, ist eine längst bekannte Thatsache, und die meisten Forscher halten sie für Schmuckgegenstände, die auch von den Heiden neben vielen anderen Anhängseln getragen wurden.

(Auszug aus dem Werke O Kulturij Kostromskych Kurganow. Moskau 1899.)

Krahmer.

---

[1]) Glieb Boriss, Fürsten, die 1015 erschlagen, und unmittelbar nach ihrem Ende heilig gesprochen wurden. Das Kreuz gehört dem 11. und 12. Jahrhundert an.

Jüdische Sprichwörter.

Beiträge zur Volkskunde der Juden[1]).

Von Dr. S. Weifsenberg. Elisabethgrad in Süd-Rufsland.

Ich teile hier eine Auslese jüdischer Sprichwörter mit, der gröfseren Übersichtlichkeit halber in Gruppen geordnet, soweit sich ein solches Material ordnen läfst. Das Sprichwort spiegelt die tausendjährigen Erfahrungen und im Lebenskampfe gewonnenen Anschauungen eines Volkes wieder. Das ewig lebende und an verschiedenartigen Erfahrungen reiche jüdische Volk hat Zeit genug gehabt, seine Sprichwörter zu schleifen, die deshalb ein gutes Kriterium für seinen Charakter und seine Lebensweisheit sind. Ohne auf Einzelheiten einzugehen, möchte ich nur auf den Gerechtigkeitssinn im allgemeinen und anderen Völkern gegenüber im besonderen, auf die Hochschätzung geistiger Fähigkeit, derentwegen der Jude alles verzeiht, und auf die Hand in Hand gehende Verachtung alles Gemeinen und Lächerlichen, auf die Geifselung der Engherzigkeit und den Sinn für Wohlthätigkeit, auf die Hochachtung des Weibes als Frau und Mutter, auf die Kindesliebe und endlich auf den bitteren Hohn über die Glückseligkeiten des jüdischen Lebens und über die vermeintliche jüdische Solidarität aufmerksam machen.

1. Aus der Lebenspraxis.

1. Kleiner der *Oilem* (Versammlung) — gresser die *Ssymche* (Freude).
2. Gresser die Fass — besser der Brunfen.
3. Besser zehn Schlyssel eider ein *Dales* (Elend).
4. Der *Dales* faft ba ihm.
5. Der *emess* (wahrhaftige) *Dales* ys nyt vyn Gott.
6. Var a *Ger* (Proselyt) schlugt men ken *Goi* (seinen früheren Glaubensgenossen) nyt.
7. Alle *Jewunym* (Soldaten) hobn ein *Punym* (Gesicht).
8. Allein ys die *Neschume* (Seele) rein.
9. Der Mensch tracht yn Gott lacht.
10. Wus s'ys baschert, dus ys bawert.
11. Vyn *Naches* (Freude) leibt men nyt, vyn *Zures* (Leid) starbt men nyt.
12. As me ganwet awek dus Ferd, varschliesst men dem Stall.
13. Der Toit bawast dem *Emess* (Wahrheit).
14. Eidern dacht sech, as ba jenem lacht sech.
15. Alf a *Mansse* (Erzählung) freigt men ken *Kasches* (Frage) nyt.
16. Amul ys a Scha ($^1/_2$ Kopeke, Groschen) an Ochs, ober der Scha ys taier.
17. Leibt men myt *Cheschben* (Rechnung) — starbt men myt *Wydde* (Beichte).
18. Besser a unwenter Groschen eider a wat Kerbel (Rubel).
19. Bynd mech af alle vier, yn warf zwischen manige.
20. Wiasoi der Harr halt s'Hyntl, asoi dus ganze Gesyndl.
21. As me daf dem *Ganef* (Dieb), nehmt men ihm vyn der *Tlie* (Galgen).
22. A schlechter Zuhler ys a giter Muhner.
23. Der erste Byssen ys an Egboir (Bohrer).
24. Nyt asoi gich (schnell) thit sech, wie s'ret sech.
25. Die ganze Welt ys ein Stut.
26. Der Loch macht dem *Ganef*.
27. Arym wus me geit, yn deim schmirt men sech ois.
28. Bys s'wert nyt git fynster, wert nyt lechtyg.
29. Zy Schlimmasel daf men *Masel* (Glück).
30. As me klopt — effnt men.
31. Nuch a schweren Wugen ys git zy Fiss zy gein.
32. Wer s'kon nyt aryber, mys arynter.
33. Geit der *Katzef* (Fleischer) awek, ys der Hynt afn Klotz.
34. Nai ys getrai.
35. Af nyt daf men nyt *Charute* (Reue) hubn.
36. A Kranken freigt men, a Gesynten git men.
37. Noit brecht Asen.
38. As zwei sugen *schiker* (betrunken), daf sech der dritte leigen schlufen.
39. Die Groisse kaien yn die Kleine spaien.
40. As me klingt, ys a *Choge* (Feiertag).
41. Eider hot san Klymek (Last).
42. Wiasoi die *Meissem* (Tote) essen, asa *Punym* (Gesicht) hobn sei.
43. Af ken bessern Keisser tur men nyt beiten.
44. Eider Hynt kriegt san Stecken.
45. Af ken Hynt ys nyt du ken varfallener Stecken.
46. Der Hynt ys wert dem Stecken.
47. Wus daf a Hynt a Hois.
48. Glycklech wie der rabe (bunte) Kuter.
49. Freig nyt dem *Roifs* (Arzt), freig dem *Choile* (Kranker).
50. Vyn Honeg antloift men nyt.
51. Helfen wie a Toiten Bankes (Schröpfköpfe).
52. A Gast kymt af a Wal yn seit af a Mal.
53. As me briet sech ub afn Heissen, blusst men afn Kalten.
54. Wus me seit nyt naierheid yn Kasten, seit men alterheid afn Myst.
55. Hyndert yn eins ys alz eins.
56. Hymmel yn Erd hobn geschwoiren, s'soll af der Welt gar nischt weren varloiren.
57. A kleine *Meliche* (Königreich) ys ech a *Meliche*.
58. A Jinger kon starben, an Alter mys starben.
59. Wer s'hot die *Meies* (Geld) — hot die *Deies* (Meinung).
60. A Racher esst wus yn wenn er wyll, an Uremann wus yn wenn er hot.
61. Af ein Oig ys nyt git zy kiken.
62. Klop yn zeil (bares Geld).
63. A Loch af a Loch ys a Kreink af a ganze Woch.
64. A Lygn schwymt aryf wie Boimel af Wasser.
65. A *Cheschben* (Rechnung) ys a halber *Ssylyk* (Zahlung).
66. Gelt ys die Welt.
67. Die Welt ys schein yn fan yn eider hot san Pan.
68. Eider Masele hot a Hasele.
69. Host di — bahalt, kennst di — thi, weist di — schwag.
70. Host die Gelt — kym tanzen, host die nyt — lyg yn Angsten.
71. A Gast ys wie a Reigen.
72. A giten Frant bakymt men ymsyst, a *Ssoine* (Feind) mys men sech koifen.
73. Vyn Klotsch (schlechte Hanffasern) a Batsch (Knute) machen.
74. A gilden Neigele schlept a prost (einfach) asern Weigele.
75. A Hihn ys nur git zy essen yn zweien.
76. Af dem Reigen yn auf dem Toit daf men nyt beiten.
77. Ymedym (überall) ys git Hylf, nur nyt yn Schyss.
78. Warf a Stein yn Want, blabt er stecken.
79. As me borgt a Hytl, ys men a *Balchoiw* (Schuldner) ybern Kop.
80. Asoiwie die Zaten, asoi sanen die Laten.
81. Asoi lang me leibt — tur men nyt reden yn as me starbt — kon men nyt reden.
82. As me hot a nai kleid af der Stang hot men noch *Charuts* (Reue).
83. A trykener *Mischebeirech* (Segensspruch) helft wie trykene Bankes (Schröpfköpfe).
84. Yn Bud sech zy scheimen ys nyt du var weimen.
85. Yn der Stut wie me ys geboiren, feilt *tumed* (immer) a *Choidesch* (Monat). — Ein Wortspiel: es fehlt der Monat איר (Ihr = Sie), da man im Geburtsort von jedermann gedutzt wird.
86. Ba dem Uremann ys ym Wynter zweimal yn der Woch *Schabbes*. — der Arme heizt oft nicht.
87. Yn mytten tanzen platzt oft die Stryne (Saite).
88. A *Schuchen* (Nachbar) yn Stib ys wie a Gleckl ba der Thir.
89. Besser ba dem Aergsten zy hubn eider dem Besten schyldek san.
90. Brunfen ys a schlechter *Scheliech* (Gesandter).
91. Der *Roife* (Gott) ys der beste Doktor.
92. Dem Oier gib jeiden, die Haut dem giten Frant, das Moil dem Wab.
93. Die Liebe ys siss nur.
94. A Moid, Prozent yn Diregelt (Miete) sanen die ärgste Muhners af der Welt.
95. Drei Sachen wachsen ois yber Nacht (dieselben wie 94).
96. A *Chylef* (Wechsel) ys a *Chalef* (Messer).
97. A *Chulem* (Traum) ys a *Badchen* (Hochzeitspossenreisser).
98. A groisse Kleit (Laden) ys wie a Byntel Stroi.

[1]) Siehe „Globus", Bd. 77, Nr. 8.

99. As me soll yfheingen jeidens Secki, wollt sech jeider geschapt (greifen) zy san Peckl (Last).
100. A Ssemen (hebr. Zeichen, russ. männl. Eigenname) myt a graw Hyti.

2. Charakter, Wohlthätigkeit, Seelen-Eigenschaften.

101. Schlag dem *Chaser* (Schwein) yber der Morde (Schnauze) yn er kriecht water.
102. Ein Harz fihlt dus andere.
103. A Lygen kon men nyt sugen ken zweimal glach.
104. Ihm ys git noch'n Toit zy schycken.
105. San *Neschume* (Seele) ys vyn klotsche (schlechte Hanffasern).
106. Schnatz die Nus yn schmier dus *Punym*.
107. An Angesparrter (Starrkopf) ys ärger vyn a *Meschymed* (Renegat).
108. A Krymer ys ihm nyt glach.
109. As me esst *Chaser*, soll rynnen yber der Bard.
110. Wus ba a Nichtern af der Ling, ys ba a *Schyker* (Betrunkener) af der Zing.
111. Wer s'ys a Spötter, der ys a *Letser* (Narr).
112. As die Zieg is loiter *Cheilef* (Fett), ys sie alz a Zieg.
113. Ehrlech ys schwerlech.
114. *Udem* a Mensch, Katschke (Ente) ryck sech.
115. Ba Reb Leib Kotzen geit seir schein zi — wenn me will essen, stellt men erst zi.
116. Eine meint dus Sterntichel (Kopfputz) ys schytter (undicht mit Perlen besetzt), die andere meint der Kuiisch (Grütze) ys bytter.
117. Schmier ihm myt Honeg, stinkt er myt Dreck.
118. Ich wyll nyt yn di scheep mech.
119. *Loi* myt an Alef. Hebr. לא = nicht, לו = ihm.
120. Los sech jener sorgen, wus s'hot nyt ken Gott af Morgen.
121. Der eigene Reb Moische nur yn a ander Schlymper (Überzieher). [Emporkömmling.]
122. Die eigene Jente (Frauenname) nur yn a ander Schleier (Kopfputz). [Emporkömmling.]
123. Rief mech Narr yn gieb mir Leikech (Kuchen).
124. Lang getracht yn git gemacht.
125. Sadene *Zures* (Leid).
126. Leigen ynter die Oiern. — Kauen = stehlen.
127. Derchgeboierte Oiern.
128. Heing yn breing.
129. A schwer Harz ret a *ssach* (viel).
130. Wer s'sparrt sech, der narrt sech.
131. A kutze (kleine) Kih far a Wintmihl.
132. Wer s'fuhrt awek ym Schabbes, ys Syntek yn der Heim. — Die Sabbathruhe neigt zum Phantasieren.
133. Myt a gesyntem Kop yn a krank Bett kriechen.
134. Myt a kalten Kop yn a heisse Bud geien.
135. Wus kehr sech un a Patsch (Ohrfeige) zy a „git Schabbes" (Sabbathgrufs).
136. Koifen Ras yn Kiken af Grupen. — Schielen = Schlauheit.
137. Eider der Vuter ys geboiren, spreingt schoin der Sihn af'n Dach. — Phantasieren.
138. Die *Manse* (Erzählung) hot a Burd.
139. S'git vyn a *Chaser* a Hur.
140. Vyn a chaserschen Weidel (Schwanz) kon men ken Stramel (Pelzmütze) nyt machen.
141. Me konn nyt dem Menschen, bys me sytzt myt ihm nyt.
142. As er ys yfgestanen, ys der Beitler schoin gewein af'n sybenten Dorf.
143. Kiken af'n Zoilem (Kreuz) yn pyschen af'n Kloister (Kirche). — Heucheln.
144. *Kuscher* Chaserfissl. — Heuchler.
145. Wus yn der Kurt (Krug).
146. Er trugt sech rihig san Bachele.
147. As me stellt nyt an, nehmt men nyt ois.
148. Sech rihren wie a bleiern Veigele.
149. Vyn a *Malech* (Engel) ys geworen a *Galech* (Pope).
150. Varfailn die Kih myt'n Stryck.
151. Zyrik Scheigetz (Naseweis) yn Bud aran.
152. Kai yn spai. — Zeitvergeudung.
153. Wer s'steit ynter der Wand, der hert san Schand.
154. Alles yn einem ys nyt du ba keinem.
155. A leidyken Sak kon men nyt unfylen.
156. Alle Beitler sanen myld.
157. Der Satte gleibt nyt dem Hingeryken.
158. Wus a *Kaptzen* (Armer) warft arup af der Erd, dus trugt a *Nuged* (Reicher) yn der Keschenje (Tasche). — Nasensecret.
159. Yn *Gan-Eiden* (Paradies) wus me nehmt myt, dus hot men.
160. A beise Zing ys ärger wie a schlechte Hant.
161. *Udem kurew* chap, iap. — Egoismus.
162. Af a *Myzwe* (gute That) sanen du a *ssach Balunem* (Liebhaber) — nur bys der Keschenje (Tasche).
163. Af a Kype (Haufen) Myst gefynt men oich amul a gilden Fingerl.
164. As me hot nyt ken Hant, soll men ken Foist machen.
165. As me hot nyt ken *Breire* (Auswahl), mys men tun an *Aweire* (Vergehen).
166. As me *jischowt* (überlegen) sech zy viel ys nyt git.
167. As me warft a Stein jenem, trefft men sech allein.
168. As di konst dan Wugen nyt schleppen, noch wus stypst di nuch jenems Karete (Kutsche).
169. Einer hot nyt yn Synnen, der zweiter hot nyt vyn wanen.
170. Vyn a nyderyken Brynnen zieht men amul ganz reine Wasser.
171. Yn der heilyger *Gemure* gefynt men ech amul a Wanz.
172. Gold hot a missen Taten — die Erde.
173. Ganwet man Brider, heing dem *Ganef* (Dieb).
174. Der Rendel (Goldmünze) meig san wie roit, mys er sech oisbaten (wechseln) weigen Broit.
175. Derch a Katz schyckt men nyt ken *Schalachmunes* (Purimgeschenk).
176. Der Mensch soll nyt sorgen, wus s'wet san morgen; los er besser varrechten, wuss er hot kalje (schlecht) gemacht nechten (gestern).
177. Sech jugen wie a *Rich* (Teufel) noch a *Melamed* (Lehrer).
178. *Schiker Lot* (betrunken wie Lot).
179. *Sdomer Myschpet* (Sodomer Richterspruch).
180. Dyl mir nyt dem Spodek (Mütze). — Lafs mich in Ruhe.
181. S'geit wi a *Mismoir* (Lied).
182. A Bud ys wie *Taschlech*. — Eine Volkssitte: man geht am Neujahrstage an einen Flufs und schütteit dort die Kleider, wodurch man gereinigt wird.
183. A Datsch myt a Spail yn *Tuches* (Hinterer). — Ein hochfahrender Mensch.
184. A Kargen kost *tumed* (immer) yn zweien.
185. Vyn *alchet* (Beichtgebet) wert men nyt fett.
186. An Ubremann yn a Kranker sanen *takef* (ausspruchsvoll).
187. Gott is glach myt an ehrlechen Ubremann.
188. Der wus wyll *Gawe* (Stolz) traben, mys Hinger laden.
189. A *Ssod* (Geheimnis) of ganz Brod (Stadt Brody).
190. A Mann af a Spann yn a Bard af a Klafter.

3. Geistige Fähigkeiten.

191. Alle Narrunem hit Gott.
192. Besser vyn a Gratsch (hitziger Mann) a Patsch (Ohrfeige), eider vyn a Narr a Kisch.
193. Besser varlieren myt a Kligen, eider gewynnen myt a Narr.
194. Eider Narr ys far sech klig.
195. A Narr wast men ken halbe Arbet nyt.
196. S'feilt ihm a Klepke (Daube) yn Kop.
197. Nyt wyssen wie aran yn wie arois.
198. A Narr chotsch (sogar) yn Koimen (Schornstein) sparr.
199. Der *Tames* (der heifseste Sommermonat) ys ihm aran yn Kop.
200. A *Mamser Ben-nyde* (ein unehelich Geborener, dessen Empfängnis auf die unreinen Tage fällt) soll men san, nor klig soll men san.
201. Nyt varsteien a Katz a Weidel (Schwanz) zibynden.
202. Myt a Narr ys eibyk *Tzar* (Not).
203. A Narr geit zweimal dort, wie a Kliger geit nyt ken einzigmal.
204. A halber *Nuvi* (Prophet) yn a ganzer Narr.
205. A Hynt myt Oiern. — Dummkopf.
206. A *Melamed* (Lehrer) myt a groisser Nus tor ken beis Wab nyt nehmen.
207. Der *Ssechel* (Vernunft) kymt nuch die Jahren.
208. Der *Ssechel* ys a Kriecher, er kymmt *tumed* zi speit.
209. S'ys gewent, wi der *Chamer* steit: steit er yn Stall — ys's an Eisel, steit er yn Keller, ys's Wan. — Hebräisch: חמר = Esel und Wein.
210. Grom strom mach mir a Letnyk (leichtes Oberkleid). — Ungereimtheit.
211. An Ochs hot a lange Zing yn kon ken *Ssoifer* (Hornblasen am Neujahrs- und Versöhnungstage) nyt blusen.
212. A Narr ys a gefährlicher *Choile* (Kranker).
213. A *Chuchem* (Weiser) esst, er soll leiben — der Narr leibt, er soll essen.

214. Kiken wie a Huhn yn *Bneiudem* (Anfang eines Gebetes, gesprochen am Vorabend des Versöhnungstages über einem Hahne oder Huhn, je nach dem Geschlecht, als Sühneopfer, wobei der Hahn um den Kopf gedreht wird) — nichts verstehen.
215. A Narr ys a *Gsar* (Unglück).

4. Erziehung, Wissenschaft, Beschäftigung.

216. A Patsch (Ohrfeige) vargeit, a Wort basteit.
217. Lernt men sech nyt yn der Jigent, blabt men a Narr af der Aelter.
218. Der *Rebe* (Lehrer) starbt, der *Pynkes* (Chronik) blabt.
219. Ken varfallener Klop ys nyt du.
220. Handelschaft ys nyt Gitbriderschaft.
221. A *Ruw* (Rabbiner) handelt nyt myt ken *Chaserem* (Schwein).
222. Frei sech Meidele, me wet dir yfneien a schein Kleidele.
223. Horewe (arbeiten) Meidele, west di hubn a Kleidele.
224. A *ssach* (viel) *Maluches* (Geschäft), ys wynzik *Bruches* (Segen).
225. As Gott helft af a Kih, helft er af Keis yn Pytter ech.
226. As me wert a *Ssoicher* (Kaufmann), wert men nu dem *Nadn* (Mitgift).
227. A *Bucher* (Junggesell) tur ken *Schadchen* (Ehevermittler) nyt san yn a Hynt tur ken *Katzef* (Fleischer) nyt san. — Das Gute behalten beide für sich.
228. Vyn Esthertunes bys Pirim. — Folgen direkt nacheinander = Unstätigkeit.
229. A giter *Ruw* mys kennen dem fynften *Schulchen-Urech* oich.
230. A Hynt tur ken *Dajin* (Richter) nyt san.
231. As me handelt myt Tabak — hot men a Schmek, as me handelt myt Honeg, hot men a Lek.
232. Yn a leidyke (leer) Fass kon die *Bruche* (Segen) nyt aran.
233. Alle misse *Parnusses* (Beschäftigung) hobn scheine *Masules* (Glück).
234. A *Schadchen* (Ehevermittler) ys ärger vyn a Mibl.
235. A *Ssoicher* (Kaufmann) ys glach zy a Wugen Hei.

5. Ehe, Frau, Mutter, Kinder, Verwandtschaft.

236. Gott sytzt vynoiben yn purt vynyuten.
237. As s'ys vyn Meiern (Mohrrübe) wet's sech varschleiern, ys's vyn Chrein (Meerrettig) wet's sech zegein.
238. A naier Eidem ys wie a Kigel (Sabbathspeise).
239. A Schnir yn a Eidem sanen a Pur *Scheidem* (Teufel).
240. As die Mame ys a Mime (Stiefmutter), wert der Tate (Vater) a Vetter (Onkel).
241. Eider zwei yn Leiden, besser vier yn Freiden. — Scheiden und wieder heiraten.
242. A *ssach Mesymunem* (bares Geld), fane *Mechytunem* (Verwandte) yn a schein *Punym* (Gesicht) — verlange bei Eheschliefsung.
243. Gei ich gich (schnell) — sugt die Schwieger, as ich rass die Schich, gei ich pawolje (langsam) — sugt sie, ich kriech.
244. Sugen der Tochter yn meinen die Schnir.
245. A Wab yn a Wechsel weren keinmal nyt varfallen.
246. Dus andere Wab hot a gilden Lab, dus erste hert men var a Petak ($1^1/_2$ Kopeken).
247. Dus erste Wab ys a Hynt (sie is getrai), dus zweite ys a Katz (sie ys falsch) yn dus dritte ys a Mois (sie vartrugt alzding yn die Masenlecher).
248. A Wab myt a Mann ys wie a Hynt myt a Jatkeklotz (Fleischerbank). — Beide halten aneinander, nur so lange es zu essen gieht.
249. A Mytter ys wie a Schlephipkele (alter Mantel) — sie kymt *tumed* (immer) zynytz.
250. A Mame ys a Pokreschke (Deckel).
251. A Mame ys wie a Mytter yn a Kynd ys wie a Moskwyter (Soldat).
252. Die Tochter ys der Pasagir, die Mame ys der Untraber, der Vuter ys der Ferd — er lygt yn der Erd.
253. Die Eier sanen kliger vyn der Hin.
254. As a Kynd ys noch yn Wyckelech, leigt men up Zwykelech.
255. Vyn syben elf geblyben. — Zärtliche Kinderliebe.
256. Tschushij *Kadisch* jak pistnoj kulisch. — Ein Gedächtnisgebet, gesprochen von einem Fremden, ist wie eine Fasttagsgrütze.
257. As die *Balabuste* (Hausfrau) ys a Katz, ys die Katz a *Balabuste*.
258. As die *Balabuste* ys a Schlimesalneze (Schlampe), ys die Katz a *Berje* (fähig).
259. A jidysche Tochter ys a Wolf.
260. A schein Wab ys wie a Voigel.
261. A *Schydech* (Eheschliefsung) ys wie a Leiter. — Beide Parteien sind selten gleich, die eine steigt deshalb hinunter, die andere hinauf.
262. A Schnaders a Wab ys nyt ken *Eisches-isch* (die Frau des Mannes). — Die Schneider arbeiten oft die ganze Nacht hindurch.
263. Besser sech unkehren myt der Rebyzen, eider myt dem *Ruw*.
264. Derch an *Oirech* (Gast) kymt men zi a rechten *Schydech*.
265. Waber hoben drei Setz: dem Ainsetz, dem Upsetz yn dem Oifsetz.
266. Wei ys dem Wabl, wus sie kymt zym Taten yn Habl (geschieden).
267. Wer ys schein yn ich bin klig.
268. Waber hoben lange Hur yn kerzen *Ssechel*.
269. As sie geit myt die Hur, daf men ba ihr awekganwenen die Lachter?
270. Var a Jideue daf men ken *Ssod* (Geheimnis) nyt sugen.
271. A *Ssod* geit yn Hoisen.
272. Vyn sugen wet men nyt trugen (schwanger sein).
273. Anreden a Kynd yn Bauch.
274. *Tomer* ys gewein a Jidene. — „Tomer“ — hebräischer Frauenname, deutschjüd. vielleicht.
275. Diwka na *Bryss* ne ide (kleinruss.). — Ein Mädchen geht nicht zur Beschneidung.

6. Jüdisches Leben, Sprache und Charakter.

276. Yn Bud yn yn Schil (Synagoge) ys eiderer a *Balabus* (Herr).
277. Myt a Jiden ys git yn Bud zy geien.
278. A jidysche *Neschume* (Seele) kenn men nyt schatzen.
279. A Jid tur nyt varlieren dem Hoffnung.
280. Jankews Eineklech sanen ba sech groiss.
281. Ein Tug a *Sside* (Schmaus) yn zehn Teig a Bide (Hunger).
282. *Pirem* ys ken *Jontew* (Feiertag) nyt, *Kaduches* (Fieber) ys ken Kreink nyt.
283. Gott git die Refie (Arznei) var der Make (Unglück).
284. As er heisst Mendel, meig men essen vyn san Fendel.
285. A Mynning (Brauch) brecht a *Dyn* (Gesetz).
286. Wus ys far a *Chylyk* (Unterschied) a Hynt oder a Hyndyk (Truthahn), abi (nur) an *Of* (Geflügel) af Schabbes.
287. As me git nyt Jankewn git men Eissewn.
288. Kak ni reidele abi dobre meinele. (Schlecht gesagt, aber gut gedacht.)
289. As Zybele — Zyhulja ys Knobel — Knohulja. (Schlecht gesagt, aber gut gedacht.)
290. A goisch (fremd) Spruchwort ys srow (oft) wie a jidysch Wuhrwort.
291. A goisch Wertl ys halb *Gemure* (Talmud).
292. As me hot a Hynt yn a Teper yn Stut, daf men ken *Ruw* (Rabbiner) nyt yn Stut — wird ein Schlachtstück *tref*, so vertilgt es der Hund; wird ein Topf tref, so macht der Töpfer einen neuen.
293. A Jid yn a Wolf geien nyt arym leidyk.
294. Gott soll uphiten vyn goische Hent yn vyn jidische Kep.
295. Gebentsch (gesegnet) ys der Groschen, wus er ys baschmiert myt Chaser.
296. Dem Jiden fellt *tumed* a Tug. — Er hat nie Zeit.
297. A Jid hot nur Gelt zy varlieren yn Zat krank zy san.
298. Alle Jiden hobn ein *Ssechel*.
299. A Jid hat Kaduches.
300. As me kriegt sech myt dem *Ruw*, mys men san *Schulem* (Friede) myt dem Beider. — Damit die Frau ein Reinigungsbad (*Mykwe*) nehmen kann.

Seenforschungen in Schottland.

Von Dr. G. Greim.

Vor 1883 besafs man nur von wenigen schottischen Hochgebirgsseen, den sogenannten Lochs, Tiefenkarten. Es waren dies Loch Lomond und Loch Awe, die von Offizieren der Königl. Marine ausgelotet worden waren, und diese, sowie einige vereinzelte Lotungen in den Seen des kaledonischen Kanals waren alles, was man von der Gestalt der schottischen Lochs wufste. Anträge von der Edinburger und Londoner Geographischen Gesellschaft an die britische Regierung, die eine genauere Untersuchung bezweckten, hatten keinen Erfolg, und so ist es mit Freuden zu begrüfsen, dafs Sir J. Murray und F. Pullar persönlich sich der Aufgabe unterzogen und nun die Ergebnisse ihrer Untersuchungen an den Lochs Katrine, Arklet, Achray, Vennachar, Drunkie, Voil, Doine und Lubnaig der Öffentlichkeit übergeben (Geogr. Journ. 1900, S. 309).

Die Lotungen in den Seen wurden zuerst mit einer Ulleschen Maschine vorgenommen, die aber bald versagte (das Urteil darüber, „which was more or less of a toy", scheint etwas scharf), weshalb ein anderer Lotapparat von Mr. Pullar konstruiert wurde, der sich angeblich gut bewährte. Die Beschreibung und Abbildung desselben, die principiell nichts Neues zeigte, wird in der Originalarbeit gegeben. Die Lotungen wurden vom Ruderboote aus vorgenommen, nur auf Loch Katrine stand eine Dampfjacht zur Verfügung. Im allgemeinen lotete man bestimmte Profile aus, deren Punkte nach Uferfixpunkten und der Zahl der Ruderschläge bestimmt wurden; in manchen Fällen kam auch ein kleiner Taschensextant zur Anwendung und in der nächsten Nähe des Ufers gespannte Schnüre. Wo nach den Profillotungen Besonderheiten zu vermuten waren, wurden noch Einzellotungen ausgeführt, sowie Gruppen, die um einen centralen Fixpunkt lagen. Alle Lotungen werden auf den gerade vorhandenen Wasserspiegel bezogen, und auf die geringen Schwankungen desselben während der Lotarbeit keine Rücksicht genommen. Bei den Lotungen wurden auch Bodenproben gesammelt und einzelne Temperaturenreihen mit Negretti-Zambra-Thermometern gemessen, die Oberflächentemperaturen der Seen und daraus abfliefsenden dagegen öfter beobachtet. Netzzüge in verschiedenen Tiefen lieferten Material für die Untersuchung des Plankton, zur Bestimmung der Durchsichtigkeit kamen Scheiben in Anwendung. Die Isobathen wurden auf Grund der Lotungen auf der 6 inch-Karte aufgetragen und die Tiefenstufen planimetrisch vermessen, während dasselbe mit den Höhenstufen der Einzugsgebiete auf der 1 inch-Karte geschah.

Die sämtlichen vermessenen Seen gehören zum Flufsgebiete des Teith und sind darum auch von praktischer Bedeutung, weil sie zum Teil für die Wasserversorgung der Stadt Glasgow ausgenutzt werden. Neben anderen Veränderungen, die das im Gefolge hatte, wird voraussichtlich in der nächsten Zeit eine Umkehrung des Abflusses des Loch Arklet eintreten, der jetzt in den Loch Lomond entwässert, aber durch einen Damm gezwungen werden soll, Tributär des Loch Katrine zu werden. Letzterer ist der einzige der untersuchten, dessen Boden sich unter das Meeresniveau senkt, zugleich ist er auch, wie die am Schlusse beigefügte Übersichtstabelle zeigt, absolut bei weitem der tiefste. Er hat im grofsen und ganzen eine regelmäfsige Bodenform, indem er im allgemeinen ein langgezogenes, trogartiges Becken darstellt, von dem am oberen Ende durch eine flache Felsschwelle ein bedeutend kleineres und auch weniger tiefes Nebenbecken getrennt wird. Durch unregelmäfsigen Grundrifs ist besonders Loch Drunkie ausgezeichnet; an einen etwa quadratischen Mittelteil, der ein ebensolches Becken darstellt, schliefsen sich drei Arme nach verschiedenen Richtungen, in deren einem sich die gröfste Tiefe findet in einer Depression, die mit der im Mittelteile nicht in Verbindung steht. Die Lochs Voil und Doine bildeten noch in sehr später Zeit ein Becken, sind aber durch die Alluvionen zweier gerade gegenüber mündender Bäche getrennt worden. Mit ihrem Becken hing in postglacialer Zeit auch noch der Loch Lubnaig zusammen, der jetzt durch eine lange Alluvialaufschüttung in dem Thale von ihnen getrennt ist. Er ist der Bodenform nach der am unregelmäfsigsten gestaltete See, denn er besteht aus einer Reihe von Einzelbecken von gröfserer oder geringerer Tiefe, die durch flache Partieen geschieden sind.

Die bei den Lotungen heraufgebrachten Bodenproben lieferten im allgemeinen aus den tieferen Teilen feineres Material, während am Rande und in der Nähe der Bachmündungen solches bis zur Gröfse von grobem Sande und kleiner Steinchen gefunden wurde. Aus den tiefsten Teilen kam ein ganz feiner, zerreiblicher Schlamm von licht- bis dunkelbrauner Farbe, der die gewöhnlichen Mineralien Quarz, Feldspat, beide Glimmer, Granat etc. unter dem Mikroskop erkennen liefs, niemals Kalk in erheblicher Menge führte, dafür aber immer Spuren von Schwefelwasserstoff aufwies. Aufserdem enthielt er überall Diatomeen und Pflanzenfasern.

Über die Temperaturmessungen giebt in Auswahl ebenfalls die Tabelle (11) am Schlusse Auskunft, die, wie nebenher bemerkt sein mag, gerade wie die andere natürlich zuerst aus den englischen Mafsen umgerechnet werden mufste. Besonderes Interesse dürften in diesem Abschnitte die Beobachtungen über die Beeinflussung der Temperaturen durch den Wind bei Loch Katrine erregen, die sich den früher an anderen schottischen Seen über den gleichen Gegenstand von Murray gemachten Beobachtungen anschliefsen. Durch starken Ostwind, der am 6. bis 9. Juni 1897 wehte, wurde das warme Oberflächenwasser nach Westen getrieben und durch aufsteigendes kälteres Tiefenwasser ersetzt. Dies zeigte sich in den hier (umgerechnet) mitgeteilten Beobachtungen am Trossachs, Pier (Ostende des Sees), wie bei einer Fahrt über den See am 9. Juni.

Temperaturen am Ostende von Loch Katrine. 1897.

5. Juni	.	$6^h\ 30^p$	14,3° C.
6. „	.	$11^h\ 30^a$	13,4° „
6. „	.	4^h —p	13,0° „
7. „	.	7^h —a	9,6° „
8. „	.	$10^h\ 30^a$	7,9° „
9. „	.	$7^h\ 15^a$	7,4° „
11. „	.	$9^h\ 30^a$	10,1° „

Temperaturen an der Oberfläche von Loch Katrine. 1897. 9. Juni.

Ostende		7,4° C.
etwa 1 km	weiter	8,6° und 8,3°
„ 3 „	weiter	9,3° „ 8,9°
„ 4 „	weiter	9,8° C.
„ 9 „	weiter	11,1° „
„ 10 „	weiter	11,4° „

Nach ihrem Verhalten im Winter kann man die untersuchten Seen in zwei Abteilungen gliedern: solche, die im Winter frieren, es sind die flacheren, und sie besitzen dann unter dem Eise Wasser von 4°, im Sommer höhere Temperaturen, und die tieferen, die auch in harten Wintern nicht zufrieren.

Die Organismen zeigen nicht gerade grofse Mannigfaltigkeit. Der Individuenreichtum ist am gröfsten in den warmen Sommermonaten und in den flacheren Seen. In den Frühlingsmonaten zeigt sich manchmal eine derartig grofse Entwickelung von Diatomeen und Phytoplankton, dafs das Wasser dann wesentlich undurchsichtiger ist, als zu anderen Zeiten.

Längere Ausführungen beschäftigen sich dann mit der Bestimmung des jährlichen Gesamtniederschlages in den Einzugsgebieten der Seen nach drei verschiedenen Methoden und seinen Vergleich mit den Abflufsmengen. Eine Höhenschichtenkarte mit verschiedenartig angemalten Höhenstufen und eingetragenen Grenzen der Einzugsgebiete, sowie eine Niederschlagskarte des Gesamtgebietes der untersuchten Seen, beide im Mafsstabe 1 : 126720, veranschaulichen diesen Teil. Aufser diesen sind noch vier Karten, auf denen die Tiefenverhältnisse der einzelnen Seen dargestellt sind, im Mafsstabe 1 : 21120 beigegeben, auf denen zwar Höhen, Tiefen und Längen wieder in englischem Mafse angegeben sind, aber wie die Regenmengen auf der Niederschlagskarte, wenigstens unter Beisetzung der in metrisches Mafs umgerechneten Zahlen (wobei übrigens beim Längenmafsstabe bei den vier Karten 1 cm = 0,31 km statt 0,21 km steht, während der Mafsstab selbst richtig ist). Aufserdem ist der Aufsatz durch eine Anzahl Photographieen illustriert, die den landschaftlichen Charakter der einzelnen Seen veranschaulichen.

Als Anhang ist eine kurze geologische Übersicht des behandelten Gebietes angefügt, von den beiden Herren Peach und Horne nach noch unveröffentlichtem Material zusammengestellt und von einer geologischen Übersichtskarte im Mafsstabe 1 : 126720 begleitet. Es geht daraus hervor, dafs die Seen alle, mit Ausnahme des untersten Teiles von Loch Vennachar, in dem Gebiete der krystallinen Gesteine der schottischen Hochlande liegen. Diese sind nach Südosten durch eine grofse Dislokation, von der andere nach Norden abzweigen, abgeschnitten, die quer durch die Mitte des Loch Vennachar durchsetzt. An der Südostseite der Dislokation liegt hauptsächlich unterer Old-red-sandstone mit andesitischen Laven und Konglomeraten, und auch auf der anderen Seite wird die Dislokation von einem schmalen Bande sedimentärer, wahrscheinlich silurischer Gesteine begleitet. Die

krystallinen Gesteine lagern regelmäfsig in nordöstlich bis südwestlich streichenden, meist steil einfallenden Lagen, doch scheint es sehr fraglich, ob damit eine ursprüngliche Ablagerungsweise angedeutet ist. Das Thalsystem des Teith ist in diesem Tafellande krystalliner Schichten schon in präglacialer Zeit vorhanden gewesen.

Während der Haupteiszeit lag das Ganze unter Eis begraben, dessen Ausgangscentrum nach den Kritzen nördlich von der betrachteten Gegend lag. Das Eis bewegte sich zu dieser Zeit mehr oder weniger unabhängig vom heutigen Thalsystem und überschritt auch die höheren Berge. In der darauf folgenden Periode lokaler Vereisung waren die Gletscher dagegen, wie Befunde zeigen, auf die heutigen Thäler angewiesen, und ihre obere Grenze ist durch erratische Blöcke ziemlich scharf bezeichnet.

Die Seen sind fast alle echte Felsbecken, nur das untere Ende von Loch Dubnaig wird zum Teil von Dislokationen begrenzt. Viele haben auch echte Felsbarrieren am unteren Ende, durch die sich die Abflüsse enge Wege eingesägt haben, und durch Loch Katrine zieht nahe dem oberen Ende eine Felsbarriere, die das obere Tiefbecken vom Hauptbecken trennt. Die Entstehung wird auf die Aushobelung durch das Eis der Haupteiszeit zurückgeführt, während sie ihre endgütige Gestalt teilweise erst durch die grofsen Thalgletscher erhalten haben soll.

Tabelle I.

Loch	Meereshöhe m	Zahl der Lotungen	Länge km	Breite in km max.	Breite in km mittl.	Tiefe in m max.	Tiefe in m mittl.	Gröfse qkm	Volum in 1000 Kubikmeter	Einzugsgebiet qkm
Katrine .	111	775	12,9	1,6	1,0	151	60,7	12,38	771,77	96,88
Arklet . .	139	135	1,6	0,8	0,5	20	7,9	0,86	6,29	13,80
Achray .	84	171	2,0	0,5	0,4	30	11,0	0,83	9,08	18,28
Vennachar	82	423	6,4	1,2	0,6	34	13,4	4,17	53,86	74,17
Drunkie .	127	155	1,6	0,4	0,3	30	11,0	0,57	6,14	5,70
Voil . . .	126	279	5,6	0,5	0,4	30	12,5	2,28	28,30	} 99,60
Doine . .	126	90	1,6	0,4	0,3	20	10,1	0,55	5,55	
Lubnaig .	123	394	6,4	0,6	0,4	45	13,0	2,49	22,38	90,54
	—	2422	—	—	—	—	—	24,13	913,44	398,95

Tabelle II. Temperaturen in Grad C.

Tiefe in Meter	Loch Katrine 1897 6./6.	Loch Katrine 1897 26./11.	Loch Katrine 1898 9./6.	Loch Katrine 1899 15./4.	Loch Vennachar 1897 10./6.	Loch Vennachar 1899 11./4.	Loch Voil 1897 7./7.	Loch Voil 1899 10./4.	Loch Lubnaig 1899 8./4.
Oberfläche	13,3	8,6	12,8	5,1	13,2	5,9	12,8	5,6	5,6
1,8	—	8,6	—	5,1	—	—	—	—	—
3,7	—	—	—	—	—	5,8	—	—	—
5,5	—	8,6	—	—	—	—	—	—	—
9,1	9,1	8,6	12,2	5,6	11,9	5,8	12,2	5,6	5,9
18,3	6,7	8,5	8,8	5,5	9,0	5,8	—	5,6	5,5
27,4	—	8,6	—	—	8,5	5,9	—	—	5,9
29,3	—	—	—	—	—	—	—	—	—
32,9	—	—	—	—	—	—	—	—	5,9
36,6	5,6	8,6	6,7	5,6	—	—	—	—	5,4
42,1	—	—	—	—	—	—	—	—	5,4
45,7	—	8,2	—	—	—	—	—	—	—
54,9	5,8	7,8	6,4	—	—	—	—	—	—
64,0	—	6,4	—	—	—	—	—	—	—
73,2	5,3	6,6	5,9	—	—	—	—	—	—
82,3	—	6,1	—	—	—	—	—	—	—
91,4	5,7	6,2	—	—	—	—	—	—	—
100,6	—	5,8	—	—	—	—	—	—	—
109,7	5,3	—	—	—	—	—	—	—	—
120,7	—	—	6,0	—	—	—	—	—	—
139,0	—	—	5,6	—	—	—	—	—	—
146,3	—	6,1	—	—	—	—	—	—	—
150,9	—	6,6	—	—	—	—	—	—	—

Die Erdbebengeräusche.

Der Charakter der bei fast allen Erdbeben auftretenden Geräusche ist bei verschiedenen Erdbeben beträchtlich voneinander verschieden, ja selbst in verschiedenen Teilen des Gebietes bei ein und demselben Erdbeben sind sie verschiedenartig und sogar mehrere Beobachter in demselben Gebäude geben fast immer voneinander abweichende Aussagen über den Charakter der Erdbebengeräusche an. Herr Ch. Davison hat viele Jahre hindurch dem Phänomen der Erdbebengeräusche besondere Aufmerksamkeit gewidmet und mehrere tausend Beschreibungen solcher gesammelt, die er in folgende Gruppen gliedern konnte (Phil. Mag., Jan. 1900).

1. Die häufigsten Vergleiche, die gemacht werden, sind solche mit vorbeifahrenden Fuhrwerken und zwar solchen schwerster Art, wie Zugmaschinen, Dampfwalzen, die eilig über Steinpflaster oder harten, gefrorenen Wegen dahinfahren; oder mit Schnellzügen oder schweren Güterzügen, die über eiserne Brücken, durch Tunnels oder tiefe Einschnitte fahren und endlich mit schweren Möbeln, die über den Fufsboden hingeschoben werden.

2. Die nächst diesen häufigsten Vergleiche sind solche mit fernem Gewitter.

3. Bei einigen Erdbeben scheint der Ton einem heftigen oder heulenden Winde, dem Heulen des Windes im Schornstein oder einem brennenden Schornstein zu gleichen.

4. Ist das Erdbeben kurz und von ziemlich gleichmäfsiger Stärke, so findet man den Ton beschrieben als gleichartig mit dem, den das Herabstürzen einer Ladung Kohlen oder Brikets von einem Wagen oder das Umfallen einer Mauer hervorruft.

5. Bei ganz kurzen Erdstöfsen wird der Ton mit dem Fall eines schweren Gewichtes, einer grofsen Schneemasse oder eines schweren Holzstammes, sowie mit dem Zuschlagen einer Thür verglichen.

6. Bei leichten Erdstöfsen und besonders denjenigen, die einem starken Erdbeben zu folgen pflegen, wird das Geräusch mit solchen von Explosionen, besonders Kohlenstaubexplosionen, Felssprengungen, Artilleriefeuer, besonders solchem aus weiter Ferne verglichen.

7. Endlich, aber im ganzen selten, werden Vergleiche verschiedenster Art angewandt, wie das Getrampel vieler Tiere, das Geräusch einer Schar fliegender Rebhühner, das Rauschen eines Wasserfalles oder das Brausen der Wellen in einer Höhle.

Den meisten Beobachtern auf dem gröfsten Teil des gestörten Gebietes erscheint der Ton durchaus gleichartig. Fast immer wird ein Wechsel in der Stärke des Tones beobachtet, das Geräusch wird immer stärker und nimmt dann allmählich ab; es wird sehr bezeichnend verglichen mit dem Geräusch, den ein vor das Haus des Beobachters heranfahrender Wagen macht, der sich nach der anderen Richtung wieder entfernt. Dicht beim Epicentrum — der Stelle, die senkrecht zum seismischen Mittelpunkt liegt — wird im Augenblick des stärksten Stofses ein Wechsel im Charakter des Tones beobachtet.

Immer wird die aufserordentliche Tiefe des Tones hervorgehoben, und da viele Menschen ganz tiefe Töne nicht hören können, so kann dadurch die Thatsache erklärt werden, dafs einige Leute an einer bestimmten Stelle den Ton hören und andere an derselben Stelle nicht. Die Erklärung, die dafür versucht wurde, dafs die Aufmerksamkeit dieser Leute durch den Stofs vollständig verwirrt war, ist nicht stichhaltig, denn der Ton ist oft so stark, dafs er dem Ohr gar nicht entgehen konnte. Bei verschiedenen Menschenrassen ist die Fähigkeit, Erdbebengeräusche zu hören, entschieden ungleich. Auch Davison, dessen Ohr sonst für eigenartiges Geräusch sehr empfänglich war, hörte z. B. während des Erdbebens in Hereford im Jahre 1896 das Geräusch nicht, während 66 Proz. der Beobachter in Birmingham den Ton deutlich gehört hatten.

Übrigens scheinen nicht alle Tonschwingungen immer von gleicher Höhe zu sein, denn bei dem eben genannten Erdbeben in Hereford verglichen von mehr als 50 Beobachtern 35 Proz. den Ton mit vorüberfahrenden Wagen, 18 Proz. mit Donner, 17 Proz. mit Wind, 11 Proz. mit Explosionen und 6 Proz. mit anderen Geräuschen. Die Engländer scheinen nach Davison ungewöhnlich gut beanlagt zu sein, Erdbebengeräusche zu hören, denn bei jedem Erdstofs, der bislang auftrat, ist auch von Beobachtern der Ton gehört worden. Die Japaner dagegen scheinen für ganz tiefe Töne unempfänglich zu sein, da bei fast einem Drittel der heftigsten Erdbeben keine Geräusche aufgetreten sein sollen. Bei heftigen Stöfsen ist der Ton in England noch 180 engl. Meilen vom Epicentrum gehört worden, während er in Japan auf wenige Meilen Entfernung vom Epicentrum nicht mehr hörbar ist bezw. sein soll. Nach Davisons Meinung ist ein Erdbebengeräusch nichts anderes als ein Erdstofs, der zu leicht ist, als dafs er sich den Menschen fühlbar machen könnte.

Ein Punkt von einiger Wichtigkeit ist auch die gegenseitige Lage des Areals der Erdbebengeräusche und desjenigen der Erdbebenstöfse bei einem Erdbeben. So weit es bekannt ist, haben beide Gebiete niemals denselben Mittelpunkt. Ihre Axen liegen einander parallel. Es scheint, dafs die Erdbebengeräusche in nicht so grofser Tiefe ihre Entstehung haben, wie die Erdbebenstöfse. Die Dauer der Geräusche scheint stets länger zu sein, als die der Stöfse.

Kleine Nachrichten.

— Über die niederländisch-indische Siboga-Expedition, die wir zuletzt in Nr. 14 dieses Bandes (S. 230) erwähnten, liegen weitere Berichte vor. Vom 28. September bis zum 25. Oktober arbeitete ein Teil des wissenschaftlichen Stabes auf Saleyer. Es wurden ausgedehnte Untersuchungen über die Bildung der Korallenriffe angestellt. Man kam zu der Überzeugung, dafs echte Riffkorallen aufser auf Sand- und Felsboden auch auf den Mudbänken vor den Flufsmündungen so lange fortkommen, bis die Schlickanschwemmung zu stark wird, wodurch sie ersticken. Am 26. Oktober dampfte die Expedition durch die Strafse von Saleyer in den westlichen Teil der Bandasee hinein, der bislang ganz unbekannt war, und lotete von Westen nach Osten grofse Tiefen von 2796, 2477, 3912, 2798, 3215, 4391 und 2954 m. Aus diesem unterseeischen Thale erheben sich die Inseln sehr steil empor, was durch Lotungen bei den Inseln Kabia und Binangka festgestellt wurde; bei letzterer fand man 500 m vom Lande noch 292 m Tiefe. Die genannten Inseln sind, ebenso wie die Lucipara- und die Schildkröteninseln, hohe, mit Korallen bedeckte Bergspitzen, die nur gerade über dem Wasserspiegel emporragen. Bei Binangka wurde ein neuer Tiefseefisch erhalten und von Prof. Weber „Ruvettus tydemani" genannt. Der Boden der Bandasee besteht aus Sinkstoffen, deren oberste Schicht einen kaffeebraunen Brei von etwa 15 cm Dicke darstellt; darunter liegt blaugrauer und noch tiefer grauweifser Schlick, der sehr kalkhaltig ist. Die Fauna in der Tiefe ist aber verhältnismäfsig arm, dagegen ist der Bandasee an Plankton sehr reich. Vom 8. bis 10. November blieb die Expedition auf den Lucipara-Inseln, die wahrscheinlich Reste eines versunkenen Kraters sind. Von ihnen führt ein unterseeischer Bergrücken über die Schildkröten-Inseln bis in die Nähe der Banda-Inseln, welcher der „Siboga-Rücken" getauft wurde. Vom 14. bis 18. November war die Expedition in Ambon und stellte dann fest, dafs die auf den Karten mit 7200 m angegebene Tiefe bei Ambon auf eine Verwechselung von Meter mit Faden zurückzuführen ist, da nur 4507 m Tiefe gelotet wurden! Der vorher genannte Siboga-Rücken ist von den Banda-Inseln durch Tiefen von 4446, 4428 und 4237 m getrennt. Die frühere Annahme, dafs Banda durch einen unterseeischen Rücken auch entweder mit Saparoea, Noesa-laut oder mit Ost-Ceram verbunden sei, fand man nicht bestätigt, da an diesen Stellen Tiefen von 2991 und 4956 m gelotet wurden. Zwischen Banda und Tioer fand man die gröfste Tiefe von 5684 m. Der Harafura-See ist viel weniger tief als der Banda-See, wenn man auch Tiefen von 2500 m an einigen Stellen antrifft. Vom 22. November bis 1. Dezember befand sich die Expedition in Banda, wo man den höchst merkwürdigen, „Oelie" genannten Gliederwurm erhielt, der in den Monaten März und April ausschliefslich in der zweiten und dritten Nacht nach Vollmond aus der Tiefe auf der Meeresoberfläche erscheint, dann von der Bevölkerung in grofsen Mengen gefangen und als grofser Leckerbissen verzehrt wird. Unter ähnlichen Umständen wird bekanntlich auf den Samoa-Inseln der „Palolo-Wurm" gefangen und auch gegessen. Am 2. Dezember ankerte die „Siboga" bei Dobo und wohnte dann den Arbeiten der Perlfischer an der Ostseite der Aru-Inseln bei und kehrte hierauf nach Ambon zurück, von wo es weiter nach Dammer gehen sollte. Dann soll die Reise nach der Südostküste von Timor gehen. — (Tijdschrift van het K. Nederlandsch Aardrijkskundig Genootschap, Deel XVII, 1900, p. 304—310.)

— Feuersteingeräte sind in den letzten Jahren im Nilthal an vielen Stellen gefunden worden. Im Jahre 1896 machte Herr Seton-Karr im Wadi el Sheikh, auf dem halben Wege zwischen den Stationen Feshn und Maghaga an der Eisenbahn, die von Kairo nach Assiut führt, belangreiche Funde. Die zahlreichen Geräte, wie Armbänder, axtähnliche Meifsel, blattartige und messerartige Geräte, Hacken oder Ackergeräte, Schaber, Steinkerne und Abfälle lagen rund um die Gruben herum, wo man den Stoff, einen gelbbraunen oder dunkelgrauen, undurchsichtigen, erdigen Feuerstein (chert) gegraben hatte. Jede Grube war also zugleich die Werkstatt des betreffenden Künstlers gewesen. An vielen Stellen wurden Schachte von 0,60 m Durchmesser gefunden, die von Treibsand angefüllt und von dem sorgfältig ringsum angeordneten Material umgeben waren, das man herausgefördert hatte. Tief scheinen diese Schachte nicht gewesen zu sein, auch keine Querstollen besessen zu haben. Eine sehr grofse Anzahl der Geräte gleichen in Bezug auf Stoff, Form und Charakter so sehr den von Prof. Petrie von der Stadt Kahun (XII. Dynastie) beschriebenen, dafs Dr. H. O. Forbes nicht daran zweifelt, dafs die von Seton-Karr gefundenen Gegenstände ungefähr derselben Zeit angehören. (Nature, 19. April 1900, p. 597—599.)

— Von den Admiralitätsinseln. Im Januar d. J. ist von den deutschen Behörden eine Expedition zur Bestrafung u. a. der Mörder des Kaufmanns Maetzke nach der Admiralitätsgruppe unternommen worden, wobei aufser der Hauptinsel mehrere kleinere Inseln angelaufen wurden. Dem ausführlichen, in geographischer Beziehung natürlich sehr mageren Berichte des Gouverneurs entnehmen wir zunächst die Thatsache, dafs die Hauptinsel bei den Eingeborenen den Namen Manus führt. Es fehlte bislang auf den Karten an jeder Bezeichnung für diese grofse Insel, die nun also — glücklicherweise ist es eine einheimische — gefunden wäre. Die Insel Manus scheint sehr fruchtbar zu sein, doch bemerkte man am Ufer nur wenig Anpflanzungen; sie ist zum Teil dicht bewaldet und dürfte, der Formation der Berge nach, nicht vulkanisch sein (?). Von den kleineren Inseln wurde u. a. Pom-Liu angelaufen, die mit ihrem überall in grofsen Felsblöcken zu Tage tretenden Obsidian das Speerspitzenmaterial für einen grofsen Teil der ganzen Gruppe liefert. Die Bewohner Pom-Lius zählen höchstens 50 Köpfe. Sonst trat man mit den wilden Admiralitäts-Insulanern kaum in anderer Weise in Berührung, als dafs man sie beschofs und ihre Hütten zur Strafe verbrannte.

— Trepanation in Europa. Herr Professor Dr. Simar Trojanović beschreibt im Korrespondenzblatt der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft 1900, Nr. 3 das Trepanieren des Schädels, wie es noch heutzutage bei äufseren Verletzungen des Schädels und inneren Krankheiten, wie Neuralgie, Irrsinn, heftigen Kopfschmerzen und der von den „Volksmedici" diagnostizierten Gehirnentzündung in Altserbien und Albanien geübt wird. Früher wurde auch in der Herzegowina und in Montenegro, sowie in Süddalmatien trepaniert. Seit 1856 ist dasselbe in Montenegro verboten, bestand aber im geheimen noch fort. Jetzt gehen die „Berufsmedig" am liebsten nach Altserbien und Toskanien (eine albanesische Gegend), wo sich die Leute, unbehindert von der türkischen Obrigkeit, trepanieren lassen. In Serbien war das Trepanieren nach Trojanović nicht üblich. Um die Blutrache hintan zu halten und den armen Leuten es zu ermöglichen, von der Zahlung des verhältnismäfsig hohen Blutgeldes (168 Thaler und 3 Piaster) entbunden zu werden, konnte in Montenegro zur „gütlichen" Beilegung des Streites der Senat („Kuluk" oder „Veliki Sud") gesetzlich bestimmen, dafs sich der Urheber der Verletzung in gleicher Weise trepanieren lasse, wie der von ihm Verletzte, man nennt das „prebiti šaru za šaru". Die Trepanation wird von gewöhnlichen Leuten ausgeübt, welche „Medig" oder „Doktor" genannt werden; die Kunst zu trepanieren war in einigen Familien erblich. Als Instrument diente eine ganz einfache Stahlröhre, unten mit kleinen scharfen Zähnen, die Trepaniersäge, „šara" (vom albanesischen šār = die Säge) oder trepanj. Die Trepanation heifst bei den Serben šaronjarje, trapanje, trapananje oder trapavanje. In Montenegro wird der grofse Bohrer trapao genannt. Hinsichtlich der Art und Weise, wie die Trepanation vorgenommen wird, sei auf den Aufsatz selbst verwiesen.

Dr. F. Birkner.

— Der Kopf eines Waldbisons (Bison americanus athabascae) ist kürzlich von dem naturhistorischen Museum in New-York erworben worden. Verglichen mit dem jetzt ausgerotteten Bison der Prairieen ist der Waldbison gröfser und die Basis seiner Hörner ist verhältnismäfsig dicker. Im Jahre 1894 hatte man am Grofsen Sklaven-See noch einige hundert Waldbisons beobachtet, im Jahre 1899 waren nur noch gegen fünfzig vorhanden, so dafs auch diese Art des Grofswildes Amerikas demnächst aussterben dürfte. (Nature, 10. May 1900, p. 35.)

Verantwortl. Redakteur: Dr. R. Andree, Braunschweig, Fallerslebertbor-Promenade 13. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEBER: DR. RICHARD ANDREE. VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXVII. Nr. 22. BRAUNSCHWEIG. 16. Juni 1900.

Die deutsche Tiefsee-Expedition auf dem Dampfer „Valdivia“ im südlichen Eismeer[1]).

Von Dr. Gerhard Schott. Hamburg, Seewarte.

Hierzu 1 Kartenskizze und 10 Abbildungen[2]).

I.

Am 13. November 1898, einem Sonntagmorgen, war es, als die „Valdivia“ im schönsten Frühlingssonnenschein aus den Molen des Hafens von Kapstadt dampfte und bald, sowie man gut frei von jedem Land war, einen Kurs aufnahm, der direkt nach jener Meeresgegend führen sollte, wo auf den Seekarten „Bouvet Island“, „Thompson Island“ und „Lindsay Island“ mit einem P. D. (Position Doubtful) verzeichnet sind. Vielleicht zum erstenmal versuchte damit ein lediglich auf die Dampfkraft angewiesenes Hochseeschiff zum südlichen Eismeere vorzudringen, oft gegen Wind, Sturm und Strom mühsam ankämpfend, immer auf möglichst direktem Wege; SSW$^1/_2$W war die Losung fast für volle 14 Tage.

Selbstverständlich war bei den Arbeitszielen der unter Prof. Chuns Leitung stehenden Expedition die Aufsuchung der Gegend der Bouvet-Insel nicht Selbstzweck, auch nicht einmal Hauptzweck. Der Gesichtspunkt, welcher dabei verfolgt wurde, war vielmehr in erster Linie darin gegeben, dafs wir auf Wegen zum Eismeerrande gelangen wollten, die möglichst verschieden von denen der zwei früheren Tiefsee-Expeditionen waren, d. h. der „Gazelle“- und der „Challenger“-Expedition; die beiden genannten Schiffe, deren Routen die beigegebene Karte auch erkennen läfst, haben in der Hauptsache noch gesegelt und sind deshalb zwischen Kapstadt und Kerguelen vor den daselbst vorherrschenden stürmischen Westwinden ostsüdostwärts gegangen, notwendigerweise, wenn sie nicht sehr viel Zeit für die Fahrt aufwenden wollten. Daher lag es für uns nahe, auf einem sehr grofsen, nach Südwesten und Süden geschwungenen Bogen und Umwege Kerguelen zuzustreben, und das Bouvet-Problem, so zu sagen auf dem Wege liegend, wurde mit in das Programm aufgenommen als ein wünschenswerter, aber nicht notwendiger Bestandteil desselben.

Die „Valdivia“, ein Oceandampfer der Neuzeit, hat nun ihren Kurs ohne Rücksicht auf meteorologische Verhältnisse fast immer durchhalten können, obschon auch sie mehrmals infolge schwerer, hoher See „beidrehen“, d. h. mit dem Bug gegen die See bei langsam gehender Maschine liegen mufste, und sie hat nur dem Eise weichen müssen; denn als Schiff aus Stahl und nicht aus Holz durfte sie, zumal ohne Takelage, es nicht riskieren, vom Eise vollständig eingeschlossen zu werden, und noch weniger durfte hier in diesen vom Weltverkehr weit entfernten Meeresgebieten eine Havarie der Schiffsmaschine oder Schiffsschraube eintreten.

Die Fahrtstrecke, welche im folgenden geschildert werden soll — Kapstadt-Bouvet-Eisgrenze-Kerguelen —, ist in 42 Tagen zurückgelegt worden; sie hätte vielleicht in der halben Zeit abgefahren werden können, wenn man die Reise forciert hätte, was aus mehreren Gründen gänzlich unpraktisch gewesen wäre. Erstens einmal fuhr das Schiff immer nur mit reduzierter Dampfkraft, um Kohlen zu sparen; zweitens sollten zwischen den einzelnen Stationen, wo wissenschaftliche Arbeiten ausgeführt wurden, nicht zu grofse Entfernungen liegen, und drittens mufste in einem mit schwimmenden Eisbergen, Treib- und Packeis erfüllten Meere, in dem noch obendrein fast täglich auftretende Schneeböen und dichte Nebel die Umschau erschwerten oder unmöglich machten, unter allen Umständen langsam und vorsichtig gefahren werden.

Die wochenlange Irrfahrt des Dampfers „Bulgaria“ nicht weit ab von der grofsen Heerestrafse zwischen Europa und New York zeigt, wie schon in dem Nordatlantischen Ocean innerhalb der befahrensten Zone aller Meere ein hülflos treibendes Schiff verschwinden kann; wie gänzlich aussichtslos wäre das Suchen nach der „Valdivia“ da unten im fernen Süden gewesen!

Solche und ähnliche Erwägungen müssen bei einer

---

[1]) Da es mir nicht möglich gewesen ist, der im „Globus“, Bd. 73 (1898), S. 231 von der Redaktion ausgesprochenen Erwartung nachzukommen und schon während der Reise aufseramtliche Berichte zu geben, so benutze ich jetzt gern die gegebene Möglichkeit zur Veröffentlichung einer für weitere geographisch interessierte Kreise berechneten kleinen Skizze. Die fachwissenschaftlichen Resultate unserer Eismeerfahrt sollen an anderer Stelle behandelt werden. Alle bisher vorliegenden offiziellen Berichte über den Verlauf und die Ergebnisse der Tiefsee-Expedition, welche von dem Leiter Prof. Chun, dem Oceanographen Dr. Schott, und dem Navigationsoffizier Sachse erstattet wurden, sind in dem 2. Hefte des 34. Bandes der „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin“ zusammengefafst veröffentlicht worden.

[2]) Für die sehr freundliche Überlassung der von Herrn Dr. Apstein und Herrn Sachse gemachten photographischen Aufnahmen zur Verwendung in diesem Aufsatze sage ich auch an dieser Stelle den genannten Herren verbindlichen Dank.

Reiseweg der „Valdivia" im südlichen Eismeer.
15. November 1898 bis 2. Januar 1899.

Betrachtung des Reiseweges der Tiefsee-Expedition zwischen Kapstadt und Kerguelen in erster Linie angestellt werden und sind auch bei der Durchführung mafsgebend gewesen.

Das erfreulichste Moment bei der Fahrt, wie sie sich gestaltet hat, ist nun besonders dies, dafs in geographischer Hinsicht die an den Vorstofs zur Eisgrenze geknüpften Erwartungen recht beträchtlich übertroffen worden sind. Als der Reiseplan im Winter 1897/98 ausgearbeitet wurde, konnte man unter Berücksichtigung der seit 1892 in fast ununterbrochener Reihe gekommenen, sehr ungünstigen Eisberichte vom Südatlantischen und Südindischen Ocean nur annehmen, dafs die „Valdivia" bis etwa 50° südl. Br. würde gelangen können: in Wirklichkeit sind wir bis 64° 14′ südl. Br., also um 1500 km in geographischer Breite südlicher, bis in die Nähe des südlichen Polarkreises vorgedrungen, und was viel wertvoller ist, die Eismeergegend konnte auf einer rund 5000 km langen Strecke von fast 0° bis 63° östl. L. erforscht werden.

Wenden wir uns nun zu den Einzelheiten der Reise, wobei schon hier auf den am Schlusse des zweiten Abschnittes angefügten Auszug aus dem meteorologischen Schiffsjournal verwiesen wird.

1. Von Kapstadt nach der Bouvet-Insel.

In den ersten Tagen nach dem Verlassen von Kapstadt war das Wetter ziemlich gut; bis 40° südl. Br. hin befand sich jedoch gerade in diesen Tagen das Schiff in einem ungewöhnlich stark nach Nordosten fliefsenden Strome, der uns innerhalb 48 Stunden um nicht weniger als 150 km zurücktrieb und offenbar auch die Veranlassung zu den auffallenden Sprüngen in der Wassertemperatur gab, welche seit dem 16. November morgens beobachtet wurden und häufig in so aufserordentlich kurzen Distanzen nach Raum und Zeit auftraten, dafs wir mit den Beobachtungen kaum zu folgen vermochten; 12,6° C. um 7 Uhr morgens, 17,0° um 8 Uhr morgens, 10,9° um 8 Uhr abends des 16. November sind als Stichproben herausgegriffene Werte, die so zu erklären sein dürften, dafs die hohen Temperaturen den letzten Ausläufern der warmen Agulhasströmung zugehören, die niedrigen der von Süden kommenden antarktischen Trift, welche das Vorwärtskommen unseres Schiffes beeinträchtigte und in ihrem weiteren, nordwärts gerichteten Verlaufe den Benguelastrom bildet. Dabei war noch ein Umstand beachtenswert, den wir einige Male in diesen Tagen sicher feststellen konnten, dafs nämlich gerade die Warmwasserstellen grüne Farbe zeigten, die kalten Striche aber blaue; meist ist es ja auf See gerade umgekehrt, so besonders in den Tropen. Hier nun lagen wohl grünliche Verfärbungen des warmen Wassers vor, die auf Planktonwucherungen zurückzuführen und vom Verfasser schon bei einer früheren Reise um das Kap der Guten Hoffnung im Juli 1892 gerade im Agulhasstrom bemerkt worden sind.

In diesem Mischgebiete zweier Ströme machten die Lufttemperaturen den Wechsel der Wassertemperaturen nicht mit, vielmehr war für sie offenbar hauptsächlich die Windrichtung mafsgebend. Mit nördlichen Winden war die Luftwärme noch bis fast zum 40. Breitengrade hin etwa 15 bis 17° C., fiel danach aber schnell mit südlichen Winden auf 10° und darunter und blieb dann dauernd niedrig, als wir mit etwa 47° südl. Br. ausschliefslich in kaltem Wasser südwärts dampften. Es ist lehrreich, in Kürze die Lufttemperaturen nebeneinander zu stellen, die wir von Kamerun an bis nach dem eisumstarrten Bouvet-Lande angetroffen haben, denn der „Valdivia"-Kurs war für die ganze Strecke ungefähr Nord-Süd gerichtet und es haben sich die auffallendsten Anomalien der Luftwärme gezeigt, Anomalien sowohl im Vergleich mit den Verhältnissen auf der Nordhalbkugel als mit denen der gegenüberliegenden westlichen Hälfte des Südatlantischen Oceans.

In Kamerun zeigte das Psychrometer eine Temperatur von rund 25° C. und eine sehr hohe relative Feuchtigkeit; die noch voll herrschende Regenzeit liefs keine höhere Temperatur aufkommen. (Mitte September, 4° nördl. Br.)

An der Congomündung war die Temperatur ein klein wenig niedriger, meist zwischen 22 und 24° C. (Anfang Oktober, 6° südl. Br.)

In der grofsen Fischbai betrug die Luftwärme nur noch 14 bis 16° (!) C., und dies auf 16° südl. Br., Mitte Oktober, als wir uns dem südlichen Sommer näherten, und obwohl die Sonnenhöhe seit Kamerun fast immer die gleiche geblieben war! 14 bis 16° C. ist weniger als die Mitteltemperatur des Juli in Mitteldeutschland und eine Temperatur, die, verglichen mit den Temperaturen der brasilianischen Seite (Cuyaba, auch auf 16° südl. Br. im Innern gelegen, hat im Oktober 27° C., Rio de Janeiro, obwohl noch sieben Breitengrade südlicher gelegen, hat über 20° C.) nur durch ganz aufsergewöhnlich starke lokale Abkühlung erklärt werden kann. Als solche ist neben der kühlen Meeresströmung noch das Aufquellen von kaltem Tiefenwasser für diese grofse Fischbucht zu nennen.

Im Kapland (34° südl. Br.) war die Luftwärme, obschon wir volle 18 Breitengrade südlicher jetzt waren als in der grofsen Fischbucht, wieder gröfser, sie stieg im Hafen von Kapstadt sowohl als auch im Agulhasstrome am 1. November zeitweise auf über 20°.

Auf 40° südl. Br. beobachteten wir noch 10 bis 11° C.,

auf 45° südl. Br. 6 bis 7° C.,

auf 50° südl. Br. 3° C.,

bei der Bouvet-Insel war 0° erreicht und mit Schnee und Hagelstürmen fiel hier, auf 54° südl. Br., das Thermometer gegen Ende November, zu Beginn des südlichen Sommers, auf Grade unter Null. Auf die Nordhalbkugel in ungefähr gleiche geographische Länge und Breite sowie für die entsprechende Jahreszeit übertragen, würden die Wärmeverhältnisse der Bouvet-Gegend bedeuten, dafs im Juni in Norddeutschland, speciell in Schleswig-Holstein etwa, Schneefälle und Temperaturwerte unter dem Gefrierpunkte im Niveau des Meeresspiegels an der Tagesordnung wären.

Es ist nützlich, sich immer wieder an solchen Vergleichen die ungeheuren klimatischen Verschiedenheiten mancher auf gleicher Breite gelegenen Erdgegenden klar zu machen; wir erhalten zugleich in unserem Falle eine Erklärung dafür, dafs die Bouvet-Insel vollständig vergletschert, unter Schnee und Eis begraben ist.

Die Abkühlung der Luft um rund 20° C., die wir innerhalb 12 Tagen zwischen Kapstadt und Bouvet durchmachten, war begreiflicherweise für alle Insassen der „Valdivia" recht empfindlich, zumal da mit der sinkenden Temperatur meist grofse Windstärken verbunden waren. Die südlich von 47° südl. Br. fast ununterbrochen wehenden schweren Weststürme waren es erst, welche die Situation oft recht ungemütlich gestalteten; sie trieben, wenn man stundenlang an der Lotmaschine oder den Dampfwinden für die Netzfischerei zu stehen hatte, die Schneekrystalle und Hagelkörner mit Gewalt in das Gesicht und man konnte, halb erstarrt, kaum noch die nötigen Notizen machen. Dazu kam, dafs die

Mehrzahl der Expeditionsmitglieder noch nicht die Nachwehen einer von Kamerun stammenden, recht schweren Malariainfektion überwunden hatte und noch hier, mitten zwischen Eis, die Recidive des Tropenfiebers aber es forderte sorgfältige Überlegung und längere Arbeit, in den Instrumenten-, Mikroskopier- und Konservierungsräumen die Hunderte von Flaschen, Gläsern und kostbaren, unersetzlichen Apparate vor Beschädigung



Fig. 1. Tafelförmiger Eisberg mit Grotte.
Gesehen am 14. Dezbr. 1898 9^h a. m. in 60° 13′ südl. Br., 52° 55′ östl. L. Höhe 45 m, Länge 550 m.

fast regelmäfsig alle 3 Wochen ihre Opfer für 2 bis 3 Tage arbeitsunfähig machten; erst jenseits des Eisgebietes, kurz vor dem Erreichen von Sumatra, also nach etwa 4 Monaten, verschwanden die Erscheinungen des Kamerunfiebers so gut wie vollständig.

Bei dem Kurse nach SSW$^1/_2$W, welcher ungefähr quer gegen die Richtung des ostsüdostwärts laufenden, hier vorherrschenden und meist gewaltig hohen Seeganges und der Dünung ging, rollte der Dampfer oft tagelang in einer schauderhaften Weise; am schlimmsten aber waren wohl mehrere Tage vor dem Erreichen der Bouvet-Insel, in denen auch die Geduld seegewohnter zu bewahren und gegen Bewegung zu sichern; trotzdem wufste eine Unzahl von Gegenständen stets es so einzurichten, dafs sie immer von neuem, hurtig mit Donnergepolter, Tag und Nacht von Backbord nach Steuerbord und nach 4 bis 5 Sekunden wieder zurück nach Backbord steuerten, mit der Regelmäfsigkeit einer astronomischen Pendeluhr.

Die durch den Salon und die Kabinengänge gelegte Dampfheizung schaffte eine sehr angenehme Temperatur, und während draufsen unter Schnee und Nebel in die Nacht hinein die Dampfpfeife ertönte, deren Ton durch das Echo in der Nähe treibende Eisberge dem wache-

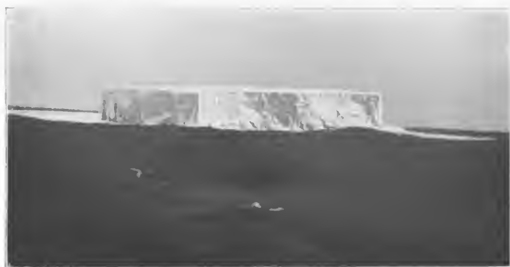


Fig. 2. Tafelförmiger Eisberg.
Gesehen am 19. Dezember 1898, Mittags, in 61° 22′ südl. Br., 61° 40′ östl. Länge. Höhe etwa 30 m.

Männer auf eine ungewöhnliche Probe gestellt wurde. Dafs Tintenfässer und gelegentlich auch gelehrte Herren sich friedlich zusammen auf dem Fufsboden des Salons rutschend begegneten, war noch das Wenigste: habenden Offizier verraten sollte, wurden eifrigst die die Antarktis und speciell die antarktischen Eisverhältnisse betreffenden Werke studiert. Tagsüber gab aufser den unausgesetzt fortgehenden wissenschaftlichen

Arbeiten der Fang von Albatrossen, Kaptauben u. s. w. willkommene Abwechselung.

Die Spannung stieg aufserordentlich, als die „Valdivia“ am 24. November in eiskaltes Wasser von — 0,5°, ja — 1° C. gelangte und noch kein Eis zu sehen war: durch den unerwartet ungestörten Fortgang verleitet, meinten wir nun bis mindestens 60° südl. Br. hin, frei von Eis, dampfen zu können. Die Spannung stieg noch höher, als wir über die Positionen hinwegkamen, unter denen die Thompson-Insel, Liverpool-Insel und Lindsay-Insel liegen sollten, und nichts zu sehen war, weder Land noch Eis. Aber am 25. November mittags bei hoher See und Sturm aus Nordwesten erschienen die ersten Treibeisstückchen, gleich darauf der erste Eisberg, und wenige Stunden später tauchte hinter einer sich lösenden Nebelwand auch die Bouvet-Insel auf in ihrer ganzen antarktischen Pracht. Die nächsten Tage wurden zur weiteren Untersuchung der Insel und ihrer Nachbarschaft verwendet, es herrschte ohne Unterlafs ein schauderhaftes Wetter.

Da hier nur einige Skizzen über den äufseren Verlauf der Fahrt gegeben werden sollen, kann es meine Absicht nicht sein, auf die wissenschaftlichen Arbeiten und ihre Resultate näher einzugehen; auch hinsichtlich der für die Wiederauffindung der Bouvet-Insel wichtigen geographischen Gesichtspunkte möchte ich auf die oben erwähnte Sammlung der Expeditionsberichte [3]) verweisen.

Als wir dann am Abend des 28. November von der Insel weg südostwärts dampften, begann der zweite Teil der Fahrt nach Kerguelen, der

2. am Rande des Südpolareises

entlang führte und im ganzen 24 Tage beanspruchte; denn am 25. November kurz vor der Bouvet-Insel sahen wir das erste Eis, das letzte aber am 19. Dezember in rund 61° südl. Br. und 61° östl. L. auf dem nordwärts nach Kerguelen gerichteten Kurse.

Die Grenzen, welche unserem Vordringen im Eismeer schon vermöge der Beschaffenheit des Expeditionsschiffes gesteckt und welche auch in den Zielen der Tiefsee-Expedition selbst gegeben waren, sind bereits angedeutet worden [4]); die auf der Kartenskizze eingezeichnete Kurslinie giebt demnach für die damalige Zeit ziemlich genau die Nordgrenze des Treibeises und des häufigen Vorkommens von Eisbergen an.

Den **Eisbergen** kann ja ein Dampfschiff, so lange das Wetter sichtig ist, immer gut ausweichen; man hat nur Vorsicht vor den meist in der Nähe, zumal auf der Leeseite (Windschutzseite) treibenden, vom Berge abgestürzten kleinen Stücken zu beobachten, die einem eisernen Schiff schon sehr gefährlich werden können, da das Süfswassereis (Gletschereis), um das es sich handelt, vergleichsweise hart ist. Anfangs wagte der Kapitän nur in ziemlich grofsem Abstande an die Eisberge heranzugehen; man kann ja auch nie wissen, ob nicht ein unter Wasser weit vorspringender Eisfufs den Schiffsrumpf bedroht; doch wurde mit der Zeit der Abstand immer kleiner genommen, um diese in ihrer majestätischen Ruhe und Unnahbarkeit imposanten Eisriesen möglichst genau betrachten zu können. Nie ist es möglich gewesen, trotz der in der Eisregion häufig sehr ruhigen See, einen Versuch zu einer Landung auf einem Eisberge zu machen; entweder war kein niedriges Vorland vorhanden oder es lief an dem Eis doch der oceanische „Schwell“, die Dünung, brandend in die Höhe. Dagegen wurde zweimal ein Boot ausgesetzt, am 7. Dezember, um einen grofsen und sehr regelmäfsig geformten Berg von allen Seiten zu photographieren, am 16. Dezember, um im Packeis von einem mit erdigen Bestandteilen versetzten Stück Eis Proben abzuschlagen.



Fig. 3. Verwitterter Eisberg mit Schichtung.
Gesehen am 1. Dezbr. 1898, 4h p. m. in 56° 26′ südl. Br., 11° 17′ östl. L. Höhe etwa 40 m, Länge 110 m.

In einem „Eisbergjournal“ wurde seitens der die Wache gehenden Offiziere die geographische Lage jedes in Sicht kommenden Berges notiert, ferner wurden die Gröfsen- und Formenverhältnisse abgeschätzt, manchmal auch berechnet unter Benutzung des mit dem Sextanten gemessenen Elevationswinkels und der durch den Schall der Dampfpfeife oder einen Büchsenschufs ermittelten Entfernung.

Meist waren die Eisberge noch mehrere Fufs hoch mit Schnee bedeckt, besonders natürlich die, welche noch nicht viele Lagenveränderungen erlitten hatten. Die hier beigegebenen Abbildungen geben Beispiele

(Fortsetzung des Textes auf Seite 351.)

[3]) Siehe oben S. 345, Anm. 1.

[4]) Siehe oben S. 345.

Journalauszug

für die Reise: Kapstadt — Bouvet-Insel — Eismeer — Kerguelen und St. Paul, Neu-Amsterdam.

13. November 1898 bis 4. Januar 1899.

Datum 1898	Mittagsort des Schiffes		Tageszeit	Lufttemper. °C.	Wassertemper. °C.	rw. Windrichtg. u. Stärke (0—12)		Bemerkungen
Nov.	—	—	—	—	—	—	—	7h 30m a. m. am 13. Novbr. dampften von Kapstadt seewärts nach Süden. Hatten in den nächsten acht Tagen häufig schwere Gegenwinde und harten Strom nach NNO, der uns in 48 Stunden um 150 km zurücktrieb.
20.	46° 39′	s. Br.	8 a	8,0	7,8	NzW	5	Stoppten zum Loten von 5½ bis 7 a. Seit 5 p zunehmender Sturm. Lagen beigedreht wegen schweren Sturm von 7h p bis zum 21. um 2 p.
	11° 6′	ö. Lg.	8 p	6,8	4,9	NzW	10	
21.	47° 21′	s. Br.	8 a	3,7	4,2	WSW	9	
	10° 3′	ö. Lg.	8 p	2,9	3,2	SWzW	6	
22.	48° 59′	s. Br.	8 a	3,9	3,0	N	4	Viel dichter Nebel. Stoppten zum Loten und Fischen von 9 bis 11½ a. Stoppten nachts zeitweise wegen Nebel und Eisgefahr.
	8° 48′	ö. Lg.	8 p	3,2	1,5	N	4	
23.	51° 34′	s. Br.	8 a	3,3	1,2	N	7	Nebel und Regen; von Mittag an aufklarend. Stoppten zum Loten von 6 bis 7½ a.
	7° 12′	ö. Lg.	8 p	1,7	0,5	WNW	6	
24.	53° 56′	s. Br.	8 a	1,3	— 0,8	NNO	6	Trübe, nebelig, regnerisch. Stoppten zeitweise wegen Nebel und von 5½ bis 9 a zum Loten und Fischen. Nachmittags Nordsturm.
	5° 39′	ö. Lg.	8 p	0,2	— 0,8	N	7	
25.	54° 30′	s. Br.	8 a	0,7	— 1,0	NWzN	8	Sturm mit Schneegestöber. Loteten 6 bis 7½ a. Erste Eisberge passiert. 8h 30m p. m. sichteten Bouvet-Insel. Trieben nachts in Lee der Insel.
	4° 3′	ö. Lg.	8 p	0,5	— 0,2	WzN	4	
26.	Rings um die		8 a	— 0,3	— 0,4	WzN	8	Fast stets Sturm mit Schneegestöber. Von 2½ p an loteten und fischten in Lee der Insel. Gingen 10 p nach NNO auf Suche nach Thompson I.
	Bouvet-Insel		8 p	0,0	— 1,0	WzN	6	
27.	53° 50′	s. Br.	8 a	0,5	— 0,2	NWzN	7	Stürmisch mit Schnee, Regen, Nebel. Loteten 6 bis 7 a. Lagen zeitweise beigedreht.
	3° 57′	ö. Lg.	8 p	— 0,7	— 0,2	NWzW	7	
28.	54° 20′	s. Br.	8 a	0,0	— 0,8	WzN	8	Gewaltig hohe See, Schneesturm. Loteten und fischten von Mittag bis 7 p wieder bei der Insel.
	3° 24′	ö. Lg.	8 p	— 1,0	— 0,9	N	6	
29.	55° 14′	s. Br.	8 a	— 0,5	— 0,4	SSW	3	Stoppten zum Loten und Fischen von 5½ a bis 2 p. Passierten mehrere Eisberge. Viel Schnee, abends schwere Schneeböen.
	4° 55′	ö. Lg.	8 p	— 1,3	— 1,0	SSW	7	
30.	56° 37′	s. Br.	8 a	— 1,1	— 1,3	SWzW	7	Stoppten zum Loten und Fischen von 5½ bis 10¼ a. Schneeböen, Eisberge und Treibeis. Mufsten durch Treibeis und oft Kurs ändern. Abends klares Wetter.
	7° 43′	ö. Lg.	8 p	— 1,7	— 1,4	SWzW	5	
Dez. 1.	56° 16′	s. Br.	8 a	— 1,3	— 1,2	SW	7	Stoppten von 11¾ a bis 1¼ p zum Loten. Eisberge und Treibeisfelder ringsum. Harter Sturm.
	10° 53′	ö. Lg.	8 p	— 1,9	— 1,8	SW	8	
2.	56° 29′	s. Br.	8 a	— 1,6	— 1,7	SW	7	Eisberge und Treibeis überall. Stoppten zum Loten und Fischen von 6½ a bis 5¾ p. Nachts zum 3. zeitweise von Eis eingeschlossen, lagen beigedreht.
	14° 28′	ö. Lg.	8 p	— 0,3	— 1,3	W	2	
3.	55° 59′	s. Br.	8 a	— 0,9	— 1,0	WNW	4	Beständig Schneefall. p. m. Nebel. Eisberge und Treibeis. Fischten von 7 a bis 1 p.
	16° 0′	ö. Lg.	8 p	— 0,5	— 1,2	WNW	4	
4.	55° 32′	s. Br.	8 a	0,0	— 1,2	NNW	3	Eisberge. Schneegestöber. Treibeis. Loteten von 6½ bis 7¼ a.
	18° 59′	ö. Lg.	8 p	— 1,9	— 1,6	NOzO	6	
5.	55° 2′	s. Br.	8 a	— 0,5	— 1,0	NWzN	3	Stoppten zum Fischen von 8½ bis 11¾ a. Oefters Schnee. Eisberge. Treibeis. Seit 2½ p dichter Nebel.
	21° 12′	ö. Lg.	8 p	— 0,5	— 0,8	Still u. SE	1	
6.	55° 36′	s. Br.	8 a	— 1,0	— 0,8	SWzS	5	Einige Eisberge. Stoppten zum Loten von 4 bis 5½ p.
	25° 50′	ö. Lg.	8 p	— 1,2	— 0,4	WzS	3	
7.	55° 23′	s. Br.	8 a	— 1,1	— 0,6	Still		Einige Eisberge. Stoppten von 5½ bis 10¾ a zum Loten und Fischen und von 2½ bis 5¼ p bei einem Eisberge.
	29° 19′	ö. Lg.	8 p	— 1,1	— 0,4	SWzS	2	
8.	56° 50′	s. Br.	8 a	— 0,6	— 0,8	WzN	2	Stoppten zum Loten und Fischen von 5½ bis 10¼ a. Ständig leichter Schneefall. Nur einige wenige Eisberge.
	32° 23′	ö. Lg.	8 p	0,1	— 0,2	NNW	3	
9.	58° 21′	s. Br.	8 a	— 0,3	— 0,5	NNO	5	Fast immer Schneegestöber, abends mit dichtem Nebel. Nur wenige Eisberge. Stoppten zum Loten von 5½ bis 7¼ a.
	36° 37′	ö. Lg.	8 p	— 0,8	— 1,2	NO	4	
10.	59° 19′	s. Br.	8 a	— 0,8	— 1,0	NO	4	Sehr viel dichter Nebel. Schneeschauer. Loteten und fischten von 5½ bis 12 a. Stiessen mittags wieder auf Eisfelder und grosse Eisberge. Nachts ganz vom Eis umschlossen.
	40° 26′	ö. Lg.	8 p	— 0,5	— 1,2	NNW	2	
11.	58° 32′	s. Br.	8 a	— 0,1	— 1,2	NW	3	Stoppten zum Loten von 5½ bis 8 a. Zunehmendes Treibeis und viele Eisberge. Schönes, klares Wetter.
	43° 37′	ö. Lg.	8 p	— 0,5	— 0,6	NNW	3	
12.	59° 1′	s. Br.	8 a	+ 0,1	— 0,2	ONO	4	Stoppten zum Loten und Fischen von 5½ bis 12 a. a. m. gutes Wetter, p. m. stürmisch mit Schneetreiben.
	47° 34′	ö. Lg.	8 p	— 0,9	— 0,6	NO	7	
13.	60° 3′	s. Br.	8 a	— 0,7	— 1,4	N	7	Stoppten von 5½ bis 7¼ a zum Loten. Stürmisch mit vielfach heftigem Schneetreiben. Grosse Treibeisfelder.
	50° 7′	ö. Lg.	8 p	— 0,9	— 1,2	ONO	7	
14.	60° 34′	s. Br.	8 a	— 0,7	— 1,1	NO	7	Viele grosse Eisberge, Treibeis. Schneefall und abends dichter Nebel.
	52° 55′	ö. Lg.	8 p	— 0,8	— 1,2	NO	3	
15.	62° 26′	s. Br.	8 a	— 0,3	— 1,0	OSO	1	Stoppten zum Loten und Fischen von 5½ bis 12 a. Nachts und bis 2 p Nebel. Dann unsichtig bei starkem Schneefall. Viele Eisberge. Einige Packeisschollen.
	53° 10′	ö. Lg.	8 p	— 1,5	— 1,3	O	4—5	
16.	63° 44′	s. Br.	8 a	— 1,3	— 1,2	O	4	Waren gegen 2 a gänzlich im Packeis. Dazu viele Eisberge; südlichster Ort: 64° 14′ südl. Br., 54° 31′ östl. Lge. Mufsten umkehren, kamen mit Mühe aus dem schweren Packeis heraus. Loteten 2 a und fischten 2 p. Taghelle Nacht.
	54° 20′	ö. Lg.	8 p	— 0,3	— 1,0	O	4	

Datum 1898	Mittagsort des Schiffes		Tageszeit	Lufttemper. °C.	Wassertemper. °C.	rw. Windrichtg. u. Stärke (0—12)		Bemerkungen
Dez. 17.	63° 17′ 57° 51′	s. Br. ö. Lg.	8 a 8 p	— 0,5 — 0,9	— 1,0 — 0,9	ONO NO	4 3	Stoppten zum Loten und Fischen von 5½ a bis 5½ p. Schneeschauer. Eisberge. Packeisschollen. Gegen Abend dichter Nebel.
18.	62° 39′ 59° 24′	s. Br. ö. Lg.	8 a 8 p	— 0,8 — 0,5	— 0,8 — 0,6	ONO ONO	9 8—6	Stoppten bei Schneesturm zum Temp.-Messen von 5½ bis 7 a. Eisberge. Eisblöcke. Sehr heftiger Schneesturm tagsüber. Abends dazu dichter Nebel.
19.	61° 22′ 61° 42′	s. Br. ö. Lg.	8 a 8 p	— 0,2 0,1	— 0,7 — 0,5	NOzO NOzO	4 6	Loteten von 5½ bis 7 a. Eisberge. Abends zunehmender Wind mit Schneeschauern.
20.	60° 0′ 63° 21′	s. Br. ö. Lg.	8 a 8 p	0,1 — 0,1	0,0 0,0	O ONO	10 9—8	Sehr heftiger Schneesturm mit gewaltig hoher See; schwere Böen. Lagen beigedreht.
21.	58° 22′ 65° 18′	s. Br. ö. Lg.	8 a 8 p	0,7 0,9	0,2 1,2	NzO NzO	3 3	Hohe Dünung. Loteten von 5½ bis 7 a. Besseres Wetter.
22.	55° 51′ 67° 6′	s. Br. ö. Lg.	8 a 8 p	0,7 2,1	0,8 1,0	ONO NO	7 8—7	Loteten von 5½ bis 6½ a. Tagsüber wieder heftiger Schneesturm mit hoher See.
23.	54° 30′ 67° 39′	s. Br. ö. Lg.	8 a 8 a	0,3 1,7	1,2 2,0	WNW NNO	9 6	Loteten von 5½ bis 7 a. Sehr hohe See, schwerer Sturm mit Schneeböen. Lagen beigedreht.
24.	52° 14′ 69° 29′	s. Br. ö. Lg.	8 a 8 p	2,1 2,3	2,0 2,4	NW W	3 4	Loteten 5½ a und 3½ p. Sehr hohe Dünung.
25.	49° 3′ 70° 30′	s. Br. ö. Lg.	8 a —	2,5 —	2,5 —	WSW —	9 —	Harter Sturm unter Kerguelens Ostküste. Ankerten 4½ p im „Gazelle"-Basin.
—	—	—	—	—	—	—	—	Aufenthalt auf Kerguelen bis 29. Dezember. Lufttemperatur: 2—4° C.
30.	47° 22′ 70° 55′	s. Br. ö. Lg.	8 a 8 p	7,1 4,5	3,8 4,1	W W	7 9—8	Tagsüber Sturm mit hochlaufender See. Wasser schmutzig grün.
31.	45° 27′ 73° 39′	s. Br. ö. Lg.	8 a 8 p	9,5 8,7	9,4 9,2	WNW W	8 8	Sturm mit hoher See. Lagen von 9 bis 12 a beigedreht.
—	—	—	—	—	—	—	—	Erreichten St. Paul am 3. Januar, Neu-Amsterdam am 4. Januar 1899 (bei Lufttemperaturen bis 17° C.).

sowohl für offenbar noch frische, kastenförmige Berge (s. Fig. 1 nud besonders 2), als anch für einen verwitterten, der sicher eine lange Reise hinter sich hatte und zugleich eine auffällige Schichtung der Eislagen erkennen läfst (s. Fig. 3). Je nach der Konsistenz des Eises hat ein Eisberg recht verschiedene Eintauchungstiefe, immerhin gelangen wir doch bei einer durchschnittlichen Höhe von 40 bis 60 m über Wasser zu Eismassen von 400 bis 500 m Mächtigkeit, bei einer Längserstreckung, die in einigen Fällen sicher 6 km erreichte.

Häufig waren an solchem Eiskolofs die wunderbarsten Farbeneffekte zu sehen. Das unter hohem Druck luftleer gewordene Eis sieht blendend weifs aus, blau das, in dem noch Luft enthalten ist, und so kann man alle Übergänge sehen; zumal in den Höhlen und Grotten solcher Berge ist herrlichstes Kobaltblau, das im innersten Teil in Schwarz übergeht, vorherrschend. Die weifse Farbe dieser Gletscherstücken wird noch sehr gehoben durch den fast stets aufserordentlich eintönigen, grauen Hintergrund, der von der See und den trüben einen nebelschweren Himmel dicht bedeckenden Wolken geschaffen wird.

Mehrmals safsen, als offenbar recht vergnügte Passagiere, Piguine auf den dem Eisberge öfters vorgelagerten niedrigeren Eisrändern, von denen aus förmliche Rutschbahnen zum Wasser führten, die von diesen Tieren benutzt werden, wenn sie auf Nahrungssuche in das Wasser zum Fischen gehen.

Das Treibeis war eine wesentlich andere Erscheinung; niedrige, häufig in unübersehbaren Feldern ausgedehnte Eismassen, unter Umständen eine Art Eisbrei bildend, wahrscheinlich ein Gemenge von Süfswassereisbrocken (Eisbergstücken) und Meerwassereis, waren sie für die „Valdivia" schon recht hinderlich und störend. Das gefährlichste Eis fanden wir aber vor Enderby-Land, als wir von der für dies Land angegebenen Position nur noch etwa um eine Entfernung ab waren, die gleich derjenigen zwischen Hamburg und Berlin (300 km) ist: schweres Packeis, in Schollen übereinander gelagerte Massen von grünlichem Meerwassereis, zwang uns zu sofortiger Umkehr, da hier ein Hindurchmanövrieren aussichtslos war. Auf der Karte sind die drei verschiedenen Arten Eis kenntlich gemacht und ist auch deren von uns angetroffene geographische Verteilung ersichtlich.

Während der gesamten Dauer der Eismeerfahrt war die Temperatur des Oberflächenwassers beträchtlich unter Null, sie sank bis auf — 1,7° C. Dabei war auf dem Meeresgrund, in den gewaltigen Tiefen von 5000 und mehr Meter, das Wasser relativ wärmer, die Temperatur betrug daselbst meist — 0,4° C.

Der Temperatur des eisigen Oberflächenwassers entsprach recht genau in dieser Meeresgegend die Lufttemperatur; sie bewegte sich meist in den Grenzen zwischen 0° und — 2,5° C. Diese an sich geringe Kälte genügte aber doch schon, um allerlei Übelstände an Bord hervorzubringen; die Dampfzuleitungsrohre an Deck froren ein, die Pumpe für Frischwasser mufste geschützt werden und auch die Süfswassertänks drohten einzufrieren: für letzteres war natürlich weniger die niedrige Lufttemperatur als vielmehr die grofse durchdringende Abkühlung mafsgebend, die der wochenlang in eiskaltem Wasser schwimmende Schiffskörper erfuhr.

Das winterliche Bild dieser Meeresgegend, die um diese Zeit aber Sommer hatte, — was man nicht vergessen wolle — wurde vervollständigt durch den sehr häufigen Schneefall. Solche Niederschläge hatten wir fast an jedem Tage zu verzeichnen, oft halbe Tage lang ohne Unterbrechung. Da im grofsen Durchschnitt das Wetter an der Eiskante viel besser war als auf jener oben beschriebenen Fahrtstrecke zwischen Kapstadt und Bouvet-Insel, ja da an vielen Tagen ganz schwacher Wind und sogar Windstille bei glatter See herrschten, so war der Schneefall erträglich; Schneestürme sind freilich im Eismeere auch vorgekommen, so am 12. und 13. Dezember in mäfsigem Grade, und besonders heftig

am 18., 20. und 22. Dezember, immer aus östlicher oder nordöstlicher Richtung, zum grofsen Unterschiede von den westlichen Stürmen zwischen Kapstadt und Bouvet-Insel einerseits und vor Kerguelen anderseits. Diese Schneestürme versetzten uns dann wie in den tiefsten Winter; aus dem Jalousiekasten, in dem die Thermometer hingen, mufste ich die hineingewehten Schneemassen entfernen: und dies nennt sich Sommer auf einer geographischen Breite von Stockholm—St. Petersburg!

Übrigens war die Grenze zwischen vorwiegend westlichen und vorwiegend östlichen Winden, auf die eben hingewiesen wurde, ziemlich genau unter dem 56. Breitengrade gelegen; ihr Verlauf im einzelnen nach unseren Erfahrungen ist auch auf dem Kärtchen niedergelegt.

Ein charakteristischer meteorologischer Faktor für diese Zeit war die schwere, graue Wolkendecke, die am Himmel fast ohne Unterlafs hing, Wolken, die so recht nach Schnee aussahen und nur eben für kurze Momente soweit sich lichteten, dafs die wichtigsten astronomischen Ortsbestimmungen möglich wurden. Erst unter 58° südl. Br. am 21. Dezember brach die Sonne wieder für einige Stunden zum erstenmal hindurch, stand der neue Mond als erstes Viertel strahlend am Himmel, und beide Gestirne wurden nach vierwöchiger Abwesenheit freudigst begrüfst.

Ein sehr häufiger und äufserst ungebetener Gast in der Zeit unserer Kreuztour am Eise war endlich der Nebel, der oft fast den ganzen Tag und die Nacht anhielt, jedenfalls aber gegen Abend fast auf die Stunde genau einfiel, gerade dann, wenn wir, mit Untersuchungen fertig, weiter die Nacht hindurch zur nächsten Station dampfen wollten.

Wie eindrücklich ist mir noch in der Erinnerung dies Bild aus dem südlichen Eismeere: es ist abends 10 Uhr noch ganz hell — haben wir doch auf 64° südl. Br. im Dezember ganz tageshelle Nächte bereits gehabt! —, man schaut noch einmal auf See hinaus, ehe man zur Ruhe, d. h. zur Koje geht. Langsam, so zu sagen Schritt für Schritt suchend, furcht die „Valdivia“ das Wasser, in welchem Eisbrocken schwimmen; durch den soeben nur schwachen Nebel sind die Umrisse eines gewaltigen Eisberges sichtbar; auf und ab auf der Brücke schreitet der Wache gehende Offizier, die Positionslaternen des Dampfers leuchten gleich wie in den befahrenen Meeren, und unheimlich brüllt in Absätzen von wenigen Minuten die Dampfspfeife über das nebelschwangere Wasser hin, um durch das Echo Warnung vor den Eisbergen zu bringen.

Nur wenige Vögel begleiten noch, geräuschlos fliegend, das Schiff. Freilich, die weifsen Albatrosse der stürmischen Westwindgegend südlich vom Kaplande sind gänzlich verschwunden; dagegen sind einige Exemplare der zierlichen Kaptauben auch im Eismeere meistens zu sehen. An die Stelle der weifsen Albatrosse sind zeitweise der Riesensturmvogel und der dunkle Albatrofs, sowie der kleine weifse Sturmvogel getreten; Pinguine springen ab und zu schreiend durch das Wasser — und weiter, immer weiter geht die Fahrt, in die Nacht hinein, die keine ist, aber vorwärts auf unbekannten Meerespfaden, wo fast jede einzelne Lotung, jeder Fischzug Überraschungen gebracht hat.

Zur Entwickelung des slavischen Speichers.

Von Karl Rhamm. Braunschweig.

V. (Schlufs.)

3. Die Kornspeicher der Südslaven und Russen.

Was nun die Zusammengehörigkeit des lepenec und lamus anbelangt, so könnte man diese Lehmspeicher als eine Eigentümlichkeit der Westslaven, d. h. Tschechen und Polen, ansehen, wenn schon nicht der hienzische Kitting Einspruch erhübe. Ist es schon kaum wahrscheinlich, dafs ein tschechischer Stamm bis an die Gestade der Donau gelangt ist, so bleibt kaum der geringste Zweifel daran, dafs der Kitting auf einem Grunde steht, der ehedem von den pannonischen Slovenen eingenommen war und zu diesen würden sich die Slovenen des alten Dakiens gesellen, wenn der Csongrader Flechtspeicher thatsächlich zu der grofsen Erbschaft zählt, die den Magyaren von ihren slavischen Vorgängern überkommen ist. Sodann aber läge bei der nahen Verwandtschaft gerade dieser Slovenen mit den Bulgaren die Vermutung nahe, dafs der Lehmspeicher auch auf die Speicher der Balkanhalbinsel verschlagen wäre und eine Andeutung von Ami Boué (La Turquie d'Europe III, p. 10) scheint in dieser Richtung zu deuten. „In Bulgarien“, heifst es, „an den Ufern der Donau giebt es derartige Speicher von Weidengeflecht, welche die Form von aufgeblasenen Zuckerhüten haben (granges en osier, qui ont la forme de pains de sucre renflés).“ Dagegen sind die geringen Nachrichten, die über die serbischen Verhältnisse vorliegen, nicht geeignet, eine solche Vermutung zu begründen. Im Gegenteil scheint es, dafs der Kornspeicher (ambar, hambar) gerade wie bei den Germanen, ein auch äufserlich bevorzugtes Gebäude darstellt, was natürlich besonders dort zu gelten hat, wo dem einen grofsen ambar des Hofes die kleinen Sondergaden gegenüberstehen. A. Boué giebt in der schon angezogenen Stelle einige allgemeine Bemerkungen über die Speicher der Türkei, die granges, wie er sie stets nennt statt grenier, obwohl nur letzterer, der Speicher, gemeint sein kann, da es Scheunen auf der ganzen Halbinsel nicht giebt. Nachdem er gesagt hat, dafs die Einwohner der Türkei ihre Ernte in kleinen, einfachen, von Weiden geflochtenen und mit einem Strohdach bedeckten granges unterbringen, — „das sind ihre koš oder ambar, der ambaria der Epiroten, der ampari der Griechen, der hangar der Franzosen“ —, fährt er fort: „Der ambar kann in seiner Konstruktion einige Planken zulassen und vermittelst hölzerner oder steinerner Stützen über die Erde erhoben sein, während der koš lediglich ein Behälter von Flechtwerk ist [28]). Hier wird eine Ungenauigkeit oder ein Mifsverständnis des Verfassers obwalten. Das Wort koš allerdings mit allen seinen Ableitungen wird nur von geflochtenen Behältern und Baulichkeiten gebraucht. Da aber nach V. Karadschitschs serbischem Wörterbuch [29]) der koš nur für Mais benutzt wird, so dürfen wir aus der Angabe Boués so viel entnehmen, dafs der Kornspeicher,

[28]) L'ambar peut admettre dans sa construction quelques planches et être élevé au-dessus du sol au moyen de soutiens en bois ou en pierres tandis que le kosch n'est qu'une grange en osier établi sur la terre.

[29]) Hiermit stimmt es freilich nicht ganz, wenn derselbe Verfasser in seinen Nar. posl. 269 (nach Daničićs Kroat. Wörterbuch unter ambār) bemerkt, dafs man in der Bačka das Getreide (žito) in Gruben schüttet, statt in Ambare oder Kosch (mjesto ambara te koševa).

der ambar, schon, um mich nicht von der vorsichtigen Ausdrucksweise Boués zu entfernen, die Ansätze einer Zimmerung zeigt und die Angabe, dafs er auf Pfosten (die gemauerten Stützen — denn auf blofse Feldsteine kann auch der kosch gelegt werden — sind selbstverständlich gegen jene eine Neuerung) errichtet sein kann, schliefst ohne Weiteres den Lehmspeicher aus. Diese Annahme wird befestigt durch das, was wir über den Kornspeicher derjenigen Südslaven wissen, die bei ihrer Wanderung die Donau nicht überschritten haben oder vor dem Türkenschrecken über sie zurückgeflohen sind, wie insbesondere die Serben des Banates und der Bačka. Von dieser Seite liegen einige Mitteilungen vor. Die genauesten Nachrichten giebt ein Aufsatz von Lovretić über die Gegend von Vinkovci in Slavonien [30]). In dieser Gegend wie in dem ganzen kroat.-slavonischen Gürtel von der Grenze des slovenischen Krain und Steiermark bis nach Syrmien haben sich noch mehr oder weniger Reste der Sippenwirtschaft (sogenannte zadruga oder Hausgenossenschaft) erhalten und zwar in der Weise, dafs jedes junge Ehepaar ein besonderes Gelafs erhält. Nur erscheinen diese nicht mehr, wie im Süden der Donau, als einzelne Gaden, die um das Hauptgebäude herum stehen, wie die serbischen Vajat, sondern haben eine etwas modernisierte Gestalt angenommen. In Otok sind diese Gelasse zu einem langen und dünnen Gebäude vereinigt, das in der Nähe des Hofes steht und durch Querwände in so viele Abteilungen geteilt ist, als verheiratete Paare auf dem Hofe sind. Diese Kammern führen den Namen kućar (von kuća „Haus“), aber es ist auch noch die alte serbische Benennung ajat (auch in Serbien bekannte Nebenform von vajat) erhalten. Ich kann mir nicht versagen, aus der Schilderung dieser Verhältnisse, die immer seltener werden, einiges herauszuheben. „In den Ambaren ist der ganze Ertrag der Wirtschaft, aber in den Kućaren das ganze Gut, der ganze Wert, die ganze Schönheit . . . Soviel Ehepaare im Hause sind, soviel Kućare braucht man. Jedes Paar hat seinen Kućar. In dem Kućar schaltet die Jungfrau (divojka divuje), dort schmückt sie sich, dort herät sie sich mit ihrer Mutter, dort stiehlt sich auch der Bursche zu ihr. Der Kućar ist etwas, was jedes Haus haben mufs. Im Sommer schlafen nur die Alten in der Stube, aber die Jüngeren sämtlich in den Kućaren und die jungen Paare, auch wenn sie im Winter getrant sind, nächtigen nie in der gemeinsamen Stube. Die Kućare sind die geheimen Zufluchtsstätten des Dorfes.“ Nun zu dem ambar. „Das wichtigste Gebäude“, sagt Verfasser S. 116, „auf jedem Hofe ist der ambar. Der ambar steht mitten auf dem Hofe, damit er leichter vor Diebstahl behütet und stets von allen Seiten in Obacht gehalten werden kann. Heute, wo die Häuser zerfallen und die Höfe aufgeteilt sind, sind auch die ambaren in Abgang gekommen [31]).“ . . . „Der ambar ist heutzutage stets von Holz, gewöhnlich auf gemauerten Stützen, er darf nicht mit Lehm beschmiert werden“ (wie dies bei den Wohnhäusern und den Kućaren geschieht), „sondern ist mit schönen Brettern beschlagen. Die Balken sind so ineinander gefügt, dafs ein Balken in den anderen eingelassen ist. (Nach der Abbildung S. 128, die ein ansehnliches Gebäude zeigt, besteht das Gerippe aus Ständerwerk mit eingenuteten Bohlen.) . . . Zuweilen hat der ambar auf der Giebelseite, wo sich die Thür befindet, einen kleinen Gang“ [32]).

Es wäre nach meiner Ansicht verfehlt, diesen slavonischen ambar für ein besonderes Altertum zu halten — die älteren Holzbauten der ganzen Gegend verraten unverkennbar deutsche Einflüsse, die unter anderem in den Pferdeköpfen der gekreuzten Giebelbretter zu Tage treten und vielleicht auch dem Aufbau des ambar mit seinen Ständern und Füllhölzern nicht fern stehen. Glücklicherweise sind wir in der Lage, diesen in seiner ganzen Erscheinung etwas civilisierten Ambar durch eine ältere Stufe zu kontrollieren, die man nicht leicht einer Versündigung gegen den „slavischen Geist“ zeihen wird, wie die Formel lautet, wenn es sich bei gewissen Slaven Österreichs darum handelt, die Überlegenheit der altslavischen Kultur darzuthun. In einer englischen Reisebeschreibung (Evans, Through Bosnia and the Hercegovina 1876, S. 57) findet sich die aus der Vogelschau aufgenommene Ansicht eines kroatischen Bauernhofes aus der Gegend von Brod an der Save,



Fig. 14. Kroatischer Speicher aus der Savegegend.

also dicht an der damals türkischen Grenze. Der Hof gehört der Sippenwirtschaft an und zeigt neben dem zweistöckigen Hauptbau ein den Kućaren entsprechendes Haus, das als Sommerwohnung (summer abode) bezeichnet wird und in sechs Abteile für jede Unterfamilie eingeteilt ist. (Übrigens dient auch der obere Stock des Hauptgebäudes mit seinen dreizehn Kämmerchen dem gleichen Zweck.) An der Seite steht der ambar (granary) auf vier Eckpfosten, ein kleiner niedriger Holzbau mit einem im Verhältnis riesigen, etwa dreimal so hohen, spitzen Strohdach und durchgeteilten Dachboden (Fig. 14). Das Ganze kann sehr wohl den Eindruck eines Indianerwigwams machen, den Gopčević („Serbien“) auf die serbischen Speicher anwendet, leider ohne ihn näher zu erläutern.

Diese Abbildung aus dem Nordwesten der südslavischen Gebiete erhält allgemeineren Wert für den Durchschnitt der Balkanhalbinsel durch eine Angabe für Bulgarien, die aus der gerade entgegengesetzten Ecke des Südostens stammt, aus der Umgebung von Varna und die sich geradezu als Text zu jener liest. Durch ein eigentümliches Spiel des Zufalles ist es wieder

[30]) Aus Otok. Zbornik za narodni život etc. Agram 1897, S. 91 ff.

[31]) Man sieht hier deutlich, wie die Auflösung der Sippenwirtschaft, sofern eine fortgesetzte Teilung an ihre Stelle tritt, nicht nur die Gaden beseitigt, sondern auch den Kornspeicher bedroht und in seiner Bedeutung schmälert.

[32]) Meitzen (Siedelung und Agrarwesen Bd. III, S. 510, Fig. 47) teilt gleichfalls aus Slavonien (Gegend von Esseg) das Abbild eines Hofes mit, der unter anderem einen (kleineren) Speicher mit säulengestützter Vorhalle am Giebel zeigt.

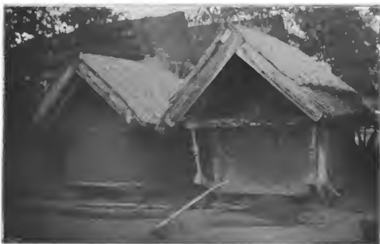


Fig. 15. Schokatzischer Kufenspeicher aus der Batschka.

ein Engländer, der dem anderen die Hand darreicht, um die Ungenauigkeiten des Österreichers Boué zu berichtigen. (St. Clair and Brophy, Twelve years' study of the eastern Bulgary 1897, S. 1 und 2 oben.) Nachdem der Verfasser vorgehend gesagt, dafs ein bulgarisches Dorf genau aussieht, wie das andere, beschreibt er sie als eine Masse von Hütten, anscheinend ohne Ordnung zusammengeworfen, von Lehm (mud) gebaut und roh mit Binsen gedeckt . . . und fährt dann fort: „Jede der baufälligen Einzäunungen (von denen früher keine Rede gewesen ist) umschliefst ein Gebäude, das einer Arche Noah für Kinder gleicht, die gewaltig vergröfsert und auf hölzerne Füfse gestellt ist, dies ist der Speicher (granary), der den kleinen Vorrat von Weizen oder Mais enthält, den der Bauer für die Bedürfnisse der Familie zurückgelegt hat." Aus der Hervorhebung dieser „structure" gegenüber den „muddigen Hütten" erhellt zugleich, dafs der Speicher ein in seiner Erscheinung augenfälliges und besser ausgestattetes Bauwerk gewesen sein mufs.

Ein Gegenstück zu dem Granary des kroatischen Grenzlandes, das sich an Altertum und Sonderbarkeit der Erscheinung reichlich mit ihm messen kann, zeigen die Schlittenkufenspeicher der Schokazen in der Batschka, die nächsten Nachbarn des schönen Speicherhauses von Vinkovci im Norden der Save. Diese Ambaren, die sich auf einigen Photographieen des Budapester Nationalmuseums dargestellt finden, sind äufserst klein und ruhen auf einem Untersatze von Schlittenkufen, auf denen sie im Winter samt ihrem Inhalt in die Stadt befördert werden. Zu diesem Zwecke müssen sie natürlich leicht gebaut sein und wir sehen denn auch von den zwei Speichern der Photographie nur einen gezimmert und mit einer Thür versehen, während der andere aus Flechtwerk besteht und nur einen lukenartigen Einlafs im Giebel hat, wohin man mittels einer Leiter gelangt (Fig. 15). Man sollte meinen, dafs diese Speicher nur in den heutigen Wohnsitzen der Schokazen angebracht wären, im reichen Fruchtlande des Batschka mit seinen bequemen Kommunikationen, und dafs sie erst den Verhältnissen des modernen Verkehrs und Güteraustausches angepafst sind. Immerhin werden sie als eine frühere und heute veraltete Bauart bezeichnet, da doch die Schokazen (zum Katholizismus übergetretene Serben) selbst erst ein gutes Jahrhundert in ihren heutigen Sitzen an der Save angesiedelt sind. Dafs diese Kufenspeicher nichts mit den benachbarten Schwaben zu thun haben, ist allerdings trotz der Pferdeköpfe, die auch bei ihnen vorkommen, sicher. Mag nun auch das Speicherwesen bei den Südslaven im Norden der Donau durch die Ortsgelegenheit und deutsche Nachbarschaft in seiner Entwickelung beeinflufst sein, so liegt doch nicht der geringste Anlafs vor, eine so weitgehende Verrückung der Grundlagen und Grundanschauungen anzunehmen, wie sie in der Verdrängung eines älteren Lehmspeichers durch den reinen Holzspeicher bestehen würde. Auch die Anwendung von Flechtwerk bei den Kufenspeichern braucht nicht verdächtig zu erscheinen, da sie in dem Wunsche nach möglichster Leichtigkeit ihre Erklärung haben kann. Wenn aber auch die Anwendung der Kufen eine jüngere Zuthat sein möchte, so setzt dieser Gedanke an sich die Gewöhnung an kleine, leichte Speichergebände voraus, und wenn wir die Kufenspeicher von dieser Zuthat befreien und samt den Pfosten, die jetzt auf den Kufen befestigt sind, auf die Erde selbst stellen, von dem „schwäbischen" Dach mit seinen Pferdeköpfen absehen und etwas slavischen Geist hineinthun, so können wir auch den gereinigten Kufenspeicher mit vollem Fug in die Verwandtschaft des Brodschen ambar einreihen. Wenn die Wandungen dieser Speicher hier und da aus Flechtwerk bestehen mögen (A. Strauss, Bosnien II, S. 87: „Getreide oder Mais wird in Hütten untergebracht, die aus Ruthen geflochten sind und auf Pfosten ruhen"), so erfordern die Pfostenstützen doch ein Zimmergerüst und von einem Lehmüberzug ist überall nicht die Rede.

Mit alledem gelangen wir dahin, den Lehmspeicher entweder ganz aus der Halbinsel zu verweisen oder ihn, wenn wir ihn für jene geflochtenen Zuckerhüte verantwortlich machen wollen, doch auf gewisse Striche des nördlichen Donaubulgarien einzuengen und auch da ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dafs erst die Holzarmut des ebenen Geländes und das Vorherrschen des Maisbaues dem richtigen Holzspeicher den Gnadenstofs gegeben haben.

Wir wenden uns nun nach Rufsland, nach der alten Heimat der Slaven und aller echt slavischen Einrichtungen im Nordosten der Karpathen, um die Frage des lamus ihrem Ausgangs- und Endpunkte zuzuführen. Aber hier ist jede Spur von ihm verloren. Die Kornspeicher der russischen Slaven, soviel wir von ihnen wissen, sind stets reine Holzspeicher, ohne Lehmanwurf, und das gilt selbst von jenen südlicheren Gegenden, in denen bei der Abnahme des Baumwuchses das Flechtwerk die Zimmerung ersetzen mufs. Schon im süd-



Fig. 16. Grofsrussisches „Kornmagazin" aus dem Gouvernement Jaroslaw.

lichen Tula (Etn. Sb. II, S. 101) wird der „gezimmerte ambar“ anderen geflochtenen Nebengebänden gegenüber gestellt und in Kursk (Etn. Sb. V, Byt krest'jan Kursk Gub., S. 7), wo die Sondergaden der Ehepaare geflochten und mit Lehm oder Kuhmist beschlagen sind, bleibt der Hauptgaden (klět') und der ambar gezimmert, genau das Verhältnis, wie wir es in Slavonien zwischen dem ambar und den Kućaren gefunden haben. Auch sind die russischen Speicher, besonders im Norden, nicht selten auf Pfosten errichtet (Efimenko, S. 24 und S. 34 aus dem Gouvernement Archangel), wogegen sie in der Mitte ähnlich wie die izba, das eigentliche Wohnhaus, durch einige Balkenlagen über die Erde erhoben sind (Fig. 16 nach von Haxthausen, Studien etc. über Rufsland). Der Kornspeicher ist in Rufsland in der Regel einstöckig, kommt jedoch auch zweistöckig vor (Etn. Sb. II, S. 8 bis 13 aus Jaroslaw, die žitnica „auch mit zwei Etagen“: Efim. S. 24 aus dem Kreise Pinega [Gouv. Archangel] „stets einstöckig; Kreis Cholmogor, zweistöckig, angeblich wegen Niedrigkeit der Lage“).

Bei den tiefgreifenden Einflüssen, die sich, wie ich an seinem Orte zeigen werde, von germanischer Seite auf den altslavischen Bauernhof der Urzeit geltend gemacht haben und die am augenfälligsten auf dem Hofe der russischen Slaven zu Tage treten, könnte man vermuten, dafs für die Herkunft des altslavischen, insonderheit russischen Holzspeichers, ebenfalls auf jener Seite anzuknüpfen wäre. Indessen läfst sich aus einer Betrachtung der Eigenart der slavischen Holzspeicher nicht das Geringste für eine derartige Annahme anführen. Von der Eigentümlichkeit der einstöckigen Säulenspeicher des westlichen Rufsland mit ihrer Verbreitung bis nach Polen und Slavonien ist schon die Rede gewesen. In Bezug auf die preussischen Holzspeicher hinwieder ist eine Eigentümlichkeit zu verzeichnen, die sich nicht auf den ambar beschränkt, sondern auch den Gaden ergreift und eine Gemeinsamkeit mit dem Lehmhause herstellt, so dafs sich in dieser Beziehung alle slavischen Speicher den germanischen (und auch finnischen) gegenüberstellen.

Die russischen Speicher besitzen nämlich da, wo sie zweistöckig sind, nie einen Laubengang vor dem oberen Stocke. Ich stütze mich für diese Aufstellung weniger auf die sparsamen Angaben der Quellen, in denen eines solchen niemals Erwähnung geschieht, oder auf die noch spärlicheren Abbildungen, als auf eine gelegentliche Notiz von J. Smirnoff, der in seinem Buche über die Mordwinen (Mordva, S. 130) bemerkt, dafs der mordwinische Speicher sich heutzutage von dem russischen nicht unterscheidet, dafs aber in den Liedern Speicher mit Balkonen erwähnt werden, gleich denen, die heute bei den Tscheremissen vorkommen. (Einen solchen tscheremissischen Speicher mit Laubengang an der Langseite zeigt die Abbildung bei Heikel, „Die Gebäude der Tscheremissen etc.“ Fig. 103.) Bei dem Kornspeicher, dem ambar, ist daher der Zugang nach oben innen angebracht, bei dem Gaden, der im Gebiete des grofsrussischen Stockhauses [33]) stets zweistöckig und überall an die andere Seite des Vorhauses zu der izba gestellt ist, führt eine kurze Stiege von den sěni, diesem Vorhause, zu dem oberen Stock, während das Erdgeschofs eine Thür nach dem Hofe besitzt.

Noch entfernter liegt die Möglichkeit einer anderen Entlehnung, die in dem Umstande begründet ist, dafs gerade bei denjenigen Stämmen, bei denen der Lehmspeicher nicht nachzuweisen ist, bei den russischen Slaven und bei den Slaven der Balkanhalbinsel, die alte und ursprüngliche Benennung des Kornspeichers, žitnica, durch das türkisch-tartarische Fremdwort ambar verdrängt ist. Das Wort žitnica (altslovenisch žitĭnica von žito, Getreide) ist der eigentliche Ausdruck für den Kornspeicher und mufs vor Alters unter den Slaven allgemein verbreitet gewesen sein, wenn er auch heute überall entweder ganz verschwunden oder zurückgedrängt ist — im Westen, wie schon erwähnt, durch das deutsche „Speicher“ (aufser in Polen wohl auch in Böhmen, von wo die tschechischen Wörterbücher ein älteres žitnice schon aus einem Glossar des 13. Jahrhunderts kennen — nach Kotts Wörterbuch, auch slovakisch, Dodátky, S. 1174, im Prešpursky Slovnik žitnica = granaria), im Osten und Süden durch das türkische ambar. In Rufsland hat sich die žitnica noch strichweise erhalten, z. B. im Gouvernement Jaroslaw (Etn. Sb. I, S. 72 ff.; auch Efimenko, der sonst in seinen Mitteilungen aus den verschiedenen Kreisen des Gouvernements Archangel stets ambar gebraucht, hat S. 39 žitnica für Kornspeicher, den „eigentlichen ambar“ für Stroh). Auf der Balkanhalbinsel ist das Wort ambar zuerst aus dem 16. Jahrhundert zu belegen (Daničić, Kroatisches Wörterbuch unter „ambar“) und es erscheinen öfters Verbindungen wie „žitnica oder ambar“. Heute ist ambar durchweg herrschend: ich selbst habe zitnica im nordwestlichen Kroatien als Benennung des Kornspeichers auf den Edelhöfen (die Bauern haben keinen mehr) gehört. Es ist indes meine Überzeugung, dafs es sich bei dem Eindringen des ambar lediglich um ein neues Wort handelt: die Annahme, dafs damit eine neue, verbesserte Bauart eingedrungen sei, entbehrt schon deshalb jeder Wahrscheinlichkeit, weil die Heimat des Ankömmlings in den holzarmen Gegenden der Steppe zu suchen ist, in denen höchstens ein geflochtener Lehmspeicher, wie der magyarische aus Csongrád, gedeihen kann. Für den Gürtel des russischen Stockhauses kommt noch der Umstand hinzu, dafs der grofsrussische Gaden, der nächste Verwandte des Speichers, stets zweistöckig ist und schon aus diesem Grunde die Anwendung von Flechtwerk ausschliefst.

Wir gelangen demnach zu dem Ergebnis, dafs sich in Bezug auf die Bauart des Kornspeichers, der žitnica, ungeachtet der ursprünglich gleichmäfsigen Benennung, zunächst für die altslavische Periode (unmittelbar vor der Trennung der Stämme) eine Einheit nicht nachweisen läfst und dafs der Lehmspeicher (lepenec, lamus) auch für jene Zeit auf einen Teil der westlichen Slaven (Tschechen, Polen und einen Teil der „Slovenen“) beschränkt bleiben mufs, sodann, dafs auch für die urslavische Periode (vor dem Eingreifen der germanischen Einflüsse und der dadurch bewirkten Umbildung des slavischen Bauernhofes) das gleiche Verhältnis die gröfsere Wahrscheinlichkeit für sich hat.

[33]) So nenne ich das Wohnhaus, izba, soweit es durch einige Balkenumgänge, die sich unter Umständen zu einem ordentlichen Erdgeschofs entwickeln, über den Erdboden erhoben ist, wie das in den mittleren und nördlichen Landesteilen geschieht.

Das Schlofs Golkonda.

Von Prof. Gustav Oppert.

Vor einigen Jahren besuchte ich die Ruinen der berühmten Feste Golkonda, eines der sehenswertesten und historisch interessantesten Plätze des Dekhan. Golkonda ist in gerader Richtung ungefähr 8 km von Haidarabad, der Hauptstadt des Nizam, entfernt, auf der Landstrafse zieht sich der Weg dagegen 11 km hin. Zwischen beiden Ortschaften fliefst der Musi; in der That wurde Haidarabad, das ursprünglich Bagnagar hiefs, erst 1587 von Muhammed Kuli Shah angelegt, weil Golkonda übervölkert und ungesund geworden war. Bis 1364 gehörte das Gebiet um Golkonda dem Raja und Warangal, der es dem Mahommed Shah Bahmani von Kulbarga abtrat. Kuli Kutubu-l Mulk, von vornehmer persischer Herkunft, der bahmanische Vicekönig der Provinz Telingana, machte Golkonda, als er sich 1512 für unabhängig erklärte, zu seiner Residenz, und sie blieb bis 1687, als Aurangzeb durch Verrat es einnahm, der Sitz der Kutub Shahi-Dynastie[1]).

Das Reich der Fürsten von Golkonda grenzte im Osten an das Meer, im Süden an die Krishna bis zur Bhima, im Westen an die dem Grofsmogul gehörige Provinz Bidar und im Norden an Orissa. Es war sehr bevölkert, reich an Metallen und Edelsteinen, trieb einen bedeutenden Handel zur See wie zu Lande mit Arabien, Persien und Turkestan, unterhielt ein gewaltiges Heer, das auf den fast fortwährenden Feldzügen mit den benachbarten Fürsten von Vijayanagar und Bijapur, sowie gegen die Heere des Grofsmoguls mit Auszeichnung kämpfte.



Ruinen des Schlosses Golkonda.
Aufnahme von Professor Gustav Oppert.

Zahlreiche fremde Kaufleute und Reisende besuchten es, unter anderen die französischen Reisenden Tavernier (im Jahre 1648), Thevenot (im Jahre 1666) und der Engländer William Methold. Masulipatam war der hauptsächlichste Hafenplatz des Königreichs.

Thevenot[2]) beschreibt das Schlofs von Golkonda

[1]) Es herrschten im ganzen sieben Könige über Golkonda: Sultan Kuli Kutub Shah von 1512 bis 1543; Jamshed Kuli 1543 bis 1550; Sultan Kuli (sechs Monate) 1550; Ibrahim Kuli 1550 bis 1580; Abu-l Fateh Mahomed Kuli 1580 bis 1625; Abdullah Kutub Shah 1625 bis 1672; Abu-l Hassan 1572 bis 1587; starb 1701 in Daulatabad als Gefangener Aurangzebs.

[2]) Siehe Les Voyages de Mr. de Thevenot aux Indes Orientales. Amsterdam, 1727. 5. Bd., p. 29 und ff.

folgendermafsen: „Das Schlofs, in dem der König gewöhnlich seinen Hof hält, liegt zwei Meilen (lieues) von Bagnagar entfernt, man nennt es Golkonda und das Königreich heifst nach ihm. Kutub Shah nannte es zuerst so, weil, als er nach seiner Usurpation einen Ort suchte, wo er eine Festung anlegen konnte, ihn ein Schäfer durch Gehölz nach dem Platze führte, wo augenblicklich der Palast steht, und da ihm die Örtlichkeit zusagte, erbaute er dieses Schlofs und nannte es Golkonda, das, von dem Worte Golcar abgeleitet, in der Telugusprache einen Hirten bedeutet[3]). Die ganze Gegend um Golkonda war damals Waldung, und das Land wurde nach und nach urbar gemacht, nachdem man die Bäume verbrannt hatte.

Dieser Ort liegt westlich von Bagnagar (Haidarabad) und die Ebene, die dahin von der Vorstadt aus führt, gewährt einen sehr schönen Anblick, wozu der zuckerhutförmige Berg, auf dem sich in der Mitte der königliche Palast erhebt, durch seine natürliche Erscheinung viel beiträgt. Diese Festung hat einen grofsen Umfang[4]), und man könnte sie eine Stadt nennen. Ihre Mauern sind aus Meter langen und ebenso breiten Steinen erbaut und von tiefen Gräben umgeben, die, in Weiher geteilt, gutes und klares Wasser enthalten. Übrigens hat es aufser fünf runden Türmen, die ebenso wie die Wälle mit vielen Kanonen besetzt sind, keine Befestigungen. Obgleich viele Thore nach dem Schlofs führen, hält man nur zwei offen. Beim Eingang mufs man eine über einen grofsen Weiher führende Brücke, und dann einen sehr engen Pafs zwischen zwei Türmen passieren, der nach einer grofsen Pforte führt, welche von mit Schwertern bewaffneten, auf den Steinplatten sitzenden Indiern bewacht wird. Sie lassen keinen Fremden herein, der nicht eine Erlaubnis vom Gouverneur hat, oder den nicht ein Offizier kennt. Aufser dem Palast des Königs befinden sich im Schlosse nur gutgebaute Wohnungen für einige Offiziere, aber der Palast ist grofs, für frische Luft und schöne Aussicht gut gelegen, und ein flämischer Chirurg, der im Dienste des Königs steht, hat mir gesagt, dafs das Zimmer, in dem er den König besucht, einen Pavillon enthält, von dem man nicht nur das ganze Schlofs und die Umgebung, sondern auch Bagnagar übersieht, und dafs man 12 Thüren passieren mufs, ehe man zum Gemach des Fürsten gelangt. Die meisten Offiziere logieren im



Das Banjarathor, Golkonda.
Aufnahme von Professor Gustav Oppert.

[3]) Golkonda (Gollakonda) bedeutet in Telugu Schafhügel.

[4]) Nach William Methold ist es das schönste Schlofs in ganz Indien, ist 12 Meilen im Umfang und statt von Eisen, wie anderswo üblich, sind die Fensterriegel etc. aus massivem Gold hergestellt.

Schlofs, das gute Bazare enthält, wo man Alles, was zum Leben notwendig ist, vorfindet, und die Omras und grofsen Herren haben hier ihre Häuser, aufser denen, welche sie in Bagnagar besitzen. Der König will auch, dafs gute Handwerker hier wohnen, und lässt er ihnen Wohnungen, für die sie nichts zahlen, geben; ja, er läfst die Juweliere sogar in seinem Palast logieren, und er vertraut ihnen nur unter der Bedingung die wertvollen Steine an, dafs sie Niemandem sagen, welche Arbeit sie thun, aus Furcht, dafs, falls Aurangzeb erführe, wenn er sehr wertvolle Steine bearbeiten läfst, er sie ihm abverlangen würde. Die Arbeiter des Schlosses sind mit den gewöhnlichen Edelsteinen des Königs beschäftigt, von denen er eine so grofse Menge besitzt, dafs die Leute für Niemand anders arbeiten können."

Jetzt umgiebt eine fast 5 km lange mit Schiefsscharten versehene dicke Granitmauer die Feste Golkonda. Ringsum türmen sich in der Ebene sonderbar gestaltete Granitblöcke auf, die wegen ihrer grofsen Anzahl und ihrer merkwürdigen Formen unter dem Volke die Ansicht verbreitet haben, dafs der Herrgott nach Vollendung der Schöpfung alle noch übrigen Steine hierher geworfen habe. In den 87 Bastionen befinden sich noch einige alte aus der Kutub Shahi-Zeit herrührende Kanonen, deren Läufe auf Befehl Aurangzebs zersprengt, oder deren Zündlöcher vernagelt wurden, während er auf manchen die Einnahme rühmende persische Stanzen eingraben liefs. Einzelne recht alte Geschütze bestehen aus zusammengeschweifsten, von eisernen Reifen umfafsten Metallstangen. Der Festungsgraben um die äufsere Mauer ist an vielen Stellen mit Schutt ganz angefüllt. Die halbkreisförmigen, durchschnittlich 20 m hohen Bastionen sind aus mit Mörtel oder mit Eisenklammern verbundenen Granitblöcken erbaut. Ursprünglich hatte die Festung acht Thore, aber jetzt sind deren nur vier, das Banjara-, das Fateh- (Siegesthor, so genannt, weil durch dieses Mahomed Muazzim, der Sohn Aurangzebs und der spätere Schwiegersohn Abdullah Shahs einrückte), das Mekka- und das Jamalithor. Der erste Nizam (1713 bis 1748) fügte an der Ostseite den Befestigungen einen neuen Wall zu, den ein kleiner für die Verteidigung notwendiger Hügel umschliefst. Zwischen Orangen- und anderen Fruchtbäumen liegen, von einer hohen Mauer umgeben, die neun Paläste (Nao Mahal) der Nizam, die dort früher häufig ihren Hof hielten. Auf der Spitze des Hügels stehen, von Festungswällen umgeben, die weithin sichtbaren Ruinen des schon beschriebenen Schlosses. Eine steinerne Treppe führt auf das flache Dach, in dessen Mitte ein kleiner Thron aus Stein steht. Von hier aus geniefst man eine herrliche weite Aussicht über Haidarabad und die ganze Umgegend. Direkt unten liegen die Ruinen der einst berühmten Hauptstadt der Kutub Shahi, die uneinnehmbar geblieben wäre, wenn Verrat nicht Aurangzeb die Thore geöffnet hätte. Klar zum Vorschein kommt die Jama Misjid, welche Ibrahim Kutub Sah 1569 erbaut hatte. Aufserhalb des Banjarathores liegen in der Ebene ungefähr 600 m von der Festung die Gräber der sechs ersten Könige von Golkonda mit ihren Gattinnen, Kindern und Anverwandten, der letzte Abu-l Hassan starb in Daulataba und wurde in der Fremde begraben. Leider zeigen diese ehemals so prächtigen Mausoleen[5]) Spuren der Vernichtung, die sich im Laufe der Jahre eingestellt und der Verwüstung, die gierige Grabschänder ihnen zugefügt haben. Während der Belagerung von 1687 kampierten in den bis dahin schön gehaltenen Gartenanlagen der Gräber und in den als Kasernen benutzten Mausoleen die Soldaten Aurangzebs. In neuerer Zeit hat der hochverdiente ehemalige Minister Sir Salan Jung viele Grabmäler restauriert und die prächtigen Gartenanlagen wieder hergestellt. So bietet das heutige in Trümmern liegende Golkonda ein Beispiel von der Vergänglichkeit alles irdischen Glanzes.

[5]) Siehe Thevenot, p. 298 bis 300.

Bücherschau.

Dr. Wilhelm Vallentin: Die Buren und ihre Heimat. Nach authentischen Quellen mit Benutzung amtlichen Materials und aus eigener Anschauung dargestellt. Mit 32 Illustrationen. Berlin W, Hermann Walther (Friedrich Bechly), 1900.

Aus der Flut der Schriften, die über Transvaal und den Burenkrieg jetzt erscheinen, greifen wir die vorliegende heraus, weil sie die zuverlässigen Schilderungen eines Deutschen bringt, der längere Zeit Beamter der südafrikanischen Republik war und jetzt auf Seite der Buren gegen die Engländer kämpfte. Der Verfasser behandelt hier eine Reise von der Delagoabai nach Pretoria mit Schilderung und Abbildungen der oft genannten Eisenbahn, die Verfassung und Verwaltung von Transvaal, den Buren in allen seinen Eigenschaften, die Landwirtschaft, den Handel und das Verkehrswesen der Republik. Eine Anzahl Abbildungen, teils nach Photographieen, teils nach Zeichnungen des Verfassers, sind beigegeben.

Lino D. Carbajal: La Patagonia. Studi generali. I. Storia, Topografia, Etnografia. II. Climatologia e Storia naturale. Torino, Carlo Clausen, 1899, 1900.

Der Verfasser, Direktor des Observatoriums in Patagones, liefert hier die erste zusammenfassende Beschreibung von Patagonien, ein an schätzbarem Stoffe reiches Werk, bei dem wir nur bedauern, dafs es nicht überall mit den nötigen Quellenangaben versehen ist. Denn hat auch Carbajal, wie aus dem Vorworte sich ergiebt, Patagonien nach verschiedenen Richtungen bereist, so fehlt doch für einen grofsen Teil des Gebotenen der Nachweis, woher es stammt. Das Werk ist aber um so schätzbarer, als Patagonien mehr und mehr in die Erscheinung tritt, und dem Lande wegen seiner allmählich entdeckten Naturschätze und der Besiedelungsfähigkeit grofser Landstriche eine Zukunft bevorsteht. Chile wie Argentinien sind daher eifrig mit der Erforschung und der Anbahnung der Ausbeutung beschäftigt, und auch ausländische Unternehmer wenden sich ihm zu.

Carbajal beginnt mit den ältesten Zeiten der spanischen Entdeckung und führt die Geschichte des Landes durch verschiedene wenig bekannte Perioden bis zur Gegenwart fort. Ein besonderer Abschnitt ist dabei den Falklandinseln gewidmet. Es folgen Orographie und Hydrographie, dann die Ethnographie, wobei namentlich dem Gaucho ausführliche Schilderungen zu teil werden und auch die Nosologie sehr eingehend abgehandelt wird. Der zweite Teil bringt die Klimatologie zunächst nach den einzelnen Territorien, dann zusammenfassend. Fauna, Flora und Geologie machen den Beschlufs.

K. Baedeker: Palästina und Syrien. Handbuch für Reisende. Mit 19 Karten, 51 Plänen und einem Panorama von Jerusalem. Fünfte Auflage. Leipzig, Karl Baedeker, 1900.

Seit dem Erscheinen der ersten Auflage dieses vortrefflichen Reisehandbuches ist genau ein Vierteljahrhundert verflossen. Die erste Auflage umfafste 563 Seiten, diese fünfte nur 462, aber trotz der für den Transport willkommenen Umfangsverminderung ist das Werk innerlich gewachsen; man kann es als eine auf streng wissenschaftlicher Grundlage beruhende Beschreibung Palästinas in der Form eines praktischen Reiseführers bezeichnen. Der Verfasser der ersten Auflage, Albert Socin, damals Professor in Basel, später in Leipzig, weilt freilich nicht mehr unter den Lebenden; aber sein Nachfolger, Dr. Benzinger, hat es verstanden, im Geiste des Vorgängers und nach wiederholten Bereisungen des Morgenlandes, das Buch völlig auf der Höhe zu erhalten.

In der Einzelforschung ist ja unendlich viel in neuester Zeit in Palästina geschehen, und alle die Ergebnisse, welche in den Zeitschriften der verschiedenen Palästinagesellschaften niedergelegt wurden, die Resultate mancher Ausgrabungen sind sorgfältig nachgetragen worden. Nicht genug zu loben ist der sehr sorgfältige Apparat an Karten und Plänen, hervorgegangen aus der Anstalt von Wagner u. Debes, welcher stets die neuesten Nachträge und Forschungen bringt. Seit der Reise Kaiser Wilhelms II. und den vielfach erleichterten Dampferverbindungen und mannigfachen Verbesserungen im Verkehrswesen zu Lande ist auch Palästina nebst den zugängigen Teilen Syriens ein gesteigertes Reiseziel geworden. Die praktische Einrichtung des Werkes und die Zuverlässigkeit seiner Ratschläge machen es für alle Reisenden zum besten Gefährten; aber auch der Geograph findet hier ein Nachschlagewerk, das er wegen der Zuverlässigkeit seiner Daten gern benutzen wird. v. K.

C. v. Hahn: Bilder aus dem Kaukasus. Neue Studien zur Kenntnis Kaukasiens. Leipzig, Duncker & Humblot, 1900.

Der Herr Verfasser, Professor am Gymnasium in Tiflis, hat seit Jahren dazu beigetragen, die Welt des Kaukasus in geographischer und ethnographischer Beziehung den Deutschen näher zu rücken. In zahlreichen Aufsätzen, die durch ansprechende Schreibung sich auszeichnen, hat er nicht nur eigene Reisen und Beobachtungen aus dem Kaukasus veröffentlicht, sondern auch aus oft nicht leicht zugängigen russischen Werken Auszüge gegeben. Es liegt nun seit 1892 die dritte derartige Sammlung vor, welche im Verein mit den früheren ein, wenn auch lückenhaftes, Gesamtbild des Kaukasus entrollt. Der geographische Teil umfafst Schilderungen der wichtigsten Flufsthäler, der ethnographische beschäftigt sich mit Pshaven, Chewsuren, Inguschen, Tataren. Die Arbeit über kaukasische Dorfanlagen und Haustypen stand zuerst im „Globus", dessen verdienter Mitarbeiter der Verfasser ist.

Dr. Heinrich Schurtz: Die Anfänge des Landbesitzes. (Aus: Zeitschrift für Socialwissenschaft, III, Heft 4 und 5, 1900.)

In dieser Arbeit wendet sich der Verfasser zunächst gegen die allzu schematische Weise, in der die Frage nach der Entstehung des Landeigentumes bisher behandelt wurde. Schurtz unterscheidet zwischen Stammes- oder Familiengebiet und dem Anrechte eines einzelnen auf ein bestimmtes Stück Land, ebenso zwischen Wohngebiet und Erwerbsgebiet. Gerade bei Naturvölkern kommt es vielfach vor, dafs der Erwerb, den man aus einem Orte oder Gebiete zieht, nicht immer mit festem Landbesitze verbunden ist. Innerhalb der Stämme, Sippen oder Grofsfamilien entstehen allmählich Besitzrechte einzelner auf bestimmte Teile des ursprünglichen Gemeinbesitzes. Wo sich Besitzrechte einzelner Familien herausbilden, beziehen sie sich anfangs viel mehr auf die wirtschaftliche Nutzung, als auf den Boden selbst. Diese Anschauungsweise tritt am klarsten in der Erscheinung zu Tage, dafs das Land und die darauf stehenden Fruchtbäume verschiedenen Besitzern gehören. Ebenso gehört der primitive Feldbau zu jenen Nutzungsrechten des Gemeindelandes, welche keinen dauernden Anspruch auf Grundbesitz bedingen. Mit der Einführung des Ackerbaues sinkt zunächst der Bodenwert, wenn auch nicht bei allen Feldbauern. Diese Sätze haben, wie Schurtz ausdrücklich bemerkt, aber keineswegs für alle Fälle Gültigkeit, und bringt er schlagende Beispiele aus dem Wirtschaftsleben verschiedener Naturvölker für das Gefährliche alles vorschnellen Schematisierens.

Im weiteren Verfolge seiner Arbeit beschäftigt sich Schurtz mit der Bedeutung des Totenkultes für die Entstehung des Grundeigentums; die Toten sind oft die ersten unbestrittenen rein persönlichen Grundbesitzer, was die Scheu aller Naturvölker vor der Verletzung der Begräbnisplätze schlagend darthut. — Sehr wichtig sind auch weiter die mystischen Beziehungen, in die das Landeigentum zu Lebenden gebracht wird. Ein Beispiel einer besonders extremen Entwickelung des Grundeigentumes bilden die totemistischen Besitzrechte bei den Bewohnern Innerauetraliens. Mystische Besitzrechte treffen wir auch bei den Maori. Colenso, dem Schurtz hier folgt, führt unter den mystischen Besitzansprüchen an: Jeder behält auf das Stück Land, auf dem er geboren ist, ein lebenslängliches Anrecht mit der Begründung, dafs hier das erste Blut des Neugeborenen (beim Abschneiden der Nabelschnur) vergossen worden ist. Auch die Nachgeburt eines Menschen hat mystische Beziehungen zum Besitzrechte; jeder Mensch besafs (in Neuseeland) Eigentumsrechte auf den Ort, wo seine Nachgeburt vergraben lag. Weiter hatten die Nachkommen ein Anrecht auf das Land, wo nahe Verwandte begraben lagen, aber auch auf das, wo Verwandte getötet und verzehrt worden waren. Endlich wurden Besitzansprüche dadurch geschaffen, dafs jemand in einer gegen ihn geschleuderten Verwünschung in Zusammenhang mit einem Landstücke oder mit Gewächsen etc. des Landes genannt wurde. — Die meisten dieser Besitzansprüche auf mystischer Grundlage dürften übrigens im gewöhnlichen Leben keine Bedeutung erlangt haben, sondern erst beim Verkauf des Landes hervorgetreten sein.

Die Arbeit von Schurtz, deren Ergebnisse wir im vorhergehenden wiedergegeben haben, ist zwar nicht abschliefsender Natur, enthält aber einen sehr dankenswerten Beitrag zur Klärung der so verwickelten Eigentumsrechte bei den primitiven Völkern und verdient nicht blofs von Ethnographen und Sociologen, sondern auch von Nationalökonomen und Juristen gelesen und studiert zu werden.

Horn. R. Lasch.

Fritz und Else Rinne: Kasana, Kamari. Eine Celebesfahrt. Hannover, Hahnsche Buchhandlung, 1900.

An sehr guten und eingehenden Schriften über Celebes und die Minahassa fehlt es, namentlich in der niederländischen Litteratur, nicht. Das vorliegende Büchlein will auch weiter keinen wissenschaftlichen Beitrag über Inselindien liefern, wiewohl der Verfasser Geologe von Fach ist; er schreibt samt seiner Frau, die ihn begleitete, nur die persönlichen Eindrücke und Erlebnisse sich und anderen zur Freude in angenehmer Form nieder. Der malayische Titel bedeutet „Hin und Her", denn auch die auf der Seefahrt nach Celebes gestreiften Inseln werden behandelt, so weit sie in den Gesichtskreis der Reisenden fielen. Wer die geologischen Specialschriften Prof. Rinnes nicht zur Hand hat, wird über die verschiedenen beschriebenen und erstiegenen Vulkane auch aus dieser Schrift manches Wissenswerte erfahren. v. K.

Kleine Nachrichten.

— Über Lemaires Forschungen im Quellgebiete des Kongo (vgl. Globus Nr. 18) giebt ein von Wauters im „Mouv. géogr." veröffentlichter Brief des Reisenden aus Moischa am Lufira näheren Aufschlufs. Auch hat Wauters in einer späteren Nummer dazu einige Bemerkungen geschrieben und den Reiseweg Lemaires auf seiner Karte des Kongoquellengebietes eingetragen, so wie er seiner Meinung nach verläuft. Aus Lemaires Bericht geht folgendes hervor: Von Kasembe am Nsilo (10° 50' südl. Br.) marschierte Lemaire nordwestwärts zum Lualaba (Lubudi), den er an der Stelle erreichte, wo er von Le Marinel passiert worden war. Lemaire folgte dann dem Lualaba-Lubudi eine Strecke weit aufwärts nach Süden, überschritt ihn und kam im Westen desselben an einen Kuleschi genannten Flufs, der bedeutender ist als der Lubudi, und den Lemaire daher für die wahre Lualabaquelle ansieht. Weiter im Westen überschritt er den Lukoschi (Camerons Route bei Kalala Kasembe) und erreichte den Kassai. Den Kassai verfolgte Lemaire bis zum Dilolosee, der keine Verbindung mit jenem besitzt, vielleicht aber bei Hochwasser zum Sambesizuflusse Lotembua übertritt. Zur Zeit von Lemaires Besuch war der See jedenfalls völlig isoliert. Vom Dilolosee verfolgte Lemaire nach Osten die sehr deutlich ausgeprägte Wasserscheide zwischen Kongo und Sambesi, d. h. die Grenze des Kongostaates mit Portugiesisch-Westafrika und Britisch-Centralafrika. Er stellte hierbei die Quelle des Kuleschi fest, kam in der Nähe der Sambesiquelle vorbei, berührte die Quelle des Kabompo und überschritt einen Flufs Mualaba, dessen Quelle ebenfalls aufgesucht wurde. Lemaire meint, dafs dieser Flufs der Lualaba Capellos und Ivens' ist, dessen Quelle die beiden portugiesischen Forscher durch eine astronomische Ortsbestimmung auf 12° 30' südl. Br. verlegt hatten, während Lemaire dafür eine Breite von 11° 30' fand. Er bemerkt hierzu, dafs er so viele kleine und grofse Ungenauigkeiten der vorhandenen Karten zu berichtigen hatte, dafs ihn auch ein Irrtum von einem Grade in der Breite, so enorm er auch sei, nicht in

Erstaunen setzen könnte. Die Wasserscheide nordostwärts verfolgend erreichte Lemaire Tenke am Lufira.

Was zunächst Lemaires Behauptung angeht, Capello und Ivens hätten sich in der Position der Mualaba-(Lualaba-) Quelle um einen Grad geirrt, so trägt auch Wauters Bedenken, sie zu acceptieren. Wir halten den Irrtum für völlig ausgeschlossen: Capello und Ivens waren vortreffliche Beobachter, deren astronomische Ortsbestimmungen, sogar die Längen, sich als sehr zuverlässig und wertvoll erwiesen haben. Dafs ein Reisender, der mit seinen Instrumenten umzugehen weifs, sich in der doch sehr leicht zu bestimmenden Breite um einen vollen Grad irrt, ist unseres Wissens in der neueren Entdeckungsgeschichte überhaupt noch nicht vorgekommen. Wir meinen vielmehr, der Mualaba Lemaires ist nicht der Lualaba Capellos und Ivens', sondern wahrscheinlich ein linker oberer Nebenflufs des Nsilo. Capellos Lualaba führt auf dessen Karte im Mittellaufe (nach Erkundigung) den Namen Lukoleschi, der jedenfalls mit Lemaires Kuleschi identisch ist. Wo Lemaire die Quelle des Kuleschi aufgefunden, ist nicht ersichtlich, aber es will uns scheinen, dafs er gar nicht die Quelle des Hauptstromes Kuleschi gesehen, vielmehr diesen Flufs zur Linken, im Norden, behalten hat, so dafs Capellos Karte nach wie vor das richtigere Bild von den Verhältnissen geben dürfte. Bezeichnend ist jedenfalls, dafs sowohl Lemaire wie Capello und Ivens einen Kuleschi oder Lukoleschi genannten Strom für den Hauptquellflufs des Lualaba erklären. Übrigens kehren dieselben Namen, vor allem der Name Lualaba selbst, dort so häufig für ganz verschiedene Flüsse wieder, dafs die Namen allein zu sicheren Schlüssen nicht berechtigen. Die Eintragung des Reiseweges Lemaires durch Wauters erscheint uns zum Teil sehr phantasievoll einer Hypothese zu Liebe, die Wauters mit seiner erwähnten Karte des Kongoquellengebietes im „Mouv. géogr." vom 27. November 1898 aufgestellt hat. Aus einem Grunde, der nicht ganz klar ersichtlich, hatte Wauters sich dort einen ganz neuen hypothetischen Lualabaquellflufs konstruiert, den er Luhuhuri nennt, und der als grofser Strom von der Lualabaquelle Capellos nordwärts zum Lubudi geht, in den er unter 10° südl. Br. münden soll. Gegen die Existenz eines solchen Stromes spricht schon Arnots Routier, der ihn gekreuzt haben mufs, von ihm aber nichts zu berichten weifs. Jetzt spricht auch dagegen der Umstand, dafs Lemaire seinen Unterlauf passiert haben müfste, wenn der Strom wirklich existierte; er erwähnt aber ebenfalls nichts davon. Lemaires Reise ist in geographischer Beziehung offenbar sehr ergebnisreich gewesen, nur nicht für die Aufhellung des Verhältnisses der Kongoquellflüsse. Dazu sind Reisen in meridionaler Richtung nötig, Lemaire aber ist dort unter zwei weit auseinander liegenden Breiten in ostwestlicher Richtung gezogen.

Was die praktischen Ergebnisse der Expedition anlangt, so teilt Lemaire mit, dafs die Hoffnung auf die Schiffbarkeit der Flüsse getäuscht worden ist; alle gröfseren von ihm berührten Ströme sind durch Fälle und Schnellen versperrt. Auch mit dem Kupferreichtum Katangas ist es nicht weit her; nur viel Eisen scheint vorhanden zu sein.

H. Singer.

— Adolf Tromnau, Lehrer am Lehrerinnenseminar in Bromberg, dem man eine Reihe guter geographischer Schulbücher verdankt und der auch sonst auf geographischem Gebiete schriftstellerisch thätig war, starb am 24. März d. J., erst 44 Jahre alt; er war am 25. Oktober 1856 in Blumenau in Ostpreufsen geboren. Tromnaus kleine „Kulturgeographie des Deutschen Reiches und seine Beziehungen zur Fremde" (2. Auflage) verdient auch über die Schulkreise hinaus Beachtung.

W. W.

— Giovanni Marinelli †. Der hervorragendste und meistgenannte italienische Geograph, Giovanni Marinelli, Professor der Geographie an der Universität in Florenz, ist am 3. Mai d. J., eben erst 54 Jahre alt, dort gestorben. Auf das Erwachen geographischen Interesses in Italien während der beiden letzten Jahrzehnte hat der Verstorbene einen bedeutenden Einflufs ausgeübt und auch in den deutschen Geographenkreisen wird die Nachricht von dem frühzeitigen Tode desselben grofse Teilnahme finden. Giovanni Giuseppe Marinelli wurde am 28. Februar 1846 in Udine (Venetien) geboren, studierte in Padua Mathematik und war dann von 1867 an 12 Jahre als Lehrer der höheren Reallehranstalt in seiner Vaterstadt thätig. Die wissenschaftliche Landeskunde von Friaul fand jetzt in Marinelli einen unermüdlichen und überall leitend und fördernd einwirkenden Mitarbeiter. Im Jahre 1879 erhielt Marinelli den Lehrstuhl für Geographie an der Universität Padua, später dann den in Florenz. Neben seinen landeskundlichen Studien dehnte Marinelli seine Thätigkeit nun auch auf historische Untersuchungen der Geographie aus, erwähnt sei nur seine wertvolle Schrift „Die Erdkunde bei den Kirchenvätern" (Rom 1882, deutsch von L. Neumann, Leipzig 1884). Seit 1883 gab Marinelli „La Terra, trattato popolare di geografia universale", das italienische Standardwerk der modernen Geographie, ein Seitenstück zu Reclus' Géographie Universelle, heraus. Zahlreiche Specialarbeiten erschienen daneben von Marinelli in akademischen Verhandlungen und anderen alpinen und geographischen Zeitschriften. Auch kartographisch ist Marinelli thätig gewesen und die Società Alpina Friulana hat in ihm ihren hochverdienten Präsidenten verloren. So bedeutet denn der Tod Marinellis einen schweren Verlust nach vielen Seiten.

W. W.

— In Betreff der Durchbruchthäler der nordöstlichen Kalkalpen urteilt C. Diener (Mitteilgn. d. geogr. Ges. in Wien, 42. Bd., 1899): Die Beziehungen der einzelnen Thäler zur Struktur des Grundgebirges sind sehr verschiedenartige. Der Inndurchbruch liegt an der Stelle einer mit einem Abflauen der Intensität der Falten verbundenen Verschiebung der Kalkzone nach Norden. Die Chiemseer Ache bezeichnet die Grenze zwischen zwei verschiedenen Strukturtypen innerhalb der Kalkalpen. Der Lauf der Saalach ist fast seiner ganzen Erstreckung nach durch tektonische Störungen vorgezeichnet, durch welche die einzelnen Stöcke der salzburgischen Plateauregion voneinander getrennt und bis zu einem gewissen Grade individualisiert erscheinen. Der Durchbruch der Salzach von Werfen bis Golling steht mit der Struktur des Hagen- und Tennengebirges in keinem erkennbaren Zusammenhange; dagegen bildet nördlich vom Golling das Salzachthal ebenfalls die Grenze zwischen zwei abweichend gebauten Gebirgsstöcken. Der Lauf des Ennsthales zwischen Achmont und Altenmarkt endlich läfst eine gewisse Abhängigkeit von der hakenförmigen Umbiegung der grofsen Stauungsbrüche in dem der Südspitze des böhmischen Massivs gegenüberstehenden Teile der nördlichen Kalkzone hervortreten.

— Untersuchung des Keveflusses durch de Andrade. Südlich von Benguela velha mündet der Keve (Kuvo), der weit aus dem Innern kommt und bisher nur an wenigen Stellen von älteren Reisenden berührt worden ist. Der Flufs ist nun vor kurzem von Alfredo de Andrade untersucht und zum erstenmal aufgenommen worden, da man vermutete, er würde einen benutzbaren Zugang ins Innere der Provinz Benguela eröffnen. Es stellte sich heraus, dafs der Keve häufig von Schnellen durchsetzt wird oder sich zwischen engen, steilen Granitwänden hindurchzwängt; die schwierigste Stelle ist die der Fälle von Paula-Cid. de Andrade meint jedoch, dafs die Schwierigkeiten sich mit nicht zu grofser Mühe beseitigen lassen würden, so dafs Dampfer von mäfsigem Tiefgange 200 km aufwärts bis Chiogurola gelangen könnten, von wo ab der Flufs allerdings nur für die Fahrzeuge der Eingeborenen fahrbar wäre. Nötig wäre aufser jenen Korrektionen die Ausbaggerung einer Fahrrinne durch die Sandbarre der Mündung. Das zu erschliefsende Gebiet soll „aufserordentlich fruchtbar" sein. — Wir meinen, das Ergebnis der verdienstlichen Untersuchung wird vorläufig ein rein geographisches bleiben, da die portugiesische Regierung wohl kaum die Mittel für die vorgeschlagenen Verbesserungen wird aufwenden werden können.

— Das Studium der Ornamente an den ethnographischen Gegenständen hat in den letzten Jahren eine Reihe von Forschern beschäftigt und belangreiche Ergebnisse geliefert. Vor kurzem hat nun Dr. Wilhelm Hein eine reich mit Abbildungen versehene Arbeit über „Indonesische Schwertgriffe" veröffentlicht (Annalen des Kaiserl. Königl. Naturhist. Hofmuseums, Wien, Bd. XIV, S. 317 bis 358, mit 101 Textabbildungen), worin er den sehr gelungenen Nachweis führt, dafs sich auch an den Mandau (= Schwert) Griffschnitzereien der Dajaken Borneos — wie er dies früher schon für bestimmte Flechtwerke und Schildmalereien desselben Volkes gethan — eine Dreiheit von Figuren immer und immer wieder findet, die allerdings in ihren letzten Darstellungen mehr und mehr aufgelöst und vereinfacht wird, bis endlich einfache typische Muster entstehen, die als das Alphabet der Ornamentik zu betrachten sind, das erst gelernt werden will, wenn man die verschiedenen Formen in Flechtwerken, auf Malereien und an Schnitzarbeiten lesen und verstehen soll.

Verantwortl. Redakteur: Dr. R. Andree, Braunschweig, Fallersleberthor-Promenade 13. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEBER: DR. RICHARD ANDREE. VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXVII. Nr. 23. BRAUNSCHWEIG. 23. Juni 1900.

Kamerun im Jahre 1899.

Von H. Seidel. Berlin.

Wer die Aufgabe hat, von Jahr zu Jahr über die Entwickelung eines grofsen, der deutschen Herrschaft und dem deutschen Kulturfleifse erst wenig erschlossenen Landes zu berichten, wird nur zu oft in sehr verschiedenen Tönen schildern müssen, je nachdem sich ein Aufschwung oder ein Stillstand, wenn nicht gar ein Rückschlag dem kritischen Blicke zeigt. Aus vereinzelten plötzlichen Anläufen blüht nur selten ein dauernder Erfolg. Eine blofs vorübergehende Kraftentfaltung artet leicht in Kraftvergeudung aus, die entweder in Mutlosigkeit endet oder gar zu unsicheren, tastenden Versuchen führt, die zumeist gefährlicher sind, als ein einmaliger, schwerer Verlust. Was unseren Kolonieen — und Kamerun nicht zum mindesten — fehlt, ist ein stetiges, zielbewufstes Regiment, das von dem Grundsatz ausgeht: „Gut Ding mufs Weile haben.“

Wer anbauen und ernten will, zumal in einem wilden Lande, wird von Anfang an dafür zu sorgen haben, dafs er wirklich Herr seines Eigentums ist. Was helfen uns stattliche Faktoreien und ausgedehnte Plantagen, wenn wir sie nicht vor den Einbrüchen räuberischer Negerstämme zu schützen vermögen? Was nützt uns der brauchbare Menschenschlag des kühlen Binnenplateaus, wenn er unter unseren Augen von mohammedanischen Sklavenjägern fortgesetzt in greulichster Weise verheert wird? Während die kleine Schutztruppe tief im Innern zu Felde lag, gingen an der Küste die mühsam geschaffenen Kulturstätten in Flammen auf, und die Arbeit vieler Jahre ward in wenigen Stunden eine Beute wüster Horden. Unsere besten Offiziere endeten ihr Leben durch Mörderhand; tüchtige und erprobte Beamte wurden unbedacht in den Tod geschickt. Nun das Unglück aller Enden geschehen war, rief man in einer Nachtragsforderung den Reichstag um Hülfe an. Aber jetzt war es zu spät; die jetzt in Not und Eile beschlossene Vermehrung der Schutztruppe hätte schon vor Jahren geschehen müssen.

Der „Etat“ für 1900 weifs von solchen Extrawünschen natürlich noch nichts. Er übergeht die schwierige Lage in der Küstenzone gänzlich und betont mit desto gröfserem Nachdruck die Niederwerfung der Wute und des Sultans von Tibati. Ja, er möchte uns glauben machen, als sei damit schon „die Unterdrückung des Sklavenhandels in jenen Gebieten“ erzielt und der „Handelsweg nach dem reichen Adamaua eröffnet worden“. Zur Sicherung des „Erreichten“, heifst es dann weiter, ist „indes noch fernerhin eine angemessene militärische Machtentfaltung auf dem Schauplatze der jüngsten Kämpfe und die Errichtung fester Stützpunkte an den wichtigsten Plätzen der fraglichen, immerhin noch unruhigen Distrikte erforderlich. Zu diesem Zwecke und um bei den Expeditionen der Schutztruppe auch an der Küste die nötigen Kräfte zur Verfügung zu behalten, bedarf es einer Verstärkung der Truppe um mindestens 100 Mann. Sie besteht alsdann aus zwei Kompanien zu je 250 Farbigen“, ungerechnet das europäische Personal.

Leider ist mit einer „militärischen Machtentfaltung“ von 500 Mann auf rund 500 000 qkm, d. h. auf 1000 qkm je ein Soldat, blutwenig auszurichten. Ebenso befremdlich wirkt es, wenn der „Etat“ die Unterdrückung des Sklavenhandels und die Eröffnung Adamauas schon als „erreicht“ hinstellt. Dazu sind erst die bescheidensten Anfänge gemacht. Die Hauptarbeit liegt noch vor uns, und sie beginnt mit dem Tage, an welchem sich das mohammedanische Element, durch die deutschen Schläge beunruhigt, zu einer gemeinsamen Aktion gegen die Weifsen aufrafft. Ehe dieser Sturm nicht gründlich abgeschlagen ist und seine Führer total zu Boden geworfen sind, ist in Deutsch-Adamaua noch „nichts erreicht“.

Das Beispiel Ostafrikas sollte uns doch zur Lehre dienen. Hier brauchen wir dauernd 1500 Mann, um dies grofsenteils offene, leicht überschaubare Gebiet in Ruhe und Ordnung zu erhalten. Für Kamerun, wo Bevölkerung und Gelände ungleich schwieriger sind, dürften wir in den nächsten zwei bis drei Decennien wohl nicht weniger nötig haben. Dann erst werden wir die Besetzung und Pacifizierung des Landes im vollen Umfange durchführen können und damit die Grundlage zu einer gedeihlichen, progressiven Entwickelung der Kolonie schaffen. Die 20 Polizeisoldaten, die wir jetzt in Buëa halten, oder die 10 Mann am Rio del Rey oder die 20 Polizisten in Viktoria genügen allerdings nicht, um 8 Millionen Mark Pflanzungskapital und viele Millionen Mark Handelswerte ausgiebig zu schützen! —

Es liefs sich nach unserem vorigen Berichte gar manches so schön in Kamerun an. Der Plantagenbau blühte auf; die Arbeiterfrage schien in günstigere Bahnen zu lenken, und das ehedem so spröde Kapital wurde hinlänglich mobil. Selbst die Spekulation nahm sich plötzlich des Landes an und erwarb zu Spottpreisen riesige „Konzessionen“, die leider vor der Hand als sehr verfrühte Unternehmungen (im Stile des bankerotten Rhodesia) anzusehen sind. Da sich seither ein wahrer

Entrüstungssturm gegen diese Konzessionswirtschaft erhoben hat, so können wir nicht umhin, an dieser Stelle auch ein Wörtlein dazu zu sagen. Wir beginnen mit der Konzession „Süd-Kamerun", an welche 77000 qkm auf 20 Jahre „vergeben" wurden. Innerhalb dieser Frist haben die Unternehmer das Vorrecht, unter Beobachtung der gesetzlichen Vorschriften nach Ermessen von den Eingeborenen Grund und Boden zu erwerben und diesen — gleichfalls nach Ermessen — zu verwerten. Als Gegenleistung mufste man versprechen, eine Abgabe von 10 Proz. des Reingewinnes an das Gouvernement in Kamerun abzuführen. Diese „Abgabe soll aber nicht vom Bruttoreingewinn erhoben werden; sie soll erst in Kraft treten, wenn 5 Proz. des Reingewinnes für den Reservefonds — bis dieser die Höhe von 25 Proz. des Grundkapitals erreicht hat — in Abzug gebracht und aufserdem 5 Proz. Dividende auf das eingezahlte Gesellschaftskapital ausgeschüttet worden sind. Aufserdem soll von jener ungeheuern Landfläche der Regierung das für Eisenbahnen und Wegebauten notwendige Land in Bedarfsfällen kostenfrei zurückgegeben werden".

Das eingezahlte Kapital betrug 500000 Mk.; gezeichnet waren im ganzen 2 Mill. Mark, die (auf dem Papiere) in 5000 Aktien zu je 400 Mk. oder 500 Frcs. zerlegt wurden. Damit gingen die beiden Hauptunternehmer, Bergwerksbesitzer Sholto Douglas in Berlin und Rechtsanwalt Dr. Scharlach in Hamburg, an die Brüsseler Börse, wo sie mit Hülfe des Oberst Thys, zur Zeit Generaldirektor des Kongostaates, und des Grofsfinanziers Philippsohn ihre Aktien mit 100 Proz. Agio unter das Publikum brachten. Der Ertrag der 5000 Aktien belief sich also auf 5 Mill. Frcs. oder 4 Mill. Mark. Dazu wurden noch 15000 „Genufsscheine" zu je 900 Frcs. ausgegeben, die die „Kleinigkeit" von $13^1/_2$ Mill. Frcs. eintrugen. Ziehen wir von den $18^1/_2$ Mill. Frcs. Gesamtgewinn das nominelle Gründungskapital oder $2^1/_2$ Mill. Frcs. ab, so blieb unseren praktischen und patriotischen „Kolonialfreunden" ein „Überschufs" von 16 Mill. Frcs. Allerdings mufsten sie $2^3/_4$ Mill. Frcs. ihren Brüsseler „Geschäftsfreunden" opfern und „einige" — nämlich ganze 500 — Genufsscheine der deutschen Kolonialregierung abtreten!

Exempla trahunt! Bald nach der Scharlachschen Gründung trat die Gesellschaft „Nordwest-Kamerun" ins Leben. Sie erhielt 88000 bis 90000 qkm auf 30 Jahre zuerteilt oder ein Gebiet von der sechsfachen Gröfse des Königreichs Sachsen. Man sieht, der Kolonialdirektor v. Buchka ist trotz aller Anfechtungen seinen Grundsätzen getreu geblieben, wonach er den Vertrag mit der Süd-Kamerungesellschaft als „Typus" für das weitere Vorgehen der Regierung in Sachen der kolonialen „Bodenpolitik" erblickt. Es ist daher höchste Zeit, dafs hierin gründlicher Wandel geschaffen wird!

Immerhin sind der Gesellschaft „Nordwest-Kamerun" einige Gravamina zudiktiert worden. Sie soll zunächst 100000 Mk. zur Unterstützung der längst geplanten Expedition nach dem Tschadsee spenden und ist aufserdem verpflichtet, binnen 10 Jahren „auch wirklich 3 Mill. Mark in ihr Gebiet hineinzustecken". Endlich wird das Reich in „staffelförmig wachsendem Gewinn an der steigenden Dividende" beteiligt.

Trotzdem bleibt der schwere Vorwurf bestehen, der kürzlich zu wiederholten Malen von Dr. S. Passarge gegen die Konzessionswirtschaft in Kamerun erhoben ist, indem er das Scharlachsche System als „eine sinnlose Vergeudung von Nationalvermögen zu Gunsten einzelner spekulativer Köpfe" bezeichnet. Zur weiteren Orientierung verweisen wir unsere Leser auf die Artikel dieses ausgezeichneten Afrikaforschers in der „Deutschen Kolonialzeitung", sowie auf die sehr beachtenswerte Schrift von Adolf Damaschke „Kamerun oder Kiautschou?"

Natürlich hat sich Dr. Scharlach gegen jene Vorwürfe zu verteidigen gesucht; nur schade, dafs er Angriffe bekämpft, die gar nicht erhoben worden sind und dadurch die Möglichkeit einer Verständigung völlig aus dem Wege rückt. Sein „System" fafst er dahin zusammen: „Für die Entwickelung von Kolonieen genügt weder der Schutz, noch das Geld, noch die Verwaltung des Staates; es gehört dazu die Teilnahme des ganzen Volkes, sowohl derer, die hinausziehen und versuchen wollen, was ein starker Arm, ein fester Wille, ein klarer Verstand erreichen können, wie derer, welche denen draufsen die Mittel für die wirtschaftliche Erschliefsung bieten sollen."

Diese viel zu allgemein gehaltenen Sätze kennzeichnen indes das „System Scharlach", wie es in praxi ausgeübt wurde, sehr wenig, und wir überlassen daher jede weitere Kritik getrost unseren Lesern. Bezeichnend ist noch Dr. Scharlachs Apologie des „internationalen Kapitals", und ferner seine Drohung, jeden „vor die Thür zu setzen", der „sich in die Eigentums- und Verwaltungsbefugnisse" unseres Hauses — denn „die Kolonieen sind unser Haus!" — „einzumischen versucht!"

Gehen wir jetzt zur specielleren Betrachtung der Lage in Kamerun über, so müssen wir mit Genugthuung hervorheben, dafs sich ungeachtet aller falschen und schädlichen Mafsnahmen doch nach verschiedenen Richtungen hin ein bedeutender Aufschwung sofort bemerken läfst. Das erkennen wir schon aus der erheblichen Zunahme des weifsen Elements, das sich am 30. Juni 1899 auf 425 Personen belief. Darunter sehen wir 348 Reichsdeutsche, d. h. noch 24 Köpfe mehr als die gesamte Europäerzahl von 1898, die 324 betrug. Rechnen wir zu unseren engeren Landsleuten noch die 14 Schweizer und die beiden Österreicher hinzu, so stehen 364 Deutsche den 61 Fremden gegenüber, unter denen wir 36 Engländer, 13 Amerikaner, 9 Schweden u. s. w. verzeichnet finden. Die Engländer und Schweden sind fast ausschliefslich Kaufleute, während die Amerikaner dem Missionarstande angehören. Der Beamtenstab verfügt über 60 Köpfe, gegen 55 im Vorjahre. An Sterbefällen waren 22 zu registrieren oder $5^1/_5$ Proz. Im Bezirk Kamerun starben sogar von 163 Weifsen 16 oder fast 10 Proz. Allein diese Sätze geben von den sanitären Verhältnissen doch kein richtiges Bild, da infolge des feuchtheifsen Klimas und der Strapazen die weifse Bevölkerung einem fortwährenden Wechsel unterworfen ist. So betrug der Wegzug im letzten Berichtsjahre nicht weniger als 129 Personen und der Zugang 251.

Die ärztliche Bedienung der Europäer wurde nach den in unserer vorigen Rundschau erwähnten Maximen fortgesetzt. Namentlich suchte man der Malaria und ihrer gefährlichsten Ausartung, dem Schwarzwasserfieber, durch geeignete Mafsnahmen thatkräftig zu begegnen. Das Seesanatorium auf der Halbinsel Suellaba ist jetzt eröffnet und damit den Reconvalescenten die Möglichkeit geboten, sich in der Nähe ihres Wirkungsortes in der kühlen, frischen Meeresluft zu stärken. Im Gebirge hat Buëa die beste Aussicht, mit der Zeit ein besuchter Kurort zu werden und zwar nicht blofs für Kamerun, sondern auch für die benachbarten Kolonieen, namentlich für das englische Lagos. Zu dem Zweck ist jedoch ein Küstendampfer mit regelmäfsigen Fahrten einzustellen; denn der jetzige Verkehr, einmal wöchentlich,

dürfte auf die Dauer nicht genügen. Für die Milchkur, die in der Reconvalescenz nach Malaria so segensreiche Folgen hat, ist die Molkerei mit dem Allgäuer Vieh zur Stelle, und frisches Gemüse und sonst zuträgliche Früchte liefert ein vorzüglich gehaltener Küchengarten.

Der Versuch, durch Import von deutschen Alpenrindern den Viehstand der Kolonie zu heben, ist bestens geglückt. Die 10 Kühe haben sämtlich geworfen, und wenn die Kälber vorderhand auch nicht für Schlachtzwecke in Verwendung kommen, so werden sie doch ohne Zweifel bald dazu dienen, um durch Kreuzung den einheimischen Rinderschlag wesentlich zu heben. Besonders liegt der Verwaltung daran, bei dem Negervieh eine gröfsere Milchproduktion zu erzielen, und dies ist um so notwendiger, da der Eingeborene die Milchgewinnung überhaupt nicht kennt.

Die Stationsherden in Edea, Kamerun und Johann-Albrechtshöhe haben sich ebenfalls zur Zufriedenheit entwickelt; auch die Station am Rio del Rey besitzt einen starken Trupp Kleinvieh.

Was nun die Pflanzungen anlangt, so müssen wir vorab bemerken, dafs man sehr wohl zwischen dem Stande vor 10 bis 12 Monaten und dem heutigen Stande nach den letzten Unruhen unterscheiden mufs. Wenn die amtliche „Denkschrift“ für 1898/99 meldet: „Der Plantagenbau hat einen geradezu glänzenden Aufschwung genommen“, so war das für den Termin der Abfassung vollkommen berechtigt. Wir werden daher gut thun, zunächst diesen „Aufschwung“ kurz zu skizzieren, um dann zu zeigen, wie schnell hier ein Wechsel in peius eingetreten ist.

Auf den Pflanzungen arbeiteten zur Zeit des Hochbetriebes an 4000 Arbeiter, also doppelt soviel, wie im Jahre zuvor. Davon waren fast 3000 Eingeborene der Kolonie, nämlich Balundu vom Rio del Rey, Bali aus dem Lande des alten Garega, ferner Bakwiris und Neger vom Wuri und Mungo. Auch Yaúnde hatte etliche Arbeiter gestellt, obschon von hier der Zuzug stetig geringer wird, da der aufblühende Karawanenverkehr des Südbezirks alle verfügbaren Kräfte an sich zieht. Vor dem Überfall der Buli im September 1899 gingen monatlich 8000 Träger von und nach der Küste. Dann ist seit 1898 der Versuch gemacht worden, mit „Unterstützung“ — sit venia verbo — des Gouvernements in Lome eine gröfsere Zahl von Togolenten anzuwerben. Es kamen sofort 154 Mann, und nur der hohe Monatslohn von 20 Mk. nebst freier Überfahrt und Verpflegung — wie es auch die Arbeiter aus Lagos erhalten —, schreckte die Plantagenleiter bei den Anwerbungen etwas zurück. Man hoffte aber, aus dem Hinterlande Togos, z. B. aus dem volkreichen Atakpame, billigeres Personal heranzuziehen. Ein derartiges Verhältnis, sagt die Denkschrift, würde sicher für beide Kolonieen zum Nutzen ausschlagen. Um die möglicherweise entgegengesetzten Interessen Togos zu versöhnen, könnte man die eine Hälfte des verdienten Arbeitslohnes erst in der Heimat auszahlen lassen, wodurch sich der Handel Togos jedenfalls sehr beleben würde.

Der Gedanke ist gut. Denn das Geld bliebe dergestalt in unseren Kolonieen, und Kamerun erhielte fleifsige und geschickte Arbeiter und wäre in der Lage, sich endlich von „Liberia mit seinen unglücklichen Arbeiterverhältnissen“ loszumachen. Es fragt sich nur, wie die „Unterstützung“ beschaffen ist, die das Gouvernement in Lome diesem Plane hat angedeihen lassen. Das lehrt uns die „Verordnung“ vom 15. November 1899 (Deutsches Kolonialblatt 1900, Nr. 2, S. 54 und 55), welche das Folgende festsetzt. „Den Eingeborenen des Togogebietes ist die Auswanderung aus dem Schutzgebiete nur mit der Genehmigung des Kaiserlichen Gouverneurs gestattet. Der Antrag auf Genehmigung kann unmittelbar bei dem Gouvernement oder bei einem Bezirksamte, bezw. auch bei einer Station gestellt werden und ist bei der genannten Dienststelle schriftlich einzureichen oder zu Protokoll zu erklären. Die Entscheidung erfolgt schriftlich. Im Falle der Genehmigung ist eine Gebühr von 10 Mk. pro Kopf zu entrichten. Dem Ermessen des Gouverneurs bleibt vorbehalten, die Genehmigung an gewisse Bedingungen zu knüpfen. Zuwiderhandlungen werden an den Übertretern oder deren Familiengliedern oder denjenigen, welche die Auswanderung veranlafst haben, mit Geldstrafe bis zu eintausend Mark, an deren Stelle im Unvermögensfalle entsprechende Freiheitsstrafe tritt, bestraft.“

So lautet wörtlich dieser staatskluge Ukas, und man kann sich leicht vorstellen, mit welchen Gefühlen er von den Plantagenleitern in Kamerun angestaunt worden ist. Zum Glück erhoben diese Gegenvorstellungen in Berlin und zwar mit solchem Nachdruck, dafs die schöne „Verordnung“ vorläufig „aufser Kraft gesetzt“ werden mufste.

Die angebaute Fläche am Kamerungebirge hat sich bis Mitte 1899 auf 2500 ha gehoben, und davon entfallen 2200 ha auf Kakao, der annähernd 2000 Doppelcentner im Werte von 240 000 Mk. für den Export lieferte. Rechnet man den Ertrag der übrigen Kakaopflanzungen noch hinzu, so hat Kamerun in 1898/99 im ganzen 2460 Doppelcentner für 313 000 Mk. ausgeführt. Das ist für den Anfang wahrlich genug. Die Pflanzer werden aber stets darauf sehen müssen, ein erstklassiges Produkt zu erzielen, also nicht blofs auf die Quantität, sondern noch mehr auf die Qualität ihrer Ware acht zu haben. Vorläufig ist der Kamerunkakao den besten amerikanischen Marken noch nicht ebenbürtig; er schmeckt etwas streng und bedarf deshalb der Zumischung leichterer Sorten. Auch die Gärungs- und Trockenmethoden auf den Plantagen erscheinen nicht immer einwandsfrei. Um diesen Mängeln zu begegnen, hat der verdiente Leiter des botanischen Gartens, Dr. Preufs, eine längere Informationsreise nach Central- und Südamerika unternommen, wo er neben anderen einschlägigen Fragen besonders die sachgemäfse Aufbereitung der Ernten gründlich studieren will.

Dem Kakao dürften in nächster Zeit zwei mächtige Konkurrenten erstehen, nämlich die Kickxia africana und der Tabak, ganz abgesehen vom Kaffee, der sicher in Kamerun eine Zukunft hat. Mit dem Tabak waren schon früher recht ermutigende Versuche gemacht worden, namentlich in Bibundi, wo man Surinam- und Havanatabak zog und ein feines, elastisches Blatt mit zarten Rippen erhielt, das im Geschmack den besseren Sumatrasorten ähnlich war. Das Unternehmen ging indes zu Gunsten des Kakaos zurück und ist erst neuerdings an anderer Stelle durch einen erfahrenen Sumatrapflanzer wieder aufgenommen worden.

Für die Kickxiakultur sind die Expeditionen von Dr. Preufs und Rudolf Schlechter ausschlaggebend gewesen; denn von nun an wandten fast alle Plantagenbesitzer ihr Interesse dieser vielversprechenden Nutzpflanze zu. Da der Samen teils aus Lagos, teils aus dem eigenen Mungogebiet bequem zu erhalten war, so standen der Aussaat keine Schwierigkeiten entgegen. Aufserdem beherbergt der Urwald am Mungo noch Tausende von älteren Bäumen, an denen die notwendigen Experimente über die beste und rationellste Art der

Ausbeutung ohne Bedenken vorgenommen werden können. Die Zucht der Kickxia ist jedoch mühsam und langwierig und erfordert zunächst gröſsere Kosten als der Kakao, da die Bäumchen nicht vor dem achten Jahre ertragfähig sind. Man will daher beide Kulturen miteinander verbinden, um auf diese Weise die „tote Zeit“ leichter zu überstehen.

Vortrefflich gedeiht in Kamerun ferner die Vanille. Seit der Jungfernernte von 1895 ist das Ergebnis gleichmäſsig befriedigend geblieben; auch die Qualität bessert sich von Jahr zu Jahr. Nicht minder aussichtsvoll scheint die Zimtkultur zu werden, welche im botanischen Garten ein so gutes Produkt gezeitigt hat, daſs man hofft, eine der Ceylonware gleichwertige Marke heranzuziehen. Über Kardamom, Ingwer, Muskatnüsse, Gewürznelken und Pfeffer liegen noch keine abschlieſsenden Resultate vor. Zu erwähnen dürften aber die Proben mit dem Theestrauch sein. In dem niedrig gelegenen Viktoria wollte er allerdings nicht recht gedeihen; dagegen entwickelte er sich in Buëa, 900 m über See, so erfreulich, daſs hier alsbald 300 Sträucher ausgepflanzt wurden.

Leider müssen wir jetzt die „Kehrseite der Medaille“ betrachten! Seit vorigem Herbst sind wir unausgesetzt durch Hiobsposten aus Kamerun erschreckt worden. Zuerst wurde Leutnant Queis mit seiner Truppe niedergemetzelt; dann fiel der allbeliebte und tüchtige Conrau dem Fanatismus der Wilden zum Opfer. Inzwischen hatte Forstassessor Dr. R. Plehn sein Leben unter Giftpfeilen geendet, und zuletzt erlitt das Strafkorps unter Hauptmann v. Besser eine empfindliche Niederlage. Der Führer und seine sämtlichen Offiziere trafen schwerverwundet im Regierungssitze wieder ein, wo der Expeditionsarzt Dr. Dittmer in wenigen Tagen an seinen Verletzungen starb. Neben diesen ärgsten Katastrophen fehlte es nicht an allerlei kleinen Schäden und Verlusten. Schon im Spätsommer 1898 empörten sich die Batschenga am Sanaga, etwas unterhalb der Nachtigalfälle, und muſsten energisch zur Ruhe gebracht werden. Zu den Buli, von deren Raubfahrt nach Kribi schon oben die Rede war, ging später Hauptmann v. Dannenberg, um die Ordnung wieder herzustellen. Dabei überzeugte er sich, daſs es nötig sei, dauernd eine Kompanie der Schutztruppe im Bulilande zu stationieren, sofern man die Wilden sicher im Zaum halten wolle. Bedenklich sah es zur selben Zeit auch im Gebiet von Yaunde aus. Dort revoltierten die Bakoë und die Mangissa und störten den Handel. Der Unteroffizier Kneisl, der Anfang September einen unbotmäſsigen Häuptling zur Rechenschaft ziehen sollte, wurde angeschossen und der Faktorist Reinhardt so arg bedrängt, daſs er sich nur mit gröſster Mühe retten konnte.

Seit vorigem Herbst ist also die ganze Küstenzone von Kribi bis zum Rio del Rey mit ziemlicher Erstreckung nach dem Innern vollkommen aufständisch, und diese Bewegung scheint gegenwärtig noch im Zunehmen begriffen zu sein. Die auf den Plantagen beschäftigten Arbeiter sind zum gröſsten Teil in ihre Heimat zurückgekehrt und werden dort häufig neue Wirren verursachen. Vielfach hängt dies mit dem eigentümlichen Seelenglauben der betreffenden Negerstämme zusammen, die für jedes Unglück und jeden Todesfall, der ihre ausgewanderten Volksgenossen betrifft, den weiſsen Arbeitgeber verantwortlich machen. Da ich diese Frage schon vor Jahren im „Globus“ (Bd. 69 [1896], S. 273 bis 278) eingehend erörtert habe, so kann ich mich mit einem Hinweis auf jene Stelle begnügen. Hinzufügen will ich nur, daſs der Tod Conraus direkt auf diesen Aberglauben zurückzuführen ist. In seinem letzten Briefe teilt der Unglückliche mit, daſs er von den Bangwe festgehalten würde, weil Leute ihres Stammes an der Küste gestorben seien. Wie so oft, hatten auch diesmal „die unheilvollen Fetischmänner, diese schwarzen Gauner“, ihre Hand im Spiel und leiteten den Streich auf das Haupt eines Mannes, der von ihrem lichtscheuen Treiben wahrscheinlich zu viel wuſste.

Der betrübende Vorgang lenkt aber von neuem die Aufmerksamkeit aller Beteiligten auf das finstere Heidentum in unserer Kolonie, und ganz von selbst wird die Frage laut, wie man diesem Übel am besten und schnellsten steuern könne? Viel trägt schon der bloſse Verkehr des Negers mit dem Weiſsen auf den Pflanzungen und Stationen zur Bekämpfung des Irrtums bei. Auch die ernstlichen, im Notfalle mit schweren Strafen eingeschärften Verordnungen der Regierung thun das Ihrige im Streite wider den Aberglauben. Vor allem sucht man von Amtswegen der gefährlichen Geheimbündelei einen Damm zu setzen, und wenn man erst diesen Feind besiegt hat, so ist damit sehr viel gewonnen. Das wird aber noch Jahre und Jahrzehnte dauern, ehe sich der Neger dieser Fesseln entringt.

Das wichtigste und sicherste Mittel gegen das Heidentum und sein böses Drum und Dran sind zweifellos die Schulen und Missionen, und die Regierung hat darum wohlgethan, daſs sie die Pflege dieser Kulturfaktoren von vornherein auf ihr Programm schrieb. Als Kamerun deutsch wurde, arbeiteten dort englische Baptistenmissionare, die durch Alfred Saker ins Land gekommen waren. Da sich die Herren mit der Neuordnung der Dinge wenig befreunden konnten und mehr als politische Agenten, denn als Glaubensboten fungierten, so blieb es nicht aus, daſs ihnen der Boden bald zu heiſs wurde und sie den Dienst quittierten. Opferfreudig trat die evangelische Mission in Basel das trübselige Erbe an, wo „Gebäulichkeiten, Schulen und Gemeinden die Spuren des Zerfalles zeigten“, wo jede „Ordnung und Regel fehlte“, und von unterrichtlichen Leistungen „so gut wie nichts“ zu finden war. „Auch ohne die politischen Ereignisse“, schreibt der Baseler Sekretär J. Römer weiter, „wäre eine Fortführung der Mission in der bisherigen Weise kaum mehr erträglich gewesen.“ Die Baseler muſsten daher ganz von vorn beginnen, und sie haben das mit solchem Eifer und solcher Gründlichkeit gethan, daſs heute, trotz mancher harten Verluste, 9 Hauptstationen mit 130 Auſsenstationen und 135 Schulen im Betriebe sind. Daran wirken 21 ordinierte Missionare, 5 unordinierte Missionare, 12 Missionarsfrauen, 1 Krankenpflegerin und 145 eingeborene Lehrer. Die Zahl ihrer getauften Gemeindeglieder hat 2000 längst überschritten, und ihre Schulen werden von mehr als 3300 Kindern besucht.

Im Batangalande oder dem südlichen Teile Kameruns arbeiten amerikanische Presbyterianer. Ihr erster weiſser Missionar erschien 1889 und hat bald gleichgesinnte Gehülfen nach sich gezogen. Zur Zeit sind ihrer 13, Männer und Frauen, im Schutzgebiet thätig, unterstützt von 14 Eingeborenen, die als Geistliche und Lehrer benutzt werden. Die Amerikaner unterhalten 4 Stationen mit 3 Gemeinden und 5 Filialen, 7 Knabenschulen und 1 Mädchenschule. Dann haben sich in Kamerun auch deutsche Baptisten niedergelassen, die vorläufig mit geringen Mitteln wirken und daher noch keine sonderlichen Erfolge zu verzeichnen haben. Ihre Grundsätze für die Ausbildung der Schwarzen sind indes recht lobenswert zu nennen.

Endlich müssen wir der katholischen Pallottiner-Mission gedenken, die jetzt 10 Jahre in Kamerun

thätig ist. Sie verfügt über 7 Priester, 18 Laienbrüder und 15 Schwestern, die auf 5 Stationen mit den zugehörigen Filialen verteilt sind. Überall strebt man danach, den Negern mit der geistlichen Bediennng auch Lust und Liebe zur Arbeit einzuimpfen, und es schadet unseres Erachtens gar nicht, wenn dabei gelegentlich das „Labora" vor das „Ora" gestellt wird.

Was wir sonst noch über unser Schutzgebiet für diesmal zn sagen haben, bezieht sich auf Handel, Einnahmen nnd Verwaltung und läfst sich mit wenigen Zeilen abmachen. Znr Ergänzung unserer vorjährigen Angaben diene die Nachricht, dafs — mit Ausnahme von Palmöl nnd Ebenholz — sämtliche Exportartikel eine erhebliche Zunahme erkennen lassen. Diese beträgt bei Palmkernen 465 106 kg, bei Rohgummi 163 090 kg, bei Elfenbein 12 657 kg, bei Kakao 37 291 kg nnd bei Kaffee 210 kg. Der Jahreswert des Exports erreichte 5 145 822 Mk. oder 3 920 194 Mk. mehr als für 1897/98. Die Einfnhr stieg in derselben Zeit von 7 128 155 Mk. auf 10 638 955 Mk. und erhöhte sich demnach nm 3 510 802 Mk. Für Eingang nnd Ausgang zusammen kommt somit ein Satz von 15 784 777 Mk. herans, also eine Snmme, wie sie in Kamerun bisher noch nicht erreicht worden ist. Wir wollen hoffen, dafs dieser günstige Stand von Dauer bleibt und selbst durch die mehrerwähnten Störungen nicht herabgedrückt wird.

Die Einnahmen der Kolonie, die aus Zöllen, Licenzgebühren, Hafenabgaben, Gesundheits- und Waffenpässen, Landverkänfen, Verpflegnngskosten, Strafgeldern u. s. w. gebildet werden, ergaben für 1898/99 einen Betrag von 1 251 387 Mk. Die Zölle allein erbrachten 1 033 375 Mk., so dafs Kamerun gegen das Vorjahr ein Mehr von 553 896 Mk. eingenommen hat. Dies Plus kommt natürlich dem inneren Dienste zu gute; namentlich hat das Strafsennetz eine löbliche Erweiterung erfahren. Der Fahrweg zwischen Viktoria und Buëa ist nahezu vollendet, nnd andere Strecken desselben Bezirks werden in Kürze folgen. An der Verbesserung des grofsen Binnentrakts von Kribi über Lolodorf nach Yaunde wird beständig gearbeitet. Ebenso ist das Gonvernement bemüht, die Verbindnngswege von Dorf zu Dorf, auch wenn die Ansiedelungen nicht direkt an der Hauptstrafse liegen, stets praktikabel zu erhalten.

Recht rege war ferner die Banthätigkeit, nnd zwar nicht blofs in Kamerunstadt, wo ein massives Krankenhaus, ein Gefängnis, ein Offiziershaus und ein Materialienschuppen errichtet wnrden, sondern anch in den Aufsenbezirken und selbst auf den vorgeschobenen Stationen. Vornehmlich hat die neuangelegte Station Yoko zahlreiche Gebäude erstehen sehen, die hier, wie in Yannde und Lolodorf, ans selbstgebrannten Ziegelsteinen aufgeführt worden sind. Die Regierungs- und Handelsstationen am Ngoko der Konzession Südkamerun versprechen für die Erforschung dieser unbekanntesten Ecke der Kolonie gute Erfolge. Nnr dürfen die etwaigen Vorstöfse nicht mit so geringen Machtmitteln ausgerüstet werden, wie die Expedition des gefallenen Dr. R. Plehn. Der Schaden solcher Fehlschläge wirkt zn lange nach und läfst sich erst mit gröfseren Aufwendungen wieder gut machen.

Die wissenschaftliche Arbeit in Kamerun hat gleichfalls einige sehr erwünschte Fortschritte zu verzeichnen, besonders auf kartographischem Gebiet, das dnrch Dr. Plehn, G. Conrau und die Offiziere v. Arnim, Dominik, v. Glisczinsky, v. Stein, v. Besser, Nolte nnd Dr. Bennett fleifsig angebaut wnrde. Der Geologe Dr. Esch ist mit einer umfangreichen Gesteinssammlung zurückgekehrt, die er sofort in Angriff genommen hat, so dafs die Veröffentlichung der gewonnenen Resultate demnächst zn erwarten steht.

Es zeigt sich also auch hier ein wichtiges Vorwärtsstreben, ein erfreulicher Lichtblick in den trüben Schatten, die jüngst auf unsere verheifsungsvollste Kolonie gefallen sind. An der Küste hat sich leider unlängst ein Besitzwechsel vollzogen, der in mehrfacher Hinsicht sehr zn beklagen ist. Die alten Firmen C. Wörmann und Jantzen & Thormählen haben ihre sämtlichen Liegenschaften, Baulichkeiten und Geschäfte an die Gesellschaft „Nordwest-Kamerun" verkauft! Damit sind diese ersten Pioniere der dentschen Knlturarbeit in Kamernn vom Schauplatz abgetreten, und an ihre Stelle rückt jetzt das allmächtige „internationale" Grofskapital, um eine bedrohliche Monopolherrschaft über das ganze Schutzgebiet aufzurichten!

Die deutsche Tiefsee-Expedition auf dem Dampfer „Valdivia" im südlichen Eismeer.

Von Dr. Gerhard Schott. Hamburg. Seewarte.

II. (Schlnfs.)

3. Kergnelen.

Kerguelen kann, wenn man die geographischen Verhältnisse berücksichtigt, durchans nicht mehr zum Gebiete des südlichen Eismeeres gerechnet werden, während die nnr vier Breitengrade südlicher, auf 53° südl. Br., gelegene Heard-Insel rein antarktischen Charakter zeigt. Aber unser Besuch auf Kerguelen bildete für uns so sehr den Abschluss der Eismeerfahrt, dafs ich auf eine kurze Beschreibung der für uns Alle gewifs unvergefslichen Eindrücke und Erlebnisse daselbst hier nicht verzichten mag; bietet doch dieses unbewohnte Eiland für den Knlturmenschen wunderbare, um nicht zu sagen märchenhafte Zustände dar. Freilich, nnser Aufenthalt auf dieser schon nicht mehr so weit vom Weltverkehr entfernt liegenden Insel war nur kurz (25. bis 29. Dezember), nnd wir haben nnr das „Gazelle"-Basin, resp. den Schönwetterhafen im mittleren, den Weihnachtshafen im nördlichen Teile der Ostküste kennen gelernt. Der vorzüglichen und allseitigen geographischen Beschreibung, welche in dem Reisewerk S. M. S. „Gazelle", 1. Band, im 7. Kapitel gegeben ist und weitaus das beste darstellt, was wir über diese Insel besitzen, kann nur wenig Neues hinzugefügt werden. Bekanntlich verdankt man der „Gazelle" die Vermessung der wichtigsten Teile der Ostküste, nnd der Expedition zur Beobachtung des Venus-Durchganges eine etwa $2^1/_2$ Monate nmfassende Reihe von meteorologischen, magnetischen und ähnlichen Beobachtungen. Die „Challenger"-Expedition ist 24 Tage auf Kerguelen gewesen, vornehmlich in dem südöstlichen Teile. In den Vordergrund mancher Betrachtungen dürfte die Insel demnächst dadurch gelangen, dafs auf ihr während der Dauer der deutschen Südpolar-Expedition eine

Zweig- resp. Ergänzungsstation ununterbrochen thätig sein soll.

Am 1. Weihnachtsfeiertage morgens kam auf der „Valdivia“ das erste Land von Kerguelen, und zwar dasjenige in der Gegend des Royal Sound, in Sicht, natürlich bei Sturm aus NW bis NNW. Da der Sturm das Schiff stark in der Fahrt hemmte und wir bei dem im Ganzen recht klaren Wetter noch bei hellem Tage in das „Gazelle“-Basin gelangen wollten, wurde mit beiden Kesseln unter Volldampf ausnahmsweise die gesamte Maschinenstärke des Schiffes benutzt und gegen 4 Uhr nachmittags das Ziel erreicht. Die weifsen Albatrosse des Kap der Guten Hoffnung, die in der Eisgegend uns verlassen hatten, waren zugleich mit den westlichen Stürmen wieder bei dem Schiffe erschienen. Nahe unter Land gesellten sich zahlreich zu ihnen die schwarzen Kormorane, im ganzen Aussehen häfsliche Vögel von sehr schwerfälligem, ungeschicktem Flug, die tölpelhaft über das Schiff flatterten; wir haben sie nachher an Land auf den Klippen sitzend getroffen, wo sie sich



Fig. 4. Kerguelen Ostküste.
Blick auf den Schönwetterhafen und die ihn umgebenden Basaltberge.



Fig. 5. Kerguelen.
Ein typischer Basaltberg. Im Vordergrunde „Azorella“ Polster.

von uns mit den Händen greifen liefsen, wie die anderen Tiere.

Der Anblick der Ostküste Kerguelens war für uns, die wir während 6 Wochen strapaziöser Seefahrt nur Eis und ein eisbedecktes Inselchen gesehen und Unwetter in Fülle erlebt hatten und nun zuerst wieder eine ausgedehnte, mit grünen Matten in den unteren Teilen besetzte Küste erblickten, ungemein erfreuend; gewifs haben auch wir noch den von ungeheuren Schutt- und Geröllmassen bedeckten Boden, der keinen Baum und Strauch trägt, und die im Ganzen schwarzen, dunkel drohenden Basaltberge, deren oberen Teile auch im Sommer von Schnee bedeckt sind, kennen gelernt, aber trotzdem ist der Gesamteindruck wohl bei allen Teilnehmern der Expedition ein aufserordentlich freundlicher geblieben, wozu das ungewöhnlich günstige Wetter viel beigetragen haben mag. Nie werde ich den Hochgenufs des Spazierganges vergessen, den ich noch am 1. Feiertage vor einbrechender Dämmerung zusammen mit dem Chemiker, Herrn Dr. Schmidt, vom „Gazelle“-Hafen über einen kleinen Bergrücken hinweg zwischen zwei mächtigen Basaltgängen hinüber nach Sandy Cove machte. Cook hat die Insel nach seinen Erfahrungen „Desolation Island“ genannt, vielleicht mit Recht; nach meinem natürlich subjektiven Empfinden ist es ein so reizvolles Land, dafs ich mir wohl wünschte, noch einmal für längere Zeit ausgedehntere Wanderungen dort machen zu können, als die „Valdivia“-Fahrt gestattete. Der unsagbare Reiz eines Kerguelenaufenthaltes liegt besonders in dem Umstande, dafs wir es hier mit einem Lande zu thun haben, das uns noch völlig unverfälschte Natur, fast ohne jegliche Spur menschlicher Beeinflussung, bietet. Wie sich dies im Einzelnen äufserte, wird das Folgende zeigen.

Die Westküste ist noch fast gar nicht bekannt, da sie infolge der fast ununterbrochen, oft orkanmäfsig wehenden Weststürme so gut wie unnahbar ist, scheint aber von der Ostküste ihrer Gestaltung nach wesentlich nicht verschieden zu sein. Diese Ostküste bildet eine Reihe vorzüglicher Buchten, zum Teil tief eingeschnittener schmaler Fjorde mit guten Häfen; häufig sind die Seiten der Fjorde in Inseln aufgelöst. Die Zugänge zu einzelnen Becken sind so versteckt und schmal, dafs man sie nicht eher sieht, als bis das Schiff unmittelbar davor steht: so ist z. B. der Eingang in das „Gazelle“-Basin beschaffen, welcher, obwohl nur etwa steinwurfsbreit, für jedes Schiff genügende Tiefe hat.



Fig. 6. Kerguelen.
Auf dem Wege zwischen „Gazelle“-Hafen und Sandy Cove. Ein Basaltgang.
Der Boden ist mit „Acaena“ bewachsen.

Sieht man von einzelnen, immerhin ziemlich zahlreichen kegelartigen, spitzen und hohen Bergen, ja Bergzügen ab, die eine Höhe von 900, 1000 m und darüber aufweisen und auch im Sommer eine zusammenhängende Schneedecke tragen, so ist die weitaus überwiegende Oberflächenform Kerguelens der tafelförmige, 300 bis 500 m hohe Basaltberg (s. Fig. 5), welcher aus einzelnen fast genau horizontalen Schichten, Terrassen von 20 bis 60 m Höhe, aufgebaut ist; die einzelnen Terrassen, welche in einer Zahl von 5 bis 20 oft unterschieden werden können, sind vielfach durch ganz dünne Zwischenlagen von rötlichem Gestein getrennt. Die Terrassen selbst sind Basalt, der wenig in Säulenform auftritt, aber überall die senkrechte Kluftrichtung erkennen läfst (s. Fig. 6). Die oberste Tafel ist meist absolut kahl von Vegetation, aber überstreut von einer Menge von einzelnen Gesteinsblöcken jeder Gröfse, unter denen zahlreiche nur eines

geringen Anstofses zu bedürfen scheinen, um herabzurollen.

Ein wesentlicher Faktor bei der Ausgestaltung der heutigen Oberflächenformen Kerguelens ist die früher sicher vollkommene Vereisung des Landes gewesen, fast überall begegnet man ihren unverkennbaren Spuren. Die Rundhöckerbildungen sind in manchen Gegenden, wie z. B. nördlich vom „Gazelle“-Basin, auf weite Strecken so vorzüglich ausgebildet, dafs Bilder davon als Typen in jedem Lehrbuche Aufnahme finden könnten. Man sieht noch die breiten Thäler zwischen Basaltgängen, in denen die Gletscher bis zum Meere reichten, man findet da auch zahlreiche Süfswasserseen, abgedämmt durch gewaltige Schuttmassen. Die von der „Gazelle“ gefundenen Gletscher haben wir nicht besuchen können.

Wasser ist überall in Menge vorhanden, die Wasserfälle, welche von den einzelnen Etagen der Basaltberge herabstürzen, sind ein wichtiger Zug in dem ganzen Landschaftsbilde (s. Fig. 7). Auch der Grund in den Thalböden selbst ist vom Wasser gänzlich durchtränkt, was bei den reichen Niederschlägen nicht Wunder nimmt. Zumal dort, wo eine vergleichsweise üppige Rasenvegetation die Gesteinszersetzung befördert, sinkt man bis über die Knöchel bei jedem Schritt in Sumpf und Morast ein, und dieser Umstand erschwert das Wandern ungemein. Ausgedehntere Exkursionen werden hierdurch und durch eine ganze Reihe anderer Umstände sehr mühsam; in letzterer Beziehung sind der oft plötzlich einsetzende Nebel, Sturm, Regen und Schnee zu nennen, ferner auch die Flüsse, sowie der Mangel an jeglichem Brennmaterial, welches man bei mehrtägigen Fahrten von dem Schiffe aus mitführen müfste, da man bei der nafskalten Witterung auf Feuer nicht verzichten kann. Auch würden bei einer Erforschung der Insel sturmsichere Zelte unentbehrlich sein. Mit welchen aufserordentlichen Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten man bei gröfseren Fufstouren zu kämpfen hat, davon giebt der Bericht des Kommandanten der „Gazelle“ (a. a. O., S. 94 bis 100) ein anschauliches Bild.

Im Ganzen ist die Kerguelen-Landschaft, von den inneren Häfen vom Meeresspiegel aus gesehen, einer Alpenlandschaft in etwa 2000 bis 2500 m Höhe recht ähnlich; bereits in 300 bis 400 m Höhe lagen Ende Dezember 1899 viele ausgedehnte Schneeflecken.

Für denjenigen, der auf dem Gebiete der Botanik Laie ist, waren die einzigen hervorragenden Vertreter der Pflanzenwelt das Azorella-Moos, das in einzelnen grofsen Polstern weite Flächen bedeckte (s. Fig. 5), dann die Acaena, eine sehr niedliche Rosacee, die an Flufs- und Bachläufen üppig wucherte und deren Gras ein gutes Schaffutter geben dürfte (s. Fig. 6); ganz zurück trat der berühmte Kerguelenkohl (Pringlea), dessen mächtige Stauden wir fast nur noch an wenigen unzugänglichen Felswänden gefunden haben. Offenbar haben zu seiner im Vergleich mit früheren Zeiten stark eingeschränkten Verbreitung die massenhaft vorhandenen Kaninchen wesentlich beigetragen, wenn sie nicht sogar allein daran schuld sind. Weder im „Gazelle“- noch in dem „Challenger“-Werk konnte ich eine Notiz darüber finden, dafs diese Kaninchen damals vorhanden gewesen oder ausgesetzt worden sind; der „Challenger“ hat Ziegen ausgesetzt; es würde mir wertvoll sein, zu erfahren (wenn es überhaupt bekannt ist), von wem und wann die Kaninchen eingeführt sind. Vielfach war der Boden auf weite Strecken von den Gängen der Kaninchen gänzlich unterminiert.



Fig. 7. Wasserfall auf Kerguelen.
Geröll von Basaltblöcken. Meereshöhe etwa 300 m.

Wie schon oben angedeutet wurde, war der Naturzustand, in dem fast die gesamte Tierwelt Kerguelens lebt, das weitaus interessanteste Moment bei unserem flüchtigen Besuch. Zunächst fiel uns der Reichtum an Vögeln auf, besonders an denjenigen, die als die eigentlichen Bewohner Kerguelens zu gelten haben, an Pinguinen. Diese drolligen Gesellen, die mit ihren Flügelstummeln nicht fliegen können und deren Element das Wasser mindestens im gleichen Grade wie das Land ist, sind es, welche mir immer wieder vor dem geistigen Auge erstehen, so oft ich an Kerguelen denke. Eine Beschreibung ihrer äufseren Erscheinung ist hier nicht nötig; zu Hunderten und Tausenden bevölkerte der kleine goldhaarige Pinguin (Eudyptes chrysocome) die Block- und Geröllgehänge der Häfen, mit seinem Geschrei die Luft erfüllend.

Unmittelbar nach der Ankunft der „Valdivia“ im „Gazelle“-Basin waren einige Leute der Mannschaft an Land gerudert und hatten einige dieser Pinguine an Bord gebracht; neugierig hüpften die Tiere durch die Kajütengänge in den Salon auf den Tischen und Bänken umher. Eins unserer beliebtesten Weihnachtsvergnügen war ein Besuch in den sogenannten „rookeries“, d. i. Brutplätzen der Pinguine (s. Fig. 8). Die Weibchen safsen damals gerade auf den Eiern, doch waren noch



Fig. 8. Kerguelen. „Gazelle"-Hafen.
Eine Brutstätte von Schopfpinguinen (Eudyptes chrysocome). Die vier Pinguine links unten sind wachestehende Männchen. 26. Dezbr. 1898.

keine Jungen ausgebrütet; wir setzten uns zwischen die Tiere auf die Basaltblöcke, ohne dafs die Pinguine sich im Geringsten stören liefsen, ja wir nahmen die Pinguinweibchen vom Neste in die Höhe, und sie setzten sich, höchstens etwas unwillig murksend, wieder auf. Die Männchen standen aufrecht auf Posten und machten keine Miene, dem Menschen Platz zu machen; erst die direkte Berührung veranlafste sie, in urkomischer Weise, den Kopf nach vorn und unten geneigt, zum nächsten Stein, immer in der Richtung zum Wasser, abwärts zu springen; die Engländer nennen sie sehr bezeichnend „rockhopper". Immerhin genügte jedoch der wiederholte Besuch in der einen uns besonders bequem gelegenen Kolonie, um die Tiere etwas scheu zu machen; in den letzten Tagen unseres Aufenthaltes zeigten die Tiere augenscheinlich eine gewisse Unruhe; unserem kleinen Dachshunde, dem selbst bei den fremdartigen Kerlen nicht wohl zu sein schien, setzten sie dann mit Schnabelhieben und Flügelschlägen zu, so dafs er möglichst schnell das Feld räumte.

Diese Pinguine waren alle aufserordentlich gut bei Leibe, so fett, dafs die Haut der weifsen Brust beim Stehen mehrfach bis auf die Erde reichte. Eine Zahl dieser kleinen Pinguine haben wir noch etwa vier Wochen lang an Bord lebend erhalten, bis in die Tropenhitze hinein; aber trotzdem sie mit Fischen ernährt wurden (sie frafsen nicht von selbst, so dafs der Kochsmaat sie wie die Gänse mit Fischfleisch „nudelte"), krepierten sie doch schliefslich alle.

Von den grofsen Königspinguinen (Aptenodytes) haben wir nur etwa 20 Stück am inneren Ende des Weihnachtshafens angetroffen, wo sie, aufgerichtet und in Reihe und Glied wie eine Kompanie Soldaten stehend, uns erwarteten (s. Fig. 9). Auch diese waren gänzlich ohne jede Scheu; sie hüpfen nicht, wie der kleine Pinguin, sondern watscheln mit den zwei Beinen abwechselnd vorwärts, was einen unglaublich lächerlichen Anblick gewährt.

Zahlreich waren die anderen Vögel, die ebenfalls vor den Menschen keine Scheu zeigten; ich nenne hier aufser den bereits erwähnten Kormoranen in erster Linie die niedlichen Chionis, einen schneeweifsen



Fig. 9. Kerguelen. Weihnachtshafen.
Ein Trupp von Königspinguinen. 29. Dezbr. 1898.

Vogel von etwas über Taubengröfse, der, ein guter Flieger, doch meist an Land zwischen den Felsen umherhüpft. Während bei den Pinguinen die Unbekanntschaft mit dem Menschen auch eine Gleichgültigkeit gegen die Erscheinung des Menschen einschliefst, ist die Chionis sehr neugierig; sie mufs Alles genau untersuchen, was ihr fremd oder sonderbar erscheint, sie kommt dem Menschen entgegen gelaufen, guckt wohl auch einem fortgeschleuderten Stein voll Interesse nach. Wir haben Photographieen aufgenommen, auf denen diese Vögel zu sehen sind, indem sie an den Gewehrläufen zu den Füfsen der im Grase lagernden Herren herumpicken. Dabei ist der Vogel ein arger Räuber von Pinguineiern; überall lauerte er in der Nähe der brütenden Pinguinweibchen, um eine günstige Gelegenheit zu einer Mahlzeit zu erspähen.

Die grofsen, grauen Raubmöven (Skua) sind im ganzen häfsliche Vögel, auch sie lagen zur Zeit unseres Besuches dem Brutgeschäft ob, ihre Nester waren frei in Thalböden auf Moospolstern erbaut und wurden von dem eng zusammenhaltenden Pärchen stets tapfer verteidigt; im Fluge waren diese Vögel so dummdreist, dafs einer mir fast mit voller Fahrt gegen die Brust flog und erst im letzten Moment vor dem Hindernis abbog; dabei war nicht etwa sein Nest in der Nähe.

Auch Wildenten waren nicht selten; sie flogen, aufgescheucht, nur auf wenige Schritte Entfernung weg.

Begreiflicherweise sehr grofses Interesse haben aber die Seeelefanten (Cystophora proboscidea) erregt. Sowohl in dem nahe bei dem „Gazelle“-Basin gelegenen Sandy Cove, als auch im Weihnachtshafen lagen zahlreiche weibliche Exemplare derselben träge in Lagern, die sie sich im Sande gewühlt hatten, ruhend und den Menschen kaum eines Blickes würdigend; die gröfsten unter ihnen waren etwa 3 m lang (s. Fig. 10). Es war die Zeit, in der die Weibchen nach der im September und Oktober erfolgenden Begattung am Strande sich dauernd aufhalten, ohne Nahrung zu sich zu nehmen[1]), und wo sie zugleich ihr Haarkleid wechseln; die Felle der Tiere zeigten sehr grofse fast gänzlich kahle Stellen. Im Weihnachtshafen wurde eine ganze Gruppe der Tiere photographiert; die drei in ihrer Nähe mit dem Stativapparat hantierenden Menschen störten die schlafenden Kolosse aber so wenig, dafs wir, um nicht lauter schlafende Gesellen auf dem Bilde zu haben, dem einen unter ihnen einige kräftige Prügel verabreichen mufsten, ehe er sich dazu bequemte, das Maul aufzusperren und den Körper in die Höhe zu heben; und für Sportsüchtige sei bemerkt, dafs auf Kerguelen insofern ein nicht übler „Rekord“ zu machen ist, indem man auf Elefantenrobben reitet.

Von den geradezu riesigen Männchen dieser Tiere, welche 6 bis 9 m lang und mit einem Rüssel, den das Weibchen nicht hat, versehen sind, haben wir leider keins gesehen; dagegen wurde im Weihnachtshafen ein männlicher Seeleopard (Ogmorhinus leptonyx) angetroffen, der der einzige überhaupt seiner Art geblieben ist, den wir gesehen haben; er war gerade so grofs als die Weibchen der Seeelefanten.



Fig. 10. Kerguelen. Sandy Cove.
Eine Elefantenrobbe (Cystophora proboscidea). 26. Dezbr. 1898.

Von dem dritten grofsen Meeressäugetier Kerguelens, der ihres kostbaren Felles wegen sehr geschätzten Ohrenrobbe, ist kein Exemplar uns zu Gesicht gekommen, es ist ihre Ausrottung durch die Robbenschläger wohl eine gründliche. — Ein, wie mir scheint, nicht unwesentliches Moment für die Beurteilung der noch im Urzustande lebenden Tierwelt Kerguelens wird durch die interessante Thatsache geliefert, dafs nach unseren Beobachtungen das einzige wirklich scheue Tier, welches sogar aufserordentlich flüchtig vor uns war, das schon oben erwähnte, von einem unbekannten Schiffe eingeführte Kaninchen ist. Es ist nicht meine Sache, hierzu eine besondere Meinung oder Erklärung abzugeben; aber recht lehrreich dürfte die Beobachtung doch sein, dafs solche im Verkehr mit Menschen anerzogene Eigenschaft durch viele Generationen, welche unter vollkommen anderen Bedingungen lebten, sich erhalten hat; nennenswerte Feinde in der Tierwelt kann das Kaninchen auf Kerguelen nicht haben, die Raubmöve, an die man allenfalls denken könnte, kann den Kaninchen in ihren Bauen jedenfalls nichts anhaben. —

Die „Valdivia“-Expedition hat in den Tagen ihres Aufenthaltes keinerlei Spuren von Menschen, die etwa auf der Insel sich aufhielten, wahrgenommen; aber freilich ist bei der sehr grofsen Zahl ausgedehnter Häfen und Buchten deshalb nicht mit Bestimmtheit zu sagen, ob Kerguelen überhaupt jetzt von Walfängern u. dergl.

[1]) Siehe Reisebericht S. M. S. „Gazelle“, 1. Bd., S. 106.

seit langer Zeit besucht worden ist oder nicht; wahrscheinlich ist es aber nicht, daſs jetzt noch so viel Schiffahrt wie in den siebziger Jahren dort stattfindet.

Der letzte, in der Litteratur nachweisbare Besuch seitens eines Expeditionsschiffes ist derjenige, den das französische Kriegsfahrzeug „Eure" im Sommer 1892/93 hier sowohl wie auf St. Paul und Neu-Amsterdam abgestattet hat, um Depots an Lebensmitteln und Kleidungsgegenständen für Schiffbrüchige zu errichten; zugleich sind damals in offizieller Weise die drei Inseln für französisches Besitztum erklärt worden, was bei Kerguelen eine Wiederholung der bereits von Kerguelen 1773 selbst, ein Jahr nach der Entdeckung der Insel, vorgenommenen Inbesitznahme für Frankreich bedeutete.

Wir haben über die Fahrt der „Eure" den Bericht des Kommandanten, Fregattenkapitän Lieutard[6]; über die seitens der Deutschen Tiefsee-Expedition auf Wunsch des französischen Marineministeriums ausgeführte Revision der Proviantdepots findet der Leser Näheres in einem kurzen Aufsatze des Verfassers dieser Zeilen[7]. Hier seien zum Schlusse darüber nur folgende Mitteilungen noch angefügt.

Sowohl in „Gazelle"-Basin wie im Weihnachtshafen berührt es den Ankommenden ganz eigentümlich, die Trikolore „wehen" zu sehen auf menschenleerem Eiland: ein Flaggenmast trägt nämlich eine in den französischen Farben angestrichene kleine Blechfahne. Praktische Bedeutung scheint die Annexion bisher nicht erlangt zu haben; allerdings ist 1893 einem Herrn Bossière von der französischen Regierung auf 50 Jahre das Recht der Jagd, der Fischerei und des Bergbaues verliehen worden, doch ist von einer Ausnutzung dieses Rechtes bislang wohl nichts bekannt geworden.

[6]) „Annales hydrographiques", 2. Série, vol. XV, p. 246ff. Paris 1893.

[7]) Annalen der Hydrographie, Berlin 1900, S. 214.

Das auf der Nordseite des „Gazelle"-Basins unter einem überhängenden Felsen angelegte Proviantdepot enthält nach Lieutards Angaben:

1000 kg Ochsenfleisch in Dosen von je 4 kg,
500 kg Biskuit,
20 wollene Hemden,
20 wollene Unterbeinkleider,
20 wollene Decken,
4 Packete Streichhölzer.

Auf St. Paul und Neu-Amsterdam sind die niedergelegten Vorräte etwas weniger umfangreich, in der Zusammensetzung sind sie aber gleich.

Das menschenfreundliche Werk der französischen Marineverwaltung ist sehr anzuerkennen; gleichwohl würde das Schicksal von Schiffbrüchigen auf Kerguelen, wenn sie wirklich den sehr versteckten „Gazelle"-Hafen erreichen, noch schlimm genug sein, zumal der Mangel an jeglichem Brennmaterial dürfte unerträglich sein, falls die Boote geschont werden. Auf St. Paul und Kerguelen waren die Depots unberührt; dagegen war dasjenige auf Neu-Amsterdam, wie ich am 4. Januar 1899 feststellen konnte, zu einem nicht unbedeutenden Teile weggeschleppt, allem Anscheine nach nicht von in Not Befindlichen aufgebraucht, sondern wahrscheinlich von mehr oder weniger civilisierten Seeräubern geplündert. Denn hier, unter 38° südl. Br., ist das Wetter schon wesentlich besser als bei Kerguelen, ja während eines Teiles des Jahres sehr schön mit ruhiger See; hier führen die Wege des Weltverkehrs nahe vorbei, und es ist wohl möglich, daſs ein Walfänger oder sonst ein Segler aus dem Depot Einiges als gute Beute mitgenommen hat; wenigstens scheint keine Nachricht über eine Landung von Schiffbrüchigen auf Neu-Amsterdam in den letzten sieben Jahren nach Europa gedrungen zu sein.

Was bedeutet *NORD?*

Von Dr. C. Nörrenberg. Kiel.

I.

Die Namen der vier Himmelsgegenden *Nord*, *Ost*, *Süd*, *West* sind bekanntlich Sondergut der germanischen Sprachen; wo sie in anderen, z. B. romanischen Sprachen vorkommen, sind sie nachweislich aus den germanischen entlehnt. Anderseits gelten sie als Gemeingut aller germanischen Sprachzweige: sie kommen ebensowohl im Nordischen wie im Englisch-Friesischen und im Deutschen vor, auch das Langobardische kennt sie; in den gotischen Texten sind sie zufällig nicht belegt, doch haben wir den Namen *Ostrogoti*, Ostgoten. Wenn der Name für den Süden teils kein *n* hat (*Syd*, *South*, *Süd*), teils ein *n* (z. B. *Sönderjylland*), so ist dies lediglich ein Unterschied der lautlichen Entwickelung. Ursprünglich ist ein *n* dagewesen, so noch in der Sprache der Mittel- und Oberdeutschen, als diese ihre Wohnsitze einnahmen (vgl. *Sundheim*, *Suntheim*, *Sundgau* im Elsaſs, *Sondheim*, *Sontheim*, *Sonthofen*), während es im Niederdeutschen ausfiel (*Sudenburg*, *Sudendorf*, *Suderode*). Später hat dann das Hochdeutsche die *n*-lose Form vom Niederdeutschen neu entlehnt.

Der Bildung nach sind alle vier Wörter gleich: Substantive mit einem Dental (*t* und *d* bezw. englisch *th*) gebildet, und die Vergleichung der älteren germanischen Sprachen lehrt uns, daſs mehrerlei Bildungen nebeneinander bestanden, neben denen mit einfachem Dental solche, die ursprünglich auf *dan* und *dar* ausgegangen sind: Adverbia der Richtung. Diese müssen die ältesten Bildungen sein, denn ehe ich einmal abstrakt sage: dort ist Osten, dort ist Westen, sage ich zehnmal: der Wind kommt von Osten her, oder ich gehe westwärts. Wir hätten also einerseits mit *dan* (vgl. von dannen), anderseits mit *dar* gebildet (das *d* geht nach *s* in *t* über): *nor-dan*, *aus-tan*, *sun-dan*, *wes-tan* (von Mitternacht u. s. w. her) *nor-dar*, *aus-tar*, *sun-dar*, *wes-tar* (gegen Mitternacht u. s. w. wärts).

Wie diese gegensätzlichen Bedeutungen der Adverbia auf *dan* und auf *dar* noch lange lebendig geblieben sind, kann man z. B. bei J. Fritzner, Ordbog over det norske Sprog unter *austan* und *austr*, *nordan* und *nordr*, *sunnan* und *sudr*, *vestan* und *vestr*, bei K. F. Söderwall, Ordbok öfver svenska medeltids språket und bei O. Kalkar, Ordbog til det ældre danske Sprog an den entsprechenden Stellen nachschlagen. Noch heute sagt man übrigens in Schleswig-Holstein z. B. „der Wind ist osten".

Es handelt sich also um die Deutung der Grundwörter, die durch ihre Verbindung mit *dan* und *dar* oder mit dem bloſsen *-d* erst zu Wörtern, die eine Himmelsrichtung bezeichnen, geworden sind. Man darf dabei nicht vergessen, daſs sie ursprünglich nicht eine lineare Richtung bedeuten, also nicht astronomisch genau Osten, Westen u. s. w., sondern die Richtung

ganz im allgemeinen, die Seite, ein Himmelsviertel, wie auch noch im täglichen Gebrauch. Man hat nun den Namen der Morgenseite mit indogermanisch **aus*, **auso*, Morgenröte (vgl. lateinisch *aur-ora*, griechisch ἠώς) in Verbindung gebracht, den Namen der Abendseite mit lateinisch *ves-per*, griechisch ἑσ-πέρα, den für die Mittagsseite mit *sunno*, Sonne; vgl. F. Kluge, Etymol. Wörterbuch, F. Wrede, Sprache der Ostgoten, S. 112 und auch Müllenhoff in einem 1874/75 niedergeschriebenen Aufsatz über Zeit- und Himmelsteilung der Germanen, der soeben in der zweiten Hälfte des vierten Bandes seiner Deutschen Altertumskunde, S. 639 bis 689 veröffentlicht wird. Man hält an diesen Deutungen von Osten und Westen fest, obwohl die Grundwörter sonst in den germanischen Sprachen nicht nachweisbar sind; die Namen werden, wenn auch nach Aufgabe der Sprach- und Verkehrsgemeinschaft mit den übrigen Indogermanen (denn diese kennen dieselben ja nicht), doch in uralter Zeit geschaffen sein.

„Schwierigkeit macht allein der Stamm von *Nord*“, heifst es bei Müllenhoff S. 658. Er verwirft zunächst den von anderen vermuteten Zusammenhang mit grischisch ναρός, νηρός, fliefsend, und dem hierzu gehörenden *Nör*, einem in den nordischen Volkssprachen noch lebenden Wort, ‘ein Wasser, das zwei andere verbindet oder mit einem anderen verbunden ist’ (so die Noore an der Ostküste Schleswigs; das südlichste ist das Windebyer Noor bei Eckernförde); denn das Wort, von dem *Nord* abgeleitet ist, mufs kurzen Vokal gehabt haben. Er vergleicht eine in den slavischen Sprachen verbreitete Wurzel, deren Bedeutung dieselbe ist wie litauisch *nérti* ‘tauchen’ und teilt eine briefliche Ausführung V. Jagićs hierzu mit, der unter anderem böhmisch *noriti*, serbisch *noriti*, tauchen, trans. und intrans., anführt, und ein Substantiv *norŭ* und *nora* ‘Loch, specus, latibulum’. „Ich erkläre“, sagt Müllenhoff, „daraus unbedenklich *nord* gegen den Abgrund, nach der Unterwelt hin, deren Eingang man in den Norden verlegte, wie in den Nordwesten den ungeheuren Schlund, der das Meer täglich einschlürft und ausspeit. *Norvegr* wäre danach ein Synonymum von *helvegr* [Weg nach *Hel*, der Unterwelt].“

„Sichere Spuren dieser slavischen Wurzel“, meint Müllenhoff, „lassen sich freilich schwer [im Germanischen] auftreiben.“ Er zieht dann in einer Anmerkung Wörter heran, die in deutschen Mundarten vorkommen.

Gerade von diesen Wörtern aus war ich zu einer ganz anderen Deutung von *Nord* gelangt, die ich hier vorlege, doch mufs ich etwas ausholen.

Kluge stellt im Etymologischen Wörterbuch fest, dafs in der Oberdeutschen Volkssprache die Namen *Nord*, *Ost*, *Süd*, *West* nicht mehr leben; und dafs sie dort schon früh ausgestorben sind, können wir, glaube ich, aus der oben erwähnten schriftsprachlichen Neuentlehnung der Form *Süd* schliefsen. Auch im Munde eines rheinischen oder westfälischen Bauern kann ich mir dieselben schwer oder doch nur als in der Schule oder aus der Zeitung angelernt vorstellen und vermute, sie sind allgemein im Binnenlande ausgestorben. Lebendig sind sie aber heute noch z. B. in Schweden, Dänemark, Schleswig-Holstein. Der Binnenländer, der nach Holstein kommt, bemerkt mit Erstaunen, wie dem Volk die Namen geläufig sind; an der Westküste und auf den Inseln der Westsee ist es dem Volk derart zweite Natur, in jeder Sekunde orientiert zu sein, dafs man dort z. B. von einer nördlichen Tischlade spricht oder sagt: Du hast da einen Fleck auf deiner westlichen Backe.

Der natürliche Grund dieser Erscheinung liegt nicht fern. Im Leben des Landbewohners, des Bauern, spielen eine grofse Rolle Wärme und Kälte, Regen und Sonnenschein, eine viel kleinere die Winde. Sie bringen allerdings das Wetter, aber sie interessieren mehr in ihren Folgen als durch sich selbst, und überdies kann der Sefshafte ihre Richtung nach festen Punkten seines Horizontes bezeichnen: ihm genügt eine relative Orientierung. Anders der Seefahrer; er ist in jeder Minute abhängig von Wind und Windrichtung; er hat einen bestimmten Kurs zu steuern bei wechselndem, oder, bei Nacht, ohne Horizont; er bedarf einer absoluten Orientirung, Wind- und Himmelsrichtung sind herrschende Mächte und Vorstellungen in seinem Denken, seine Sprache braucht Namen für sie, kurze, prägnante Namen. Die Germanen, welche für die vier Winde und Himmelsgegenden vier kurze Namen geprägt haben, waren ein seebefahrendes Volk. Die Seeanwohner unter ihnen haben die Namen auch in der Volkssprache bis heute lebendig bewahrt, die heutigen Binnenländer haben sie aus Mangel an Verwendung verloren.

Die von den Sprachforschern angenommene Ableitung von Osten, Süden und Westen aus Sonnenstand und Tageszeiten pafst sehr gut zu den Verhältnissen des Seefahrers: da hat er feste Richtpunkte. Und wenn auch die Sonne nicht immer im astronomischen Osten auf und im astronomischen Westen untergeht, so sagt das nichts gegen die Ableitung: Aufgang und Untergang bleiben doch ziemlich in den Grenzen des östlichen und westlichen Himmelsviertels, und obwohl die Sonne im Sommer den grofsen Bogen von NO bis NW macht, so bleibt doch die Süd- die eigentliche Sonnenseite, und der Seefahrer, der die Sonne doppelt sieht, sie selbst am Himmel und ihr blendendes Spiegelbild im Wasser, hat doppelten Grund, die Meridionalseite nach ihr zu benennen.

Die Stämme, aus denen die drei gedeuteten Richtungen gebildet wurden, sind Nomina; wir werden also auch vermuten, dafs *nor*, von welchem die Bezeichnung der mitternächtlichen Richtung abgeleitet ist, ein solches sei. Müllenhoff nimmt, wie oben erwähnt, in einer Anmerkung Bezug auf verschiedene Wörter, die in deutschen Mundarten vorkommen, kann dieselben aber schlecht verwerten, weil er sie mit dem Begriff des Tauchens, des Abgrundes, in Beziehung setzen möchte, während ihre Bedeutungen ganz andere sind. Von denselben Wörtern gehe ich nun aus. Vilmar (Idiotikon von Kurhessen, S. 287 f.) führt an: *Nürn*, auch *Norn*, Felsen, Felsblock, in Oberhessen. Bei der geringen Tiefe der Ackerkrume westlich von Marburg stöfst man beim Ackern öfter auf eine *Nürn* oder ein *Nürnchen*, d. h. einen aus dem Humus hervorragenden gröfseren oder kleineren Felsblock; *Nürnwand*: Felswand am Wollenberge. ‘Unerklärtes, sonst nicht vorkommendes Wort’, sagt er, ‘sicher vom höchsten Altertume’. — Kehrein (Die Volkssprache von Nassau, S. 295) führt an: *Nörr* und *Norr*: unfruchtbare Stelle im Acker; in Erbach, Amt Marienburg, soll *nörriger Boden* soviel als felsiger Boden sein. In seinem Nassauischen Namenbuch führt er 25 verschiedene mit *Nörr* gebildete nassauische Flurnamen auf. Eine *Nörre* heifst laut Woeste, Wörterbuch der westfälischen Mundart, S. 186 bei Schwelm (Grafschaft Mark), dünnländiger Acker. *Nürre* wird heute in dem nördlichen, westfälisch sprechenden Teile des Kreises Gummersbach gebraucht für Land ‘wo nichts wächst’. Eine solche *Nürre*, mit humusarmem Boden, ist auf einer Kuppe südlich von Lieberhausen, und in der nächsten Nachbarschaft derselben erscheint im 16. Jahrhundert ein Familienname,

der abwechselnd *Noreberg, Norenberg, Norrenberg, Noereberg, Noerenberg, Nürrenberg* (heute Nörrenberg) geschrieben wird. Im Kreise Mülheim a. Rh., zwischen Bensberg und Immekeppel, heifst ein Gehöft, an einem steinigen, unfruchtbaren Abhange gelegen, *die Norr*, der Berg im Volksmunde der *Norrberg*. Unweit Leichlingen, Kreis Solingen, giebt es einen Berg, dessen einer Abhang, der aus sich nur Heide und Ginster hervorbringt, *Norrenberg* genannt wird, einen ähnlichen *Norrenberg* östlich von Barmen; hiervon kommt der rheinische Familienname Norrenberg. (Übrigens ist weder die Nürre bei Lieberhausen — amtlich „am Dornbusch", obwohl da kein Dornbusch steht — noch der Norrenberg bei Leichlingen, noch der bei Barmen auf den Mefstischblättern namhaft gemacht, der Name Norr des genannten Hofes ist eine Zeit lang amtlich abgeschafft gewesen. Es ist höchste Zeit, die Flurnamen für Sprachwissenschaft und Stammesgeschichte zu retten!) Die Bedeutung 'unfruchtbares Land', als eine abstrakte, scheint mir abgeleitet, die 'Fels, felsiges Land' die ursprüngliche. So haben wir den mons *Nore* im 10. Jahrhundert, 1167: Castrum *Nurberg*, heute *Nürburg* in der Eifel, offenbar nach dem kahlen Basaltfelsen genannt, und dafs die Stadt *Nürnberg* nach dem Sandsteinfelsen der Burg benannt ist, hat Dr. Karl Uibeleisen-Wertheim (jetzt Fürth) nachgewiesen im 45. Jahresbericht des historischen Vereins für Mittelfranken, 1896, S. 92 ff. Der Hof *Nürnberg*, Amt Wiesbaden und der Ort *Nürnberg* bei Wipkingen, Kanton Zürich, werden gleicher Bedeutung sein. Wir haben also einen Stamm *nor* = Fels, kahler Fels, der in verschiedenen Teilen Deutschlands, Westfalen, Niederrhein, Eifel, Nassau, Franken, Schweiz zu Namengebungen verwendet worden und heute noch stellenweise lebendig ist. Die nähere sprachliche Erörterung der verschiedenen Formen und Ableitungen *Nor, Nör, Nür, Nürn, Nörn* u. s. w. gehört nicht hierher.

Belege für entsprechende Wörter mit ähnlicher Bedeutung in den anderen indogermanischen Sprachen habe ich nicht gefunden; das keltische Felsland *Noricum* hat langen Vokal (Horaz, Carm. 1, 16 und Vergil, Georg. 3, 474). Merkwürdig ist dagegen folgendes. Auf Sardinien giebt es im NW einen Gebirgsstock *La Nurra* und viele Ortsnamen der Insel beginnen mit *Nor* oder *Nur*. (Vgl. die Karte zu J. Neigebaur, Die Insel Sardinien, 2. Aufl., Leipzig 1856.) Die vorgeschichtlichen Bauten dort, die man *Nuraghen* nennt, sind aus unverbundenen Felsblöcken errichtet. Die Herkunft der Urbevölkerung Sardiniens, die diese Türme erbaut hat, ist noch nicht ermittelt. Wilhelm v. Humboldt (Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens mittels der Vaskischen Sprache) sagt S. 113: „Dafs Iberer nach Sardinien einwanderten, sagt Pausanias ausdrücklich (X, 17, 4), sowie dafs sie zuerst eine Stadt auf der Insel gründeten. Nur erinnert der Name derselben, *Nora*, und des iberischen Anführers *Norax*, mich an keinen vaskischen Wurzellaut." Das Itinerarium provinciarum (ed. Parthey, 83, 6. 7 und 85, 2. 3, vgl. Corpus, Inscr. Lat. X, 2, S. 778) kennt auf Sardinien zwei Orte *Nure* (am Fufs des Gebirges La Nurra) und *Nura*; desgleichen das Itinerarium maritimum (ed. Parthey, 512, 1, vgl. Hübner, Monumenta linguae Ibericae, S. 183, XLVI, 10), eine insula *Nura* = Balearis minor, und die Urbewohner der Balearen hat man wegen ähnlicher Bauten mit den Sarden in Verbindung gebracht. Aber weder Hübners Monumenta noch z. B. W. J. van Eys Dictionnaire basque-français geben Anlafs, zu einem anderen Ergebnis zu kommen als Humboldt, während man die Korsen mit ziemlicher Sicherheit für Iberer anspricht (W. Nissen: Italienische Landeskunde, Bd. 1, S. 551), so dafs also der Korse Napoleon und der Baske Ignaz von Loyola Stammverwandte sind. — Ettore Pais in seinem Aufsatz: La Sardegna prima del dominio romano (in den Atti della R. Accad. dei Lincei, Anno 278, Ser. 3, Mem. della Cl. di sc. mor. etc. Vol. 7, 1881) denkt S. 298 an afrikanische Einwanderung nach Sardinien gleichfalls wegen ähnlicher Bauten in Algerien und vergleicht *Νούρολι ἡ Νούρουν* und *Ναράγγαρα* Ptolemaeus IV, 3, 30 in Nordafrika. Nach H. d'Arbois de Jubainville (Les premiers habitants de l'Europe, T. 2) gab es, wie ich aus C. Pauli, Altital. Forschungen II, 2, 257 sehe, in Europa zwei Völkergruppen vorindogermanischer Urbewohner, die in Italien aufeinander trafen, eine östliche, die Etruskisch-Pelasgische, und eine westliche, die Iberische. In den Händen der letzteren befanden sich aufser Italien in ältester Zeit auch Spanien, Gallien, Grofsbritannien, Sicilien, Sardinien und Korsika, sowie die Nordküste von Afrika bis an die Grenze von Ägypten. — Sollten Sprachen, die wir für nicht verwandt ansehen, doch gemeinsame Wortbestände besitzen, so dürfen wir heute nur solche Wörter nachzuweisen hoffen, die elementare Gegenstände bedeuten und aus unverwüstlichen Lauten bestehen.

Wie bringen wir nun *Nor* = Fels mit dem Namen für die Mitternachtsseite in Beziehung? Wo hatte in der Urzeit ein seebefahrendes germanisches Volk ein Felsenland gegen Mitternacht liegen?

Wir fanden, dafs die Namen Nord, Ost, Süd, West noch lebendig sind unter anderem in der Volkssprache von Südskandinavien und Schleswig-Holstein. Und nördlich dieser Länder liegt eine der felsigsten Landschaften, die es giebt: Südnorwegen. In einer Zeit, wo dies noch nicht besiedelt war, mufsten dem Seefahrer, dem nur die flachen Landschaften der cimbrischen Halbinsel, der dänischen Inseln und des südlichsten Schweden mit Acker, Wald und Heide vertraut waren, wenn er gegen Norden steuerte, die Schären, die aus dem Meer hervorstehenden kahlen Steinklippen, die nackten schroffen himmelhohen Felsen einen gewaltigen Eindruck machen; was war natürlicher, als dafs er dieses Land *Norland*, Felsenland, die Fahrt dahin den *Norweg*, Felsenweg und schliefslich die ganze Himmelsrichtung danach benannte: der Wind weht *nor-dan*, vom Felsenlande her, ich steure *nor-dar*, felsenwärts.

Es kann hier eingeworfen werden, dafs ein Wort *Nor* = Fels in den Gebieten der Völker oder Stämme, die es zu dieser Namengebung verwandt haben sollen, unbekannt sei. Nun weifs ich es allerdings in den nordischen Sprachen nicht nachzuweisen und die mit *Nor* anfangenden skandinavischen Ortsnamen, die nicht zweifellos von Nord abgeleitet sind, habe ich noch nicht untersucht, ob nicht welche darunter seien, die direkt von *Nor* = Fels und nicht von *Nör* = Gewässer gebildet sind.

Jedoch ist das Fehlen des Wortes kein zwingender Grund, die Etymologie aufzugeben, leiten wir doch auch den Süden (*Sun-d*) von *sunno* ab, obwohl die Skandinavier dieses Wort verloren haben und nur wie auch die Goten das andere Wort für Sonne: *Sól* gebrauchen. Vielleicht hat man *sunno* aufgegeben wegen zu nahen Gleichklangs mit dem Wort für 'von Mittag her', *sunnan*, denn schon in sehr alter, wenn nicht schon urnordischer Zeit war *nd* zu *nn* geworden (Noreen, Altnord. Gramm. 1, §. 199).

Ähnlich wird in Skandinavien *Nor* für Fels aufser Gebrauch gekommen sein, als der Name für Mitternachtsseite durch Angleichung des *d* zu ähnlich klin-

gend geworden war. Nach *r* ist *d* z. B. im Altdänischen und einigen altschwedischen Mundarten bereits seit 1300 geschwunden. (Noreen im Grundrifs der germanischen Philologie I, 489.)

Die holsteinischen Mundarten kennen nach Schütze, Holsteinisches Idiotikon (Hamburg 1802), 3, 153 „*Norr* = rothe, schlechte, Fuchserde". Das bringt uns nicht weiter. Nun ist aber diese Fuchserde soviel wie Ortstein, eine Schicht, die sich unter dem Heideboden bildet, dem Land- und Forstwirt eine Plage, dem Archäologen aber oft eine Geschichtsquelle (vgl. z. B. G. F. L. Sarauw, Lyngheden i Oldtiden in: Aarböger for nordiske Oldkyndighed og Historie, II. Række, Bd. 13, 1898, S. 69 ff., besonders S. 82). Dieser meist rötliche Humussandstein zerfällt in der Luft, aber er ist, wenn der Spaten in der Tiefe darauf stöfst, felsenhart, und ich zweifle nicht, dafs er deshalb *Norr* genannt worden ist. Er hat also hier dieses alte Wort in unsere Zeit hinüber gerettet. Übrigens bezeichnet man auch in Holstein gelegentlich unfruchtbare Heidestrecken, die ihre Sterilität jener Unterschicht verdanken, mit *Norr*, also mit derselben Bedeutungsübertragung wie in Westfalen. Die jütischen Mundarten kennen, wie mir H. F. Feilberg freundlichst mitteilt (sein Ordbog over Jyske Almuesmål geht noch nicht so weit), die Benennung *Norr* nicht, sondern nur *Ahl.* — Wir können aber jedenfalls *Norr* = Fels als nachgewiesen ansehen in der nächsten Nähe der Gegenden, wo wir die Namen der Himmelsrichtungen entstanden glauben.

Nehmen wir nun einmal unsere Deutung als richtig an: was geschah, wenn die Besiedelung Skandinaviens Fortschritte machte und die Felsenländer selbst bewohnt wurden, oder die Gegenden, die östlich der Felsenstrecken liegen? In dem Teile Südnorwegens, der östlich der wasserscheidenden Höhen liegt, hat bekanntlich die Landschaft einen ganz anderen, viel milderen Charakter (vgl. z. B. A. Grisebach, Vegetationscharakter in Hardanger, in dessen Gesammelten Abhandlungen zur Pflanzengeographie, S. 33 u. a.). Von hier aus lag ja die Felsengegend westlich; hier mufste eine sprachliche Verwirrung eintreten: man sollte *nordar* im Sinne von *septentrionem versus* brauchen und hatte doch das *Nor-land* westlich liegen, hätte also mit dem Wort danach lieber einen westlichen Sinn verbunden.

Das ist nun — und damit schliefst sich die Kette der Beweisführung — in der That der Fall. Wie P. A. Munch (Det norske Folks Historie, D. 1., Bd. 1, S. 86), I. Aasen (Norsk Ordbog s. v. *Nord*) und Fritzner (Ordbog over det gamle norske Sprog s. v. *austr* und *nordmadr*) übereinstimmend, und zwar als etwas merkwürdiges anführen, gebraucht man heute noch wenigstens im südlichen Norwegen *Nord* und *Ost* als Gegensätze; auf der Ostseite der Wasserscheide bezeichnet man das Land auf deren Westseite als Nordland [gesprochen *Norland*] und dessen Einwohner als *Nordmänd* [gesprochen *Normän*] (Fritzner; ähnlich Aasen). „Noch heute heifst es nordwärts („*nordpaa*" [gesprochen *norpå*]) reisen, wenn man genau westwärts reist von Valders nach Sogne" [61° nördl. Br.], und ein Mann vom Nordenfjeldschen, gleichviel ob er aus Ryfylke ist [etwa 59° 20′ nördl. Br.] oder von Helgeland [65° nördl. Br.], wird von den Ostländern Nordmand genannt, mit besonderer Betonung von Nord. Der Ostländer sagt, er reise *Nord* [gesprochen *Nor*], wenn er westwärts über das Fjeld reist; der Ostländer nennt den Westländer einen *Nordmand*, während der Westländer jenen einen *Austmand* nennt. (Munch.)

Offenbar ist heute die Bedeutung 'Fels' des Wortes *Nor* auch in den Volksmundarten untergegangen, sonst würden die Lexikographen obigen Sprachgebrauch erklärt haben; dafs sie aber noch lebendig gewesen ist zu der Zeit, wo die Besiedelung nördlicher fortschritt zu beiden Seiten des Gebietes, das ursprünglich der Himmelsrichtung ihren Namen geliehen hatte, beweist obiger Sprachgebrauch, der sich damals festgesetzt hat.

Der Sprachforscher wird sich also eigentlich nicht so ausdrücken dürfen, man sage dort *nord*, *Nordland* statt *West*, *Westland*, sondern (da das *d* nicht ausgesprochen wird), mufs der Sprachforscher sagen: Die Südnorweger östlich der Wasserscheide sprechen, ohne es zu wissen, heute noch vom Felsenlande und der Felsenrichtung, glauben aber, da sie von dieser Bedeutung nichts mehr wissen, den Namen einer Himmelsrichtung in verkehrter Weise zu verwenden.

Müllenhoff hat *Norvegr*, Norwegen, nicht von *Nord*, sondern direkt von dem Grundworte *Nor* aus erklärt; dies thun wir auch: der *Nor-weg* ist der Felsenweg gerade so wie *Nor-land* das Felsenland, der *Nor-mann* der Felsenmann, Felsenbewohner. Für letztere Erklärung haben wir einen Anhalt in den heutigen norwegischen Mundarten. Nach I. Aasen, Norsk Grammatik, Christiania 1864, §. 34 ist in den Stiften Agershuus (um Christiania) und Trondhjem *rd* zu *l* entwickelt, also *Ord* zu *Ol*, *Bord* zu *Bol*, dagegen ist reines *r* solches geblieben; in Söndmör, Bergensstift, ist *ord* zu *år* geworden.

Nun wird nach Aasen (Ordbog over det norske Folkesprog, Kristiania 1850, S. 337 s. v. *Normann* und Norsk Ordbog s. v. *Nordmann*) dies Wort, wenn es Nordbewohner bedeutet, in den betreffenden Dialekten *Nolmann* bezw. *Närmann* ausgesprochen, in der Bedeutung Norweger [auch wohl in der Bedeutung: Bewohner von Norland im oben erwähnten Sinne] überall *Normann*, ohne Unterschied der Dialekte. Aasen glaubt, in dieser Bedeutung sei das Wort nur aus der Schriftsprache in die Mundarten gelangt und deshalb spreche man es überall gleich aus. Ich nehme aber an, es liegen zwei verschiedene Wörter vor, in der üblichen norwegischen Orthographie gleich geschrieben (mit *d*), in der Schriftsprache auch vielleicht gleich gesprochen, aber dennoch verschiedener Ableitung. Das eine ist von *Nor* = Fels direkt gebildet, hat niemals ein *d* gehabt, und wird nur deshalb in jenen Dialekten *Normann*, nicht *Nolmann* oder *Närmann* ausgesprochen, das andere kommt von *Nord*, der Himmelsrichtung.

Die vorgebrachten Thatsachen: der Sprachgebrauch der Bewohner der Ostseite der Wasserscheide Südnorwegens, und die eben erwähnte Aussprache lassen sich meiner Ansicht nach nur erklären, wenn man annimmt, dafs einerseits der Name der mitternächtlichen Himmelsrichtung, anderseits die Namen für Norwegen und seine Bewohner je direkt aus *Nor* = Fels abgeleitet sind.

Allerdings gebe ich eine andere Möglichkeit zu. Es kann *Nord* von einem anderen *Nor* als = Fels abgeleitet sein (vgl. Müllenhoff); dann hätten die Skandinavier also zwei Stämme *Nor* nebeneinander gebraucht und von dem einen, = Fels, was doch zweifellos ist, das Norland, den Norweg und die Normannen benannt, nach dem anderen die Himmelsgegend und das nördliche Land u. s. w. Ich glaube aber, diese Möglichkeit steht auf sehr schwachen Füfsen.

Kleine Nachrichten.

— **Hans Leders zweite Reise in Centralasien.** Wie im 76. Bande (S. 68) mitgeteilt, hatte sich der österreichische Forscher Hans Leder im April v. J. von neuem nach der Mongolei begeben, um dort seine historisch-geographischen Untersuchnngen fortzusetzen. In einem in den „Mitteilungen der Wiener geographischen Gesellschaft" (1900, S. 63) veröffentlichten Briefe aus Urga teilt Leder mit, dafs er im Frühjahr und Sommer 1899 wiederum das Gebiet am unteren Orchon und das Changaigebirge aufgesucht hätte. Leder war auf Grund seiner Ergebnisse von 1892 zu der Vermutung gelangt, dafs die Ruinen der alten Uigurenstadt Chara-Balgassun nicht mit der Stätte identisch seien, wo Chan Ogodai einen Palast erbaut und wo sich im 13. Jahrhundert Karakorum, die vielgenannte Hauptstadt des mongolischen Weltreiches, entwickelt hatte, und er schreibt nun, dafs er mit Hülfe von ihm aufgefundener Dokumente und von Forschungen an Ort und Stelle in der Lage sei, den Beweis für seine Vermutung zu führen. Dagegen gelang es ihm nicht, Photographieen von den von ihm 1892 dort nachgewiesenen alten, aus Europa zur Zeit der mongolischen Invasion nach der Residenz der Grofschane entführten Waffen mit lateinischen Inschriften aufzunehmen, weil die Lamas sich dem widersetzten; gesehen aber hat er viele davon in den Erdeni-Dzu genannten Klostertempeln des Fürsten Tuschetu-Chan. Den Winter über gedachte Leder in Urga zuzubringen, um dort zu sammeln und den Lamaismus und das mongolische Volk zu studieren. Er wird darin unterstützt durch einen vertrauten Verkehr mit dem Kutuschtu Urgas und den anderen grofsen buddhistischen Heiligen, die die beneidenswerte Aussicht haben, bei der nächsten Wiedergeburt den Rang eines Gottes zu erreichen.

— Über die **Bildungsanomalieen der Ohrmuschel** in Beziehung zu den mathematischen und physikalischen Bedingungen der Faltung des äufseren Ohres finden wir einen interessanten Aufsatz von F. Rohrer (Zeitschrift für Ohrenheilkde., 36. Bd., 1900). Als Ergebnis der abortiven Faltung der Ohrmuschel kommen folgende Bildungen zu stande. Der Rand des Helix ist dick und ohne Überkrämpung, Fossa navicularis fehlt ganz oder ist nur als seichte Furche angedeutet — Macacusohr. Der Helixrand ist dünn und stark nach hinten und oben ausgebreitet, jedoch mit ganz schwacher Faltung oder Krämpung nach vorn, die Ohrmuschel nähert sich der Dütenform — Pithekusohr. Der Rand des Helix ist dick und nach vorn herüber geknickt, so dafs in der Pars intermedia der Helix an der Stelle der mathematischen Ohrspitze, da, wo der Helix mandibularis mit dem Helix hyoidalis zusammentrifft, eine Spitze entsteht, die nach oben und vorn vom Darwinschen Höcker gelegen ist, und die Ohrmuschel stark entstellt. In diesen Fällen ist der Helix bandförmig, und die Fossa navicularis meist abortiv, weil der Helix mit dem Anthelix zusammengewachsen ist — Satyrohr. Der Helix ist im absteigenden Teil abortiv, der Anthelix stark hervortretend — Morels Ohr.

— Während **osthemisphärische Einflüsse in Mexiko** in vorkolumbischer Zeit nach wie vor **nicht** nachweisbar sind, führt **Walter Hough** eine Reihe von Beispielen an, wie solche Einflüsse von den Philippinen aus, die die Spanier in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts von Mexiko aus in Besitz genommen hatten, sich bemerkbar machen. Als Guido de Labazarries im Jahre 1575 Gouverneur der Philippinen wurde, war eine seiner ersten Mafsnahmen, den Handel zwischen China und Manila zu eröffnen. Auf diesem Wege wurde das mexikanische Volk mit Gegenständen des Ostens bekannt, lange bevor dies in Europa allgemein der Fall war und das Kommen und Gehen der Vicekönige, Priester, Soldaten, Seeleute und Händler brachte es mit sich, dafs nach Mexiko Nutzpflanzen, Waren u. s. w. mitgebracht wurden, die man später als einheimische Produkte ansah. Der Handel zwischen den Philippinen und Mexiko wuchs so an, dafs er denjenigen Spaniens mit Peru und Mexiko schädigte und die Mafsnahme zeitigte, dafs alljährlich für den Handel mit den Philippinen nur ½ Million mexikanische Dollars gebraucht werden durften. Es ist bekannt, dafs Jahrhunderte hindurch jährlich zwei Schiffe von Manila nach Neu-Spanien abgingen und nach deren Ankunft in Acapulco ein 30 Tage dauernder Markt abgehalten wurde, zu dem sich auch Schiffe mit Waren aus Peru und Chile einstellten.

Von Pflanzen, die von den Philippinen aus nach Mexiko hingebracht wurden, ist zuerst die **Kokosnufs** zu nennen, die jetzt an der Küste von Mexiko heimisch und in jeder Weise so ausgenutzt wird wie auf den Philippinen. Sogar als Name für den Palmwein ist das tagalische Wort „tuba" übernommen. Auch die **Banane** ist nach Amerika nur auf dem Wege von Manila nach Mexiko gelangt, da sie nur durch Stecklinge vermehrt werden kann; sie hat sich in den letzten 300 Jahren über das ganze tropische Amerika verbreitet. Ebenso ist der **Mango**, jetzt die volkstümlichste und kostbarste Frucht in Mexiko, ein Einwanderer von den Philippinen, und eine der besten Abarten führt auch den Namen „mango de Manila".

Auch eine Anzahl Schmuckpflanzen und Schmuckbäume, wie der chinesische Schirmbaum, der Pfefferbaum (Schinus mollis) und andere, sind auf dem Wege über die Philippinen nach Mexiko gelangt. — Anderseits wurden auch Pflanzen von Mexiko nach den Philippinen eingeführt, doch nur Granatfruchtbäume und Trauben hatten wirklich Erfolg. Auf Einflufs von China her weist auch eine Art Regenrock hin, der aus Palmblättern gefertigt wird, und mit solchen Kleidungsstücken aus China, Japan und den Philippinen durchaus übereinstimmt. Gewisse Steinklopfer zum Anfertigen von Rindenzeug, die man in Mexiko findet, scheinen auf dem Wege von Polynesien, längs der Ostküste Asiens und der Beringstrafse, schon vor der Entdeckung Amerikas durch die Spanier dorthin gelangt zu sein. Bekanntlich ist ein Musikinstrument, die Marimba, von Negern nach Amerika eingeführt, doch scheint eine Abart derselben ohne Resonatoren auch vom Malaiischen Archipel aus den Weg nach Amerika gefunden zu haben. Ebenso ist der Musikbogen (musical bow) auf afrikanischen Einflufs zurückzuführen, wie Mason vor einigen Jahren nachwies. Dieses nur einige Andeutungen aus Houghs ausführlicher Arbeit im American Anthropologist 1900, S. 66 ff.

— **Houdailles Forschungen zwischen dem Comoë und Bandama.** Kapitän Houdaille ist in den Jahren 1898 und 1899 mit den Vorstudien zum Bau einer Eisenbahn beschäftigt gewesen, die von Grand Bassam aus in geeigneter Richtung das Gebiet zwischen dem Bandama und dem Comoë erschliefsen und eventuell nordwärts bis Kong hinaufgeführt werden soll. Es handelt sich um einen Strich der östlichen Elfenbeinküste und ihres Hinterlandes, von dem man bislang so gut wie nichts wufste, denn nur die ihn begrenzenden beiden grofsen Flüsse Bandama und Comoë selber waren erhebliche Strecken weit aufwärts bekannt. Die Mitglieder der Mission Houdaille haben das Gebiet nun in verschiedenen Richtungen durchzogen: zunächst von Grand Bassam in nordwestlicher Richtung nach Mope, der halbwegs zwischen dem Nzi, dem grofsen nördlichen Nebenflufs des Bandama, und dem Comoë unter 6° 11′ nördl. Br. gelegenen Hauptstadt des Landes Attie; ferner von Mope einerseits nordwestwärts über den Nzi hinaus nach Tumodi am Bandama (Marchands und Eyssérics Route), anderseits nach Bettie und Attikurie (Attakru?) am Comoë; aufserdem wurden die Mittel- und Oberläufe der kleineren Küstenflüsse erforscht. Es stellte sich dabei heraus, dafs der untere Comoë wie der untere Nzi auf den Karten zu weit westlich gezeichnet sind. Der Küstenwald reicht dort etwa 100 km landeinwärts. Was die Bahn anlangt, so schlägt Houdaille die Linie Grand Bassam-Alepe-Mope (100 km) und von Mope nach Tumudi (Hauptstadt von Baule) und Attakru (60 bezw. 55 km) vor, während er von einer Weiterführung der Bahn auf Kong zu vorläufig abrät.

— Dem bekannten serbischen Geographen **Cvijić**, Professor an der Universität in Belgrad, ist es im Herbst vorigen Jahres gelungen, eine der interessantesten Aufgaben, welche die sogenannte Balkanhalbinsel dem Forscher bietet, nämlich die **Untersuchung der umfangreichen Dessaretischen Seengruppe an der Grenze von Südalbanien und Makedonien**, erfolgreich durchzuführen, nachdem alle bisherigen Versuche gescheitert waren. Es befinden sich daselbst im ganzen 17 Seen. Die drei grofsen Seen des Beckens von Serres in Südmakedonien, eines Senkungsfeldes, an dessen Rand die oligocänen Schichten diskordant auf dem gefalteten krystallinischen Schiefer liegen, sind jugendlichen Alters, der Dojransee wird an 20 m tief, die beiden anderen sind flache Sümpfe und Torfmoore. Am Preisteri, im Gebiete von Monastir, wurden drei Kare, zwei kleine Seen und vier Moränenwälle gefunden, die südlichsten Spuren der alten Gletscher auf der Balkanhalbinsel. Der Ochrida- und

Prespasee sind von meridionalen Längsbrüchen begrenzte Senkungsfelder; im Norden des Ochridasees liegen beim Dorfe Koselj zahlreiche kegelförmige Hügel mit Solfataren, Respirados und jungen vulkanischen Gesteinen. Der Ostrovosee stellt die tiefste Mulde des Beckens von Saridjol dar, das noch zur Diluvialzeit ganz von Wasser bedeckt war, jetzt von vier kleineren Seen eingenommen wird. Der Ochridasee besitzt äufserst steile Böschungen des Ufers, er wird durch zahlreiche Quellen gespeist, die sämtlich unterirdische Abflüsse des Prespasees sind; auch zeichnet er sich durch stark ausgesprochene Seiches aus, welche regelmäfsig nach starken Nord- und Südwinden eintreten (?). Die Bodenplastik des Prespasees ist eine ganz eigentümliche: in der Mitte erreicht er nirgends eine Tiefe von 25 m, dagegen besitzt er in seiner östlichen und westlichen Hälfte zwei verschieden tiefe Rinnen, welche Cvijić als Verwerfungen anspricht. Beide Seen haben seit der Neogenzeit grofse Schwankungen des Seespiegels mitgemacht, welche sich an den Uferlinien sehr deutlich nachweisen lassen. Cvijić stellt einen Atlas der makedonischen Seen in Aussicht.

Name des Sees	Gröfste Tiefe m	Areal qkm	Sichtbarkeitsgrenze der Secchischen Scheibe in m	Lage der Richterschen Sprungschicht in m
Ostrovosee . .	61	76	8	20—25 (Septbr. 1899)
Ochridasee . .	285,7	280	16	30—35 (Septbr. 1899)
Prespasee . .	54,9	212	7	15—20 (Septbr. 1899)

Halbfafs.

— **Reise der Gebrüder de la Escalera in Syrien, Mesopotamien und Persien.** Zu naturwissenschaftlichen und geographischen Zwecken haben im vorigen Jahre zwei Spanier, die Gebrüder de la Escalera, einen Teil Vorderasiens durchzogen, worüber ein im Bulletin der Pariser geographischen Gesellschaft (1900, S. 324) mitgeteilter Brief Manuel de la Escaleras vorläufigen Aufschlufs giebt. Die beiden Spanier landeten im Januar 1899 in Alexandrette und gingen über Aleppo zum Euphrat, diesen hinüber und dann nach Bagdad. Sie verfolgten hierauf den Tigris abwärts bis Amara und begaben sich über Susa und die Berge der Bakhtyaris (Zagrosketten) nach Isfahan, wo sie Ende August anlangten. Ihr Wegweiser war die Kiepertsche Karte, die nach ihrer Ansicht in der Darstellung des Euphratlaufes viele Irrtümer enthält und mehr noch im Gebiet zwischen Tigris und dem Lauf des Kercha. Letzteres ist allerdings sehr gut möglich. Die Stadt Schuschter fanden die Reisenden in Ruinen. Von hier ab erforschten sie den Oberlauf des Kharun und die Gebirge. Die Gegend ist sehr trocken, die Grasvegetation mager; die kräftigere Florenentwickelung findet sich auf den Westabhängen, während die Felsen der Ostabhänge fast nackt sind. Nördlich vom Kharun ist die sefshafte Bevölkerung sehr arm, die Häuser sind aus Steinen ohne Mörtel errichtet, während im Süden des Flusses gröfsere Wohlhabenheit zu herrschen scheint. Aufser der sefshaften Bevölkerung finden sich Nomaden, und zu diesen gehören die erwähnten Bakhtyaris, sowie Araber und Turkomanen. Mit den als sehr wild verschrieenen Bakhtyaris kamen die Reisenden sehr gut aus. Die Bakhtyaris sind „von den Agenten einer europäischen Grofsmacht" mit Martinigewehren bewaffnet. Gemeint sind offenbar die Engländer, die zur Zeit am Kharun entlang einen Gebirgsweg zwischen Isfahan und Ahwaz bauen. Diesen Weg benutzten die Reisenden, als sie auf dem Rückmarsch von Isfahan den südlichen Teil des Gebirges kreuzten.

— **Eisenbahnbau auf Madagaskar.** Der Gesetzentwurf auf Bewilligung von 60 Millionen Franks für einen Bahnbau Tamatave—Tananarivo, sowie für sonstige Verkehrsverbesserungen auf Madagaskar (vgl. Globus, Bd. 77, S. 116), ist nunmehr von den französischen Kammern angenommen worden, so dafs die Projekte ausgeführt werden können. Auf die 396 km lange Bahn kommen 47,5 Millionen, indem man die Baukosten für den Kilometer auf 120000 Frcs. veranschlagt hat. Die Bahnlinie folgt zunächst 106 km weit der Meeresküste südlich von Tamatave bis Anivorano und geht erst dann ins Gebirge hinein. Der Charakter wird der einer Gebirgsbahn mit starken Steigungen und Krümmungen sein; deshalb sind auch die Baukosten so hoch bemessen. Die Spurweite wird 1 m betragen. Unter der Voraussetzung, dafs sich mit Hülfe der Lagunen südlich von Tamatave eine gute Wasserstrafse bis Andovorante herstellen läfst, soll die Bahn erst hier beginnen; ihre Länge würde sich dadurch auf 316 km verkürzen.

— **Die Entdeckung einer von den Tschilkatindianern verborgen gehaltenen grofsen Holzfigur** berichtet John Hamilton Todd aus Tacoma. Sie befindet sich in der Nähe der Ortschaft Klukwan, die an einer der in die nordamerikanische Westküste einschneidenden Föhrden unter etwa 59° nördl. Br. gelegen ist. Die Tschilkatindianer am Lynn-Kanal gehören zu den Tlinkit (Koloschen) und stehen in ihrer Kultur und den künstlerischen Leistungen den Haida- und Tsimschianstämmen nahe, über die wir durch Boas, Niblak u. a. so vortreffliche Nachrichten haben. Bei allen diesen Stämmen finden die Potlachfestlichkeiten und Orgieen unter grofsem Zusammenlaufe statt. Die Bedeutung derselben hat Boas in seiner grofsen Abhandlung über die Kwakiutl (S. 341) erst erschlossen. Während des Potlach Oktober 1898 war unter den Tschilkatindianern von einem sehr alten Holzbildnisse die Rede, welches, früher allgemein zugängig, jetzt irgendwo verborgen gehalten wurde. „Es war positiv davon bekannt, dafs ihm früher Menschenopfer dargebracht wurden", erzählt Todd, und er beschlofs, das Bildnis aufzusuchen und zu photographieren. Durch die Eingeborenen selbst wurde ihm keinerlei Mitteilung über den Verbleib gemacht, und er mutmafste nur, dafs es in der Nähe der alten Begräbnisplätze von Klukwan zu finden sei, die er tagelang systematisch absuchte. So erreichte er sein Ziel und befand sich vor der etwas über 2 m hohen, aus Holz geschnitzten und hier abgebildeten Figur, die mit erhobenem rechtem Arme vor einem alten Baume stand; neben ihr zwei kleinere, gleichfalls ziemlich roh geschnitzte Figuren. Als Todd berichtete, dafs ihm die Aufnahme des Bildnisses gelungen sei, erklärten die Indianer, der Gott werde ihn dafür bestrafen, mit Hunger und Fieber plagen, ja selbst töten. Die Figur wurde vor längerer Zeit von einem indianischen Medizinmanne mit Namen „Gow-Sche-Ett-Tee" geschnitzt, und nach diesem erhielt sie auch ihren Namen. Bis zum Jahre 1880 wurde sie in dem grofsen Raume aufbewahrt, in welchem die Potlachfeste, mit Menschenopfern verbunden, abgehalten wurden; zuweilen 12 bis 15 Sklaven bei einer Festlichkeit. Das geschah bis zum genannten Jahre, als der Einflufs der Amerikaner sich bei den Tschilkat mehr und mehr geltend machte, und die Indianer ihr Idol vor deren Augen im tiefen Walde versteckten.



Gow-Sche-Ett-Tee,
ein im Walde verborgenes Idol der Tschilkatindianer.

Verantwortl. Redakteur: Dr. R. Andree, Braunschweig, Fallerslebenthor-Promenade 13. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEBER: DR. RICHARD ANDREE. VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXVII. Nr. 24. BRAUNSCHWEIG. 30. Juni 1900.

Reise nach den Steinkaskaden von Hierapolis (Kleinasien).

Von Friedrich v. Vincenz. Smyrna.

Photographieen nach Aufnahmen des Verfassers.

An einem herrlichen Aprilmorgen verliefsen wir mit der heute bis Dinér verlängerten Aïdinbahn Smyrna, um unseren längst gehegten Plan, Hierapolis zu besuchen, zur That werden zu lassen.

Das schöne Wetter übte seinen besten Einflufs auf die Laune unserer kleinen, aus vier Personen zusammengesetzten Reisegesellschaft. Wir hatten ein ganzes Abteil erster Klasse für uns, konnten es uns daher recht bequem machen. Die Coupés der englischen Bahngesellschaft sind so angelegt, dafs die Sitze rings herumlaufen und in der Mitte einen freien Raum lassen; bei dieser Waggonkonstruktion kann man auch mehr Fenster anbringen.

Unsere Fahrt führte uns, nachdem wir die recht reizvollen Umgebungen von Smyrna hinter uns hatten, durch die fruchtbare Ebene von Sevdikjöi und Torbali, die sich bis nach Ayasuluk (Ephesus) erstreckt. Ein der Küste folgender Bergrücken trennt die Ebene vom Meere. An einer Stelle, aber auch nur für wenige Minuten, gestattet uns ein tiefer Einschnitt in der Bergkette, das Meer und in der Ferne sogar die Insel Samos zu erblicken.

Nach zweistündiger Fahrt laufen wir in den Bahnhof von Ephesus ein. Von weitem haben wir schon vom Fenster aus Ruinen bemerkt. Was wir sehen, sind Reste mittelalterlicher Bauten, seldschukkischer Moscheen und Bäder und ein langer Trakt einer römischen Wasserleitung, auf deren hohen Pfeilern und Bogenresten sich zahlreiche Storchfamilien angesiedelt haben.

Hinter Ephesus beginnt ein ziemlich scharfer Aufstieg, den zu bewältigen man unserem Zuge noch eine zweite Maschine anhängt. Die Gegend ist äufserst reizvoll und bietet wechselnde Landschaftsbilder. Sehr malerisch ist das tiefe, die Bahn begleitende Thal mit seinen hübsch bewaldeten Hängen, mit seinen Mulden und Schluchten. Im Hauptthale selbst ziehen einige alte Aquädukte unsere Aufmerksamkeit an. Dankbares Gelände für den Naturfreund und besonders für den Maler!

Station Aïdin! Zehn Minuten Aufenthalt! Welch lebhaftes orientalisches Treiben gerade hier am Bahnhofe der früheren Provinzialhauptstadt! Kameltreiber, verschleierte Türkinnen, Lastträger, schaulustige Griechinnen und Jüdinnen, selbst ein verschleiertes türkisches Blumenmädchen, just an der Grenze des Greisenalters stehend, fehlt nicht, ebenso wenig wie der zudringliche Stiefelwichser mit seinem durchdringenden Rufe: „boja! boja!“ (Wichse, Wichse). Dazwischen Regierungsbeamte, der Bettler, türkische und griechische Dandies, der Brotverkäufer für den Hunger, sein Kollege von der Limonade für den Durst, kleine Buben mit ihrem: „fresco“ (frisch Wasser), ernste Kaufleute, und nicht zu vergessen die bewaffnete Macht in Gestalt einer von einem Polizeikommissar geführten Bahnhofspatrouille.

Von Aïdin bis hinter Nazilli durchfliegen wir eine weite, fruchtbare Ebene; gesegnetes Land und für türkische Verhältnisse gut angebaut. Wohin das Auge blickt, erschaut man Weinberge und Feigenplantagen, welch letztere die besten Feigen der Welt zeitigen. Hinter Nazilli wird der Boden magerer, die Behauung weniger gut, die Gegend ärmlicher, aber bei weitem nicht arm. Was würden hier deutsche Kolonieen leisten!

Bevor wir nach Kondjeli kommen, woselbst wir umsteigen müssen, passieren wir noch den behäbigen, wohlhabenden Ort Seraikiöi und später das nicht so bedeutende Ortaksche. Diese beiden Ortschaften haben gegenwärtig aufgehört zu existieren, das Erdbeben vom 20. September 1899 hat sie dem Boden gleich gemacht. In Kondjeli zweigt die Bahn nach Denizlü ab, während die Hauptstrecke nach Apa und Dinér weiterführt. 20 Minuten Fahrt bringen uns zu unserem vorläufigen Reiseziele, nach Denizlü, in dessen Bahnhof wir um 3 Uhr nachmittags einlaufen.

Am Bahnhofe erwartet uns ein Bekannter. Um in unser Absteigequartier, einen recht urtümlichen Han, zu gelangen, müssen wir einen Wagen nehmen, denn in Denizül sind die Entfernungen grofs, weil die einzelnen Quartiere, welche die Stadt bilden, räumlich sehr stark getrennt sind. Weit über dem Niveau einer gewöhnlichen Karawanserai stand unser Han jedenfalls nicht, doch man lernt im Orient sich begnügen.

Trotzdem die Eisenbahn dort, wo sie rollt, dem Orient langsam aber stetig dies und jenes von seiner Ursprünglichkeit zu rauben beginnt, und manches in Tracht und Sitte die Wendung zum „à la franca“ macht, in Denizlü kann man trotz Schienen und Lokomotive dreist behaupten, sich im „Innern“ zu befinden. Wohl fallen dem Reisenden im Bazare die massenhaften billigen Bedarfsartikel auf, die zu 90 Proz. aus Deutschland stammen, Tracht aber und Sitte und Brauch sind noch unberührt von europäischem Einflufs.

Die Stadt Denizlü (Meerstadt) trägt ihren Namen

von dem Überflufs an gutem Wasser, dessen Quellen zumeist an den Hängen des ziemlich jäh aus der Mäanderebene aufsteigenden Baba Dagh zu suchen sind. In seinen Schründen und Hängen, Klüften und Zacken, die den Schnee bis spät ins Frühjahr tragen, tummeln sich heute noch Bär, Wolf, Luchs, Hyäne und die wilde Ziege; der Schakal stattet sogar im Winter häufig den Vorstädten seine Besuche ab.

Der eigentliche Bazar von Denizlü befindet sich in einer alten, im Türkenviertel gelegenen Burg, die mittelalterlichen oder frühtürkischen Ursprungs zu sein scheint. In dieser Burg sind mehrere Strafsen angelegt, in denen sich die einfachen Magazine der Händler befinden. Wohnungen sind keine vorhanden, denn abends, eine Stunde nach Sonnenuntergang, mufs die Burg von jedermann geräumt sein, worauf die Thore geschlossen werden. Ein Trommelsignal giebt das Zeichen, die Magazine zu schliefsen und die Burg zu verlassen. Dann beherrscht der Wächter der Nacht allein die Stätte, an der sich den Tag über so buntes und reges Treiben abspielte.

In Denizlü hat sich auch noch der alte Brauch der Hahnenkämpfe erhalten. Leider hatten wir keine Gelegenheit, einen solchen zu sehen. Die Hähne von Denizlü sind in der ganzen Türkei bekannt und gesucht, und zwar weniger wegen ihrer vorzüglichen Eigenschaften als Kampfhähne, sondern wegen ihres Krähens. Diese Hähne setzen nämlich ihrer Kraht noch eine bis zu einer halben Minute anhaltende Schleife im tiefsten Bafs und durchaus unharmonischer Natur an. Diese Schleife beginnt forte und klingt pianissimo aus, der Ton scheint über ein Reibeisen zu laufen. Der Preis eines solchen Hahnes erreicht manchmal 5 Pfund Sterling oder nahezu 100 Mk.

Am Abend untersuchten wir die Schätze der Garküche. War auch die Auswahl nicht sehr grofs, und konnte auch das Schmelzfett seine Herkunft vom Hammel nicht verleugnen, unsere Laune litt darob nicht, wozu nicht wenig der ganz vorzügliche, nicht zu süfse rote Wein von Denizlü beitrug. Herr Pastor B. aus der Gegend von Bremen fand des Weines Lob kein Ende, und ich selbst, dessen Wiege am Strande des Rheines stand, konnte sein Bedauern darüber mitempfinden, dafs keine, Denizlüwein spendende, Rebe dort wächst, wo Sandhafer und Kartoffel zu Hause.

Die Pferde waren anderen Tages auf 5 Uhr bestellt worden, mit Hin und Her wurde es aber nach uraltem orientalischem Brauche beinahe 6 Uhr, ehe wir aus Denizlüs Thoren ritten. Ein wunderbarer Morgen war heraufgezogen und versprach eine besonders schöne Reise. Die erste Stunde führte uns durch wohlbebaute Felder, an reichlich Wasser führenden Bächen entlang, dann folgte niedriges, sandiges Hügelland, welches jedoch bald einen steinigen Charakter annahm.

Wir waren noch keine anderthalb Stunden unterwegs, als wir bereits an den Ruinen von Laodikaia kurzen Halt machten. Das Trümmerfeld von Laodikaia weist nur noch wenige stehende Reste auf, bei deren Rekonstruktion selbst der Archäologe von Fach das weite Feld der Hypothese zu beschreiten gezwungen ist. Mit Mühe findet und erkennt man das alte, dem Felsen abgewonnene Stadium, welches bei 45 m Breite 125 m Länge aufweist. Der Markt ist gänzlich unkenntlich, wogegen einige Säulenreste den Platz des Gymnasiums und der Bäder vermuten lassen. Im Norden erkennen wir noch ein kleines Theater, im Osten deren zwei. Eins derselben weist 50 Sitzreihen auf, deren Zugang durch 17 Treppen erleichtert wurde. Die am besten erhaltene Ruine scheint die einer Kirche zu sein, doch auch hiervon steht nur noch ein einziger stark baufälliger Bogen.

Nicht der Zahn der Zeit, nicht die häufigen Erdbeben allein haben die Trümmer von Laodikaia so gänzlich dem Erdboden gleich gemacht. In Denizlü ist manches Stück antiken Marmors zu Haus- und Terrassenbau, zu Grabsteinen und selbst zum Bau einfacher Umfassungsmauern verwendet worden. Auch der Bahnbau hat die antiken Reste vielfach benutzt und die meisten Graben- und Bachübergänge, die wir passieren, bestehen aus einem grofsen Stück Marmor (vielfach Sarkophagdeckel), welches von den Ruinen fortgeschleppt wurde.

Hätte die steigende Sonne uns nicht gemahnt, so hätten wir wohl noch länger in den Ruinen geweilt. Noch lag aber die Hälfte des Weges vor uns, weshalb wir uns losreifsen und unseren Ritt fortsetzen mufsten.

Nicht weit hinter dem Trümmerfelde von Laodikaia passieren wir bei einer alten Brücke schwerster Konstruktion das alte Bett des Asopos. Wohl haben Erdbeben die gewaltigen Quader aus ihrer Lage gerückt, bis zum Einsturz der vier Pfeiler mit ihren Bögen kam es noch nicht. Nach einer weiteren halben Stunde überschreiten wir die Bahnlinie und steigen gleich hinterher in das Lykosthal, dessen Rande wir schon eine Weile gefolgt waren. Nur noch dieses in nördlicher Richtung zu durchquerende Thal trennt uns von unserem Reiseziele.

Heute ist die Lykosebene zum allergröfsten Teile schlecht bebaut. Dort, wo der alte, seinen höchsten Stolz in den Ackerbau setzende Phrygier vor Jahrhunderten die Furche zog, und das Getreide in breiten Schwaden niederlegte, wo der König selbst der erste Ackerbauer seines Landes war, da ruht der Boden heute. Kein Erntefest mit Gesang und Tanz und Opfern wird mehr gefeiert, allein die Ziege und der Büffel grasen auf den früher so reichen Fluren, auf denen heute fast kein Baum mehr Schatten spendet. Wir sehen wenigstens weit und breit nur einen solchen, aber einen Riesen seiner Art. Es ist eine prächtige Platane, die mitten in unserem Wege steht. Der Schatten ist zu einladend, um nicht eine kurze Rast zu halten. Wir steigen ab und lassen unsere gar nicht erhitzten Pferde aus dem den Weg begleitenden und dem nahen Lykos zueilenden Bache trinken. Der prachtvolle Baum, der sicher schon Jahrhunderte gesehen, mifst am Fufse 13 m im Umfange!

Gleich hinter der Riesenplatane passieren wir den Lykos, der, viel Wasser führend, sein Bett tief in den lehmigen Boden gegraben hat. Die Brücke ist von einfachster Art und es gehört ein wenig Gewöhnung dazu, dieselbe ohne Herzklopfen zu überschreiten. Zwei stärkere Baumstämme sind von einem Ufer zum andern geworfen und auf beiden Seiten notdürftig verpfählt, um sie am Rutschen und Rollen zu verhindern. Der Belag wird durch Knüppel gebildet, die quer über die Stämme befestigt sind. Für den Fufsgänger wäre somit eine — abgesehen von dem fehlenden Geländer — ziemlich einwandsfreie Passage geschaffen. Zu Pferde läfst die Sache aber doch noch zu wünschen übrig. Die Bauern pflegen Löcher in den Brücken, die besonders dem Reit- und Saumtiere Gefahr drohen, mit schweren Steinen oder Felsstücken zu bezeichnen, um die passierende Menschheit zu warnen.

In kaum einstündigem Ritte durchqueren wir den eintönigen Rest der Lykosebene, der gänzlich unbebaut ist und häufig den Eindruck eines ausgetrockneten Moores oder Sumpfes macht. Hartes Gras und Binsen bilden den einzigen Pflanzenwuchs; hier und da treibt

die Süfsholzwurzel, sich selbst verratend, ihre Schöfslinge zu Tage, und an vielen Stellen finden wir den Boden durch einige Spatenstiche umgestürzt, ein Zeichen, dafs man die Süfsholzwurzel gesammelt hat, um sie nach einem der vielen Depots zu liefern, welche die grofsen Lakritzenfabriken von Nazilli und Sokia angelegt haben.

Schon von weitem konnten wir die weifslich blinkenden inkrustierten Steilabfälle des Gebirges unterscheiden. Mit der Annäherung treten immer mehr Einzelheiten heraus, wir können jetzt sogar das fallende und rieselnde Wasser nnterscheiden. Schon beginnen vereinzelte kümmerliche Wasserläufe in der Ebene ein schmutzig weifses Bett zu zeigen. Wir durchreiten noch das tief eingeschnittene trockene Bett eines Bergwassers nnd befinden uns nach weiteren fünf Minuten am Fufse des Gebirges, in dem elenden Yuruken (Kleinbauer)-Dorfe Pambuk-Kalessi, auf deutsch „Baumwollenschlofs", jedenfalls so genannt nach dem weifsen Schimmer der Kaskaden. Da dem Kleinbauer der Lykosebene die hehre nordische Pracht des Eises und Schnees unbekannt ist, so hat er die ihm bekannte Baumwolle zu seinem Vergleiche gewählt.

An einer einsam liegenden Wassermühle machten wir Halt und stiegen ab. Die Pferde werden angepflöckt. Der freundliche Müller versorgt uns mit Trinkwasser, welches weit her geholt werden mufs, da alle Wässer in der näheren Umgebung ungeniefsbar sind wegen des ekelhaften Geschmackes nnd der Gefahr, dafs eines schönen Tages der Magen infolge langsamer Versteinerung seine Thätigkeit einstellen könnte. Diese Voranssage wird weniger lächerlich erscheinen, wenn ich hinzufüge, dafs man dem Inkrustationsprozesse mit dem Auge folgen kann. 10 Minuten genügen, um auf einem trockenen, in das Wasser gehaltenen Ästchen den Beginn der Inkrustation deutlich nachweisen zu können. In drei bis vier Stunden ist ein Grashalm von einer Kruste von 0,5 bis 1 mm Stärke eingeschlossen.

Die letzten Meter des Mühlbaches, der von den Abwässern der Kaskaden gespeist wird, bestehen aus einer breiten Holzrinne, die ihre Stütze auf einem Querbalken findet, welcher wiederum zwischen zwei nahe aneinanderstehenden dicken Weidenstämmen befestigt ist. Überlaufendes und Tropfwasser haben das Äufsere der Rinne, den darunter liegenden Fels, die knorrigen Baumstämme wie das Gestrüpp mit einer schneeweifsen, dicken und reizend gestalteten Kruste überzogen. Dabei prangen die Äste der beiden Weiden in frischem Frühlingsgrün! Ein prachtvoller Anblick und eine unvergleichliche Staffage zu einem Feenmärchen! Wir reifsen einen dick inkrustierten, in das Wasser hängenden Ast des Gestrüppes ab nnd finden, nachdem wir die nicht sehr widerstandsfähige (weil frische) Kruste entfernt haben, dafs der Ast noch lebt und Blattknospen trägt. Pflanzliches Leben wird also nicht sofort von dem Wasser nnd dem sich ausscheidenden Kalksinter getötet. Ein freihängender Grashalm, an dem Wasser herabläuft, zeigt uns dessen Inkrustationskraft. Der Grashalm ist zu einer kleinen weifsen Keule geworden, die Kruste am unteren Ende hat 2,5 cm im Durchmesser.

Nachdem wir einen türkischen Bauer als Träger für einen grofsen Krug Trinkwasser nnd einen zweiten für unseren Efsvorrat angeworben hatten, beginnen wir, dem Mühlbache folgend, den Aufstieg. Das Bett des Mühlbaches, sowie seine Ränder sind schneeweifs, die Inkrustation ist bis 25 cm (!) stark. Mit einem Stocke lösen wir ohne grofse Mühe ein Stück der dicken Kruste aus dem Bache. Dieselbe läfst sich leicht zerbröckeln. Trockene Stücke der Kruste sind widerstandsfähiger, aber bei weitem nicht so fest wie Stein. Der Mühlbach mufs häufig geräumt werden, da die stetig und schnell wachsenden Kalkdepots das Bett derart erhöhen, dafs der Bach über seine Ufer tritt. Dieser Umstand spielt, wie wir später sehen werden, eine grofse Rolle in der Entstehungsgeschichte der Kaskaden. Das Wasser des sehr schnell strömenden Baches zeigt auf seiner weifsen Unterlage eine herrliche, hellbläuliche Farbe. Nachdem wir dem Bache etwa 500 m gefolgt sind, stehen wir am Fufse der steil aufsteigenden Terrasse, auf deren Hängen die Kaskaden sich gebildet haben. Trotz des sehr steilen, stellenweise beinahe senkrechten Hanges ist der Anfstieg nicht gerade übermäfsig schwierig. Längs des Hanges führt nämlich ein natürlicher Weg bis zur Ter-



rasse, nicht sehr breit zwar, aber, abgesehen von einigen steilen natürlichen Stufen, gut passierbar. Vom halben Hange an dürfte es nicht ganz schwindelfreien Leuten etwas beklommen zu Mute werden. Dem hilft man aber leicht dadurch ab, dafs man sich scharf links zur Bergwand hält.

Auf halber Höhe der Terrasse machen wir unwillkürlich Halt, das in seiner ganzen Pracht vor uns liegende Naturphänomen zu bewundern und auf uns wirken zu lassen. Es ist fürwahr überwältigend, was wir schauen, grofsartig in seiner Ausdehnung, in seiner Gesamtheit, und so unendlich reizvoll in seinen Einzelheiten, in seinem Farbenspiele. Hat ein Zauberwort den tosenden Niagarafall zu Marmor oder Eis gebannt? Ich finde keinen passenderen Vergleich, und dennoch würde der plötzlich erstarrte Niagara noch arm sein an Gröfse und Formenreichtum gegenüber diesem Naturwunder von Hierapolis (Fig. 1). Abgesehen von den alten, durch Oxydation grau gefärbten Kaskaden zu unserer Rechten haben wir auf der Stelle unserer Rast ganz frische, marmorglänzende und noch in der weiteren Bildung begriffene Kaskaden vor uns. Die grofse Werkstatt der Natur liegt in voller Arbeit vor unseren erstaunten Blicken. Über uns rauscht das Wasser, über den Rand des Steilabfalles zwei schmale Wasserfälle bläulich weifsen, höchst durchsichtigen Wassers bildend. Das Wasser zerstäubt zum Teil beim Auffall auf das zerklüftete und schon weifs inkrustierte Gestein des Steilabfalles, es sammelt sich wieder in vielen kleinen Sturzbächlein, und wieder fällt es, immer breitere Flächen berieselnd, in reizvollem Spiele die entzückendsten Lichterscheinungen in Verbindung mit dem schneeweifsen Hange hervorzaubernd.

Lange war es still bei uns, die wir, von Bewunderung hingerissen, das gewaltige Naturschauspiel betrachteten.

So gewaltig die Gesamtwirkung des ersten umfassenden Eindruckes ist, so reizvoll ist das Studium der Einzelheiten. Wie künstlerisch wirken die durch die Inkrustation gebildeten natürlichen Becken, deren äufserer Rand stets nur eine bis zwei Hände hoch er-

höht ist, so dafs sie Wasser halten. Wie Marmorbecken sehen sie aus, gefüllt mit zart bläulich schillerndem Wasser. Das über den Rand rieselnde Wasser schafft emsig der Schale den würdigen Fufs, der einer Anhäufung von winzigen, liebevoll ciselierten Marmorsäulchen am besten verglichen wird. Über alles rieselt und tröpfelt das Wasser, dem Ganzen eine unbeschreibliche Frische verleihend. O Armut des Wortes und der Feder gegenüber dieser „Lapidarschrift" der Natur.

Am Fufse der Terrasse sammelt sich das Wasser in dem künstlich angelegten, schon mehrfach erwähnten Mühlbache. Der Überschufs verliert sich in der Ebene, langsam einsickernd, aber nicht, ohne vorher noch ein weifses Riesenfeld von Inkrustationen zu bilden, welches einer Schnee- und Eishalde sehr ähnlich sieht.

anderebene zum hoch aufragenden Baba- (Salbakos-) und Tschibukdagh. Unser Blick umfafst hierbei ein gutes Stück des alten Phrygien.

Eine mittelalterliche Ruine durchschreitend, befinden wir uns nach kaum fünf Minuten vor den gewaltigen Ruinen des alten Hierapolis, die in ihrer Grofsartigkeit und Wohlerhaltenheit es mir unmöglich machen, sie gänzlich unerwähnt zu lassen.

Die zusammenhängende vordere Front, welche dem Steilabhange der Kaskaden sehr nahe liegt und nahezu 150 m lang ist, stellt Teile des alten Gymnasiums und wohl auch die Bäder dar. Gewaltige, noch gut überwölbte Hohlräume in Quaderbau zeugen noch heute von vergangener Pracht und Herrlichkeit. Die Hohlräume wie die ganzen Ruinen würden noch gewaltiger wirken,



Fig. 1. Die Kaskaden von Hierapolis.

Der ganze Weg den Steilhang hinauf ist, den Teil einer alten Kaskade bildend, dick inkrustiert. Die Dicke der Kruste beträgt bis zu 0,5 m. Hohl und dumpf tönt der Schritt auf dieser Kruste, so dafs man auf Hohlräumen zu marschieren wähnt. Dieser dumpfe Klang rührt wohl daher, dafs einmal der Kalksinter kein festes Gefüge besitzt, und ferner, dafs er sich nicht fest mit dem darunter liegenden Fels verwächst, sondern nur aufliegt. Als Beweis hierfür mögen die an mehreren Stellen vom Fels losgelösten und mit Sturz drohenden Teile älterer Kaskaden dienen.

Die Rückstrahlung der Sonne von den weifsen Flächen der Kaskaden beginnt sich — es ist 11 Uhr morgens — recht unangenehm fühlbar zu machen. Wir klimmen den Rest des Hanges hinauf, bewundern nochmals von oben das herrliche Naturschauspiel und lassen unsere Blicke auch hinüberschweifen über die Lykos- und Mä-

hätten nicht die inkrustierenden Wässer im Laufe der Jahrhunderte den Boden um 2 m erhöht. Nichtsdestoweniger ist aber die Wirkung der Ruinen eine gewaltige. Die inneren Marmorbekleidungen der Hohlräume sind verschwunden, nur Hunderte von Löchern in den Quadern zeugen allein davon, dafs sie überhaupt vorhanden waren. Die hinter dieser Front liegenden und auf einen grofsen Platz gehenden Ruinen sind nicht so wohl erhalten. Interessant sind mehrere noch stehende Säulenreihen von viereckiger Form (Fig. 2), die sich bei näherer Besichtigung als Kitt oder Compoundmasse erweisen, ein seltenes Vorkommnis in der Architektur klassischer Zeiten. Bei der Herstellung dieser Säulen hat man jedenfalls wie folgt verfahren: man warf Bruchstücke von Marmor und anderen Gesteinsarten in eine Mulde, durch welche inkrustierendes Wasser flofs, welches dann im Laufe der Zeit die Bruchstücke

zu einem Ganzen verband. Der Steinmetz hatte dann keine grofse Mühe mehr, die Säulen aus dem entstandenen Blocke herauszuarbeiten. Einige dieser Säulen haben sich gebogen, sei es unter Einwirkung der Sonne auf das nicht genugsam ausgetrocknete Material, sei es unter dem auf ihnen ruhenden Gewichte, welchem die Kittmasse nicht gewachsen war.

Sehr wohl erhalten ist noch das am Hange des Messogis liegende Amphitheater (Fig. 3). Dreizehn gewölbte Thüren, fünf in der Front und vier auf jeder Seite, gewährten Eingang, 25 Stufenreihen bildeten die Sitze und sieben



Fig. 2. Viereckige Säulen aus Compoundmasse in Hierapolis.



Fig. 3. Ruinen des Amphitheaters von Hierapolis.

Treppen erleichterten die Bewegung der Zuschauer. Auch die Hohlräume des Theaters sind noch gut erhalten.

Im Nordwesten des Trümmerfeldes stehen einsam noch zwei gröfsere Ruinen, von denen die eine wohl ursprünglich ein heidnischer Tempel, dann aber eine christliche Kirche gewesen sein mag. Wie bei all diesen Hypothesen ist der Wunsch der Vater des Gedankens.

Möge daher der den Spuren des ersten Christentums nachgehende Forscher sich aus diesen Ruinen eine der ersten christlichen Kirchen rekonstruieren, möge der Archäologe, im Gegensatze hierzu, sich Bäder, Gymnasien und Theater daraus aufbauen, habeant sibi, ich halte es mit dem Laien, auf den die Gesamtheit um so mehr wirkt, je weniger das archäologische Seciermesser geschwungen wird. — Die Erwähnung der aufserordentlich ausgedehnten Nekropole von Hierapolis möge diese flüchtige Beschreibung der Altertümer beschliefsen.

Feierlich wandelt es sich in diesem grofsen Friedhofe, der alle möglichen Arten Gräber anfweist, vom einfachen Steinsarge bis zum kleinen Tempel, in dem ein hervorragender Bürger oder ein Mäcen seine Ruhe fand, die aber, nach dem hentigen Zustande der Nekropole zu nrteilen, mehrfach und gründlich gestört worden sein mufs.

Wenig Leben macht sich in den Trümmern des alten Hierapolis bemerkbar. Wir photographierten eine Gruppe von Türken, deren einer in der landesüblichen Weise spann, die zu verspinnende Wolle trug er als Manschette um das Handgelenk des erhobenen linken Armes, mit der rechten Hand setzte er die Spindel in drehende Bewegung (Fig. 4).

Und nun zurück zu unseren Wässern, um einen Überblick über die Entstehnng der Kaskaden zu geben.

Inmitten des gewaltigen Ruinenfeldes von Hierapolis liegt die Quelle der inkrustierenden Wässer, einen kleinen, unscheinbaren und doch so unendlich reizvollen Teich bildend. Von unregelmäfsiger Form nnd Binsen umstanden liegt sie da, aber jeden nimmt sie gefangen, der je an ihr geweilt.

An einer flachen Stelle des Beckens sehen wir noch deutlich die Marmorfundamente eines antiken Bauwerkes. Gleich neben diesen Fundamenten, die 50 cm unter Wasser liegen, geht es jählings hinab zu einer Tiefe von 9 bis 10 m. Das krystallklare Wasser läfst uns auch den kleinsten Stein am Boden unterscheiden. Einige herbeigeeilte Türken belehren uns, dafs der Taucher, der es wagen würde, den Grund zn untersuchen, nie wieder heraufkemmen würde. Vom Boden qnellen ohne Unterlafs zahlreiche Gasblasen herauf, so dafs das Wasser zu kochen scheint, während es in Wirklichkeit nur + 28° C. besitzt. An einer Stelle des Beckens zweigt sich ein Graben ab, der als Znflufs zu der Quelle, und von einer ferner liegenden, verborgenen Qnelle herrührend, aufzufassen ist. Stellt man sich über diesen schmalen Graben, so sieht man, dafs derselbe in Wirklichkeit eine 6 bis 8 m tiefe Felsspalte ist, gefüllt mit krystallklarem Wasser, und deren Wände magisch wie von Silber glänzen. Trotz der nnscheinbaren näheren Umgebung packt einen diese Quelle mit Gewalt. Ihren märchenhaften Eindruck wird niemand vergessen, der jemals in ihre Tiefe geschaut.

Wenn nicht Schwesterquellen, die heute verschwunden sind, bei der Arbeit mitgeholfen haben, so hat allein das Wasser der eben beschriebenen Quelle die ganzen Kaskaden anfgebaut, die anf mehrere Kilometer hin den Steilabfall des Gebirges bedecken. Man kann stundenlang in den Kaskaden herumklettern, ohne zweimal denselben Pnnkt zu berühren. Welche Riesenarbeit also für die Qnelle, selbst wenn die Zeit nach Jahrhunderten zählt!

Nehmen wir jetzt an, die Quelle habe zwei Abflüsse. Diese Abflüsse laufen in Form von Bächlein bis znm Rande des Steilabfalles, fallen als kleine Wasserfälle herab und inkrnstieren den Fels, den sie berühren, mit ihren wnnderbaren Gebilden. Woher aber dann die grofse Ausdehnung der Kaskaden? wird man fragen.

Von dem Angenblicke, wo das Wasser in bescheidenem Rinnsal die Quelle verläfst, beginnt es auch Kalkkonkrete abzusetzen, nnd zwar besonders am Boden und an den Rändern. Hierdurch erhöht sich stetig Boden nnd Rand, bis eines Tages das Wasser überfliefst und sich einen anderen Lauf sncht, an anderer Stelle herabrinnt, anderen Fels überrieselt und andere nene Kaskaden bildet. Dieses sich ewig wiederholende Spiel hat im Laufe der Jahrhunderte die ausgedehnten Kaskaden gebildet. Daher rührt es auch, dafs man von alten nnd neuen Kaskaden spricht. Dort, wo das Wasser gerade rieselt und nene Kaskaden bildet oder alte auffrischt, arbeitet die Natur, dort, wo kein Wasser rieselt, ruht sie. Die nicht mehr überrieselten Partieen der Kaskaden werden, ohne ihre Form zu verlieren, durch Oxydation grau und unscheinbar, bis sich im Laufe der Zeit wieder einmal ein Bächlein über sie ergiefst und sie in nener Frische erstehen läfst.



Fig. 4. Türken in den Ruinen von Hierapolis.

Ein Spaziergang auf den Kaskaden ist äufserst anregend und unterhaltend. Alles, was dem Wasser in den Weg gekommen ist, ist versteinert, oder, besser gesagt, inkrustiert. So findet man prachtvoll inkrustierte Blätter, meist von dem häufig vorkommenden Oleandergebüsch herrührend, Gräser, Binsen, Schilf, Rollsteine, inkrustierte Äste nnd Ästchen, Knochen und Früchte von Platanen, die zu reizenden kleinen weifsen Kngeln inkrustiert sind, kurz alles, was an der Stelle wächst, oder was der Wind herbeiträgt, bekommt seinen weifsen Überzug, auf dem das lannenhafte Spiel des Wassers wohl noch einige hübsche Ciselierarbeit anbringt.

Die Ursache der versteinernden Kraft des Wassers dürfte auf folgendem beruhen: Die Kohlensänre des Wassers enthält einen grofsen Prozentsatz von Kalksalzen in Lösung. Die an der Luft verdnnstende Kohlensäure scheidet diese Salze aus, und dieser Prozefs wird noch besonders durch die Reibung unterstützt und gefördert, die das schnell fliefsende Wasser am Boden und an den Rändern seiner Rinnsale erfährt. Daher anch das Wachsen des Bodens und der Ränder, wo sich die ausgeschiedenen Kalkkonkrete ansetzen. Dabei wirkt noch die Temperatnrabnahme des Wassers. Das Wasser,

welches mit 28° C. die Quelle verläfst, kühlt sich im Rinnsal ab; hierdurch wird seine Lösekraft vermindert, und es scheidet nach Mafsgabe der Abkühlung von den gelösten Kalksalzen aus.

Der späte Nachmittag sah uns, dem Messogis folgend, in der Richtung auf Kundjeli durch die Lykosebene traben. War der Weg auch nm eine Stunde kürzer, so war er anch um vieles reizloser als derjenige von Denizlü her. Nach zwei Stnnden hielten wir vor einer stattlichen Farm (tschiflik) ganz in der Nähe des Bahnhofes von Kondjeli. Man nahm uns freundlich auf und stärkte uns nach Kräften mit Speise und Trank. Post equitem sedet atra cura. Es gab wieder Roten von Denizlü, und Pastor B. hielt sich an ihm schadlos für die schwarze Sorge, die über Tag fünf lange Stnnden hinter ihm gesessen hatte.

Wir schliefen nngewiegt. Der nächste Tag brachte uns sodann, um tansend neuer Eindrücke, sowie um eine herrliche Gesamterinnerung reicher, nach Smyrna zurück.

Felsskulpturen und -Malereien der australischen Urbewohner.

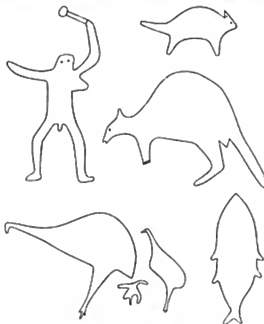
Die weite Verbreitnng der von den anstralischen Eingeborenen auf Felsen eingemeifselten oder auf die Felsen gemalten Bilder führt unwillkürlich zu der Annahme, dafs diese Figuren von Tieren oder anderen Gegenständen gewisse symbolische Bedentung in Bezug auf Sagen und abergläubische Anschauungen der Eingeborenen haben, oder znr Erinnerung an Ereignisse in der Geschichte und dem Leben der Stämme hergestellt sind. Die meisten Tierfiguren sollen wahrscheinlich die Totems der verschiedenen Familien darstellen. Wenn es nun anch sehr wahrscheinlich ist, dafs manche der kleineren Skulpturen und Malereien das Ergebnis eines zufälligen Einfalles von Eingeborenen sind, so setzt die Herstellung der gröfseren Gruppen von Skulpturen und Malereien doch so ungeheure Arbeit und Anstrengung voraus, dafs man nicht annehmen kann, dafs die Eingeborenen sich so viel Mühe ans reinem Vergnügen gemacht haben würden, sondern dafs sie eine bestimmte Bedeutnng haben, die wir nicht kennen.

Die Zeichnung der Eingeborenen zeigt fast überall denselben Charakter nnd nur geringe Verschiedenheit in Bezug auf die Gegenstände der Darstellung und ihren Stil. Die Zeichnungen bestehen meistens aus den Umrissen von Händen oder den Abdrücken solcher, den Umrifszeichnungen von menschlichen und tierischen Formen und wenigen Gegenständen unbekannter Art. Der eingeborene Künstler hatte kein Verständnis für Perspektive, und seine Figuren sind nicht nach der Natur gezeichnet, sondern angenscheinlich nach bestimmten konventionellen Mustern, die aus einer weit zurückliegenden Zeit übernommen sind.

Über die Bedeutung dieser Zeichnungen weifs man noch recht wenig, und einer der besten Kenner derselben, R. H. Mathews, tritt warm dafür ein (Proceedings American Philosophic. Soc. Philadelphia, May 1897, p. 466—478 und Tafel X), sobald als möglich alles zu sammeln und systematisch genau zu ordnen, was über diese Kunst der Eingeborenen Australiens noch zu erlangen ist.

Die ersten anthentischen Berichte über Felsskulpturen (carvings) in Anstralien stammen ans dem Jahre 1788 von Kapitän Watkin Tench, der einige derselben auf Felsen in der Nähe von Sydney beobachtete, und 1803 entdeckte Kapitän M. Flinders die ersten Felsmalereien (rock paintings) auf Chasm Island im Busen von Carpentaria. Seitdem sind Felsmalereien an vielen Stellen sämtlicher australischen Kolonieen gefnnden worden, und auch Felsskulptnren sind an wenigen weit voneinander entfernten Orten in allen Kolonieen, mit Ausnahme von Viktoria, gefunden worden, vielleicht sind sie in der letztgenannten Kolonie bisher nur übersehen worden.

Mathews selbst traf unter dem Stamme der Darkinung, welche das Land zwischen Hunter- und Hawkesbnryflufs bewohnen, einige Eingeborene, die ihm erzählten, dafs sie als Knaben, also etwa in den Jahren 1843 bis 1855, selbst gesehen hätten, wie ihre Stammesgenossen sowohl Skulpturen als auch Malereien an Felsen ausgeführt hätten. Seitdem sind die Eingeborenen in dieser Gegend fast ausgestorben, und die wenigen Überlebenden haben ihre früheren Sitten nnd Gebränche ganz aufgegeben. Deshalb ist es hohe Zeit, zu versuchen, noch so viel wie möglich von ihnen zu erfahren. Mathews giebt in der erwähnten Arbeit belangreiche Winke für die Anfnahme dieser Bildwerke. Er teilt sie in „Carvings“ oder Bilder, bei denen die Umrifslinien in die Felsen mit scharfen Steinen eingemeifselt oder eingeschliffen wurden, nnd „Paintings“ oder Malereien, die mit den gewünschten Farben auf die Felsen aufgemalt wurden.



Australische Felseinritzungen aus Neu-Süd-Wales.
Nach R. H. Mathews.

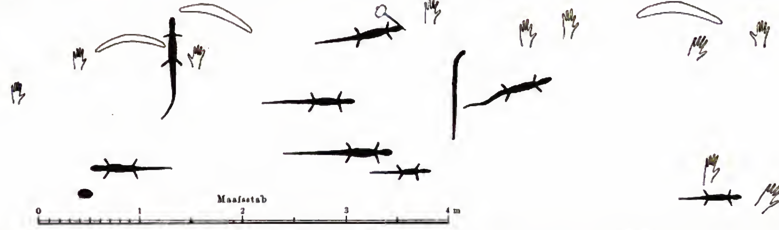
Oben links: Mann mit Nullanulla-Waffe, mit Augen, doch ohne Mund. An der westlichen Seite der Strafse von Pymble nach Pittwater. — Daneben rechts männliches Känguruh grasend. Parish of Manly Covenaten. — Links unten: Zwei Emus, zwischen ihnen ein anderer Vogel. Parish of Gordon. — Unten rechts: Darstellung eines Fisches. Parish of Manly Cove.

Die ersteren findet man hauptsächlich in Gegenden, wo viel Felsmassen (besonders der sogenannte Hawkesbury-Sandstein) vorkommen. Zuweilen sind die Flächen,









Australische Felsenmalereien.
Nach R. H. Mathews.

welche die Bilder tragen, kaum 2,5 qm grofs, gewöhnlich aber viel gröfser. Wo die Umstände es sonst erlaubten, wählten die Eingeborenen gern hervorragende Stellen zur Anbringung ihrer Bilder, z. B. in Bergpässen, durch welche sie von einem Teile ihres Jagdgebietes in ein anderes wandern mufsten. Die Vertiefungen der Umrifslinien der Bilder zeigen dieselbe Farbe wie der natürliche Felsen, und wenn sie stark verwittert sind, kann man sie nur sehr schwer sehen.

Bei der Herstellung der Felsskulpturen wandten die eingeborenen Künstler nach Ansicht von Mathews drei verschiedene Methoden an. Die gebräuchlichste Methode war die, die Umrifslinien in den Felsen einzuhauen. Nachdem man sie wahrscheinlich vorher mit einem farbigen oder recht harten Steine vorgezeichnet hatte, wurden in kurzen Zwischenräumen Löcher gemacht und das zwischen den Löchern stehen gebliebene Gestein dann in der gewünschten Breite und Tiefe weggesprengt. Nach dem Aussehen der Einschnitte glaubt Mathews, dafs hierzu ein harter zugeschlagener oder zugeschliffener Stein diente, der wie ein Meifsel gehandhabt wurde. Zuletzt wurden die hergestellten Gruben durch Reiben mit einem passenden Steine noch etwas geglättet. — Eine andere Methode war die, die ganze Fläche der Figur gleichmäfsig zu vertiefen; solche Figuren sind von Kapitän Wickham auf Depuch Island an der Küste von Westaustralien entdeckt worden.

Die Felsmalereien finden sich meist in Höhlen oder an überhängenden Felsen (shelter), wo die Eingeborenen seit undenklichen Zeiten ihre Lagerplätze aufzuschlagen pflegten. Diese Plätze finden sich meistens in der Nähe von Flüssen, so dafs Wasser für den Bedarf leicht zu erlangen war. Die meisten Malereien findet man an den Wänden, manchmal jedoch an der Decke, zuweilen in einer Höhle an beiden Stellen zugleich. Im allgemeinen befinden sie sich im Bereiche einer auf dem Boden stehenden Person, in wenigen Fällen dagegen fand Mathew sie in einer Höhe von 2,5, 3,5 und 5,5 m über dem Boden, so dafs zu ihrer Herstellung ein Gerüst nötig gewesen ist.

Fast immer sind die Malereien unmittelbar auf der natürlichen Oberfläche des Felsens ausgeführt, nur in einigen Fällen fand Mathew, dafs die Wand vorher mit einer Farbe bemalt war, die von der für die eigentliche Malerei benutzten abwich. In einem einzigen Falle war die Wand rot angestrichen, und darauf waren weifse Figuren gemalt.

Nach den Beobachtungen Mathews wählten die Eingeborenen für ihre Malereien solche Höhlen aus, deren Wände glatt und hart waren.

Auch die Malereien führte man auf verschiedenartige Weise aus. Es wurde die ausgebreitete Hand fest auf den glatten Felsen aufgelegt und die gewählte Farbe darüber gestrichen oder mit dem Munde darüber gespritzt. Bei einigen gröfseren Figuren scheint die Farbe mit einem Geräte, ähnlich einem Pinsel, oder mit einem Wischlappen aufgetragen zu sein. Man kann diese Methode am besten mit dem Schablonieren unserer Maler vergleichen.

Gegenstände, die mit diesen beiden Methoden nicht herzustellen waren, wie Menschen, Tiere u. s. w., wurden nur in Umrifslinien in der gewählten Farbe auf den Wänden aufgezeichnet. In einigen Fällen wurde dann die innere Fläche mit derselben Farbe vollständig angestrichen; zuweilen finden sich innerhalb der Figur auch Schatten in Form von Linien, entweder in derselben oder in zwei oder mehr verschiedenen Farben ausgeführt.

Die rote Farbe lieferte ein rotes Eisenoxyd, die weifse wahrscheinlich ein Pfeifenthon oder feine weifse Asche vom Lagerfeuer. Auch die gelben Farben wurden aus einem Eisenoxyd hergestellt, das als Thon in derselben Gegend vorkommt, wo man den Pfeifenthon und roten Ocker findet. Schwarze Farbe scheint aus Holzkohle oder Rufs hergestellt zu sein. Wurden die Farben flüssig angewandt, so wurden sie erst zu Pulver gerieben und dann mit Wasser oder tierischem Fett gemischt. Wurde die Farbe trocken angewandt, so wurden die Linien oder Flächen erst mit Fett oder Wasser angefeuchtet und die Farbe darauf gerieben. In jedem Falle wurde Wasser oder Fett benutzt, um die Farbe in die Oberfläche des Steines einzureiben und ihr gröfsere Dauerhaftigkeit zu geben. Dies ist damit vollkommen erreicht worden.

Auf unserer Abbildung sind einige Wandmalereien dargestellt, die Mathew in Höhlen von Neu-Süd-Wales aufgenommen hat.

Nr. 1 befindet sich auf einer ausgewitterten Höhlung eines grofsen Blockes von Hawkesbury-Sandstein im Kirchspiele Bulga, Kreis Hunter. Die Malerei zeigt vier Hände mit weifser Farbe auf dem Steine schabloniert; zwischen den Händen steht eine menschliche Figur in schwarzen Umrifslinien und Schattenstrichen in derselben Farbe.

Die Höhle Nr. 2 liegt im Kirchspiele Coolcalwin, Kreis Philipp. Sie befindet sich in einem grofsen isolierten Sandsteinfelsen, die Öffnung liegt nach Nordwesten, so dafs die Nachmittagssonne das ganze Jahr hineinscheint. Die Malerei zeigt 14 Hände, darunter einige mit verstümmelten Fingern, zwei sind kleiner als die übrigen; sie sind rot schabloniert; aufserdem sieht man eine Art von Schildkröte mit schwarzen Umrissen und weifser Ausfüllung. Der Fufs eines Kindes und zwei kleine gekrümmte Gegenstände (Bumerangs) vervollständigen die Malerei.

Höhle Nr. 3 liegt in demselben Kirchspiele wie Nr. 1. Die Zeichnungen befinden sich alle an der Decke und sind weifs schabloniert. Es sind 11 Hände, wovon eine sehr klein, zwei Äxte der Eingeborenen mit Stielen und zwei andere Waffen. Die Stellung der Hände und Waffen ist eine ungewöhnliche und sollte wohl etwas ganz Besonderes ausdrücken.

Höhle Nr. 4 liegt im Kirchspiele Merroo, Kreis Cook. Die Malereien bestehen aus einer Anzahl weifs schablonierter Hände, von denen zehn noch erkennbar sind, einer Axt und drei Bumerangs, gleichfalls weifs schabloniert; aufserdem sieht man eine Schlange und acht Leguane, die 0,60 m bis 1 m lang sind; sie sind mit schwarzen Umrifslinien gezeichnet und dann vollständig schwarz ausgefüllt.

Was bedeutet *NORD?*

Von Dr. C. Nörrenberg. Kiel.

II. (Schlufs.)

Wie ordnet sich nun unsere Deutung ein in das, was sonst Sprachwissenschaft, Geschichte, Archäologie und Anthropologie von der Urgeschichte unserer Gegenden behaupten?

Nach der älteren Meinung der Sprachforscher war die Urheimat der Germanen in Norddeutschland, dort vollzogen sich die grofsen Sprachänderungen, durch welche die germanischen Sprachen sich von den anderen indogermanischen schieden; dann wanderte im letzten Jahrtausend v. Chr. ein Teil der Ostgermanen nach Skandinavien: die Vorfahren der späteren germanischen Einwohner dieser Länder. Demgemäfs hätten also Nordgermanen die Namen der Himmelsgegenden geprägt und auf dem Wege des Verkehrs den übrigen Germanen übermittelt.

Nun bewies aber die Archäologie, dafs lange vor jener Zeit ein Kulturvolk die Länder um die westliche Ostsee bewohnt hat, und die Anthropologen wiesen hin auf die Ähnlichkeit der Schädel in den schwedischen und dänischen Steingräbern mit denen der heutigen Schweden und Dänen, und keine Funde deuteten auf spätere Einwanderung eines neuen Volkes. Man begann also sich der Ansicht zuzuwenden, dafs wir in eben diesem Kulturvolke der jüngeren Steinzeit und der folgenden Perioden die Vorfahren der späteren und heutigen Bewohner zu sehen hätten, und nicht nur hier, sondern der Gesamtgermanen überhaupt. Aus den Funden erschliefst sich uns ein ganz bestimmter Kulturkreis, dessen Entwickelung und Ausbreitung wir verfolgen, den wir aus archäologischen und stilistischen Merkmalen von anderen benachbarten Kulturkreisen scheiden können. Was für eine Sprache die Träger jener Kultur gesprochen, darüber verraten die vorgeschichtlichen Funde nichts. Behaupten wir, sie hätten germanisch gesprochen, so ist zu zeigen, dafs unser sonstiges Wissen um Sprach- und Stammgeschichte der Germanen hiermit vereinbar ist. Dies setzte sich Gustaf Kossinna zur Aufgabe in einem Aufsatze: Die ethnologische Stellung der Ostgermanen, Indogerm. Forschungen 7 (1897), S. 276 bis 312. Er hat dort auch die Ausbreitung des germanischen Kulturkreises für die Jahrtausende vor Christi Geburt festgelegt und schreibt S. 279:

„Südskandinavien, d. h. Schonen, Halland, Bohus, Bleking, Öland, gehört mit zur Wiege der Germanen, die am Ende der Steinzeit, d. h. am Ende der ersten Hälfte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends, bereits bis zum Nordufer des Wener und Südufer des Mälar, am Ende der Bronzezeit (um 300 v. Chr.) nordwärts bis zum Dalelf siedeln, welche Grenze erst in spätrömischer Zeit (etwa 3. bis 4. Jahrhundert n. Chr.) überschritten wird. Auf die Besiedelung Norwegens, die in vorchristlicher Zeit zwar schon sehr weit ausgedehnt, aber ungemein lückenhaft und wenig intensiv war, will ich hier nicht näher eingehen. Dagegen ist ganz Dänemark während der Stein- und Bronzezeit der eigentliche Mittelpunkt der germanischen Kultur. In Deutschland gehören Schleswig-Holstein, Mecklenburg, Westpommern bis zur Oder zu der germanischen Urheimat, die während der Bronzezeit nach Süden, Westen und vor allem nach Osten überschritten wird."

Gemäfs der älteren Ansicht, nach der also die Nordgermanen, von Süden kommend, ein bewohntes Land eroberten, hätten wir anzunehmen, dafs sie alsbald auch die besiedelten Teile von Norwegen und Schweden in Besitz genommen hätten, die das Felsenland nicht gegen Norden, sondern gegen Westen liegen haben; sie hätten also schwerlich in ihrer Hauptmasse lange Zeit so gewohnt, dafs sie das Felsenland nördlich wufsten. Nach Kossinnas Hypothese haben sie dies aber lange Zeiträume hindurch gethan, und zwar nicht nur die Nord-, sondern der gröfsere Teil der Gesamtgermanen überhaupt. Aufserdem können wir nun die Prägung der Windnamen in eine viel frühere Periode setzen, in der es uns wahrscheinlicher dünkt, dafs die alten indogermanischen Worte für Morgenröte und Abend noch lebten. In Kossinnas Hypothese ordnet sich also unsere Deutung viel leichter ein. Auch wenn eingewendet wird, das ganze Skandinavien, aufser der cimbrischen Halbinsel, den dänischen Inseln und Schonen habe als hervorstechendstes landschaftliches Merkmal eingestreute kahle Felskuppen (vgl. die Schilderung von H. Kerp, Geogr. Zeitschr. 6, 1900, Heft 3), und diese müfsten zur Erklärung von *nordan* genügen, denn d i e s e felsendurchsetzte Landschaft sei überall nördlich von Südskandinavien: selbst dann bleiben die südnorwegischen Spracherscheinungen und unsere Erklärung derselben unberührt; und wenn nichts für, so ist auch nichts gegen Kossinnas Theorie gewonnen.

Damals werden auch die grofsen Sprachwandlungen, Lautverschiebung u. s. w. noch nicht eingetreten sein, die aus einem indogermanischen Dialekte eine neue Sprache machten, Veränderungen, vor denen wir noch immer wie vor einem Rätsel stehen, da wir sie aus den Sprachtendenzen der Germanen als Indogermanen uns nicht zu erklären vermögen.

Auf diese Probleme möchte ich noch kurz eingehen.

Die Sprachwissenschaft neigt seit Karl Penka dazu, solche abnormen Wandlungen daraus herzuleiten, dafs die Träger der Sprache Angehörige anderssprachiger Völker ihrer Macht oder Kultur unterwarfen. Diese lernten dann die Sprache ihrer Herren, legten sie sich aber in ihrer Weise, nach den Geboten ihrer Sprechart und ihres Sprachgefühles, zurecht, und so entstand als Idiom der Unterworfenen, der unteren Volksschicht, eine Abart der Sprache des Herrenvolkes. Die Neuerungen dieses Idioms drangen, zumal wenn auch Volksmischung eintrat, im Laufe von Generationen in die Herrensprache ein und verbreiteten sich auf dem Wege des Verkehrs gleich einer Epidemie auch über die Teile des Herrenvolkes, das nicht zwischen dem unterworfenen fremden Volke lebte.

Wollen wir so die indogermanisch-germanischen Wandlungen erklären, so müssen wir ein Volk suchen, das mit den Germanen in vorgeschichtlicher Zeit in lang andauernder Berührung gelebt hat, und müssen in seiner Sprache Tendenzen finden von gleicher Richtung wie jene Wandlungen; und wenn wir eine Vermutung wagen, so wird dieselbe um so begründeter sein, wenn wir mehrere jener Wandlungen aus den Sprachtendenzen dieses einen Volkes gemeinsam erklären können. Wir müssen dabei beachten, dafs es eine Anzahl Sprachveränderungen giebt, die sich über die gesamten germanischen Sprachen ausgebreitet, andere, die nur die

nordischen Sprachen betroffen haben. Theoretisch läfst sich nun denken, dafs etwa jene von Süden her sich verbreiteten, oder von Südosten, d. h. dem Osten Deutschlands (dies nimmt z. B. Kossinna von der Lautverschiebung an, a. a. O., S. 295), während für die specifisch nordischen eine nördliche Verbreitungsquelle anzunehmen wäre. Man kann sich aber auch vorstellen, dafs beiderlei Änderungen, sowohl die gemeingermanischen wie die nur-nordischen ihren Ausgang nahmen von einer Gegend, die mit den Skandinaviern in Verkehr stand, und dafs die stärkere Beeinflussung des Skandinavischen ihre Ursache hat in dem Jahrhunderte längeren nachbarlichen Verkehr mit dem ursprünglichen Herde der Neuerungen. Finden wir also dort ein Volk, von dem wir annehmen müssen, es habe beim Germanisch-Lernen und -Sprechen beide genannten Gruppen von Neuerungen hervorgebracht, so steigt die Wahrscheinlichkeit der Hypothese, hier den Verbreitungsherd ermittelt zu haben.

Wir finden nun die Germanen seit vorgeschichtlicher Zeit in Berührung mit zwei Völkern, die auch heute noch die Nachbarn der Nordgermanen sind, beide der finnisch-ugrischen (turanischen) Sprachfamilie angehörig, anthropologisch aber durchaus verschieden: die Lappen und die finnisch-ehstnischen Völker. Die Lappen sind klein, brünett, bis auf den heutigen Tag Barbaren, überhaupt kulturunfähig; die Ehsten und Finnen, besonders die südwestlichen Stämme der letzteren, sind körperlich den Germanen ähnlich, allerdings wohl von anderem Gesichtstypus, breit und flach, während die Nordgermanen längliches, kräftig modelliertes Gesicht haben; sie gehören der germanisch-protestantischen Kulturwelt an, die Finnländer jedenfalls als eins der höchststehenden Glieder derselben.

Zwischen den Germanen und den lappischen und finnischen Völkern hat seit sehr alten Zeiten ein Austausch von Kulturwerten und -Worten stattgefunden, wobei die Germanen vorzugsweise die gebenden waren. Vilhelm Thomsen hat dies in seinem Buche: Über den Einflufs der germanischen Sprachen auf die finnisch-lappischen, übersetzt von E. Sievers, Halle 1870, umfassend dargestellt und die Möglichkeit nicht abgewiesen, dafs ein solcher Verkehr bereits vor der germanischen Lautverschiebung stattgehabt hat, also zu der Zeit, auf die es uns ankommt; jedenfalls deuten manche germanische Worte, die in jenen Sprachen gewissermafsen wie Versteinerungen auf uns gekommen sind, auf eine sehr alte Zeit der Entlehnung. Dabei sei für die Lappen die Quelle der Entlehnung augenscheinlich in einer nordischen Sprachgestaltung zu suchen; die Völker finnischen Stammes seien dem Einflusse verschiedener, wenn auch einander nahestehender, germanischer Sprachgestaltungen ausgesetzt gewesen, und zwar teils einer gotischen, die aber auf einer älteren Stufe gestanden haben müsse, als die, welche wir aus Wulfila kennen, teils einer nordischen, teils vielleicht einer noch älteren gemeinsamen gotisch-nordischen.

Auf das Finnische müssen wir also in erster Linie unser Augenmerk richten; es kommt alles darauf an, ob die finnische Sprache Eigentümlichkeiten und Tendenzen hat, die uns bestimmen müssen, anzunehmen, die Finnen hätten beim (Indo)germanisch-Lernen und -Sprechen Änderungen oder Neubildungen hervorgebracht, verwandt oder gleich den indogermanisch-germanischen bezw. nordgermanischen Sprachwandlungen.

Es scheint gewagt, diese Frage aufzuwerfen, denn was wissen wir vom Sprachcharakter des Finnischen vor mehr als 2000 Jahren? Hier kommen aber die germanischen Lehnwörter im Finnischen zu Hülfe; die Form, in der dieselben noch heute aufbewahrt werden, zeigt eine solche Beständigkeit des Finnischen an, dafs wir berechtigt sind, den Sprachcharakter desselben für jene Zeit im wesentlichen dem heutigen gleichzusetzen.

Da wir auch die Lautverhältnisse des Germanischen (oder vielmehr noch des von den Germanen gesprochenen indogermanischen Dialektes) einigermafsen zu konstruieren vermögen, so können wir, fast wie ein Physiker, der experimentiert, ungefähr voraussagen, wie die Finnen, die zwischen oder neben den Germanen wohnten und deren Sprache lernten, sich diese zurechtgelegt und verändert haben. Im Folgenden wird eine Reihe von Fällen aufgezählt, wo eine solche Veränderung mit mehr oder weniger Sicherheit anzunehmen ist, und jedesmal wird eine wesensähnliche Veränderung daneben gestellt, welche die Germanen mit dem Indogermanischen vorgenommen haben.

Die folgenden Zeilen können dies alles nur in knappster, andeutender Form geben und tragen durchaus den Charakter einer vorläufigen Mitteilung.

1. Das Indogermanische hatte aspirierte Medien; die Finnen kannten solche nicht, wohl aber, wenigstens im Inlaut, stimmhafte Reibelaute (Thomsen, S. 27) und werden jene durch diese ersetzt haben. Der gleiche Ersatz bildet den, wie man annimmt, ersten Akt der germanischen Lautverschiebung.

2. Der indogermanische Konsonantismus hatte die Doppelreihe *g d b*, *p t k;* die Finnen können kein *g d b* sprechen, haben aber schwaches und dazu im Inlaut starkes *p t k,* werden also jene Doppelreihe durch diese ersetzt haben. Die Germanen haben *g d b* durch *p t k* ersetzt und *p t k,* wohl durch verstärktes und dann aspiriertes *p t k* hindurch zu den entsprechenden stimmlosen Reibelauten verschoben.

3. (Beiläufig:) Die hochdeutsche Lautverschiebung begann in Oberitalien und an der Nordseite der Alpen, wo Longobarden, Alemannen und Bayern eine Urbevölkerung vorfanden und germanisierten, die, gleichviel, ob damals romanisiert oder keltisiert, von etruskisch-rhätischer Rasse war. Das Etruskische und Rhätische hatte keine *g d b.*

4. Im Finnischen gilt ein dem Indogermanischen fremdes Gesetz der Konsonantenschwächung; es wird unter bestimmten Voraussetzungen Tenuis im Auslaute der Wurzelsilbe geschwächt oder erweicht: starke Tenuis zur schwachen, *p* zu *v*, *k* und *t* anscheinend ursprünglich auch zu den entsprechenden weichen Reibelauten, vgl. Thomsen, a. a. O., S. 26 f., und zwar wie es scheint, wenn das Tonübergewicht des Vokales der Wurzelsilbe gegenüber dem Gewichte der zweiten Silbe nach Veränderung der letzteren abnimmt. Die Germanen haben, wie wir seit Karl Verners berühmter Entdeckung wissen, indogermanische *k t p* zu den entsprechenden weichen Reibelauten (statt zu den harten, oder durch diese hindurch), dazu *s* zu stimmhaftem *s* dann erweicht, wenn der nächst vorhergehende Sonant nicht den Hauptton trug.

5. Das Indogermanische hatte freie Wortbetonung; der Hauptton konnte auch auf anderen Silben als der Stammsilbe liegen. Die finnisch-ugrischen Sprachen geben den Hauptton der Wurzelsilbe, welche stets die erste des Wortes ist. Mit diesem Accent werden die Finnen auch das (Indo)germanische ausgesprochen haben. Die Germanen haben den Hauptton auf die erste Wortsilbe zurückgezogen und festgelegt.

6. Die Alliteration ist das originale Formprincip der gebundenen Rede bei den turanischen Völkern (nicht blofs den Finnen: W. Schott in Verhandl. d. Berl. Ges. f. Anthr. 1874, S. 110); sie hat die Betonung des

Wortanfanges zur Voraussetzung. Die germanische Poesie alliteriert aus gleicher Voraussetzung, vielleicht in Nachahmung der Finnen.

7. Die Finnen vermeiden im Wortauslaute einzelne Konsonanten, so das *m*, das sie in *n* verwandeln. Die Germanen ersetzen indogermanisches auslautendes *m* durch *n*.

8. Im Finnischen können Wörter nicht mit *wo* oder *wu* anlauten; die germanischen Sprachen haben *w* vor *o* und *u* abgeworfen.

Diese Gruppe von Beobachtungen betrifft das Gemeingermanische; die folgende die nordgermanischen Sprachen.

9. Im Indogermanischen konnte ein und dasselbe Wort die verschiedensten Vokale enthalten, in den finnisch-ugrischen Sprachen nicht: hier herrscht das Gesetz der Vokalharmonie, nach welchem in demselben Worte nur Vokale gesprochen werden, die eine bestimmte Klangverwandtschaft haben; dabei richten sich im Finnischen die späteren Vokale nach dem der Wurzelsilbe. Die Finnen werden beim Indogermanisch-Sprechen dem Zuge nach Vokalharmonie nachgegeben und versucht haben, die Vokale einander anzugleichen. Altnordische, insbesondere einzelne altschwedische Dialekte, kennen dieselbe progressive Vokalharmonie. Vergl. Noreen im Grundrifs d. germ. Phil. I, 2, S. 579, 580, 588, 589, 590, 592.

10. Das Indogermanische bildet das Passivum durch Flexion; die finnisch-ugrischen Sprachen durch Hinzufügung des Reflexiv-Pronomens. Ebenso das Nordgermanische, das Slavische und unter den romanischen Sprachen das Rumänische. Die Slaven haben grofsenteils finnisches Blut, die Rumänen sind zum Teil romanisierte finnische Bulgaren.

11. Die indogermanischen Sprachen setzen den Artikel, wenn sie einen gebildet haben, vor das Substantivum; die finnisch-ugrischen Sprachen fügen derartige Sprachelemente dem Worte hinten an. Das Rumänische fügt gleichfalls den Artikel dem Substantivum hinten an, ebenso von den nordgermanischen Sprachen das Schwedische, Norwegische und Dänische; das Jütische dagegen nur in den östlichsten Dialekten: auch dies läfst auf ein Eindringen der Neuerung von Osten her schliefsen.

Vorstehendes ist eine Reihe von Beobachtungen mehr oder weniger gesicherter Thatsachen, keine Hypothese. Die Hypothese lautet: Die Veränderungen des (Indo)germanischen im Munde der Finnen waren der Anstofs zu den Änderungen der Sprache der Germanen selbst.

Grundsätzliche Einwände gegen die Methode erwarte ich nicht; ich würde sonst auf Hugo Schuchardt, Slavo-Deutsches und Slavo-Italienisches, verweisen. Der Einwurf: die Ähnlichkeiten der nebeneinander gestellten Sprachvorgänge seien zufällig und äufserlich, würde für einige, besonders für 9, zugegeben werden. Jede einzelne der Beobachtungen kann die Hypothese nicht tragen; deshalb ist auch wohl Penkas Erklärung der germanischen und hochdeutschen Lautverschiebung (Origines Ariacae, S. 165 u. 169), die sich mit Punkt 2 und 3 nahe berührt, mir aber erst nach Aufstellung meiner obigen Hypothesen bekannt wurde, seiner Zeit von den Sprachforschern abgelehnt worden und in Vergessenheit geraten. Beweiskräftig sind aber in meinen Augen die Punkte: 5 (Betonung), 6 (Alliteration), 10 (Passivum) und 11 (Artikel). Gesteht man für diese den Kausalzusammenhang ein, so wird man ihn für die anderen nicht ohne weiteres verwerfen; erst das Zusammenstimmen so vieler Punkte wird überzeugend wirken.

Es handelt sich nun um Ort und Zeit. Als Thomsen sein Buch schrieb, galt noch unumstritten die Theorie von der kontinentalen Herkunft auch der Skandinavier; er mufste also das Gebiet, wo das früheste vorgeschichtliche Zusammenleben von Finnen und Germanen stattgefunden habe, auf dem Festlande suchen, und glaubte es in Mittelrufsland oder eher in den jetzigen Ostseeprovinzen zu finden. Und wenn heute die finnländischen Geschichts- und Altertumsforscher eine ziemlich späte, erst eisenzeitliche Einwanderung der Finnen in ihre jetzigen Sitze annehmen, so geschieht das hauptsächlich auf Grund von Thomsens Aufstellung. (Vgl. A. Hackman, die Bronzezeit in Finnland in: Finska fornminnes foreningens tidsskrift 17, 1897, S. 18 des Sonderabdruckes.)

Inzwischen ist aber die neue Hypothese von der Heimat der Germanen aufgetreten; Kossinna nimmt (a. a. O., S. 298) an, dafs die Goten ihre Ursitze im nordöstlichen Teile von Südschweden hatten und vorauswandernden Stämmen später nach Ostdeutschland folgten. Schliefsen wir uns ihm an, so müssen wir vermuten, die von Thomsen vorausgesetzte Berührung der Finnen und Germanen gotisch-nordischer Sprache habe an der Ostsee in der Gegend des finnischen Meerbusens stattgefunden vor der Auswanderung der Goten aus Schweden.

Dieser Annahme widerspricht jedenfalls nicht die Archäologie. In Finnland unterscheiden die Archäologen schon im Steinalter zwei Kulturkreise, einen östlichen, arktischen, dessen Beziehungen auch weiter nach Osten weisen, und einen westlichen. Die Funde des letzteren zeigen eine solche Ähnlichkeit mit den germanisch-skandinavischen, dafs hervorragende finnländische und schwedische Altertumsforscher (J. R. Aspelin und Gustaf Montelius) nicht blofs germanischen Import, sondern direkt germanische Besiedelung in Südwestfinnland seit dem Steinalter annehmen (vgl. Atlas öfver Finland, Karthladet 31, Helsingfors 1899, und den Text dazu von A. Hackman in: Fennia 17, 1899). Danach wäre also Kossinnas Angabe über die Ausbreitung der Germanen im Stein- und Bronzealter zu ergänzen, und es ist auch begreiflich, dafs sich die Germanen lieber über das klimatisch günstige Finnland ausdehnten, als über das nördlichere Schweden. Die schwedische Mundart in Nyland, dem südlichsten Küstenstriche Finnlands westlich vom Kymmeneflusse, und an der Nordwestküste Ehstlands ist ganz eigenartig, und die überwiegend schwedischen Ortsnamen in Nyland zum Teil von alter Form; und so denkt V. Thomsen (S. 19 f.) daran, dafs die dortige schwedisch sprechende Bevölkerung nicht erst seit der mittelalterlichen Eroberung Finnlands durch die Schweden, sondern seit vorgeschichtlicher Zeit dort gewohnt habe. Wenn auch die Finnen im engeren Sinne erst so spät nach Finnland eingewandert sind, wie angenommen wird, so werden doch Völkerschaften finnischen Stammes (Quänen?) seit viel früheren Zeiten Nachbarn der Schweden in Südwestfinnland, wohl auch in Nordschweden, gewesen sein.

Während Thomsen zwei ganz getrennte Perioden des Zusammenlebens von Germanen und Finnen annehmen mufste, eine in Rufsland, eine an Finnlands Küsten, haben wir nach unserer Annahme eine ununterbrochene Nachbarschaft seit den ältesten Zeiten. Dafs von hier aus die Sprachwandlungen sich über das ganze Gebiet der Germanen, auch bis Norddeutschland, verbreiten konnten, wird durch Argumente wahrscheinlich gemacht, wie sie Kossinna, a. a. O., S. 297/98 für die Ausbreitung anderer sprachlicher Neuerungen beibringt. Man nimmt an, dafs die Lautverschiebung Thüringen frühestens im 5., spätestens im 4. Jahrhundert v. Chr. erreicht hat (O. Bremer

im Grundrifs der german. Philologie, 2. Aufl., Bd. 3, S. 786); in Finnland und Schweden wird sie viel früher begonnen haben.

Unwillkürlich müssen wir hierbei die Frage nach der Urheimat der Indogermanen berühren und die Kruger-Penkasche Hypothese. Karl Penka hat bekanntlich, wie schon J. Kruger im Jahre 1845, aber unabhängig von diesem, 1883 in seinem bei allen Mängeln genialen Buche *Origines Ariacae* die Gegenden, die uns als Urheimat der Germanen gelten, als Urheimat der indogermanischen Rasse und Sprachen in Anspruch genommen. Seine Theorie wurde anfangs von den Sprachforschern rundweg abgelehnt, von den meisten noch heute; doch wird sie von Anthropologen aufrecht erhalten, vgl. A. Hedinger, Die Urheimat der Germanen, in: Neue Jahrbücher f. klass. Altert., Bd. 3, 1899, S. 568, und ein Sprachforscher wie Hermann Hirt sagt in einem Nachworte zu diesem Aufsatze (das. S. 571): „Ich würde an und für sich kein Bedenken tragen, die Urheimat der Indogermanen nach Skandinavien zu verlegen, aber sprachliche Momente erheben gegen jene Annahme Einsprache. Das Germanische weicht nämlich in seinem sprachlichen Charakter stark vom Indogermanischen ab, ich brauche ja nur an die Lautverschiebung und die Veränderung der Betonung zu erinnern, während das Litauisch-Slavische der Ursprache viel näher steht. Bei derartigen Veränderungen, wie wir sie im Germanischen finden, liegt der Verdacht nahe, dafs sie auf Sprachmischung beruhen."

Nimmt man meine Hypothese an, so fallen diese sprachlichen Einsprüche gegen die Indogermanen-Hypothese weg; die Frage ist übrigens viel zu verwickelt und schwierig, um auch nach dieser Vereinfachung schon gelöst werden zu können.

Kleine Nachrichten.

— Die Ergebnisse der unter Direktor A. Paulsen nach Island gesandten dänischen Nordlichtexpedition, welche ihr Observatorium auf dem Suburgipfel errichtete und dort überwinterte, sind namentlich in Bezug auf die Erforschung des regelmäfsigen, täglichen Ganges der Luftelektricität und deren Einflufs auf das Nordlicht von gutem Erfolg begleitet gewesen. Die „Vossische Zeitung" berichtet darüber, dafs man feststellte, dafs die elektrische Spannung der Luft von morgens bis 2 Uhr nachmittags wächst, worauf sie wieder abnimmt und am Abend und in der Nacht sehr gering ist. Nur sehr starkes Nordlicht, das sich in der Nähe des Zenits hielt, äufserte deutliche Wirkungen auf die Spannung. Auf photographischem Wege fand man im Nordlichtspektrum eine Menge neuer Linien, darunter acht in den ultravioletten Teilen des Spektrums, während man vorher nur eine kannte, die auf der Grenze zwischen dem Violetten und dem Ultravioletten liegt. Diese photographischen Experimente erforderten starkes und anhaltendes Nordlicht, und man mufste die Apparate viele Abende hindurch in Thätigkeit lassen, um nur eine einzige Photographie zu bekommen. Oft wurde die Arbeit durch bewölkten Himmel und schlechtes Wetter unterbrochen, so dafs man mitunter für eine einzige Platte gegen einen Monat brauchte. Dann hat man auf photographischem Wege wesentliche Übereinstimmungen zwischen dem Spektrum des Nordlichts und dem Spektrum des blauvioletten Lichts, das den negativen Pol in einer Geifslerschen Röhre umgiebt, die Sauerstoff und Stickstoff enthält, wahrgenommen. Ferner stellte die Expedition täglich mehrere Male Beobachtungen über das elektrische Leitungsvermögen der Luft an, und diese Untersuchungen ergaben, dafs sich negative Elektricität in der Regel viel leichter als die positive Elektricität fortleiten liefs. Diejenigen Beobachtungen, die angestellt wurden, um die Höhe des Nordlichts zu bestimmen, hatten das Ergebnis, dafs man die Nordlichter, deren Höhe gemessen wurde, als in sehr grofser Entfernung von der Erde schwebend erkannte. Die Einwirkung auf die Magnete war verhältnismäfsig unbedeutend. Oft spielte das Nordlicht in ungewöhnlich prachtvollen Farben, besonders grünen und rotvioletten.

— Über den Fang der Blaufüchse (Vulpes lagopus) auf den Pribilow-Inseln macht Lucas in Science (26. Januar 1900) bemerkenswerte Angaben. Der hohe Wert ihres Pelzwerkes hat zur Gründung von Fuchszüchtereien auf einigen Inseln der Nordwestküste von Amerika und einigen Aleuten geführt. Auf den Pribilow-Inseln im Beringmeer ist man erst in den letzten Jahren dazu übergegangen, die Tiere regelmäfsig zu füttern und zu fangen, und solche Änderungen in ihrer Umgebung zu treffen, dafs die monogamen Füchse zur Polygamie übergehen. Letzteren Versuch hat Herr James Judge auf der Insel St. Georg angestellt, welche sich durch ihre einsame Lage, Terrain und die ungeheure Menge der dort lebenden Vögel, zur Fuchszuchtstation ganz besonders eignet. Nur der Mangel an Nahrung im Winter veranlafste bisher grofse Sterblichkeit unter den Füchsen, die auch in jedem Frühjahr mit Treibeis die Insel zu verlassen suchten. Den auf den Pribilow-Inseln vorkommenden Lemming (Lemnus nigripes) haben die Füchse ganz ausgerottet, und früher frafsen sie im Winter sogar Seeigel (Strongylocentrotus drobachiensis), die sie zur Ebbezeit aufsuchten. Auch Gras fand man im Winter in ihrem Magen. Auf den aleutischen Inseln hat man die Füchse schon lange im Winter mit getrocknetem Lachs gefüttert und deshalb begann Herr Judge im Jahre 1897 die Kadaver der erschlagenen Pelzrobben einzusalzen, um sie als Fuchsfutter für den Winter zu gebrauchen, und hat damit gute Erfolge erzielt. Das Salz wurde vor der Fütterung wieder ausgelaugt. In der Fangzeit wurden in jeder Nacht zehn Pelzrobbenkadaver von den Füchsen verzehrt. Zum Fang benutzte Judge nur Kastenfallen, um nur Männchen zu töten; die Weibchen wurden freigelassen, nachdem ihnen ein Teil des Schwanzes kahl geschoren war, und die weifsen Füchse wurden sämtlich getötet. Da der Fang mit Kastenfallen immerhin etwas langsam ging, wurde später ein kleiner Kraal gebaut, dessen Thür von einem darin sich aufhaltenden Wächter mit einem Ruck geschlossen werden konnte. Die Füchse gingen ohne weiteres in diese Umzäunung hinein und es wurden 5 bis 40 Stück auf einmal gefangen. Durch eine kleine Öffnung wurden sie von hier einzeln in einen zweiten Raum getrieben, auf ihr Geschlecht untersucht und die Männchen getötet, die Weibchen freigelassen. Männchen liefs man nur so viel leben, dafs auf je drei Weibchen ein Männchen entfiel. Der Fang in der folgenden Saison war nun keineswegs geringer und man hat auch Beobachtungen gemacht, die darauf hindeuten, dafs die Füchse nicht mehr monogam leben, wozu nicht wenig beigetragen haben mag, dafs die Tiere, die früher über die ganze Insel zerstreut waren, nunmehr auf einem verhältnismäfsig kleinen Raume zusammenleben. Den Blaufüchsen scheint die sprichwörtlich gewordene Schlauheit der gewöhnlichen Füchse vollständig zu fehlen, denn manche wurden fünfmal in einer Fangzeit in den Fangraum gefangen, einige davon sogar zweimal innerhalb 10 Minuten. Vorsichtsmafsregeln, wie sie deshalb zum Fang der gewöhnlichen Füchse der Jäger beobachten mufs, sind beim Blaufuchs ganz unnötig. Der Pelz der Blaufüchse wird übrigens nicht mit zunehmendem Alter besser, wie man bisher glaubte, sondern die ein- und zweijährigen Exemplare haben den besten Pelz. — In der Saison 1898/99 wurden auf St. Georg 368 männliche Blaufüchse getötet und 110 freigelassen und 389 Weibchen gefangen und freigelassen; aufserdem wurden 18 weifse Füchse beiderlei Geschlechts getötet. An einem einzigen Abend wurden 246 gefangen und 61 davon getötet.

— Über die Flora des Kaukasus machte in der Sitzung vom 19. (31.) Januar der Russischen Geographischen Gesellschaft in St. Petersburg der Professor der Botanik N. J. Kusnezow einige Mitteilungen, die sich auf seine eigenen Forschungen und neuere Arbeiten anderer Gelehrten gründen. Kusnezow selbst hat seine Arbeiten 1888 mit Unterstützung der Geographischen Gesellschaft begonnen und drei Jahre hintereinander im Kubangebiete und Schwarzen Meer-Gouvernement gearbeitet. Das letztere besuchte er 1894 noch einmal. Die gesammelten Daten machten es ihm

möglich, schon damals drei Thesen aufzustellen: 1. dafs die Flora des westlichen Kaukasus nicht einen Teil der Mittelmeerflora bildet, sondern ihren besonderen, selbständigen Charakter hat; 2. dafs diese Flora dem Anscheine nach der Überrest einer älteren tertiären Vegetation ist, und 3. dafs sie einen Ableger dieser alten Flora bildet und direkt von ihr abstammt. Inzwischen hat nun Kusnezow nach dem vorhandenen Material drei Pflanzenfamilien ausführlich bearbeitet, deren eine die Wald-, die andere die Berg- und die dritte die Steppenflora charakterisiert. Dadurch sind die früher ausgesprochenen Thesen noch mehr bestätigt worden: im Kaukasus kommen Formen der mitteleuropäischen Vegetation fast gar nicht und solche von der des Mittelmeeres nur in sehr geringer Anzahl vor; aber dafür sind alte Pflanzentypen und Muster der Flora Asiens vorhanden. Kusnezow hält es für wünschenswert, dafs die Forschung auch auf den Kleinen Kaukasus ausgedehnt werde. P.

— Tierschutz in Afrika. In London ist zwischen den beteiligten Mächten ein Abkommen getroffen worden, eine gewisse Anzahl von Tierarten in Afrika, deren Erhaltung man als nützlich erkannt hat, zu schützen. Die Zone, auf welche die Beschlüsse Anwendung finden sollen, wird im Norden vom 20. Grade nördl. Br., im Süden vom Laufe des Sambesi und der nördlichen Grenze von Deutsch-Südwestafrika begrenzt. Wegen ihrer Nützlichkeit sollen geschützt werden die Geier und Eulen; wegen ihrer Seltenheit und der Gefahr ihres Aussterbens die Giraffe, der Gorilla, der Schimpanse, das Bergzebra, die Wildesel, das Weifsschwanzgnu, die Elenantilope, das kleine Flufspferd von Liberia. — Noch nicht erwachsene Tiere oder Weibchen, die noch von Jungen begleitet sind, folgender Tierarten: Elefant, Rhinozeros, Flufspferd, Zebra, Büffel, Antilopen, Gazellen und Steinböcke, dürfen nicht erlegt werden. Erwachsene Tiere dieser Arten, sowie Wildschweine, Pelzaffen, Ameisenfresser, Dujongs, Lamantins, kleine Katzen, Serval, Gepard, Schakale, kleine Affen, Straufse, Marabuts, Silberreiher, Trappen, Francolinhühner, Perlhühner und anderes Wild, sowie die grofsen Schildkröten dürfen nur in beschränkter Anzahl getötet werden. — Schädliche Tiere, wie Löwe, Leopard, Hyäne, Hyänenhund, Fischottern, Hundskopfaffen, die grofsen Raubvögel (mit Ausnahme der Geier und Eulen), Krokodile, Giftschlangen und Pythonarten sollen möglichst vermindert werden. Als Mafsnahmen zur Erreichung der gesteckten Ziele sind unter anderen in Vorschlag gebracht die Einrichtung bestimmter Jagdzeiten für die verschiedenen Tierarten, das Ausstellen von Erlaubnisscheinen zur Jagd, die Einrichtung von Tierreservationen, das Verbot des Gebrauchs von Dynamit zum Fischfang und die Wegnahme von Elefantenzähnen, die weniger als fünf Kilogramm wiegen.

— In einem Vortrage über die Geschichte des Waldes im Netzedistrikte betont Hollweg (Histor. Ges. für den Netzedistrikt in Bromberg 1900), dafs sich dafür drei nicht nur zeitlich, sondern ebenso sehr sachlich wesentlich verschiedene Abschnitte ergeben. Der erste umfafst die alte und ältere, die polnische Zeit bis zur ersten preufsischen Besitznahme 1772. Man darf ihn als die Zeit des wirtschaftslosen Naturwaldes charakterisieren. Ihm schliefst sich als ein zweiter Abschnitt die Zeit von 1772 bis etwa 1816 an, eine durch innere und äufsere Ereignisse verhängnisvolle Übergangszeit. Den dritten Abschnitt bildet die Zeit von 1816 bis heute: die Zeit des Beginnes und der allmählichen Entwickelung einer methodischen, geregelten Waldwirtschaft. Gegenüber den 80000 Morgen Blöfsen im Jahre 1817 giebt es deren in unseren heutigen Wäldern, aufser denjenigen Hiebflächen, welche nicht sofort hinter der Axt kultiviert werden können, überhaupt nicht mehr. Von den seit etwa 20 Jahren angekauften 50000 Morgen Ödländereien sind 50,6 Proz. aufgeforstet. Die vielfach noch nicht ganz nach Gebühr gewürdigten Kiefernwälder im Netzedistrikte stellen ein namentlich für die absehbare Zukunft hoch wertvolles wirtschaftliches Gut dar, ihnen wohnt kulturell wie finanziell eine hohe Bedeutung inne.

— Schon früher konnten wir einmal auf die Mitteilungen verweisen, die Fred Carey über die Verhältnisse in den chinesischen Schanstaaten machte; jetzt liegen Reiseberichte des Forschers aus demselben Gebiete vor (Geographical Journal 1900, p. 486), die eine Fülle belangreicher ethnographischer Einzelheiten enthalten, die sich auf den I Bang- und I Wu-Theedistrikt sowie Meng-Lien beziehen. Die Bewohner der Schanstaaten sind in eine Unzahl von Stämmen zerspalten, die sich manchmal nur durch Kleinigkeiten in Kleidung und Sprache unterscheiden, während anderseits auf den ersten Blick sehr abweichende Stämme sich später als eng zusammenhängende herausstellen. Im ganzen dürften nach Careys Meinung unter den Ureinwohnern von Yün-nan und Indochina höchstens vier ursprünglich verschiedene Völker vorhanden gewesen sein, die sich aber nachher zum Teil in mannigfaltigster Weise durch Ineinanderheiraten vermischten. Nach Warrington Smythe in der anschliefsenden Debatte geäufserten Ansicht dürften sich dieselben übrigens sogar auf zwei Hauptteile zurückführen lassen, die Ka (Wonl), die als die Urbewohner gelten können, und die Schans, die die Chinesen Pa-I nennen, während sie sich selbst den Namen Ta-I geben. Es ist hier noch ein weites Feld für künftige Forschung, auf dem Carey vielversprechende Anfänge gemacht hat durch Sammlung von Vokabularien, Typen, Photographieen, Bekleidungsgegenständen, die auf der Pariser Weltausstellung teilweise ausgestellt sind, sowie von Notizen über Handel und Verkehr, Sitten und Gewohnheiten, mit Hülfe von Erkundung sogar aus solchen Gegenden, wie der der Kopfjäger im Kawagebiet, die heutzutage für mit kleinem Gefolge reisende Europäer, wie Carey, noch nicht zugänglich sind.

— Die Zeitrechnung der alten Germanen erörtert Bilfinger im Progr. d. Eberhard-Ludwigs-Gymn. zu Stuttgart 1899 und zieht zunächst das altnordische Jahr in den Kreis seiner Betrachtungen. Diese ergeben, dafs das isländische Jahr ein mittleres Osterjahr war. Alle fünf bis sechs Jahre wurde eine volle Woche eingeschaltet, um 52 Wochen der gewöhnlichen Jahre mit der Wahrheit in Übereinklang zu bringen. Die isländische Schaltung ist mit der Osternhaltung übereinstimmend. Sumarmál, Sommerbeginn, fällt mit dem mittleren Osterdonnerstag zusammen. Die eigentümliche Lage aller übrigen Jahrpunkte ist durch die christliche Osterregel bedingt. Auch die Fahrtage erweisen sich als eine Funktion der Osterregel. Es sind vier Tage: sie beginnen mit dem Donnerstag, da sechs Wochen vom Sommer vorüber sind, und hören mit dem darauffolgenden Sonntag auf. Dieser Sonntag ist der mittlere Pfingstsonntag; der Donnerstag, mit dem die Fahrtage beginnen, der mittlere Semiktag. Wenn die Isländer ein politisches und ein landwirtschaftliches unterscheiden, anderseits ein kirchliches aufweisen, so verhält die Sache sich so: Nach kirchlicher Auffassung hätte der Sommer mit dem faktischen Osterdonnerstag begonnen, der in einem Zeitraume von fünf Wochen hin- und herschwankt. Da nun mit dem Sommer auch das politische und landwirtschaftliche Leben begann, so waren in ihnen alle Handlungen, sofern sie an ein bestimmtes Schema gebunden werden sollen, denselben Schwankungen ausgesetzt. Deshalb wählte man ein für allemal den mittleren Osterdonnerstag zum Sommerbeginn; das politisch-landwirtschaftliche Jahr ist also nur der mittlere Durchschnitt des kirchlichen Jahres. Die Urheber des isländischen Kalenders haben das Jahr in 52 Wochen oder in 12 Monate und 4 Tage geteilt. An eine Datierung durch Bezeichnung der Monatstage in unserem Sinne waren die Isländer zur Zeit der Einführung des Christentumes sicherlich nicht gewöhnt. Die allgemeine Frage, ob die germanischen Völker bereits vor Einführung desselben die siebentägige Woche nicht nur kannten, sondern auch sich derselben zum Zwecke der Zeitrechnung bedienten, bleibt noch unentschieden. In der isländischen Poesie treten aber die Wochentage erst seit Olof dem Heiligen auf. Sicherlich sind in dem isländisch-norwegischen Kalender noch Überreste der vorchristlichen Zeitrechnung enthalten, deren nähere Untersuchung noch aussteht. Der Zusammenhang des isländischen Wochenjahres mit der beweglichen Festzeit des christlichen Kalenders wird weder in der Sagenlitteratur, noch in den komputistischen Abhandlungen der Isländer irgendwo angedeutet; gegenwärtige Zustände wurden eben kritiklos in die Sagen der Vergangenheit getragen.

— Die paläolithische Fundstelle von Lac Karâr in Algier. Ein junger französischer Geologe, Herr L. Gentil, hat in den letzten Jahren wiederholt auf dem Grunde eines kleinen, Karâr genannten Sees bei Montagnac (Provinz Oran) bearbeitete Steine gefunden, die ganz gleiche Formen wie die bekannten paläolithischen Formen von St. Acheul hatten. Mit ihnen fand er schlecht erhaltene Knochenreste, unter denen aber solche von Elefanten und Flufspferden mit Sicherheit erkannt werden konnten. Marcellin Boule giebt über diese Funde in l'Anthropologie (Tome XI, 1900, p. 1 ff. et Pl. I et II) einen Bericht, welchem wir das Folgende entnehmen: Steininstrumente, die mehr oder weniger die Formen der paläolithischen Geräte von Frankreich und England zeigen, werden in Afrika immer zahlreicher gefunden, doch sind die meisten Stücke Einzelfunde, über deren Alter man streiten kann, da keine stratigraphischen oder paläontologi-

schen Beweismittel für ihr Alter vorliegen. Solche sind aus Afrika nur für die Station Palikao oder Ternifine vorhanden, und daher hat die neue Fundstelle von Lac Karâr hohen Wert. Der See ist ein natürliches Wasserbecken, nur etwa 36 m lang und 27 m breit, in dem sich aus der Tiefe aufsteigende Wässer ansammeln. Er liegt merkwürdiger Weise auf der Spitze eines 330 m hohen Kalkplateaus, das sich am rechten Ufer der Tafna erstreckt und die Temperatur seines Wassers beträgt 31°, oder 15° mehr als dasjenige der gewöhnlichen Quellen dieser Gegend. Ehemals war der See gröfser und füllte die ganze Mulde von etwa 100 m Durchmesser an. Er ist wiederholt gereinigt worden, und in dem dabei zu Tage geförderten Material, einem sehr pyrithaltigen, aus der Tiefe stammenden Sand oder Kies fand Gentil in den Jahren 1894 und 1898 die Tierknochen und die vom Menschen zugeschlagenen Steine, die von Konkretionen von Eisenpyrit umhüllt sind. Einzelne Stellen dieser auf dem Boden des Sees gefundenen Steingeräte zeigen feinen Schliff, was Boule auf die fortwährende Reibung von Sandpartikelchen, die von dem aufsteigenden Wasser bewegt werden, zurückführt. Die mit den Steingeräten gefundenen Knochen und Zähne sind ganz mit Pyrit imprägniert. Boule konnte folgende Tiere nachweisen: Reste von Elephas atlanticus einer diluvialen Art, die Pomel nach Resten von dem paläolithischen Fundort Ternifine bei Mascara in Algier beschrieben hat; Mahlzähne weisen auf die Anwesenheit von Rhinoceros mauritanicus oder Rhinoceros simus hin. Zähne dieser Arten sind auch früher bereits an verschiedenen Stellen im Diluvium Algiers gefunden worden; Zähne von Equus mauritanicus, die sehr den Zähnen von Equus stenonis des europäischen Pliocäns oder denen der jetzigen Zebras ähneln. Auch Zähne der jetzt noch lebenden Arten: Hippopotamus amphibius, Sus scrofa, Cervus elaphus, Connochaetes gnu, Ovis sp. sowie von Bubalus antiquus und Alcelaphus sp. wurden gefunden.

An Steingeräten erhielt man allein 200 grofse, gut bearbeitete Stücke, von denen Boule eine Anzahl in vorzüglicher Abbildung seiner Arbeit beigegeben hat; es sind hauptsächlich mandel- und lanzettförmige Stücke, wie sie von Chelles, St. Acheul, Toulouse und andern paläolithischen Fundorten allgemein bekannt sind. Sie bestehen in der Hauptsache aus Quarziten der Gegend von Traras und Beni-Saf oder quarzreichen Sandsteinen des oberen Eocäns. Aufserdem fanden sich viele kleine Geräte aus Feuerstein von verschiedener Gröfse; ein Stück von 21 cm Länge und 8 cm Dicke wiegt fast 2 kg, ein anderes mandelförmiges von 7,4 cm Länge und 2,4 cm Dicke wiegt nur 75 Gramm. Diese Geräte aus Feuerstein sind viel kleiner und meistens sehr abgenutzt; es sind Pfeilspitzen und Schaber verschiedener Form, die Boule auch für gleichaltrig mit den grofsen Quarzitgeräten hält, während Pfeilspitzen mit Flügelfortsätzen und eine polierte Axt, die Herr Gentil in der Nähe von Lac Karâr gefunden hat, seiner Ansicht nach neolithisch sind.

— Am 22. April d. J. starb in Paris der berühmte Zoologe und Direktor des zoologischen Museums, Alphonse Milne Edwards, seit 1897 Präsident der Pariser Geographischen Gesellschaft. Geboren am 13. Oktober 1835 zu Paris, begann der Verstorbene als Assistent seines Vaters, des berühmten Naturforschers Henri Milne Edwards, seine wissenschaftliche Forschungsthätigkeit schon frühzeitig. In den Jahren 1880 bis 1883 beteiligte sich Milne Edwards an den Expeditionen des Travailleur und Talisman zur Tiefseeforschung des Mittelmeeres und des östlichen Atlantischen Oceans; für sein wichtiges Werk über dieselben erhielt er 1884 die grofse Goldene Medaille der Pariser Geographischen Gesellschaft. In der französischen Gelehrtenwelt nahm der Verstorbene einen hervorragenden Platz ein. W. W.

— Im Alter von 63 Jahren starb am 3. Juni 1900 zu St. Petersburg Alexander Jonin, welcher von 1883 bis 1889 russischer Gesandter in Rio de Janeiro war. Seinen langen Aufenthalt in Südamerika benutzte er zu weiten Reisen, als deren Frucht ein dreibändiges Werk erschien: Durch Südamerika, Reise- und Kulturhistorische Bilder. Ins Deutsche übersetzt von M. v. Pezold, Berlin 1895. Es umfafst Reisen in den Pampas, an der Magelhansstrafse, durch Chile, die Cordilleren, Peru, Bolivia und durch die Urwälder des Amazonenstromes.

— Wenn auch etwas verspätet, so soll doch auch an dieser Stelle noch des am 16. März d. J. in Kiel verstorbenen Prof. Dr. Gustav Karsten gedacht werden. Geboren am 24. November 1820 zu Berlin, wurde er bereits 1847 Professor der Physik und Mineralogie an der Universität in Kiel und entfaltete hier während seines langen Lebens eine vielseitige Thätigkeit. Auch für die schleswig-holsteinische Landesforschung zeigte er viel Interesse. Seit der 1870 erfolgten Einsetzung der Kommission zur wissenschaftlichen Untersuchung der deutschen Meere in Kiel ist er das geschäftsführende Mitglied derselben gewesen und bearbeitete in den Berichten der Kommission die Physik der Meere; ebenfalls war er Mitarbeiter an dem Werke über „Die Forschungsreise S. M. S. Gazelle“ (1888). W. W.

— Dr. Ulrich Jahn, verdient um die deutsche Volkskunde, verstarb am 20. März 1900 zu Berlin. Er war geboren zu Züllchow in Pommern am 15. April 1861, wurde Gymnasiallehrer zu Berlin (1885 bis 1892) und führte in der letzten Zeit ein unruhiges, abwechselungsreiches Leben. Mit einer Arbeit über „Deutsche Opfergebräuche bei Ackerbau und Viehzucht“ (1884) führte er sich in die Wissenschaft ein. In Weinholds „Zeitschrift des Vereins für Volkskunde“ und den Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft sind verschiedene volkstümliche Arbeiten Jahns veröffentlicht. Sein umfangreichstes Werk „Volkssagen aus Pommern und Rügen“ erschien 1886 zu Stettin. Ein eingehender Nekrolog von Karl Weinhold steht in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 1900, Heft 2.

— Mit Frank Hamilton Cushing, welcher am 10. April 1900 zu Washington starb, ist einer der thätigsten amerikanischen Ethnographen heimgegangen. Von frühester Jugend an hat er sich eingehend mit den Indianern Nordamerikas beschäftigt und schon 1875, als er erst 18 Jahre alt war, erhielt er vom Nationalmuseum den Auftrag, ethnographische Sammlungen unter den Indianern anzustellen. Von 1879 bis 1885 lebte er unter den Zuñi-Indianern Neumexikos, lernte deren Sprache und erforschte deren Überlieferungen; so sehr wufste er das Vertrauen dieser Indianer zu erwerben, dafs er unter ihre Priester aufgenommen und zu ihrem Kriegshäuptling erwählt wurde. Im Jahre 1881 entdeckte Cushing die Ruinen der „Sieben Städte von Cibola“, machte Ausgrabungen in ihnen und in den grofsen Ruinen des südlichen Arizona. Im Jahre 1895 fand er die Reste der alten Küstenbewohner von Florida auf und führte im Jahre darauf eine Expedition zur Erforschung dieser alten Küchenabfälle und Muschelhaufen aus. Cushing war Beamter des Bureau of American Ethnology zu Washington, in dessen Annual Reports er die wichtigen Arbeiten über Zuñi-fetische (II. Report), die Töpferei der Pueblos (IV. Report) und die Zuñi-Schöpfungssagen (XIII. Report) veröffentlichte.

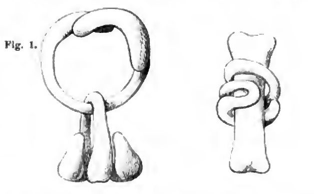
— Das Maiheft des Geographical Journal bringt den Bericht von Mackinder, dem ersten, welchem die glückliche Besteigung des Kenia bis zur Spitze gelang. Nach einer Reihe von Zwischenfällen gelangte er an den Fufs des einen hochalpinen Eindruck machenden Berges, der zwei Gipfel aus grobkrystallinem Gestein (Nephelinsyenit nach Gregory) besitzt, die durch einen NW bis SO streichenden Grat verbunden sind. Der nordwestliche ist etwa 10 bis 15 m höher, seine Höhe wurde nach Aneroidmessungen zu 17 200′ bestimmt (5243 m), gegen 19 000′, die Höhnel gefunden hatte. Durch einen breiten, verschneiten Sattel, von dem nach NO und SW die beiden etwa 1,5 bis 2 km langen Hauptgletscher des Kenia entspringen, mit den Hauptgipfeln verbunden, liegt etwa $1\frac{1}{2}$ km SO ein anderer, 300 m niedrigerer Pik, Lenana genannt, der von überall in der Umgebung ebenfalls als hervorragender Punkt im Gesichtsfelde hervortritt. Der erste Versuch, den Hauptgipfel zu erreichen, mifslang, bei dem zweiten Versuch glückte es, zum Teil über Fels, zum Teil über die oberen, stark geneigten Teile der kleinen Hängegletscher, deren etwa 10 bis 15 vorhanden sind, den höchsten Punkt zu betreten. Es ist, wie die mitgeteilte Photographie zeigt, ein charakteristischer Blockgipfel, aus meist sehr grofsen, übereinander getürmten Felsblöcken bestehend, ähnlich manchen Blockgipfeln der Alpen. Eine anschliefsende Rundtour durch die oberen Enden der am Berge entspringenden Thäler rings um den Berg herum verschaffte eine grofse Anzahl Aufschlüsse über die heutige, sowie die frühere, bedeutendere Vergletscherung des Berges, die sich durch Rundhuckel, alte Moränen und ähnliches nachweisen liefs. Auch kleine Seen und trockene Seeböden finden sich in diesen obersten Thalenden. Aufserdem wurde bei dieser Gelegenheit eine ziemlich genaue Planskizze des Berges und Umgebung auf dem Mefstisch mit Benutzung einer an der Westseite gemessenen und durch Triangulierung verlängerten Basis aufgenommen, während die sonstige Reiseroute in der gewöhnlichen Weise durch Prismenkompafs und Uhr festgelegt wurde.

— **Eindeichungen in Süderdithmarschen.** Im 73. Bande des „Globus", S. 359 ff. habe ich über die Zunahme des Marschlandes an der Küste Süderdithmarschens und die beabsichtigte Eindeichung neuer Köge berichtet. Im Laufe des Jahres 1899 ist die Eindeichung des gröfsten dieser Köge mit einem Aufwande von etwa 600000 Mk. fertiggestellt; er umfafst zum Teil ältere Sommerköge (den Alten Steert-, den Neuen Steert- und den Rathjensdorfer Sommerkoog), zusammen fast 300 ha, aufserdem noch gegen 250 ha bisher nicht durch Sommerdeiche geschütztes Aufsendeichsland. Der Koog hat den Namen „Kaiserin Augusta Viktoria-Koog" erhalten. Die Namen der jetzt den Südwesten Dithmarschens bildenden Köge sind sämtlich dem Herrscherhause entnommen: Der Sophien-Koog (1718) ist benannt nach der Königin Anna Sophie, der Gemahlin Friedrichs IV. von Dänemark, der Kronprinzen-Koog (1785 bis 1787) nach dem Kronprinzen von Dänemark (später Friedrich VI.), der für seinen geistesschwachen Vater regierte, der Christians-Koog (1845) nach Christian VIII., der Friedrichs-Koog (1854) nach Friedrich VII. von Dänemark; die beiden neuesten Köge sind der Kaiser Wilhelms-Koog (1873) und der jetzt gewonnene. Der Koog ist in den letzten Wochen verkauft worden; 445 ha guten, zur Ackerwirtschaft geeigneten Landes wurden in Parzellen von 0,25 bis 15 ha aufgeboten. Der gröfste Teil ist von den umliegenden Landleuten erworben; vorläufig wird nur ein gröfserer Hof im Kooge selbst aufgerichtet, das meiste Land wird von den aufserhalb Wohnenden beackert oder als Weideland benutzt werden. Der Preis ist für die jetzigen Verhältnisse nicht gering: 2800 bis 3000 Mark pro Hektar. Die Eindeichung des in dem genannten Artikel auf der Skizze mit B bezeichneten Kooges, und zwar durch einen Sommerdeich, hat vor kurzem begonnen. R. Hansen.

— **Erdmagnetische Beobachtungen in Dar-es-Salam.** Dr. Hans Maurer hat während der Jahre 1896 bis 1899 regelmäfsige Beobachtungen der drei Elemente des Erdmagnetismus — Deklination, Horizontalintensität und Inklination — durchgeführt, über die er in den Veröffentlichungen aus dem Archiv der deutschen Seewarte (Bd. XXII, 1899) Aufschlufs giebt. Zum Vergleich herangezogen werden die Feststellungen auf Mauritius und in Batavia. Wir heben hier einiges aus den Bemerkungen über die Deklination hervor. Danach weist die mittlere Jahreskurve an allen drei Orten ein Maximum zwischen 9 und 10 Uhr vormittags, ein Minimum zwischen 2 und 3 Uhr nachmittags auf, dem am Abend ein viel schwächer ausgeprägtes Maximum und in der Nacht ein zweites Minimum folgen. Das Hauptmaximum verschiebt sich in den Wintermonaten (April bis September) nach dem Morgen, im Sommer (Oktober bis März) nach dem Mittag hin. Die durchschnittlich gröfsten Tagesschwankungen scheinen in Dar-es-Salam im Winter aufzutreten, und zwar zwischen dem Hauptmaximum und dem stark vertieften Minimum des Morgens. In Batavia und auf Mauritius ist das nicht der Fall. Was die absoluten Deklinationsbestimmungen anlangt, so ergab sich die überraschende Thatsache, dafs die Säkularänderung in jenen drei Jahren den Betrag von —11′ jährlich erreichte gegen —6′ für 1892 bis 1895, und es gewann den Anschein, dafs dort das Maximum der Säkularänderung schon vorbei ist. Einen gröfseren Wert als von 11′ im Jahre, wie er hier für einen Zeitraum von nur drei Jahren festgestellt worden ist, findet man zwischen den beiden Polarkreisen nur in Nord-Kanada, wo eine solche Erscheinung schon durch eine geringe Veränderung der Lage des magnetischen Nordpols erklärt wird. Auch in Mauritius zeigt die Säkularänderung in der letzten Zeit die Tendenz zum Wachsen, in Batavia war das Entgegengesetzte der Fall. Über diesen Punkt wären weitere Beobachtungen von Wert.

— **Niveauschwankungen im Nicaraguasee?** Prof. Heilprin hatte im „Scientific American" auf die Thatsache verwiesen, dafs die Angaben der verschiedenen Beobachter über die Meereshöhe des Nicaraguasees seit mehr als einem Jahrhundert immer niedriger geworden seien: so hatte 1781 Gallisteo sie mit 41,6 m, Baily 1838 mit 39 m, Childs 1852 mit 33 m und neuere Beobachter sie im Durchschnitt mit 31,7 m gefunden. Heilprin hatte ferner gemeint, dafs diese Unterschiede nicht auf Ungenauigkeit der Messung, sondern darauf zurückzuführen seien, dafs der Spiegel des Nicaraguasees im Sinken begriffen sei, und eine Stütze für diese Annahme auch darin gesehen, dafs der aus dem Managuasee kommende in den Nicaraguasee einfliefsende Tipitapa seine Mündung aus einem tiefen Ästuar in eine flache Lagune verwandelt hat. Mit Rücksicht auf das Kanalprojekt ist die hier aufgeworfene Frage für die Amerikaner von höchstem praktischen Interesse; denn es ist klar, dafs solche Schwankungen, die in nur 14 Jahren 6 m betragen, für den Bau des Kanals und sein Bestehen von einschneidender Bedeutung sein müssen. Es hat nun L. W. Hayes von der geologischen Landesaufnahme der V. St., der selber mit Studien und Vermessungen am See beschäftigt gewesen ist, den Nachweis zu führen versucht, dafs weder von einer andauernden Senkung noch von anderen als den üblichen jahreszeitlichen Schwankungen im Nicaraguasee die Rede sein kann. Hayes (im „Nat. Geogr. Mag." 1900, S. 156) meint, es kämen für ein etwaiges Sinken des Niveaus als Ursachen in Betracht: eine Senkung des ganzen Isthmus, eine Senkung des Sees allein oder eine Bettvertiefung des San Juan, des Seeabflusses. Alle drei Voraussetzungen treffen nach Hayes nicht zu. Weder hat man an der pacifischen noch an der atlantischen Seite jemals Schwankungen der Küste wahrgenommen, und die Beschaffenheit der dortigen Flufsmündungen deutet auf seit Jahrhunderten stabile Verhältnisse hin. Ebenso wenig finden sich am See selber Spuren einer Senkung; denn am felsigen Südwestufer vermifst man Strandlinien oder alte Angriffsflächen der dort stark brandenden Wellen, während anderseits die Flüsse des Nordufers alle in flachen Deltas münden. Die Bildungen an der Mündung des Tipitapa aber würden durch den Wechsel in der Wassermenge dieses Flusses hervorgerufen, der durch die Verhältnisse im Managuasee bedingt wird. Endlich fliefst auch der San Juan nach seinem Austritt aus dem Nicaraguasee in einem ganz flach in dem von ihm überschwemmten Alluviallande eingegrabenen Bett, während der Flufs durch etwaiges Sinken des Wasserspiegels im See gezwungen gewesen wäre, sich ein tieferes Bett zu graben. Hayes glaubt auch, dafs die Vulkane von Costa Rica und Nicaragua wohl kaum je den Kanal alterieren würden, da sie zu weit ablägen, und man aus historischer Zeit nicht von Ausbrüchen und Erdbeben wüfste, die die Gegend des zukünftigen Kanals in Mitleidenschaft gezogen hätten. — Diese Möglichkeit scheint uns indessen noch nicht genügend beachtet worden zu sein.

— **Über einige merkwürdige vor- und frühgeschichtliche Altertümer Mährens** berichtet Prof. A. Rzehak in der Zeitschrift des Vereins für die Geschichte Mährens und Schlesiens (3. Jahrg., 1899, S. 1 bis 31). Eine besonders merkwürdige Form von goldenen Ringen wurde in der Umgebung des Ortes Dobrotschkowitz, in der Nähe von Brankowitz, einer Station der Wlarapafsbahn, gefunden. Wie aus den nebenstehenden Abbildungen — die wir der Abhandlung entnehmen — ersichtlich ist, bestehen dieselben aus einem ziemlich langen, ursprünglich gegossenen, später aber auch mit dem Hammer bearbeiteten Goldstabe, der an dem einen Ende nur einfach, an dem anderen jedoch zweimal verdickt war, in der Art, wie es die Abbildung zeigt. Das doppelt verdickte Ende wurde zurückgebogen, und endlich der Stab so zusammengerollt, dafs die drei


Fig. 1.

Verdickungen nebeneinander zu liegen kamen (Fig. 1). Durch eine derartige Formung des Ringes ist man im stande, mit verhältnismäfsig wenig Material einen bedeutenden Effekt hervorzubringen. Ganz gleiche Ringe sind in den Gräberfeldern von Koban und Mzchet im Kaukasus gefunden, ebenso in Ungarn, welche Olshausen als ungarische Noppenringe beschrieb, die auf die ältere Metallzeit beschränkt sind und in der La-Tène-Epoche nicht mehr vorkommen sollen. Über die Fundverhältnisse dieser mährischen Ringe ist leider nichts Sicheres bekannt geworden. Prof. Rzehak nimmt an, dafs sie kaukasischen Ursprungs sind und als Fingerringe gedient haben.

Verantwortl. Redakteur: Dr. R. Andree, Braunschweig, Fallersleberthor-Promenade 13. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.



